







Geschichte der Jesuiten
in den Ländern deutscher Zunge

Von

Bernhard Duhr S. J.

Vierter Band:

Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge
im 18. Jahrhundert

Zweiter Teil



München-Regensburg
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz
1928

Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge

im 18. Jahrhundert

Von

Bernhard Duhr S. J.

Zweiter Teil



München-Regensburg
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz
1928

Druck der Verlagsanstalt vorm G. J. Manz in München-Regensburg.
Printed in Germany

Inhalts-Verzeichnis.

Zweiter Teil:

Die Leistungen.

Seite

Erstes Kapitel: **Schulen und Studien** . . . . 1—75

Allgemeiner Stand der Studien 1. — Die Fächer an den Jesuitenschulen 5. — Reformbestrebungen 26. — Oesterreich 26. — Bayern 38. — Franken 59. — Niederrhein 71.

Zweites Kapitel: **Auf der Schulbühne** . . . . 76—100

Andauernde Beliebtheit 76. — Schwierigkeiten 76. — Verhältnis zur französischen Tragödie: Die drei Einheiten 76. — Mahnungen 77. — Stoffe 79. — Kulturelle Einwirkung 79. — P. Adolph 79. — P. Pogatschnigg 80. — P. Maurisperg 80. — P. Hueber 81. — P. Friz 82. — P. Claus 82. — P. Weitenauer 84. P. Zimmermann 84. — P. Crauer 84. — P. Mederer 85. — P. Seidl 87. — P. Callenbach 88.

Drittes Kapitel: **Das Schrifttum** . . . . 101—158

Schwierigkeit einer erschöpfenden Darstellung 101. — Leistungen 101. — Niederrhein 101. — Oberrhein 106. — Oberdeutschland 117. — Oesterreich 129. Ordensgeschichte 146. — Zeitschriften 150.

Viertes Kapitel: **Die Kanzel** . . . . 159—189

Predigt: P. Kellerhaus 159. — P. Zenegg 163. — P. Pauli 163. — P. Hebel 163. — P. Wurz 166. — P. Ruoff 167. — P. Mändl 170. — P. Hueber 170. — P. Höger 171 [2]. — P. Heim 171. — P. Winter 173. — P. Venedien 173. — P. Zurmühlen 174. — P. Hunolt 175. — Kontroverspredigten 177. — Katechese: Ausdehnung 185. — Methode 185. — Katechismen 186. — Hilfsmittel 189.

Fünftes Kapitel: **Die Volksmissionen** . . . . 190—259

Neuer Aufschwung 190. — Die italienische Methode 191. — Weitere Entwickelung 204. — Niederrhein 204. — Oberrhein 206. — Bayern 216. — Schweiz 229. — Vorarlberg und Tirol 231. — Oesterreich 237. — Katechetische Mission 238. — Salzburg 245. — Methode und Hindernisse 251. — Erfahrungen und Erfolge 257.

Sechstes Kapitel: **Exerzitien** . . . . 260—271

Aufschwung 260. — Standes-Exerzitien 262. — Priester-Exerzitien 267. — Exerzitien-Häuser 270.

Siebentes Kapitel: **Sodalitäten und Andachten** . . . . 272—282

Entwickelung der Sodalitäten 272. — Kolloquium Marianum 272. — Soldaten 274. — Schwierigkeiten 274. — Mittel: Xenien und Meditationen 276. — Bruderschaften 279. — Neue Andachten 281. — Gebetbücher 281. — Kinder-Kommunion 282.

Seite

Achtes Kapitel: **Bei den Soldaten** . . . . 283—295

Charakter der Heere 282. — Jurisdiktion 282. — Bei den Heeren: Österreich 285. — Bayern 286. — Niederrhein 294.

Neuntes Kapitel: **Für die Armen** . . . . 296—312

Prediger 296. — Schriftsteller 299. — Niederlassungen 303. — Waisenhäuser 304. — Festfeiern 306. — Arme Studenten 307.

Zehntes Kapitel: **Neue Hexenbrände** . . . . 313—320

Ermland 313. — Die Rösseler Prediger 313. — Würzburg 315. — Der Prozeß Renata 315. — Die Theologen 317. — P. Gaar 318.

Elftes Kapitel: **An den Höfen** . . . . 321—473

Sachsen 323. — Kurpfalz 342. — Bayern 368. — Oesterreich 420.

Zwölftes Kapitel: **Zu Hause** . . . . 474—501

Aufnahme 474. — Aszetische und wissenschaftliche Ausbildung (Noviziat, Scholastikat, Tertiat) 475. — Entlassung 481. — Lebenshaltung 483. — Essen und Trinken 483. — Potus peregrini 486. — Sackuhr 487. — Obere 487. — Haushaltung 488. — Verwaltung 491. — Brauhäuser 492. — Apotheken 495. — Zwangsanleihen 498.

Dreizehntes Kapitel: **Nach Indien!** . . . . 502—535

Erweiterte Zulassung deutscher Missionäre und Entgegenkommen der Oberen der Gesellschaft Jesu 503. — Bittgesuche aus allen deutschen Ordensprovinzen um Sendung nach Indien (übersee) 509. — Anhänglichkeit der Missionäre an die deutsche Heimat 516. — Stolz auf deutsche Leistung 520. — Ausdauer in tiefster Not 521. — P. Dominicus Mayr 529. — Das Missionsseminar in Landsberg 532.

Vierzehntes Kapitel: **In spanischen und portugiesischen Gefängnissen** . . . . 536—556

Deportation aus den spanischen Kolonien 537. — Gefängnisse in Spanien 538. — P. Martin Schmid 543. — Schicksale in Portugal 546. — Hilferufe und Befreiungsversuche 547. — Kerker-Qualen 551. — Heldenmut 554.

Fünfzehntes Kapitel: **Im Urteile der Zeit** . . . . 557—581

Protestanten 557. — Katholiken 564. — Gegner und Freunde 569. — Exjesuiten 570. — Städte 577. — Bischöfe 577. — Laien 579.

2. Teil.

Die Leistungen.

Erstes Kapitel.

Schulen und Studien.

Allgemeiner Stand der Studien. — Die Fächer an den Jesuitenschulen. — Reformbestrebungen. — Oesterreich. — Bayern. — Franken. — Niederrhein.

Beim Beginn des 18. Jahrhunderts stand die deutsche literarische und wissenschaftliche Kultur weit zurück hinter Frankreich, England und Holland. Eine gebildete deutsche Sprache gab es nicht. Die vornehme Welt las, schrieb und sprach nur französisch. Französische Bücher beherrschten den Markt. Auch um die Mitte des Jahrhunderts stand es noch nicht besser. Nicht allein Friedrich der Große, auch Maria Theresia schrieb durchgehends französisch. Noch Gottsched beklagt die großen Hindernisse, die der deutschen Sprache allenthalben gemacht wurden. Die einen schämten sich der rohen Sprache, andere erblickten im Gebrauch der deutschen Sprache eine Entwürdigung von Kunst und Wissenschaft. Erst das letzte Drittel des Jahrhunderts brachte hier eine entscheidende Wendung zum Bessern.[1]

Die deutsche Muttersprache meldet neben der lateinischen Weltsprache und der französischen Fremdsprache ihre berechtigten Forderungen an. Eine neue deutsche Literatur zieht ganz Deutschland in ihren Bann. Mit der neuen Literatur öffnet die neue Wissenschaft der Tatsachen und Experimente weit ihre Tore: sie meint, mit dem Experiment die ganze bisherige Philosophie ersetzen und als leeren Formelkram abtun zu können.

In einer solchen Zeit großer neuer Strömungen auf allen Gebieten ist es ganz selbstverständlich und durch die Erfahrung erhärtet, daß die Jugend oft mehr als gut sich von den neuen Strömungen hinreißen läßt, während das Alter ebenso oft mehr als gut sich den neuen Strömungen entgegengestellt. So ist es nicht zu verwundern, daß wir dieselbe Erscheinung, wie in allen Schichten, so auch in den Ordensgemeinden antreffen. Auch in der Gesellschaft Jesu gab es junge Leute, die eifrig, zu eifrig die neuen Ideen erfaßten, gab es ältere Elemente, die sich ebenso eifrig auch dem Gesunden in den Neuerungen entgegenstellten. Da war es gewiß doch auch ein Vorteil, daß es feste Normen gab, an denen man sich orientieren mußte, und die, wenn auch für den Augenblick als ein Hemmschuh wirkend, doch größere Schäden in der Zukunft verhüten konnten. Diese Normen, die in der Ratio studiorum, der Studienordnung der Gesellschaft Jesu, verankert waren, bildeten aber durchaus kein dauerndes Hindernis, sich neuen Anforderungen anzubequemen oder neue Lehrstoffe und Lehrmethoden aufzunehmen.

Über den Zwiespalt zwischen alt und jung hat später P. Michael Denis, der mitten darin stand, ein Urteil gefällt, das häufig gegen die Jesuiten angeführt

---

[1] Vergl. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts 3³ (1844) 592 ff., 614, 681. Noch im Juli 1775 schreibt Friedrich der Große an Voltaire: „Zwei Dinge fehlen den Deutschen, die Sprache und der Geschmack." Koser, Friedrich der Große 2, 597.

worden ist. Er schildert den heftigen Kampf gegen die Jesuiten, wie besonders die Jansenisten Himmel und Erde in Bewegung setzten, um die Jesuiten den Fürsten zuerst verdächtig, dann verhaßt zu machen. Dann fährt er fort: Zu Wien begann der Angriff von seiten der Wissenschaft und der Studienordnung, und vielleicht waren einige unserer Senioren, welche damals am Steuerruder saßen, dabei nicht ganz ohne Schuld, weil sie gar zu hartnäckig an alten Übungen hingen und immer Ausflüchte suchten, wenn ihnen auch von gelehrten Männern, unter welchen Gerh. van Swieten, Leibarzt der Kaiserin, der vorzüglichste war, die erforderliche Verbesserung des Zustandes der Wissenschaften und die Notwendigkeit, sie anderen berühmten Akademien gemäß einzurichten, noch so deutlich zu verstehen gegeben wurde. Und unstreitig gab es im Laufe der Zeit Dinge, welche einer Umgestaltung und Vervollkommnung bedurften. Deswegen wurden sie durch Befehle zu dem gezwungen, wozu sie nicht freiwillig die Hand bieten wollten, und der Mut ihrer Gegner nahm immer zu, die, wie dort bei dem Dichter, dem Pferdeschwanz ein Haar nach dem anderen auszogen. Und doch ist es zu verwundern, mit welcher Bereitwilligkeit, mit welchem Eifer unsere jüngeren Leute jede Verbesserung in den Schulen ergriffen, so daß nach wenigen Jahren sich unter ihnen Köpfe zeigten, die in der Physik, in der Mathematik, in der ganzen Naturkunde, in der schönen, vaterländischen Literatur Auswärtigen nichts nachgaben, und die österreichische Provinz würde bald durch die vortrefflichsten Männer in Flor gekommen sein, wenn nicht der fatale Schlag die edlen Hoffnungen im Keime erstickt hätte.[1]

Die infolge der neuen Strömungen einsetzende Reform auf allen Gebieten der Schule schoß schließlich über das Ziel hinaus und bedeutete statt Verbesserung Verschlechterung.

Einer, der mitten in dieser bewegten Zeit gestanden und sich zeitweilig selbst von den Reformwogen hatte mitreißen lassen, hat später in ruhigeren Tagen geurteilt:[2] „Ein höchst trauriges Zeichen des verfallenden wissenschaftlichen Geschmacks spricht sich fürchterlich aus in der ewigen Änderung und Verzerrung der Schuleinrichtungen. Seit den Tagen des Phantasten Basedow, der mit seinen Philanthropinen die Köpfe der Deutschen verrückt, zumal dem Deismus die Türe geöffnet hat, wurde daran geändert, und es ist keine Art von Narrheit und Abgeschmacktheit, welche nicht mit großem Lärmen als eine bewunderungswürdige Erfindung gepriesen, und welche nicht einige Zeit als ein non plus ultra zum Muster bei Entwerfung der Schulpläne eingeführt, — aber ebensobald wieder verlassen und gegen einen neuen Plan vertauscht worden sein sollte: der allerlächerlichste

---

[1] Jugendgeschichte 94 f. Der lateinische Text lautet (Literarischer Nachlaß 47 f.): ... Jansenianae factionis homines nil non movebant ut Jesuitas Principibus suspectos primum, tum invisos redderent ... Viennae per latus doctrinae rationisque studiorum peti coepimus, et fortasse non omni culpa vacabant seniorum nostrorum quidem (quidam), qui tunc erant ad gubernacula, nimium tenaces antiqui moris, et quidquid a viris doctis, quorum praecipuus erat Archiater Augustae Gerh. Svietenus, ad literarum statum in melius provehendum, aliisque claris Academiis accommodandum suggerebatur, vario praetextu subterfugientes. Et erant certe temporum lapsu quae reformari perficique desiderabant. Quam ob rem quo volentes manum dare tergiversabantur, eo mandatis adacti sunt, crescente semper adversariis animo paullatimque pilos equinae caudae, ut est apud Poëtam, vellente. Mirum tamen quam promptis animis quantoque ardore juniores homines nostri quidquid in scholis novaretur complexi sunt, ut adeo paucis post annis exstiterint ingenia in rebus physicis, mathematicis, omnis naturae cognitione politioreque literatura patria nihil externis concedentia, effloruissetque brevi lectissimis viris Austriaca Provincia nisi fatalis ictus egregias spes in herba succidisset.

[2] Lorenz Westenrieder, Neue Beyträge zur vaterländischen Historie 1 (1812) 383 f.

Pedantismus hat seine Herrschaft . . . nie stolzer emporgehoben als seit den letzten 30 Jahren des Jahrhunderts, welches man bekanntlich das philosophische nannte und hat seinen Geist der schwächlichen Kleinlichkeit und der fälschesten Wizeley in keinem Menschenalter unbändiger verbreitet. Ein Verbesserer trat dem andern die Schuhe aus, tadelte, schimpfte auf seinen Vorgänger, bis er dessen Stelle erschlichen oder herausgerissen hatte, und dann erfuhr alsobald auch er wieder von einem dritten und vierten Verbesserer das Schicksal, das er seinem Vorfahrer erfahren gemacht hat. Ganz Deutschland wurde von Schulverbesserern erfüllt, wiewohl ganz Deutschland klagte, daß . . . es nie weniger gute Schulen gegeben habe, als seitdem es soviele Schulverbesserer, von denen einer den andern für einen Ignoranten erklärt, gegeben; wiewohl ferner ganz Deutschland klagte, daß die Jugend nie oberflächlicher, geschwätziger, eingebildeter, verwöhnter, unbändiger, roher und grober gewesen sei, als seit der Zeit — seit welcher man unaufhörlich rühmen hörte, — daß man sie bilde."

Wie im Süden, so im Norden. Von der Paderborner Schule schreibt ein Fachmann: „Von einer erfreulichen Entwicklung des Paderborner Gymnasiums während der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts kann keine Rede sein. Die Schülerfrequenz entsprach nicht entfernt der Bedeutung der Anstalt und ihrer rühmlichen Tradition; im Jahre 1800 war sie ebenso gering wie mitten in den Wirren des Siebenjährigen Krieges. — Auch in der Jesuitenzeit hatte die Tätigkeit der einzelnen Lehrer am Gymnasium immer nur einige wenige Jahre gedauert. Jetzt mußte der häufige Wechsel auf den Unterrichtsbetrieb viel ungünstiger zurückwirken, weil die neuen Lehrer beim Antritt ihres Amtes nicht die Schulung der früheren besaßen. — Und vollends die Umgestaltung des Lehrplans! Welche Begriffsverwirrung, welche Unklarheit über das Lehrziel spricht sich — um anderes zu übergehen, darin aus, daß man einerseits dem lateinischen Unterricht nur wenig von seiner bisherigen Pflege entzog, andererseits den griechischen vollständig verbannte, daß man den mathematischen zu einem Hauptfache erhob, während man den geschichtlichen aus der bescheidenen Stellung, die er sich seit 1732 errungen, wieder verdrängte!"[1]

Daß man innerhalb der Gesellschaft für vorhandene Schäden nicht taub war, zeigen fortgesetzte Mahnungen der Obern und Bemühungen zur Abhilfe. So schreibt z. B. der General Gonzalez am 27. Aug. 1701 in einem Mahnbriefe an den oberdeutschen Provinzial Waibl, sich stützend auf die ihm aus der Provinz zugekommenen Ausstellungen: Die Pflege der humanistischen Studien leide sehr, sowohl weil als Professoren der Rhetorik vollständig ungenügende Personen bestellt werden, die die Aufgaben und Dramen von anderen erbetteln oder sich verfertigen lassen, und ferner, weil die in diesen Studien tüchtigeren Kräfte viel zu schnell zu anderen Ämtern befördert werden.[2] Diese zwei Punkte berührten eine wunde Stelle in dem damaligen Gymnasialbetrieb. Auch später wird dieselbe bloßgelegt in dem Rundschreiben des Generals Visconti vom 17. Juli 1752 über die Förderung der humanistischen Studien. Dort heißt es: Wir müssen durchaus darauf hinarbeiten, daß die Lehrer am Gymnasium nicht allein tüchtig, sondern sehr tüchtig und womöglich tüchtiger sind als die Lehrer an anderen Schulen. . . Die Professoren des Gymnasiums müssen in hohen Ehren gehalten werden. Zu dieser Mahnung veranlaßt mich der Umstand, weil ich gesehen, daß zuweilen die ergrautesten und gelehrtesten Patres bei der Übertragung von Ehrenämtern nur deshalb übergangen wurden, weil sie die Rhetorik gelehrt und deshalb als Lehrer eines

[1] W. Richter, Zur Geschichte des Paderborner Gymnasiums im 18. Jahrhdt. Paderborner Programm 1906, S. 46. [2] *Ad Germ. sup.

geringeren Grades betrachtet wurden. Diese Ansicht ist durchaus zu bekämpfen. Alle müssen einsehen, daß, wenn auch die unteren Klassen jüngeren Kräften anvertraut werden, dieses Amt kein Jugendamt ist, sondern daß bei uns tüchtige Rhetorik-Professoren gleich hoch geschätzt werden, wie die Professoren der anderen Fakultäten. Dies ist von meinen Vorgängern im Generalat oft erklärt worden.[1]

Auch für die Klagen über den Betrieb der philosophischen Studien war man nicht taub. So heißt es z. B. in den Akten der 15. General-Kongregation zum 28. Febr. 1706: Im wesentlichen stimmten alle darin überein, daß die Cartesianische Philosophie, insoweit sie gegen Aristoteles gerichtet ist, aus unseren Schulen ferngehalten werden muß. Die Schwierigkeit liegt in der Auswahl der Propositionen, denn einerseits sind einige Grundsätze der Cartesianischen Philosophie nicht allein gegen die peripathetische Philosophie, sondern sie verstoßen auch gegen den katholischen Glauben, auf der anderen Seite werden durch ihre Methode viele Phänomene aufgeklärt, die auch von uns besonders in der Physik behandelt werden müssen. Rein metaphysische Spekulationen halten die Studierenden von unseren Vorlesungen ab; nicht ohne Grund klagen sie, daß wir die ganze Philosophie streng auf die spekulative zuspitzen und in der Theologie selbst wichtigere und notwendigere Fragen übergehen und dafür in Subtilitäten schwelgen. Wie also Aristoteles, obgleich er nicht frei von Irrtümern ist, von den katholischen Schulen nicht verworfen, sondern nur verbessert worden, so scheint es gleichfalls geraten, dasselbe mit Cartesius und anderen dergleichen Auktoren zu tun, die neue Wahrheiten gefunden oder alte durch neue Gründe und Experimente heller beleuchtet haben.[2]

In der Ausführung dieses Grundsatzes stieß man natürlich auf manche Schwierigkeiten. Deshalb bat die oberdeutsche Provinzial-Kongregation am 7. Juni 1717 den P. General, neue Richtlinien für die Philosophie verfertigen zu dürfen, die etwas von den bisher in der Provinz gebräuchlichen verschieden seien, um der allgemeinen Klage entgegenzutreten, als sei unsere Philosophie verkrustet und unnütz und gerate deshalb mehr und mehr in Verachtung. Die Antwort lautete, man solle neue Richtlinien verfassen und dem General einsenden.[3]

Wiederum beschäftigte sich die 16. General-Kongregation im Jahre 1730 mit der Frage der Studien. Das 36. Dekret dieser Kongregation lautet: Mehrere Provinzen haben verlangt, die Kongregation möge Vorsorge treffen, daß einerseits keine zu große Freiheit (opinandi libertas) in unseren Schulen einreiße, anderseits aber, daß auch die Geister nicht auf reine Spekulationen und metaphysische Subtilitäten eingeengt würden. Die Kommission beschloß: Es steht durchaus nicht im Widerspruch zur Aristotelischen Philosophie, sondern in vollem Einklang mit ihr jene angenehmere Erudition (amoenior illa eruditio), durch welche besonders in der speziellen Physik aus mathematischen Prinzipien und physikalischen Experimenten die bedeutenderen Natur-Phänomene erklärt und illustriert werden.[4]

Lebhafte Erörterungen über eine Reform der Studien fanden auf der 17. General-Kongregation (1751) statt. Mit großem Nachdruck verlangten eine solche, wie Cordara berichtet, die Franzosen, Engländer, Belgier und einige Italiener, man solle endlich die unnützen Fragen aus der Philosophie und Theologie ausscheiden und dafür solidere und zeitgemäßere Fragen behandeln. Dagegen traten für die bisherigen Subtilitäten gegen Neuerungen die Spanier und

---

[1] Ratio stud. 3, 129 f. Vergl. Retz an den österr. Provinzial Vanossi 11. Aug. 1742 über Klagen, daß die Lehrer an den Gymnasien zu häufig gewechselt würden und der großen Schülerzahl nicht gewachsen seien. *Austria 13.

[2] *Acta Congr. XV f. 63. — Auszüge aus den Akten bei Astrain 7, 15 f.

[3] *Acta Congr. Prov. 88 f. 56 f.

[4] Institut. S. J. 2, 431 f.

Portugiesen ein: wenn man Aristoteles verlasse, sei es um das Fundament der Theologie geschehen. Die Deutschen und Polen hielten sich neutral, neigten aber mehr nach der alten Tradition. Der größte Teil der Italiener, besonders die Römer, schlugen einen Mittelweg vor: man solle die Hauptprinzipien des Aristoteles, die nur wenige seien, festhalten, dann aber die jetzt an den großen Universitäten üblichen mehr dem Zeitgeist entsprechenden Thesen behandeln. So sei für die Theologie gesorgt, von der man übrigens viele überflüssige spitzfindige Fragen abschneiden solle. Diese Meinung drang durch und es wurde ein dementsprechendes Dekret verfaßt.[1]

Wenn wir uns nun den Studien im einzelnen zuwenden, so muß vor allem festgehalten werden, daß wir in der ersten Hälfte des Jahrhunderts einen weiteren allgemeinen Niedergang der klassischen Studien zu verzeichnen haben. Die Dekadenz dieser Studien ist das Thema der stets wiederholten Klage der Professoren der Poesie und Eloquenz an den protestantischen Universitäten Deutschlands.[2]

Diese Dekadenz erstreckte sich auch auf die sonst noch immer übliche Gelehrtensprache, das Lateinische. Mit der zunehmenden Entfernung von der Renaissance nahm allmählich die Schätzung des klassischen Ausdrucks ab; man begnügte sich mit dem Latein der philosophischen und theologischen Lehrbücher. Für die Dürftigkeit der Schulbildung mancher Lehrer an den Lateinschulen sind Probearbeiten von protestantischen Bewerbern vorhanden, die „mit erschreckender Deutlichkeit" geradezu „unglaubliche Leistungen" aufweisen.[3]

Eine wesentliche Besserung der lateinischen Lektüre an den Jesuitenschulen bedeutete die Herausgabe von vollständigen Ausgaben der Klassiker, so von Horaz mit den Anmerkungen von Juvencius,[4] von Vergil mit den Anmerkungen von P. Ruaeus,[5] von Ovid,[6] von Ciceros Reden in drei Bänden.[7] Für die Lektüre der lateinischen Klassiker waren auch sehr förderlich die verschiedenen von Jesuiten herausgegebenen Lexica.[8]

[1] *Cordara Commentarii lib. 3. ad ann. 1751 (2, 139 s.). — Das 13. Dekret bestimmt mediam et temperatam viam inter utrumque extremum. Institut. S. J. 2, 436.

[2] Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts 1² (1896) 546.

[3] Paulsen, 1², 593.

[4] Coloniae 3. Ed. in Deutschland 1761 mit Druckprivileg des niederrheinischen Provinzials von Wymar (Köln, 14. Jan. 1761, 560 Seiten).

[5] 4. Ausg. Monachii 1760, 1066 S.

[6] Eleg. Tristium lib. V mit den Anmerkungen von Pontan (2. Ausg. Ingolstadii 1740, 320 S.) Druckprivileg des oberdeutschen Provinzials Burckhart, Landsberg, 1. September 1737.

[7] 4. Ausg. Monachii 1764, Druckprivileg des oberdeutschen Provinzials Stöttlinger, 19. Mai 1761. Der Herausgeber des Cicero, P. Christoph Wahl, beklagt mit Recht, daß die bisherigen „libelli" mit ein paar Reden für die Kenntnis von Cicero und des Altertums nicht genügen. Die Analysen nach P. de Cygne und die sachlichen Anmerkungen nach P. Nik. Abraham machen diese Ausgabe besonders wertvoll.

[8] Gute lateinische Lexica waren: Novissimus Paedagogus domesticus ad usum scholarum S. J. in neuer Auflage Ingolstadt 1737, 778 S. (Druckprivileg des oberdeutschen Provinzials Mossu, 4. März 1736.) P. Paul Aler, Dictionarium Germanico-latinum Coloniae 1717, 1724, 1727, 8⁰, 2295 p. mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und lateinischen Idiotismen und Sprichwörter. — P. Franz Wagner, Universae Phraesologiae Latinae Corpus 1738 (Ausg. von 1766, 808 S.) Als Beigaben im Anhang sind Syntaxis ornata 1—80, Index vocum barbararum aut minus elegantium, von Fachausdrücken und deutsch-lateinisches Lexikon 1—112. — Im Jahre 1752 gab P. Herm. Goldhagen ein deutsch-lateinisches Lexikon heraus in neuer verbesserter Gestalt unter dem Titel Phraseologia germanico-latina ... recognita per quendam S. J. Sacerdotem, wovon die zweite Ausgabe (Moguntiae et Francofurti Varrentrapp) 1766 erschien. (922 S.)

Die Beschäftigung mit dem Griechischen hat in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf den deutschen Universitäten und Gymnasien ihren Tiefstand erreicht. Selbst auf den Universitäten verschwindet in den Vorlesungen der griechische Klassiker, das Neue Testament tritt an die Stelle. Vollständige Ausgaben der griechischen Klassiker erscheinen nicht mehr. Wird noch irgendwo ein Stück aus einem Klassiker behandelt, so muß der Druck dieses Teiles den vollständigen Autor ersetzen. Bis ins letzte Viertel des 18. Jahrhunderts erschienen von keinem griechischen Auktor mit alleiniger Ausnahme von Hesiod (1730) in ganz Deutschland und der Schweiz eine einzige Vollausgabe.[1] Thomasius nennt Homer einen „Narren" und die Schriften des Aristoteles ein „Geschmier".[2]

Eine neuere Studie über Aristoteles stellt fest:[3] „Eine überaus große Zahl führender Männer des 18. Jahrhunderts kennzeichnet überhaupt mangelhafte oder fehlende Kenntnis des Griechischen . . . Mendelssohn und Nicolai müssen ihren Briefwechsel über die aristotelische Poetik einstellen, weil sie nicht des Griechischen kundig sind . . . Von Schillers Bemühungen, im Mannesalter das Griechische nachzuholen, wissen wir aus seinem Briefwechsel mit Wilhelm von Humboldt, und daß Goethes griechische Kenntnisse nicht die sichersten gewesen sind, dafür kann allein seine bekannte Übersetzung der aristotelischen Definition der Tragödie genügen."[4]

Die Abneigung gegen das Griechische wuchs auf den Schulen, so daß man sich zu weitgehenden Dispensationen genötigt sah. Ganze Klassen wie Adel und Kaufmannssöhne wurden vom Griechischen dispensiert, der Unterricht auf nur 1—2 Stunden in der Woche, die Lektüre meist auf das Neue Testament beschränkt. An diesem Niedergang des Griechischen litten auch die Jesuitenschulen. So werden die steten Mahnungen der Obern erklärlich.

Über den Unterricht im Griechischen in der österreichischen Provinz wird von P. Wagner im Jahre 1735 als die bisherige Übung in der Provinz bezeichnet: Griechisch einmal in der Woche, nämlich Freitag nachmittag in den Grammatikalklassen und in der Humanität 3 halbe Stunden, in der Rhetorik 1 Stunde. Dieser Gebrauch sei beizubehalten, trotzdem unsere Schüler kaum dazugebracht werden, willig und gern griechisch zu lernen.[5] In dem Muster einer Rede über die Notwendigkeit des Griechischen für den Gebildeten gibt er der Verwunderung Ausdruck, daß heute in Deutschland soviele fremde Sprachen gelernt, die griechische aber vernachlässigt werde.[6] Wann diese Sitte der nur einmaligen Unterrichtsstunde entgegen den Bestimmungen der Ratio studiorum in der österreichischen Provinz eingeführt wurde, ließ sich nicht feststellen.

Ein Pater der niederrheinischen Provinz, der im Jahre 1745 Ausgewählte Fabeln des Äsop herausgab,[7] beklagt sehr die Abneigung gegen das Griechische (graecum est non legitur!), ohne das doch kein wahrhaft Gebildeter bestehen

---

[1] Nähere Nachweise bei Paulsen 1^2, 476.

[2] A. a. O. 533.

[3] Peter Petersen, Gesch. der Aristotel. Philosophie im protestant. Deutschland (1921) 427.

[4] Für das Gymnasium illustre in Stuttgart vergl. Herzog Eugen von Württemberg 2 (1907) 168, 179. Für das Gymnasium in Ulm und Heilbronn Karl Weller, Gesch. des humanistischen Schulwesens in Württemberg 2 (1920) 66, 175. — Für den niedrigen Stand des Lateinischen und Griechischen in Preußen vergl. Paul Schwartz, Die Gelehrtenschulen Preußens 1787—1806 (1910) 27 f.

[5] Instructio privata Tyrnaviae 1735. 16, 265 ff. Für die österreichischen Gymnasien sind zu vergleichen die Streitschriften von Kelle und Ebner. „Das Pamphlet Kelle's: Die Jesuiten in Österreich (1873) ist gänzlich unzuverlässig und fand eine gründliche Widerlegung durch Ebner: Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Kelle (1874)", so Hübl in Geschichte der Stadt Wien 5 (1914) 431^6.

[6] Instructio privata 253.

[7] Fabulae Aesopi a quodam e Soc. Jesu Coloniae 1745, 230 p.

könne. Er verbreitet sich dann ausführlich über den Nutzen der griechischen Sprache, besonders für alle Kreise der Gebildeten. Um über die ersten Schwierigkeiten leichter hinwegzuhelfen, gibt er eine leichte Methode, zunächst eine kleine Grammatik (34 S.) mit einer sehr übersichtlichen Tabelle der Verba, druckt dann 18 der interessantesten Fabeln des Äsop ab (griechischer Text mit lateinischer Übersetzung (S. 35—140) mit Analyse jedes griechischen Wortes nach Art der Freundschen Präparationen. Den Schluß bilden ein kleines Lexikon, Verzeichnis der unregelmäßigen Verba, griechischer Idiotismen usw., im ganzen ein äußerst praktisches Hilfsmittel und Schulbuch.

Einige Jahre später erschien zu Augsburg ein ebenso praktisches Lernbuch für das Griechische: Rudimenta linguae graecae.[1] Das Büchlein bietet neben übersichtlichen Tabellen einen kleinen griechisch-lateinischen Katechismus, Hymnen, Sprüche Catos, Vater unser, Glaubensbekenntnis, Dekalog, Sentenzen: alles griechisch mit nebenstehender lateinischer Übersetzung. Die Klassenbücher der niederrheinischen Provinz bringen schon in der untersten Klasse griechische Grammatik mit einem Anhang griechischer Sentenzen. Das Klassenbuch für die oberste Grammatik von 1761 enthält außer der Grammatik von Bayer Sentenzen aus Isokrates und Aelian, für die Humanität (1762) Übungen aus Lukian und den Briefen des hl. Gregor von Nazianz, für die Rhetorik außer der Grammatik von Gretser Stücke aus Chrysostomus, Demosthenes, Homer usw. In der niederrheinischen Provinz blieb im 18. Jahrhundert an den größeren Gymnasien ein eigener Professor für das Griechische, dem dann noch bei Einführung der Geschichte auch dieses Fach übertragen wurde.[2]

Auch in der oberrheinischen Provinz wurde das Griechische mehr gepflegt als auf den meisten gleichzeitigen protestantischen Gymnasien. Die Mainzer, Würzburger und Mannheimer Sammelbücher beweisen, daß in allen Klassen Griechisch gelehrt wurde; sie geben den Stoff und die Lektüre für die einzelnen Klassen an.[3]

In der Mainzer Ausgabe der Gretserschen Grammatik vom Jahre 1703[4] macht der Herausgeber die Bemerkung, wenn der Schüler nicht gründlich in den griechischen Elementen beschlagen sei, solle man ihn nicht in die höhere Klasse aufsteigen lassen.

Zunächst als Lektüre für das Griechische in den Gymnasien gab P. Herm. Goldhagen 1753 ein vollständiges griechisches Neues Testament heraus, in handlichem Oktavformat mit schöner deutlicher Schrift,[5] dazu ein kleines griechisch-

[1] Aus dem ersten Buch von Gretser. Augustae 1748, 132 p.

[2] Ratio stud. 4, 49 ff.

[3] Das Mainzer Sammelbuch von 1717 gibt für die unterste Grammatik als Stoff an Alphabet bis verba contracta einschließlich. Dasselbe Klassenbuch vom Jahre 1731 enthält für die oberste Grammatik (Syntax) als griechische Lektüre Agapets Rede an den Kaiser Justinian. Das Würzburger Schulbuch von 1735 für die Rhetorik Chrysostomus über das Gebet und das 1. Buch der Ilias mit der lateinischen Übersetzung von Spondan. Dieselbe griechische Lektüre für die Rhetorik enthält der Bamberger Lektionsplan von 1742/43, der für die Humanität außer der griechischen Syntax von Gretser als Lektüre die Briefe von Aeschines und die Rede des Isokrates ad Nicoclem verlangt. Nach diesem Plane wurde in der obersten, mittleren und untersten Grammatik griechische Grammatik gelehrt, aber eine besondere Lektüre wird nicht angeführt. Ein gutes lateinisch-griechisches Lexikon erhielt die oberrheinische Provinz schon 1709 durch P. Jakob Bayer aus Bamberg. Aus den 700 Seiten der ersten Auflage wurden in der siebten (Mainz 1759) schon über 1000 Seiten. Das Compendium, die griechische Sprache leicht zu lernen (40 S.) erschien auch getrennt in vielen Auflagen nicht allein zu Mainz, sondern auch in Konstanz und Dillingen.

[4] Instit. graec. pro suprema Grammatica Mogunt. 1703.

[5] Novum Testamentum graecum cum variantibus lectionibus Moguntiae 1753. 8°. 588 p.

lateinisches Handlexikon, das nicht allein die Worte, sondern auch ihre Ableitung, Deklination bzw. Konjugation angibt, somit für den Anfänger ein ausgezeichnetes Hilfsmittel war, sich in den anderweitig schon vielfach bekannten Text hineinzulesen.[1] Meine Hauptabsicht war, so sagt P. Goldhagen in der Vorrede, daß die Studenten unserer humanistischen Klassen ein fruchtreiches Übungsmittel erhielten für die leichtere Aneignung der griechischen Sprache, dann aber auch den Theologie-Studierenden eine geeignete Ausgabe zu bieten für die Erklärung der Vulgata. Zu dem letzteren Zweck scheute der Herausgeber keine Mühe, nach den besten Ausgaben und den ältesten Handschriften besonders dem alten Codex in der Jesuitenbibliothek zu Molsheim die wichtigsten Varianten anzugeben.

Eine griechische Ausgabe der Apostelgeschichte für die Gymnasien mit schönen, großen Typen und, wie damals die meisten griechischen Texte, mit daneben stehender lateinischer Übersetzung, wurde 1759 in der oberdeutschen Provinz veranstaltet.[2]

In der oberdeutschen Provinz war Griechisch in allen Klassen an fast allen Tagen der Woche.[3] Vollständige Klassiker-Ausgaben fehlen; sie wurden später ersetzt durch eine Chrestomathie aus Xenophon, Homer, Sophokles usw.[4]

Der langjährige Studienpräfekt in München, P. Franz Neumayr, schreibt gegen die Anwürfe des Apostaten Rothfischer im Jahre 1753:

„Wir haben es auch im Griechischen weiter zu bringen getrachtet. Damit die Sprache angenehmer und in ihrem Nutz allgemeiner würde, haben die Magistri der ersten und andern (zweiten) Schule, in denen man dekliniren und conjugiren lernt, nur solche Wörter ausgesucht, welche die Lateiner von den Griechen geborget haben, dergleichen besonders seynd die Nomina propria der größten Männer aus Griechen-

---

[1] Lexidion graeco-latinum recensens graeca themata nec non potiora N. Testamenti graeci vocabula, Moguntiae 1753. 8°. 108 p.

[2] Acta Apostolorum graece et latine ad usum Gymnasiorum Soc. Jesu per Provinciam Germaniae Superioris Augustae V. 1759. 8°. 220.

[3] Nähere Nachweise bei (Kropf), Ratio et via recte procedendi in litteris humanioribus Monachii 1736, 24 ff. Er gibt die Vorschriften nach der allgemeinen Norm der Gesellschaft et ad proprias insuper Provinciae nostrae (per hanc Germaniam Superiorem) consuetudines conformata omnino sit atque accomodata p. 6. — Genaueres in dem Catalogus materiarum et librorum in Gymnasiis Prov. Germ. Sup. 1757 bei Karl Hamp, Eichstätts humanistische Lehranstalten, Eichstätter Progr. 1912, 64 f. Nach diesem Katalog waren die griechischen Klassiker verschwunden, in den drei obersten Klassen wurden die Apostelgeschichte und die Evangelien griechisch gelesen. Auch in den Programmen hervorragender protestantischer Gymnasien von 1729 und 1754 „findet sich kein einziger klassischer griechischer Auktor mehr angegeben". Vergl. Rethwisch, der Staatsminister Frhr. v. Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen (1881) 53.

[4] Eine solche enthält das Buch von P. Giraudeau, Radices linguae Graecae Ingolstadii 1768, das im „Patriot in Baiern" (3 Stück) 31. März 1769 als „zur Erlernung der griechischen Sprache sehr brauchbar" empfohlen wurde. — In der 19. Ausgabe der Gretserschen Grammatik für die Humanität (Augsburg und Innsbruck 1756) findet sich Chrysostomus de oratione griechisch-lateinisch mit Noten. In Gretser de syllab. dimensione für die Rhetorik, Mannheim 1753, Beispiele aus Herodot, Herodian, Gregor Naz., Chrysostom. de Machabaeis, Homer (Batrachomyom.), Pindar, Anakreon. In der Ausgabe von Gretser für die Rhetorik Augsburg u. Innsbruck 1756, 19. Aufl., sind Stücke aus Homer, Euripides, Laert., Theokr., Anacreon. In Bayer Instit. gramm. graec. pro suprema classe Germ. Inf. Colon. 1761 10 Stücke aus Isokrates mit latein. Übersetzung und 10 ohne Übersetzung, ferner Aelian Apophtegm., griech. und lateinisch usw. Von Einzeldrucken sind erhalten: Homer Odyss. IX. Colon. 1762, Hom. Ilias I. Wirceburg 1736 ex vers. Spondani mit Noten. Aesopi Fabul. select. 1746. Chrysost. de oratione Wirceburg. 1735. Chrysost. ad Theodos. Coloniae 1762. Griechische Ausgaben von dem Evangel. nach Lukas und der Acta apostolor. erschienen mit lateinischer Übersetzung, z. B. in Augsburg und Freiburg 1759.

land und die Termini artium der Grammatik, Poesie, Rhetorik, Philosophie, Medizin, Theologie, ja der Rechts-Gelehrtheit selbst. Es mußten also die Knaben zu gleicher Zeit lernen (und sie lernten es leicht, ja mit Lust, weil die Wissenschaft des griechischen Alterthums und eine nicht kleine Einsicht in allerlei Wissenschaften und Künste damit verknüpfet waren), sie lernten die Etymologias zuerst, hernach auch die Derivata der Namen großer Heiligen, großer Weisen, großer Helden Griechenlands, und durch Zergliederung der Kunstwörter empfingen sie den ersten Eindruck von der Kunst selbst. Sie mußten sagen, woher die Namen Athanasius, Basilius, Chrysostomus usw. oder Aristoteles, Pythagoras, Hercules, Theseus kämen, „wie man die Worte *θάνατος* etc. dekliniren oder die Verba *ἀθανάω* etc. conjugire, wer diese Heiligen gewesen, was diese Helden gethan. Item was das Wort Grammatica, Rhetorica, Tropus, Parallelum, Hydropisis, was Pandectae u. s. w. ausweisen. In höheren Schulen machten wir solche Anordnung, daß man niemals die ganze Zeit mit Griechisch Schreiben zubrachte. Kurz aber oft mußten sie etwas Griechisches machen. Ein einziger Lehrspruch von vier oder fünf Worten mußte jedem lateinischen Argument beigefügt werden. Dabei wir soviel gewonnen, daß die Jugend von dem Nutz des Griechischen überwisen wurde, eine große Copiam verborum und Läufigkeit, allerhand Ding griechisch zu benamsen, erlangte und sich gern und ohne Verdruß zur Arbeit fügte."[1]

„In der Rede, welche Mederer (als Magister) 1758 zu Landshut las, handelte er von der (damals eingerissenen) Vernachlässigung der griechischen Sprache und von der damals als neueste Mode aufgestellten Behauptung, daß an der Stelle derselben allein die französische Sprache gelernt werden sollte. Der Redner ließ sich sehr geschickt über die von allen Sachkennern stets anerkannten Vorzüge der griechischen Sprache vor der französischen aus, und indem er nicht leugnet, daß auch diese letztere sehr schön und daß sie in unseren Zeiten für Höflinge, Reisende usw. unentbehrlich geworden sei, setzt er hinzu, daß sie dessenungeachtet niemals als ein wesentlicher Schulgegenstand einzuführen sei."[2]

In einem Rundschreiben des oberdeutschen Provinzials Rhomberg vom 24. Oktober 1763 an die Rektoren empfiehlt derselbe dringend die Beobachtung der früheren Vorschriften über die Förderung der lateinischen und griechischen Sprache. Um im Griechischen sicheren Fortschritt zu erzielen, sollen die Schüler der beiden untersten Klassen die einfachen Deklinationen und einige Konjugationen lernen und darin jede Woche an einem bestimmten Tage geprüft werden.[3]

Der Provinzial der bayerischen Provinz Erhard befiehlt am 15. Febr. 1772 den Lehrern der drei unteren Klassen, die neue Beispiel-Sammlung aus den griechischen Klassikern zu erklären und zu analysieren. Für die Übersetzungen und Analysen, die die Schüler anzufertigen haben, wie in der Ordination vom vorigen Jahre bestimmt wurde, solle man die Worte, die in der Beispiel-Sammlung und in der griechischen Grammatik nicht gefunden werden, angeben, damit die Schüler nicht gezwungen werden, sich griechische Lexika anzuschaffen.[4]

Als neues eigenes Fach an den Gymnasien trat im Anfang des Jahrhunderts die Geschichte auf und zwar vorerst nur als biblische Geschichte. Eine Verordnung aus der oberdeutschen Provinz bestimmt dafür dreimal in der Woche eine halbe Stunde. Der Lehrer soll die Materie gut vorbereiten und in lebendiger Schilderung vortragen, aber langsam, damit die Schüler folgen können. Speziell soll er die Schüler anleiten, bei den historischen Ereignissen zu reflektieren auf die wunderbare Vorsehung Gottes, seine väterliche Güte gegen die Guten und seine

[1] Fr. Neumayr S. J., Anhang zu den Anmerkungen über die Nichtswerthe Rechtfertigung des Herrn Frantz Rothfischer ... Ingolstatt, 1753, 38 f. In der Ausgabe von 1760 S. 105.

[2] Westenrieder, Denkschrift auf J. N. Mederer Ges. Werke 5 (1833) 101 ff.

[3] Ratio Studior. 3, 441 f.

[4] *M. R. Jes. 355½.

Strenge gegen die Gottlosen; dabei werden sie lernen die Schönheit der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters. Diese Reflexionen sollen aber sehr kurz sein, damit nicht die Geschichte zur Predigt wird. Bei den Wiederholungen und Prüfungen müssen Tatsachen, nicht Worte verlangt werden, ohne dabei aber eine gute Art der Darstellung zu vernachlässigen. Die drei obern Klassen können lateinisch, die drei untern deutsch antworten. Für die biblische Geschichte werden den Lehrern sehr nützlich sein die biblischen Geschichten des P. Leopold Fueß[1] und Florus Biblicus von P. Pexenfelder[2]. Für die öffentlichen Prüfungen müssen die Schüler so vorbereitet werden, daß sie nicht wie Papageien nachsprechen, sondern beherzt mit eigenen Worten erzählen, damit man sieht, daß sie die Sache verstanden haben. Sie sollen auch nicht nur einzelne Tatsachen, sondern den ganzen Zusammenhang kennen.[3] Auch in der Folge ließen sich die Provinziale der oberdeutschen Provinz die Förderung der Geschichte angelegen sein.[4]

Im Jahre 1727 erfolgte die Einführung eines historischen Leitfadens von P. Max Dufrène. Eine Verordnung des oberdeutschen Provinzials vom Jahre 1727 bestimmt die Erklärung des ersten Bändchens für die Rudimenta, des zweiten über die vier Monarchien für die Grammatik, bis dann im folgenden Jahr die einzelnen Teile für jede Klasse fertiggestellt werden.[5] Der dritte Teil erschien noch im Jahre 1727, der vierte 1728, der 5. (Geographie) 1729, der letzte (Kirchen-Geschichte) 1730.[6]

In der Vorrede zum 1. „Wercklein" betont der Verfasser, daß er nicht für gelehrte Männer, sondern für die anfangende Jugend schreibe, um dieser einen leichten Weg zu bahnen, auf welchem sie ohne Nachteil ihrer gewöhnlichen Schularbeit ungehindert fortschreiten könne; daher habe er auch jene Lehrart, deren sich schon längst unser Ehrw. P. Canisius bedient, beibehalten (die Frage- und Antwort-Form), weil solche am leichtesten zu fassen. Manches ist weggelassen, um den Anfängern mehr eine Lust als Ekel durch allzu schwere Fragen zu verursachen. Da und dort sind Anmerkungen beigefügt, damit die Jugend gleich anfangs nicht mit bloßer Erzählung als gleichsam der äußerlichen Rinde sich vergnügen lasse, sondern vielmehr den verborgenen Kern, d. i. allerhand nützliche Wahrheiten und Lehrstück herauszuziehen sich befleiße.

---

[1] Dillingen 1684, 1688, 1698, 1718.

[2] Straubing 1672, München 1680, Augsburg 1747 usw.

[3] Ratio stud. 4, 107 ff.

[4] So mahnt z. B. der Provinzial Franz Mossu am 4. September 1737 die Rektoren: Majori solertia linguae latinae usus atque exercitatio historica urgeatur: neque contenti sint professores aliquos solum e suis, qui publicum intra annum dent specimem, eruditione historica excoluisse, sed ad omnes et singulos suum studium extendant M. R. Jes. 195. — In der Folge wurden in allen Klassen Prämien für die Leistungen in der Geschichte ausgeteilt. Nach dem Prämianten-Verzeichnis von Dillingen (5. Sept. 1760) kam in der Klasse Humanitas außer dem Praemium ex historia auch noch ein Praemium ex Scriptione historica zur Verteilung. Nomina discipulorum Ep. et Acad. Gymnasii Dilingani S. J. qui primos praemiorum honores ... consecuti sunt. Die 5. Sept. 1760. Typis Bencard.

[5] Ratio stud. 4, 111 f.

[6] Rudimenta Historica — Historischer Anfang oder kurtze und leichte Weise, die catholische Jugend in der Historie zu unterrichten. Für die Schulen der Gesellschaft Jesu in der Ober-Teutschen Provintz Augspurg 1726. Erstes Werklein von denen Biblischen Geschichten 2. W. Von den vier großen Monarchieen 3. W. Fortsetzung der Römischen Monarchie (4.—18. Jahrh.) 1727. 4. W. Von den Königreichen und andern Landschaften der Welt: Teutschland, romanische, nordische Königreiche, Republiken, Asien, Afrika, Amerika (1728). 5. W. Geographischer Anfang (1729) 6. W. Kurtzer Begriff der Kirchen-Historie (1730). Alle Bändchen sind zweisprachig, sie haben auf der linken Seite den lateinischen, auf der rechten Seite den deutschen Text. Die späteren zahlreichen (20) Ausgaben sind wenig geändert, nur einige Ausdrücke gemildert und die Geschichte bis auf die neueste Zeit weitergeführt.

Eine kurze Einleitung behandelt die Historie im allgemeinen, ihren Begriff, Einteilung, Nutzen, Methode. Die Frage: Was lernen wir aus der Historie? wird also beantwortet: 1. Die höchste Weisheit und Fürsichtigkeit Gottes allenthalben zu erkennen und anzubeten, die auf der Schaubühne dieser Welt immerfort so wunderbar spielet. 2. Wie Gott zu allen Zeiten die Frommen sonderbar geliebet und beschützet, die Boßhaften hingegen früh oder spät zur Strafe gezogen habe. 3. Die stete Veränderlichkeit und der Wechsel der Dinge geben uns sonnenklar an den Tag, wie vergänglich und eitel alles Irdische sei, wie wenig demnach auf selbes zu bauen. 4. Die tugend- und lasterhaften Taten derer, die vor uns gelebet, sind uns statt eines Spiegels, in welchem wir klar und deutlich können ersehen, was wir selbst zu tun oder zu lassen haben.

Für die Methode empfiehlt der Verfasser besondere Aufmerksamkeit auf die politischen Änderungen, die Chronologie und Geographie. Diese beiden letzteren seien gleichsam die zwei Augen der Historie zu nennen.

Im großen und ganzen müssen die Rudimenta als ein für ihre Zeit sehr geschickt abgefaßtes, inhaltsreiches Kompendium der ganzen Welt- und Kirchengeschichte bezeichnet werden, das als Schulbuch damals wohl kaum übertroffen wurde.

Das erste Bändchen umfaßt die Geschichte vor Erschaffung der Welt, vor allem die Geschichte des jüdischen Volkes bis zu den römischen Kaisern, dann im Anhang die Zerstörung Jerusalems und Chronologische Tafeln mit der Reihe der Patriarchen, Richter, Könige und Hohepriester.

Das zweite Werklein bietet die Geschichte der Assyrer, Perser, Griechen, Römer, die römischen Kaiser bis Konstantin den Großen. Die einzelnen Kaiser werden charakterisiert und dabei die Christenverfolgungen näher erläutert. Das dritte Werklein enthält die Fortsetzung der römischen Geschichte und die deutschen römischen Kaiser bis zu den Kaisern des 18. Jahrhunderts. In der Vorrede bemerkt der Verfasser, daß er auf die Fabeln gegen die Kirche und Päpste nicht näher eingehe, sondern die Erörterung den hohen Schulen überlasse. Unter Kaiser Karl V. wird dann der Abfall Luthers in mehreren Fragen behandelt und dabei mit starken Ausdrücken gegen die Hoffart und Eifersucht Luthers, dieses Erzketzers, der mit seinem Lehrmeister, dem höllischen Feind, nach eigener Bekenntnis mehrere Metzen Salz verzehrt, nicht gespart. Das Bändchen schließt mit den Friedenstraktaten des 18. Jahrhunderts, der Indischen Handelskompagnie 1722 und dem Wiener Traktat 1725. Auch dieses Bändchen enthält ausführliche chronologische Tabellen, besonders für alle Kaiser.

Das 4. Bändchen behandelt zuerst im ersten Teil (108 S.) ausführlicher das alte und neue Deutschland, dann die anderen europäischen und überseeischen Reiche. Bei dem jetzigen Deutschland werden Geographie, Stände, Verfassung, Kunst und Wissenschaft usw. dargestellt, dann folgt die Geschichte der einzelnen Stämme, Böhmen, Bayern, Sachsen usw., der Bistümer, Abteien, Reichstage. Die chronologischen Tafeln sind besonders reich, da sie alle Reihen der Könige der verschiedenen Reiche usw. wiedergeben.

Der geographische Anfang (5. Werklein) hat in dem ersten Teil etliche mathematische Fragen von der Geographie stellen wollen und zum Schluß einen Anhang von der Wappen-Kunst beigefügt, nicht daß man hiervon genauere Rechenschaft von der Jugend fordere, sondern damit diese wenigstens zu einiger Wissenschaft der heraldischen Kunst gelangen möge. Die Illustrationen, Weltkarte, Sphaera armillaris, 5 heraldische Karten sollen die Auffassung erleichtern.

Am ausführlichsten ist die Geographie von Deutschland, seiner Kreise usw.

Auch der Charakter wird behandelt. Die Frage: Wie sind die Teutschen geartet? wird also beantwortet:

Sie sind überaus geschickt zu allen Künsten und Wissenschaften, wozu es ihnen weder an Fähigkeit des Verstandes noch an Fleiß und Emsigkeit gebricht. Die Buchdrucker und Kupferstecher-Kunst, das Schießpulver und Feuer-Rohr, sammt vielen andern Künsten und Wissenschaften haben die Teutschen erfunden. An Stärke und Kriegstapferkeit waren sie jederzeit dermaßen berühmt, daß sie deswegen Germanni und Allemanni, das ist gar und alle Männer, zubenamset worden. Jedermann mußte sich verwundern über die Enthaltung und Gelassenheit der Jugend, über die unversehrte Treue der Eheleute, über die ungemein große Redlichkeit und Aufrichtigkeit und sonderbar über die unbewegliche Beständigkeit in dem wahren katholischen Glauben. Fast unglaublich ist der Teutschen Gütig- und Freigebigkeit in Stiftung und Unterhaltung der Kirchen, Klöster, Armen- und Kranken-Häuser, wovon die Stein selbst annoch reden. Allein hat leider dieses Lob sehr verdunkelt teils der höchst bedauerliche Abfall sovieler Tausend Teutscher von dem uralten Glauben, teils die ganz unbesonnene Liebe und Begierde fremde Kleidung sowohl als Sitten nachzuaffen. Dahero sie billig Nachaffer fremder Nationen genannt werden. Und wollte Gott, daß sie sich vielmehr beflissen, fremder Völker Tugenden und was selbe Lobsames an sich haben, als ihre Laster und Mißbräuch nachzuahmen. (5, 71 f.)

Das 6. Werklein: Kurzer Begriff der Kirchen-Historie gibt für jedes Jahrhundert die Geschichte der Päpste, bis Klemens XII., den Zustand der Kirche, Geschichte der Ketzereien der Konzilien, der Orden usw. Im 16. Jahrhundert kommt Luther, „ein in allen Lastern und Buben-Stücken ausgeübtester Erz-Bösewicht und Erz-Ketzer" schlecht weg. Die spätere Ausgabe von 1755 hat etwas „gemildert": Luther ein tollsinniger und unfläthiger Mann wie aus seinen Büchern sattsam erscheint, der Ketzer und Erzketzer ist gestrichen. (Vergl. 6, 171, 179). Kritik übt er auch bei den Päpsten, so will er Alexander VI. und andere schlechte Päpste nicht verteidigen (155). Das Büchlein schließt mit einem Appell an die getrennten Brüder zur Rückkehr in die verlassene katholische Kirche, zum Heile für die Kirche und das Vaterland.

Wegen zu scharfer Ausdrücke gegen Luther, Calvin usw. wurde im Jahre 1752 in Wien und Regensburg Klage gegen die Rudimenta erhoben. In einem Brief aus Regensburg, 22. Juli 1752, erhielt P. Dufrène die folgende Mitteilung: Nachdem der braunschweigisch-hannoverische Gesandte den Auftrag erhalten, in Wien die Rudimenta zu verklagen, berief er hier die protestantischen Gesandten, damit sie mit ihm gemeinschaftliche Sache machten. Bei dem Tribunal sind alle Protestanten gegen uns, viele aus den Katholiken, die uns weniger gewogen, werden sich den Protestanten anschließen und so das Verbot durchsetzen, da sich kein katholischer Fürst entgegenstellt. Der Wiener Hof wünscht, daß solche Streitigkeiten vermieden werden; er kommt den Protestanten möglichst entgegen, da er ihre Stimmen für wichtigere Dinge, wie die Wahl des römischen Königs, nötig hat. Man geht auch damit um, daß den Jesuiten für ihre Bücher in der Folge kein kaiserliches Privileg mehr erteilt wird. Inzwischen schweigen hier die katholischen Gesandten, sie fürchten, die Protestanten zu stoßen, auch aus Rücksicht für Wien. Sie sind zufrieden, die Sache, die die Protestanten anfangs hier im Reichstag verhandeln wollten, von sich als eine Schulsache, die nicht zum Westfälischen Frieden und nicht auf den Reichstag gehört, an den Reichshofrat verwiesen zu haben.[1]

Gegen diese Anklagen veröffentlichte P. Dufrène ein „Wohl Gegründetes Beweißthum, daß man protestantischer Seits gantz keine Ursach gehabt, sich über die Historische Schul-Büchlein der oberteutschen Provintz S. J. zu beschweren."[2]

[1] *Orig. Cgm. 3806.

[2] Augsburg 1752. 4°. 20 S.

Er nimmt darin für die Katholiken das gleiche Recht wie für die Protestanten in Anspruch, in Bescheidenheit die Gründe ihrer Religion vorzutragen. Dagegen verstößt nicht, wenn Protestanten gewisse Dinge nicht gern hören, dasselbe ist bei den Katholiken der Fall, wenn Protestanten ihre Meinungen vortragen. Die Laster der protestantischen Fürsten usw. dürfen ebenso geschildert werden, wie die Protestanten Laster der katholischen Fürsten vorbringen. Männer, welche die Kirche stets als Ketzer bezeichnet, dürfen auch von katholischen Schriftstellern so genannt werden. Die protestantischen Schriftsteller brauchen viel stärkere Ausdrücke gegen die Katholiken als diese gegen die Protestanten. Wenn man verlange, viele katholische Schriften deshalb zu konfiszieren, müßten auch die Schriften Martini Luthers konfisziert werden, „als in welchen haufenweis gefunden werden Papst-Esel, Buben, Schelmen, Bestien, Hund, Teufel, Teufelsknechte, Götzendiener, Eselskopf, mit welchen die Katholischen insgesamt und sogar gekrönte Häupter überhäuft werden.“ Dann müßte auch der kalvinische Katechismus, der zur Marburg 1725 wiederum neu aufgelegt worden, unterdrückt werden, denn in diesem Catechismo (f. 162) zu lesen: „Und ist also die Meß im Grund nichts anderes denn eine . . . vermaledeyte Abgotterey“ und es werden deshalb vom Fluch getroffen „die abgöttischen Papisten“ (f. 166). Die Herren Protestanten sollen sagen, was für ein Terminus glimpflicher, Ketzerei oder vermaledeyte Abgötterei. Auch in den protestantischen Geschichtsbüchern stehen häßliche Ausdrücke über die Katholiken. Bei genauerem Zusehen würden die Herren Protestanten gefunden haben, daß, wenn wir Katholische so empfindlich wären wie sie, wir längst Gelegenheit über Gelegenheit würden gehabt haben, uns über viele sehr harte Schriften derselben zu beschweren. Die Katholiken haben sich bisher trotz alledem nicht mit so lautklingenden Konfiskationen vernehmen lassen. Hoffentlich wird auch der unparteiische protestantische Leser den Unfug des Herrn Gegner einsehen.

In einer weiteren Schrift: „Abgenötigte Gegen-Prüfung einer in diesem Jahr gedruckten glimpflichen Prüfung meines den 6. Mai ausgegebenen Grund-Satzes“[1] antwortete Dufrène auf die Klagen in den Erlanger und Göttinger Gelehrten-Zeitungen: Die unschuldigen Nachrichten (Bd. 22. S. 800) lehren, daß man zwar einen Päbstler politice einen Abgötterer nicht nennen soll, theologice aber müsse es nicht unterlassen werden. Ist es aber nach den lutherischen Grundsätzen nicht unrecht, den Katholischen diesen abscheulichsten Namen der Abgötterer beilegen, warum soll sich der weit geringere Namen eines Ketzers, so im Grund nichts anders heißt, als ein von der katholischen Kirche Abgetrennter, mit den Grundsätzen unserer Religion nicht vertragen können? Laufet jener 100 Centner schwere Laster-Titel der Abgötterei nicht wider die Verträg, woher soll der weit mindere bei uns dawider laufen. . . Es erheben aber meine Herrn Gegner sonderbar, daß ich in meinen Rudimentis der katholischen Jugend schon in ihrem ersten Alter den Haß wider ihre Religion einflöße, da die Herrn Protestanten hingegen ihrer noch zärterer Jugend durch Bücher, Gebeter, Gesänger, Kupferstich einen weit ärgern Haß wider unsere Kirch einprägen. Dieses hat bei ihnen nichts zu bedeuten und sollen wir darwider uns nicht unterfangen zu klagen . . . Wir wissen ganz wohl, daß wir mit den Herrn Protestanten in dem täglichen Umgang friedlich, einträchtiglich, höflich und freundlich, nach christlichem Gesetz als mit unseren Nächsten handeln müssen, so wir unserer Jugend niemals ermangeln einzuprägen und auch selbst viel besser halten als sie, indem wir mit Religionsbeschwerden bei höchstem Gericht sie nicht plagen, wie wir von ihnen immerdar beunruhigt werden, da wir doch weit mehr Ursache hätten zu klagen.

[1] München, 19. Dez. 1752. 4°. 12 S. Augspurg 1753, 3 ff.

Im folgenden Jahre 1753 verfaßte Dufrène eine Schrift „Vollkommene Überzeugung, daß in den noch immer angefochtenen Rudimentis Historicis alles nach der uralt katholischen Wahrheit geschrieben worden", die aber nur handschriftlich vorliegt.[1] Es ist mir vor einiger Zeit eine in Regensburg den 8. März dieses Jahres 1753 verfaßte Schrift zu Händen gekommen, darin wider meine Historische Schulbüchl neuerdings scharf losgezogen und endlich geschlossen wird, es müßten dieselben entweder im Römischen Reich fiscalisch verboten, oder, so dies nicht erfolgte, an protestantischen Orten durch den Henker verbrannt werden. Gegen den Vorwurf zu starker Ausdrücke antwortet Dufrène: Ich berufe mich auf meine Weitere Rechtfertigung und abgenötigte Gegenprüfung, allwo mehrere Muster protestantischer gröbsten Schmähreden wider uns Katholische vorgelegt werden, so ich hier nicht wiederholen will. Nur eine von den Beschimpfungen gegen die Katholiken strotzende Stelle führt er wörtlich an aus Math. Jac. Wahl, Lehrer der Hl. Schrift Leipzig 1730 in seinem Jubilirenden Lutherthum S. 14 f. und fügt bei: Ich rede von Vergangenem, dieser Herr Professor aber von gegenwärtigen Zeiten. Ich schrieb, was ich unwidersprechlich probieren kann, der Herr Doktor schreibt, was kein Protestant niemals probieren kann. Wenn die Protestanten ihrer Jugend Haß gegen die katholische Irrlehre einprägen, dürfen sie den Katholiken keinen Vorwurf daraus machen, wenn sie die katholische Jugend mit Haß gegen die protestantischen Irrtümer einnehmen. Wenn die Protestanten von ihm Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit verlangen, so antwortet er: Meines Orts würde ich als ein Protestant mir gleichwohl ein Gewissen daraus machen, der katholischen Kirche dergleichen (von ihr nie gelehrte Dinge) als allgemein von ihr angenommene Grundsätze aufzubürden. Wenn man ihm Haß gegen die Protestanten vorwerfe, so wisse er sich davon frei: Ich und mit mir alle wahren Katholiken hassen den Irrthum, die Ketzerei, folglich auch die unglückseligen Urheber der Ketzereien. Hingegen mit den elendiglich verführten teuren Seelen der Herrn Protestanten haben wir (der allwissende Gott weiß es) ein herzliches Mitleiden: Wir lieben sie in Christo Jesu und wünschten nichts mehr, als mit ihnen einmal wiederum wie vor diesem unter einem Hirten einen Schafstall auszumachen. . . Mein sehr vieler Umgang mit unzählbaren Herrn Protestanten von mehr als 30 Jahren her sowohl in als außer des Römischen Reichs gibt mir das vergnügliche Zeugniß, daß ich die bürgerliche Verträglichkeit nit im mindesten jemals verletzt habe.[2]

Trotz aller Verteidigungen wurden die Rudimenta am 24. Oktober 1755 in Wien verurteilt, weil fast alle Seiten gegen den Westfälischen Frieden verstießen.[3] Der kaiserliche Gesandte in München Baron Widmann schreibt am 16. Dezember 1755 an Kaunitz über eine Audienz bei der Kaiserin-Witwe in München: „Wonach selbe von dem wider das bewußte Buch Ihres Beichtvaters des P. du Fresne (!) ergangenen Reichs-Hof-Rätlichen Concluso mit mir zu sprechen fortfuhre." Das Buch wurde in Tirol konfisziert. Widmann entschuldigte die Kaiserin Maria Theresia, denn „diese dürfe in keiner Gelegenheit irgend eine Parteilichkeit zeigen."

[1] *Konzept 12 Bl. Fol. Cgm. 3806.

[2] Auch P. Franz Gözenberger trat 1752 in zwei Schriften für P. Dufrène ein. „Abgenötigte Ehrenrettung" (4°. 24 S.) und „Gegenantwort die Verteidigung der historischen Schul-Büchlein betreffend" (Augsburg. 4°. 24 S.). Er verweist u. a. auf die Einführung der Rudimenta in Bayern, Trier usw. und die lobende Besprechung in den Mémoires de Trevoux 1729, 358 ff.

[3] Vergl. die Korrespondenz von Wallau, Wien 1755, über die Verteidigung der Rudimenta in M. R. Oefele 41. Unter anderem wird geltend gemacht, daß mehrere Punkte des Ediktes auf falschen Anklagen beruhten, mithin nichtig seien.

„Ew. Exzellenz aber finde ich mich schuldig, dieses alles so ausführlich (8 Folio-S.) anzuzeigen, weil ich sicher weiß, wie sehr die hiesige verwittibte Kaiserin diese Sache Tag und Nacht kränket und diese Fürstin durch ihre dermalige Gesinnung und die von ihr zu erwartende Hilfe alle Rücksicht verdient.[1]

Besonders in Erlangen und Göttingen hatte man Wien scharf gemacht gegen das „Schandbuch", diese „Beschimpfung des geheiligten Purpurs Ihro Kaiserl. Majestät", „die ohne Zweifel dem Scharfrichter zum Verbrennen in die Hände zu liefern sei."[2] Gegen den Erlanger Professor Chladenius machte P. Neumayr geltend: Chladenius klagt ganz jämmerlich über die Ausdrücke der historischen Büchlein, besonders weil solche Schriften unserer Jugend vorgelegt werden, welche dadurch mit Bitterkeit gegen das Luthertum möchte angefüllt werden. Mein Herr! wie kann er uns zumuthen, daß wir wider alle Wahrheit und zum Nachteil der Religion unserer Jugend eine gute Idee von dem Luther beibringen sollen? Sollten wir nicht vielmehr Vetterum wiederum auflegen, der das saubere Contrefait des Luthers vom Luther selbst gemahlen, der Welt vorgelegt hat, da wir sehen, daß protestantischer Seits soviel Blätter ausfliegen, in welchen der Papst und die Römische Kirch mit den schändlichsten Ausdrücken auf die unverschämteste Weis gelästert und die Mißhandlungen (Sünden) etwelcher Personen mit größter Ungerechtigkeit der ganzen Kirch auf die Rechnung geworfen werden. Erst verflossenes Jahr haben die Herren von Reutlingen sich nicht entblödet, nicht nur den lutherischen, sondern auch den katholischen Augsburger Herren des inneren Rats ihren neuen Katechismus zu präsentieren; ein Büchgen, welches ja auch der Jugend vorgelegt wird und doch in dem Anhang die Römische Kirch der Irrthümer in der Lehr, der Abgötterei im Gottesdienst, der Tyrannei im Kirchen-Regiment bezüchtiget, ihr das Bibelverbot aus einem Concil zu Bononien andichtet, wo die Bischöfe sollen bekennet haben, daß viele katholische Lehren wider die Bibel liefen, darum das Sicherste wäre, das Bibel-Lesen verbieten, daß wir Maria göttliche Ehre erweisen, weil in etlichen Bildern ihr das Jesuskind auf dem linken Arm sitzet . . . Die Meß wird gleich einem theatralischen Gaukelwerk beschrieben, die Anbetung der hl. Hostie grobe Abgötterei gescholten. Das sind wohl gewichtigere Klagen als jene, mit welchen man unsere historischen Büchlein gekränket hat. Die Anbetung der hl. Hostie als Abgötterei bezeichnen, soll kein Schimpfwort sein. Allein wenn ein Abgötterer sein, vor der Welt nicht schimpflich ist, wie viel weniger kann schimpflich sein, ein Ketzer sein.[3]

Wie die Gymnasien der oberdeutschen Provinz ihr eigenes Geschichtsbuch erhielten, so war dasselbe der Fall in der österreichischen Provinz. Der Prokurator der österreichischen Provinz berichtet aus Wien 9. Oktober 1728 dem Prokurator der oberdeutschen Provinz: Die in Bayern veröffentlichten Büchlein finden auch bei uns Beifall, dieselben wurden eingeführt besonders in den Gymnasien der Piaristen und Schotten-Benediktiner. P. (Franz) Wagner verspricht immer, ähnliche Büchlein für unsere Schulen zu verfassen, aber der gute Mann wird durch die Sorgen für sein Seminar zu sehr behindert. Am 6. November 1728 kann derselbe Prokurator aber melden: Nun hat P. Wagner ernst versprochen, zum neuen Jahr das erste Bändchen der Geschichte zu liefern.[4]

---

[1] Brunner, Humor in der Diplomatie 1, 84. — Über das Verbot in Tirol s. Lechner, Gesch. des Gymnasiums in Innsbruck, 190[1]. Weitere Akten in Cgm. 3806.

[2] Vgl. Erlangische Gelehrte Anmerkungen und Nachrichten auf das Jahr 1752, 205 ff. und Beitrag zu den Erl. Gel. Anmerkungen 1752, 207 ff.

[3] Frage, ob in den Theologischen Ergötzungen des Herrn Dr. Chladenius eine zureichende Antwort ... (1756) 57 f.

[4] *Orig. M. R. Jes. 358.

P. Wagner hielt Wort. Im Jahre 1729 erschienen die beiden ersten Bändchen. Der allgemeine Titel für alle Bändchen lautet: Einleitung in die Universal-Histori, zu Gebrauch der sechs unteren Schulen in den Gymnasiis der Provinz Österreich der Sozietät Jesu. Der 1. Teil heißt: Einleitung in die Biblische Histori des Alten Testaments; der andere Teil: Von den drey Monarchien, der Assyrisch-, Persisch- und Griechischen (zugleich Mythologie); der 3. Teil Einleitung in die alte Römische Histori, Kriegs-Sachen der Stadt Rom (1730); 4. Teil Einleitung in die Alt-Röm. Histori, Römische Bürgerliche Händel (1731); 5. Teil Einleitung in die Histori der Römischen Kayser von Augusto biß auf Carl den Großen (1732); 6. Teil Einleitung in die Kayser-Histori von Carolo Magno biß Carolum VI. (1733). Die beiden ersten Bändchen sind mit zahlreichen blattgroßen Illustrationen (Gebäude, Götter, Karten) versehen, das vierte mit drei Karten über Italien, der 6. Teil mit Kaiserbildern. Die 6 Bändchen erschienen in deutschen, lateinischen und lateinisch-deutschen Ausgaben. Das erste Bändchen trägt den Vermerk 2. Auflage, weil P. Wagner, wie er in der Einleitung zum 1. Bändchen bemerkt, das neue Hilfsbuch als die Erweiterung seines 1714 erschienenen Abrisses Mensis chronologicus betrachtete.

Vier Jahre später, 1737, gab P. Wagner eine „Einleitung in die Alte und Neuere Geographie in 37 Landcharten vorgestellt", heraus; dann folgte noch 1745 eine Einleitung in die Geographie mit Verteilung der einzelnen Länder auf die sechs Klassen des Gymnasiums, der dritte Teil behandelt nur die Geographie von Deutschland. Im 1. Bändchen der Universal-Historie betont er nachdrücklich, wie wichtig es für die Kenntnis der Geschichte sei, wenn man nicht allein die Tatsachen, sondern auch Zeit und Ort derselben kennen lerne, also die Chronologie und die Geographie zu Hilfe nehme.

Ausführlicher hat sich dann P. Wagner im Jahre 1735 über Bedeutung und Art des Geschichtsunterrichts in seiner Instructio privata für die Lehrer der sechs Gymnasialklassen ausgelassen. Selbst in den kleineren Kollegien darf die Übung in der Geschichte nicht unterlassen werden, da dieselbe dereinst den Schülern, welchen Stand sie auch immer ergreifen mögen, von unglaublichem Nutzen sein wird. Bei den gewöhnlichen Aufgaben ist freie, nicht sklavisch wörtliche Wiedergabe zu fordern. Chronologie und Geographie sind bei den wichtigeren Ereignissen zu berücksichtigen, weshalb man das Schulzimmer mit geographischen und chronologischen Karten ausstatten sollte. Weder in der Grammatik noch in der Syntax dürfen die Schüler lateinisch erzählen; es kommt auf die Sache an, und diese muß in klarer deutscher Sprache wiedergegeben werden. Bei dem Memorieren der Zahlen sind nicht zu viele unbedeutende Ereignisse zu fordern, wohl aber Anfang und Ende wichtiger Epochen und größerer Kriege fest einzuprägen. Nach Vollendung der alten Geschichte wäre es sehr zu bedauern, wenn man die angenehmere und leichtere Geschichte der Neuzeit vernachlässigen wollte. In den zahlreichen Fragen, die P. Wagner für die Übungen in den einzelnen Klassen aufstellt, sieht man, wie sehr es ihm um gründliche Kenntnis von Personen, Sachen und besonders um die geschichtlichen Zusammenhänge zu tun ist. Für die deutsche Kaiserzeit stellt er z. B. eingehende Fragen über Wahl und Verdienste einzelner Kaiser, die schlimmen Folgen der kaiserlosen Zeit, die Quelle des Einbruchs der Hunnen, die Anfänge der Türkenkriege, die allmähliche Erweiterung der Habsburgischen Macht, die Feldzüge des Prinzen Eugen usw.[1]

Im Jahre 1764 erschien dann in Wien ein größeres, in sehr gutem Deutsch

[1] Vgl. Instructio privata 161 ff. und die Auszüge daraus in Ratio studior. 4, 122 ff.

verfaßtes Lehrbuch von P. Ignaz Wurz: Einleitung in die Universal-Geschichte zum Gebrauche der Schulen. Die vier, je 200—300 Seiten starken Teile sind mit Landkarten und chronologischen Tafeln ausgestattet.

Zunächst für die Würzburger Schulen veröffentlichte P. Jos. Ringmüller (geb. 1737 zu Auerbach, eingetreten 1756 zu Mainz) im Jahre 1772 eine „Allgemeine Religions- und Staatsgeschichte" (2 Bde. Würzburg 1772/73, 584 und 903 S.). Er wollte aber „nicht allein für die Schuljahre, sondern auch für die Zukunft dienen. Die deutsche Schreibart kann es den Gelehrten sowohl wie den Ungelehrten zum ersprießlichen Gebrauche empfehlen." Das Buch behandelt mit guter Benutzung der Quellen in maßvoller und guter Sprache die äußere und innere Geschichte nach der Folge der einzelnen Jahrhunderte.

Ein sehr beliebtes Schulbuch für die Geschichte, das zugleich mit den lateinischen Klassikern gelesen wurde, waren die Feldzüge des Prinzen Eugen in Ungarn und Italien, die ein junger italienischer Jesuit in fesselnder Sprache und leichter guter Latinität besonders auf Drängen des P. Julius Cordara 1747 und 1752 herausgegeben hatte.[1]

Zu diesen Schulbüchern und Schulübungen kam noch die Versorgung der Studierenden mit historischer Literatur in einem ziemlich ausgedehnten Umfang. Seit Beginn des Jahrhunderts war es an einzelnen Jesuitenschulen zur feststehenden Sitte geworden, daß die Schüler der oberen Gymnasialklassen und der Philosophie bei Promotionen und andern festlichen Gelegenheiten Darstellungen besonders aus der Landes- und Lokal-Geschichte unentgeltlich als Geschenk verteilten. Der Umstand, daß so der junge Student manche Geschichtsbücher zu eigen erhielt, mußte zur Lektüre anreizen und dadurch zur Förderung des Geschichtsstudiums beitragen.[2]

Ein protestantischer Kritiker, der den Jesuitenschulen einseitig ablehnend gegenübersteht, schreibt von dem Fortschritt des Geschichtsunterrichts an den Jesuitenschulen im 18. Jahrhundert.[3]

„Wie die angeführten historischen Themen beweisen, die bereits von einer ziemlich systematischen Auffassung des Geschichtsunterrichtes nach Form und Inhalt Zeugnis ablegen, schien die Geschichte nun doch aus dem Rahmen der „Eruditio" herausgewachsen zu sein und sich zu einer selbständigen Disziplin entwickelt zu haben. Ein weiterer Fortschritt war der, daß jetzt auch für gute Historiker Prämien ausgesetzt werden, während dies ehemals nur für die besten Lateiner der Fall war. Auch die methodischen Bemerkungen, welche von jesuitischen Theoretikern über den Geschichtsunterricht gegeben werden, lassen darauf schließen, daß derselbe nun ernstlicher und praktischer betrieben werden sollte, als früher. So schickt P. Dufrène seinem genannten Buche eine Einleitung voraus, in der er nach einigen einleitenden Fragen über die Geschichte und ihre Einteilung in: „geistliche oder Kirchenhistorie und Weltliche oder Politische" auch solche über ihre Notwendigkeit, ihren Nutzen, Wert und Aneignung bringt. Während die Verordnung aus dem Jahre 1717 nur in den oberen Klassen

[1] Guidonis Ferrarii S. J. De rebus gestis Eugenii Principis a Sabaudia bello panonico libri III. Editio post Italicam et Batavicam tertia, apud Germanos prima Friburgi Br. 1751. Die Einleitung von Cordara ist vom Jahre 1747, ebenso die Druckerlaubnis des Generals Retz. Die italienischen Feldzüge, erschienen 1752, die erste Ausgabe in Deutschland Freiburg i. Br. 1754.

[2] Vergl. das 3. Kapitel. — Auch unter den jährlichen Geschenkbüchern (Xenien), welche die Marian. Kongregationen verteilten, befanden sich manche geschichtliche Darstellungen. Eine Geschichte dieser Geschenk-Literatur an den deutschen Jesuitenschulen wäre sehr zu begrüßen.

[3] Paul Rosenthal, Die „Erudition" in den Jesuitenschulen, Erlanger Dissertation 1905. 47 ff.

ein „gelegentliches Berühren" der Chronologie fordert, verlangt Dufrène bereits ihre „durchgängige" Berücksichtigung sowie „Verbindung von Geographie und Geschichte", weil diese samt der Chronologie oder Zeitrechnung 2 Augen der Historie zu nennen sind. . . . Es läßt sich nicht bestreiten, daß die methodischen Bemerkungen besonders über das Hand in Hand gehen von Geschichte und Geographie, das Hinweisen auf den sittlichen Zweck, das Dringen auf Anschaulichkeit des Unterrichtes durch Benützung geographischer Karten und Tabellen, sowie über das stufenmäßige Fortschreiten auch heute noch zutreffend sind, sowie daß die erwähnten geschichtlichen Übungen zur Aneignung, Befestigung und Beherrschung des Stoffes ohne Zweifel beitragen."[1]

Ein praktischer Mangel war in den meisten damaligen Schulen das Fehlen von Arithmetik und Mathematik. Schon bevor die Arithmetik als eigenes Fach in den jesuitischen Schulbetrieb aufgenommen wurde, erschienen eine ganze Reihe von Hilfsmitteln, um diesem Mangel abzuhelfen. So veröffentlichten einige Professoren des Hildesheimer Gymnasiums 1703 ein praktisches Büchlein, das außer einer praktischen Unterweisung in allen Teilen des Rechnens auch einen Abriß der Geometrie, Trigonometrie, Algebra und der astronomischen Arithmetik enthielt, ferner u. a. eine Anleitung zur Buchführung und die Berechnung der hauptsächlichsten alten und neuen Münzsorten. Bei den Monetae modernae wird der Wert der deutschen Münzen bestimmt: Reichstaler, Bancotaler, Kölnischer Taler, der Kaiser- (Rheinische) Gulden, Dukaten, Kreuzer, Batzen, Weißpfennig, das Kölner Fettmännchen und Trierer Petermännchen (Petermänger), ferner auch die gangbaren Münzen des Auslandes auf ihren Wert untersucht. Kleine Tabellen dienen zur Erklärung der verschiedenen Rechnungsarten.[2]

Für den Unterricht in der Mathematik erschienen außer den kurzen Abrissen in den Klassen-Sammelbüchern eine Reihe von Schulbüchern, die in kurzer praktischer Weise die Grundzüge der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie darboten. In der österreichischen Provinz war eines der besten der Leitfaden des P. Erasmus Fröhlich[3], des Lehrers des P. Hell, auf den dieser im Jahre 1755 mit großem Lob verweist in dem von ihm verfaßten Elementarbuch der Arithmetik, das 1773 die vierte Auflage erlebte.[4] In der oberdeutschen Provinz verdanken wir dem gelehrten Dillinger Professor P. Ignaz Pickel ein zweibändiges Elementarbuch, in dem er darauf ausgeht, die vielen so schwierig erscheinende Mathematik leicht und durch die Verbindung von Theorie und Praxis angenehm zu machen.[5] Im zweiten

---

[1] Über die Verdienste des P. Wagner um Geschichte und Geographie in den Schulen vergl. Hübl in Gesch. der Stadt Wien 5, 433, dort auch näheres über die 1728 erfolgte Einführung der Schüler-Akademien, besonders für Geschichte und Geographie. — Wagners Bedeutung für Methode und Didaktik hebt auch David Bruder hervor, Histor. Jahrbuch 31 (1910) 745 f. Er meint: „In der so vielfach verketzerten Lehrmethode der Jesuiten finden sich hinsichtlich des Geschichtsunterrichts methodische Forderungen aufgestellt, die erst in der Neuzeit allmählich zur Geltung gelangten." S. 752.

[2] Notabilia arithmetica . . . edita a Mathematicis Gymnasii Soc. Jesu. Hildesii 1703. 24°. 144 p. Nach dem Programm für die Gymnasien der oberdeutschen Provinz vom Jahre 1757 ist Arithmetik in allen Klassen mit Ausnahme der Poesie und Rhetorik als Lehrfach aufgenommen.

[3] Introductio facilis in Mathesim ad usum Tyronum Philosophiae.

[4] Elementa Arithmeticae . . . ad praefixam in scholis nostris normam. Ed 4a. Vindobonae 1773.

[5] Elementa Arithmeticae, Algebrae et Geometriae . . . in usum Tyronum. Dilingae 1771—1772. 8°. 448 u. 450 S. mit 13 Tafeln. Seinem Opusculum über die Geometrie schickte P. Franz Huberti eine kurze Geschichte der Geometrie in alter und neuer Zeit voraus. Institutionum mathematicarum Opusculum II Geometria Francofurti 1754. 8°. 144 S. und 7 Tafeln.

Bande gibt er auch die Elemente der höheren Mathematik, da er besonders die Studenten der Mathematik und Physik im Auge hat.

Im Anschluß an die neue Schulordnung in Münster (W.) veröffentlichte der Münsterer Mathematikprofessor P. Kaspar Zumkley 1772 Anfangsgründe der Elementar-Mathematik für die unteren Schulen in Münster.[1]

Eine vielumstrittene Frage war noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts die größere oder geringere Berücksichtigung der Muttersprache bzw. deren Aufnahme als eigenes Fach in den Lehrplan der humanistischen Gymnasien.

Die meisten Gymnasien des 18. Jahrhunderts kannten Deutsch als eigenes Lehrfach nicht, und so haben auch unsere großen deutschen Klassiker keinen eigentlichen Unterricht in der Muttersprache genossen.

Die deutsche Sprache, so führt eine neue Fachstudie aus, hatte sowohl als Unterrichtssprache als auch als Unterrichtsgegenstand an den Schulen des 18. Jahrhunderts einen harten Kampf zu bestehen. Der Verachtung der deutschen Sprache im öffentlichen Leben entsprach vielfach die Nichtbeachtung in der Schule. Die deutsche Sprache galt immer noch als roh, das Lateinische war noch lange die Sprache der Gelehrten wie das Französische zum guten Ton der Gebildeten gehörte. So ist es nicht zu verwundern, daß das 18. Jahrhundert „einen wirklich deutschen Unterricht, wie wir ihn heute kennen, noch nicht hatte, allenfalls erst an seinem Ende in einzelnen begünstigten Anstalten".[2] Die hohe Karlsschule in Stuttgart, die gegründet war, den modernen Geist in sich zu verkörpern, weist im Lehrplan von 1782 das Deutsche noch nicht auf; dasselbe ist der Fall im Lehrplan der berühmten Schule Schulpforta bis zum Jahre 1808.[3]

In dem Programm eines Berliner Gymnasiums vom Jahre 1793 heißt es: „Man las lateinische und griechische Schriftsteller, aber deutsche Schriftsteller in öffentlichen Lehrstunden zu lesen und zu erklären, hatte man damals (in den früheren Zeiten des 18. Jahrhunderts) für eine pädagogische Sünde gehalten. Man verbot sogar den jungen Leuten, auch für sich selbst ein deutsches Buch zur Bildung des Stils zu lesen, und es gibt noch jetzt Schulen, wo es ein mit schweren Strafen verpöntes Verbrechen ist, einen deutschen Dichter zu lesen, und wo daher der Schüler auf alle möglichen Ränke studieren muß, um trotz diesem Verbot seinen Hang zu befriedigen."[4] Noch einige Jahre später (1796) klagt Herder in einer Schulrede: „Wer unter euch, ihr Jünglinge, kennt Uz und Haller, Kleist und Kloppstock, Lessing und Winckelmann wie die Italiener ihren Ariost und Tasso, die Briten ihren Milton und Shakespeare, die Franzosen soviele ihrer Schriftsteller kennen und ehren?"[5]

Bei dieser Sachlage muß also auch unser Urteil über die Pflege der deutschen Sprache an den deutschen Jesuitenschulen von vorneherein vorsichtig sein.[6] Abgeschlossen gegen die Forderung der Zeit haben sie sich nicht.

Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts stoßen wir auf Verfügungen und Übungen, die für die deutsche Sprache sehr förderlich waren. In der österrei-

---

[1] Matheseos elementaris principia praelectionibus publicis scholarum inferiorum patriae Monasteriensis. Pars III. Usus Algebrae in arithmetica, geometria et trigonometria Monasterii W. 1772. 12°. 235 + 364 S. (Mit Logarithmen-Tafel.)

[2] Adolf Matthias, Geschichte des deutschen Unterrichts (1907) 97.

[3] A. a. O. 98.

[4] Gedike, Gedanken über deutsche Sprache. Progr. des Friedrich Werderschen Gymnasiums, 1793 S. 3, bei Matthias Seite 194.

[5] Von der Ausbildung der Rede und Sprache Suphan, Herder S. Werke, 30, 217, bei Matthias Seite 194.

[6] Diese Vorsicht ist besonders geboten bei Urteilen über die Sprache im Süden. Vergl. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und Wesen. 9. Aufl. (1919) 45 ff.: Die Sprache Norddeutschlands und Süddeutschlands.

chischen Provinz ist es die offizielle Instructio privata des P. Wagner vom Jahre 1735, die das Deutsche betont. Bei der Erklärung des Auktors in der untersten Klasse verlangt er zuerst eine deutsche Umschreibung, in der der ganze Text durch verschiedene Wendungen solange eingeprägt wird, bis er ganz verstanden ist, und der Schüler ihn mit seinen eigenen Worten deutsch wiedergeben kann. Die deutsche Umschreibung und Anwendung, die er dann selbst gibt, kann noch heute als mustergültig bestehen. Die darauf folgende Expositio notionalis leitet Wagner mit den deutschen Worten ein: Werde heunt als das erste Mal nicht mehr als diese Construction explicieren, dabei habt ihr wie in allen Explicationen hinfüro auf zwei Sachen wohl Achtung zu geben. Erstens, was ein jedes lateinisch Wort zu Teutsch heißet, andertes, wie die ganze Construction und nach was Regeln sie gemacht seye. Ich werde unter währender Explication bald diesen, bald jenen unversehens fragen, was da gesagt worden seye, und wenn ich einen ertappe, daß er nicht aufgemerkt, so werde ich grausam scharf seyn und keinen ungestraft lassen.[1]

Auch die offizielle Lehrmethode (Ratio et via) des P. Kropf für die oberdeutsche Provinz vom Jahre 1736 empfiehlt für Übersetzungen und Umschreibungen wiederholt ein gutes Deutsch. Für die untersten Klassen bot die Amalthea Germanica et Latina des P. Kropf einen reichen deutschen Wortschatz.[2] Wenn die Erklärung in deutscher Sprache geschieht, so muß darauf gesehen werden, daß sie in möglichst schönem Deutsch geschieht, da auch die Ausbildung im Deutschen in der Schule nicht vernachlässigt werden darf.[3] In der mittleren Grammatik ist es beim Griechischen Gebrauch, alles deutsch zu übersetzen und zu erklären. In der Humanität kann bei der Erklärung des Autors auch in besonderen Fällen deutsch erklärt und am Schluß alles ins Deutsche, aber sehr gut, übersetzt werden. In der obersten Grammatik wird das Argument lateinisch und deutsch vorgelegt und zum Schluß alle Worte des Schriftstellers in deutscher Sprache wiedergegeben.[4] Mit Ausnahme der Rhetorik und Humanität kann in allen übrigen Klassen die Geschichte in deutscher Sprache vorgetragen und gefragt werden.[5]

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ergehen dann wiederholte Mahnungen auf größere Berücksichtigung des Deutschen. Der oberdeutsche Provinzial Hermann verfügte am 4. August 1755 u. a., es sollen einige Male im Monat lateinische Themata diktiert werden, die die Schüler zu Haus ins Deutsche übersetzen und die Lehrer in der Schule prüfen, ob sie den Regeln der Orthographie (deutsche Sprache) entsprechen. Zuweilen soll nur deutsch diktiert und davon eine lateinische Übersetzung verlangt werden.[6]

In der ersten, dem Herkommen gemäß lateinischen Antrittsrede, welche Mederer[7] als Magister im Jahre 1756 bei der Eröffnung der Schulen zu Ingolstadt las, kündigte er eine Verordnung seiner Obern, vermöge welcher künftig auf die deutsche Sprache ebenso viele Sorgfalt als auf die lateinische und griechische verwendet werden sollte, mit einem freudigen Beifall an, und zeigte dann die Notwendigkeit, die Muttersprache zu bilden, nebst den vielfältigen Vorteilen, welche aus einer solchen Bildung hervorgehen würden, mit einem Nachdruck, der aus Überzeugung kam und Überzeugung einflößen mußte.

---

[1] Instructio privata 33 ff. Vergl. die deutschen Briefe für die Humanität 198 ff. Bei den Themata für die Rhetorik heißt eines: Oratio suasoria ad excolendam poësim et linguam Germanicam 247.

[2] Ratio et via 33 ff.

[3] L. c. 112.

[4] L. c. 117 ff.

[5] L. c. 197.

[6] Ratio stud. 3, 437.

[7] Westenrieder, Mederer 12.

In einem Erlaß vom 7. Februar 1766 schärft der Provinzial P. Hermann ein: Obgleich in unsern Schulen die erste Sorge einem guten Latein gilt, so muß doch in der jetzigen Zeit auch auf die deutsche Sprache große Sorgfalt verwandt werden. Deshalb soll, wie es sonst schon öfters in den Memorialia empfohlen worden, in den Kompositionen sorgsam acht gegeben werden auf die deutsche Sprache, nicht auf eine exotische und affektierte, sondern auf eine moderierte, die allgemeinen Beifall, nicht Gelächter verdient. Ihre Regeln sollen öfters erklärt und die Fehler der Schüler verbessert werden; als Hausaufgabe soll die deutsche Übersetzung eines Auktors verlangt werden, was auch zuweilen in der Schule von Nutzen sein wird. Dienlich kann dabei nicht nur die neue Ausgabe des Alvarez, sondern auch das Werkchen des P. Weitenauer sein, von dem in jedem Hause einige Exemplare angeschafft werden sollen, wie auch von den Kollegien in Bayern einige Exemplare der Grammatik, die neulich in München erschienen ist.[1]

Unter dem Opusculum des P. Weitenauer sind dessen „Zweifel von der deutschen Sprache" gemeint.[2] P. Weitenauer verteidigt in diesem, in gutem Deutsch 1763 verfaßten und 1764 und später wiederholt gedruckten Büchlein Grundsätze, die vielfach auch heute noch maßgebend sind. So verlangt er Rücksicht auf die Herleitung: Landtsmann ist gefehlt, indem Land und Länder kein t haben. Dieser Grundsatz giebet mir zu erkennen, Reiter und Reiterey sey besser als Reuter und Reuterey, weil sie nicht mit reuten oder ausreuten, sondern mit reiten und ausreiten verwandt sind, welche von jedermann mit ei geschrieben werden (S. 7). Den Jungen meint er (S. 23 f.), mag man ihren längst gewohnten Lauf lassen. Sollten aber auch im Schreiben die Gelehrten zu keiner Einträchtigkeit jemals zu bringen seyn? Gegen die Leute, die selbst die Religion in den Kampf führen, sagt er: Weder P. Scherer noch Dietenberger und Ulenberg haben mit ihrer Schreibweise die Religion verlassen und sind deshalb protestantisch geworden. Die damals grassierende Sprachmengerei bekämpft Weitenauer entschieden: Eine bewährte Kunst, seine Belesenheit oder Erfahrenheit in Sprachen an den Tag zu legen, besteht in dem, daß man von Zeit zu Zeit mit lateinischen, französischen und anderen Brocken um sich werfe, und ihnen zur Gnade einen deutschen Ausgang hintenan mache. Man schreibet z. E. Mentionirte 300 fl. sollen auf den angesetzten Termin der militärischen Cassa getreulich restituiret werden . . . Entweder sind solche ausländische Wörter in dem Deutschen angenommen oder nicht: sind sie angenommen, warum flickt man sie mit lateinischen Buchstaben?, sind sie es nicht, warum vertauschet man sie nicht lieber mit guten deutschen? Bei der so häufigen Verwechslung von Indikativ und Konjunktiv fragt er: Woran zweifle ich aber hier? An dem, woher es kommt, daß das lateinische Deutschland so oft seine Muttersprache vergißt? Geschieht es darum, weil das fremde Brodt ausgenommen besser

[1] Ratio stud. 4, 55 f. — Die Münchener Grammatik ist wohl die von Heinr. Braun, Anleitung zur deutschen Sprachkunst, München 1765. In der „Anweisung zur lateinischen Sprache ... Zum Gebrauch der Schulen der Gesellschaft Jesu in der Oberteutschen Provinz. Neue vermehrte und verbess. Auflage (von P. Herm. Goldhagen), München 1765" (450 S.) findet sich außer einer Sammlung deutscher und lateinischer Redensarten eine Abteilung: „Anmerkungen über die deutsche Sprache und über die deutsche Orthographie, oder Weise, recht zu schreiben".

[2] Die dritte verbesserte Aufl. 1768 (12°. 76 u. 170 S.) ist, abgesehen von der Verbesserung einiger Druckfehler, gleichlautend mit der ersten. Zur Beurteilung vgl. N. Scheid, Zum 150jährigen Gedächtnis eines deutschen „Rechtschreib-Büchleins" in „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins" 30 (1915) 40 ff. Zweifel von der deutschen Sprache vorgetragen, aufgelöst oder andern aufzulösen überlassen samt einem orthographischen Lexikon durch Ignaz Weitenauer d. G. Jesu. Augsburg und Freiburg i. Breisgau. Gebr. Wagner 1764. 12°. 76 u. 170 S. Die Druckerlaubnis des Provinzials Ign. Rhomberg, München, 18. Januar 1764.

schmeckt, ob es gleich nicht allezeit besser ist? oder weil wir gar zu gelehrt sind, also daß wir auch wider unseren Willen die Sprache der Wissenschaften reden?[1]

Ein weiteres Verdienst um die deutsche Sprache an den Jesuitenschulen hat sich P. Weitenauer durch seine 1768 erschienene Gedichtsammlung erworben.[2] In der Vorrede führt er aus: Die wienerische Sammlung kürzerer Gedichte aus den neueren deutschen Dichtern ist wohlgerathen und hat soviele Liebhaber gefunden, daß man noch eine oder mehr dergleichen gewünschet. Die gegenwärtige folget ihr nach und hat einerley Absichten mit ihr. Man hat beiderseits der Warnung gefolget, welche der große Opitz seinem vortrefflichen Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Kriegs einverleibet, da er die verliebten Stellen der griechischen und römischen Dichter von ihren Helden und Gottheiten also verwirft:

O weg mit solcher Kunst! weg mit solchen Sachen,
So die Gemüther nur verzagt und weibisch machen!

.... Dieser erste Theil enthält Fabeln und Erzählungen, Sinngedichte oder epigrammatische Schriften, Idyllen oder Schäferlieder und Lehrgedichte: unter welchen, wie in der wienerischen Sammlung auch einige ungebundene Stücke Platz gefunden, welche ohne Vers durch ihren poetischen Geist und Ausdruck vielen Gedichten gleich oder überlegen sind. Den Anfängern zur Beyhülfe habe ich diesen Gedichten eine kurze Anleitung zu deutschen Versen beygefüget: auf welche sich jene Anweisungen beziehen, welche zu unterst an den Blättern von Zeit zu Zeit vorkommen und anstatt kleinerer Anmerkungen dienen. Gott segne unsere Arbeit und die Bemühung der Leser.

Weitenauers Anleitung zu deutschen Versen ist sehr klar und heute noch brauchbar, lehrreich durch ihre vielen Beispiele, sowohl nachzuahmende als abschreckende. Über Vorteil oder Schaden des Reimes entscheidet er sich für größere Freiheit: „Wir haben im Deutschen poetische Schriften mit Füßen und Reimen und sie gefallen: Bei unsern Zeiten findet man auch welche, die weder mit Füßen noch Reimen versehen sind: und sie gefallen auch, wenn sie nur von Geßners, von Rabeners oder eines andern geschickten Meisters Hand kommen. Warum sollen wir denn eine Mittelgattung ausschließen, welche mit Füßen gebunden ist wie die erste und reimlos wie die letzte... Wie kann derjenige, welcher beides entrathen kann, eines allein nicht verschmerzen? Könnten den Dichtern nicht alle drei Gattungen gleich erlaubt sein?" (S. 23 f.) Über die Versetzungen (Umstellen der Worte) schreibt er: Zur Zeit, da man noch auf Händen und Füßen kroch, den deutschen Parnaß hinanzuklettern, trug niemand ein Bedenken, die Wörter untereinander zu werfen, bis zwo gereimte Zeilen herauskamen, welche beiläufig aus gleich vielen Sylben bestunden und von den frühern Dichtern Verse genannt wurden. Wir lesen

---

[1] Zweifel 70. Der protestantische Professor an der Universität Freiburg i. Breisg., Friedrich Kluge, Unser Deutsch, Leipzig 1907, S. 40 f., schreibt über den Kampf gegen das Eindringen des „protestantischen e" (Krone statt Kron) im 18. Jahrhundert in Oberdeutschland: „Zum Siege verhalfen dem protestantischen e mehrere Jesuiten. An der Innsbrucker Hochschule der Jesuit Ignaz Weitenauer. Er schrieb eine deutsche Sprachlehre, die in mehreren Auflagen mit besonderer Entschiedenheit für das ‚protestantische e' eintrat. Ich kann mir nicht versagen, einige Sätze des Jesuiten mitzuteilen. ‚Woher entspringt doch dieser unversöhnliche Haß wider das unglückliche e? Ist der Übelklang des armen Buchstabens oder ein unerbittliches altes Vorurteil, oder wohl gar die Religion an seiner Verdammung schuld? Von der Religion erstlich zu reden, ist schwer zu begreifen, wie man sie in die Rechtschreibung einmischt. Was hat denn die Glaubenslehre mit dem e zu thun? Welchen Artikel hat denn derjenige abgeschworen, welcher hie und da ein Nennwort um eine Silbe verlängert?'" Vergl. auch Weise, 20.

[2] Sammlung kürzerer Gedichte, meistens aus neueren deutschen Dichtern, samt einer Anleitung zu deutschen Versen, 1. Teil. Augsburg 1768. 332 S. 2. Teil. 332 S.

nach mit Belustigung: Der Winter öd, die Schwänen weiß, die gülden Pfeil der Sonnen heiß usw.

Die Autoren, die Weitenauer für seine Beispiele bevorzugt, sind Gellert, Hagedorn, Lichtwer, Triller, Opitz, Kleist, Geßner, Logau, Rabener. Auch Lessing ist mit einigen Beispielen vertreten. Von dem Engländer Young sind zwei Gedichte übersetzt. Die Sammlung dient in jedem Falle ihrem Zweck.

In der oberrheinischen Provinz bemühte sich für die hochdeutsche Sprache der Mainzer Joseph Rieffel (geb. 1739, eingetreten 1758). Er gab als Lehrer der Grammatik (1764?) heraus: „Ausgearbeitete Briefe" in deutscher und lateinischer Sprache, die mehrere Auflagen erlebten und zur selben Zeit eine Rechtschreibung der hochdeutschen Sprache mit kritischen Anmerkungen zum Gebrauch der Jugend.[1] In der Vorrede schreibt Rieffel: „Was hilft das Verhelen? Wie wir das Lateinische den Heyden in Rom, so sind wir die Schönheit unsrer Sprache den Sachsen in Deutschland schuldig... Wir schwiegen lange in Franken, da die Sprachlehrer aus Sachsen mit den Rheinländern und Pfälzern zankten. Nun, da allerorts unter den Gelehrten eine Schreibrichtigkeit entstanden ist, ergreifen wir die Feder zum Besten der Jugend. Es ist gewiß, daß man viele barbarische Wörter ausgemustert hat.... Das ist eine Zierde. Und welch eine Unform herrschte in Deutschland, als soviele stattliche Prediger, gelehrte Schriftsteller ihre kostbaren Gedanken in pöbelhafte Wörter kleideten.... Dies ist ein Schandflecken. Freilich! Wir wollen keine Affen anderer Mundarten seyn, doch können wir nicht alles verwerfen, was einen Grund hat. Es wäre also zu wünschen, daß die Eltern ihre Kinder, die Schulmeister ihre Schüler eher zur regelmäßigen Schreibart ihrer Muttersprache als zum Lateinischen, Französischen und Italienischen anhielten. Ich zeige den Weg mit diesem Werkchen... Die Regeln sind meistenteils unstrittig und können den Kindern zur Reinigkeit einer Schreib- und Mundart nützen." Aus den kritischen Anmerkungen kann der geneigte Leser die verschiedenen Meinungen der ersteren Sprachlehrer ersehen und nach Belieben auslesen, was ihm gefällt.

Als Sprachlehrer, „welche zum öftern angeführt sind", werden genannt der Oberpfälzer Aichinger, der Piarist Donatus, der Benediktiner Dornblüth, Gottsched, „der Vatter der neuen Sprachlehrern", der Benediktiner Reichsiegel und Weber. Bei den einzelnen Abschnitten über Buchstaben, Silben, Wörter werden sehr geschickt nach den Regeln die verschiedenen Ansichten der genannten Sprachlehrer angeführt und so ein selbständiges Urteil ermöglicht. Im allgemeinen entscheidet sich Rieffel für die heute allgemein angenommene Schreibweise; so schreibt er zum Beispiel: Auf die Stammsilbe ist auch nicht allzeit zu gehen. In allen Sprachen hat die Gewohnheit ihre Herrschaft. Also schreib von hoch nicht höcher sondern höher, von geschehen nicht geschicht sondern geschieht usw. Wir bedienen uns des C, wenn die Wörter lateinisch sind, zum Beispiel Cantor, Rector, doch sind ausgenommen jene, welche gänzlich auf deutsche Art gekleidet sind, als Karl, Kloster, Krone usw. Die Thüringer, Schwaben und Franken sagen: Ich will dich schlag, anstatt schlagen. Sie werden doch den Franzosen nicht nachaffen, die ihre Endsilbe oft verschlucken. Nichts mehr schändet eine Schrift als halb deutsche, halb lateinische oder französische Wörter, wie z. B. arriviren. Der gemeine Mann weiß oft keinen Unterschied zwischen den Worten Lehren und Ler-

[1] „Verfasset von Joseph Rieffel aus der Gesellschaft Jesu, Lehrer der Grammatik zu Würzburg. Im Jahre 1764". 8°. 60 S. Das sehr seltene Büchlein ist in dem Exemplar der Staatsbibliothek zu München (Typ. 14) „D. H. Hornschuchs wohl unterwiesener Corrector. Neue Aufl. von Kramers" beigebunden und wohl nur so vom Verschleudern gerettet worden.

nen. Der Meister lehrt, der Schüler lernt. Deswegen frage nicht: Wer hat dich es gelernt?, sondern gelehrt. Für steht für pro oder anstatt. Deshalb hat Gottsched unrecht, wenn er in der ganzen Litanei vor verlangt: Ora pro nobis heißt bitt für uns.[1]

Die wienerische Sammlung, auf die sich P. Weitenauer beruft, stammt von P. Denis, der dieselbe 1762 veröffentlichte.[2] In der Vorrede an den Leser sagt Denis: „Deutschland hat fast in allen Gattungen der Dichtkunst Werke aufzuweisen, die sich ganz zuversichtlich mit den ausländischen messen können. Sie sind zahlreich, die meisten sind öfter aufgelegt: gleichwohl findet man sie nur selten in den Händen unserer Jugend, welche doch aus dem Dichterlesen die größten Vortheile in Absicht auf Verstand, Herz und Sprache schöpfen sollte. In vielen dieser Werke kommen Stellen vor, welche den geheiligten Sätzen unserer Religion zu nahe treten; die meisten sind aber mit Gedichten angefüllet, welche in den Gemüthern junger Leute Empfindungen rege machen, deren sie zur Zeit ihrer akademischen Jahre sehr leicht entbehren können. In beiden Fällen werden gewissenhafte Eltern, wachsame Vorsteher, pflichtliebende Lehrer ein solches Buch vor den Augen der Ihren entfernen." Dazu kommt der hohe Preis. „Diesen Betrachtungen hat gegenwärtige Sammlung ihr Dasein zu danken. Sie ist weder gefährlich noch kostbar. . . . Sind schon die Meinungen in Vergleichung der Werke des Geistes zerschieden, so schmeichle ich mir doch, daß ich lauter lesenswerte Stücke gewählt habe. Sie sind zwar nur aus den Neuen, indessen bleiben doch die Älteren Opitz, Flemming, Dach usw. um die deutsche Dichtkunst unendlich verdient. Man wird sie bei reiferm Alter lesen, so wie auch die größeren Gedichte der Neuern, z. B. Klopstocks Messiade, Wielands Cyrus, Kleistens Frühling, Schlegels und Gellerts theatralische Werke usw." Er empfiehlt den Lehrern besonders talentvollen Jünglingen zeitig Neigung zur deutschen Dichtkunst einzuflößen, nach dem Beispiel der alten Lateiner, die trotz der Hochschätzung für die griechischen Klassiker in ihrer Muttersprache schreiben. Ihnen folgen ja auch die Welschen, die Briten, die Franzosen. „Es sind jederzeit die erleuchtesten Nationen gewesen, wo die Dichtkunst in der Landessprache am meisten geblüht hat."

Die Sammlung fängt mit den Fabeln an und endet mit den Oden; Epigramm, Eklogen und Lehrgedichte in der Mitte. Gellert, Hagedorn, Kleist, Lessing, Geßner, Haller, Klopstock, Uz, Zachariae sind häufiger vertreten.

Im Jahre 1772 erschien zu Augsburg eine „Zweite Sammlung kürzerer Gedichte. . . Eine Fortsetzung jener von Michael Denis." Im Vorbericht heißt es: Der löbliche Gedanke des Herrn P. Michael Denis der Jugend zum Besten, eine Sammlung solcher Gedichte aus unsern neuesten und besten Dichtern zu liefern, die derselben ebenso ergötzend als lehrreich ist, wie es der Erfolg sattsam an den Tag

---

[1] Im Jahre 1765 erschien Josephi Riefelli S. J. Poëticies Professoris Rhetorica ab amica litterarum manu typis donata Wirceburgi 1765. 4 Bde. à 250 S. 8°. In der Approbation des Würzburger Ordinariats vom 27. März 1765 von Dam. Gottfr. Günther wird dem Buche großes Lob gespendet. Im vorigen Jahre, sagt der Herausgeber, haben wir ein Schulbuch für die Grammatik, Briefstil (lateinisch und deutsch) veröffentlicht, jetzt vom selben Autor pro classe Humanitatis ein sehr gutes Buch. Das gebe ich jetzt heraus cum per auctoris humilitatem non licuerit. 1. Figuren. 2. Perioden. 3. u. 4. Bd. Chrie. In der Einleitung zum 4. Bd. wird die große Reichhaltigkeit mit Recht gerühmt und gewünscht, der Auktor, der sich so um die studierende Jugend verdient gemacht, möge fortfahren, zu schreiben pro bono publico, pro gloria Societatis, pro nominis sui fama nunquam intermoritura.

[2] Sammlung kürzerer Gedichte aus dem neueren Dichtern Deutichlands zum Gebrauche der Jugend gesammelt von Michael Denis, Wien, 1762. Neuer Abdruck Augsburg 1778.

legt, hat bereits mehr als einmal Nachahmung gefunden, die er denn nicht nur verdiente, sondern die auch über die maßen anzupreisen würdig ist. Der fast in allen Sprachen und Wissenschaften so wohl bewanderte Herr P. Weitenauer folgte demselben zum ersten mit ein paar Bändchen nach, und man müßte sehr gefühllos sein, wenn man nicht merkte, daß diese beiden verdienstvollen Schulmänner ihre heilsamen Absichten glücklich erreicht haben, und daß ihnen dieserwegen Dank und Erkenntlichkeit gebühret. Auch einem ungenannten und vermutlich protestantischen Schulmann hat dieser Vorgang also gefallen, daß er vor kurzem auserlesene kleinere Gedichte aus den besten deutschen Dichtern gesammelt, wobei selbst ein oder anderes Stück des erwähnten Herrn P. Denis unter anderen anzutreffen ist.[1]

Förderung des Deutschen zeigen auch die Schulbücher der niederrheinischen und oberrheinischen Provinz.[2] Die Klassenbücher der niederrheinischen Provinz aus den Jahren 1761/62 weisen deutsche Grammatik, deutsche Briefe, deutsche Prosodie und deutsche Reden auf.[3]

Ein Schüler des Mainzer Jesuitengymnasiums, Niklas Vogt, „widmet seinen früheren Lehrern warme Worte der Anerkennung in dem 4. Bande seiner Rheinischen Geschichte und Sagen und lobt besonders den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur.[4]

Die vielfache Aufmunterung, die der deutschen Muttersprache auch auf der Schulbühne zuteil wurde, z. B. von Callenbach, Huber, Mederer usw. wird uns an einer andern Stelle beschäftigen.

Zusammenfassend urteilt ein angesehener Fachmann über den deutschen Unterricht: „Hinter den protestantischen Schulen blieben in der 2. Hälfte des Jahrhunderts auch die katholischen Schulen nicht zurück. In Österreich betonten die neuen von Professor Gaspari entworfenen Lehrpläne das Deutsche. Der Jesuit Denis führte an den Gymnasien zu Graz und Klagenfurt den bisher unbekannten deutschen Aufsatz ein. . . . Der Jesuit Ignaz Wurz schrieb im Jahre 1758, drei Jahre bevor die deutsche Gesellschaft zur Reinigung der Muttersprache in Wien entstand, Aufsätze, die auf die Reinigung der Muttersprache hinzielten. Er übte seine Schüler am Theresianum in Wien in deutschen Aufsätzen und ließ am Ende des Schuljahres diejenigen öffentlich belohnen, welche die besten geliefert hatten. Auch in Bayern blieben die Jesuiten nicht zurück. Sie fingen an, in ihren Gymnasialklassen die deutsche Sprache nach Regeln zu lehren und ihre Schüler in deutschen prosaischen Aufsätzen und selbst in deutscher Dichtkunst zu üben. In der Schweiz finden wir gleiche Bestrebungen. Man gab in Solothurn 1769 Preise für deutsche Dichtungen in den Oberklassen; im Jahre 1772 erwirkte P. Zimmermann auch noch einen Preis für den deutschen Prosastil in den beiden Oberklassen. In demselben Jahre veröffentlichte derselbe Mann eine praktische Anleitung zum Briefschreiben. Solche Bestrebungen wurden von einsichtigen Obern gefördert.“[5]

---

[1] Diese 2. Sammlung enthält Klopstocks Abhandlung von der heiligen Poesie, dessen Nachahmung des griechischen Silbenmaßes im Deutschen und dessen Abhandlung vom deutschen Hexameter, ferner den Tod Abels von Geßner und den Tod Adams von Klopstock. Eine „Dritte Sammlung kürzerer Gedichte“ als zweite Fortsetzung jener von M. Denis erschien im selben Augsburger Verlag 1776 und enthält Oden und Lieder von Uz, Claudius, Lessing, Denis, Stolberg, Gleim usw.

[2] Ratio stud. 4, 39 ff. — Für Würzburg vergl. die Würzburger Statuten von 1749 l. c. 3, 425 f., 434 und die Lateinische Sprachkunst zum Gebrauch der würzburgischen Schulen. Herausg. von einem Priester der Gesellschaft Jesu. Bamberg u. Würzburg 1770.

[3] Ratio stud. 4, 49 ff.

[4] M. Herrmann, Niklas Vogt, Historiker aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dissert. Gießen 1917. S. 26.

[5] Matthias a. a. O. 164 f.

Über die vielen Anklagen gegen die Jesuitengymnasien des 18. Jahrhunderts urteilt der fachkundige gelehrte P. Weitenauer im Jahre 1765: Es ist keine geringe Unrichtigkeit, daß man immer sechs Jahre auf die Rechnung der lateinischen Sprachlehre schreibt, da doch ihren Anklägern nicht unbekannt seyn kann, wieviel von dieser langen Zeit anderswohin verwandt werde. Man schweigt von der deutschen Sprache, zu welcher die Jugend aus den neuen Lehrbüchern angeleitet und zu derselben Vollkommenheit geführet wird. Man schweigt von dem Griechischen, welches man in allen Schulen dem Lateinischen beigesellet. Man schweigt von der so nützlichen Geographie, von der so notwendigen Rechenkunst, von der so weitläufigen Historie. Man schweigt von der Briefkunst, von der ganzen soviel Gattungen in sich begreifenden Dichtkunst, von der männlichen Wohlredenheit. Man schweigt endlich von der christlichen Sittenlehre, welche man diesem Alter, gleichwie sie ihm mehr als allen andern nöthig ist, auch sehr reichlich angedeihen läßt. Zählt man nun alles dies zusammen, so wird man sich vielmehr wundern, wie man nebst der lateinischen Sprachlehre noch so vielerlei anderen Sachen habe abwarten können.[1]

Weitere Aufklärung über die Entwicklung der Gymnasien und besonders über die höheren Studien werden die Reformbestrebungen in den einzelnen Ländern ergeben, denen wir uns jetzt zuwenden müssen.

Die große Bewegung der Studien läßt sich am besten verfolgen in den Reformbestrebungen an den einzelnen Universitäten. Es würde aber zu weit führen, diese an allen Universitäten zu schildern. Eine Beschränkung auf je eine Universität in den einzelnen Provinzen wird ein hinreichend sicheres Urteil ermöglichen, zumal schon früher bei einzelnen Kollegien die Studien ausführlicher berücksichtigt wurden.

Bei den Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Schule wie auf anderen Gebieten im 18. Jahrhundert spielen die verschiedensten Richtungen und Ziele eine Rolle. Schultechnische, absolutistische und kirchenfeindliche Bestrebungen gehen vielfach Hand in Hand. Männer, denen es mit der Besserung und Hebung der Schulen heiliger Ernst war, finden wir an der Seite von Absolutisten und Aufklärern, denen es vor allem um die völlige Unterjochung der Schule unter die Staatsomnipotenz und um die Beseitigung jeden kirchlichen Einflusses zu tun war: Vernichtung der Lehr- und Lernfreiheit bedeutete für sie Stabilisierung der Staatsomnipotenz über die Kirche.

In Österreich setzte die Schulreform bereits im ersten Drittel des Jahrhunderts ein, jedoch ohne durchgreifenden Erfolg. Am 21. Februar 1726 wurde die niederösterreichische Regierung von der Hofkanzlei um einen Bericht über Verbesserung der Studien aufgefordert.

Die Universität antwortete am 12. Mai 1727 nach Einvernahme mit dem Rektor des Wiener Kollegs, „der mit großem Entgegenkommen selbst eine Reihe von Vorschlägen beibrachte", mit Betonung mehrerer Verbesserungen, darunter auch die Einrichtung einer eigenen Lehrkanzel für Geschichte.[2]

Über den letztern Punkt schreibt der neueste Historiker der Universität: „Die Anregung, ein historisches Kolleg an der Universität einzuführen, ging in Wien vom Jesuitenprovinzial P. Joh. Thulner aus, welcher das Konsistorium für seine Absicht zu gewinnen wußte, da der Nutzen dieser bisher vernachlässigten Disziplin jedermann einleuchtete. Noch leichter war es, die Einwilligung des Kaisers Karl VI. zu erlangen. (Auch in Graz setzte P. Thulner die Einrichtung einer historischen Professur durch)." In den Akten der theologischen Fakultät heißt es zum

[1] Fragen der neuen Lehrart S. 11 f.

[2] Albert Hübl in Geschichte der Stadt Wien 5 (1914) 432.

29. Dezember 1728: Im Konsistorium der Universität wurde vorgelesen die Präsentation des neuen Professors der Geschichte P. Jos. Pichler S. J. Die Errichtung dieser Professur wurde einstimmig gebilligt (cum applausu omnium approbata). „Am 10. Januar 1729 eröffnete P. Pichler in Anwesenheit des akademischen Senats und zahlreicher Gäste das erste historische Kolleg, indem er sich über Methode und Nutzen der Geschichtswissenschaft verbreitete. Zeigt schon dieses Thema, daß der richtige Mann für die neue Lehrkanzel gefunden war, so genügt ein Blick in eine seiner später veröffentlichten Abhandlungen, um zu sehen, daß er mit dem Rüstzeug seiner Wissenschaft wohl vertraut war. . . Sein nächster Nachfolger auf dieser Lehrkanzel vom Jahre 1737 an war P. Sigismund Calles († 1761), der bekannte und verdienstvolle österreichische Annalist und Kirchengeschichtsforscher."[1]

Die Stellung des Generals Retz zu den österreichischen Reformbestrebungen erfahren wir aus einem Schreiben, das er am 16. Juni 1731 an den Provinzial Molindes richtete, in Antwort auf die Zusendung der von dem kaiserlichen Hofe verfaßten Studienreform. Der General wünscht Aufrechterhaltung der Ratio studiorum, lateinische Sprache, Klassiker, Geschichte, seltene Änderung der Professoren, Aufsteigen derselben mit ihren Klassen, Ausbildung der Lehrer, Triennium in der Philosophie, bevorzugte Behandlung von mehr nützlichen und notwendigen Fragen vor unnützen Spekulationen.

Bald darauf reichte P. Wagner dem Hof-Referenten über die Studien Managetta eine neue Studienordnung für die Reform der Gymnasien ein. Mit diesem Vorgehen war P. Retz durchaus unzufrieden, wie er am 7. Februar 1733 an den kaiserlichen Beichtvater Tönneman schreibt, weil dadurch Tür und Tor für alle möglichen Neuerungen geöffnet würden. Er beschwört den Beichtvater, den Kanzler oder den Kaiser selbst zu bitten, die Gesellschaft in ihren Berufssachen frei zu lassen und etwaige Änderungen nur nach gemeinsamer Beratung, nicht aber auf unreife Pläne eines oder weniger zu treffen. Dasselbe schreibt der General unter demselben Datum dem Provinzial Molindes, mit den Neuerungen hat man im Gymnasium des Profeßhauses schon begonnen, der Präfekt des Gymnasiums (P. Wagner) zwinge die Schüler, neue Bücher zu kaufen, die eben erst erschienen seien, wofür der General keine Erlaubnis gegeben. Der Provinzial möge alles aufbieten, um die Freiheit des Ordens zu wahren.

Aus den folgenden Briefen an den Provinzial und P. Wagner geht hervor, daß der General nach den erhaltenen Aufklärungen die Bestrebungen des P. Wagner durchaus billigt, nur sollen auch die Schulmänner aller Hauptkollegien zu Rate gezogen und das Resultat ihrer Beratungen dem General geschickt werden.[2] In dem Brief vom 28. März 1733 an P. Wagner fügt er bei, es sei ein Irrtum zu glauben, daß des Juvencius Lehr- und Lern-Methode von der 14. General-Kongregation approbiert worden sei, die Kongregation habe eine solche gewünscht und für die von Juvencius die gewöhnliche Druckerlaubnis, aber nicht die offizielle Anerkennung gegeben.[3]

Die kaiserliche Resolution erfolgte am 16. Nov. 1735 an die Universität, Rektor und Konsistorium.[4] In derselben heißt es:

---

[1] Arthur Goldmann in Gesch. der Stadt Wien 6 (1918) 163 f.

[2] Retz an Molindes 28. März 1733.

[3] P. Visconti drückt sich in seinem Rundschreiben vom 22. Juli 1752 über Juvencius so aus: Ad hoc multum etiam conferre potest Libellus aller de ratione discendi et docendi, quem j u s s u Congreg. gen. XIV. P. Juvencius scripsit, atque optandum esset ut singulis Magistris traderetur.

[4] Cod. Austr. IV 887 ff. Darnach bei W o t t e, Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias 1 (1905) 3—6.

Da der Niederösterreichischen Regierung unter dem 21. Februar 1726 aufgetragen worden, nach Hof zu berichten, wie das allhiesige Studium generale zu verbessern wäre, hat die Regierung nach Vernehmen der hiesigen Universität und des Patris Rectoris Collegii Academici Soc. Jesu am 27. Sept. 1727 den abgeforderten Bericht erstattet. Nachdem man hierauf noch besonders vorgedachten P. Rectorem über einige in Sachen sich geäußerte Anstände mit seinen Erinnerungen vernommen, sind alle diese Berichte und auch die nach der Hand von den P. P. Soc. ferner bei Hof eingereichte Vorstellung Ihrer Kais. Maj. vorgetragen worden. Wie nun die Regierung und auch die Universität die Verbesserung in allweg nützlich, ja nötig zu sein erkennt, hat Ihre Kais. Majestät für Wien und die übrigen Erblande verordnet und zwar in ordine Classium von den Humanioribus angefangen: Ihre Kais. Maj. lassen es bei dem bisherigen Sexennio studii humanistici künftighin verbleiben, um so mehr, als es convenirte, die sonderbar junge Knaben in Syntaxi vel Rhetorica noch ein Jahr verbleiben zu lassen. Zu dem Ende sollen 1. die Knaben, welche nicht vorher Deutsch und Lateinisch wohl leserlich zu schreiben gelernt, auch die Declinationes, Conjugationes und die vierzehn Regeln begriffen zu haben befunden werden, in die erste Schule nicht aufgenommen werden. 2. Der armen Leute Kinder, welche weder mit genugsamen Mitteln, noch mit einem besondern Talente begabt, sind gar nicht anzunehmen, gut talentierte Arme sind mit Stipendien zu unterstützen. 3. Die Praecepta Grammaticae sollen kurz, vollkommen und nützlich zum Gebrauch in höheren Schulen und zwar anfangs in deutscher Sprache gegeben werden. Sobald die Jugend servatis vocabulis artis die auf deutsch gegebenen und im Latein memorirter gelernte wenige Hauptregeln recht begriffen hat, sollen die Discipuli ad classicos Auctores mittelst aufgebender regelmäßiger und folglich selbst imitierender Exempel auf eine gute Redensart mit Versetzung des Deutschen in das Lateinische und vice versa sowohl als auch in den über Haus gut deutsch gebenden Argumentis nach und nach angewöhnt werden. Das Deutsche soll in der Orthographie und das Lateinische in Latinitate corrigiert werden. Und gleichwie die Bücher für die untern Schulen seit 3 Jahren schon ziemlich wohl eingerichtet sind: als werden die P. P Soc. Jesu auch weiter bedacht sein, fürs künftige nicht nur eine kompendiöse klare und leichte Grammatik, sondern auch die übrigen Schul-Bücher so zu fassen und ad approbandum nach Hof zu geben, auch ihre Tradition (Lehrart) so einzurichten, wie es Elegantia studii humanistici erheischet, nämlich per partes Grammatices explicando Auctores classicos fürzugehen, auch in Syntaxi das letztere halbe Jahr in Schreibung sowohl deutscher als lateinischer Episteln . . . die Jugend zu unterweisen, folglich in Poësi nebst der Prosodia und den Carminibus Fabulis et Chriis auch einen Teil der Rhetorik vorläufig, sodann in der Rhetorik das Studium Eloquentiae aus den besten Auktoren zu tradiren . . . durch alle Schulen aber dies beobachten, daß durch vieles auswendig lernen das Gedächtniß der Jugend nicht überladen oder geschwächt werde. 4. Da die griechische Sprache zu einer wohl eingerichteten Universität gehört, ja in ein oder anderer Fakultät erforderlich ist, so soll auch diese Sprache nebst der lateinischen, eodem servato docendi ordine, per classes die Woche zweimal wenigstens durch eine halbe Stunde tradiret und die Discipuli zu mehrerem Fleiß hierin verhalten werden. 5. In währendem Studio humanistico ist auch das Studium historicum, wie die P. P. Soc. bereits angefangen haben, successive bono ordine zu tradiren. 6. Ihre Kais. Maj. beangenehmigen die Erklärung der P. P. Soc. Jesu: daß sie künftighin auch geschickte und in modo docendi wohl unterrichtete Magistros et Professores, welche mithin puram et rectam latinitatem schon besitzen, in den Humanioribus aufstellen werden. Sie versehen sich auch gnädigst, daß wie schon vorhin mehrmalen und insonderheit allhier geschehen, auch in Syntaxi einige P. P. Professores künftighin gesetzt werden, item einige absoluti Theologi zu Tradirung der vier ersten Schulen, soviel sich immer tun läßt, saltem in den Universitäten angestellt werden; dergestalt, daß sie, Magistri, mit den Schülern, nachdem sie ihrer Lehrart schon gewohnt, a parva schola usque ad grammaticam vel etiam Syntaxin auf-

steigen mögen; welches sich aber a Poësi ad Rhetoricam nicht eben so wohl tun lasse, zumal wie bekannt diese beiden Klassen ein besonderes Studium, und verschiedene Art und Ingenium selbst erfordern: dannenhero sie P. P. Soc. selbst erachten werden, es sei besser, besondere und wohl geübte Professores in Poësi et Rhetorica, wie schon öfters mit gutem Nutzen geschehen, wenigstens in den größern Universitäten, auf mehrere Jahre beizubehalten. Und dieses ist, was das Studium humanisticum betrifft, dem dann auch mit nächstem die bessere Einrichtung des Studii Philosophici und in den übrigen Fakultäten successive folgen wird.

Manche dieser Wünsche waren bereits berücksichtigt in der Instruktion, die P. Franz Wagner im Jahre 1735 für die Lehrer der sechs Gymnasialklassen herausgab.[1]

Es ist eine vollständige Didaktik und Pädagogik für das Gymnasium; sie enthält die genauen Schulpläne für die einzelnen Tage der Woche, die Art und Weise des Unterrichts in den verschiedenen Klassen mit einer reichen Fülle von wichtigen Winken, interessanten Aufgaben und lehrreichen Musterbeispielen. Dieses Buch fand auch bei späteren Reformen gebührende Anerkennung.

Durch den Tod des Kaisers und die darauf folgenden Kriege erlitten die Studienreformen eine Stockung, aber nach Beendigung des zweiten Schlesischen Krieges wurden dieselben wieder aufgenommen, da Maria Theresia für sie gewonnen wurde. Durch die Resolutionen vom 10. Oktober und 24. November 1747 verlangte Maria Theresia in den unteren Schulen u. a. Pflege der Geschichte, der griechischen Sprache und Arithmetik, in den höheren Studien Wegfallen des Diktierens und einen zweijährigen Kurs für die Philosophie.[2]

Dieserhalb richtete die österreichische Provinzial-Kongregation 1751 ein Gesuch an die General-Kongregation um Mittel gegen diese Bestimmungen. Das Postulat wurde von dieser am 20. Juli 1751 verhandelt. Die Akten melden darüber: Alle stimmten darin überein, daß man dem kaiserlichen Edikte durchaus gehorchen müsse. Es ist nämlich für uns weder nützlich noch geziemend, den Unwillen der Fürsten durch unseren Ungehorsam herauszufordern. Einige glaubten, Gegenmittel seien überhaupt nicht nötig, da die Befehle weder üble Folgen hätten, noch gegen unsere Regeln seien; denn in der 9. Regel der Professoren heiße es, womög-

[1] Instructio privata seu typus cursus annui pro sex humanioribus classibus in usum Magistrorum S. J. editus a. 1735 Tyrnaviae, Typis academicis. 274 S. Approbation vom 18. Oktober 1735, also vor dem kaiserlichen Reformdekret. Auszüge daraus in Ratio studiorum IV, 68 ff. Von dieser Instructio schreibt der Exjesuit Cornova (Die Jesuiten als Gymnasiallehrer (1804) 57 ff.): „Man hatte unter den Jesuiten ein Büechelchen, das kaum jeweils in andere Hände geraten ist. Unter dem Titel Instructio privata war es ein Inbegriff einer Gymnasialpädagogik, gleichsam zum Wegweiser der Lehrer der lateinischen Schulen bestimmt; und enthielt Anweisungen, selbst der zartesten Jugend alles faßlich zu erklären, das Erklärte durch Wiederholungen ihr einzuprägen, die Rechenschaft, welche sie davon abzulegen hätte, ihr zu erleichtern, die Schulaufgaben nach ihrem Begriffe und zu ihrem wahren Vorteile einzurichten, Fleiß und Aufmerksamkeit der Schüler durch unschuldige Kunstgriffe anzuspornen, und was dergleichen mehr ist. Wenn ich mich recht entsinne — denn ich habe es seit 40 und mehr Jahren nicht in Händen gehabt — ist es aus der Feder des um die bessere Latinität in den Schulen so sehr verdienten österreichischen Jesuiten Franz Wagner geflossen. Diese Anweisung nun, welche bei vielem Guten auch manche von den gewöhnlichen Fehlern aller Gängelwagen hatte, ging unser Lehrer mit uns durch und teilte uns bei dieser Gelegenheit über die Lehrmethode in Gymnasialklassen so vortreffliche aus seinen pädagogischen Erfahrungen abgezogene Bemerkungen mit, daß ich sehr gerne bekenne — und seine übrigen Zöglinge werden gewiß durchaus damit einstimmen — alles Gute, was ich hernach als Lehrer dieser Klassen etwa geleistet haben mag, sei diesen Bemerkungen zuzuschreiben."

[2] Vergl. Peinlich, Grazer Programm 1871, 16.

lich soll nicht geschrieben werden, und in der 7. Regel der Philosophieprofessoren werde das Biennium erlaubt, wenn es an einer Universität statuiert sei, zumal in zwei Jahren alle notwendigen Fragen behandelt werden könnten, wenn die zahllosen unnützen Quästionen abgeschnitten würden.[1]

Am 25. Juni 1752 sandte die Regierung an Rektor und Konsistorium der Universität eine neue Studienordnung.[2] Der Verordnung des Kaisers Karl vom Jahre 1735 sei in vielen Stücken nicht Folge geleistet worden, deshalb ergehe nun eine neue kaiserliche Verordnung: Es sind keine junge Magistri „sondern gestandene in pura et recta latinitate sowohl als in der reinen deutschen Orthographie hinlänglich studierte Patres Professores in allen 6 Schulen" zu bestellen; in Poesie und Rhetorik dürfen die Professoren nicht mehr alljährlich abgewechselt, sondern jedesmal wenigstens 2 Jahre unfehlbar gelassen werden. Alle Schüler sind bei der Aufnahme zu examinieren und das Resultat ist dem landesfürstlichen Herrn Superintendenten jedesmal noch im September zu überreichen; ohne desselben schriftlicher Approbation darf keiner bei schwerster Ahndung admittiert werden; ebenso darf während des Jahres keine Aufnahme ohne Approbation stattfinden. In der Grammatik und Syntax müssen alle halben Jahre Examina abgehalten werden, um die Untüchtigen auszuscheiden, außerdem muß der Superintendent am Ende jedes Jahres eine ordentliche Schulvisitation im Kolleg der Gesellschaft abhalten. In der Humanität und Rhetorik müssen deutsche Briefe abgefaßt werden, in der untersten Klasse muß für das Latein eine deutsche Grammatik nach dem Muster der Grammatica Marchica eingeführt werden. Geographie, Arithmetik und Griechisch sind als Lehrgegenstände zu betonen. Dem Rektor und dem Konsistorium der Universität wird aufgetragen, diese Ordnung ins Werk zu setzen, widerspenstige Professoren abzusetzen usw. Über die Ausführung soll in 8 Tagen Bericht erstattet werden.

Dieselbe Studienordnung bestimmt für die Philosophie[3] die Dauer von 2 Jahren, im ersten Jahre Prolegomena und Logik, vom 2. Februar bis Ende des Schuljahres in der Frühe 2 Stunden Mathematik, nachmittags 2 Stunden Metaphysik, Seele, Welt, Gott usw., im zweiten Jahre Prolegomena, Physik, Naturgeschichte, Ethik. Es darf nicht diktiert werden, ein Auktor ist zugrunde zu legen, die peripathetische Materie und Form wird verboten und für die philosophische Fakultät werden ein Direktor und 4 Examinatoren von der Kaiserin ernannt. In der (dogmatischen) Theologie werden 2 Professoren 4 Jahre lesen, Auktoren und Traktate werden bestimmt, Hebräisch, Hl. Schrift und Moraltheologie sind als eigene Fächer zu betonen.

Auf Vorstellung des Provinzials Thannhauser erfolgte am 11. August 1752 die kaiserliche Resolution, daß wegen Mangel an Priestern mit Ausnahme von Wien an den vier untern Schulen Magistri (Scholastiker) verwendet werden dürften, in der Poesie und Rhetorik aber allenthalben Priester zu unterrichten hätten.[4] Am 4. September 1752 resolvierte die Kaiserin, daß vom nächsten Jahre an an den größeren Kollegien alle Humaniora von Priestern gelehrt werden müßten. Der Provinzial Thannhauser hatte auch gegen die Einführung der Grammatica Marchica Bedenken erhoben und gebeten, P. Wagner beibehalten zu dürfen, da derselbe „volle 30 Jahre dem Studio humanistico vorgestanden und sein Buch durch lange Erfahrung dem Genio der hiesigen Jugend angepaßt", dasselbe sei

---

[1] *Acta Congr. XXII. act. XII.

[2] Wortlaut in Supplementum Codicis Austriaci 5 (1777) 667 ff.

[3] L. c. 5, 670 ff.

[4] K. Wotke, Das österreichische Gymnasium 1, XIV.

schon in deutscher Sprache abgefaßt und sogar in akatholischen Schulen eingeführt. Auch diese Bitte wurde unter dem 4. September 1752 gewährt.[1]

Zum Direktor des philosophischen Studiums wurde P. Franz, zu jenem des theologischen P. Debiel ernannt.[2]

Da hie und da Widerstand gegen einige der kaiserlichen Verfügungen laut wurde, wandte sich die Kaiserin klagend an den General Visconti. Dieser antwortete am 10. März 1753, er habe zu seinem großen Schmerz vernommen, daß einige die neue Studienordnung zu tadeln wagten; er werde für Ahndung sorgen, da es sein dringender Wunsch sei, daß alle Befehle der Kaiserin strikte befolgt würden. Was die Punkte auf dem beiliegenden Blatt betreffe, werde er sorgen 1. daß zu Provinz- und Lokal-Obern nur solche bestellt würden, die voraussichtlich gewillt seien, die neue Studienordnung zu fördern, 2. daß die Professoren zur genauen Befolgung ihrer Instruktionen angehalten würden, 3. daß die Scholastiker der Gesellschaft wie in der scholastischen Theologie so auch in der Hl. Schrift, Kirchenrecht, Polemik, Kirchengeschichte und in den heiligen Sprachen Hebräisch und Griechisch in großen und kleinen öffentlichen Akten ihre Kenntnis öffentlich darzutun hätten. Was die übrigen Punkte, die private Institution der Scholastiker betreffe, so möge die Kaiserin diese dem Urteil der Obern nach den bisherigen Regeln und Gewohnheiten überlassen, da sie der neuen Studienordnung durchaus nicht hinderlich sei, zudem müßten ja alle die öffentlichen Vorlesungen besuchen, und es seien nicht alle für den Katheder, sondern die meisten für die Seelsorge bestimmt. Er werde sich aber auch anderweitigen Befehlen der Kaiserin fügen. Auf diese Vorstellung genehmigte die Kaiserin die Freiheit für die Ausbildung der Scholastiker, widerrief diese Erlaubnis aber bald nachher.[3]

Diesbezüglich schreibt Visconti am 27. Oktober 1753 in der größten Untertänigkeit an die Kaiserin: Er habe gedankt für die Bewilligung betr. der privaten Institution unserer jungen Leute in der peripathetischen Philosophie, er empfange jetzt mit derselben Ehrerbietung den Widerruf in dem Schreiben vom 29. Sept. Ich hätte geglaubt, es könne daraus keine Gefahr für häusliche Uneinigkeit entstehen, da in andern Provinzen nicht allein privatim, sondern auch öffentlich in den Schulen mit der neuen Philosphie auch die peripathetische unbeschadet des Friedens und der Liebe gelehrt wird. Auch in der neuen Studienordnung wird ja vieles dem Belieben der Philosophieprofessoren überlassen in ganz entgegengesetzten Meinungen, ohne daß man einen Streit befürchtet. Da aber die Kaiserin Schaden verhüten will, nimmt er den Widerruf als neue Wohltat an, bittet aber doch dringend um die Erlaubnis, unsern jungen Leuten neben der neueren Philosophie privatim diejenige Lehre vortragen zu lassen, die unsere Satzungen verlangen und die von so vielen Gelehrten an fast allen katholischen Universitäten festgehalten wird. Zum Schluß versichert der General, er werde allen Obern dringend empfehlen genaue Befolgung der Vorschriften über öffentliche und private Vorlesungen.

Der General hat wohl geglaubt, daß eine Zurückweisung der kaiserlichen Eingriffe in die Lehre die Sache noch verschlimmert hätte. Jedenfalls ließ sich die Kaiserin von weiteren Eingriffen nicht abhalten. Die Auffassung, auch das Theologiestudium sei staatliche Domäne, charakterisiert eine weitere kaiserliche Entschließung vom 1. Februar 1754, daß Klostergeistliche weder auf fremde Universitäten noch in andere Klöster Studien halber geschickt werden sollen; jedes größere Kloster sollte zwei, jedes kleinere einen Ordensmann nach Wien schicken, um dort

---

[1] Wolfe 1, XV.
[2] Kink, Universität Wien 1, 462.
[3] *Epp. N. N. 33 und 34.

zu studieren. Der dagegen remonstrierende Prälatenstand ward am 19. Oktober 1754 abgewiesen, nur den ärmern Stiftern wurde erlaubt, um eine Dispens einzukommen. Am 23. Februar 1754 erging der Befehl, daß nur jene Mendikanten eine theologische Lehrkanzel erlangen können, welche gleich den übrigen Doktoranden vom Direktor und den vier Examinatoren geprüft und approbiert worden.[1]

Am 19. Mai 1753 erging folgender Erlaß an P. Franz als Directorem Studii philosophici allhier: Ihre K. K. Majestät haben zu befehlen geruhet, daß ein jeweiliger Director des Studii Philosophici zugleich seine Absicht (Aufsicht) auf die 6 untern Schulklassen bestellen und als zugleich ernannter Director des Studii humanistici vornehmlich darauf Acht haben solle, damit die untern Schulen bei dem gar wohl gefaßten Typo des Patris Wagner unabweislich erbleiben und also auch hierin die gute Ordnung in re litteraria, wie solche von Ihro K. K. Maj. vorgeschrieben ist, ohne Unterbruch beibehalten werde. P. Franz wird erinnert, daß der Herr Super-Intendens universitatis die politische Aufsicht über unser Schulwesen fortzuführen hat, weshalb P. Franz nach seinem Jurament und Eifer sothane Dirktion übernehmen und darüber von Zeit zu Zeit seinen Bericht an den Herrn Erzbischof als von Ihro K. K. Majestät ernannten Protectorem studiorum abstatten möge.[2]

Die staatliche Aufsicht wurde immer enger und drückender. Alle Studien wurden einer eigenen Studien-Hofkommission unterstellt. Zu ihr gehörten anfangs Erzbischof Migazzi, van Swieten und Domherr Stock. Diese Kommission schlug 17. August 1759 zum Director Humaniorum vor den seit 1758 in Wien als Professor der Geschichte wirkenden Tridentiner Gaspari vor: Was ferners die untern Schulen anlanget, wird zwar der P. Provinzial S. J. einen Präfekten zu bestellen haben, damit aber die diesfalls vorzuschreibenden Maßregeln desto sicherer in Erfüllung gebracht werden, so ist man der gehorsamsten Meinung, daß die Ober-Inspektion dem Professor historiarum von Gaspari als einem sehr tüchtigen Manne aufgetragen werden möge. Dies geschah, und Gaspari übernahm Oktober 1759 die Inspektion der Gymnasien und blieb in diesem Amte bis zu seinem Tode 1768.[3]

Über den Stand der Gymnasien schreibt Migazzi Dezember 1759 an Kardinal Crivelli, infolge von Gerüchten, als sei er (Migazzi) gegen die Sozietät: Auf die Patres der Sozietät Jesu sei seit geraumer Zeit alle Macht in der Respublica litteraria gekommen, und obgleich alles nach ihrem Gutdünken eingerichtet worden, so seien die Studien nicht auf der Höhe gestanden, wie es alle Guten wünschten. „Da die Humaniora sehr darniederlagen, faßte ich den Entschluß, zwei Priester der Gesellschaft aus Italien hierher zu rufen, damit sie dieselben verfeinerten. In allem übrigen tat ich nichts, ohne den Provinzial P. Beck (Pock) und andere Mitglieder dieses Ordens um Rat anzugehen. Sie selbst haben die Herrscherin inständigst gebeten, daß die zwei Studiendirektoren durch Nichtordenspriester ersetzt wurden; denn da die ersteren von der Obedienz des Provinzials frei waren, hätte es geschehen können, daß die innere Disziplin der Sozietät nicht geringen Schaden litte. Als dann ihr Begehren erfüllt war, hat mir der Provinzial namens der ganzen Sozietät wiederholt erklärt, daß sie dies als eine große Wohltat ansehen.

---

[1] Kink, Universität Wien 1, 462.

[2] Wolfe 1, XXI.

[3] Vergl. Della vita ... di G. B. de Gaspari. Venezia 1770. Dort S. 213 sein günstiges Urteil über die Jesuiten im allgemeinen trotz einiger verschiedener Meinungen. Sehr günstig lautet das Urteil des Jesuiten Jos. Reuckel über die Art und Weise, wie Gaspari sein Amt führte. S. 248 ff.

Es ist bestimmt worden, daß ein Dominikaner und ein Augustiner die Fakultät erhalten, an der Universität öffentlich zu lehren. Ich wäre ungerecht und gäbe der Wahrheit nicht Zeugnis, wenn ich verschwiege, daß der Provinzial der Jesuiten mich aufgemuntert hat, die Lehrkanzel jenen beiden Ordensgenossenschaften zurückzustellen, weil sie dieselbe vordem gehabt und es bitter empfanden, sie auf den Rat zweier Direktoren aus der Sozietät verloren zu haben, auch von daher aller Neid gegen die Sozietät sich ableite. . . . Ich konnte vieles in ihren Schulen nicht billigen, aber hauptsächlich weil sie von den vortrefflichen Einrichtungen der Ratio studiorum abgewichen waren.[1]

In der Tat zeigen die neuen Verordnungen und Studienpläne für die Gymnasien vielfach ein Zurückgehen auf die verlassene Ratio studiorum.[2]

In den Vorschlägen des Professors Gaspari, die am 26. August 1760 von der Studienkommission gebilligt wurden, heißt es u. a.: Der alten Klage wegen der vielen Regeln kann abgeholfen werden, wenn das Buch von Wagner, das sonst aus vielen Gründen alles Lob verdient, gekürzt wird. Für die Geschichte sollte der P. Provinzial zwei Latinisten und einen guten Historiker mit einer verbesserten Ausgabe von Wagner betrauen. An Stelle des kleinen Canisius müßte in Poesie und Rhetorik der größere Canisius eingeführt werden. Dem Provinzial ist aufzutragen, ausgewählte griechische Auktoren ohne lateinische Übersetzung vor Schulanfang drucken zu lassen. In der Folge darf kein Buch für den Schulgebrauch ohne vorherige Gutheißung der kaiserlichen Kommission bestimmt werden.[3]

In einer Eingabe vom 22. Oktober 1763 an die oberste Schulkommission spricht sich Gaspari über seine Wahrnehmungen also aus: Er habe bei dem häufigen Besuch der Jesuitenschulen beobachtet, daß die alten lateinischen Schriftsteller nur obenhin ausgelegt würden, weshalb er auf bessere Erläuterung gedrungen. In allen Schulen, sogar in den untersten, seien die Auktoren nicht deutsch, sondern lateinisch ausgelegt worden „als habe ich für nötig erachtet, den Professoribus aufzutragen, man solle fürhin die alten Schriftsteller sowohl mündlich als schriftlich in das Deutsche übersetzen, auf daß die Jugend zu gleicher Zeit sich in beiden Sprachen üben könne." Die eingeführten Schulbücher seien mangelhaft. Er habe deshalb viele Zusammenkünfte mit den Patres gehalten und mit Zustimmung aller sei die Art festgesetzt worden, auf welche das neue Werk am besten eingerichtet werden solle. Das Werklein für die erste Schule sei bereits in Druck ausgegangen. Die allerhöchsten Befehle von 1735 und 1752 über die griechische Sprache wurden gänzlich vernachlässigt, weshalb ich bestimmt, daß man nicht allein in den untersten Schulen einen Anfang zu Grund lege, sondern auch in den vier obern einige alte griechische Auktoren oder auserlesene Stellen vorlese und erkläre, demzufolge seien wirklich einige dazu bestimmte Auktoren gedruckt und in die Schulen eingeführt worden. Ich habe mit dem Provinzial, den Schulpräfekten und etlichen Professoren beraten und mit deren Einstimmung eine Instruktion zu Papier gebracht, in der alles genau bestimmt wird. Die alte Einteilung der Schulen in 6 Jahre wurde, weil erprobt, beibehalten. Die Änderungen im Griechischen von 1735 und 1752 waren nicht genügend, deshalb habe ich in der neuen Instruktion den Professoren aufgetragen, an jeder Schule nachmittags täglich etwas auf das Griechische zu verwenden, der sicheren Hoffnung, man werde fürder eine bessere Wirkung zu erwarten haben. Zu diesem Schluß wurde ich um so mehr bestärkt, da ich die drei letzthin

[1] Wolfsgruber, Kardinal Migazzi, 293 f.

[2] Vergl. das Lektionsverzeichnis für die böhmischen Gymnasien für 1753/54 in Ratio studior. 4, 46 ff.

[3] Wolfe 1, XXVI f.

verflossenen Jahre das Vergnügen gehabt, zu erfahren, daß die Knaben in den öffentlichen Prüfungen und besonders in den vier obern Schulen die vorgeschriebenen griechischen Auktoren mit ganzer Fertigkeit und Leichtigkeit ausgelegt haben, welches der Emsigkeit und Sorgfalt der P. P. Professoren billig beizumessen ist, die getreulich mir in dem ihnen angebahnten Weg nachgefolget sind. Schließlich bittet Gaspari, die beigelegte Instruktion durch die kaiserliche Majestät bekräftigen zu lassen.[1] Dies geschah am 4. Februar 1764.

Die Instruktion gibt einen genauen Unterrichtsplan für jedes der sechs Jahre des Gymnasialkurses. Großes Gewicht wird darauf gelegt, daß mit dem Lateinischen auch die deutsche Sprache gepflegt werde, so daß die Schüler, während sie Latein lernen, zugleich Übung im Deutschen erlangen. Obgleich Wagner sich um die Schule sehr verdient gemacht hat, bleibt noch vieles in seinen Opuscula zu kürzen und zu bessern. Das Lateinsprechen soll erst beginnen, wenn die Schüler aus den Klassikern einen Wortschatz sich angeeignet. Auf das Griechische soll von den untersten Klassen an jedem Tag oder wenigstens dreimal in der Woche etwas Zeit verwendet werden. Es ist darnach zu streben, bei der Erklärung der lateinischen und griechischen Klassiker die Schüler an eigenes Denken und Urteilen zu gewöhnen. Denn viele, besonders die Verächter der alten Sprachen, klagen, man lehre nur Worte, das Gute oder Verwerfliche in ihren Schriften werde nicht berücksichtigt und ihr Nutzen für das praktische Leben nicht betont. Gegen Ende des Jahres haben alle Komödien und Schauspiele zu unterbleiben, an deren Stelle treten eine Rede über einen nützlichen Gegenstand und Gedichte, die von den Rhetorikern und Poeten vorgelesen werden. Zu Lehrern sollen nur charakterfeste und gelehrte Männer verwandt werden. Sie sollen besonders in der Rhetorik und Poesie länger dieselbe Klasse behalten. In den größeren Städten dürfen nur Priester zum Lehramt verwandt werden. Außer einem Direktor für die philosophischen Studien wird ein eigener Direktor für die humanistischen Schulen aufgestellt, der die Studien in Abhängigkeit von den Studienkommissionen überwachen wird. Knaben plebejischer Herkunft, die nicht einmal einen mittelmäßigen Fortschritt aufweisen und im zweiten Jahre in derselben Klasse der drei untern Schulen nicht vorangekommen, müssen unbedingt entlassen werden. In den drei obern Klassen sind alle Plebejer, die unter Mittelmäßigkeit blieben, zu entfernen. Über die Nichtbeachtung dieser Vorschrift ist von dem Direktor an die kaiserliche Kommission und von dieser, wenn nötig, an den Hof zu berichten. Diese Instruktion wird allen Schulen und allen Obern der Jesuiten und Piaristen zugestellt, damit in der Folge niemand Unwissenheit vorschützen kann.[2]

Bei der Studienreform unter Maria Theresia spielt der Leibarzt der Kaiserin, Gerhard van Swieten, eine große Rolle. Hierbei trat eine seiner Charaktereigenschaften stark hervor: Starrsinn und infolgedessen maßlose Rücksichtslosigkeit. Für seine Neuerungen gab es keine gesiegelten Briefe und Rechte, keine selbständige Wirksamkeit anderer Kräfte, Kirche und kirchliche Organisationen waren da nur Hemmnisse. „Die Rücksichten, die der Kirche gegenüber beobachtet werden sollten, waren ihm ein Greuel."[3] Er war von Haus aus Jansenist und als solcher ein geschworener Feind des Jesuitenordens.[4] Um dessen Einfluß zu verdrängen, scheute

---

[1] Wotke 1, XXVIII ff. Wortlaut der Instructio pro scholis humanioribus Febr. 1764 bei Wotke 1, 14—25; § 1—4 auch bei Peinlich, Grazer Progr. 1871, 53 ff.

[2] Die Jahresberichte des Grazer Kollegs von 1764/65 bemerken ausdrücklich, daß die Gymnasialstudien genau nach den neuen Vorschriften eingerichtet wurden. Peinlich, Progr. 1871, 63.

[3] Kink, Universität Wien 1, 445 ff.

[4] Fournier, Historische Studien und Skizzen 1 (1885) 104 f.

er vor keiner Gewaltmaßregel, vor keiner Rechtsverletzung, ja vor „offenbarer und absichtlicher Verdrehung" nicht zurück.[1]

Ein Bewunderer van Swietens schreibt: „Man kann nicht leicht eine schwerere Anklage gegen die Sozietät lesen, als sie seine (Swietens) Note an Maria Theresia vom 24. Dezember 1759 ausspricht. Ohne Zurückhaltung und mit Worten, die eine tiefe Entrüstung geschärft, belehrt er die Monarchin über den Mißbrauch, den die Jesuiten mit ihren Privilegien treiben und getrieben haben, und wie sie nicht Anstand nehmen, ihrem Vorteile die Existenz ehrsamer Gewerbsleute aufzuopfern und durch unwahres Zeugnis sich im Besitze ihrer Freiheiten und damit einer ergiebigen Geldquelle zu erhalten. ‚Ich bin imstande,' schreibt er, ‚mit der höchsten Gewißheit den Beweis zu liefern, daß das wahre Ziel der Gesellschaft stets nur das eine gewesen, sich zu bereichern, und daß die Religion nur den Vorwand abgab, die Frömmigkeit Eurer Majestät und Ihrer glorreichen Ahnen zu mißbrauchen.' Seitdem er Präsident (der Zensurkommission) geworden war, galt es ihm als nächstes Ziel, die Jesuiten aus dem Zensurkollegium zu entfernen." Im Jahre 1760 war noch ein einziger Jesuit Mitglied, im Jahre 1764 keiner mehr.[2] Dafür berief van Swieten Jansenisten und Jansenistenfreunde, so daß man sich dann nicht zu verwundern braucht, wenn angesehene katholische Moralisten verboten, jansenistische Schriften aber freigegeben wurden.

Am 14. August 1756 beantragte van Swieten, sowohl den Kanzler (Bischof Marxer) als den Rektor des Jesuitenkollegs aus dem Konsistorium (der Universität) zu entfernen, den erstern, weil keine kirchlichen Gegenstände darin verhandelt würden, den zweiten, weil er von jeher nie ein Recht dazu gehabt habe, und weil es überhaupt an der Zeit sei, der Herrschsucht dieses Ordens einen Damm zu setzen.[3] In einer Eingabe vom 5. November 1757 stellte er der sich sträubenden Kaiserin vor, daß die Wirksamkeit der Jesuiten an der Hochschule von jeher eine Kalamität gewesen sei und daß sie gegen die landesfürstlichen Befehle sich fortwährend ungehorsam erwiesen.[4] Nunmehr erfolgte am 12. November 1757 ein Dekret, welches dem Rektor den Platz im Konsistorium entzog mit der Begründung, daß ihm dieser Platz nie zugestanden.[5]

Gleichzeitig richtete van Swieten seinen Angriff gegen die beiden Jesuiten, die als Studiendirektoren von Einfluß waren. Den P. Franz, den er früher (17. Januar 1749) gelobt hatte,[6] schilderte er nun als unfähig. Gegen P. Debiel erhob er am 3. November 1757 die Anklage, daß er die landesfürstlichen Verordnungen durch Schikane zu umgehen suche. Nachdem die Jesuiten hinreichend diskreditiert waren, begehrte die Studienkommission, d. h. van Swieten, am 28. Juni 1759 von der Kaiserin die Absetzung der beiden Direktoren und die Vergebung aller Lehrkanzeln durch Konkurs, d. h. die Aufhebung des verbrieften Rechtes der Jesuiten, ihre Professoren selbst zu bestellen. Das willfahrende Dekret der Kaiserin vom 10. September 1759 enthob die beiden Jesuiten ihres Amtes und übertrug die Direktorate zwei erklärten Jesuitenfeinden, den Domherren Stock und Simon. Zugleich wurde über Swietens Antrag befohlen, daß der Professor des Kirchenrechts aus der Gesellschaft ebenfalls seinen Platz im Konsistorium zu räumen habe.[7]

---

[1] Beispiele bei Kink 1, 487 ff. Vergl. Swietens Denunziation des Rektors des Theresianums Kerens. Briefe der Kaiserin an ihre Kinder und Freunde 4, 240.

[2] Fournier, Historische Studien und Skizzen 1, 95 f., Das ganze von Haß diktierte Gutachten vom 24. Dez. 1759 französisch, S. 113—119. Fournier betont noch eigens van Swietens „Haß gegen die Jesuiten-Sozietät", S. 106.

[3] Wortlaut bei Kink 1, 487 ff.

[4] Wortlaut bei Kink 1, 490.

[5] Kink 1, 491.

[6] Kink I 2, 256.

[7] Kink 1, 492 f.

Als die Studien-Hofkommission am 14. August 1761 zu einem allgemeinen Schlag gegen die Jesuiten ausholte, indem sie eine vom Domherrn Stock verfaßte „hitzige" Beschwerdeschrift gegen die Jesuiten überreichte, wurde die Kaiserin doch stutzig und lehnte ab: „Die Schrift von Stock ist etwas hitzig ausgefallen und ist mit großer Sorgfalt aller Animosität in Religions- und Doktrinesachen auszuweichen; auch alles, was nur einen Schatten einer Verfolgung gegen die Jesuiten, auszuweichen."[1]

Am 29. November 1766 beantragte van Swieten, den Jesuiten die Lehrkanzel des Kirchenrechts überhaupt abzunehmen „angesehen es ohnehin sattsam bekannt und leicht mit mehrerem darzutun wäre, daß von keinem Religiosen, am wenigsten aber von einem Jesuiten eine ersprießliche und bei jetzigen Zeiten dem Staate anständige Lehre des juris canonici jemals zu hoffen sei." Durch Dekret vom 10. Januar 1767 verfügte die Kaiserin in diesem Sinne; die Theologen wurden angewiesen, das Kirchenrecht zugleich mit den Juristen beim Professor Riegger zu hören.[2] Riegger trug als Vertreter der absoluten Staatsomnipotenz allerdings dem absoluten Staate sehr „anständige Lehren" vor.

Über die praktische Ausführung der verschiedenen Reformen in Graz werden in der Chronik des Grazer Gymnasiums u. a. folgende Einzelheiten berichtet.[3]

Am 27. August 1761 wurde in allen Klassen von den Examinatoren ein Thema diktiert, das bloß die Schüler aus dem Bürger- und Bauernstande zu arbeiten hatten, die Adeligen durften zu Hause bleiben. September 1762 forderte der Direktor der humanistischen Studien, daß auf dem Titel des Schülerkatalogs die Worte Societatis Jesu ausgelassen würden. Am 20. November 1762 fand die Wahl des Rector magnificus statt. Die 5 Doktoren aus dem Augustinerorden, der eine aus dem Dominikanerorden und der Direktor der Philosophie wählten den Abt des Stiftes Rein, obwohl dieser bisher keiner Fakultät angehört hatte. Die 19 Doktoren der Gesellschaft Jesu aber, der Prior von Rein, der Dekan der theologischen Fakultät, der Pfarrer von St. Ruprecht, der bischöfliche Seckauer Hofkaplan und ein Minorit wählten den Rektor des Jesuitenkollegs, P. Jos. Carl, da bisher immer seit Gründung der Universität diese beiden Würden in einer Person vereinigt waren. Die Wahl wurde aber von der Regierung nicht bestätigt und eine Neuwahl angeordnet. Die Neuwahl am 17. Mai 1762 ergab für den Rektor des Grazer Kollegs 33 Stimmen, für den Archidiakon von Weiz, Dr. Schmutz, 18 Stimmen. Letzterer erhielt die Bestätigung der Regierung. Durch Hofdekret vom 10. Dezember 1763 erhielt die seit 1760 bestehende Studienkommission in Graz einen Verweis, daß sie die an Stelle zweier ausgetretener Professoren zwei andere provisorisch angestellt, ohne die Genehmigung abzuwarten. Am 1. September 1764 verordnete ein Hofdekret: „In Erwägung, daß es in der Tat schwer sei, aus einem Examen die Beschaffenheit eines studierenden Knaben zu erforschen, maßen einige von verzagterem Gemüte viel weniger vorbringen können, als sie innerhalb besitzen", werden die vorhin eingeführten Examina publica wieder aufgehoben. Bei der Preisverteilung am 8. September 1764 hielten zwei Schüler der Rhetorik Reden zum Lobe der deutschen Sprache. Ein Hofdekret vom 19. Juli 1766 hatte verordnet, daß nur fähige und vermöglicher Eltern Söhne zu den höheren lateinischen Schulen zugelassen werden sollten. Bereits am 2. Mai 1767 erschien ein neues scharfes Dekret der Regierung behufs Ausschließung unfähiger armer Studenten aus dem Bürger- und Bauernstande.

---

[1] Kink 1, 495.
[2] Kink 1, 501
[3] Peinlich, Programm 1871, 43 ff., 1872, 2 ff.

Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Schule gingen immer weiter und machten auch vor den anderen Orden und der Kirche überhaupt nicht mehr Halt.

Der pädagogische Reformationsgeist — so heißt es in den Prager Gelehrten-Nachrichten vom 17. März 1772 — bläßt anitzo in Deutschland aus allen vier Winden, und man kann nicht genug auf seiner Hut seyn, wenn man sich Schritt für Schritt mit paradoxen und ungereimten Sätzen balgen muß, die man bald in Methodenbüchern, bald in Anweisungen, Einrichtungen, unvorgreiflichen Gedanken und Romanen uns zu überfallen ausschickt.[1]

Die Schulpläne des Wiener Staatsministers Grafen von Pergen (1770 bis 1772) gipfelten darin, daß Unterricht und Erziehung den Händen der Ordensgeistlichen durchaus abgenommen und die Schulen nur mit weltlichen oder doch weltgeistlichen bewährten Lehrern besetzt werden. Letzteres war in seinen Augen nur ein Zugeständnis, denn eigentlich, meinte er, bedürfe man der Geistlichen gar nicht, nicht einmal zum Unterricht in der Religion. Er befürwortete die Berufung protestantischer Lehrer, selbst solcher mit anrüchigen Sitten. Einem der Vorträge des Grafen Pergen liegt ein Aufsatz bei, worin zu beweisen versucht wird, daß die Ordensinstitute eine fremde, der Staatsgewalt von vornherein feindliche Macht seien, die in geschlossener Phalanx, schleichend in ihren Wegen, durch ungreifbare Fäden gelenkt und mit ungemessenen dem gemeinen Wohle entzogenen Schätzen ausgerüstet, nur darauf ausgehe, allen wohlgemeinten Absichten der weltlichen Regierung entgegenzuwirken, Fürsten und Volk in ihre Ketten zu schmieden und für ihre Zwecke dienstbar zu machen.[2]

Die anderen Mitglieder des Staatsrates waren aber der Ansicht, daß Graf Pergen in seinem Angriff auf die geistlichen Orden und in seiner Lobpreisung der protestantischen Anstalten zu weit gehe. Es möchte doch sehr die Frage sein, äußerte der schöngeistige Baron von Gebler, ob nicht ein der Erziehung der Jugend sich widmender Orden dem Staate wesentliche, selbst von protestantischen Schriftstellern nicht verkannte, Vorteile verschaffe. Freiherr von Stupan meinte, wenn man auf die Ausschließung der Jesuiten und Piaristen von allen Schulen eingehen wollte, müßten ihnen doch ganz besondere Gebrechen zur Last gelegt werden können; er sei überzeugt, daß diese Ordensgeistlichen all demjenigen pflichtschuldigst nachkommen würden, was denselben zur besseren Lehre und Erziehung der Jugend vorgeschrieben werden wird. Am entschiedensten trat für die angegriffenen Orden Graf Blumegen ein. Die den Orden gemachten Vorwürfe scheinen ihm ebenso ungerecht als die ihretwegen ausgesprochenen Befürchtungen unbegründet: „Die Jesuiten haben unter sich die größten Männer in allen Gattungen von Wissenschaften gebildet; ganz Europa kennt nur einen P. Hell in der Astronomie; der verstorbene Kales (Chales) und Fröhlich werden in der Geschichtskunde, die jetzt lebenden Wurz, Denis und Mastalier in den schönen Wissenschaften von allen fremden Gelehrten gepriesen und hochgeschätzt. Haben dergleichen Männer von Ordensgeistlichen so gut unterrichtet werden können, warum sollten eben diese nicht auch das neue Lehrgebäude auszuführen imstande oder willens sein? Überdies haben die Jesuiten bis noch vor wenig Jahren die Schulen in Frankreich unter sich gehabt und dennoch sind in diesem Lande so viele große Gelehrte entstanden, daß, wenn uns die neue Lehrart dergleichen in diesseitigen Ländern verschaffet, wir gewiß ihr nicht genug Dank werden erstatten können" . . . Man hat „weder von

---

[1] Bei A. Helfert, Die österr. Volksschule I (1860) 182.

[2] Helfert 206, 225.

den Piaristen noch von den Jesuiten zu klagen, daß sie sich der vorgeschriebenen Lehrart jemalen widersetzt hätten" und wird auch künftig nicht zu klagen haben.[1]

Die Schulreformen in Österreich gaben vielfach direkt oder indirekt das Signal zu Reformen im ganzen katholischen Deutschland, in Bayern, Franken, am Oberrhein und Unterrhein.

In Bayern wurde besonders die Universität Ingolstadt der Schauplatz der Reform-Bewegung, zunächst für die Geschichte.

Bald nach seinem Regierungsantritt schrieb der Kurfürst Karl Albrecht am 6. November 1726 an die Universität: Wegen des großen Nutzens der Historia universalis habe er dem Provinzial der Soz. Jesu unserer bayerischen Provinz eröffnet, daß er einen wohlerfahrenen Patrem aufsuche, welcher neben der Ethica auch die Historiam zu tradieren die genügsame Kapazität habe. Der Professor solle principaliter die Historiam und ex re nata die Ethicam tradieren, also daß aus der historischen Wissenschaft die aus den Umständen sich ergebende Sittenlehre gezogen würde. Durch öffentlichen Anschlag sollen die Studenten mit Ausnahme der Logiker, sonderlich aber die Juristen zu dem Besuch der Kollegien dieses Studiums animiert werden.[2]

Am 3. März 1727 hielt als erster Professor der Geschichte P. Ignaz Schwarz die feierliche Eröffnungsrede. Die Vorlesungen wurden nicht allein von Physikern und Metaphysikern, die dazu verpflichtet worden, sondern auch von den Juristen und Theologen zahlreich besucht. Die erste feierliche Disputation fand zwei Jahre später statt. Am 9. Juni 1729 teilte der Kurfürst der Universität mit, das Studium historicum sei bereits soweit gekommen, daß uns von einem Studenten der Theologie Theses dediziert werden können. Da wir dieses Studium sonderlich befördert sehen wollen, haben wir hiesigen unseres Collegii Rectorem ersucht, das argumentum honoris von Unsertwegen zu führen, um so billiger, als wir ihm die Ehre geben, daß unter seinem Provinzialat dieses Studium den Anfang genommen. Unter demselben Datum beauftragte der Kurfürst den Rektor P. Franz Hallauer, an seiner Stelle das argumentum honoris zu übernehmen und sich deshalb nach Ingolstadt zu verfügen.[3]

Die Thesen liegen gedruckt vor. Sie verraten eine große Kenntnis der Geschichte, weitgehende Erudition, zugleich aber auch eine starke polemische Richtung, besonders gegen die vielen Entstellungen und Fabeln der Neuerer.[4] Die Thesen

[1] Helfert 209 ff. Die Kaiserin Maria Theresia lehnte 8. Nov. 1771 die Entfernung der Ordensgeistlichen ab. Helfert 232. — Über die allgemeinen Verdienste der Jesuiten um das österreichische Gymnasium bemerkt eine neuere Studie: „Es war einem einfachen religiösen Orden in verhältnismäßig kurzer Zeit fast vollständig gelungen, was später trotz wiederholter Versuche einer mit allen Hilfsmitteln unumschränkter Macht ausgerüsteten Regierung nie vollkommen gelingen wollte: in den durch Abstammung, Sprache und Sitten so mannigfaltigen Völkern Österreichs ein einheitliches Unterrichtssystem zu begründen... Die Jesuiten hatten einen großen Vorteil voraus: sie verfuhren nach einem wohlgegliederten festen Plane. Wie sehr gerade dieser Umstand bei Gestaltung des österreichischen Schulwesens ins Gewicht fiel, das beweist schon die eine Tatsache, daß trotz der mancherlei Umgestaltungen, die das gesamte österreichische Unterrichtswesen seit Maria Theresia erfuhr, in den gelehrten Mittelschulen das System der Jesuiten der Hauptsache nach bis 1849 erhalten blieb." Hochegger, Die österr. Gymnasien in Österr. Revue 1863 I, 63 f.

[2] *Kop. M. R. Jes. 1377. Vergl. Mederer, Annales Ingolst. Acad. 3, 175 ff.

[3] *Orig. M. R. Jes. 1377. P. Franz Hallauer, Provinzial von 1724—1728, war seit April 1728 Rektor des Kollegs in München. — Über die Schwierigkeiten von seiten der Juristen vergl. Scherer, Geschichte und Kirchengeschichte an den deutschen Universitäten (1927) 298 ff., über P. Schwarz 337 ff.

[4] Academia Anglipolitana ad nostri saeculi splendorem novo historiae lumine illustrata. Ingolstadii 1729 fol. 18 p.

aus den Prolegomena behandeln Begriff und Fundamente der Geschichte (Geographie, Chronologie, Genealogie) deren Gesetze, Nutzen und Notwendigkeit. Es folgen Thesen aus der Heiligen- und Profangeschichte, über die vier Monarchien Assyrer, Perser, Griechen, Römer, Begriff des Natur- und Völkerrechtes. Der dritte Teil gibt Thesen über das Römische Reich Deutscher Nation, politische Entwicklung, deutsche Konkordate, Annaten usw. Der vierte Teil behandelt die Partikulargeschichte, das Fränkische Reich, z. B. Karl der Große ein Deutscher, Elsaß deutsches Land. Im 5. Teil (Kirchengeschichte) folgen Thesen über Entstehen und Bestehen der Kirche, Päpste, Petrus in Rom, Verhalten zum Kaiser, Papst über dem Konzil, unfehlbar wenn ex cathedra, Päpstin Johanna, spanische Inquisition heilsam, Reformation eine Deformation, den Häretikern ist Treue zu halten, Kalenderverbesserung. Die beiden letzten Thesen enthalten Warnungen vor den Fabeln der protestantischen Historiker und vor dem Besuch protestantischer Geschichtsvorlesungen.[1]

P. Ignaz Schwarz veröffentlichte zu Ingolstadt eine Reihe tüchtiger historischer Arbeiten, darunter von 1734—1737 Collegia Historica seu Quaestiones Historiae criticae in 9 Bänden. Im ersten Bande behandelt er Begriff und Erfordernisse der Geschichte, dann sehr ausführlich die ganze historische Chronologie, im zweiten Band Spezialfragen aus der Chronologie der christlichen Ära, Geburtsjahr Christi, Osterfeier usw., Heraldik, Geographie, das Fränkische Reich. Der dritte Band verbreitet sich über die Notwendigkeit der kritischen Geschichte bei den Katholiken und Irreleitung durch die in dieser Beziehung durchaus rückständige protestantische Geschichtschreibung bei aller Anerkennung der Erudition vieler akatholischer Autoren; den Schluß bildet eine eingehende Darlegung über den Staat überhaupt und das Römische Reich Deutscher Nation insbesondere. Der vierte Band setzt das letztere Thema fort über die Form des Römischen Reiches und geht dann dazu über, eingehend die unheilvollen politischen Folgen der religiösen Entzweiung zu schildern, die in dem Schmalkaldischen und Dreißigjährigen Kriege gipfeln usw. P. Schwarz kennt und verwertet die gesamte katholische und protestantische zeitgenössische Literatur und belegt seine vielfach polemisch gehaltenen Ausführungen durch wörtliche Zitate aus den Urkunden und den Autoren. Der 5. Band behandelt die Frage, ob die Kriege der Protestanten gegen den Kaiser zu rechtfertigen, die Rechtmäßigkeit des Restitutionsediktes, die Reichsacht gegen Donauwörth, die angeblichen Schäden der Habsburger Regierung, die Verkommenheit des römischen Stuhles. Im sechsten Band werden eingehend die Fragen erörtert über Verhältnis von Reich und Kirche, u. a. die Concordata Germaniae. Der siebente Band ergeht sich ausführlich über die kirchliche Immunität und die angebliche Gefährlichkeit der Lehren der Jesuiten, besonders des Gedankenvorbehalts und des Tyrannenmords. Sehr weitläufig wird die These verteidigt, daß in allen Verträgen mit den Protestanten die Treue zu halten sei. In der Frage „über die berüchtigte Konstantinische Schenkung" (8. Band) spricht sich Schwarz für die Probabilität derselben in bezug auf die Substanz aus. Der letzte (9.) Band bringt eingehende Abhandlungen über die übrigen Schenkungen an den Heiligen Stuhl und die Übertragung des Reiches

[1] Die vier letzten Thesen lauten: 297: Puffendorffii Historia de Hierarchia Ecclesiastica est calumnia propemodum concatenata, cuivis lippo palpabilis, tantique Authoris nomine indigna. 298: Vitae Pontificum ab Hybnero aliisque Authoribus acatholicis compilatae, ut plurimum anilibus fabulis, recoctisque calumniis sunt refertae. 299: Unde Authores Heterodoxi, praesertim in Historiis Hierarchiae Ecclesiasticae ob calamum nimis malignum, per se licite legi nequeunt a Juventute Romano-Catholica. 300: Immo, per se loquendo, neque licitum est Catholicis frequentare Universitates heterodoxas, praesertim ad Historiam addiscendam.

an die Germanen. Den Schluß bildet ein ausführliches Register zu den neun Bänden. Das ganze Werk zeugt von der großen Gelehrsamkeit seines Verfassers, aber auch von seiner zuweilen etwas einseitig gerichteten Apologetik.[1]

Als P. Schwarz 1740 Ingolstadt verließ, brachte der österreichische Erbfolgekrieg mit der feindlichen Besetzung der Stadt wie für die ganze Universität so auch für die Geschichtsprofessur keine Förderung. Erst im Jahre 1747 fand Schwarz einen ebenbürtigen Nachfolger in der Person des P. Heinrich Schütz (geb. 1714 in Neckarsulm, eingetreten 1729), der dann 21 Jahre bis zu seinem Tode 1768 den Katheder der Geschichte innehatte. Schütz war ein kritischer Historiker, der auch vor den schwierigsten Fragen nicht zurückschreckte und für die Lösung von Preisfragen sowohl an der Münchener als auch der Mannheimer Akademie den Preis davontrug. Er wollte eine große Römisch-Deutsche Geschichte herausgeben, der Druck des 1. Teiles Periodus Carolingica begann, dann aber setzte der Tod der Arbeit ein Ziel. Eine Einleitung zu dem Ganzen erschien aber schon 1761: Kritischer Kommentar über die alten und neuen historischen Schriften und Schriftsteller.[2] Eingangs würdigt er die Geschichte als Licht der Wahrheit und Künderin der Vergangenheit. Die wichtigste Frage für die Geschichte sei die Zuverlässigkeit der Quellen. Deshalb sei eine kritische Würdigung der Quellen und ihrer Bearbeiter vor allem unbedingt erforderlich. Er würdigt dann in alphabetischer Ordnung alle mehr oder weniger bedeutenden Historiker, wobei sich einige Kritiken zu großen Dissertationen auswachsen. Er berührt sich in seinen Urteilen vielfach mit seinem Kollegen Schwarz und den Bollandisten. Bei mehreren protestantischen Historikern begnügt er sich, ihre tollsten Rückständigkeiten wörtlich wiederzugeben, ohne sich auf eine Widerlegung einzulassen. Diese Heerschau verdient wegen ihrer vielen positiven Angaben und ihrer maßvollen Kritik alles Lob, in jedem Falle ist sie ein Werk großer Gelehrsamkeit.

Unter P. Schütz wurde auch ein Mißstand beseitigt, der für ein eindringendes Studium nur hinderlich war, nämlich die seit 1727 fortdauernde Belastung des Professors der Geschichte mit dem Lehrstuhl der Ethik. Es war die philosophische Fakultät, also die Jesuiten, die auf diesen Übelstand in einer Eingabe vom 19. Oktober 1748 nachdrücklich hinwiesen und seine Beseitigung forderten: jeder Pro-

---

[1] Weissenburgi Nortgojae 1737 Sumptibus Viduae Joan. Andreae de la Haye p. m. Bibliopolae Academ. Ingolstadiensis. — Im Jahre 1731 veröffentlichte P. Schwarz einen Abriß der bayerischen Geschichte: Effigies Historiae Bavaricae. — Der gegen 500 Seiten starke Folioband behandelt die bayerische Geschichte bis Albert und zwar zuerst die Geographie und Genealogie, dann die Politik, Geschichte, Kirchengeschichte, Kritik. Sehr patriotisch spendet Schwarz hohes Lob dem Lande und seinen Bewohnern, den Fürsten und ihrer Politik. Alle damals zugänglichen Quellen sind benützt. Der letzte Teil Historiae Bavaricae Criticus enthält auf 114 Seiten eine kritische Würdigung des Kaisers Ludwig, das für und gegen, seine Vorzüge und seine Fehler (die Quellen werden genau angegeben) kritisch beleuchtet. Den Schluß bildet eine Untersuchung über den Charakter der Schriftsteller, die über Bayern geschrieben. Besonders ausführlich ist die Kritik Aventins. Die ganze Geschichte ist ein Preis Bayerns, fast alles wird gelobt, auch die französische Politik Max Emanuels, der als Held gefeiert wird.

[2] Commentarius criticus de scriptis et scriptoribus tam antiquis tam novis. Ingolstadii 1761. — Einen Einblick in die von ihm in den Vorlesungen behandelten Fragen bieten die Erotemata historica in collegiis hist. secundum criticam pertractanda ad ann. 1749 et 1750 Ingolstadii 1749. 4°. 22 p. In den Prolegomena wird u. a. die Notwendigkeit der kritischen Geschichte behandelt, bei dem Leben der deutschen Kaiser werden zuerst die politischen, dann die kirchlichen Fragen aufgeworfen in eingehender und instruktiver Weise. In der Einleitung gibt er dem lebhaften Wunsche Ausdruck, daß im katholischen Deutschland die Geschichte ebenso emporblühen möge, wie in Italien, Frankreich, Belgien und sogar in dem protestantischen Deutschland. Über Schütz vgl. Scherer 374 ff.

fessor der Geschichte habe sich bisher über allzustarke Belastung beschwert. Die Weitläufigkeit des Studiums der Geschichte erfordere soviel Lektüre und so großen Fleiß, daß es einen besonderen Professor genügend beschäftigen könne. Der Umstand indes, daß dieser sein Studium der Geschichte oft durch jenes der Ethik unterbrechen müsse, bewirke, daß sowohl das eine oder das andere in der erforderlichen Ordnung, Klarheit und Vollständigkeit einigen Nachteil litte. Der Antrag der Jesuiten ging dahin, für die Geschichte und Ethik je einen besonderen Professor zu bestellen. Diesem Antrag wurde bereits unter dem 23. Oktober 1748 stattgegeben, so daß P. Schütz seine ganze Tätigkeit der Geschichte widmen konnte.[1]

Gegen Schütz wurden von Ickstadt schwere Vorwürfe erhoben in einer Eingabe an den Kurfürsten. Diese Eingabe verdient eine nähere Erwähnung, weil sie für die Aufklärungszeit bezeichnend ist; neben gesunden Forderungen die größte Einseitigkeit und Gehässigkeit.

Der weltgeistliche Professor der Theologie, Eckher, hatte als Stadtpfarrer in einer Predigt am 4. Juni 1752 gegen die Einschleppung protestantischer Bücher und Bedrohung der akademischen Jugend durch protestantische Verbindungen usw. geklagt.[2] Ickstadt, seit 1741 Direktor der Universität, fühlte sich beleidigt und ordnete eine strenge Untersuchung an. Demgegenüber erhob die theologische Fakultät zur Verteidigung ihres Mitgliedes am 1. Juli 1752 Klage beim Kurfürsten, u. a. über den Gebrauch akatholischer Kompendien, wie Köhlers Reichshistorie, in welcher der Papst und katholische Gebräuche verspottet würden. Die Antwort des Kurfürsten vom 11. Juli 1752 forderte zunächst eine Untersuchung und Verantwortung von Ickstadt. Darauf sandte Ickstadt 8. August 1752 eine längere Antwort ein, die nach Prantl „zu den denkwürdigsten Schriftstücken unserer Universitätsgeschichte gehört", in jedem Fall für Ickstadt und seine Anhänger charakteristisch ist.[3]

Zunächst kommt darin sein Kollege, der „Decanus facultatis theologicae und Professor Polemicus Ober-Stadt-Pfarher Eckher" schlecht weg mit seiner „hirnlosen Einbildung" und „scandalosen" und „tollsinnigen", „tobsinnigen" „Schand-Predig". Er (Ickstadt) habe aus Mangel katholischer protestantische Kompendien gebraucht, das könne die theologische Fakultät nicht verwehren. „Gehet ihnen dieses an, so vermuthe fast, sie werden auch noch in Vorschlag bringen, keine lutherische Wein, Brod und ander Waaren in Bayern einzuführen, um E. Ch. D. Laude bei aller vernünftig denkenden Welt lächerlich darzustellen". Da die katholischen Juristen sich nicht auf die Geschichte verlegt, „sondern blos mit einer armseligen wortsprecherischen Philosophie zum studio juris getreten, so trifft man die bedauerungswürdigen Wirkungen solch verderbter Art zu studieren auf allen Seiten an", abgesehen von ihrer „ekelhaften" Schreibart. Die theologische Fakultät „gedenkt bei ihrem alten Schlendrian zu verharren"; die „Collegia des hiesigen Professoris historiarum sind leer und unbrauchbar"; „von den Juristen will kein einziger ein ganzes Jahr mit Nachschreibung der Geschichten eines oder höchstens zweier Kaiser zubringen, zumal solche Dictata öftermals in Lästerung der geh. Kaiserl. Majestät und Schmähungen gegen die weltliche Obrigkeit bestehen". Leute, die sich für berechtigt halten, „Kaiser und Weltgeschichten so wie sie in ihren Kram dienen, in ihrem eigenen Gehirn auszuspinnen, alle auctoritates coaevas, sowie das Blaue vom Himmel hinwegzuleugnen und gottselige Kaiser und Fürsten als Ketzer und Tyrannen vorzuschreiben", sind nicht geschickt,

[1] Nach den Universitätsakten bei Scherer 375.

[2] Prantl, Gesch. der Univers. Ingolstadt 1 (1872) 559 f.

[3] *Orig. in München, Kreisarchiv, Ger.-Lit. 1490, Nr. 25, f. 382—408. Druck bei Kluckhohn, Freiherr v. Ickstadt (1869) 46—57. Die Akten von 1747—1752 geben ein anderes Bild als die gewöhnlichen Darstellungen: für den Stadtpfarrer viel günstiger und für den tyrannischen Ickstadt bedeutend ungünstiger. Eine quellenmäßige Arbeit „Eckher und Ickstadt" wäre zu wünschen.

die Historien zu lehren. Dann sucht Ickstadt nachzuweisen, daß das Vorgehen der theologischen Fakultät „lautere Unwahrheit und eine unchristlich ohnanständige Verleumdung ist"; er behauptet, daß die jungen Leute, die an akatholischen Universitäten gebildet sind, „an Ehrlichkeit, christlicher Tugend und Eintracht viele unserer Theologen bei weitem übertreffen". Weiterhin „muß er noch die unverschämte und ausgelassene Bosheit aufführen" wegen seines Verkehres mit dem Apostaten Rothfischer. Er gesteht, daß er gegen manche kirchliche Mißbräuche gesprochen, gegen die vielen Feier- und Fasttage, gegen die Freiheit der Mönche und Nonnen in Aquirirung weltlicher Güter, daß die Nonnen den jungen Mägdlein den Beruf zum Ordensstand durch Zuckerwerk und andere Dinge einflößen, folglich den Landeskindern nichts als magere Heirathen übrig bleiben, „wobei nach und nach alles verderben und zu Grunde gehen muß, zumalen da der Geistlichkeit seine modi collectandi und klüglich ausgedachte Erfindungen, dem Unterthan das Geld subtili ingenio aus dem Beutel zu finanzieren, von Tag zu Tag überhandnehmen.[1] Schließlich verlangt Ickstadt als strenger Inquisitor, „den unruhigen Ober-Pfarrer Ecker als den Urheber aller dieser Unruhen und gemeinen Friedensstörer, von welchem E. Ch. D. Universität ein in vielen Jahren auszulöscher Schandfleck in und außer Landes zugezogen worden, von seinem Lehramt, wozu derselbe ohnehin nicht gar tauglich ist, abzusetzen und wegen des frevelhaften Canzelmißbrauchs, wodurch gar leicht Mord und Todschlag hätte entstehen können, zur wohlverdienten Straf zu ziehen". Ferner soll der Kurfürst die theologische Fakultät wegen ihrer fälschlich angebrachten Antastungen scharf zur Satisfaktion anweisen; der philosophischen Fakultät die bishero fast täglich gebrauchten Anzüglichkeiten und öffentliche Verunglimpfungen weltberühmter Weltweisen schärfstens verweisen.

Der Bescheid des Kurfürsten vom 23. August 1752 an die Universität erlaubt u. a. die Vorlesung akatholischer Autoren nach der auf allen katholischen Universitäten hergebrachten Freiheit und bestimmt in bezug auf die Geschichte: „Komet vor, daß man in Collegiis Historicis mit Diktiren und Nachschreiben gar viele Zeit verzehrt, und das ganze Schuljahr hindurch aus der Reichs-Historie kaum einen oder zwei Kaiser absolvirt. Welch ohnnötigen Aufzug wir hinfüro abgestellet und sowohl zu der Auditorum als Professorum selbst eigener Erleichterung statt des beschwerlichen Nachschreibens die Vorlesung eines tauglich und anständigen Compendii angeordnet haben wollen.[2]

Als P. Schütz am 13. September 1768 gestorben, trat der von ihm in seinen historischen Studien geförderte P. Mederer an seine Stelle.[3] P. Mederer berichtet darüber in den Annalen der Universität Ingolstadt: Als der Provinzial der oberdeutschen Provinz gemäß der neuen kurfürstlichen Verfügung über die Anstellung sämtlicher Professoren 3 Patres vorgeschlagen und unter diesen auch ich genannt worden war, wurde ich von der Philosophie-Professur in Amberg zum Nachfolger des verstorbenen P. Schütz berufen. In demselben Jahre noch gab ich den Leitfaden der systematischen Geschichte Deutschlands heraus, um meinen Hörern wenigstens irgendein Hilfsmittel für die gewöhnlichen Vorlesungen an die Hand zu geben.[4] Wiewohl dieser Leitfaden in 6 Wochen geschrieben wurde, verdiente er doch Beifall und Empfehlung.[5] Im Jahre 1772 erhielt Mederer vom Senat der Universität den Auftrag, die Geschichte der Universität Ingolstadt zu schreiben als Fortsetzung der früheren Annalisten Rotmar und Engerd, die nur bis 1579 gekommen waren.

---

[1] Diese Klage steht Ickstadt besonders schlecht an wegen seiner auch von seinen Freunden betonten Habsucht. Vergl. Kluckhohn a. a. O. 37[24].

[2] Mederer, Annales 4, 459.

[3] Geb. 1734 in Stöcklberg (Oberpfalz), eingetreten 1753, Priester 1763.

[4] Annales 3, 30.

[5] Westenrieder, Mederer 49. — Vergl. Erlangische gelehrte Anmerkungen, 1770, Seite 300, und Jenaische gelehrte Zeitung St. 29.

Zehn Jahre später lag die mit vielen Schwierigkeiten verbundene Aufgabe in vier Bänden vollendet vor. In Bewertung seiner kritischen Studien wurde Mederer kurz nach der Aufhebung Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften (1. Jan. 1774). Dem ebenso gelehrten wie bescheidenen und wohltätigen Historiker hat Westenrieder ein schönes Denkmal gesetzt. Darin heißt es: „Man konnte nicht umhin, zu der Milde, zu der Wahrhaftigkeit und Versöhnlichkeit, welche aus seinen Augen und seinem ganzen Gesichte sprach, Vertrauen zu haben und sich sicher zu fühlen, daß man bei ihm nicht nötig habe, auf seiner Hut zu sein; er tadelte niemand hinter dem Rücken, vertheidigte und entschuldigte vielmehr den verletzten Abwesenden und war Jedermanns ganz aufgeschlossener Freund. ‚Ich befliß mich stets,' sagte er von sich selbst, ‚die Menschen dadurch für mich gut zu machen, daß ich ihnen, wie ich für sie fühlte, redlich und gut begegnete, und ich habe mich daher auch seit dem Jahre 1768, da ich zur Universität gekommen bin, niemals in etwas, was nicht meines Faches war, gemischt; habe mich niemals zu einer Partey geschlagen, noch an irgend einer Zwistigkeit, deren ich mehrere entstehen sah, theil genommen'". Mederer hatte später mehr Einkommen als er zum notdürftigen Unterhalt bei einer Lebensart, welche nichts von Üppigkeit kannte, brauchte. Er rettete zur Zeit der Vaterlandsnot mit seinem Geld manches schöne Stück (der kirchlichen Kunst), das zu Geld gemacht werden sollte; vorzüglich trug er das Leiden der Armut in seinem Herzen, und wenn er wohltat, wußte seine Linke nicht, was seine Rechte tat. Erst nach seinem Ableben sprach die gerechte Dankbarkeit davon, und mir selbst ein durch den Brand plötzlich verarmter Landgeistlicher, erst jetzt durch eine sonderbare Schickung in Erfahrung gebracht zu haben, daß Mederer derjenige Wohltäter war, welcher ihm unmittelbar nach seinem Unglücke ohne Brief eine sehr beträchtliche Summe in Gold geschickt habe. Der königl. bayer. Rat Ignaz Hubner zu Ingolstadt, der dem Verdienste des Joh. Nep. Mederer ein sehr schönes Denkmal errichtete, rühmte die Wohltätigkeit desselben, wie sie es verdiente. Dem Armenfonds schenkte er 500, dem Schulfonds zu Ingolstadt 1500 Gulden, und zu den Haupterben seines sehr beträchtlichen Vermögens ernannte er seine drei armen Dienstboten, aus dankbarer Erinnerung, sagte er in seinem letzten Willen, für ihre Dienste, welche sie ihm in den letzten Jahren dadurch geleistet, daß sie sich gemeinschaftlich bestrebt hätten, ihn soviel es nur möglich war, den Erfahrungen bitterer niederdrückender Vorfälle zu entziehen.[1]

Schwieriger als die Geschichte entwickelte sich die Philosophie. Auf dem Gebiete der Philosophie tobte seit Beginn des Jahrhunderts der Kampf zwischen Neu

[1] Westenrieder, Mederer 112 ff. — Bei der Gedächtnisfeier in der Schulkommission hielt der Schulkommissar Ignaz Hubner eine Rede, die gedruckt vorliegt: „Dem Verdienste des Joh. Nep. Mederer geweihet, 22. Mai 1808." Ingolstadt 1808. Darin sagt er u. a.: „Wenn Männer, welche mit ungemeinen Vorzügen des Geistes und Herzens begabt und entflammt von feuriger Liebe zu allem Wahren und Guten, sich nicht bloß unbefleckt von den Lastern ihres Zeitalters erhalten, sondern auch durch die genaueste Beobachtung all ihrer Pflichten ein über alles Gewöhnliche sich erhebendes Beispiel des Ernstes, der Standhaftigkeit und der Aufopferung geben, wenn solche Männer Muster einer strengen Tugend genannt zu werden verdienen: so ist ohne Zweifel die heutige Feier dem Andenken eines Mannes gewidmet, der unter die merkwürdigsten Muster dieser strengen Tugend gehört. Dieser merkwürdige Mann war Joh. Nep. Mederer.... Wer die Geschichte seines Lebens und seines Wirkens näher kennen gelernt hat, der wird sich mit Achtung und Ehrfurcht gegen einen Mann durchdrungen fühlen, der sich bei all seinen Handlungen durch die strengste Gerechtigkeit leiten und von der höchsten Menschenfreundlichkeit zu allem Guten begeistern ließ. Beglückung seiner Mitbürger und Pfarrkinder durch die gewissenhafteste Erfüllung der seiner Treue anvertrauten Ämter — war ihm heilige Pflicht, und Gutes um sich herum auszubreiten nach seinem Vermögen und Kräften der schönste Beruf." (S. 3 f.)

und Alt immer heftiger. Thomasius und sein Kreis forderten die Freiheit zu denken in unbeschränktem Maße. Als erstes Zeichen eines fortgeschrittenen Kopfes galt es, keiner Autorität zu folgen. Der Kampf richtete sich endgültig gegen die Autorität der Kirche, zunächst aber gegen die Autorität der scholastischen Philosophie und damit gegen Aristoteles. Thomasius gab Aristoteles dem Gespötte preis. Um 1700 ist bei den Protestanten die Abneigung gegen Aristoteles und die Scholastik, diese „papistische Verirrung des Christentums", fast allgemein. Diese Abneigung gegen die Scholastik teilte auch Christian Wolf, obgleich er über Aristoteles sich maßvoller aussprach. Wolfs mathematisch praktische Philosophie beherrschte um die Mitte des Jahrhunderts fast alle protestantischen Universitäten.[1] Descartes (Cartesius) war in vielen Stücken Vorbild und Leuchte.

Dem neuen philosophischen Strom konnten sich auch die katholischen Universitäten nicht entziehen. Das Maß der Aufnahme der fördernden und Abwehr gegen die zersetzenden Elemente mußte hier notwendig zum Kampfe führen. Dieser Kampf zeigt in wechselnder Folge Fortschritt und Rückschritt, bedeutet aber keine Stagnation. Bei Gelegenheit der Einführung des philosophischen Bienniums im Jahre 1745 veröffentlichte der Mainzer Professor P. Philipp Friedrich eine kurze Abhandlung über die Frage: Was ist von der neuern Methode und Freiheit in der Philosophie zu halten? Es gibt Gelehrte, so führt er aus, die nur an Altem und Obsoletem Freude haben und die Philosophie nicht anders behandeln wie Münzliebhaber, die nur alte, ganz alte Münzen schätzen. Mit dieser Art Philosophie, die die alten Irrtümer einer neuen Wahrheit vorzieht, stimmen wir nicht überein; wir schwören nicht auf die Worte des Aristoteles, sondern auf seine Beweise. Als Rhetoriker, nicht aber als Philosoph hat Tullius (Cicero) geschrieben, er wolle lieber mit dem einen Plato irren, als mit allen übrigen etwas Wahres sagen. Andere hingegen trampeln auf der Asche und den Gebeinen der alten Weisen und sind nur erpicht auf das Neue. Alle Lehren der alten und herkömmlichen Schulen sind ihnen ein Greuel. So treten dann fast alle Jahre neue Methoden ans Licht wie die von Gassendi, Cartesius, Newton, Leibniz, Wolf usw. Alle ziehen die eigenen Methoden den übrigen vor. Ich gestehe, daß unserer Zeit zum besondern Ruhm gereichen die vielen herrlichen Erfindungen Baroskope, Hygrometer, Thermometer, die Toricellischen Röhren, Mikroskope, Teleskope, die Magdeburger Instrumente usw. Erständen Euklid, Archimed und Ptolemäus aus ihrer Asche, sie würden wohl selbst ihren Nachfahren dafür die Palme reichen. Dieselben würden aber wohl lächeln, wenn sie sähen, wie einige neuere Genies durch Niedertrampeln der alten Philosophie, des Aristoteles und des Euklid, ihre Methode und die Freiheit der Philosophie anpreisen; sie würden sich wundern, daß die alten Meinungen geschmäht werden, weil sie alt sind, neuere als wahr aufgedrängt werden, weil sie Plato und den Alten unbekannt waren. Früher stritt man unter den Philosophen, ob nicht auch bei den Tieren eine Spur von Verstand sich zeige, jetzt spricht man ihnen alles Sinnenleben ab und erklärt sie als Automaten. Früher hielt man die Kunst für eine Nachahmerin der Natur, jetzt soll die Natur ein Affe der Kunst sein. Die Neuern legen nur Wert auf das Experiment: was man nicht mit Augen sehen kann, ist nicht vorhanden, wenn du durch das Mikroskop die substantielle Form nicht sehen, durch das Fernrohr die Intelligenz nicht erkennen kannst, die Sonne, Mond und Gestirne bewegt, so ist es um die alte Philosophie geschehen. P. Friedrich geht dann, genau zitierend, einzelne Grundirrtümer durch, z. B. bei Arnauld in seiner Denkkunst, bei Wolf seine absolute Freiheit für die Philosophie, also auch für die Zyniker, Epikureer, Stoiker,

[1] Peter Petersen, Geschichte der Aristotelischen Philosophie im protestantischen Deutschland (1921) 390 ff., 445 ff.

für die atheistischen Mißgeburten? Die Methodiker bringen alles durcheinander, Cartesius spricht den Tieren das sinnliche Leben ab, Epikur entreißt dem Menschen die unsterbliche Seele, Spinoza stürzt Gott aus dem Himmel, es gibt ja schon keinen Wahnsinn mehr, der sich nicht in den Philosophenmantel hüllt. Pufendorf erklärt die Scholastik als eine Pest, Hobbes, aus dem Pufendorf manches getreulich entlehnt, ein zweiter Macchiavelli, erneuert die Ethik des Epikur, erklärt den Fürsten als höchste Norm, der nichts Ungerechtes befehlen kann, auf dessen Befehl auch Christus verleugnet werden darf. Die Scholastiker halten fest an den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele; Thomasius, überall bissig gegen die Peripatetiker, hält die Unsterblichkeit für jüdische Tradition und als kaum wahrscheinlich erweisbar. Fürwahr eine vortreffliche Philosophie, die Verteidigerin des Absolutismus und die Wegebereiterin des Atheismus! Nun möge man wählen zwischen den neuen Methodikern, die die Freiheit zu philosophieren in dieser Weise mißbrauchen, und den so verlästerten Scholastikern, die nicht auf Neuheit, sondern auf Wahrheit ausgehen, auf Wahrheit, die sich stützt auf die allgemeine Überzeugung der Weisen, die Hl. Schrift, die Väter und die Lehren der Kirche.[1]

In Ingolstadt war es P. Anton Kleinbrodt, der beim Beginn des Jahrhunderts zum erstenmal über Aristoteles hinaus seinen physikalischen Anschauungen nach dem Vorbilde von Cartesius die Lehre von den Atomen zugrunde legte. In seiner großen Disputation Mundus elementaris (1704) setzte er an die Spitze seiner Ausführungen das Experiment und die Erfahrung. Er folgt nicht sklavisch Cartesius allein, sondern häufig auch den Physikern Boyle, Sturm u. a. Die Luftpumpe (die Ingolstadt erst 1729 erhielt) beschreibt er nach Boyle, stellte aber Versuche mit der Toricellischen Röhre über den atmosphärischen Luftdruck selbst an, indem er das nötige Quecksilber zur Reinigung durch dünnes Leder preßte. In dem Abschnitt über das Licht gibt er die Newtonsche Emissionstheorie wieder, neigt aber in manchen Fällen auch zur Undulationstheorie von Euler.[2]

Die Aufstellungen Kleinbrodts stießen auf Widerspruch. Noch im selben Jahre 1704 wurde er abberufen. Ein ausführlicher Lebenslauf im Parnassus boicus (1737) berichtet über ihn: Geboren 1668 in Oening (Schwaben) war er 1686 in Landsberg eingetreten. Als Schüler des P. Franz Raßler, der in seinem Problema Physicum über Aristotelem et Empedoclem der verbesserten Naturlehre das Wort geredet, lehrte er sehr bescheiden mit vernünftiger Wahl zwischen den alten und neuen Lehrern, „also zwar, daß unter diesem werten Manne die Experimentalphysik schier zum erstenmal in den philosophischen Schulen zu Ingolstadt sich blicken lassen". Darüber fand er manchen Widerspruch bei seinen Kollegen P. Herdegen und P. Heislinger. In dem Kampfe war es ihm nicht um die eigene Person, sondern nur um die Wahrheit zu tun. Im Jahre 1704 wurde er nach Amberg versetzt, dann nach Landsberg, wo er 7 Jahre Novizenmeister war, später wurde er Sekretär des Provinzials. Im Jahre 1718 starb er zu Regensburg. „War von Statur klein, aß und trank sehr wenig von Wein und am Samstag von Speisen gar nichts." Bei seiner Leiche fiel auf, daß die Lippen am 2. und 3. Tag röter als beim Leben und seine Hände beweglich waren, der ganze Körper glich mehr einem schlafenden als verstorbenen Menschen. Wer dürfte einem solchen im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Manne nicht auch in dessen Fußstapfen der auf Vernunft und Experiment gegründeten verbesserten Naturlehre folgen?[3]

---

[1] Biennium Philosophicum in auguratione solemni coronatum ... Quid sentiendum sit de methodo ac libertate Philosophandi a RR. quibusdam asserta? Anno 1745 d. 20. Sept. Moguntiae Typis. Goubler. 4°. 12 p.

[2] Jos. Schaff, Geschichte der Physik an der Universität Ingolstadt (1912) 154 f.

[3] Parnassus boicus 6 (1737) 267—273.

In dem folgenden Bellum atomisticum zwischen Atomisten und Peripatetikern wurde Cartesius von mehreren Philosophie-Professoren in Ingolstadt scharf zurückgewiesen, so von P. Georg Hermann, der in seinen Dialogen zwischen einem Atomisten und Peripatetiker über die Entstehung der peripatetischen Formen dartut, daß die Cartesianische Philosophie viele der katholischen Lehre wenig freundliche Punkte enthalte und deshalb von den großen katholischen Universitäten in Löwen und Paris zurückgewiesen worden. Der Atomist gibt sich schließlich besiegt und erklärt, daß die Bemühungen der Atomisten der Macht der Beweise erliegen.[1] Mederer meint, daß dem P. Hermann alles Neue verdächtig war.[2] Er wurde später Provinzial der oberdeutschen Provinz und trat als solcher in seiner Studien-Verordnung vom Jahre 1755 entschieden gegen die Atomisten auf.[3]

Inzwischen betonten die Professoren der Physik und Mathematik in Ingolstadt immer nachdrücklicher die Notwendigkeit der Experimente, so P. Jos. Falck und seine Schüler Hiß und Grammatici. Letzterer „hat einen hervorragenden Anteil an der Entwicklung der Physik an der Hochschule in Ingolstadt“.[4]

Nach dem österreichischen Erbfolgekrieg erklärte der Kurfürst Max Joseph seinen Entschluß, die „durch eingefallene schwere Kriegstribut und andere Zufälle von ihrem ehemaligen Flor weit abgekommene Universität wieder emporzubringen“. Die bei dieser Gelegenheit von den Professoren angeforderten Gutachten sprechen sich mit Ausnahme der Theologen und Philosophen durchgehends für eine Verkürzung des philosophischen Studiums auf zwei Jahre aus. Der Professor der Medizin, Treyling, fordert in seinem Gutachten vom 1. Juli 1746 Abgehen vom alten Peripatismus und größere Berücksichtigung der experimentalen Physik. Der zweite Professor der Medizin sprach sich ebenfalls am 20. Juli 1746 entschieden für Abschaffung der aristotelischen Philosophie und für den Atomismus aus. Auch ein Jesuit, der Kanonist, war für einen abgekürzten Kurs in der Philosophie und größere Pflege der Experimentalphysik und Schaffung eines Fonds zur Anschaffung der nötigen Apparate.[5]

Schon am 22. August 1746 bestimmte die Regierung die Kürzung des philosophischen Kurses auf zwei Jahre und verlangte größere Kultivierung der „ebenso nützlichen als angenehmen philosophia experimentalis“. Daraufhin bat die philosophische Fakultät am 5. Oktober 1742 um einen passenden Hörsaal, Mittel für die nötigen Apparate und Genehmigung der Einführung des Leitfadens von P. Anton Mayr, der sich ohnehin im Besitze zahlreicher Studenten befinde, und der nicht allein die Prinzipien der alten Philosophie, sondern auch die neuere Experimental-Philosophie ausführlich berücksichtige.[6] Der hier genannte P. Anton Mayr (geboren 1673 in Neßlwang im Allgäu, eingetreten 1689) war lange Jahre Professor und Studienpräfekt in Ingolstadt. Im Jahre 1739 veröffentlichte er seine Philosophia peripatetica in 4 Bänden. Die Solidität seiner Doktrin, die in den Vorlesungen und Disputationen allgemeine Anerkennung fand, veranlassen den Geschichtschreiber der Annalen, ihn mit den bedeutendsten Männern der Universität zu vergleichen.[7]

---

[1] Lapis offensionis atomisticae . . . dialogi circa generationem formarum peripateticarum Ingolstadii 1730.

[2] Mederer, Annales 3, 208.

[3] Ratio stud. 3, 435 f.

[4] Jos. Schaff, Geschichte der Physik an der Universität Ingolstadt 160.

[5] Schaff, 163 ff.

[6] Schaff 165.

[7] Mederer 3, 240. Die Philosophia peripatetica antiquorum principiis et recentiorum experimentis conformata Ingolst. 1739 verteidigt im wesentlichen mit Benutzung der neuesten Literatur die alten Thesen, u. a. auch gegen Copernicus.

Im Jahre 1748, in dem zum erstenmal der dreijährige philosophische Kurs nach 276jähriger Dauer für die auswärtigen Studenten erlosch (für die Scholastiker der Jesuiten blieb er bestehen), traten in die Universität ein P. Berthold Hauser als Professor der Ethik und P. Jos. Mangold als Professor der Logik.

P. Berthold Hauser (geb. 1713 zu Wildenberg in Bayern, eingetreten 1729, gestorben 1762) war 1749—1751 Professor der Philosophie und 1751—1762 Professor der Mathematik in Dillingen. Der Geschichtschreiber der Universität Dillingen gedenkt seiner mit hohem Lob: Ihm vor allem verdankt die Universität ihr mathematisch-physikalisches Armarium, welches einen Schatz kunstvoller Instrumente in sich barg. Er war ein ausgezeichneter Lehrer, der mit einem reichen Wissen eine große Klarheit im Vortrag verband.... Die Frucht seiner philosophischen und mathematischen Studien legte er nieder in einem achtbändigen Werke Elementa philosophiae . . . Das Werk fand großen Beifall.[1] Mederer preist seine großen Verdienste um die Philosophie, die ihm einen unsterblichen Namen in der Geschichte der Wissenschaft sichern.[2]

Die 6 ersten Bände der Elementa philosophiae erschienen von 1755—1762, die beiden letzten nach seinem Tod 1764.[3] In der Einleitung zum ersten Band (Logik) betont Hauser die allgemeine Abneigung gegen die syllogistische Form, die doch durch die lange Erfahrung erprobt sei. Er habe die besten alten und neuen Schriftsteller benutzt, manche obsolete Subtilitäten ausgelassen, dafür andere wichtige neue Fragen behandelt. Wenn man einige Frucht daraus ziehe, so möge man Gott, den Urheber alles Guten, loben, alles Unrichtige verzeihen und freundschaftlich verbessern. Dann gibt er eine gute historische Übersicht über die Philosophen bis Wolf und P. Jos. Falck. Den Syllogismus und seine Gegner, besonders Locke, behandelt er ausführlich: Fort mit dem abusus, Vervollkommnung des usus. Sehr gut philosophiert er u. a. über das Testimonium historicum und den Wert der Hypothese. Im 2. Band (Ontologie) charakterisiert er zuerst die neueren Philosophen Cartesius, Malebranche, Leibniz, Wolf, letzterem spendet er großes Lob, bekämpft Lehren des Cartesius (Akzidenzien) und Spinozas (Wunder). Der dritte Band (1756) zeichnet sich aus durch ausführliche Beweise für die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes mit Benutzung der damaligen neuesten Literatur. Der vierte Band (1758) bringt eine ausführliche Geschichte und Darlegung der Lehren der Atomisten und Peripatetiker über die Elemente der Körper; ein mitigiertes System darf den Gegnern der Peripatetiker nicht mißfallen. Es folgt dann die eigentliche allgemeine Physik, Schwere, Elastizität, Bewegung, Masse der Körper usw. mit den Vorbegriffen der Arithmetik und Algebra. Für die Experimental-Physik, so betont Hauser im 5. Bande (1760), ist Algebra und Geometrie notwendig, er wird in gemäßigter Weise davon Gebrauch machen, um größere Solidität zu erzielen. Die leblose, belebte und kosmische (himmlische) Welt bilden den Hauptinhalt. Wärme, Kälte, Thermometer, Barometer, Toricelli, Luftpumpe, Elektrizität werden ausführlich besprochen. Der 6. Band (1762) setzt die spezielle Physik fort, wobei die Notwendigkeit der Mathematik und der historischen Erudition nachdrücklich betont wird. Dasselbe gilt vom 7. Band (1764, 906 S., 9 Taf.) über die fünf Sinne, Zoologie und Botanik: als Fundament für jedes Ratiocinium in der Physik hat das Experiment zu dienen, dessen Wichtigkeit deshalb ein-

---

[1] Specht, Universität Dillingen 316 f. Vergl. Jahrb. des histor. Vereins Dillingen XI (1898) 172.

[2] Annal. Ingolst. 3, 236.

[3] Elementa philosophiae ad rationis et experientiae ductum conscripta atque usibus scholasticis accomodata Augustae V. 1755—1764. In jedem Band viele Tafeln mit mathem., physikalischen und astronomischen Figuren.

leuchtend ist. Der 8. Band (672 S. und 9 Tafeln: Astronomie) setzt zuerst ausführlich auseinander: Geschichte und System von Copernicus (Gallilei), Tycho Brahe (mit den mathematischen Beweisen gegen Copernicus). Das Copernikanische System würde wohl allgemein als Thesis angenommen werden, wenn nicht die Rücksicht auf die Heilige Schrift entgegenstünde, aber P. Fabri erklärt, wenn die Copernikaner die Bewegung der Erde wirklich beweisen, wird die Kirche erklären, daß die Stelle der Heiligen Schrift nicht im Literalsinn, sondern figürlich aufzufassen sei; bis jetzt fehlen die Beweise. Das System von der Bewegung der Erde kann wegen seiner großen innern Wahrscheinlichkeit als eine schöne Hypothese angenommen werden. Fern sei aber eine Zensur gegen die heutigen Verteidiger des Copernikanischen Systems, da Rom schweigt und sie nun dieses Schweigen als eine hinreichende Approbation ihrer Meinung ausgeben. Es folgt dann eine ausführliche Darlegung über die Torheit der Kometenfurcht und der Astrologie überhaupt.

Eine auch nur flüchtige Durchsicht dieser 8 Bände erweisen dieselben für die damalige Zeit als eine hervorragende wissenschaftliche Leistung, in der von Rückständigkeit nichts zu spüren ist.

Gleichzeitig mit dem Werke von P. Hauser erschien ein ähnliches von P. Jos. Mangold. P. Jos. Mangold (geb. 1716 in Röhlingen b. Ellwangen, eingetreten 1733) veröffentlichte 1755 und 1756 3 Quartbände von über 1600 Seiten Philosophia rationalis et experimentalis.[1] Der 1. Band enthält die Logik und Metaphysik, der 2. die allgemeine und der 3. Band die spezielle Physik zugleich mit dem Wichtigsten aus Zoologie, Botanik, Astronomie usw. Der 1. Band erbringt u. a. sehr eingehend und gründlich die Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Der 2. Band behandelt ausführlich die Körperlehre nach den verschiedenen Ansichten von Gassendi, Cartesius, Leibniz, Wolf usw., die folgende Physik (Licht, Farbe, Schall mit eingehenden Demonstrationen und Figuren auf 8 Tafeln). Der 3. Band, der ebenfalls Demonstrationen auf 8 Tafeln enthält, geht vom Menschen aus; keine Abstammung von Tieren, die Tiere selbst keinen Intellekt; kommt dann zu den Erscheinungen der Luft, Wetter, Elektrizität usw. Das Weltsystem des Copernicus hat als Hypothese, das des Tycho als These zu gelten, solange das von Copernicus nicht als sicher demonstriert ist. Mangold beherrscht die ganze Physik und Astronomie seiner Zeit, ebenso alle modernen philosophischen Systeme, er benützt eine große philosophische und physikalische Literatur bis zu den Abhandlungen der Akademien; er verwendet Mathematik für seine Beweise, soweit sie allgemein verständlich gemacht werden kann, kurz, Mangold steht ganz auf der Höhe seiner Zeit und sein Werk darf als eine achtunggebietende Leistung angesprochen werden.

Auf dem Gebiete der speziellen Physik beschäftigte er sich besonders mit der Lehre vom Licht. Eine neuere Dissertation bemerkt darüber: „Jos. Mangold hinterließ eine in verschiedener Hinsicht wertvolle Schrift mit dem Titel Systema luminis et colorum, welche 1753 erschien. In ihr zeigt er sich als Gegner der Newtonschen Emissionstheorie und als Anhänger der Undulationstheorie von Euler... Mangold muß als der erste bezeichnet werden, der in Ingolstadt die Vibrations- und neuere Undulationstheorie des Lichtes schon sieben Jahre nach ihrer Entstehung einführte und die durch Newtons Autorität gehaltene Emissionstheorie in vornehmer Weise bekämpfte."[2]

---

[1] Hodiernis discentium studiis accomodata Ingolstadii. Vergl. Jos. Zeller, Joseph und Maximus Mangold von Röhlingen, Ellwanger Jahrbuch 1922/23, 86 ff.

[2] Schaff, 170 f.

Um dieselbe Zeit war die Universität der Schauplatz maßloser Angriffe gegen die alte Philosophie, die von Ickstadt und Lori wiederholt öffentlich in gehässiger Weise beschimpft wurde: „Seit 500 Jahren hätten sich die Philosophen nur de umbra asini gezankt", die Juristen wurden gegen alle kurfürstlichen Verordnungen von dem sie verpflichtenden philosophischen Biennium abgelenkt und gegen alle Verbote von Ickstadt zu seinen gut zu bezahlenden privaten Kollegien angelockt.[1]

Einen wesentlichen Einfluß auf die Bemühungen der Philosophen, das gute Alte der Scholastik mit den neueren Resultaten zu vereinigen, hatten die Ingolstädter Professoren der Mathematik, P. Jos. Falck, P. Nicasius Grammatici, P. Georg Kraz.

P. Jos. Falk (geb. 1680 in Freiburg i. Schw., eingetreten 1702, gest. 1737) hatte, bevor er nach Ingolstadt kam, in Freiburg (Brg.) 1713 eine Schrift über Schwere und Gleichgewicht bei den Flüssigkeiten herausgegeben und ließ dieser später ein größeres Werk über die Philosophie der Welt folgen (1737).[2] Einer seiner Schüler war Nicasius Grammatici (geb. 1684 in Trient, eingetreten 1701 in Landsberg). Er „hat einen hervorragenden Anteil an der Entwicklung der Physik an der Hochschule in Ingolstadt. Er brachte von Freiburg, wo er zuletzt wirkte, schon einen großen Ruf mit... In Ingolstadt schloß sich Grammatici ganz dem kopernikanischen System an. Um diesem die verdiente weitere Verbreitung zu verschaffen, entwarf er ein Planetolabium nach dem heliozentrischen System, das er in einem großen Kupferstiche mit unterlegtem Text 1726 veröffentlichte und dessen Gebrauch er in einer eigenen Schrift erläuterte.... Bemerkenswert ist, daß Grammaticis Schüler, Anton Gogeisl aus Siegenburg, der bei den Kometenbeobachtungen (1723) beteiligt war, später als Vorstand des mathematischen Tribunals in Peking in ähnlicher Weise wie (der Ingolstädter) Prof. (P. Ign.) Kögler zu großen Ehren kam. Er ließ dort durch Chinesen einen Quadranten anfertigen, der durch seine Gediegenheit und praktische Einrichtung dem Pariser vorgezogen wurde. Grammatici wurde von Ingolstadt weg nach Madrid behufs Übernahme einer Lehrstelle berufen, kehrte aber bald zurück und starb am 17. September 1736 zu Regensburg."[3]

Eusebius Amort hat dem P. Grammatici, dieser „großen Zierde unseres Bayerlands" bald nach dessen Tod einen sehr ehrenvollen Nachruf gewidmet. Er schildert seine 5jährige Tätigkeit als Professor der Mathematik in Ingolstadt und seine Berufung nach Madrid, als Philipp V. den Gedanken gefaßt, ein Collegium Nobilium zu gründen, seine Rückkehr als Kranker nach dreijährigem Aufenthalt in Spanien. Seine große Unterwürfigkeit und Geringschätzung seiner selbst bei höchster Wissenschaftlichkeit und allgemeinem Ruhm war verwunderlich. Er wünschte, daß alle ihm vorgezogen würden. Seine Freude war der Aufenthalt in einem ruhigen Zimmerlein und die Beobachtung des Himmels. Aus der Betrachtung der Gestirne nahm er Anlaß, sich herzlich der Allmacht und Weisheit Gottes zu erfreuen, indem er ausrief: Benedicite sol et luna Domino, benedicite

[1] Vergl. die Schreiben der philosophischen Fakultät vom 14. Febr. 1751 an den Kanzler Freiherrn von Praidlohn, vom 2. März 1752 an den Kurfürsten. *Orig. München. Kreisarchiv. Ger. Lit. 1490. Nr. 25 f. 283 ff., 301 ff. und Ickstadt an den Kurfürsten 8. Aug. 1752.

[2] Mederer 3, 139. Schaff 160. Vergl. Kap. 11.

[3] So Schaff 160 f. Von der Rückkehr nach Deutschland bemerkt Mederer (3, 175): Nescio qua causa factum fuerit ut valetudinem male affectam secum referret quae ipsum non tantum a literariis laboribus porro impediit sed maturo nimis fato etiam vita privavit.

stellae Domino! Die berühmtesten Astronomen Europas beklagen seinen gar zu frühen Hintritt und erteilten ihm das größte Lob.[1]

Ein bedeutender Mathematiker und Physiker war auch P. Georg Kraz (geb. 1714 in Schöngau, eingetreten 1730 in Landsberg, gest. 1766). Über ihn berichtet eine neuere Dissertation: Im Jahre 1750 trat mit Georg Kraz als Lehrer der Mathematik eine tüchtige Kraft in die Fakultät (Ingolstadt) ein. Obwohl ihr keine passenden Apparate zur Verfügung standen, machte er doch größere Untersuchungen aus der Lehre von den Kräften und Flüssigkeiten. Er stellt sich ganz auf den Standpunkt des Experiments. „In physikalischen Fragen sind die Naturgesetze durch die Erscheinungen (phaenomena) klarzustellen, durch Induktion zu verallgemeinern und dann mathematisch zu verwerten" ... Es muß anerkannt werden, daß er in einwandfreier Weise seine Versuche nach allen Richtungen variierte, um empirisch den Zusammenhang zwischen den maßgebenden Faktoren zu bestimmen. ... Wenn man berücksichtigt, daß Kraz nur auf ganz primitive selbsthergestellte Apparate angewiesen war, außerdem aber auch umfangreiche Beobachtungen in der Sternwarte anstellte, so findet man verständlich die Bemerkung Mederers, nach welcher Kraz sich keine Erholung gönnte und durch Überarbeitung seine Gesundheit zerstört habe. Die Verdienste, welche sich Kraz um die Entwicklung der Physik in Ingolstadt erwarb, bestehen darin, daß er durch Versuche und mathematische Erörterungen die Lehre von den Kräften nach den Newtonschen Prinzipien entwickelte, auch auf die flüssigen Körper ausdehnte und so die Grundlage für die Einführung der Newtonschen Anschauungen auch in andern physikalischen Gebieten, wie der Optik, schuf.[2]

Dem P. Kraz, der 14 Jahre lang seine Professur innehatte, folgte P. Cäsar Amman (geb. 1727 zu Innsbruck, eingetreten 1745, gest. 1792). „Er lehrte 1765—1770 Mathematik und hat durch seine astronomischen Untersuchungen Hervorragendes geleistet. Seinen Arbeiten kam der Umstand zugute, daß der frühere Lehrer der Philosophie die Sternwarte mit neuen und wertvollen Instrumenten aus der Werkstätte von Brandes in Augsburg ausgestattet hatte. Unter diesen war ein beweglicher Quadrant von außerordentlicher Genauigkeit, der für das beste Erzeugnis Branders gehalten wurde. Mit Hilfe seines Schülers Pickel unterwarf Amman das Instrument zuerst einer sehr eingehenden Prüfung und bestimmte dessen Fehlerkonstanten, worauf er Untersuchungen zur genauen Messung der Ingolstädter Polhöhe ausführte. Das Resultat der Prüfung und Beobachtung erschien mit einer ausführlichen Beschreibung des Instrumentes im Jahre 1767. Amman beschäftigte sich auf Grund zahlreicher, sehr genauer Polhöhebestimmungen, die Figur der Erde, speziell die Größe der Abplattung, zu ermitteln."[3]

Der letzte aus der Reihe der Jesuiten-Professoren der Mathematik in Ingolstadt war P. Johann Helfenzrieder (geb. 1724 zu Landsberg, dort eingetreten 1745, gest. 1803). Er erhielt für seine Dissertationen schon 1772 Preise von der Jablonowsky-Stiftung in Leipzig und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. In das Gebiet der Astronomie fallen seine Kalender, die seit 1768 erschienen. Sie enthalten die astronomischen Daten und verschiedene Anhänge mit physikalischem, technischem und ökonomischem Inhalt. Verschiedene (spätere) Schriften befassen sich mit Optik und zeigen, daß Helfenzrieder nicht nur eigenartige Ideen zur

[1] Leben und Schriften des P. Nicas. Grammatici S. J., im Parnassus boicus 6 (1737) 46 ff. Vergl. Beobachtung der Sonnenfinsternis 22. Mai 1724, ebenda 2 (1725) 356 ff.

[2] Schaff 174 ff. 1762 erhielt Kraz für eine Dissertation den zweiten Preis von der bayerischen Akademie. Sommervogel 4, 1231.

[3] Schaff 177 ff.

Konstruktion von Instrumenten entwickelte, sondern auch die nötige technische Schulung besaß, um seine Gedanken auszuführen.[1]

Als Resultat eingehender Studien urteilt ein neuer Kritiker: Faßt man die Entwicklung der Physik in dem kaum dreißigjährigen Zeitabschnitte von der Errichtung einer eigenen Professur für Experimentalphysik bis zur Aufhebung des Jesuitenordens kurz zusammen, so ist in erster Linie die rege Tätigkeit sowohl der eigentlichen Physiker als auch der immer mehr mit physikalischen Untersuchungen sich befassenden Mathematiker zu konstatieren. Das wissenschaftliche Leben . . . entfaltete sich jetzt zu reicher Blüte. Als besondere Förderer der Wissenschaft erweisen sich Hauser und die beiden Mangold durch Herausgabe zum Teil noch ziemlich umfangreicher experimenteller Lehrbücher, Widmann durch eine Zusammenstellung einer größern Reihe von Versuchen aus den verschiedensten Gebieten der Physik, sowie Crauer, Cronthaler und Kerschbaumer durch die Bearbeitung und Herausgabe der Schriften von Kraz, der unter den Mathematikern an erster Stelle zu nennen ist.[2]

Von den Ingolstädter Professoren müssen noch erwähnt werden P. Maximus Mangold und P. Benedikt Stattler. P. Maximus Mangold, Bruder von P. Joseph Mangold (geb. 1722 in Röhlingen, eingetreten 1739) wurde 1757 Professor der Philosophie in Ingolstadt. Als im Jahre 1759 ein kurfürstliches Dekret die Abschaffung des Diktierens und die Einführung eines Leitfadens für die philosophischen Vorlesungen befahl, wurde P. Maximus mit der Abfassung eines solchen betraut. Er vollendete dasselbe 1763 und konnte schon 1765 eine verbesserte Auflage erscheinen lassen. Diese zweibändige, mit 20 Tafeln versehene Philosophia recentior für die akademischen Vorlesungen (gegen 1200 Seiten) ist nach dem größern Vorbild seines Bruders Joseph gearbeitet und enthält wie dieses neben der auf 200 Seiten behandelten Philosophie ausführlich die allgemeine und spezielle Physik mit den Grundbegriffen der Algebra, Geometrie und Trigonometrie.[3] In der Philosophie sind die Neuen Malebranche, Cartesius, Leibniz, Tournemine usw. hinreichend gewürdigt. In der Körperlehre folgt er wesentlich Gassendi mit Berücksichtigung von Newton und Boscovich. In bezug auf das Copernikanische System ist er noch etwas ängstlich. Die ausführliche astronomische Darstellung der verschiedenen Weltsysteme schließt er mit den Worten: Obgleich das Copernikanische System sich durch seine Einfachheit empfiehlt und auch mit den astronomischen Erscheinungen bestens übereinstimmt, mithin als Hypothese verteidigt werden kann, so wird man es doch, wenn die Worte der Heiligen Schrift im eigentlichen literalen Sinn aufgefaßt werden müssen, als These nicht verteidigen können, sondern man wird im Wesentlichen das Tychonische System verteidigen müssen (2, 462). Bei der Abtrennung der bayerischen Kollegien wurde der seit 1763 Theologie lehrende P. Maximus im Jahre 1770 Provinzial der amputierten oberdeutschen Ordensprovinz.[4]

---

[1] So Schaff 187 f.

[2] Schaff 178. — Ein Inventar der Apparatesammlung kennt Schaff S. 208 erst aus 1781, es liegt aber bereits ein solches schon von 1762 vor in Clm. 26481b, wo auch die Rationes accepti et expensi seit 1759 sich finden. Über P. Joh. Cronthaler s. Schaff 171 ff.

[3] Mederer 3, 277, Zeller 89 ff.

[4] Mederer 3, 277, Zeller 89 ff. — Der Innsbrucker Professor Jos. Unterrichter gab 1760 in einem typographisch sehr gut ausgestatteten Quartband einen Abriß der Philosophie heraus, dem er einen Abriß der Mathematik vorausschickte. Synopsis philosophiae hodiernae ac Mathesis praeviae Oeniponte 1760. 4⁰. 144 u. 386 S. 10 Tafeln. Der erste Teil behandelt Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Astronomie, der zweite Teil Logik, Metaphysik und Physik. In der speziellen Physik entwickelt P. Unterrichter die verschiedenen Weltsysteme. Gegen das

Größere Bedeutung als Gelehrter erlangte P. Benedikt Stattler. Geboren 1728 in Kötzting (Bayer. Wald) und 1745 zu Landsberg eingetreten, lehrte er nach Vollendung der Studien zuerst 6 Jahre (1760—1766) Philosophie, dann Theologie und zwar seit 1770 auf Vorschlag des Provinzials Erhard in Ingolstadt. Er „war ein außerordentlicher Kopf und ein Mann von eisernem kühnen Fleiß" (Westenrieder). Im Jahre 1762 löste er eine von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gestellte Preisaufgabe aus der Hydrostatik, die später (1775) in den Abhandlungen der Akademie gedruckt wurde.[1]

Unter dem 14. November 1772 verordnete der bayerische Provinzial Erhard zum Zweck der Einheitlichkeit, in den philosophischen Studien solle den Vorlesungen das Kompendium des P. Benedikt Stattler, das bereits unter der Presse sei, zugrunde gelegt werden.[2]

Dieses Compendium Philosophiae wurde 1772 in die staatliche Zensur übergeben und erschien erst nach der Aufhebung, aber noch im Jahre 1773.[3] Es umfaßt im 1. Band Logik, Ontologie, Kosmologie, Psychologie und natürliche Theologie, handelt ausführlich u. a. über die wissenschaftliche Methode (1, 202 ff.). Einfluß der Seele auf den Leib und des Leibes auf die Seele (P. Tournemine, Cartesianer, Leibniz) Beweise für die Existenz Gottes (1, 455 ff.). Der ganze zweite Band behandelt die allgemeine und spezielle Physik mit vielen mathematischen und physikalischen Demonstrationen (9 Tafeln). Ausführlich wird mit astronomischen Argumenten das Copernikanische System als These erwiesen (2, 299).

Wohl das bedeutendste philosophische Werk dieser letzten Jahre ist die achtbändige Philosophia methodo scientiis propria explanata von P. Stattler, die derselbe als Professor in Innsbruck vom Jahre 1769 an erscheinen ließ und als Professor in Ingolstadt in den Jahren 1771—1772 abschloß. Die ersten zwei

Copernikanische System kann man aus der Astronomie oder Physik keine durchschlagenden Gründe beibringen, aber aus der Heil. Schrift gehe die Bewegung der Sonne um die Erde hinreichend deutlich hervor. Anderer Meinung ist der Mathematikprofessor P. Phil. Steinmeyer, der 1767 einen Abriß der gesamten Mathematik in 4 Bänden herausgab. Mathesis succincta Augustae V. 1767. Zu dem Abriß der Astronomie (4, 81—408) sagt er nach Darlegung der astronomischen Gründe für das Copernikanische System: Es gab früher Männer und es gibt heute noch einige, die urteilen, das Copernikanische System stehe im Widerstreit gegen die Hl. Schrift. Aber die Absicht Gottes war nicht, uns durch die Hl. Schrift Astronomie zu lehren, wie ja auch Augustinus betont. Die Stellen der Hl. Schrift bleiben bestehen in jedem System. Schon Petavius hat zu seiner Zeit erklärt (wie P. Redlhamer Phil. nat. 1, 26 anführt), der Beweis aus der Hl. Schrift beweise nichts. Was würde er erst gesagt haben, wenn er unsere Zeiten erlebt hätte? (4, 325 f.).

[1] Benedikt Stattlers kurzgefaßte Biographie 1798 in Sailers Sämtliche Werke 38², 117—122. — Schlichtegroll, Nekrolog 1797 2, 145—190. — Georg Huber, Benedikt Stattler und sein Anti-Kant (1904) 6 ff. — Aus Westenrieders Tagebüchern in Abhandlungen der Bayer. Akademie der Wissenschaften 16. Bd. II, 59. M. R. Jes. 1376.

[2] Germ. Arch. Prov. C. 13.

[3] Compendium philosophiae Benedicti Stattler Professoris Theologiae Ingolstadii et socii electoralis boicae Academiae Monacensis. Ingolstadii. Sumptibus Ant. Attenkhover, Bibliopegi Academici 1773. 8°. 552 p., vol. 2 1774, 624 p. mit vielen mathem., physik. und astronom. Tafeln. Beide Bände tragen auf der Rückseite des Titels den Vermerk „Kann gedruckt werden: weil darin nichts wider die Religion, den Staat, noch die guten Sitten befunden worden. Signatum München in dem Churfürstl. Hochlöbl. Bücher-Censur-Collegium v. 21. Oktober 1772. Wilhelm Wodiczka, Secret." — Stattlers Demonstratio Evangelica sive Religionis a. J. Chr. revelatae certitudo. Augustae Vind. 1770. Bischöfl. Approb. Augsburg 3. Jan. 1770. 8°. 768 p. enthält eine ausführliche Verteidigung der Notwendigkeit einer Offenbarung, widerlegt eingehend Humes Angriffe gegen die Wunder und die Unsterblichkeit der Seele, die Fabeln der heutigen Talmudisten, behandelt die Schönheit der christl. Religion, die apostolische Tradition, die Abfassung der Evangelien usw. „Sein unter Christen fast allgemein geschätzteres Werk ist die Demonstratio evangelica", so Sailer 38, 120.

Bände umfassen Logik und Ontologie, der 3. und 4. Band Kosmologie und Psychologie, der über 600 Seiten umfassende 5. Band die natürliche Theologie, 6., 7. und 8. Band die allgemeine und spezielle Physik. Die Gegner der frühern und neuesten Zeit kommen ausführlich zu Wort und zur Widerlegung, in der Erkenntnislehre besonders Wolf und Hume, bei der Seelenlehre Leibniz und La Mettrie. In der Einleitung zur natürlichen Theologie betont er die Notwendigkeit, den Gegnern auf ihren Boden zu folgen und mit denselben Waffen der Vernunft zu begegnen, die sie zu ihren vielfach unheilvollen und wahnsinnigen Behauptungen gegen Gott mißbrauchen. Mit großer Hochachtung erwähnt er den berühmten Christian Wolf, dessen zweibändige Natürliche Theologie großes Lob, aber auch großen Anstoß gefunden hat. Ich, der ich allen Gelehrten Freund, keinem Feind und vielmehr Lobredner als Zensor fremden Lobes bin, möchte um keinen Preis den Ruhm des um die Wissenschaft hochverdienten Mannes verkleinern, aber ich kann es nur als ein Unglück beklagen, daß derselbe in einigen und zwar sehr wichtigen Grundfragen geirrt, woraus dann eine ganze Kette von Irrtümern gefolgt ist. Diese Irrtümer werden dann ohne jede Gehässigkeit bis in die letzten Wurzeln bloßgelegt und beseitigt. Alle modernen Gegner wie Reimarus, Hume, Bayle usw. tragen ihre Beweise ausführlich vor und werden bis in ihre letzten gedanklichen Schlupfwinkel verfolgt und in geradezu zwingender Beweisführung abgetan. Atheismus und Spinozismus finden eigene ausführliche Widerlegungen. Im 6. Band (150 ff.) wird das Copernikanische System mit physikalischen und astronomischen Gründen bewiesen. In den Objektionen antwortet er auch auf die aus der Heiligen Schrift und den Entscheidungen der römischen Kongregation (1616 und 1633): Die Heilige Schrift drückt sich nach der gewöhnlichen menschlichen Auffassung aus. Der oft angeführte Text aus Isaias spricht nach dem hebräischen Wortlaut und der auch von Augustin gebrauchten Übersetzung nicht von der Unbeweglichkeit, sondern von der Festigkeit der Erde. Das Dekret der römischen Inquisition ist zu einer Zeit erflossen, wo es noch sehr fehlte an Beweisen für Copernicus, wie sie Newton und Bradley u. a. erbracht haben. Das Copernikanische System wird seit geraumer Zeit in Rom als These verteidigt, ohne daß die Kardinäle der Inquisition weiter dagegen auftreten. Stattler schließt mit den Worten des hl. Augustin (Contra Felicem Manichaeum lib I c. 10): man liest im Evangelium nicht, daß der Herr gesagt: ich schicke zu euch den Tröster, der euch lehren wird über den Lauf der Sonne und des Mondes, denn er wollte uns zu Christen, nicht zu Mathematikern bilden.

Die mit vielen Tafeln versehenen Bände über Physik, Chemie und Astronomie beherrschen die ganze damalige Literatur und die bisher gewonnenen Resultate, zeigen aber zugleich selbständige Durcharbeitung und Beurteilung. Eine neuere kritische Studie bemerkt in dieser Beziehung: „Stattlers Wirken wurde bisher geographisch nicht gewürdigt. Seine Schrift ist für die damalige Zeit von großem wissenschaftlichen Wert. Wir haben hier eine umfangreiche Encyclopädie von acht in lateinischer Sprache abgefaßten Bänden, in denen eine Menge geographischer Fragen versteckt ist. Über diese handelt er nach dem damaligen Stand der mathematischen und physikalischen Geographie in trefflich guter Kenntnis."[1]

Stattlers philosophische und theologische Lehrbücher haben, so meint Sailer, „damals das schlafende Nach- und Selbst-Denken in Baiern, in Schwaben, im ganzen katholischen Deutschland aufgeweckt und dem Studium einen neuen Schwung und eine neue Gestalt gegeben."[2]

[1] Stiefel, Geographische Studien an der Universität Ingolstadt (1913) 45.

[2] Sailer, Winkelhofer, Der Mensch und der Prediger (1807) 14. — Über die

Von dem Charakter des großen Gelehrten urteilt aus langjähriger Erfahrung Sailer: „Sein sittlicher Charakter waren Ordnung und Gerechtigkeit.... Wenn einmal in seiner Seele geschrieben stand: Das ist gerecht, so hielt ihn keine Menschenfurcht, keine Menschengunst, kein Großer und Kleiner, nichts hielt ihn zurück.... Seine Feinde konnte er lieben, und er sah als ein Gesetz der Gerechtigkeit an, ihnen die Liebe nicht zu entziehen.... Sein Testament allein machte ihn schon unvergeßlich, denn er setzte die Armen zu Haupterben ein."[1]

Noch ein Wort zur Stellung der Ingolstädter Jesuitenprofessoren zu der neuen Akademie der Wissenschaften in München. Während einzelne Jesuiten wie der Hofbeichtvater P. Daniel Stadler, sich ablehnend verhielten, weil sie glaubten, die Jesuitenprofessoren könnten genügen, machten mehrere Ingolstädter Jesuiten gleich praktische Arbeit, indem sie sich lebhaft an der Lösung der von der Akademie gestellten Preisaufgaben beteiligten, so Schütz, Mederer, Kraz, Helfenzrieder, Stattler. Das Verzeichnis der Mitglieder der Akademie weist fast alle bedeutendern Gegner der Jesuiten, aber keinen Jesuiten auf.[2] Jesuiten wurden prinzipiell ausgeschlossen, auch auswärtige, selbst wenn sie noch so sehr empfohlen werden wie Christian Mayer aus Heidelberg. Nach der Aufhebung wurden mehrere Ex-Jesuiten Mitglieder der Akademie, wie Pickel, Stattler, Helfenzrieder usw.

Auch auf dem Gebiete des Gymnasiums setzten in Bayern lebhafte Reformbestrebungen ein. Wir wir früher sahen, wurden in der Folge Geschichte, Geographie, Arithmetik in den Studienplan aufgenommen und der Muttersprache größere Berücksichtigung zugewiesen. Die verschiedensten Vorschläge und Reformen kreuzten sich, wobei man mit Vorwürfen gegen das humanistische Gymnasium und gegen das Jesuiten-Gymnasium speziell nicht sparsam war.[3]

Auch der Provinzial der bayerischen Provinz, P. Erhard, erhielt den Befehl, einen neuen Plan für das Gymnasium einzusenden. Infolgedessen schrieb der Provinzial am 30. September 1771 an den Kurfürsten, daß er, den Willen des Kurfürsten zu befolgen, diesmal nur einen Generalplan zur Einrichtung der Lateinischen Schulen übersende, die Partikularpläne würden bald folgen. Hierzu und zur Verfertigung guter Schulbücher werden die Unsrigen allen Fleiß aufwenden. Für das nächste Schuljahr soll zunächst eine gewisse Gleichförmigkeit eingeführt werden: mit Weglassung der sogenannten kleinen Syntax sollen die ersten zwei Jahre für die Grammatik, das dritte für die Übung in stylo historico, epistolari etc., dann für die Erlernung der echten Grundsätze zur Dichtkunst, endlich die letzten zwei Jahre für die Rede und Dichtkunst in

---

„wahrhaft universale Natur" Stattlers und seine hervorragende Bedeutung als Philosoph und Theolog handelt neuerdings in zusammenfassender Würdigung Franz Bauer im Klerusblatt (Eichstätt) 1928 Nr. 7, 93 ff.

[1] Sämtliche Werke 38, 121 f.

[2] Westenrieder, Gesch. der Akad. der Wissensch. 1 (1804) 417 ff. Dazu die *Korrespondenz in Clm. 26481 a, b. Über die Akademie herrschten auch in anderen kirchlichen Kreisen verschiedene Meinungen. Vergl. Endres, Frobenius Forster (1900) 58 ff. Jedenfalls mußte die Kampfansage gegen die peripatetische Philosophie manche Gelehrte zurückstoßen. „Das Joch des Aristoteles und der Scholastiker muß abgeworfen werden" proklamierte Wolter in der Festrede am 12. Oktober 1761. Vergl. den 1. Band der Abhandlungen der Akademie und Göbel, Anfänge der Aufklärung in Altbayern (1901) 113 ff.

[3] Die von Bucher (und Lori) verfaßten und 1778 anonym erschienenen „Beyträge zu einer Schul- und Erziehungsgeschichte in Baiern" sind wegen ihrer hämischen Verkleinerungssucht, Schiefheiten und Unwahrheiten als historische Quelle fast wertlos; dies gilt besonders für die Geschichte der Jesuitenschule. Für Bucher und Lori waren die Jesuiten das schwarze Tier. „Die Schrift trifft jedenfalls der Tadel einseitiger, gefärbter, ja dann und wann gehässiger Darstellung". Wolfram, Heinr. Braun (1892) 61.

ihrem weitern Umfang verwendet werden, wo zugleich neben beständiger Übung in der lateinischen und deutschen Sprache auch die griechische ihren Platz haben wird, zuförderst aber die Christliche Lehr wie auch die Historia Geographia und Arithmetica pro gradu scholae allezeit betrieben und alles durch öffentliche Prüfungen soll erwiesen werden.[1]

Der beiliegende „Versuch eines Generalplans zur Grundlage für die Errichtung lateinischer Schulen" von 20 Folioseiten geht auf alle damals geäußerten Wünsche in weitherziger, stellenweise vielleicht zu weitherziger Weise ein. Es heißt darin u. a.:

Es dürften 5 Jahre hinreichen, den Schüler vollkommen gebildet aus dem Gymnasium zu entlassen. Man ist aber nicht gesonnen, aus sechs Klassen nur eben fünf zu machen. Die Jugend soll in der Tat genug beschäftigt werden. Man soll nimmer klagen hören, daß man der Jugend das Gedächtnis mit bloß mechanischen Regeln vollstopfe, anstatt selbes mit Sachen zu füllen und den Verstand praktisch zu bilden. Versehen mit dem Unterricht für die 6 deutschen Schulen (nach der Verordnung vom Jahre 1770) kommt die Jugend in die unterste lateinische Klasse, die wir die Principien Klasse nennen. Diese ist zwar der Obsorge der Gesellschaft nicht anvertraut, da aber von deren Verwaltung viel abhängt, wird man dafür einen Vorschlag vorlegen. Die bloße Kenntniß des Lateinischen macht noch keine Gelehrten, wohl aber bleibt selbes eines der vortrefflichsten Mittel hiezu. Auch aus diesem Grunde erhält sich die lateinische Sprache durch eine ununterbrochene Übereinstimmung der vornehmsten Gelehrten aller Nationen das Vorrecht noch immer, daß sie die Sprache der Gelehrten heißt. Dadurch soll aber der hohe Wert der griechischen Sprache auch nicht im Geringsten tiefer gesetzt werden. Durch ihre innerlichen Vorzüge und durch den Ausspruch der größten Kenner behauptet auch sie ihren gleich herrlichen Rang. Es ist ausgemacht, sie soll und muß in den Schulen nicht minder eifrig wie die der Römer gelehrt werden. Es wäre aber ein Unrecht, der Jugend die Meisterstücke der neueren Dichtkunst vorzuenthalten. Man wird die geflissentlichste Sorge tragen, nur immer die beste Auswahl zu treffen, damit man die Jugend mit den besten griechischen und lateinischen, ebenso auch mit den ausgesuchtesten Mustern von deutschen, französischen und englischen Meistern bekannt mache. Außer der Geschichte muß die Geographie in den Schulen mit allem Ernst betrieben werden. Die Grundsätze zum Gebrauch der Landkarten, der Weltkugel müssen eingeprägt werden. Da der Arithmetik schon in der 5. Klasse der deutschen Schulen Zeit zugewiesen ist, wird man zwar nicht unterlassen, selbe zu wiederholen, aber schon mehr in praktischen Anwendungen. Man gedenket dennoch etwas von den Proportionen und von der Algebra beizubringen; auch dürfte eine hinlängliche Kenntniß der Geometrie zum wenigsten nicht unter die überflüssigen Dinge gerechnet werden. Wir halten es auch nicht für unmöglich, den Knaben eine allgemeine Kenntniß von der Naturlehre beizubringen, wozu sich am besten die dialogische Schreibart eignen dürfte. Für die Moral wird sich hie und da fruchtbare Gelegenheit bieten, nützliche Bemerkungen einzuflechten. Cicero's Schriften von den Pflichten, von der Freundschaft, von dem Alter, Plutarchs Auszüge, die Werke von Terenz und Phaedrus, Homers und Virgils, welchen Stoff liefern sie nicht? Gelangen nur die bisherigen Vorschläge zur Ausführung, so hätten wir schon ziemlich was besseres, denn einen bloßen lateinischen Sprachgelehrten gebildet. Nun aber ist erst die Geschichtskunde noch übrig. Man kann keinen sicheren Schritt ohne selbe tun. Kein Teil der Historie darf unberührt bleiben. Für die Geschichte ist auch die Zeitrechnung unbedingt nötig. Den vollständigsten Unterricht gleich nach der Religionsgeschichte fordert die Geschichte des Vaterlandes. In keinem

---

[1] *Orig. München. Kreis-Archiv. M. A.-Fasz. 903. Nr. 1/68. Dort auch die folgenden Archivalien.

Stücke ist die Unwissenheit unerträglicher. Auch die auswärtigen Schüler müssen es verstehen lernen, welche Vorzüge ein Land besitzt, dem sie ihren Unterricht zu verdanken haben. Eine gute Ordnung wird den Einwurf entkräften, daß die Zahl der Gegenstände zu hoch ist und aus der Einteilung wird sich ergeben, daß man die Jugend nicht überladet. Die Muttersprache zu bilden und ihre Schüler darin, wie es nötig, vollkommen zu machen, werden die Lehrer der Gesellschaft gewiß immer für eine der wichtigsten Pflichten halten. Sie sind nichts weniger als mit Vorurteilen darwider eingenommen, die man mit keiner gesitteten Nation gemein haben würde. In der Verwaltung der lateinischen Schulen, die den Lehrern der Gesellschaft anvertraut wird, sucht die Gesellschaft nichts weniger als ein schädliches Monopolium, wohl aber ihrem Institut und den Forderungen des Staates gemäß den allgemeinen Nutzen.

Nach diesem allgemeinen Plan folgt dann der „erste oder Partikular-Plan für die gymnastischen Schulen", ferner noch drei weitere Pläne, die bis ins einzelnste Stoff und Methode für die einzelnen Klassen behandeln und zwar sehr ausführlich in einem Umfang von über hundert Folioseiten. Der erste Plan bietet die Verteilung des Lesestoffes der lateinischen Sprache für die einzelnen Klassen, Art des grammatikalischen Unterrichts, Winke für Erklärung der Klassiker, Eigenschaften einer guten Übersetzung. Als Autoren werden genannt: Caesar, Nepos, Cicero, Livius, Sallust, Plinius, Ovid, Vergil, Horaz, Catull, Properz, von deutschen Klopstock, Denis, Bodmann, Zacharias, Rabener.

Es folgt ein „Versuch eines sonderheitlichen Planes, die griechische Sprache betreffend", ebenfalls für die einzelnen Klassen. Es wird u. a. verwiesen auf die Anfangsgründe der griechischen Sprache München 1770, Girandeau Radices linguae Graecae Ingolstadii 1768, die Grammatik von Halle (1743) und Mainz (1755). Für die einzelnen Klassen werden Chrestomathien zusammengestellt z. B. aus Lucian, Aeschines, Xenophon usw.

Der folgende „Versuch einer Einteilung der Geographie und Historie für unsere Schulen" beginnt mit den Worten: „Die Geschichte, Erdkunde und Zeitrechnung sind Wissenschaften, die ein so enges Band verknüpft, daß sie unmöglich auseinander getrennt werden können. Es gibt also keine Geschichte, die nicht ihre 2 Gespielinnen an der Seite hat, als wenig es eine Erdkunde ohne Charten geben kann." Empfohlen wird als Atlas H. M. Schatz Atlas Homannicus illustratus, ferner eine reichhaltige Literatur historischer und geographischer Werke, darunter auch solche aus Berlin und Stuttgart.

Die „Einteilung der mathematischen Wissenschaften für unsere Schulen" bietet die Verteilung des Stoffes für die einzelnen Klassen. Ein Anhang gibt dann Winke für andere im Generalplan erwähnte Stoffe, so für die zweite grammatische Klasse einen „Anhang von der Naturlehre. So nennt Rollin die Erlernung der Natur, die fast nichts als die Augen erfordert und darin besteht, daß man auf die Gegenstände, welche uns die fruchtbare Natur in so mannigfältigem Schmuck vor Augen stellet, aufmerksam sei, als auf die Pflanzen, Thiere, Mineralien usw. Es zeigt sich hier die beste Gelegenheit, den Verstand eines Knaben nicht so fast unter dem Namen des Lernens, als unter der Gestalt des Ergötzens mit einer Menge von nützlichen und angenehmen Kenntnissen auszurüsten, wie auch sein junges Herz nach dem Willen Gottes zu bilden, wenn man es von den sichtbaren Dingen bis zu jenem unsichtbaren Wesen, von den Geschöpfen zu dem Unerschaffenen hinaufführt und ihm durch die Betrachtung der Wunder der Natur auf die Größe, Macht, Weisheit und Güte Gottes schließen hilft."

Der zweite Plan entwickelt nach einer Einleitung über den Zweck der humanistischen Bildung die Stoffverteilung für die einzelnen 5 Klassen, die Fächer sind ungefähr dieselben wie in den früheren Plänen.

Der dritte Plan betont eingangs den Willen des Kurfürsten wie die eigene Gewissenspflicht, „unserer Schuljugend kein Buch in die Hände zu geben oder Stücke derselben in die Schulbücher einzurücken, welche unter dem Schein einer feineren Gelehrsamkeit oder reineren Muttersprache jungen Gemütern einen Nachteil bringen möchten . . . . Die traurige Erfahrung und die Übereinstimmung der in der Unterweisung der Jugend geübtesten Männer überzeuget uns, daß bei jungen, besonders etwas witzigen Leuten, nichts einen hurtigeren und dauerhafteren Eindruck macht, als was wider die Religion oder die guten Sitten Anstößiges da und dort in witzige Schriften eingestreut ist, besonders wenn es mit dem Ansehen eines gelehrten Autors begleitet oder in artige Gedanken und Scherze eingekleidet vorkommt. Wenn also in unseren Schulen nicht alle, besonders neuere Schriften mancher Gelehrten ohne Unterschied der Jugend bekannt gemacht oder als Muster vorgelegt werden, so können wir versichern, daß es nicht aus Abgang des feinen Geschmacks oder Kenntnis aller dergleichen Autoren, sondern gemäß jener wichtigsten Pflicht geschehe, auch Witz und Gelehrsamkeit, wenn es vonnöten, der Erhaltung guter Sitten zu opfern." Dann verteidigt der Plan die Jesuitenschulen gegen ein Vorurteil mancher Gelehrten. „Man ließ sich auch in öffentlichen Blättern vernehmen, in den Schulen der Jesuiten lerne man lange Jahre hindurch weiter nichts als Latein." „Dieser Vorwurf muß jedem unparteiisch Denkenden ganz ungegründet erscheinen, da niemand unbekannt sein kann, daß in den unteren Schulen bei den Jesuiten auch nach der alten Verfassung der Jugend nebst den gelehrten Sprachen eine zureichende Kenntnis der biblischen, weltlich- und geistlichen Geschichte beigebracht wurde. Zu diesem Ende ward auch in der fünften Klasse das ganze Jahr hindurch die Geographie sehr weitläufig abgehandelt. Von Altertümern, Gebräuchen der Alten, von der Götterlehre usw. gab man den Studierenden genauen Unterricht. In der Rechenkunst wurden die vier ersten Klassen emsig geübt, sogar auch nach Fähigkeit einiger jungen Leute wurden die ersten Anfangsgründe der Algebra und Geometrie beigefügt. Die Rede- und Dichtkunst handelte man in ihrem ganzen Umfang sowohl theoretisch durch Regeln und Grundsätze aus den ausgelesensten Mustern alter und neuer Schriftsteller, als praktisch durch Übungen in allen Gattungen ab." In der Folge soll durch Abänderung des Schulplanes allen Vorwürfen noch mehr die Spitze abgebrochen werden. Es werden die 6 Jahre auf 5 verkürzt, eine weitere Abminderung aber ist ohne Gefahr der Oberflächlichkeit nicht möglich. Der Wert der klassischen Sprachen ist unersetzlich. „Was die Muttersprache betrifft, werden alle Lehrer der unteren Schulen sich angelegen sein lassen, der studierenden Jugend ein reines und für alle Schriftgattungen brauchbares Deutsch von den ersten Klassen an beizubringen. Zu diesem Ende sollen die Übungen in der deutschen Sprache mit jenen in der lateinischen einen gleichen Platz haben. Mit ausführlichen Sprachlehren und vielen Regeln der deutschen Wortfügung die Schüler zu beschäftigen, finden wir nicht ratsam . . . . Damit die Studierenden nicht mit zu vielen Büchern überhäuft werden, deren die wenigsten sich selbe anzuschaffen, die Mittel haben, wird alles, was die Sprachlehre, die Rede- und Dichtkunst betrifft, samt den Beispielen der alten Klassiker in besondere Schulwerke zusammengesetzt und den Schülern für die täglichen Vorlesungen in die Hände gegeben werden."

Als Verfasser des letzten Planes stellt sich ein Mann vor, „welcher 25 Jahre in dem Lehramt der schönen Wissenschaften nicht ohne Beifall und zwar meistens in den vornehmsten Städten sowohl in den österreichischen und bayerischen Landen zugebracht hat, und der ohne eitle Ruhmsüchtigkeit von sich bekennen darf, daß er in allen drei Sprachen wenigstens mittelmäßig zu Hause ist". Er untersucht die Frage, warum im Lateinischen und Griechischen nicht mehr so viel geleistet werde wie früher. Er findet drei Ursachen: die zu großen Anforderungen an die Sprachen, die Vielheit der Fächer, der wiederholte Wechsel der Schulbücher. Besonders beklagt er: „Heutigen Tags will man die Jahre verkürzen und die Objekta in den

Schulen vervielfachen.“ Unter anderem betont er die Nützlichkeit der Akademien und die Notwendigkeit eines guten Wörterbuches, damit der Schüler ein Wort vom andern unterscheiden lernt.[1] Großen Wert legt dieser Plan auf gute Erklärung der Klassiker, die Geschichte und häufige Übungen. Im übrigen schließt er sich vielfach an die früheren Pläne an.

Alle diese Pläne und Vorschläge gehen darauf aus, das gute Alte zu behalten und mit dem guten Neuen zu ergänzen, dem alten humanistischen Gymnasium die notwendigen Realien einzugliedern mit größerer Förderung der Muttersprache: Es ist das bessere humanistische Gymnasium, wie es im folgenden Jahrhundert fast allgemein in Deutschland eingeführt wurde.

In München kamen diese Vorschläge „zum Churfürstl. Geistl. Rath um gutachtlichen Bericht den 4. Octob. 1771 Titl. H. Director v. Osterwald und Commissarius ord. im Schulwesen H. Can. Braun.“ Diese beiden Begutachter waren entschiedene Gegner der Jesuiten, und ihre Gegnerschaft dürfte größer als ihr Sachinteresse gewesen sein. Jedenfalls blieben diese Pläne liegen und zeitigten keinen Erfolg. Wären sie ausgeführt worden, so wären alle späteren Experimente überflüssig gewesen, und Bayern hätte schon zur Jesuitenzeit ein Gymnasium gehabt, das sich mit den besten Schulen späterer Zeiten hätte messen können.

Bevor wir Bayern verlassen, mag hier noch eine allgemeine Charakteristik über Studien und Erziehung am Gymnasium in München beigefügt werden, die Sailer in seiner Selbstbiographie 1817 niedergeschrieben hat. Er spricht darin von sich in der dritten Person. Sailer kam 1764 an das Gymnasium in München und blieb dort bis 1770, wo er in die Gesellschaft eintrat. Als armer Student schildert er zunächst seinen Unterhalt: Für die Abendkost durfte ihm nicht bange sein, indem der damalige Inspektor des Seminars, P. Huber, ein liebenswürdiger Mann, für Sailer und zwei andere arme Studenten eine Mittelkost zwischen der besseren der Seminaristen und der geringeren der Exspektanten in der Pförtnerstube schuf. Für die Nahrung des Geistes war reichlich gesorgt, sowohl in Hinsicht auf die Bedürfnisse des Verstandes als des Gemütes. In den sechs Gymnasialklassen hatte er drei vortreffliche Lehrer: Magister Baier aus Bayern, Franz Zallinger aus Tirol und Joseph Zimmermann aus der Schweiz. . . Die Poesie und die Redekunst besonders gewann er so lieb, daß er bis in die tiefe Nacht in Cicero und Vergil las . . . Besonders rühmte er Zimmermanns Talent und Fleiß. Täglich eine halbe Stunde vor Anfang der Schule kam der fleißige Lehrer in den Hörsaal und las den fähigeren Knaben, die auf seine Einladung schon da waren, aus guten Schriften vor. Danach fragte er die Horchenden, ob und warum das Gelesene schön, klassisch sei, ließ sie die versteckten Schönheiten auffinden usw. Eben dieser Zimmermann war es, der seine Zuhörer mit den ersten Gesängen von Klopstocks Messiade, die damals erschienen sind, vertraut machte. Er ist es, dem Sailer die Erstlinge seiner Bildung und wohl auch den freundlichen Sinn für Helvetia verdankt. Der Wetteifer, einander an Wissenschaft zu übertreffen, war damals in den Studierenden so groß, daß, wenn am Ende des Schuljahres in Gegenwart des ganzen Hofes die Preise verteilt wurden, die Erwartung, wer den ersten Preis erhalte, so gespannt war, als wenn die Nation die Nachricht von dem Ausgange einer entscheidenden Schlacht zu vernehmen hätte.

[1] Z. B. soll er wissen, welcher Unterschied sei: rogo, peto, postulo, posco, oro, exoro, precor, quaero, obsecro, obtestor, flagito, so von Nennwörtern: ensis, gladius, pugio, machaera, acinaces, acies, culter usw., daß er zwischen Stech- und Haudegen usw. zu unterscheiden weiß und so ist begehren, ersuchen, fordern, beten, bitten, demütig bitten, heftig bitten und gleichsam erpressen nicht eines.

Der Sinn für Scham und Züchtigkeit unter den Studierenden war damals so ausgezeichnet, daß viele das 18.—20. Lebensjahr erreichten, bis sich ihnen der Unterschied der Geschlechter ankündigte. Der Messer der Sittlichkeit war auch der Messer der Religiosität. Denn nicht nur wohnten sie in Gegenwart aller ihrer Lehrer täglich dem öffentlichen Gottesdienst in stiller Andacht bei, sondern die meisten Studenten besuchten abends in kleinen Abteilungen zu 4—5 aus eigenem Antrieb mehrere Kirchen und schlossen den Tag mit Gebet. Nach der Schule führten die Magister ihre Zöglinge jedesmal in die Jesuitenkirche, so wie die Schule selber mit einem Gebet eröffnet und mit einem Gebet geschlossen werden mußte. Der Religionsunterricht ward überdem nicht nur zu besonderen Stunden gehalten, sondern in die Erklärung der klassischen Schriften und in alle anderen Schulhandlungen verwebet, und besonders durch das Bildnis der Religiosität, das in den Lehrern ergänzte, gar sehr verstärkt. Da die Studierenden an ihren Führern die Religion mit Augen sahen, so konnten sie den Unterricht von der Religion, dem sie aufhorchten, leicht verstehen.[1] —

In Franken konzentrierten sich die Reformbestrebungen hauptsächlich um Würzburg. Die Studienreform in Würzburg weist manche Ähnlichkeit mit der Wiener Reform auf. Vielleicht empfing der neuerwählte Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn dort die ersten Anregungen bei seinem Winteraufenthalt in Wien 1729/30. Von Wien aus ernannte er eine Kommission, die Vorschläge für eine neue Studienordnung machen sollte. Das Resultat dieser Beratungen war die Studienordnung vom 4. November 1731, der dann die spätere endgültige, dat. Wien 21. Juli 1734, folgte.[2] Für die drei obern Schulen des Gymnasiums wird Übung in lateinischen Briefen und Aufsätzen betont, „ingleichen seind sothane Schüler in der griechischen Sprach, welche allen Gelehrten wohl dienlich und zum Teil nötig ist, auch in der Historia sacra et profana einen nutzbaren Vorschub gibt, mit größerem Fleiß sonderlich aber in der vierten Schul zu unterweisen". Ferner werden verlangt Übersetzungen aus dem Lateinischen „in das Teutsche, welche teutsche reine Schreibart dem Vatterland sowohl für gute Räthe als geschickte Rechtsfreunde eine hochnöthig und ohnumgängliche Sache ist, zumalen die Hoheit der Teutschen Nation keiner andern zu weichen und des Reichtumb der wahren Teutschen Sprach in sich keinen Mangel hat", weswegen wir allbereits die Erklärung gethan und nochmalen wiederholen, daß ein beständiger Professor Rhetoricus, wie eben zu den anderen wichtigeren studiis es erforderlich scheinet, damit zu sothanen perpetuo Professore eben das Vertrauen sein könne, daß er wahrhaft habe, was er mitgeben solle. Neue Opera scholastica sind zu drucken. Die Stunden sind nach dem bisherigen Gebrauch, nämlich früh von ½7 bis ½10 Uhr und nachmittags von ½1—½4 Uhr, ohne Abkürzung zu beobachten. In den drei Jahren der Philosophie sind überflüssige und undienliche, nur meistens in leeren Streitworten bestehende Händel und Zankfragen auf alle mögliche Weise billig einzuschränken oder gänzlich abzuschneiden. In Betreff des studium historicum hat die bisherige Erfahrung gezeigt, daß die Notwendigkeit und Nützlichkeit desselben nicht allerorts erfaßt wird, trotzdem durch Aufstellung einer eigenen Professur zur Erlernung der Historie Bequemlichkeit gemacht ist.[3] Die Juristen sollen angehalten werden, zwei Jahre

[1] Johann Michael Sailers Sämtliche Werke 39² (1841) 263 ff. In der vierten Klasse erlitt Sailer eine ungerechte Strafe infolge einer falschen Denunziation. Der Magister kränkte sein Gemüt mit den größten Vorwürfen, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen.

[2] Wortlaut bei Wegele, Geschichte der Universität Wirzburg 2 (1882) 323 ff. und 356 ff.

[3] Fürstbischof Johann Philipp v. Schönborn hatte am 14. Sept. 1720 den „P. Joan. Seifried S. J. zu dero künftigen Universitätsprofessoren Historiarum ernandt und zur

collegia historica zu hören, den Theologen soll eine defensio historica pro prima laurea gerechnet werden. In der Theologie sollen die Traktate der scholastischen Theologie alle Jahre ganz zu Ende gebracht werden mit Übergehung überflüssiger Fragen. Die theologia polemica ist wegen der Beschaffenheit des Teutschen Vaterlandes in vorzüglichem Wert zu halten, dabei ist mit Sorg zu sehen, daß alle ohnehin dem Wort Gottes und dem wahren alten Christentum widerstrebenden Schmähungen vermieden werden, vielmehr die rechten Grundsätze des alten katholischen Glaubens wohl gefaßt und gegen alle irrigen Meinungen kräftig befestigt werden.

Für die Herausgabe der neuen Schulbücher erlangte der Fürstbischof ein kaiserliches Druckprivileg vom 9. Februar 1732.[1]

---

jährl. Bestellung 200 Thaller verwilligt". Wortlaut Wegele 2, 319 f. Vergl. *Scherer* 293 ff. — Unter dem 16. Juni bewilligt Fürstbischof Friedrich Carl dem P. Seyfried einen Vorschuß von 300 Reichstalern zur Herausgabe eines historisch heraldischen Werkes. Wortlaut Wegele 2, 400.

[1] Als neue Schulbücher, die demnächst auf Kosten der Universität gedruckt werden sollen, werden genannt: Institutiones infimae grammatices Graeco-Germanico-Latinae, Institutiones mediae grammatices Graeco-Germanico-Latinae, Institutiones poëticae Graeco-Latinae, Institutiones rhetoricae Graeco-Latinae. Wortlaut des Druckprivilegs bei Wegele 2, 351 f. — Diese Schulbücher, je eines für die fünf Klassen, erschienen bereits im selben Jahre 1732. Sie sind wie alle Schulbücher sehr selten geworden, und es ist mehr ein Zufall, wenn sich das eine oder andere noch erhalten hat, wie die Institutiones Mediae Grammatices Graeco-Germanico-Latinae (Verlag der Würzburger Universität). Das Buch ist ein Sammelbuch, d. h. es enthält den ganzen Stoff an Grammatik und Lektüre für diese mittlere Klasse, an erster Stelle die Grammatik des Alvarez (416 S.), das 9. und 10. Buch der Briefe Ciceros (56 S.), das 3. Buch der Tristia des Ovid (56 S.), die Institutiones Orthographicae Germanico-Latinae, (100 S.), die Rudimenta der griechischen Grammatik (212 S.), 1.—5. Kap. des kleinen Canisius (32 S.), Ausgewählte Vokabeln zum Auswendiglernen (191 S.), also im ganzen 1063 S. Aus dem Jahre 1735 liegt ein Teil des Klassenbuches für die Humanität vor: Institutiones Humanitatis Graeco-Latinae. Es enthält Cicero de offic. lib 1, die Reden pro Archia, Quinctio, lege Manilia, in Catilinam (1 und 2), das 6. Buch der Grammatik des Alvarez, die Aeneis, 3., 5. und 6. Buch, ausgewählte Epigramme von Martial, Griechische Stilistik und Institutiones historico-chronologicae. Aus demselben Jahre 1735 ist erhalten das Schulbuch für die Rhetorik; es enthält Rhetorik, Ciceros Leben und Reden pro Milone, pro Marcello, pro Dejotaro (132 S.), Horaz Carmina 1. u. 2. Buch (96 S.), Seneca Hercules Furens (76 S.), Cyprian Soarez Rhetorik (142 + 62 + 76 S.), Tacitus Annalen, 1. u. 2. Buch, 152 S., 4. Buch der griechischen Grammatik des P. Gretser mit der Rede des hl. Chrysostomus über das Gebet (143 S.), 1. Buch der Ilias mit der Übersetzung des Spondan (80 S.), Lehrbuch der Geschichte, die Päpste 1.—18. Jahrh. mit den Alphabeten der verschiedenen Jahrhunderte zur leichten Lesung der Diplome (61 S.), endlich Canisius (32 S.), im Ganzen also 1055 S. Die vollständige Titel- und Inhaltsangabe in Ratio studiorum IV, 41, 43 ff. Diese Schulbücher hielten sich bis zur Aufhebung des Ordens, denn ein noch erhaltenes Klassenbuch für die oberste Grammatik aus dem Jahre 1773 enthält Alvarez, Ciceros Leben und Briefe und Cato major, Ovid (de Ponto lib. 1), Aeneis (lib. 1), Griechische Grammatik, Canisius, Ausgewählte Sentenzen im Ganzen. 763 S. Kleinoktav. *Weber*, Geschichte der gelehrten Schulen in Bamberg (1880) 188. — Die Würzburger Sammelbücher hatten ihre Vorgänger in den Mayerischen Mainzer Büchern mit Zusammenstellungen verschiedener Teile. So enthält ein Mainzer Schulbuch für die unterste Grammatik von 1717 folgende Teile: Alvarez, Ciceros Briefe, Pontan, Gretser, die Vokabeln aus Alvarez mit Beifügung der *deutschen* Übersetzung, Canisius. Ein Mainzer Schulbuch für die oberste Grammatik oder Syntax vom Jahre 1731 enthält Alvarez, Ciceros Briefe (3. Buch) und de amicitia, Pontan, Ovid, Virgil, Aeneis, Greiser, Agapeti Paraenetica ad Justin. Imp. Canisius. Genauer in Ratio stud. IV, 40 ff. — Die Mainzer Schulbücher hatten wiederum ihre Vorgänger in den Kölner Sammelbüchern. Der General schreibt am 24. März 1703 an den oberrheinischen Provinzial Pottu: Miror Consultorum RVae sententias pro

Im Jahre 1756 wird berichtet, daß der Mainzer Verleger Mayer für die Opera scholastica Mayeriana Moguntina einen noch etwa 14 Jahre dauernden Kontrakt mit der oberrheinischen Ordensprovinz geschlossen habe. Da es aber der Wille des Würzburger Fürstbischofs Friedrich Karl (seit 1729 auch Fürstbischof von Bamberg) war, daß die nova opera Herbipolensia auch in Bamberg eingeführt würden, so mußten die Bamberger Buchhändler auf diesen Wechsel aufmerksam gemacht werden.[1] Die Würzburger Schulbücher wurden später verdrängt durch die Mannheimer Sammelbücher in 5 Bänden für die einzelnen Klassen, die im Jahre 1750 von P. Herm. Goldhagen in Mannheim erschienen.[2]

Am 1. Juli 1771 berichtete der Bamberger Buchhändler Tobias Göbhardt an den Fürstbischof Adam Friedrich, daß die sogen. Mannheimer Opera, nach welchen bisher Grammatik gelehrt wurde, vergriffen seien; er bat, daß die Jesuiten angewiesen würden, die auf des Fürstbischofs Befehl für Würzburg verfaßte Grammatik, deren Verlag Göbhardt übernommen, auch in Bamberg einzuführen, damit er auf seine Kosten komme.[3] Diese Grammatik hatte den Titel: Lateinische Sprachkunst zum Gebrauche der Würzburgischen Schulen, herausgegeben von einem Priester der Gesellschaft Jesu.[4] Der Verfasser, P. Johann (nicht Georg) Hillenbrand[5] erweist sich als erfahrener praktischer Schulmann, der vollständig auf der Höhe der Zeit steht. In dem ersten Teil behandelt er die ganze Grammatik, Syntax und Prosodie, im zweiten kürzeren Teil (S. 369—476) gibt er Sentenzen aus Cicero und Seneca, Fabeln des Phaedrus, einige Lebensbeschreibungen von Corn. Nepos, Briefe von Cicero zur Übersetzung, endlich Dialoge und Gesprächsformeln aus

danda tam ampla Typographo Moguntino facultate imprimendi distrahendique opera scholastica, imo pro praesumendo consensu, ut nomine meo fiat istic id, quod ego nonnisi communicatis prius cum Rheni Inferioris etiam Praeside consiliis discuti componique jusseram datis anno elapso 4. Febr. litteris, quarum meminisse debuerat saltem decessor RV^ae^. Certe nihil ad me interea scriptum fuisse scio, quid memorato in negotio actum sit: in mora periculum apparet nullum, quod non citius praevideri ita potuit, ut non hinc quoque exspectari prius sententia debuisset; aliam rationem, quam RV^a^ insinuare videtur, ita urgentem forsan proxime intelligam, velut et. an, et qua ratione Typographi Coloniensis damno consultum fuerit. Der hier zitierte Brief vom 4. Febr. 1702 an den oberrheinischen Provinzial Haan lautet: Scribit ad me D. Arnoldus Mylius Typographus Coloniensis, conqueriturque magno suo damno fieri, quod Provincia ista deinceps nolit accipere libros scholasticos, in ipsius Typographia eum in finem ex speciali plurium annorum privilegio impressos, sed mutationem et novam librorum scholasticorum editionem moliatur. Ego eum ad RV^am^ dirigo, quam monendam existimavi, ut communicatis cum Rheni inferioris P. Provinciali consiliis causam istam judicet, prout ipsa rei aequitas postulaverit. Auf den Bericht des P. Pottu hin erklärt dann der General am 19. Mai 1703: Habeo 25 Aprilis datas una cum rationibus, ob quas RV impertivit Typographo Moguntino privilegium imprimendi nova opera scholastica; contrarius non sum, si, ut RV^a^ ostendit, ita fieri necessarium sit et absque Typographi Coloniensis injuria permitti possit.

[1] Weber 187. In Bamberg wurden die neuen Schulbücher 1737 eingeführt. *Suppl. hist. coll. Bamberg. 1737.

[2] Die Regeln für die zwei ersten Klassen sind öfter deutsch gegeben, dem Klassenbuch für die unterste Klasse ist eine Anleitung zur deutschen Ortographie beigefügt. Ein Exemplar dieser Institutiones linguae latinae et Graecae für die oberste Grammatik nach Alvarez und Gretser zum Gebrauch der Schulen der oberrheinischen Provinz enthält außer dem betreffenden Teil aus Alvarez und Gretser im zweiten Teil (291—496) Ausgewählte Briefe, Berühmte Stellen aus Cicero, Curtius und anderen, Ausgewählte Gedichte aus Ovid, Progymnasmata selecta ex Hieroclis Alexandrini facetiis et castigatis Aesopi fabulis, endlich Canisius. Genauer Ratio stud. 4, 42 f. Eine zweite Ausgabe erschien in Mannheim 1758 und 1759.

[3] Weber 188.

[4] Bamberg und Würzburg, verlegt von Tobias Göbhardt 1770. 8°. 476 S.

[5] Geb. 1734 zu Fulda, eingetreten 1751, gestorben 1779.

Cicero, Terenz und Plautus zur Erleichterung des Lateinsprechens. In der Vorrede betont er:

„Eine Sprachkunst muß wie jedes Lehrbuch vollständig, kurz und deutlich sein . . . Der Deutlichkeit zuliebe wird alles deutsch vorgetragen in einer der Jugend bekannten Sprache, auch in einer Lehrart, welche hierzu die tauglichste ist." Die der Vorrede folgenden „Anmerkungen von der Weise, die lateinische Sprache zu lehren," machen dem Schulmann alle Ehre. Er führt aus, wie man das Lehramt hochschätzen soll, daß vor der lateinischen die Muttersprache zu lehren sei: von leichteren und bekannten Sachen schreitet man ordentlich auf schwere und verborgene. Ein Lehrer soll die lateinische Sprache den Schülern beliebt machen. Die Liebe macht Lust und die Lust zu einem Ding erleichtert alles. Die lateinische Sprache, die Sprache der Gelehrten und des christlichen Roms, erleichtert uns Deutschen die wälsche, französische, spanische usw. Sprache, in welchen die Wörter durchgehends von den Lateinern genommen sind. Mit dergleichen Aufmunterungen, die nicht auf einmal ausgeschüttet, sondern nach Gelegenheit müssen angebracht werden, kommt man weiter als mit wildem Verfahren. Die Unterweisung soll munter gestaltet werden durch schöne Sprüche, Gleichnisse, Geschichten, artige Einfälle, welche man in die Erklärungen einmenget, die an sich trockene Sprachkunst zu versüßen. Sie soll sich ferner nach der Fähigkeit der Schüler richten. Einige bedürfen des Zaumes, andere des Spornes. Ein Lehrer muß allen alles werden. Hier wäre zu wünschen, daß ein jeder vor dem Antritt seines Lehramtes einige Hauptstücke des 1. und 2. Buches aus Quintilians Unterweisungen lese. Man soll jedesmal wenig lehren aber das Wenige mit vielen Mustern beleuchten. Das gute Latein ist nicht aus der Grammatik, sondern aus guten lateinischen Schriften entstanden. Eine Pedanterey ist, wenn man, um gewisse eingebildete Schwierigkeiten anzubringen, der Jugend ein undeutsches Deutsch zu Übersetzungen vorleget . . . . Man muß die Muttersprache nicht aus Liebe einer fremden mit Fehlern anfüllen. Mit Auswendiglernen soll man die Schüler beschäftigen, aber nicht plagen. Der Lehrmeister muß mit den Kindern auswendig lernen, ihnen die Arbeit leicht, ja lustig machen. Man erklärt deutlich, was zu lernen ist, sonst werden Papageyen nicht vernünftige Menschen reden gelehret. Dann saget man das Erklärte zwei-, dreimal, man fraget liebreich, ob es alle verstanden haben, endlich müssen es etliche, einer nach dem andern aufsagen. So werden alle — was man will — fassen und behalten. Man soll keine neuen Schriftsteller, sondern nur die besten aus den alten Lateinern vorlegen. In den goldenen Schriftstellern ist nichts barbarisch. Sie sind ein lebendiges Wörterbuch und eine redende Sprachkunst, so kann man aus ihnen die innere Schönheit der Sprache besser einsehen und nachahmen. Die Jugend soll man bald zum Lateinreden anhalten. Dies ist das Ziel und Ende einer Sprachkunst, daß man reden lerne. Man wagt es anfänglich in kleinen Fragen und Antworten, man verbessert ohne Lachen und Ausschanden. Die täglich erklärten Stellen bringen eine Menge Wörter und Wortfügungen in das Gedächtnis; wenn man diese der Jugend gleich einpräget, auf andere Gegenstände anwendet, wird sie bald ein gutes Latein reden.

Seine Anmerkungen schließt P. Hillenbrand mit dem Wunsche, der Leser möge sein, wie ihn Quintilian in der schönen Mahnung (Inst. II, 2) geschildert. Noch kürzer und schöner, fügt er bei, hat die Hl. Schrift das Bild eines Lehrmeisters entworfen: Bonitatem et disciplinam et scientiam doce me (Ps. 118, 66): bonitatem, ein Lehrer muß selbst gut und in der Tugend gegründet sein; disciplinam, er soll eine freundliche Art haben, gute Zucht zu halten und seine Lehre angenehm zu machen; scientiam, weil aus einem leeren Brunnen nichts geschöpft wird, muß der Lehrer selbst wohl besitzen, was er anderen mitteilen will.

Die ganze Grammatik mit ihren praktischen Anleitungen, dem großen Wortschatz, den lateinischen Idiotismen (Antibarbarus), der schönen Sammlung lateinischer Sprichwörter und der guten Auswahl aus den lateinischen Klassikern, wird den

vorausgegangenen Mahnungen vollauf gerecht und dürfte heute noch in mancher Beziehung als musterhaft bezeichnet werden; jedenfalls ein trefflicher Fortschritt für die damalige Zeit.[1] —

Daß der Fürstbischof Friedrich Karl mit der Beförderung seiner Absichten von seiten der Jesuiten zufrieden war, zeigt sein Dekret vom 10. April 1733, in dem es heißt, er habe „in gnädigste Erwägung gezogen, daß von dem Kollegio S. J. und denen darinnen bestellten Professoribus und Magistris die freye Künste und Wissenschaften mit besonderer Embsigkeit und Geschicklichkeit wohl befürdert und dero bey angeordneter besserer Einrichtung der allhiesigen Universität . . . Absichten löblich und sorgfältig befördert werden, denselben annebens dadurch in ihren Verrichtungen eine größere Mühe und Arbeit zuwachset, dahero . . . entschlossen haben . . . dem obgedachten Kollegio jährlich 200 Reichstaler sollen zugelegt werden".[2] Einen neuen Beweis seiner Zufriedenheit gab der Fürstbischof, indem er die neue Professur der Geographie am 26. August 1733 dem Professor der Mathematik P. Niederndorff übertrug mit einer jährlichen Zulage von 50 Reichstalern.[3]

In der zweiten Studienordnung vom 21. Juli 1734 wird u. a. zur Erleichterung der Jugend für notwendig erachtet, daß in den Schulbüchern wenigstens von der ersten und zweiten Schule die Regeln der lateinischen Sprache sollen deutsch beigesetzt werden. Mit der Historie soll der ernstliche Anfang erst in der dritten Schule oder Syntax gemacht werden. Zu der Übung im lateinischen Brief kommt in den drei oberen Schulen auch die Übung im deutschen Brief. Die Schüler sind in der griechischen Sprache mit größerem Fleiß als bisher sonderlich in der vierten Schule zu üben. Auch das Deutsche wird wieder betont: Die deutsche Muttersprache sollte billigerweise in einer höheren Achtung gehalten und nicht mit so vielen eingeflickten, unnötigen fremden Worten gleichsam zu einem Spott des edlen teutschen Volks zerstümmelt und verdorben werden. Im großen und ganzen ist die neue Studienordnung eine stellenweise etwas verbesserte Neuauflage der Ordnung von 1731.

Einen weiteren Beweis des Vertrauens gab Fürstbischof Friedrich Karl, indem er am 22. September 1742 erklärte, es solle die „erledigte professura historiarum in Ansehung der von dero hiesigen Collegio S. J. bei dero fürstlich Hochstift vielfältig erworbenen fürtrefflichen Verdiensten, auch zu ersprießlichem Nutzen des gemeinen Wesens und sonderheitlich zu mehrerer Fortpflanzung der freien Künste rühmlich bezeugter Sorgfalt und Embsigkeit demselben für beständig zugelegt werden" unter der Bedingung des Vorwissens und Billigung der Fürstbischöfe, gleichwie jetzt „der P. Adrianus Daude, auf dessen Gelehrtheit seine hochfürstl. Gnaden ein vorzüglich gnädigstes Vertrauen setzen, mit dero vorgängiger Genehmhaltung bestellet wird". Diese Professoren der Geschichte werden „übrigens in ihrer geistlichen Ordnung und der Unterwerfung gegen ihre Obern zu verbleiben haben und seine hochfürstl. Gnaden werden bei erheblichen Ursachen einer Änderung denselben (Obern) nach Befinden zu willfahren keinen Anstand nehmen".[4]

Wie die Geschichte des Würzburger Kollegs zum Jahre 1746 berichtet,[5] verlangte der am 29. August 1746 erwählte Fürstbischof Anselm Franz (Ingel-

---

[1] Für die lateinischen Idiotismen, ein wirklich gutes Latein, meint Hillenbrand, sei P. Herm. Goldhagen Phraseologia, Ausgabe vom Jahre 1766, nicht genug anzupreisen.

[2] Wortlaut bei Wegele 2, 355.

[3] Wegele 2, 355 f.

[4] *Orig. Würzburg, Universitäts-Bibl., Materialien zur Geschichte der Universität Würzburg 4, 75, Druck Wegele 2, 401 f. Die bisherigen, jährlich in vier Fristen zu zahlenden 200 Reichstaler blieben bestehen.

[5] *Suppl. hist. coll. Herbipol.

heim), daß die dreijährige Philosophie auf 2 Jahre beschränkt werde. In einer Gegenvorstellung machte das Kolleg u. a. geltend die durchgehend große Jugend der Studenten, die sich bei größerer Reife leichter und bestimmter für ein Fachstudium entscheiden könne und den großen Umfang, den die Philosophie durch die moderne Experimentalphysik angenommen habe. Der Fürstbischof ließ sich dadurch nicht überzeugen, sondern befahl am 24. November 1746 durch ein strenges Dekret die Beschränkung auf zwei Jahre. Eine erneuerte Vorstellung erreichte aber soviel, daß die Vorlesungen der Philosophie auf je 2 Stunden vor- und nachmittags ausgedehnt wurden und die bisher freie Vorlesung in der Mathematik nunmehr von allen besucht werden mußte.

Das folgende Jahr 1747 brachte eine Änderung für alle Fakultäten. Am 16. Oktober 1747 wurde den Dekanen ein fürstliches Dekret verlesen, welches befahl, daß den gedruckten Thesen eine gründlich gearbeitete Dissertation von wenigstens 1 Bogen beigefügt werde, ferner daß in der Theologie alles Diktieren zu unterbleiben habe und dafür geeignete Auktoren der Erklärung zugrunde zu legen seien. Da man im Kolleg noch darüber beriet, kam ein neues Dekret, das auch für die Philosophie das Diktieren verbot. Mündlich und schriftlich wurden beim Fürstbischof Schwierigkeiten dagegen erhoben. U. a. machte man geltend, das Diktieren zwinge die Professoren zu einem ernsteren Studium, da das Diktat in viele Hände komme und somit bessere Ausarbeitung verlange. Es fehle auch an geeigneten Auktoren, die einen seien zu kurz, die anderen zu weitschweifig. Durch das Diktieren wurde auch der Stoff besser dem Gedächtnis eingeprägt: was einer selbst schreibe, hafte besser, als was man nur lese. Die neuen Schwierigkeiten und Irrtümer in der Theologie verlangten sofortige Berücksichtigung, die fast täglichen neuen Entdeckungen und Versuche in der Physik sofortige Verwertung. Somit müßte immer wieder ein neuer Auktor angeschafft werden. Zu Paris, Coimbra, Salamanca war früher das Diktieren in der Philosophie und Theologie verboten, aber da mit der Zeit das Studium darunter litt, wurde das Diktieren wieder angefangen und bis heute fortgesetzt. Heute gibt es kaum eine berühmte Universität in Deutschland, ja sogar in Europa, auch keine akatholische, in welcher nicht in Theologie und Philosophie diktiert wird.

Der Fürstbischof blieb aber bei seiner Meinung und mit Anfang des Schuljahres 1747 mußte sowohl in der Theologie als in der Philosophie das Diktieren unterbleiben. Die Professoren der Theologie wählten als Auktoren für das Dogma P. Platel, für Kontroverse P. Vitus Pichler, für Moral P. Busenbaum; der Professor der Logik wählte die Philosophie des P. Anton Mayer. Da aber Platel wegen seiner Kürze den auswärtigen Studenten nicht gefiel, beschlossen die Professoren der Theologie, für das folgende Jahr die Traktate, die sie sonst diktiert hätten, drucken zu lassen, damit so die Hörer der Mühe des Schreibens überhoben und doch die ihren Professoren eigentümlichen Lehren hätten.

Das Gymnasium wollte der Fürstbischof auf drei Jahre reduzieren, aber er stieß dabei auf den entschiedenen Widerstand der Jesuiten.[1] Auch auf die Einführung der Doktrin des Raymundus Lullus, für die 1748 schon alle Vorbereitungen getroffen und die Berufungen von Mainz schon erfolgt waren, verzichtete schließlich der Fürstbischof. Dazu scheint ihn, wie die Kollegs-Geschichte hervorhebt, besonders der Gehorsam bewogen zu haben, den die Jesuiten seinen Studienreformen entgegenbrachten.[2]

---

[1] *Consultationes Prov. Rhen. Sup. 13. Dezember 1747.

[2] Suppl. hist. coll. Herbipol. Auch in Bamberg mußten 1766 anstatt des Diktats Auktoren eingeführt werden. *Suppl. hist. coll. Bamberg. 1766. Weber 238 ff.

Unter dem 2. Sept. 1749 verlautete der Fürstbischof Karl Philipp seinen Entschluß, „eine Professuram Physicae experimentalis den P. P. Societatis anzuordnen“ mit einem jährlichen Gehalt von 200 Reichstalern.[1]

In den von dem Fürstbischof Karl Philipp am 4. November 1749 erneuerten und erweiterten Satzungen der Universität wird für die Theologie verfügt, daß nicht diktiert, sondern an der Hand eines guten modernen Auktors erklärt werde, wobei aber das Diktieren von Zusätzen nicht ausgeschlossen sei. Dabei wird der lebhafte Wunsch ausgesprochen, es möchten hierfür von einem tüchtigen Professor oder Exprofessor die 8 theologischen Traktate in einer zusammenhängenden Serie im gleichen Stil veröffentlicht werden. Für die Philosophie wird der zweijährige Kurs, der fast an allen deutschen Universitäten eingeführt, festgesetzt. In dieser Fakultät sei das Diktieren der Erklärung eines Auktors vorzuziehen. Auch die Mathematik, die früher in Würzburg unter Kircher, Schott und anderen so geblüht, solle möglichst zur früheren Blüte zurückgebracht werden. „Zu unserem Troste haben wir erfahren, daß das Studium der Mathematik und Experimentalphilosophie den Obern so am Herzen liege, daß sie den Professor der Mathematik und den zum Professor der Experimentalphysik bestimmten Pater auf Reisen geschickt, um die Museen, Bibliotheken, physikalischen Kabinette und die für beide Fächer berühmteren Universitäten zu besuchen.“ Bei ihrer Abreise sollen denselben von der Universität die nötigen Mittel angewiesen werden zum Ankauf von nothwendigen oder nützlichen Instrumenten. Für das Gymnasium werden für Rhetorik und Poesie die Schulbücher von Cyprian Soarez empfohlen und Übungen verlangt im Lateinsprechen, Übersetzungen vom Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt, bessere Erklärung des Canisius und Einführung der Arithmetik.[2]

Unter dem 29. Oktober 1764 gründete Fürstbischof Adam Friedrich „zu Verbesserung und mehreren Flor des ohnehin auf der hiesigen Universität schon berühmten Studii Theologici noch besonders eine eigene Professur der Heiligen Schrift“, bestimmte als Professor „den seiner ausnehmenden Gelehrsamkeit halber lang bewährten bisherigen Professorem Thologiae Scholasticae-dogmaticae P. Hermann Kilber S. J.“ und bewilligte „für sothane neuerlich zu übernehmende Bemühung dero allhiesigem Collegio eine weitere Zulage von 200 Reichstalern“.[3]

Über den Stand der Philosophie in Würzburg erfahren wir einiges aus einer Dissertation, die der Würzburger Professor P. Jos. Kleiner gelegentlich einer philosophischen Disputation im Jahre 1760 über die Kritik in der Philosophie veröffentlichte.[4]

---

[1] *Orig. Würzburg, Universitäts-Bibl., Materialien 4, 76. Druck Wegele 2, 404.

[2] Wortlaut Wegele 2, 405 ff.

[3] Wortlaut Wegele 2, 427. Bei dieser Gelegenheit betont Wegele (1, 427): „Es geht aus allem hervor, daß in der theologischen Fakultät in diesen Jahrzehnten ein rühriges Leben geherrscht hat.“

[4] Meditatio de eo quod justum esse videtur circa crisin de rebus Philosophicis moderate ferendam Wirceburgi 1760. 4⁰. 36 + 24 p. Über P. Jos. Kleiner schreibt Schwab (Quatuor saeculorum Syllabus Rectorum ... in alma academ. Heidelberg. (1790) 2, 333 f.): Jos. Kleiner, geb. 16. Juni 1725 in Bischofsheim a. Tauber, studierte in Würzburg und wurde der erste unter 170 Philosophen, mit 18 Jahren Magister der Philosophie. Ein feiner, leichter, schneller Geist, trat er in den Orden in Mainz am 14. Juli 1743, lehrte Humanität in Mainz, studierte die Theologie in Würzburg und Heidelberg. Er ist der Hauptauktor der Basilica Carolina (Mannheimer Festschrift). Je zwei Jahre lehrte er die Philosophie in Mainz und Würzburg, 1761 zwei Jahre Moraltheologie in Würzburg, kam 1763 als Dogmatik-Professor nach Heidelberg, wo er 23 Jahre ununterbrochen diese Professur beibehielt. Er zeichnete sich aus durch einen geraden, stets auf das Wohl des Nächsten bedachten Charakter, in besonderer Weise suchte er Waisen und Armen zu helfen. Von schweren Leiden gebrochen starb er am 24. Mai 1786 im Alter von 61 Jahren.

Wir leben, so beginnt er, in einem kritischen Zeitalter. Auch der tüchtigste Apelles kann heute kein Bild ausstellen, ohne sofort eine vielfältige Kritik zu erfahren. P. Kleiner will eine maßvolle, aber keine maßlose Kritik, besonders nicht von Unberufenen. Warum, fragt man, disputiert man über Subtilitäten und hält sich nicht am Nützlichen? Viele halten nur das für nützlich, was gerade für ihr Fach greifbar ist, wie Leute, die alle Ware vom Markte entfernt wissen wollen, die sie selbst nicht gebrauchen. Aber manches, was übermäßig subtil scheint, ist doch notwendig. So beruhte die ganze Häresie des Nestorius auf der Vermischung von Natur und Subsistenz. Die philosophische Spekulation ist nötig, um den Indifferentisten, Deisten, Atheisten, die in übergroßer Zahl mit ihren eleganten Philosophien ihre sublime Pest verbreiten, gegen die Esprits forts, deren Schriften allenthalben in den Händen der eben der Schule entwachsenen Jugend sich befinden. Damit sollen unnötige Subtilitäten, wie die pulverisierten Einteilungen de entibus rationis nicht verteidigt werden.

Eine schrankenlose Freiheit im Philosophieren ist abzuweisen, denn sie führt zu den größten Absurditäten. Das zeigt sich bei Thomasius, Hobbes, Macchiavelli und dem Skeptizismus der Monisten, Materialisten, Idealisten, Egoisten und Pluralisten, die entweder außer sich keine Substanz anerkennen oder alles auf eine einzige Substanz zurückführen; von denen Cicero mit Recht bemerkt: es gibt nichts so Absurdes, was nicht von einem Philosophen behauptet wird. Kleiner verweist im einzelnen auf Spinoza, die unzähligen Materialisten, Idealisten usw. in England, Frankreich und in dem deutschen Norden, auf Becker, Leibniz, La Mettrie usw. Die sicher geoffenbarte Wahrheit steht über aller philosophischen Spekulation. Die heutige maßlose Sucht nach Neuem geht in Wahnsinn über. Was so ein wahnsinniges Gehirn ausbrütet, wird mit dem Namen der modernen Philosophie beehrt. Nur nichts Altes ist der Schlachtruf, und so wimmelt es überall von Irrtümern. Im zweiten Teil geht Kleiner auf die modernen Irrtümer näher ein auf Gassendi, Cartesius, Leibniz und Wolf und gibt die Literatur der Widerlegungen an u. a. Rapin[1] und Regnault.[2] In eigenen Kapiteln behandelt er die Atomistik von Epikur und Gassendi. Die Irrtümer der atomistischen Sekte kommen vielfach daher, daß ihre Befürworter meist nur Mathematiker und nur Aerzte gewesen sind, die aber von theologischen Grundlehren keinen Schein hatten. In dem Kapitel über die „Cartesianische Sekte" zeigt Kleiner, daß Cartesius viel Epikur entnommen und in schöner systematischer Ordnung vorgebracht habe. Auch viele protestantische Philosophen haben Cartesius abgelehnt; Leibniz nennt in seiner Theodizie den Spinozismus einen immoderatus Cartesianismus; französische, belgische und englische Akademien haben Cartesius verworfen und Rom hat seine philosophischen Werke mit Ausnahme der mathematischen auf den Index gesetzt: er hat den Atheisten den Weg gebahnt. Von der Leibnizianischen „Sekte" spricht Kleiner ziemlich wegwerfend, besonders von den Monaden und der Harmonia praestabilita, die man sofort als nichtige Behauptungen erkennen könne. Wolf folgt in vielen Stücken Leibniz, verschweigt aber meist seine Quelle. Wäre Wolf Mathematiker geblieben und hätte er sich nicht auf das Gebiet der Metaphysik und Moral begeben, wäre er Philosoph und ein guter Mensch geblieben. P. Kleiner schließt: die neuen Systeme enthalten viele falsche, mit der Lehre der Kirche nicht zu vereinbarende Sätze. Es ist kein Grund vorhanden, die neuere der alten Philosophie vorzuziehen, aber darin ist die neue Philosophie zu loben, daß sie mit Ablehnung unnützer und obsoleter Fragen durch die Klarheit der Methode und durch das höchst zu lobende Studium der Erforschung der Naturerscheinungen mehr und mehr Licht in die Philosophie zu bringen sucht.

Außer P. Kleiner wird der P. Burkhäuser besonders gerühmt: „Nikolaus Burkhäuser, 1733 zu Fulda geboren und seit 1768 dahier Professor der Weltweis-

[1] Reflexions sur la philosophie. [2] L'origine ancienne de la Physique nouvelle.

heit, nachdem er zuvor 2 Jahre zu Bamberg diese Wissenschaft gelehrt hatte, verfertigte eigene Vorlesbücher, eine Vernunftlehre und eine Metaphysik. Die Vorzüge dieser Art vor allen von seinen Ordensbrüdern auf unserer Universität in dieser Art erschienenen Schriften sind längstens entschieden; und wer das Lokale beherzigt, wird Burkhäuser wahre Verdienste um die Verbesserung der Philosophie in unseren Schulen nicht absprechen." In der mathematischen Physik besitzt er vorzügliche Stärke.[1]

Über die Professoren, die um die Mitte des Jahrhunderts in Würzburg die Theologie lehrten, hat ein Gegner der Jesuiten geurteilt: Die Lehrer, welche damals die Theologie vortrugen, gehörten zu den besten des Ordens, deren jeder seine eigenen Vorzüge hatte . . . Munier war ein freimütiger, liberaler und in den Schriften der Väter bewanderter Theologe . . . Kilber war ein tiefgelehrter und überaus systematischer Mann, der auch schon durch sein Äußeres bei seinen Schülern Ehrfurcht erwecken und das Ansehen eines akademischen Lehrers vielgeltend machen konnte. Er war ein strenger und überaus systematischer Dialektiker, der sehr scharf demonstrierte und konkludierte . . . Wiedenhofer und Voit hatten einen leichten und angenehmen Vortrag . . . Voit steht unter allen Kasuisten obenan und hat mit seiner Moral ein Glück gehabt, dessen sich wenige Schriftsteller neuerer Zeiten rühmen können. Daude lehrte die Kirchengeschichte mit vielem Ruhme und war wohl hauptsächlich der Wissenschaft wegen, die er vortrug, für Schmidt und seinesgleichen der interessanteste Lehrer.[2]

Eingehendere Urteile über die Würzburger Jesuiten-Professoren verdanken wir einem Zeitgenossen und Kollegen, dem Professor der Reichsgeschichte an der Julius-Universität, Christian Bönicke. Er schreibt:

„Den historischen Katheder bestieg zuerst (1721) P. Joh. Seyfried, der die geistliche und weltliche Geschichte zugleich vorzutragen hatte. Seine Neigung zur Geschichte verbunden mit der Liebe zu den schönen Wissenschaften bewahrte in ihm den guten Geschmack und machte seine Vorlesungen den Zuhörern ebenso angenehm als nützlich . . . . Den Abgang mehrerer gelehrter Produkte hat Seyfried hinreichend ersetzt durch eine andere Art, die ihm größeren Ruhm gibt als öfters durch Schriften erworben werden kann. Dem Vaterlande richtige Männer verschaffen ist wesentliches Verdienst. Daher hat Seyfried gerechte Ansprüche auf Ehre bei seinen Landsleuten, da durch seine Vermittlung der große Historiograph Johann Georg von Eckhart in die Dienste des Hochstifts getreten ist.[3]

„Verdiente Männer in der Theologie waren die beiden Dogmatiker Godfried Herrmann und Franz Schwarz . . . und Theodor Weber, Professor der Moral, von dessen Diktaten nicht allein seine Zuhörer, sondern auch andere Abschriften genommen haben. Heinrich Niederndorf, Lehrer der Geographie, arbeitete eine mathematische und politische Erdbeschreibung mit Landkarten und eine Moralphilosophie in lateinischer Sprache. Letztere ist . . . weit reichhaltiger in der Lehre von den Pflichten und Tugenden als manche Schriften von gleichem Inhalt. — In diesem Zeitraum steht unter allen seinen Ordensbrüdern in Rücksicht auf unsere Universität obenan Adrian Daude von Fritzlar (Jesuit 1722). Die vorzügliche Achtung des Ordens

---

[1] Bönicke, Grundriß einer Geschichte der Universität zu Würzburg (1788) 160.

[2] Franz Oberthür, Mich. Ign. Schmidts Lebensgeschichte (1802) 33, 37 ff. — Auf dem Gymnasium waren Schmidts Lehrer Schwan und Flucke, in der Philosophie Fröhlich, Henner und Huberti, lauter Jesuiten, die einen wohltätigen Einfluß auf Schmidts Geist haben konnten. S. 25.

[3] Bönicke, Grundriß einer Geschichte der Universität zu Würzburg 2, 8 ff. Bönicke hatte einige dieser Professoren selbst gehört. Über die Verdienste und Schriften der Würzburger Professoren vergl. auch Ant. Ruland, Series et Vitae Professorum S. S. Theologiae qui Wirceburgi . . . docuerunt (1835) 97 ff.

gegen diesen Mann gibt das Schreiben des hiesigen Rektors an die Kollegien zu erkennen, wo P. Daudes Todesfall als ein betrübtes Ereignis nicht nur für das Kollegium, sondern für die ganze Provinz und viele auswärtige verkündigt wird. Verschiedene Jahre lehrte Daude zu Heiligenstadt, Mainz und nachdem er die theologischen Wissenschaften und das Kirchenrecht zu Bamberg erlernt hatte, zu Mannheim und Wetzlar an den unteren Klassen, die Philosophie zu Bamberg, die Polemik zu Würzburg und trat 1742 an Seyfrieds Stelle in das Lehramt der Geschichte, dem er bis 1755, dem Ende seines Lebens, mit unermüdetem Fleiß und ausgebreitetem Ruhm vorstand. Die Disputationen über die Geschichte brachte er nach Friedrich Karls Wunsch auf der Universität in Gang, belebte den Eifer durch mehrere bei solchen Gelegenheiten abgefaßte Dissertationen. Die kleineren über das Patrimonium Petri usw. hat er in sein großes historisches Werk eingerückt. Die weitschichtigen unter dem Titel Majestas Hierarchiae ecclesiasticae erhielten zu Bamberg eine wiederholte Auflage und kündigten ihren Urheber der gelehrten Welt als einen fähigen Geschichtsforscher an, dessen gute Anlage dazu durch weitläufige Belesenheit und Bekanntschaft mit 5 Sprachen ausgebildet worden ist. Aber sein wichtigstes Werk und soviel ich weiß, das erste im Zusammenhang abgefaßte, mit Anmerkungen über Gebräuche, Verfassung und andere Altertümer begleitete Geschichtsbuch für deutsche katholische Universitäten, ist die Historia universalis et pragmatica in drei starken Quartbänden. Der erste erschien 1748 . . . Kirchen- und Staatengeschichte sind hier miteinander verbunden . . . Die Historia pragmatica verschaffte ihrem Urheber viele Ehre. Sie wird, sagt der Brief des Rektors, zu Wien vorgelesen, von Österreich, Böhmen, Italien, Frankreich begierig aufgenommen, von den Journalisten zu Trevoux wegen Gründlichkeit der Lehre und Schönheit der Schreibart als in seiner Art vollkommenes Werk angepriesen, selbst von Protestanten gelobt . . . . Noch ein anderes Verdienst erwerben dem P. Daude seine Bemühungen, den Lehrern der Geschichte ihre Arbeiten durch einen nicht geringen Vorrat von Büchern zu erleichtern.[1]

Der Nachfolger Daudes war Thomas Grebner (geb. 1718 zu Mergentheim). „Seine Ordensobern bestimmten ihn zum Nachfolger des P. Daude, eine vorzügliche Achtung sowohl in Rücksicht auf die Wichtigkeit der Stelle als der Verdienste des Vorgängers. Grebner erwarb dieselbe als Lehrer der unteren Schulen zu Fuld, der Weltweisheit zu Heidelberg und Würzburg, durch feierliche Disputationen aus der Theologie zu Bamberg und der Rechtsgelehrsamkeit zu Heidelberg und durch seine Schriften. Auf dem Lehrstuhl der Geschichte unterhielt er diese Hochschätzung durch die Abhandlungen über die deutschen Konzilien zu Würzburg und die Abtei Oberzell, welche großes Aufsehen erweckten . . . und durch die Proben seines Fleißes in dem historischen Vorlesebuche Compendium der allgemeinen und pragmatischen Geschichte. Der dritte Band geht bis Joseph II. Krönung zum römischen König. Besondere Abschnitte erteilen kurze Nachrichten über geist- und weltliche Schriftsteller, von der Kirchenzucht, von den Konzilien, von den Epochen des Kirchenrechts und der scholastischen Theologie. Auf Deutschlands geistliche Staaten, besonders den würzburgischen, wird vorzügliche Aufmerksamkeit verwendet. Einen guten Beitrag hat die fränkische Geschichte zu erwarten von Grebners Allgemeiner Münzgeschichte, 2 Teile mit 160 Kupfertafeln. Sie handelt u. a. über Ursprung und Gebrauch des Geldes unter den ostfränkischen Herzögen, Ursprung des Münzrechtes, die mit dem Würzburgischen Münzrechte verbundene Mark- und Zollgerechtigkeit, Beseitigung der Mißbräuche, Erklärung der Münzen vom 10. Jahrhundert bis 1786.“[2]

---

[1] Bönicke, Grundriß 2, 95 ff. Vergl. das übereinstimmende Urteil bei Scherer 379 ff. Über die Begründung der historischen Bibliothek durch Seyfried und Daude s. Handwerker, Geschichte der Würzburger Universitätsbibliothek (1904) 59, vergl. 105.

[2] Bönicke, Grundriß 204 f.

Um die Exegese und hebräische Sprache machte sich P. Wiedenhofer verdient:

„Franz Xav. Wiedenhofer, ein berühmter und beliebter Katechet seiner Zeit, verwendete rühmlichen Fleiß auf die Erklärung der Hl. Schrift. Seiner schönen Anlage zu den Wissenschaften mehr Vollkommenheit zu geben, schickten ihn seine Obern nach Rom, wo er das Lehramt der griechischen Sprache mit Erlernung der theologischen Wissenschaften und der orientalischen Sprachen verband, mit Ruhm aus der gesamten Theologie und besonders aus dem Hebräischen disputierte. Zu Florenz unterzog er sich der dritten Prüfung und mit vielem Nutzen zugleich der Seelsorge für die dortigen deutschen Soldaten. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland lehrte er in Würzburg drei Jahre die Philosophie, ein Jahr die Polemik und bekleidete ebenso lange die Stelle eines Gewissensraters bei dem Grafen von Bentheim, seinem ehemaligen Schüler in der Weltweisheit. Sieben Jahre stand er hernach auf unserer Universität dem Lehramte der Hl. Schrift und hebräischen Sprache vor. Außer einem zweifachen Katechismus, einem lateinischen mit polemischen Anmerkungen für die akademische, und einem deutschen für die übrige Jugend, bei welchem die Einteilung der Materien in gewisse Punkte vorzüglichen Nutzen stiftet, verfaßte Wiedenhofer eine hebräische Grammatik, wozu er die Lettern mit großem Aufwande zu Leipzig gießen ließ, verschiedene Dissertationen und Sacra Scriptura dogmatice et polemice explicata in zwei Bänden. Sie enthielten das Alte Testament und dienten nicht nur in Würzburg, sondern auch zu Prag, Olmütz und Trier zu Vorlesungen. In gleicher Methode und Bändezahl sollte die Erklärung des Neuen Testamentes folgen. Allein der Tod (1755) zernichtete sowohl diese Entwürfe als die Erwartungen, welche Wiedenhofers Nachfolger Nikolaus Zillich durch seine Schriften Concoridia vulgatae cum fonte Hebraico usw. erweckte. Diese beiden Professoren haben die Prüfungen aus dem Hebräischen eifrig betrieben."[1]

Als Fürstbischof Adam Friedrich eine neue eigene Professur der „Heiligen Schrift Lehre und Auslegung" gründete, bestimmte er hierzu durch Dekret vom 29. Oktober 1764 „den seiner ausnehmenden Geschicklich- und Gelehrsamkeit halber lang bewährten bisherigen Professorem Theologiae dogmaticae Patrem Henricum Kilber S. J."[2] P. Kilbers Verdienste um die Erklärung der Hl. Schrift werden gerühmt:

„Heinrich Kilber übernahm das Lehramt der Hl. Schrift und zeigte sich als der Mann, der eine größere Gelehrsamkeit als seine theologischen Traktate offenbaren, in sich verschlossen hatte .... Er setzte seine Stärke in die Erklärung des buchstäblichen Verstandes, wobei er die Chronologie, Naturgeschichte, Erdbeschreibung, Geschichte und Altertümer fleißig zurate zog. Das biblische Studium gewann dadurch wieder unter den Kandidaten Freunde, und unter den Desendenten pro Laurea war kaum einer, der sich nicht mit Vergnügen einer Prüfung über biblische Sätze unterwarf. Kilber faßte den Entschluß, ein eigenes Vorlesbuch zu verfertigen, und man hätte sich von seinem anhaltenden Fleiß und weiter Belesenheit etwas Gutes versprechen können, wenn er nicht, von seinen Obern nach Heidelberg versetzt, an der Ausführung seines Vorhabens wäre gehindert worden. Sein Nachfolger war Thomas Holzklau, dessen biblische Arbeiten in einer Einleitung in die Hl. Schrift und drei Dissertationen über Judith, Esther und Übereinstimmung der Evangelisten über die Auferstehung Christi bestehen.[3]

Karl Philipp stiftete neben der Professur für Physik auch ein Museum für Experimente.

„Die Bemühungen der Lehrer, die Liebe zur Naturlehre unter ihren Zöglingen zu befördern, gingen schon einige Jahre voraus, wie ihre Dissertationen vom

---

[1] Bönicke, Grundriß 128 f.

[2] *Orig. Würzb. Universität. Bibl. Materialien 4, 79. Druck Wegele 2, 427. — P. Kilber (geb. 1710 in Mainz, eingetr. 1728, † 1783), veröffentlichte 1751—1754 eine vierbändige Dogmatik, die einen Teil der Theologia Wirceburgensis bildete und 1773 eine noch im 19. Jahrh. wiederholt aufgelegte Analysis Biblica.

[3] Bönicke, Grundriß 173 f.

Barometer, Elektrum usw. aufweisen. Dieses neue Lehramt und die Obsorge für das Museum übernahm zuerst P. Blasius Henner. Auf seinen Reisen durch Holland und Frankreich schaffte er auf Kosten der Universität die besten Werkzeuge an, oder ließ sie teils hier, teils in Augsburg von verschiedenen Künstlern verfertigen. Seine Vorlesungen über die Experimentalphysik gab er in zwei Bänden heraus. An der Vollendung des 2. Bandes hat sein Bruder und Nachfolger im Lehramte, Georg Henner, großen Anteil.[1]

„Den mathematischen Lektionen[2] stund seit 1754 vor Franz Huberti, Kirchers und Schotts würdiger Nachfolger, auf dem durch diese beiden Männer so berühmt gewordenen Lehrstuhle. Gebürtig 1715 zu Geisenheim im Rheingau trat Huberti in seinem 19. Lebensjahr in den Jesuitenorden, in welchem sich seine schönen Fähigkeiten für die Mathematik und Physik beizeiten entwickelten: denn noch als Magister der untern Schulen in Fuld gab er ein lateinisches Gedicht: De regni animalis usibus iatricis heraus, legte zu Heiligenstadt, wo er die Philosophie lehrte, ein Museum für die Experimentalphysik an, machte während seines vierjährigen mathematischen Lehramtes zu Fuld gelehrte Reisen nach Dillingen, Ingolstadt, Prag und Wien, und übernahm hierauf anstatt des zu Bamberg verstorbenen Pater Nebels die Professur der Mathematik auf unserer Universität. Seine Schriften enthalten Einleitungen in die Arithmetik, Geometrie, Mechanik usw. und meteorologische Bemerkungen auf die Jahre 1765—1770. Huberti hatte den Vorsatz, die sämtlichen mathematischen Wissenschaften in Vorlesbücher für seine Lektionen zu bringen, als ihn Adam Friedrichs Befehl von seinen mathematischen Studien zu einer andern mit der Staatsökonomie verwandten Arbeit hinzog." . . . Um das 1757 auf dem Turm der Universitätskirche errichtete Observatorium, von dem P. Hell gesagt, daß er auf seiner ganzen Reise von Norwegen bis Würzburg kein schöneres angetroffen, „hat Huberti sich viele Verdienste gesammelt. Er reiste vorher in Gesellschaft des berühmten Mannheimer Astronomen Mayer nach Paris, um sich mit der Einrichtung einer Sternwarte und Behandlung der Werkzeuge näher bekannt zu machen. Nach seiner Rückkehr brachte er das Werk, wie es gegenwärtig (1782) zu sehen ist, zustande.[3]

Von den letzten Jahrzehnten vor der Aufhebung urteilt der neueste den Jesuiten nicht freundlich gesinnte Geschichtschreiber der Universität: „Die theologische Fakultät hat gerade jetzt sich zu einer wissenschaftlichen Gesamtleistung vereinigt, welcher es an verdienter Anerkennung nicht gefehlt hat. Das Werk ist unter dem Namen Theologia Herbipolensis bekannt und enthält einen umfassenden und vollständigen Kursus der verschiedenen Disziplinen der Theologie und zwar zum Gebrauch bei den akademischen Vorlesungen angelegt und wohl auch aus

[1] Bönicke, Grundriß 120 f.

[2] Bönicke, Grundriß 161 ff.

[3] Weiteres bei Bönicke 164 ff. — Auch der Altdorfer Professor Hassenkamp, der Verfasser der anonymen „Briefe eines Reisenden von Pyrmont nach Würzburg 1783" urteilt über Huberti und das Observatorium sehr günstig (125 f.). Trotzdem der protestantische Professor infolge seiner ererbten Vorurteile den Geist des Jesuitenordens als für die ganze Menschheit gefährlich und fürchterlich charakterisiert, bekennt er doch aus eigener Erfahrung: „Ich selbst habe unter ihnen (den Exjesuiten) nicht allein in Würzburg, sondern auch anderwärts viele sowohl gelehrte als sehr rechtschaffene und gut denkende Männer angetroffen... Zu meiner Verwunderung habe ich bemerket, daß fast alle Ex-Jesuiten noch eine große Anhänglichkeit an ihrem erloschenen Orden beibehalten. Selbst Herr Professor Huberti konnte nie ohne Rührung und sichtbaren Harm davon reden und glaubte, bloß die Naturalisten und Freygeister seien an dessen Umsturz schuld." 128 f. Vergl. über den Theologen Wiesner „ein Exjesuit und dabey ein feiner gutmütiger und gelehrter Mann" (146) und die gelungenen Experimente des Prof. Egel „ein Exjesuit und geschickter Physiker" (154). Über den gelehrten P. Franz Wiesner (geb. 1731), seit 1771 Prof. der Dogmatik und oriental. Sprachen s. Bönicke 217 und 323 über den P. Ambros Egel (geb. 1732), der seit 1771 mit allgemeinem Beifall die Experimentalphysik lehrte.

solchen hervorgegangen. Verfasser des Werkes waren die vier Professoren P. Thomas Holzklau, P. Heinrich Kilber, P. Ulrich Münier und P. Ignaz Neubauer. Nach sachverständigem Urteil muß dasselbe zu dem Vorzüglicheren gerechnet werden, was in jener Zeit auf dem Gebiete der Glaubenswissenschaft geleistet wurde und hat neue Fortschritte in der Methode erzielt, welche auch den nachfolgenden Bearbeitern der katholischen Glaubenslehre zugute gekommen ist."[1] —

Die Studienreformen in der niederrheinischen Provinz machen sich am meisten bemerkbar an der Universität in Trier, zumal dort mächtige Gegner der Jesuiten am Werke waren, deren Schultätigkeit zu unterbinden. Kurfürst Franz Ludwig (Pfalz-Neuburg) erließ am 10. Oktober 1722 ein Dekret mit einer Reorganisation der ganzen Universität. Darin lobt er die bisherige Lehrtätigkeit der Jesuiten und bestätigt sie für den Unterricht im Gymnasium, Philosophie und Theologie: Weil die Studia humaniora, philosophica und theologica zu Trier von den Patres der Sozietät Jesu mit löblichem Ruhm und großem Zulauf vieler junger Leute bis hierhin tradiert und unterhalten worden, daß dabei die geringste Ausstellung nicht zu machen ist, also lassen S. Churf. Durchlaucht es dabei lediglich bewenden, in dem beständigen Vertrauen, daß damit auf solche Weis in künftigen Zeiten unveränderlich werde fortgefahren werden.[2]

Daß die Jesuiten sich bestrebten, den Wünschen des Kurfürsten zu entsprechen und den Bedürfnissen der neuen Zeit entgegenzukommen, beweist ihr Studienplan (Norma) vom Jahre 1751, der die alte und neue Philosophie in einwandfreier Weise verbindet und für das Gymnasium zeitgemäße Neuerungen aufweist.[3]

Die Norma von 1751 bestimmt für die „Humaniora" folgendes:

Im allgemeinen ist an der Ratio studiorum und den neuerlichen Praecepta des P. Juvencius festzuhalten; es wird hier nur dasjenige hervorgehoben, was den Zeitverhältnissen nach einzuführen oder mit ein wenig geänderter Methode zu lehren ist. Unterste Grammatik: Vor allem ist auf gutes Latein zu achten. Da aber der Erzbischof durchaus will, daß die Knaben gut deutsch lernen, sollen nach Ostern die Anfangsgründe gelehrt und zu diesem Zweck wenigstens dreimal in der Woche ein deutscher Autor laut vorgelesen werden, damit die Schüler anstatt des bäurischen Dialekts ihrer Eltern sich eine reine Aussprache angewöhnen. Die Regeln der deutschen Orthographie sollen in Christophor Gottscheden oder in einer andern bewährten Grammatik excerpirt werden. Mittlere Grammatik: Nach Pfingsten sollen die Schüler zweimal in der Woche eine Szene aus Terenz oder eine Stelle aus Cicero ins Deutsche übersetzen. Auswendig zu lernen sind die Paradigmen und unregelmäßigen Zeitwörter, die der Lehrer aus dem Buch von Gottscheden „Grundlegung einer deutschen Sprach Kunst" diktiren wird. Oberste Grammatik: das Drama fällt fort, statt dessen veranstaltet der Lehrer eine öffentliche Disputation aus den Antiquitäten, der alten Geographie usw. Zu diesem Zweck sollen aus dem Schulgelde Bilder der Antiquitäten und geographische Karten angeschafft und in der

---

[1] Wegele 1, 445 f. Über gewisse Rückständigkeiten der damaligen Philosophie und Theologie vergl. Merkle, Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters (1909) 13 ff. und Die kirchliche Aufklärung im katholischen Deutschland (1910) 84 ff. Dagegen Rösch, Ein neuer Historiker der Aufklärung (1909) 128 ff. und Sägmüller, Wissenschaft und Glaube in der kirchlichen Aufklärung (1910) 19 ff.

[2] Blattau, Statuta synodalia ordinationes et mandata archidioecesis Trevirensis 4 (1845) 104. Vergl. Hontheim, Hist. dipl. 3, 923.

[3] Norma philosophicorum et humaniorum studiorum prout ea nunc ... in alma vel antiquissima Universitate Treverensi et in florentissimo Gymnasio urbis Confluentinae a Patribus S. J. traduntur 1751. Aug. Trever. Originaldruck in 4 von 26 S. Eine zweite Ausgabe erschien 1752. Oefele behauptet in einem Brief an Lori v. 17. Sept. 1752, daß die Norma von Hontheim und Neller verbessert worden sei. *Kop. München. Staatsbibl. Oefeliana 63, VII (62).

Klasse aufgehängt werden. Zweimal in der Woche wird eine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche verlangt.[1] Für die „Humanitas“ werden kleine deutsche Reden und Briefe empfohlen, wofür dem Lehrer von großem Nutzen sein wird die in Leipzig erschienene deutsche Rhetorik des Herrn Chr. Gottscheden, sowie Joh. Andr. Fabricii Philosophische Redekunst, ganz besonders wird die schöne Übersetzung der Ars poëtica von Horaz empfohlen, die „Chr. Gottscheden“ in deutschen Versen verfaßt hat. In der Rhetorik sollen die Schüler auch deutsche Reden, Gratulationen, Erzählungen usw. schriftlich verfertigen. Man lehrt die Methode für Stoff und Disposition der Predigt. Dafür lese: Sammlung deutscher Reden, Mosers sittliche Predigten, desselben Betrachtung des Todes usw. Szenische Aufführung wird nur einmal am Jahresschluß gestattet. Für das Griechische wird in einem besonderen Abschnitt bestimmt, daß niemand die Humanität verlassen soll, ohne wenigstens die Hl. Schrift griechisch verstehen und wenn nötig, erklären zu können. Der Lehrer der griechischen Sprache wird jährlich eine öffentliche Übung abhalten, in der die Schüler ein Spezimen in der griechischen Interpretation ablegen. Als Beispiele für die Disputation werden u. a. angegeben: Nutzen und Notwendigkeit der griechischen Sprache (Vid. P. Hertling S. J. Scientia latinitatis), Vergleich zwischen dem Stil der einzelnen griechischen Schriftsteller Isocrates mit Demosthenes, Thucydides mit Xenophon, Plato mit Plutarch (Vid. Caussinum item Rapin S. J.). Die Nachahmung griechischer Vorbilder durch die Lateiner: Cicero und Demosthenes, Virgil und Homer, Vergleich der Energie der griechischen mit der deutschen Sprache usw. Auch der Geschichte wird ein eigener Abschnitt gewidmet. Die Geschichte wird geteilt, so daß die Infima und 2. Klasse aus den Rudimenten des P. „Du Fresne“ die biblische Geschichte, die Syntax, die Monarchien bis zu den römischen Kaisern durchnimmt, die Poesie (Humanität) aus den Rudimenten oder aus Petavius die Geschichte der Kaiser, die Rhetorik, die vaterländische Geschichte aus dem Epitome des P. Masenius. Für die Geschichte Triers bieten den Stoff die Dissertationen am Anfang der einzelnen Jahrhunderte in der Historia diplomatica Treverica, mit denen die Annalen von Brower und Masenius verglichen werden. Es ist zu wünschen, daß in der Rhetorik auch Chronologische Karten aufgehängt werden, um einen allgemeinen Überblick zu vermitteln und dem Gedächtnis einzuprägen.

Die Vorschriften über die Philosophie behandeln alle Teile der bisherigen Philosophie, berücksichtigen Thesen von Cartesius und die neuere französische, englische und deutsche Literatur, wie Pufendorf und Wolf; des letzteren Thesen über Gott und die Welt werden als sehr nützlich empfohlen. Amort wird teils ablehnend, teils zustimmend mehrfach erwähnt. Bei der allgemeinen Physiologie wird u. a. die deutsche Philosophie von Gottscheden als „perelegans“ hervorgehoben usw.

Anfang 1763 erhob die antijesuitische Partei in Trier Klagen gegen die Einführung neuer Schulbücher. Am 11. Febr. 1763 schrieb Kurfürst Johann Philipp (v. Walderdorff) an den Weihbischof Hontheim, der in diesem Jahre sein berüchtigtes Buch zur Verteidigung des Staatskirchentums veröffentlichte, es sei ihm mitgeteilt worden, daß die Jesuiten die Schulbücher der unteren Klassen geändert hätten und sich diese von ihren Schülern teuer bezahlen ließen; der Weihbischof solle das untersuchen und berichten, wie diesem unerlaubten Handel zu steuern sei. Unter dem 17. Februar antwortete Hontheim, die Jesuiten hätten 1761 die Schulbücher der drei unteren Klassen geändert und ständen im Begriff, auch die oberen neu herauszugeben. Sie bezögen diese Bücher, die für die ganze rheinische Ordensprovinz die gleichen seien, aus Köln und verdienten daran im Erzstift (Trier, Koblenz, Hadamar) jährlich wohl ein paar hundert Taler. Solcher Handel passe

[1] Unter den Beispielen für Schilderungen z. B. eines Schiffbruches wird auch verwiesen auf den „Neuen Welt-Both“ tom III p. 116, einer Verfolgung tom II P. XV p. 29, Tom II P. XIV num. 292 p. 53 usw.

sich nicht für Geistliche; zur Abänderung bedürften sie jedenfalls landesherrlicher Erlaubnis, auch sollten nur Bücher zugelassen werden, die im Erzstift Trier gedruckt seien. Der Kurfürst verfügte in diesem Sinne und wies am 3. März Hontheim an, nach dem Vorgange des französischen Parlaments bessere der heutigen aufgeklärten Art mehr entsprechende Bücher für die Schulen in Vorschlag zu bringen.[1]

Nicht allein neue Bücher, sondern auch neue Professoren wünschte der Kurfürst. Am 16. Dezember 1763 schrieb Johann Philipp an den Rektor der Universität, er habe von verschiedenen Seiten die Mitteilung erhalten, daß nach Verfügung der französischen Parlamente diejenigen, welche künftighin in oder außerhalb Frankreichs die Schulen der Jesuiten besuchen würden, allen Anspruch auf Pfründen und Anstellungen in Frankreich verlieren sollten. Mithin könnten die Studenten aus den zur Trierischen Erzdiözese gehörigen französischen Gebietsanteilen nicht mehr wie bisher die Trierische Universität besuchen. Dadurch würde nicht allein der Besuch der Universität vermindert, sondern auch, da der Erzbischof gegen 400 zu seiner Erzdiözese gehörige Pfarreien in Lothringen und Frankreich habe, die Kleriker dieses Gebietes gezwungen, auswärtige Lehranstalten zu besuchen. Der Rektor möge deshalb mit der Universität beraten, was unter solchen Umständen zu tun sei. Als Resultat dieser Beratung schlug der Rektor vor, es sollten neben den Jesuitenschulen noch andere theologische und philosophische studia publica academica eingerichtet und diese den Patribus Benedictinis anvertraut werden. Da nun auch Weltgeistliche sich um Professuren bewarben, ernannte der Kurfürst am 26. Febr. 1764 einen Weltgeistlichen und drei Konventualen zu Professoren der Theologie. Die Jesuiten behielten ihre bisherigen vier Professoren der Theologie, schieden aber bis auf zwei als Assessoren aus der theologischen Fakultät aus. Das bisherige theologische Quadriennium wurde in ein Triennium umgeändert.[2]

Großer Lärm verursachte im Jahre 1764 eine These des Theologieprofessors P. Hubert Kreins: Die berüchtigtsten Schismen in der Kirche sind jene der Griechen und Franzosen. Gegner der Jesuiten denunzierten diese These bei den Franzosen. Unter dem 2. Mai 1764 erhob der französische Gesandte am kurfürstlichen Hofe zu Koblenz Klage bei dem Kurfürsten und verlangte exemplarische Zurechtweisung und Widerruf von seiten der Jesuiten. Der Kurfürst ließ den P. Kreins zur Rede stellen. Dieser suchte vergebens eine unverfängliche Erklärung, und die Folge war, daß er Dezember 1764 seiner Professur verlustig ging. Zur weiteren Genugtuung ließen die Jesuiten in Trier am 5. Januar 1763 unter anderen theologischen Thesen den Satz verteidigen: Es hat kein Schisma in der Kirche gegeben, das man Schisma der Franzosen nennt.[3]

Der Nachfolger des Kurfürsten Johann Philipp, Clemens Wenzeslaus (1768—1802) erließ gleich nach seiner Thronbesteigung am 15. Oktober 1768 eine neue Verordnung für die Universität zu Trier und die anderen hohen und niederen Schulen des Erzstiftes, die wahrscheinlich schon unter Johann Philipp vorbereitet war. Die Ordinatio pro facultate philosophica betont am Anfang, daß der Kurfürst sein erstes Augenmerk auf die Unterrichtung der Jugend auf der Universität zu Trier und in den Gymnasien gerichtet: „wo wir dann allerdings gern

---

[1] Hüllen, Das (Trierer) Jesuitengymnasium in der Trierer Festschrift (1913) 150 f.

[2] J. Marx, Erzstift Trier 2, 491 ff. Wortlaut bei Blattau, Statuta synodalia 5, 72 f. Nähere Anweisungen für die Professoren enthält ein Adjunctum v. 27. Febr. 1764. Blattau 5, 74—78 und eine Ordinatio vom 5. Nov. 1768 5, 146 ff.

[3] Marx, Erzstift Trier 2, 490 f.

vernommen, daß schon seit einigen Jahren die Professores Philosophiae sich einer weit nützlicheren Weise denn vorhin im Lehren beflissen haben." Im einzelnen wünscht er Ausschluß der Unfähigen, an Stelle des Diktierens einen guten Auktor, Vermeidung von Zänkerei und Wortklauberei, Teilnahme aller Studenten an beiden Jahren der Philosophie usw.[1]

In der Ordinatio für die Gymnasien vom 29. Oktober 1768 dringt der Kurfürst auf frühzeitige Ausscheidung unfähiger Schüler, auf Anstand und Bekämpfung des Trinkens, dann heißt es „dreizehntens auf der Studenten Zucht, Ehrbarkeit und Unterweisung zu kommen, so lassen wir es bei deren Patrum Societatis Jesu gewöhnlichsten Eifer, die Kinder im wahren katholischen Christentum, in der Lieb und Furcht Gottes, Kirchen- und Haus-Andachten, Übung wahrer ungeheuchelter Tugenden, Verabscheuung der Sünden fleißig anzuführen und in der Unschuld zu erhalten; weniger nicht bei deren Wachsamkeit, auf daß die Schüler weder durch Mitschüler noch sonstige Personen besonders vom anderen Geschlecht zum Bösen verleitet und gereizt werden... Neunzehntens haben die Magisteren bereits in den drei grammatischen Schulen die Neben-Sorge zu tragen, daß die Studenten ihr Teutsch, welches gemeiniglich bei Antritt der Schulen schlecht-bürgerlich und bäurisch oder platt-niederländisch ist, mit einer druckmäßig, angenehmen und reinen Mundart aussprechen, und recht nach der Orthographie schreiben lernen. . . Hierzu wird erfordert, daß die Magistri selbsten mit einem guten Beispiel vorgehen und die plattredenden Schüler sogleich unterrichten, selbigen mithin ihre pöbelhafte und verächtliche Wort- und Wayd-Sprüche nicht hingehen lassen. Ferner wird gedrungen auf Zierlichkeit der Handschrift, Übung im Briefschreiben, Fertigkeit im Lateinsprechen durch öfteres Latein-Reden, dem Lateinsprechen ist wenigstens alltäglich eine Stunde zu widmen. Schon von der dritten bis zu End der 5. Schule sollen teutsche Verse zur Nachahmung der bewährtesten teutsch-christlichen Dichter unserer Zeiten gelehrt werden.[2]

Der Hauptgegner der Jesuitenschule in Trier war der Priester Georg Christoph Neller (geb. 1709 zu Aub in Franken), seit 1748 Professor der Rechte in Trier. Schon 1745 hatte er anonym ein Werk über die Prinzipien des Kirchenrechts in Frankfurt erscheinen lassen. Jesuiten glaubten vor einigen unkirchlichen Lehren Nellers warnen zu müssen, aber Hontheim hielt seine schützende Hand über seinen Freund und Gesinnungsgenossen. „Neller hat von seinem Eintritte in die Universität an eine bittere Abneigung gegen die Jesuiten gefaßt, von der er sein Leben lang nicht mehr frei geworden und die ihn zu manchen maßlosen Schritten und Ausfällen gegen dieselben in seinen Schriften hingerissen hat. Sollte ihm auch Unrecht geschehen und er von den Jesuiten beleidigt gewesen sein, so mußte doch jeder die Vehemenz und Bitterkeit verwerflich finden, mit welcher z. B. in seinem Jesuiticum nihil 1773 gegen den Jesuiten Berg in Köln und viele seiner Ordensgenossen aufgetreten ist."[3]

Von dem allgemeinen Streben nach Verbesserungen, besonders am Ober- und Niederrhein legt P. Reiffenberg Zeugnis ab, indem er im Jahre 1765 gegen die Anklagen des Braunschweiger Professors Harenberg denselben fragt: Hat er nie die Historienbücher in Händen gehabt, so schon vor mehr als 20 Jahren in die

---

[1] Wortlaut bei Blattau 5, 121 ff.

[2] Wortlaut bei Blattau 5, 13b—14b.

[3] So J. Marx, Gesch. des Erzstiftes Trier 2 (1859) 488 f. P. Hyacinth Berg aus Trier, Professor der Theologie in Köln, war in einer gelehrten, aber sehr persönlich gehaltenen Schrift gegen Neller aufgetreten: Disquisitio critica in Georgii Chr. Neller.. de trib. Episcopis S. Petri etiamnum viventis in Romana cathedra successoribus Coloniae 1772 4° 90 p.

ober- und niederdeutsche Provinzen sind eingeführt worden? nie die Dissertationen gelesen, so am obern und untern Rhein, wie auch in Franken, Bayern und Österreich noch in den letzten Jahren herausgekommen? sind ihm nie die Wiener, Münchener, Wirtzburger, Mainzer, Coblenzer und Cöllnische Theses zu Handen gekommen, worin die Sätze der neuen Philosophie sehr ordentlich vorgetragen werden? Weiß er nichts von Zanchi, nichts von Schärfer, von Mangold, von Klauß, von Hauser, lauter deutschen Jesuiten, so die neuere Weltweisheit zum Gebrauch der Schulen eingerichtet und sehr gründlich abgehandelt haben? Hat er nichts gelesen von den griechischen und hebräischen Sprachübungen so schier jährlich in den Rheinischen Provinzen an die Hand genommen werden und im Druck erscheinen? Ich könnte wenigstens noch bei Liebhabern hiervon ein paar Dutzend auftreiben, so allein zu Cölln seit 1730 bis 1762 herausgekommen. Ich besitze selbst noch einige recht gute hebräische Stücke von dem gelehrten P. Zillich, dem P. Goldhagen und dem seligen P. Widenhofer, die mir der Verfasser selbst verehrt. — Sollte ich ferner fragen, ob Harenberg auch von jener Disputation gehört, so der selige P. Jakob Settegast im Jahre 1735 unter der Aufsicht des gelehrten P. Jos. Harzheim zu Cölln in griechischer Sprache gehalten, item ob er auch dort die drei großen Hebräer Andreas Esser, Heinr. Glunz und Joh. Wilhelmi und die seligen Väter Usleber und Rübel zu Heidelberg gekannt.[1] In den untern Schulen, so schreibt Reiffenberg an einer andern Stelle, hat man auch einige Änderungen an die Hand genommen und nützliche Zusätze gemacht. Die Einrichtungen der Schulbücher haben jetzt etwas Systematisches an sich, und fassen in kurzer leichter Ordnung alles, was zum vollkommenen Begriff der lateinischen und griechischen Sprache der Jugend kann beigebracht werden. Wer sich die Mühe geben will, die neuen Wiener und Mannheimer Schulbücher durchzugehen, wird finden, daß ich recht habe. Von der unterrheinischen Provinz sagt man ein gleiches ... Man übt sich in einem guten Aufsatz von Briefen, Chrien und Kanzelreden, man lernet aus dem Teutschen ins Latein und aus dem Latein ins Teutsche übersetzen. Man lernet neben dem Latein die ersten Grundregeln seiner Muttersprache, man befleißigt sich auf das Griechische, man lernet den Grundtext analysieren, die Dicht- und Redekunst, die poetischen Fabeln, die Gebräuche und Antiquitäten der Römer, die Kaiser- und Kirchenhistorie, die Rechen- und Meßkunst, die ersten Gründe der Chronologie und Geographie, zuweilen auch etwas von der Heraldik und Optik. Man hat überdies noch jährliche Examina und andere öffentliche Proben abzulegen.[2]

Rückschauend darf man wohl behaupten, daß die Schulen und Studien trotz aller äußern und innern Hemmnisse in langsamem aber stetem Fortschreiten begriffen waren und in redlichem Streben das erprobte Alte mit dem wünschenswerten Neuen zu vereinigen trachteten.

---

[1] Critische Jesuitergeschichte 130 f. [2] L. c. 478 ff.



Zweites Kapitel.

Auf der Schulbühne.

Andauernde Beliebtheit. Schwierigkeiten. Verhältnis zur französischen Tragödie: Die drei Einheiten. Mahnungen. Stoffe. Kulturelle Einwirkung. Adolph. Pogatschnigg. Maurisperg. Hueber. Fritz. Claus. Weitenauer. Zimmermann. Mederer. Seidl. Callenbach.

Das Schultheater der deutschen Jesuiten erfreute sich überall dort, wo es nicht durch äußere Gewalt gehindert oder unterdrückt wurde, eines Fortganges, der wenn nicht als Blüte, so doch als eine Art Nachblüte bezeichnet werden kann.

Wie früher waren die Aufführungen beliebt nicht allein bei den Studenten und der Masse des Volkes, sondern auch bei den höhern und höchsten Ständen. Dies beweist nicht allein der stete Zudrang des Volkes, der zuweilen sogar durch Polizei und Soldaten eingedämmt werden mußte, sondern auch der Aufwand, den Eltern, Magistrate und Fürsten für die weitere Ausgestaltung des Schultheaters machten. Dies ist um so bemerkenswerter, als die Schulbühne mit dem Vordringen der italienischen Oper und ausländischer Schauspieler in harten Wettbewerb treten mußte.

Eine weitere Erschwerung für die Ausgestaltung der Schulbühne lag in der Vorherrschaft der französischen Tragödie mit ihren erstarrten drei Einheiten. Sie allein gab den Maßstab der Bühnengerechtigkeit ab, sie leitete das Urteil der meisten Gebildeten. Im Bann dieser französischen Muse mit ihrem unnatürlichen Regelzwang, hielt Friedrich der Große den Götz von Berlichingen für eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke eines Shakespeare. Wenn Herder noch 1770 die ganze deutsche Literatur als dürftig bezeichnen konnte, so gilt dies besonders von der dramatischen Muse. Diese Umstände müssen bei den Urteilen über die damalige Jesuitenbühne wohl im Auge behalten werden, will man nicht zu falschen Schlüssen und ungerechten Anklagen kommen.

Gottscheds Freundschaft mit den Franzosen teilten auch literarisch hochstehende Jesuiten. Charakteristisch in dieser Beziehung ist, was P. Neumayr über die Tragödie schreibt: Die Tragödien unserer Zeit überragen weit die des Altertums. An erster Stelle stehen Cornelius (Corneille) senior und junior, diesen folgen zunächst die Franzosen Racine, Ruaeus und Poyre, der Italiener Metastasius, der Deutsche Gottsched, der Lateiner Clausius. Bei diesen Meistern der Kunst findet der Neuling alles für Erfindung, Einteilung und Darstellung. Aristoteles würde die Tragödie anders definiert haben, wenn er die heutigen Dichter gekannt hätte. Seine Zweckbestimmung correctio vitii ist zu eng. Dem stehen entgegen Cornelii (Corneille) Polyeuctus, der den christlichen Starkmut, der Cyrus des Ruaeus, der die Hochschätzung des treuen Dieners, Gottscheds Cato, der die Verachtung gegen den Feind des Vaterlandes, Claus' Themistocles, der die Liebe zum Vaterland und desselben Scipio, der die Selbstüberwindung feiert.[1]

[1] Idea poeseos sive methodica instructio de praeceptis, praxi et usu artis Ed. 3a 1759 (das Druckprivileg für diese 3. Auflage ist vom 18. Dez. 1758) p. 172 ff. Erste Aufl. 1751, die vierte 1775.

Auch P. Ignaz Weitenauer kann sich in dem Preis des großen Cornelius kaum genug tun. In seiner interessanten Erklärung der Ars poetica des Horaz, die eine vollständige Poetik und Dramaturgie enthält, feiert er den Magnus Cornelius als den Wiederhersteller des tragischen Theaters, als den Fürsten der französischen Bühne, als den erfahrensten und berühmtesten Dramaturgen.[1]

Mit der Hochschätzung der französischen Dramatiker hängt auch die Übernahme der von diesen geforderten drei Einheiten zusammen. P. Weitenauer dringt auf strenge Einhaltung der Einheit der Zeit, der Einheit des Ortes, der Einheit der Handlung.[2] P. Neumayr engt die Einheit des Ortes so ein, daß er nur einen Raum von zirka 300 Schritten (passus) gestattet; er bewilligt aber gnädig, daß die Personen nach jedem Akt (nicht aber innerhalb desselben Aktes) weggehen und zurückkehren dürfen aus dem Hause in den benachbarten Wald, Garten, Markt usw. In Betreff der Einheit der Zeit meint er, 12 Stunden könnten und müßten genügen.[3]

Diese enge Auffassung und Einschnürung wurde aber nicht von allen Jesuiten geteilt. P. Franz Lang gab 1727 ein Büchlein über die Dramaturgie heraus, das bereits früher erwähnt wurde.[4] Es wird in einer neuern Dissertation als erstes Erzeugnis der deutschen Nachblüte im 18. Jahrhundert gekennzeichnet und es gibt kaum ein Buch der jesuitischen Dramaturgie, das wie dieses poetikgeschichtlich interessant ist... Es ist die Einverleibung der neuen französischen Theorie in die deutsche des Barock und zwar mit einem Überwiegen des letzteren.[5] Lang hat ein eigenes Kapitel über die Einheit der Zeit und des Ortes. Die Forderung des Aristoteles von 24 Stunden sei von alten und neuen Dramatikern nicht eingehalten worden. Er verlangt größere Freiheit je nach der Auffassung der Zuhörer. Die Nachahmung der Natur und die Wahrscheinlichkeit stehen bei allen Vernünftigen höher als ein Verstoß gegen eine Norm des Aristoteles. Das gilt von dem Ausmaß der Zeit, noch mehr aber von dem Wechsel des Ortes.

Noch eingehender und freier hat sich zwanzig Jahre später ein Landsmann von Lang, der Münchener Dramatiker P. Ferdinand Hueber, geäußert in der Sammlung seiner Meditationen und Dramen.[6]

In dem Vorwort zum 2. Bande seiner Flores bemerkt P. Hueber, daß er sich für die Meditationen in den frommen Schranken gehalten, so daß sie nicht den Namen einer Komödie (wenn sie auch auf dem Theater aufgeführt werden), sondern den einer frommen Meditation verdienen. Bei den Komödien ist vielleicht eine größere Schwierigkeit, da bei ihnen nach Aristoteles drei Stücke zu beachten sind: die Einheit des Ortes, der Zeit, die Wahrscheinlichkeit (Peripetie). Was die Einheit des Ortes anbelangt, möchte ich wissen, ein wie großer Ort zugebilligt wird, eine ganze Stadt oder nur ein Haus oder gar nur ein Zimmer, wie einige neuere Kritiker wollen. Wenn nur ein Zimmer oder Haus, so mögen sie Komödien aufführen, in welchen sie nichts anderes darstellen als den Diskurs der Schauspieler, die an einem Tische sitzen und sprechen. Werden solche Komödien ein Kunstwerk sein? Was braucht's da Szenenwechsel, der doch bisher bei den Komödien üblich und bald einen königlichen Hof, bald einen Garten usw. darstellt. Es ist wahr, der Ort darf nicht zu weit ausgedehnt, aber auch nicht zu sehr eingeengt wer-

---

[1] Horatii Ars poetica ad omne genus eloquentiae accomodata (1757) 80, 104, 111.

[2] L. c. 27.

[3] Idea poesos (1759) 177.

[4] Dissertatio de actione scenica Monachii 1727. Vergl. Gesch. 3, 474 f.

[5] Alfred Happ, Die Dramatheorie der Jesuiten (München. Universitätsbibl.) 1922, 140.

[6] Flores Poetico-Rhetorici Ingolstadii 1747. 2. Bd. 1748.

den. Ich führe z. B. Ferdinand von Castilien auf, der Sevilla belagert und schließlich erobert, also ein weiter Ort, ein Lager außerhalb der Stadt. Wäre es nun ein Fehler, wenn er schließlich einen feierlichen Einzug in die belagerte Stadt hält? Oder hätte ich diesen Einzug, ein Hauptstück der Komödie, auslassen sollen, um mich nicht gegen die Einheit des Ortes zu verfehlen? Das wird kein Vernünftiger verlangen. Dasselbe sage ich von der Einheit der Zeit. Die Aktion dauert vielleicht zwei oder drei Stunden. Soll also nichts aufgeführt werden, als was innerhalb dieser Zeit sich ereignet? O die unglücklichen Theaterdichter! Was wunderbares kann sich in dieser kurzen Zeit ereignen? Deshalb gestehen die erfahrenen Dichter wenigstens drei Tage zu. Was den dritten Punkt betrifft, so ist die Komödie keine Geschichte, aber alles muß sich so entwickeln, daß der Zuschauer bis zuletzt in Spannung über den Ausgang gehalten wird. Vorher keine Klarheit, am Ende aber Wahrheit. Etwas anderes ist es, Unwahres aufführen, das auch von weitem nicht wahrscheinlich erscheint, etwas anderes, etwas Wunderbares, das der Zuschauer nicht erwartet hat. Mit einem Wort: die Dichter führen Komödie auf und rezitieren nicht Geschichte.

Dem Wettbewerb gegen die italienische Oper entsprang eine reiche Verwendung von Musik und Tanz, die zuweilen so reichlich bemessen war, daß sie der Idee des Schultheaters abträglich sein konnte.[1] Deshalb ergingen wiederholt Mahnungen von Rom, Musik und Tanz einzuschränken.

Eine weitere Mahnung suchte dem Eindringen französischer Komödien zu steuern. Am 11. März 1719 schrieb der General Tamburini dem oberrheinischen Provinzial P. Haan: Aus der Provinz kommt die Klage, daß nicht wenige Lehrer der untern Klassen sich mit Übergehen von andern nützlicheren Stücken in die Komödien von Molière verliebt haben und in den öffentlichen Aufführungen nachzuahmen suchen, nicht ohne zu große Unkosten und Zeitverlust bei der längern Einübung. Die Lehrer sollen angewiesen werden, mit der Lesung solcher Stücke nicht ihre Zeit zu verlieren, wenn sie nicht die Aufführungen gänzlich verboten wissen wollen. Die Klage war von Molsheim gekommen, denn unter demselben Datum schreibt der General dorthin seinen Dank für die Mitteilung und das Versprechen um Abhilfe.[2]

Vereinzelten Versuchen, verletzende Polemik auf die Bühne zu bringen, trat man von Rom aus entschieden entgegen. So schreibt der General Retz am 22. Jan. 1735 an den niederrheinischen Provinzial Rommerings: Die Komödie, die gedruckt und im verflossenen Jahr zu Köln aufgeführt wurde unter dem Titel einer Parallele des hl. Xaverius mit Luther, ist nicht allein unter der Mittelmäßigkeit, sondern greift auch die Akatholiken in einer durchaus ungehörigen Weise an nicht ohne deren gerechte Empörung, sie zeitigt Entfremdung der Gemüther und andere schlimme Folgen. Die Censoren müssen ihres Amtes durchaus besser walten.[3]

---

[1] Über Musik und Tanz in der Jesuitenkomödie des 18. Jahrhunderts vergl. Weilen in Geschichte der Stadt Wien 6 (1918) 357 f.

[2] *Ad Rhen. sup.

[3] Ad Rhen. inf. Der Haupttitel ist S. Xaverius apud Sinas moriens. Nur ein Zwischenspiel handelt über Luther. Vergl. Bahlmann, Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz 93. Bianco, Universität Köln 1 (1855) 783 f. — Einige Jahre später mahnte P. Retz am 24. Dez. 1740 den oberdeutschen Provinzial Burkhardt, der Titel des Buches muß durchaus geändert werden, denn schon der Titel allein kann die Protestanten erbittern, nicht aber geneigt machen zur Anerkennung ihrer Irrtümer. Auch sind in demselben Durchhechelein gegen die in Deutschland geduldeten Häretiker. Das Buch muß der erneuerten Zensur eines sehr klugen und gemäßigten Paters unterworfen werden, der sorgfältig die notwendigen Verbesserungen anmerken soll. *Ad Germ. sup.

Die Angriffe, denen besonders gegen Schluß der Periode das Schauspiel mancherorts unterlag, entsprangen vielfach dem einseitigen realistischen Nützlichkeitsstandpunkt der Aufklärung.[1] Aus eigener Erfahrung hat Denis in seiner Jugendgeschichte demgegenüber betont: Die Einrichtung, wodurch die Jünglinge gewöhnt wurden, ohne Furcht öffentlich zu sprechen, wodurch Sprache, Stellung, Gebärde, das ganze Äußere gebildet, die lateinische Sprache geläufiger wurde, mit einem Wort, diese Pflanzschule der Redner beschuldigten Leute, die dem Jesuitenwesen feind und nach Neuerungen begierig waren, als ob die der Schule bestimmte Zeit mit Auswendiglernen der Rollen und mit Vorbereitungen zur Aufführung verschwendet würde, und brachten es endlich dahin, daß bald nachher solche Schuldramen gänzlich untersagt wurden; obwohl ich und alle, denen das Wohl der Jugend am Herzen lag, nur die Zeit der Ferien und die Stunden nach der Schule anwandten, um die Schauspieler zu üben.[2]

Was die Motive der gespielten Stücke betrifft, so muß im allgemeinen bemerkt werden, daß die Stoffe ungefähr die gleichen wie früher waren. Geschichte, Kirchengeschichte, Legende und Hl. Schrift sind nach wie vor die Hauptquellen, vielleicht mit größerer Bevorzugung heimatlicher Motive. Die bei den einzelnen Kollegien aufgeführten Titel der Stücke können ein selbständiges Urteil ermöglichen. Große hervorragende Dichter sind — wie ja auch überhaupt auf der deutschen Bühne — in diesem Zeitraum nicht hervorgetreten. Bedeutendere Dichter wie Aler, Neumayr, Weitenauer, Claus, Fritz, Denis wurden bereits gewürdigt oder müssen bei andern Gelegenheiten näher besprochen werden.

Nur unter dem kulturellen Gesichtspunkt sollen hier einige Auktoren hervorgehoben werden, insoferne sie nämlich gegen bestimmte Zeitübel auftraten und so das Theater zum Kampfplatz gegen bestehende Mißstände oder drohendes Unheil erwählten. Dadurch vermitteln sie gleichzeitig einen lehrreichen Einblick in die deutsche Kultur oder Unkultur des achtzehnten Jahrhunderts. —

Den österreichischen Dramatiker P. Joh. Bapt. Adolph aus Liegnitz (1657—1708) hat man den Abraham a Santa Clara auf der Wiener Schulbühne genannt, der gleich dem Prediger auf der Kanzel mit dem Hanswurst wetteifert in seinen Schauspielen, die durch derben kräftigen Humor und derbe deutsche Lieder die Gemüther erheitern sollen. Höchst lebendig und frisch — so urteilt ein Wiener Kritiker — wird in dem Carnisprivium proscriptum das Fasten angepriesen, das freilich den Bacchusbrüdern nicht behagen will. Hier wird die Allegorie in ihrer einfachen Volkstümlichkeit wirkungsvoll. Köstliche Szenen aus dem Vagabundenleben entwirft Coecus in via, der Blinde auf der Straße, wo sich zwei Bettler zu überlisten suchen und ihre Kinder zum Stehlen abrichten. Gegen die Sprachmengerei ist sein Prallhansen (1702) gerichtet. Keine Übersetzung könnte die Komik wiedergeben, die gerade in der Sprachmengerei von Latein, Deutsch und Italienisch liegt. In diesen Stücken besonders zeigt sich das echte komische Talent des Dichters. Im Prallhansen rühmt der Held sich seiner Heldentaten, erklärt aber, er könne nicht in den Krieg ziehen, da er einen solchen Zorn gegen den Feind habe, daß er ihn nicht einmal sehen könne. Adolphs Dramen Amor patriae sive Arminius defensor Germaniae 1701, Scipio 1703 und Hannibal 1705 sind ein

[1] In Preußen bestimmte schon die Erneuerte Verordnung wegen der studierenden Jugend vom 30. Sept. 1718 im § 5: „Die Comödien und actus dramatici, dadurch nur Kosten verursachet und die Gemüter vereitelt werden, sollen in Schulen gänzlich abgeschaffet seynd, dagegen aber die Jugend zum öfteren peroriren auf andere Art angehalten werden." L. v. Rönne, Das Unterrichtswesen des Preußischen Staates (1885) 61.

[2] Literarischer Nachlaß 37.

Preis auf die Vaterlandsliebe, der damals (im spanischen Erbfolgekrieg) sehr am Platze war. „Wenn Avancini der Seneca der Jesuitenbühne, so ist Adolph ihr Plautus."[1]

Mit Adolph wetteifert Joseph Pogatschnigg aus Laibach (1675—1712) sowohl in dem Preis der Vaterlandsliebe in Gottfried von Bouillon (1701) und Pyrrhus Epirota (1709) als auch in der echten und rechten Posse Götter Markt (1711); in den vielfach deutschen Szenen stellen Bettler, Alchemisten, Studenten, Geistliche wahre Zeitbilder dar.[2]

Auch P. Anton Maurisperg aus Steiermark (1678—1748), ein ausgezeichneter Humanist und langjähriger Professor der Poesie und Rhetorik in Wien und Graz, feiert 1710 zu Graz in seinem Mutius Scaevola die Vaterlandsliebe, die keinen sichereren Ruhm kennt, als in Tapferkeit für das Vaterland zu sterben,[3] den Helden, der lieber den qualvollen Feuertod erleiden will, als die Lage der Stadt verraten, der schließlich durch seinen Opfermut Rom rettet. Im Epilog feiern die Genien den Kaiser Joseph, den kaholischen König Karl und ihren ruhmreichen Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen.[4]

In den Zeiten des österreichischen Erbfolgekriegs entrollt der unverdienterweise vergessene Münchener Dramatiker P. Ferdinand Hueber lebensvolle und wechselreiche Zeitbilder, in denen er den Kampf gegen den Jammer des Krieges und die Kulturschäden mutig und entschieden aufnimmt.[5]

An einem Pfingstfeste ließ P. Hueber eine Deklamation halten über den Heiligen Geist, den Schiedsrichter der Kriege. Die Vertreter der einzelnen Nationen treten auf und verlangen für sich den höchsten Kriegsruhm, der saxo Germanus, der Franzose, der sich über den Deutschen pavo lustig macht, der Spanier, der Italiener, der Engländer, der Holländer, der Ungar. Der Streit wogt hin und her. Der Franzose appelliert an alle einzelnen Nationen für seinen Kriegsruhm, erinnert den Deutschen an Speier, Freiburg, Landau. Der Italiener beruft sich auf den Prinzen Eugen, der alle zuschanden gemacht. Der Deutsche weist hin auf Ungarn, wo 200 000 Barbaren ihm nicht widerstehen konnten: wo der Deutsche

---

[1] Weilen in Geschichte der Stadt Wien 6 (1918) 364. Vergl. Weilen, Die Theater Wiens 1 (1899). — Das größte Talent als Komiker hebt auch der Nekrolog vom Jahre 1708 hervor: P. Adolph habe 13 Jahre lang Aug und Ohr der kaiserlichen Herrschaften nicht allein auf der Bühne des Professhauses, sondern auch in den deutschen Spielen bei den Nonnen an der Himmelspforte erfreut. *Austria 165 f. 92. Die Dramen Adolphs handschriftlich in der Wiener Staatsbibliothek in 5 Bänden. Nr. 9809—13. Vergl. Sommervogel 1, 534.

[2] Weilen in Stadt Wien 6, 365.

[3] Gloria haud ulla est magis secura, quam pro patria fortem mori. Dramata IV variis in theatris exhibita Styrae 1730. Die anderen Stücke sind Deodatus Nolanae urbi Episcopus a Deo datus zu Ehren des erwählten Bischofs von Passau Graf de Rabatta, Passau 1713. — Litigium amicum pro Divo Stanislao Kostka honorando. Wien 1721. — S. Joannes Nepomucenus Martyr. Graz 1724.

[4] Pallas Graecensis:
Serenae luci, Eugenio Duci
Pro pace sospite, dilecta hospite
sint gratiae
Pro Caesare pugnanti, semper triumphanti
virescant, arcessant
palmae, oleae.
Pall. Graec. et Bon. Gen.: Eugenio sit gloria
Bon. Gen.: Caesari Josepho, et Regi Carolo in bello victoria, in pace sit gloria.
Chorus: Sit gloria, victoria, sit gloria.

[5] Ferd. Hueber war geboren 1679 zu München, eingetreten 1696, starb 1762. Nach einer 9jährigen Rhetorikprofessur versah er 16 Jahre die Kanzel (von 1731—1740 in Augsburg), später hatte er 12 Jahre lang die geistliche Leitung des 1729 zur Verteidigung der unbefleckten Empfängnis gegründeten St. Georgs-Ordens.

kämpfte, hat er gesiegt. Schließlich siegt die christliche Religion, der Heilige Geist triumphiert. Der Deutsche schließt mit einem Hoch auf den Kaiser Karl: Sed et vivat Imperator Carolus. Omnes: Vivat Imperator Carolus.[1]

Eine andere sehr zeitgemäße Deklamation am Pfingstfeste schildert den Streit zwischen Mars und dem Frieden. Für den Krieg eifern Könige, Feldherrn, Soldaten, für den Frieden Wissenschaft und Kunst. Als der Kampf heißer wird, entscheidet der Genius der Eintracht und gibt jedem seinen Ruhm. Mars siegt durch Schwert und Furcht, der Friede durch die Liebe. Die verschiedenen Weltteile treten auf und verkünden ihre friedliche Unterwerfung unter das Evangelium. Schluß: Der Friede hat durch die Apostel die Welt besiegt und feiert heute seinen glorreichen Triumph.

Eine Deklamation Nova et vera Fortuna gibt ein drastisches Spiegelbild damaliger Studenten, die, der Schulzucht überdrüssig, ihr Glück in einem andern Beruf suchen. Da schildert Hueber einen bettelnden Soldaten, der früher Student war, dann in alles Elend des damaligen Lager- und Kriegslebens geraten ist; Töpfer, Schneider und Schuster beklagen ihr Leben, weil sie das Studium preisgegeben, der eine wurde wegen Wirtshausbesuch ausgeschlossen, lange trieb's er in der Roten Fahne, in der Weißen Taube, endlich wurde er im Schwarzen Bären ertappt. Jetzt hat er nur Wasser, um seinen Durst zu stillen. Ein anderer wollte höher hinauf, jetzt muß er auf die Dächer steigen und die Kamine putzen. Ein dritter wurde Schneider und jetzt laufen die Buben hinter ihm her und spotten: Sartores et Sutores etc.

Sehr lebhaft tritt P. Hueber gegen die damalige Sprachmengerei auf, die er der Verachtung und dem Gespötte preisgibt. An einem Pfingstfeste ließ er eine Deklamation halten über die Vorzüge der verschiedenen Sprachen. Es treten auf der Lateiner, Grieche, Hebräer, der Deutsche (Germanus und der Teuto-allamodicus), der Spanier, Franzose, Italiener. Der Lateiner: Was? Der Prinzipat soll heute bestritten werden der lateinischen Sprache, der Lehrerin des Erdkreises in sovielen Jahrhunderten, wahrhaft eine Schande! Der Deutsche: Brüste dich Lateiner nach Gefallen, aber schmälere nicht die deutsche Sprache.

Es ist ein ausgemachte Sach,
Vor allem muß auf Erden,
Fürstin genennet werden
Die Teutsche Sprach.

Der Teuto-allamodicus mischt sich ein mit seinem Kauderwelsch: Man pardonir mich, daß ich mich in dieses Hirn-Duell melliere. Flattir mich nicht, doch garantiere davor, daß alle umbsonst ihr Werk poussiren, deren Dasein ist, ihr Mutter Sprach zu inthronisiren usw.

Dafür erhält er von dem Germanus die Note Scheusal und Monstrum.

Was ist diß für ein Schärlethan?
Trag aller Sprachen Farben an:
Rotwälsch, Französisch, Halb-Latein:
Laßt mir diß einen Narren seyn!

Der Allamodische will sich das von einem einfältigen Teutschen nicht gefallen lassen. Eh! in puncto honoris soll mirs nicht mangieren, mein gloar zu manteniren. Allo' zum Duell! Einstweilen bleibt's beim Wort-Duell, in dem der Deutsche den Allamodischen als Sprachen-Aff bezeichnet. Vor dem Schiedsrichter hält dann der

[1] Hueber gibt auch ein eigenes Drama Carolus VI., von dem er in der Vorrede zum 1. Band der Flores schreibt: Den Carolus VI. habe ich vor 30 und mehr Jahren in Regensburg vor den Gesandten aufgeführt, als ich dort Rhetorik lehrte und an den Druck nicht dachte.

Germane eine herrliche Rede zum Lobpreis der deutschen Sprache: bei den Alemanni, d. h. alle Männer, wo Hand und Herz so stark, kann die Sprache nicht schwach sein. Wo die andern Sprachen leere Phrasen oder schöne Worte bringen, da spricht der Germane geradeaus, nennt scapha scapha; die deutsche Sprache ist auf heimatlichem Boden gewachsen, nicht so die anderen Sprachen, spanisch, französisch, italienisch, die einem corrupten Latein entstammen. Nun fallen die andern Sprachen über den Germanus her: der Grieche meint, die deutsche Sprache wäre zu reich an Festgelagen, also ist nicht geeignet für das allgemeine Wohl, der Italiener meint, was für ein Regiment wo „ein Teutscher Mickel" herrscht, worauf ihn der Germane anfährt: „Du Wälscher Häschlmacher"! Es folgen dann die Reden für die andern Sprachen. Schließlich spricht Mercur als Schiedsrichter jeder Sprache ihre besondere Sphäre zu: das Latein für Berathungen, Italienisch für Hofmusik, Französisch für die Hofdamen, Deutsch für die Krieger. Und ich, ruft der allmodische Teutsche? O beinahe hätte ich dich vergessen, erwidert Mercur, an allen Höfen werden Hofnarren gehalten, du wirst im Sprachensaal der Hofnarr sein.

Gegenüber der vielfach grassierenden Verachtung des deutschen Vaterlandes hat Andreas Friz (1711—1790) eines seiner Trauerspiele, „Kodrus", ganz der Verherrlichung heroischer Vaterlandsliebe gewidmet. Dasselbe klingt aus in einem Preishymnus des Chores auf den Tod fürs Vaterland:

Der uns die Sicherheit,
Der sich die Ewigkeit
Mit seinem Tode erzwungen,
Mit seiner Tugend errungen.
O schöner Tod! beglückte Wunden!
O wahrer Helden Unterricht!
Wo Kodrus ew'gen Ruhm gefunden,
Beweinen wir denselben nicht.

Nein: solch ein Scheiden
Ist zu beneiden.
Verbannet die Sorgen des Krieges
Und jauchzet Gesänge des Sieges.
O schöner Tod! beglückte Wunden!
O wahrer Helden Unterricht!
Wo Kodrus ew'gen Ruhm gefunden,
Beweinen wir denselben nicht.[1]

Um dieselbe Zeit feierten in Bayern zwei Jesuitendichter, Claus und Weitenauer, in ihren Trauerspielen ebenfalls die Vaterlandsliebe. P. Anton Claus aus Kempten (1691—1754) widmete von seinen vier Tragödien zwei der Verherrlichung der Vaterlandsliebe. In seinem Themistokles feiert die Vaterlandsliebe den größten Triumph, und in seinem Scipio will er zeigen, wie sein Held Frauenliebe der Liebe zum Vaterlande zum Opfer bringt.

Im Jahre 1741 erschienen von P. Claus „Tragödien, die im Herbst aufgeführt worden".[2] Sie enthalten Scipio, Stilico, Themistocles, Protasius. Ein Jahrzehnt später, 1750, erhalten wir von ihm 2 Bände, Exercitationes thea-

[1] Andreas Friz', Priesters der Gesellschaft Jesu, Trauerspiele, von einigen bemeldter Gesellschaft aus dem Lateinischen übersetzt. Wien 1762. 2. Ausg. 1771, 158. Vergl. 86, 126, 137. Sein erstes Drama Zriny erschien 1738, die lateinischen Tragoediae 1757 und 1764. Über die glänzende Aufführung seines Cyrus in Schönbrunn (1759) und Laxenburg (1760), seines Julius Martyr im Theresianum (1765) in Gegenwart der Kaiserin s. Weilen, Die Theater Wiens 1, 41.

[2] Tragoediae ludis autumnalibus datae Augustae Vind. 1741. 8°. 334 p. Die 2. Ausg. 1753 8° 334 p. ist genauer Abdruck oder Abzug der ersten. Die deutsche Übersetzung P. Ant. Claus, Trauerspiele, Augsburg 1775, gibt den Text, aber nicht die kritischen Anmerkungen. „Claus gehört — wie ein Kenner des Jesuitendramas urteilt — mit dem gelehrten P. Weitenauer zu den besten Dramatikern im letzten Jahrhundert vor Aufhebung seines Ordens; beide haben auch für die wissenschaftliche Auffassung der lateinischen Schulbühnenverhältnisse im Zeitalter Lessings eine besondere Bedeutung." Eine ausführliche Skizze seines Stilico ergibt enge Geschlossenheit der Handlung und scharfe Charakteristik der auftretenden Personen. Von den übrigen Dramen hebt derselbe Kritiker hervor: „Das erste seiner Dramen Scipio als Sieger über sich selbst ist so spannend durchgeführt, daß es in diesem Betracht wohl die Palme unter den alten Jesuitendramen verdient; es ist auch das einzige Stück, wenigstens von den gedruckten Komö-

trales, die meist Dramen über Heilige enthalten, u. a. Stanislaus, Katharina, S. Joh. Baptista.[1] In der Einleitung zu diesen Übungen bemerkt Claus, daß er nur gedrängt diese Stücke, die er während des Jahres in der Schule und in der Kongregation habe aufführen lassen, dem Drucke übergebe aus Liebe zu den Lehrern, die solche Stücke für die Übungen in der Schule als Vorbereitung für die größeren Aufführungen gebrauchen.

Unter den Übungen befinden sich auch einige Komödien, wie Spiritus sine spiritu, die den geplanten Eintritt von Studenten in ein reiches Kloster persifliert: den Studenten ist es nur um Befreiung von den Lasten der Schule und um guten Wein zu tun, oder Tonsiastrus, ein studierender Wirt, der am besten Wasser in Wein zu verwandeln versteht, wobei manche deutsche Verse unterlaufen:

Es lebe der Herr Würth!
Der so hoch gestudiert,
Er ist fürwahr ein glehrter Mann,
Der Wein aus Wasser machen kann.
Es lebe der Herr Würth!

In dem Vorwort zu den theatralischen Übungen, die von Lehrern der untern Klassen unter Leitung des P. Claus in dem Gymnasium zu Dillingen aufgeführt wurden und die 1755 ein Jahr nach dem Tode des P. Claus erschienen, heißt es, daß diese Dramen einige junge Magistri verfaßt und mit vielem Beifall aufgeführt haben. Die Verfasser haben allen Fleiß aufgewandt; besonders verdanken sie viel der Leitung des P. Anton Claus, eines Mannes, der sich um die schönen Wissenschaften, zumal um mehrere Bühnen unserer Provinz sehr verdient gemacht hat und auch von Auswärtigen als Choragus gefeiert wird, und der schließlich über seinen Arbeiten für das Theater gestorben ist. Die lebhafte charakteristische Darstellung habe großen Erfolg gehabt. Die Dramen behandeln u. a. den Kinderkreuzzug, speziell den Zug der Kinder aus Dillingen, Lauingen und Höchstädt, einen Gänse-Hirten, der, unter die Pagen erhoben, sich rühmet, von der Erbsünde und aller Neugierde frei zu sein und schließlich als der neugierigste entlarvt wird. Es folgen Studentenszenen, so aus dem Leben der armen Studenten Date et dabitur vobis; aus dem Leben eines reichen Studenten, der das Studieren nur für Sache der Armen, aber eines reichen Sohnes für unwürdig hält; der Sohn eines Schusters, der zum Studieren bestimmt, aber faul ist, schließlich auf der Schusterbank büßen muß (Sutrina pigrorum schola); ein anderes Mal die bestrafte Nachtschwärmerei eines Gymnasiasten (Gymnasiasta Noctambulo), oder die Studenten von denen Niemand etwas eingestehen will, aber davon ihren Schaden besehen (Nemo), schließlich die böse Enttäuschung eines in seinen Buben verliebten und ihm alles erlaubenden Vaters (Poena neglectae educationis). Es sind alles Szenen aus dem Leben der damaligen Studenten gegriffen und wirkungsvoll dargestellt.[2]

Interessant sind die Bemerkungen des P. Claus zu den einzelnen Stücken seiner Herbst-Tragödien, die er zum Nutzen der mit Theaterarbeit Betrauten beigefügt hat. Wir erhalten da eine kleine Dramaturgie, wie sie P. Claus sich vorgestellt. In den Bemerkungen zu Scipio handelt er u. a. über die Einheit des

dien, mit genauer Bühnenanweisung und deshalb doppelt lehrreich. Sein Themistocles mit der glühenden Vaterlandsliebe verleugnet ebenfalls den gewandten Dramatiker nicht. Die Märtyrertragödie endlich von dem König Protasius erfüllt ganz ihren erbaulichen Zweck. Wenn Claus in der Einleitung zu seinen vier Dramen meint, daß der große Erfolg seiner Werke auf vielen Schulbühnen des Ordens mehr der Geschicklichkeit der Darsteller und der Empfänglichkeit der Zuschauer zu verdanken sei, so ehrt das seine große Bescheidenheit, mindert aber nicht das Lob des Dichters." N. Scheid, Stilico von Claus, Stimmen der Zeit 93 (1917) 472 ff.

[1] Exercitationes theatrales Ingolstadii 1750 8°. 332 und 348.

[2] Exercitationes theatrales. Augustae Vind. 1755. 8°. 2 Bde. 252 u. 202 S.

Ortes, der Zeit und Handlung, an die er sich satis stricte gehalten. Bei Stilico rechtfertigt er im einzelnen die Entwicklung der Charaktere und die Einheit der Handlung nach der Erklärung des Aristoteles durch Corneille. Er macht für den Dichter die Freiheiten geltend, die ihm auch Aristoteles zubilligt, der Poet sei kein Historiker mit wiederholter Berufung auf die Abhandlung Corneilles über die Tragödie. Schließlich vergleicht er seinen Stilico mit demselben Stoff bei Thomas Corneille. Bei seinem Themistokles setzt er ausführlich die alte Theorie über Furcht und Mitleid bei der Tragödie auseinander (244); in den Bemerkungen zu Protasius verteidigt er, daß er die grausame Hinrichtung des Königs nicht auf die Bühne gebracht, denn ich halte es nicht mit denen, die nur das für die Krone der Tragödie halten, wo die Bühne von Blut trieft und zerrissene Menschenglieder alle Winkel des Theaters besudeln. Denn unser so humanes Zeitalter hat einen Abschen vor einer solchen Metzgerei, abgesehen davon, daß dergleichen Schaustücke zu großen Schrecken und bei weniger geschickter Darstellung Gelächter hervorrufen, das doch bei einer solchen Szene ganz und gar nicht am Platze ist (333).

P. Ignaz Weitenauer aus Ingolstadt (1709—1783) gab im Jahre 1758 zu Augsburg seine Tragoediae autumnales heraus. Eine dieser Tragödien heißt Arminius und soll, wie der Verfasser ausdrücklich bemerkt, die Liebe zum Vaterland verherrlichen, welcher Arminius alles opfert. Marabodnus spiegelt die Sitten der alten Deutschen wider, ihre Ausdauer, Charakterstärke, Freiheitssinn, Offenheit und Treue. Kräftig ist besonders die zweite Szene des vierten Aktes, welche die Germanen für das von den Römern verachtete und niedergetretene Vaterland begeistert.[1]

Solche Dichter werden auch aus der Schweiz erwähnt. Fiala rühmt in seiner Schulgeschichte von Solothurn die „Verdienste, welche sich P. Ignaz Zimmermann mit seinem Freunde P. Franz Crauer durch die dramatischen Bearbeitungen aus der Schweizergeschichte um die Hebung vaterländischer Gesinnung bei der schweizerischen Jugend erworben". Zimmermanns erstes vaterländisches Schauspiel „Urs und Victor" wurde 1772 in Solothurn aufgeführt. Fünf Jahre später veröffentlichte er „Wilhelm Tell, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen". „Seinen edlen vaterländischen Charakter und seinen schönen Eifer für Bildung und Erziehung der Jugend mag am besten sein Segenswunsch ausdrücken: ‚Der Himmel segne die Absichten aller derer, welchen die Erziehung anvertraut ist, und lasse ihre Schüler zu guten Bürgern und eifrigen Christen, dem Vaterlande zum Troste und zum Ruhm der heiligen Religion aufwachsen.' Das ist der Mann, von dem der protestantische Pfarrer Maurer von Schaffhausen sagte, ‚es sei unmöglich, wenn man ihn sah oder hörte, ihn nicht zu lieben'."[2] P. Franz Crauer, der 1756 Jesuit wurde, „ein ausgezeichneter Lehrer, hat sich auch als Dichter vaterländischer Schauspiele rühmlich bekannt gemacht".[3]

---

[1] Arminius:
O sancta patria magna virtutum parens
Quisquam impudentes Teuto Romanos
amet . . .
Maroboduus:
Vir magne vincis. Cogis odisse improbos
Amare cogis patriam et mentem hanc
tuam . . .
Iuro perennem nomini Alemanno fidem
Eiuro Romam. Teuto sum, verbo sat est. —
Tragoediae autumnales auctore Ign. Weitenauer S. J., Aug. Vindel. 1758, 106 f. 167—170. Sie erschienen in deutscher Übertragung 1777.

[2] F. Fiala, Geschichtliches über die Schule von Solothurn V, Solothurn 1881, 23.

[3] Ebd. V 23, A. 6. Seine Schauspiele bei Sommervogel 2, 1647. Vergl. über Zimmermann Otto Hunziker, Geschichte der Schweizerischen Volksschule 1 (1881) 268 ff., über Crauer, Schollenberger, Zur Geschichte der deutsch-schweizerischen Dichtung 1 (1919) 136.

Gegen die Ausländerei richten sich zwei Schauspiele des Historikers der Ingolstädter Hochschule, P. Joh. Mederer.[1] Sein Biograph Westenrieder urteilt darüber:

Die zwei Lustspiele zeigen die Anlagen unseres Mederers auf eine sehr vorteilhafte Art. Die kleinen theatralischen Übungen wurden in neueren Zeiten, da man zu wähnen anfing „anders zu denken als unsere Voreltern dachten, sei schon so viel, als gut, richtig scharf denken", als ein müßiger Zeitverderb getadelt und (wenngleich Männer von Kopf das Gegenteil behaupteten) als ein Zeitverderb behandelt und ausgemerzt . . . Von den zwei Lustspielen unseres Mederers wurde eins „Nobilitas affectata et punita" 1758 zu Ingolstadt, das andre „Peregrinatio" 1759 zu Landshut aufgeführt. Beide Stücke sind so geschrieben, daß sie noch jetzt auf einem Haustheater auf nicht schon ganz verwöhnte Zuschauer eine gute Wirkung machen würden . . . Die Peregrinatio (Reise) hatte zum Zweck, das Ungereimte und Schädliche der damals modischen, unter dem deutschen Adel und reichen Eltern allgemein herrschenden Thorheit zu schildern, der Thorheit nämlich, das Wichtigste, worauf die Häupter der Familien sehen sollten, den Unterricht und die Bildung ihrer Kinder, hergelaufenen Franzosen und Französinnen ohne alle Gewährleistung ihrer Geschicklichkeiten und sittlichen Eigenschaften, bloß wegen ihrer frech und durchfahrend sich aufdringenden Kühnheit und selbstgefälligen Zuversicht anzuvertrauen; und es wahr, recht und schön zu finden, wenn ihren Kindern das deutsche Vaterland und jede deutsche Umgebung in dem häßlichsten Lichte dargestellt und verächtlich gemacht wurde; die oberflächlichsten Dinge artig und wohlgethan zu finden und wohl gewöhnlich noch dazu ihre ganze Hausherrschaft nach den Einfällen und den Übermuth solcher Leute einzurichten, und das schimpfliche Joch mit einer unbegreiflichen Blindheit so lange zu tragen, bis ein herbes Ereigniß die Augen freilich oft zu spät geöffnet hat.

Aus dem langen Auszug bei Westenrieder mögen folgende Stellen die Auffassung Mederers zeigen:

Benno (der deutsche Zögling): Was fehlt aber doch dieser Gerte!

La Fleur (der Diener des französischen Hofmeisters): Alles. Es ist eine deutsche Reitgerte. Schon genug. Alles was von deutschen Handwerkern kommt, ist dumm, plump und ungestaltet. . . .

Anton: Aber mein liebes kleines Vetterchen Jean, warum wollen Sie denn nicht lieber bei uns in Deutschland bleiben?

Jean (der sich eben das deutsche „Johann" verbeten): Weil die Deutschen lauter Narren und dumme Bets sind. Sagen Sie mir nichts von Ihren Deutschen. Ich schäme mich, als ein Deutscher geboren zu sein.

Im zweiten Akt macht Mederer besonders die französische Modesucht lächerlich.

Theodor (deutscher Kaufmannsdiener) in einem umgekehrten Rock: Bon jour, Monsieur.

Jacques (Bruder des Jean): Votre valet, Monsieur.

Theodor: Ich habe gehört, daß Sie nach Paris reisen.

Jacques: Oui, Monsieur.

Theodor: Ich komme soeben von Paris.

Jacques: Pardonnez, Monsieur. Sie haben in der Eile Ihren Rock verkehrt angezogen.

Theodor: Keineswegs, Monsieur. Das ist die allerneueste Pariser Mode. In Paris trägt diesen Augenblick jedermann seinen Rock so.

Jacques: Das wäre![2]

---

[1] Beyträge 9 (1812) 19 f.

[2] Westenrieder bemerkt hierzu: „Dieser Einfall mit dem umgekehrten Rock scheint im ersten Augenblick übertrieben, allein wir dürfen nur umherschauen, um zu sehen, daß er es nicht ist. Wir haben den Franzosen und anderen Nationen wohl andere Dinge, als das Umkehren eines Kleides ist, abgeborgt."

Theodor: Das ist so, Monsieur. Ganz Paris lacht über Sie, wenn Sie den Rock anders tragen.

Jacques: Sonderbar! Was doch die Franzosen alles erfinden! Sinnreiche Köpfe sind sie, das hat seine Richtigkeit. Was sie erfinden, hat einen grundtiefen Sinn.

Theodor: Das ist weltbekannt.

Jacques: Vermutlich tragen jetzt die Pariser die ehemalige Außenseite ihres Rockes aus der Ursache inwendig, weil jene Aussenseite schöner und mithin nicht jeder Witterung und jeder Verderbnis preiszugeben ist.

Theodor: Fürwahr, ein rarer Einfall! In meinen Kopf wäre er nicht gekommen.

Jacques: Sie sind ein Deutscher. Aber ich will die nützliche Erfindung gleich nachahmen (er kehrt seinen Rock um). Jeder wird lachen, der meinen Aufzug zum erstenmal sieht; aber wozu lachen die Deutschen nicht? Doch mein Hofmeister wird es flugs begreifen und nachahmen. . . .

Der französische Hofmeister Ronpierre, der von dem deutschen Hauslehrer aufmerksam gemacht wird, daß er nun selbst sehe, was aus dem jungen Herrn geworden, entschuldigt sich damit, daß die Spuren der deutschen Albernheit nicht mit einemmal verschwinden könnten. Im dritten Akte werden Ronpierre und sein Diener La Fleur als gemeine Betrüger entlarvt.[1]

Dem Kampf gegen den vordringenden Macchiavellismus und Atheismus sind eine ganze Reihe von Dramen gewidmet. Während im dramatischen Teil das abschreckende oder ermunternde Beispiel dargestellt wird, entwickelt der musikalische Teil in Arien und Chören die Grundsätze oder persifliert die Gegner.

So zeigt uns z. B. das Dillinger „Trauer-Spiel" vom Jahre 1762 Boleslaus IV., König von Polen, einen Fürsten, der sich durch Geld zur Duldung des Götzendienstes bei den Pommern verleiten läßt. Die „Chori Musici", deren Text in der Synopse wörtlich wiedergegeben wird, besingen die verderblichen Grundsätze der Geldsucht und der Pseudopolitik. Für Geld ist alles käuflich, selbst Gott und Glaube werden dafür verraten.[2] Dem Pseudopolitiker ist Selbstsucht die einzige Richtschnur des Lebens, kalt und warm ist bei ihm gleich, wie ein Wetterhahn auf dem Dache dreht er sich nach der Gunst des Augenblicks.[3] Wenn das Ärar gut steht, brauchts keine Religion, die beste Religion ist der Geldbeutel und der Zeitgeist.[4]

---

[1] Andere Beispiele gegen Reifrock, Haarkünste und Ausländerei aus dem 18. Jahrhundert bei Vahlmann, Jesuitendramen der Niederrheinischen Provinz (1896) 314, 326.

[2] Inhias fidei?
Da aurum,
Et hunc thesaurum
Mox tradent perfidi.
Nummi si tinnient,
Numen abjicient
Mentes venales.

[3] Si nosse vis Politicum
Est animal amphibium,
Quad parum curat Dominum,
Pro more
Quod calidum et frigidum
Eodem efflat ore.
Pro morum norma unicum
Hoc illi est compendium
Sectare tuum commodum;
A recto
Hinc vertit aura temporum
Ut gallum super tecto.

[4] Interesse proprium:
Quod corpori est anima
Hoc mundo est pecunia.
Cur curae sit Religio:
Neglecta hac aerario
Si bene sit consultum?
Ob cultum Dei liberum
Si perdas lucrum proprium
Quis te non dicet stultum?
(Interesse et Pseudopolitica) Ambo:
Est illa fides optima
Quae nostra fovet commoda
Quae libero ingenio
Constringi vinclis nescio
Scit se accomodare.
Quae delicato stomacho
Et mundi huius modulo
Scit se attemperare.

Gegen die vordringende Freigeisterei und die damit verbundene Verspottung des „abergläubischen und unwissenden Bayern" trat P. Joh. Seidl auf in dem Prolog und den Chören seines „Ludovicus IV. Bojorum Dux", der zuerst September 1757 zu Ingolstadt, dann Herbst 1764 in Landshut aufgeführt wurde.[1] Der Schmuck der Altäre ist Aberglauben, Gehorsam gegen Rom Furchtsamkeit, Widerstand gegen Rom Männlichkeit. Der Scheinpolitiker lobt die Politik als Augapfel des Staates; von der alten Bavaria gefragt, was er denn von Bayern halte, antwortet er französisch: Madame Loquar franchement sans façon, sans compliment: Bavaria hat vielen Aberglauben, wenig Kunst und Wissenschaft, der Aberglaube macht dich arm, die Unwissenheit verächtlich. Eine Arie setzt ein: Warum das Gold in den Kirchen, warum wird es nicht flüssig gemacht zum Heil des Staates. Aber es fehlt in Bayern an Gelehrten und an Männern. In Leiden, Marburg, Jena, Leipzig, London, Berlin und Halle da ist Wissenschaft, da werden Männer gebildet.[2]

Die am 5. und 6. Herbstmonat 1764 in Landshut aufgeführte Komödie hatte nach dem vorliegenden gedruckten Szenar[3] den Titel „Ludovicus IV. Bojorum Dux". Sie verherrlicht den wegen seiner Glaubenstreue 1231 ermordeten Herzog. Im Prolog wünscht das alte Bayernland dem heutigen Glück wegen Erhaltung der wahren Religion und ermahnt, selbe auch künftig beizubehalten. Der erste Chor (nach dem 2. Aufzug) besingt, wie die Feinde der wahren Religion durch Hilfe der falschen Staatskunst in Bayern eindringen wollen, während der zweite Chor (nach dem 4. Aufzug) schildert, wie die Feinde der wahren Religion aus Bayern vertrieben werden.

Das Jahr 1764 ist das Jahr des Erscheinens des Febronius; in München hatten die Klosterstürmer, besonders die Ausländer Ickstadt und Osterwald, Oberwasser erhalten. Sie fühlten sich getroffen und liefen Sturm gegen den unbequemen Dichter. Der gutmütige Kurfürst ließ sich von Ausländern bestimmen, den treuen Bayern Seidl aus Bayern zu verbannen.[4]

---

[1] P. Joh. B. Seidl war geb. 1721 zu Ottersing (Diözese Freising), eingetreten 1739; 6 Jahre Professor der Grammatik und Poesie, 18 Jahre Professor der Rhetorik an verschiedenen Gymnasien der oberdeutschen Provinz. Er starb 1775 zu Landsberg.

[2] Lugduni Batavorum
Est patria doctorum
Marburgi, Jenae, Lipsiae
Quaerendae sunt scientiae.
Helmstadii, Londini,
Tubingae, Berolini,
Halae apud Saxones
Ibi fiunt homines.
Libertas sentiendi
Lex prima est sciendi.

Bavaria vetus et nova exhibita in dramate musico cantatorio anno 1755 auctore P. Seidelio S. J. Rhet. Prof. Druck in Nova Acta Historico-Eccles. 7 (1767) 78—91 und in Besnards Literaturzeitung (Landshut) 1832 Sept.: „Eine Weissagung, die sich in neuerer Zeit erfüllt hat." Darnach separat mit demselben Titel bei Thoman in Landshut. Titel und Jahr sind in den Nachdrucken irreführend; ein Stück Bavaria vetus et nova vom Jahre 1755 gibt es nicht. Die Abdrücke enthalten nur den Prolog und die beiden Chöre des Ludovicus IV. Der etwas ausführlichere Text in der Handschrift Clm. 1712 (Groß-Folio, 23 S.) trägt die richtige Überschrift: Musica Comoediae finalis Ingolstadiensis, d. h. die Musikeinlagen der Ingolstädter Schluß-Komödie.

[3] München. Staatsbibl. Oefele 355.

[4] Am 26. September 1764 schrieb Maximilian Joseph an den oberdeutschen Provinzial: Uns ist von der in dem Gymnasio zu Landshut jüngsthin exhibirten Comödie ein gedrucktes Exemplar zu Gesicht gekommen, worin bei der zwischen dem alten und neuen Bayerland angestellten Vergleichung der jetzige Zustand des letztern in Rücksicht auf das Religionswesen so gefährlich und gehässig abgeschildert wird, daß ein jeder in Sachen nicht genugsam informirter Leser billich glauben kann, daß der wahre katholische Glaub aus seinem uralten Wohnsitz in unsern Landen vertrieben, hingegen sowohl die Frei-Geisterei als andere ketzerische Sekten aus

Den entschiedensten Kampf gegen die deutsche Unkultur des 18. Jahrhunderts führte P. Franz Callenbach, dem wir schon früher bei Wetzlar begegnet sind, in den satirischen Komödien oder vielmehr Dialogen, die er besonders auch in den Faschingstagen von seinen Schülern aufführen und dann später in erweiterter Form im Druck erscheinen ließ.[1]

Warmes Mitempfinden mit Elend und Not der Mitmenschen und flammende einem edlen Herzen entspringende Entrüstung über so vielfältige schreiende Bedrückung und Ungerechtigkeit haben Callenbach die Feder in die Hand gedrückt und Bilder erschreckender Unkultur gezeichnet, die trotz der satirischen Einkleidung und gelegentlicher humoristischen Übertreibungen allen Anspruch auf historische Wahrheit erheben dürfen.[2]

---

falsch politischen Absichten Platz darin gemacht worden wär. Von Anfang seiner Regierung habe dem Kurfürsten nichts so sehr angelegen als die unverrückte Beibehaltung der katholischen Lehre. Er begreift nicht, wie man deshalb dergl. unerfindliche Dinge auf das Theater bringe: und will uns schier bedünken, als hätte man die Religion aus keiner andern Ursach darin auftreten lassen, als unter diesem speziosen Vorwand, unsere Regierung auch in anderen Stücken nur desto freier kritisiren zu können und solche bei dem inländischen Publike verhaßt, bei dem ausländischen aber verächtlich und lächerlich dadurch machen zu wollen. Das habe sein äußerstes Mißfallen erregt; er begnügt sich einstweilen, daß der Author einer so unüberlegten und ungereimten Composition halber nicht nur ernstlich von euch reprimandirt und bestraft, sondern auch unverzüglich aus unseren Landen fortgeschickt und ohne unsere Spezialbewilligung nicht mehr wiederum zurückgerufen werde. Wir wollen auch, daß in Landshut, wo der Skandal geschehen ist, hinfüro keine Comödie mehr von euch exhibirt oder gedruckt werde, es sei denn das Exemplar von unserer Regierung vorher revidirt und approbirt worden, an andern Orten außer Landshut lassen wir es zwar bei der dermaligen Revision noch ferner bewenden, versehen uns aber anbei, ihr werdet bei der euch untergebenen Societät solche Vorsicht hierin gebrauchen, damit dergl. ärgerliche und mehr einem Pasquill gleichende Exhibitiones und Druckschriften um so gewisser hinfür unterbleiben möchten, als im widrigen Fall die Societät üble Folgerungen sich selbst beizumessen haben wird. *Kop. München. Staatsbibl. Öfele 355. Druck schon 1767 in den Nova Acta Hist. Eccl. 7 (1767) 921 und Jahrbuch für Münchener Geschichte 3 (1889) 174. Am 6. Nov. 1765 verfügte der Kurfürst an die Regierung in Landshut, er habe zwar das Kollegium S. J. in Landshut von der aufgetragenen Einsend- und Revidirung der exhibirenden Comödie wiederum gnädigst dispensirt, verhoffe aber, daß man diese gnädigste Erlaubniß nicht mißbrauchen werde, worauf die Regierung gute Obacht zu halten hat. *Konz. M. R. Jes. 1708.

[1] Wurmatia, Wurm Land — Quasi sive mundus quasificatus — Quasi Welt — Uti ante hac, Auf die alte Hack — Genealogia Nisibitarum — Eclipses politico morales — Quasi vero, Der Hinckende Bott — Puer centum annorum, Kinder-Spiehl — Almanach, Welt-, Sitten-, Staat-, Marter-Kalender. Alle diese Satiren erschienen anonym, manchmal ohne Angabe von Ort und Zeit; wo die Zeit des Erscheinens angegeben ist, sind es die Jahre 1714 und 1715. Die zahlreichen Ausgaben verzeichnet am genauesten Dammert, Franz Callenbach und seine satirischen Komödien (1903) 91 ff. — Daß diese satirischen Dialoge auf dem Theater aufgeführt wurden, beweisen nicht allein verschiedene Angaben auf den Titeln und die zahlreichen Regienoten für Personen, Musik und Tanz, sondern auch gelegentliche Notizen in der handschriftlichen Geschichte der Residenz von Wetzlar; so werden 1697 und 1698, also zur Zeit, wo P. Callenbach in Wetzlar die Rhetorik lehrte und somit die Komödien zu verfassen hatte, als Schluß-Komödien genannt: Calendarium chronico-politicum und Itinerarium politicum. Eine gleichzeitige Handschrift in der Bibliothek des Historischen Vereins von Oberbayern in München trägt den Titel: Quasi vero in Saturnali Dramate exhibitum ab uno Patrum S. J. Wetzlariae 1712. Der Prolog gibt Europae Klagelied ähnlich wie in dem Druck Quasi vero 1714. Trotz der geringen Schülerzahl widmete die Jesuitenschule wie anderwärts auch in Wetzlar der Schulbühne eine besondere Aufmerksamkeit. Im Jahre 1702 errichtete man nach der Straße hin eine geräumige, von Säulen gestützte Halle, die hauptsächlich für die Aufführung von Komödien diente.

[2] Vergl. Stimmen der Zeit 110 (1926) 330 ff.

Da ist es vor allem das Grundübel der Zeit, der Absolutismus, der in scharfen Strichen gezeichnet wird. Die Maxime des Absolutismus lautet: Der Regent ist nicht da für das Land, sondern das Land für den Regenten. Damit e i n e r sich wohl befindet, darf es allen andern schlecht gehen, alle sollen leiden von einem (Wurmatia 18 ff.); die christlichen Regenten regieren nicht als administratores anstatt Gottes, sondern als proprietarii, als wenn sie nicht für das Land, sondern das Land für sie wäre (Quasi vero 20). Krieg und Unglück haben nicht so viel ausgesaugt, so viel geschadet, als die gegenwärtige Art zu regieren. Alles geht nur auf äußere Pracht. Das Geld der armen Bürger und Bauern frißt am Hofe ein Heer unnützer Beamten, Trabanten, Tellerlecker, Schmarotzer, Komödianten, Musikanten, Tänzer usw. (Quasi vero 64). Fürst und Adel wollen immer höher hinaus: „Jetzt will der Fürst königlich, der Graf fürstlich, der Baron gräflich, der Junker freiherrisch leben: dazu gehört aber mehr, als sie Einkünfte haben" (Eclipses 70). Die Fürsten profitieren mehr vom Kriege als vom Frieden, denn die Landeskinder werden regimenterweise verkauft an den Meistbietenden für „Subsidiengelder". Auf Beförderung darf ein Bürgerlicher nicht hoffen; es gibt so viele Prinzen, Grafen und Barone, die nicht nur durch vergossenes, sondern nur durch ihr vornehmes Blut in die Höhe steigen. Ämter und Würden werden ihnen schon in der Wiege übertragen, und während sie noch mit Milch genährt werden, bereichern sie sich schon durch das Blut der kämpfenden Soldaten.

Bei der Prunk- und Vergnügungssucht der Regenten blieb keine Zeit für das Regieren, das besorgten die Minister auf ihre Art. Ein Minister rühmt sich: Wohlan, meine lieben Getreuen, ihr sehet, wie weit ichs gebracht. Mein Herr ist Regent dem Namen nach, ich in der That. Alles geht durch mich: kein Dekret wird expedirt ohn meine Approbation. Ich hab mich necessaire gemacht; macht mir etwan mein Herr den geringsten Anstand, ohne mir in allem zu willfahren, stelle ich mich, als offerirten mir andere große Herrn ihre Dienste. Darnach wird mein Herr intimidirt, verwilligt, was ich verlange, vermehrt mein Salarium, gibt Praesenten, um mich zu erhalten in seinem Dienst (Genealogia Nisibitarum 12 f.).

Je unfähiger der Regent, um so leichteres Spiel hatten die Minister. Demokritus klagt: Es liegt nicht allzeit an dem, daß einem die Geburt den Szepter reicht: Heroum filii noxae: großer Herrn Kinder sind zuweilen Ochsen. Wenn ein Esel im Marschstall geboren wird, darf er sich deswegen noch für kein Pferd ausgeben. Ein anderes ists ein Fürsten-Kind, ein anderes ein Fürst: Vae Regno cuius Rex puer est, je älter das Kind, um so schlimmer. Dazu meint ein alter Hofmann: Den alten Staats-Ministern ist es recht, die profitieren davon, wenn der Regent von schwachem Hirn, der muß blind unterschreiben, was man ihm vormalt. Ein anderer klagt: O, wie wahr ist es, wenn große Herren spielen, muß das Volk verlieren. Man zankt sich um der Unterthanen Balg, wem das Recht zukomme zu scheren. Man gibt ihm zwar ganz einen andern speciosen Namen, in der That aber ist es nicht anders. Was herrliche Worte gebraucht man in Decretis, Rescriptis, Diplomatibus? Es heißt: aus mildester landesväterlicher Vorsorg hab man für nötig gefunden, diese oder jene Verordnung zu thun. Was aber manchmal mit unterläuft, ob nicht dieses oder jenes Ministri partikuliere Absehen Unterschleif haben, lasse ich dahingestellt sein. Das ist nicht anders zu gedenken, ergänzt ein Dritter. Niemand vergißt seiner selbst. Ein jeder wartet seinem eigen Nutz ab, als wäre er allein in der Welt (Puer centum annorum 12 ff.).

Die Geistlichen an den Höfen hatten einen schweren Stand und nicht alle waren ihrer Stellung gewachsen. In der dritten Staats-Tortur des Almanach hält ein alter Hofkavalier dem Hofprediger vor: Herr Hof-Prediger, wie so still

unter quaxenden Fröschen? Kann er solchen Greul will nicht sagen über sein Herz sondern über sein Gewissen bringen? Er ist in seinem Gewissen schuldig ins Kraut zu reden. Der Hofprediger verteidigt sich: Rede ich ins Kraut, so ists um mein Hof-Suppe geschehen. Belle ich, so stopft man mir das Maul mit ungemeinen Bedrohungen. Das Gewissen drückt und überzeugt mich: ich soll drein reden, aber Staats Bedenken halten mich zurück. Das Predigt Amt hat man eingeschränkt, die Haupt Materien sind verboten zu berühren, dergestalt, daß wo im Evangelium Meldung davon geschieht, muß mans übergehen. Das bestätigt der Hofkaplan: Wir sollen den Belz waschen, aber nicht naß machen. In dem Moment komme ich vom Regiments Feld Prediger, der mich solle anführen, wie ich die Meß kurz genug soll machen, denn unsere Hof Dames eilen zum Caffée, können nicht so lang ausdauern. Es war schon an dem, daß ich meine Dimissiorales bekommen, wenn ich mich nicht um ein ziemliches gebessert hätte. In der weiteren Diskussion kommt der Hofprediger auch auf den Hofbeichtvater zu sprechen: Nicht besser geht es dem ehrlichen alten Beicht-Vatter. Der hat den Namen gar umsonst. Er ist Beicht-Vatter, hat aber weder Beicht-Söhne weder Beicht-Töchter. Es ist soweit kommen, daß dieses nur eine Staatsbedienung, ein Charge propter bene stare ist worden. Der ehrliche Alte bejammert oft seinen Zustand. Er verlangt seine Demission, weil er aber die rechten Qualitäten zu solchem Amt hat, ists ihm öfter in Gnaden abgeschlagen worden. Auf die Frage des Hofkavaliers, was das für Qualitäten seien, zählt der Hofprediger auf: Der Beichtvater hört nicht mehr wohl, das haben die Beichtkinder gern. Er läßt wohl mit sich handeln, kritisiert nichts, fragt nicht nach, läßt drei grad sein. Bei alledem ist er skrupelfrei, daherro sucht man ihn zu halten. Dann klagt der Hofkaplan: Alles hat am Hof seine bestimmte Zeit, spielen, tanzen, jagen usw. Nur zum Gottesdienst ist keine gewisse Zeit. Ich stehe manchmal über eine Stunde am Altar, mach Scenas mutas, bis es denen gelegen ist, der Meß beizuwohnen, denn entweder muß man noch den bona dies-Envoyés Audienz erteilen und mit dergleichen unnötigen Complimenten wieder abfertigen oder das rigorose Spiegel-Examen ist noch nicht vollendet oder man ist noch nicht geschminkt und so fängt die sogenannte Frühmeß ordinari um 1 Uhr nachmittags an und gar oft bleibts ganz unterwegen.

Der durch keine Hemmungen behinderte Absolutismus bedeutete für das Land vielfach Not und Elend.

Das Elend des niedern Volkes, der Handwerker, der Soldaten und besonders der Bauern, schildert Callenbach in erschütternden Bildern. Die Bauren seind schier alle Martyrer. Den armen Würmern saugt die Herrschaft Schweiß und Blut aus und macht Purpur daraus. Eine zur Verzweiflung gebrachte Bäuerin hält dem Beamten vor: Herr Amts-Vogt, um Gottes willen ist kein Gnad für mich und meine armen Waisenkinder? Die Presser sitzen im Haus, hausen nach Belieben. Ich bin entlaufen und hab alles im Stich gelassen. Was ich nicht hab, kann ich nicht geben und doch will mans mit Gewalt aus mir erpressen. Mein Mann hat sich vor Jahren zutodt gequält. Nun ist es an mir. Ich weiß nicht mehr, ob ich unter Christen oder unter wilden Völkern wohne. . . Es kann nicht schlimmer gehen als es mir schon gangen. Ich habe nichts mehr als das kummervolle Leben. Es kann vor Angst und Prest nicht lang mehr dauern. Der Tod kann nicht so grausam sein als ein solches Leben. Die Antwort ist eine Verwarnung wegen solch unbehutsamer Rede, die eigentlich schwere Strafe verdient hätte (Almanach 117 f.).

Im Hinckenden Bott klagt ein Bauer: Wans nur dem Land zum Nutzen käme, ich wollt nichts klagen. Es wird verspielt, verschenkt, verjagt, verbaut, ver-

reist. — Unsers Landsherrn sein Pracht ist aus unserm Blut geflossen. — Sein voller Aufzug ist unser Schweiß. — Wir seind geschorene Schaaff. — Bis aufs Blut aber pro Rege et Grege. — Man macht uns Bauern weiß, es sei auf den gemeinen Nutzen. Ja quasi vero hat sich wohl. Die Hoff Katzen, die hungrigen Mucke schleckens auf. — Mit dem Bauren Geld spreizt man sich. Siehst du nicht, wie sie daher gehen mit haarigen Schwänzen auf dem Kopf, das Haar sieht aus so weiß als wäre es in der Mühle gebeutelt worden. — Ich mag nichts mehr klagen: es hilft doch nichts, bald seind wir gar fertig, so bald die Haut über die Ohren gezogen (Quasi vero 22).

In einer Szene des Marter-Kalenders tritt ein Hauptmann auf, der erzählt, daß er vor vierzehn Tagen in Venedig war, wo er ein ganzes Dutzend Galeerenknechte abgeliefert. Auf die Vorhaltung, daß diese Bauern sich frevent-lich gegen ihre Obrigkeit aufgelehnt, erwidert der Hauptmann: Sie haben nichts anders verschuldt, als daß sie nicht konnten zahlen, was man mit Gewalt gegen alle Billigkeit angefordert hat. Es war nichts anders als „qui non habet in aere luat in cute.“ Auch der Gerichtsmann, der dem Hauptmann eine neue Kommission zur Verschickung einer Anzahl Landsleute überbringt, meldet: Ich kann kein bannmäßiges Verbrechen finden, als daß sie zu arm sein, können die sogenannte höchstrühmliche Landesväterliche Vorsorg mit ihrer Armuth nicht sekundiren. Schließlich liest der Beamte einen Brief vor, den er von Venedig von einem der auf die Galeeren gebrachten Bauern erhalten. Derselbe lautet:

Mein liebster Herr Gevatter. Wann dieses mehr mit Blut und Thränen als mit Dinten geschriebenes Handbrieflein ihn und die Seinen in besserem Stand wird antreffen als es mich verlassen, freut es mich noch in meinem größten Leid. Ich und meine beklagenswerten Mitgefangenen sein nach ausgestandenem Ungemach endlich kommen an den Ort, wo unser Jammer Leben entweder ein End wird nehmen oder erst recht anfangen. Wir machen uns keine Hoffnung mehr, in diesem Leben noch eines Glücksterns ansichtig zu werden. Der so oft mit Seufftzen und bittern Thränen verlangte Tod ist uns zwar zu Land vorbeigegangen, wird aber etwan zu Wasser uns würdigen, noch größerem bevorstehenden Elend zu entreißen. Die Wallfisch im Meer werden unserm strengen Herrn schlechten Dank erweisen, als welche uns dermaßen ausgemergelt, daß den Fischen nichts übrig geblieben als Haut und Bein. Hiermit nehme ich traurigen Abschied. In diesem Leben sehen wir uns einander nicht mehr. Empfehle meine in höchster Armut hinterlassene Weib und Kinder, denen zum Erbteil den Bettelstab mußte vermachen. Sollten sie zu Jahren kommen, wolle der Herr Gevatter mich als ihren Vatter entschuldigen, daß es ist nicht bei mir gestanden, sie glücklicher zu machen als ich selbst gewesen. Innerhalb zwei Stunden wird man uns abholen, an Bord führen und anschmieden, alsdann wird jeder von uns verkosten, wie die Streich von den Schiff-Seilern schmecken. Ein herzlichen und schmerzlichen Gruß an alle liebe Bekannte (Almanach 123 ff.).

In einer andern Szene desselben Almanachs (S. 119 ff.) wird geschildert „das Hinscheiden des alten siebenzigjährigen Mannes, dem in seinen alten Tagen die Frohnschrauben das Genick gebrochen“. Der Glöckner berichtet: Ich hab den guten Alten oft angetroffen in einer Ohnmacht. Seine eigene Arbeit mußt er liegen lassen, seine Frohn-Dienste zu verrichten. Vordem waren sie wohl regulirt, so daß der Unterthan dabei auch seinem Stück Brot konnte nachgehen, jetzt aber gehts bunt zu. Man haltet keine Zeit mehr. Man baut, man schanzt, man jagt, dazu werden ganze Gemeinden, Jung und Alt, Groß und Klein, Menschen und Vieh kommandirt und zwar auf der armen Leute selbsteigene Kosten. Manchmals hat's mir das Herz geblutet. Ohne Thränen konnt ichs nicht ansehen. Der Totengräber klagt: Es ist ein Greuel vor Gott, daß unter uns Christen eine größere

Sklaverei gefunden wird, als unter den Heiden, unter dem Deckmantel der Billigkeit. Die heidnischen Sklaven seind zu solchem Unglück geraten etwan im Krieg, aber christliche Sklaven werden so geboren gleich wie das Vieh. Und die Schul-Buben singen den Todten Gesang:

Der gute Mann war alt und krank,
Doch mußt er immer frohnen.
Hat doch von allen schlechten Dank,
Mit Schläg tät man ihn lohnen.
Der Acker Ochs hat besser Glück,
Man gibt ihm doch sein Futter.
Der Kuh ist wohl von Stück zu Stück
Fürs Futter gibt sie Butter.

Der Mensch allein das harte Joch
Ganz hungerig muß tragen.
Bei Schweiß und Blut muß leiden noch
Unzählbar schwere Plagen.
Despotisch man mit Menschen haust,
Der Alte hats erfahren.
Das Recht steht jetzt bei starker Faust
Bei diesen Jammer Jahren.

Wie den Bauern, so geht's den Soldaten. Callenbach läßt einen von den Werbern gepreßten Soldaten klagen: Wenn ein ehrlicher Kerl meint, er wollt seinem Land Herrn, seinem Vatterland mit Leib und Blut dienen, wird er einem andern Herrn ganz in ein ander Land verkauft, so daß seines Gebeins nicht mehr ins Land kommt. Spricht er, er hab sich nur für sein Herrn und für kein andern werben lassen, hat er den Buckel voll Schläg; geht er durch und wird erdappt, hat er den Galgen am nächsten Baum. Der Monat Sold bleibt entweder ganz aus oder kommt nur Kreutzer weis. Das mehreste stecken die Offiziere in Sack. Wie mancher ist gehenkt, der aus Not und Hunger ist ausgerissen! Das Comiß-Brod schmeckt wie verschimmelter verdorbener Bumpernickel. Leib und Leben wagen, nichts zu beißen, nichts zu nagen (Almanach 157). Ein anderes Mal klagt ein alter Soldat: Ich gehe jetzt meinem Stück Brod nach. Das ist der Dank, der Lohn für soviele Blessuren, für soviele Leib- und Lebensgefahren, so ich für mein Prinzipal ausgestanden. Junger Soldat, alter Bettelsmann! (Puer centum annorum 68.)

In der Alten Hack (40 f.) hält ein General seine Soldaten feil, einen um den andern für 100 Gulden mit Montur.

Einem Offizier, der sich darob verwundert, erklärt er: Die fürnehmste Markedenderei geschieht jetzt mit Menschen. Mein Herr profitiert mehr von Kriegen als von Frieden. Die Menge der Leut frißt das Land auf wie die Heuschrecken, man verkauft sie in Holland und Venedig. Der Offizier: Mein Gott und Herr! Geht man so mit Menschen um? Ist aber das der Kerl ihr freier ungetrungener Will und wohlbedachte Meinung? Der General: Darum hat man sie nicht zu fragen, sie seind leibeigene Ausschüsser, die besten sucht man aus; die Kaufmanns Gut seind, bringt man an den Mann, schwache Kerl, Lothfeigen, werden zurückgeschickt, das gibt Feld-Esel. Der Offizier: So hat man zu meiner Zeit das Vieh auf den Markt getrieben.

Auch im Almanach kommt bei der Beschreibung des Kummerlandes dieser Sklavenhandel zur Sprache, der Schulmeister erklärt: In der That selbst ist es eine Sklaverei, aber man nennts nicht so. Der Nam ist verhaßt, die Sach steht dem Herrn wohl an. Ich hab gesehen, daß man wohlerwachsene Kerl hat geworben, auch ohne ihren Willen, unter dem Vorwand, es sei angesehen zur Defension des Vaterlands, kurz darauf hat man's verkauft wie Kühe, Kälber und Ochsen. Seind auch ordentlich anderswohin zur Schlachtbank abgeführt worden. Ging dann etwa einer durch und wurde attrapirt, hat man ihn an seinen besten Hals gehenkt (Almanach 111 f., vgl. 157 f.).

Waren Soldaten für die Verteidigung der Grenzen nötig, da fehlte es an Soldaten und an Geld. Einem Minister, der darüber in Verzweiflung gerät, bietet der Hofnarr an, sofort ohne Kosten ein Regiment zu stellen, nämlich aus dem unnötigen Hof Gesinde: Da präsentiren sich die Hof Comoedianten, Operisten, Tänzer, Kunstspringer, da postiren sich die Fresco Maler, die Stuckedurer, die

Spieler, die Bona Dies-Brüder, die Reverenzmacher, Tellerlecker, Schmarotzer, Jubelierer. Das sind Leut, wie die Hand-Pferde, die man nicht nötig als Parada zu machen: fressen den andern den Haber vom Maul hinweg. Dort steht der mit seiner Fidel, dem muß man viele hundert jährlich zum Fenster hineinwerfen. Da streicht der Fresco-Maler ein kostbares Färblein an. Jener Ingenieur macht ein Riß, die Cassa aber bekommt ein Loch davon. Wollt ihr wissen, was dieses für eine schmutzige Compagnie ist? Der ist Ober-Kuchel-Bub, hat unter sich drei Unter-Buben, neben dem Bratenwender, der auch schon ein Expectanz-Decret hat ausgewürkt für den Ofen-Hitzer und Holz-Spalter. Da steht der Düppen Gucker, der Linsenspitzer, der Haderlump Vorschneider, ein naher Vetter der Ober-Spül-Magd. Dort macht sein Parada der Hunds-Jung samt seinen untergebenen Fourier Schützen mit dem Kuppel Hund. Der Bereiter macht auch ein bellé videre mit seinem Halfterknecht, Steichbügel- und Sattel-Jung. Enfin es gibt der Hof Voluntairs soviel, daß man ein Regiment könnte formiren. Auf solche sollte sich gründen protectio Patriae. Unter diesem speziosen Titel fordert man große unerträgliche Contribution, Accisen, Don Gratuite, Extra-Steuer. Das wenigste wird dazu verwandt. Da sehet ihr Herren, wie leicht ein Regiment wäre aufzurichten regulierter Miliz, wenn man die auf so unnütz überflüssiges Völklein geordnete Consumption täte besser employren (Quasi vero 62 ff.).

Ein weiterer wunder Punkt bei den Soldaten war das Avancement. Kaum konnte es ein Soldat bei aller Tüchtigkeit zu einer Charge bringen. Ein Kapitän klagt:

Unser General ist ein halb Jahr alt, liegt noch in der Wiegen, man hat ihm doch in prophetischer Vorsehung seiner künftigen Kriegs-Experienz das Regiment conferirt; er kommandirt schon, aber mit dem Brey-Löffel. Es kann kein rechtschaffener Kerl nun mehr aufkommen, es gibt der Kadetten, Fürsten, Grafen, Baronen, Junkern soviel, denen wird von Geburt die Kriegs Erfahrnussen eingegossen, das sind nicht mehr meritirte, sondern geborene Generals und Offiziers. — Und ein Soldat meint: Pfuy der Schand, solche quasi Offizier haben wir in der Armee noch sehr viel, bei voller Tafel sind es Helden trutz Hannibal, im Angesicht des Feinds da erblassen sie als hätte sie der Hagel getroffen, wan sie aber einen armen Kerl, der etwa ein Rüb aus einem Acker ausgezogen, sollen prügeln lassen, da seind sie trützig und beherzt, indessen ziehen sie die Gage und liefern keinen todten Hund (Quasi 48 ff.).

Wie das Staatsleben, so sank auch das Familienleben. Der Feminismus nahm einen bedenklichen Grad an: die Frau wird gebietender Mann, der Mann dienende Magd. In der Genealogia Nisibitarum (77 ff.) jubiliert ein Wittmann über den Tod seiner Frau:

Sei Gott gelobt in Ewigkeit, meine Frau ist todt. Hätte sie länger gelebt, wär ich gar zum Sklaven geworden. Das ist jetzt die saubere Modi, die Frau tyrannisiert, spielt den Meister über den Mann, der Mann muß ihr noch schön tun. Muß noch Reverenz machen, will er anders von der jetzigen Welt für kein Holzblock passieren. Meine verstorbene Madam hat ihr dotem in einem Jahr nur in Kleider-Pracht consumirt. Nachgehends lebte sie von dem meinigen. Ich mußte alles fournieren und eine Kuß-Hand über die andere geben. Gar leicht würf ich das Kind aus der Wiegen auch durch den geringsten Unmut, den ich spüren ließ. Wohl essen, nicht übel trinken, spielen, spazieren fahren, sich alle Tage divertiren, zu Zeiten eine Staats Unpäßlichkeit simuliren, das war ihr ganzes Leben. Ich mußte Amts halber schaffen. Wenn das was langsam herging, hatte ich eine ungnädige Dame; wollte ich zu Gnaden kommen, mußte ich um Verzeihung bitten und allen Mangel doppelt ersetzen. Endlich erbarmte sich ein guter Freund und affrontirte sie. Da sollte man gesehen haben, wie die Frau sich alteriert, chagriniert, rachgierig skalierte, letzlich vor Zorn durch ein zugestoßenes

Gallen Fieber den Geist aufgeben im 11. Jahr unseres Ehestandes. Gott sei gelobt, nun bin ich der Marter los.

Kaum hat der Wittmann geendet, so erscheint auf der Bühne sein Nachbar. Dessen Frau führt den Mann am Strick, läßt ihn tanzen, gerade stehen, apportieren, über einen Stecken springen und brüstet sich:

Recht so, so muß der Mann tanzen nach der Frau Pfeifen. Ihr tyranische Männer habt lang genug den Meister gespielt, die armen Weiber mußten drei lassen grad sein. Die Modi allein konnte euch zur Raison bringen. Wäre es nicht zur Modi worden, daß man dem Frauenzimmer in allem die Praecedenz überlasse, dann wäre nichts gewesen im Haus als holdselige Gespenster. Nun aber haben wir gewonnen. Der seiner Frau nicht gar schön tut, ihren Willen in allem nicht vollzieht, wird von den Männern selbst für ein Holzblock gehalten, der nicht zu leben wisse. Wir habens weit gebracht. Von dieser Modi profitieren wir. Aber hör Mann, damit nichts verabsäumt werde, da setz du dich hin und haspel dieses Garn, ich muß einer Visit abwarten von einem galanten jungen Herrn. Sehe auch zu Zeiten nach dem Kind. Und der gefügige Ehemann antwortet: Ich tue was deinen Augen gefällig ist, ich werde deinen Verordnungen wie billig nachleben.[1]

Wie die Frauen Tyrannen der Männer werden, so tyrannisieren die französischen Dirnen-Moden mit den entblößten Fleischmassen und schauderhaften Reifröcken die Frauen. Eine Dame klagt: Pfui Teufel, was leiden wir der Modi zulieb. Wir seind ja veritable Teufels-Martyrer. Der Welt, der Modi zulieb plagen wir uns Tag und Nacht. Meine Pariser Modi Schuhe drucken mich, daß ich manchmal vor Schmerzen möcht überlaut rufen. Es friert mich am Hals und an der Brust, daß ich zittere und zähneklappere. Doch weils die Modi ist, muß ich mich also expectoriren. Modi hin Modi her, es ist sehr ungemächlich. Du hast recht, erwidert eine andere Dame, ich wollte die Modi wären wo der Pfeffer wächst. So gehts uns auch mit unsern Reifröcken. O, daß doch alle Reifröcke in Schweizer Bumphosen verwandelt würden! Die Kleider Last ist unten zu schwer und oben zu leicht. Wir spreizen uns in diesen Schanzkörben wie ein Krott auf der Hechel. Wir werden ja täglich ausgelacht, so oft wir in der Kirchen uns zwerg in die Stühl müssen eindringen. Jüngst konnte ich kaum wieder herauskommen so breit hät sich mein Rock gemacht (Almanach 56 ff.).

Diesen Modidamen wurde es immer beschwerlicher in die Kirche zu gehen. So meint denn eine: Wir hoffens dahin zu bringen, daß man uns in unsern Zimmern den Gottesdienst hält in geliebter Kürze. Es ist beschwerlich über die Straß zu den Canailles zur Kirche zu gehen. Das ist kein Respekt. Man sollte für die Damen andere commodere Tempel stiften mit Cabinetlein, woraus man während des zu Zeiten ziemlich verdrießlichen Gottesdienst allerhand Refreschementer könnte haben nach Belieben. Man könnte noch einmal so andächtig sein, wenn man ein paar Tassen Chokolade im Leib hätte, die man in der Sakristei könnte kochen (Eclipses 51 f.).

Bei den vielen Modetorheiten war es mit der Erziehung oft schlecht bestellt. Die Eltern ziehen ihre Kinder, so wird geklagt, daß es eine Schand ist, sie lassen ihnen alles zu, was von Extraction ist; sie müssen lernen Reverenz machen, ehe sie das Vater unser können; der Bub ist noch nicht hinter den Ohren trocken, muß doch schon Visiten geben, das Töchterchen, so zu Haus die Pop noch kleidet, muß schon in die Compagnie; ists ausgelassen, freuen sich die Eltern und sagen, es habe spiri-

[1] In einer anderen Szene (Wurmatia 62) sitzen auf dem Theater Männer und Burschen: „der eine haßpelt, der andere spinnet, der dritte klupffelt, der vierte kocht, der fünfte kehrt, der sechste muß wiegen". Alle singen: „Wir armen Tropffen, uns lassen klopffen von bösen Weibern Regiment" usw.

tus; zur Gottesfurcht hält man sie nicht an, denn man fürchtet, sie möchten melancholische Lothfeigen werden; ist der Bub ein Stumpax, so soll er kurzum ins Kloster, hat die Tochter ein scheel Aug oder einen Buckel oder sehet aus, als wäre sie mit Erbsen bombardiert, dann ist sie gut fürs Nonnenkloster (Wurmatia 71 f.). Ein Sohn klagt: Wenns gefehlt wäre, hätten meine Eltern die Schuld. Sie führten mich von Kindheit zu aller Ueppigkeit. Es war kein Gesellschaft, ich mußte dabei sein, mein Serviteur machen. Ich mußte schon einen unschuldigen Galan abgeben und verstund es nicht. Ich mußte caressiren, wie Papageien schwätzen, denn ich wußte nicht, was die amoreuse Wort, die meine galante Mamma mir auf die Zung legte, wollten sagen. Dies lehrte man mich, ehe ichs Vater unser konnte oder wollte beten. Wenn ich einen Complimenten Fehler beging, wurde ich dafür gestraft. Zum beten hat man nicht genötigt. Einstmal ereiferte sich mein Papa, wollte mich mit Gewalt in die Christenlehr schicken. Mamma aber wollts nicht haben, gab ihm einen scharfen Verweis, die Kinder würden melancholische langweilige Lothfeigen, wenn sie zur Andacht angehalten würden. Mamma behielt recht. Papa war froh, daß er still schwieg. . . . Ich erinnere mich von meinen Eltern gehört zu haben: ich wäre schon in meiner Tauf von gemeinen Kindern distinguirt worden. Justament sollte um eben dieselbe Stund ein Bauern Kind getauft werden. Da litten meine Eltern nicht, daß man mich sollte in die Kirch tragen, sondern zu Haus im Saal mußte ich getauft werden; sie meinten, es wäre disreputirlich mit dem Wasser getauft werden, mit welchem auch gemeine Kinder getauft seind (Genealogia Nisibitarum 91 f.).

Ein widerspenstiges Mädchen, über das sich der Lehrer beklagt, entschuldigt der Vater: Herr Hofmeister, mit Kindern muß man mit Manier umgehen, sie seind gleich den Vögeln, diese zu fangen, wirft man nicht mit Prügeln drein, mein Fräulein Tochter hat sonst eine ziemlich gut Naturel. Bei dem Examen, das dann der Vater mit seiner Tochter anstellt, zeigt sich diese vorzüglich bewandert in allen Komplimenten; die Frage nach dem Glauben beantwortet sie mit Spadilia Manilia (Karten vom L'hombre-Spiel) und als Gebetbuch zeigt sie ein Kartenspiel vor. Der Vater ist aber sehr zufrieden und schilt den Lehrer: Mit euer Pfafferei, ihr macht nur Melancholei, das ist eine Staats Tochter, kein Bauern-Gred, sie muß erzogen werden nach dem Stand. Eine Mutter verlangt von dem anzustellenden Lehrer, er soll den Tanz-Meister machen, die Kinder lehren complementiren, die Füße propre setzen, politisch essen und trinken, Piquet spielen usw. Als der Lehrer dies nicht gelten lassen will, fordert die Mutter ihren Mann auf, dem Grobiano Antwort zu geben, weil ihr sonst die Galle übergehe. Der Vater begütigt:

Guter Freund, meine Dame und ihr taugt nit zusammen, sie will Estats-Kinder haben, ihr aber redet von christlichen Kindern. Ich halte es mit euch, aber ich darf ihr nichts zuwider thun, sie verklagt mich sonsten bei der ganzen Frauen-Zunft, als wüßte ich nicht dem Frauen Zimmer nach der Gebühr zu begegnen. Sehet ihr, wie mirs gehet, ich muß sogar ihren Hund tragen, will ich anders ihrer Gnad leben, sie bedient sich des Sprichworts: Wer mich liebt, liebt auch mein Hündchen (Quasi vero 25 f.).

Die Dekadenz der Zeit zeigt sich auch in dem Jagen nach immer neuen, höheren Titeln, eine krankhafte Titelsucht trat ein. Die Welt des 18. Jahrhunderts ist angefüllt mit einer Unmenge von Titeln, wahren und unwahren. Die Briefkuverts müssen größer und größer gemacht werden, um alle Titel zu fassen; der Umfang der Titulaturen ist manchmal größer als der Brief selbst; Briefe ohne alle gebührende und nicht gebührende Titel werden uneröffnet zurückgewiesen, a for-

tiori die Rechnungen. Ein Handwerksmann nähert sich unvermerkt einer Dame: Ehr= und Tugendsame, sagt er, hier hab ich eine Spezifikation, es tut nicht viel, kann ich wohl die Zahlung haben, ich habs nöthig. Die Dame verbittet sich den abgeschmackten Titel, eine Dame de Qualité ist nicht mehr ehr= und tugendsam. Der Handwerker bittet um Verzeihung: Ich hab nicht gewußt, daß Ihr nicht mehr ehr= und tugendsam wollt sein. Wie muß ich aber hinfüro sagen, wenn ich Schuld fordere? Madame: Ihr sollt sagen Hoch=Edelgeborene Hoch Gestrenge Madame (Quasi vero 77 f.). Est saeculum titulare, so führt in der Genealogia Nisibitarum (24 ff.) ein Sekretär aus. Es ist kein Bauernhof so gering, den man nicht haben will im Titel eingericht. . Wans nur lautet, wenn nur ein Titel ein Pfund wiegt, ob er wahr oder nicht. Es ist des Excellenzirens kein End. Es gibt Gräfliche Excellenz, Soldaten Excellenz, Doctors Excellenz. Die Welt ist angefüllt mit lauter Gnädigen Herrn, die Gnaden aber seind alle in die Luft geflogen.

Mit der Titelsucht ging Hand in Hand der so oft ans Bizarre streifende Präzedenzstreit. Es ist die allgemeine Klage, daß in Deutschland nichts voran geht. Warum? Die Antwort gibt einer von Hof: Das ist leicht zu erachten, wir Teutsche halten uns zulange auf in Praecedenz Streit, Einrichtung des Ceremoniels. Da machen wir mehr aus dem Accessorio als aus dem Principal. . . Man kann sich nicht vergleichen in praeliminaribus, dieser sitzt einen halben Zoll höher droben, der andere macht schon ein Praejudiz daraus, protestirt, dann wird die Hauptsach gesteckt. Bald ist dieser dem andern nit weit genug entgegengangen, hätte noch eine halbe Trepp sollen herabsteigen, dahero der andere sich offendirt befind, übergibt seine Gravamina dem übrigen Consessui, bis das nun wird ausgemacht, denkt man nit an die Hauptsach. . . Es geschieht auch, daß einer seine Ankunft etwas später läßt notifiziren oder in unanständigen Terminis. Ein anderer praetendirt die erste Visit, ohne die bleibt er zu Haus und die Hauptsach bleibt liegen (Auf die alte Hack 66). Selbst auf dem Kinderball entbrennt unter den Kindern der Präzedenzstreit, bis schließlich ein Kind meint: Wir kommen ja uns zu divertieren ohne verdrießlichen Praecedenz Streit, der, wie mein Papa sagt, unter die Kinder nicht soll einschleichen, er stifte genug Unheil unter den Alten (Quasi vero 23 f.).

In der Genealogia Nisibitarum (32 f.) kommt ein neu gewählter Bauern Schultheiß zu dem Ceremonien Meister mit der Bitte um Anleitung, damit er nichts tue, was seinem Charakter zuwider. Der Ceremonien Meister empfiehlt ihm zur Maintenirung seiner Schultheißlichen Authorität folgende Punkte: Wenn er im Schultheißen Lehnstuhl sitzt, muß er keinem den Hut rücken, seine Stiegen muß er lassen ändern wegen der Visiten und Revisiten, je nachdem die Leut charakterisirt sind: dem einen geht er entgegen anderthalb Staffel, dem andern bis an die Thürschwell, dem dritten weiset er die Thür; mit seinen untergebenen Bauern muß er sich nicht zu gemein machen: familiaritas parit contemptum, wer sich unter die Kleyen mischet, den fressen die Säu.

Nicht die Sache entscheidet, die Form ist das Wichtigere. Formalismus überall: Formalismus im Verkehr, Formalismus in den Ämtern, Formalismus besonders im Gerichtsverfahren. Dazu allgemeine Bestechlichkeit. Wer das meiste Geld gibt, der gewinnt den Prozeß. Ein Richter sieht dem Supplikanten an der Physiognomie an, daß er unrecht hat, und bleibt dabei, bis ihm der Klient eine große Geldbörse zeigt. Jetzt hat sich auf einmal die Physiognomie geändert und verspricht den besten Erfolg: Wir Judices pflegen manchmal, um große Weitläufigkeit zu verhüten, einen Rechtshandel am Knie abzubrechen, es sei denn, daß die Partei die gute Physionomie mache. Bringe er nur seine wichtige Documenta

in mein Haus nit zwar an meine Person, sondern an meine Hausfrau. Diese ist schon informirt und weiß, in welcher Schublade dergleichen wichtige Acta gehören, damit man wie billig darauf reflektirt, versteht er mich wohl (Quasi vero 44 f.).

In den Eclipses klagt ein Jurist (43 f.): Unsere liebe Justiz ist entschlafen. Es ist ihr verboten worden, bei den Menschen zu invigiliren: sogleich legt sie sich schlafen . . . die Bücher sein voll Justitiae doctrinalis aber mit solcher Confusion, daß nicht mehr draus zu kommen. Besser ist ein Quintlein Realität als ein ganzer Centner formalitatum. Dem Namen nach haben wir zwar das Faustrecht noch nicht, wohl aber in der That: die große Fisch verschlingen die kleinen. Gegen einen Fürsten oder gegen einen Reifrock haben die Gläubiger absolut keine Aussicht, ihre Sache zu gewinnen (Quasi vero 47).

Nicht weniger herrscht der Formalismus auf den Universitäten. In der Philosophie disputirt man weitläufig über das Ens rationis (Wurmatia 55 f.) und die Materia prima (Auf die alte Hack 33 f.), und von den Disputationen in der Theologie meint Prudentius: Was hab ich nöthig zu wissen oder zu rathen, in was Ordnung in qua prioritate naturae oder rationis der große Gott seine Dekreta habe concipirt? ob auch die Engel raisoniren? was geschehen wäre, si duo fuissent incarnati. Damit verliert sich die Zeit und wird nichts ausgerichtet (Genealogia Nisib. 58).

Einem Vater, der seinen Sohn auf die Universität schicken will, rät ein Freund: Ja, wenn der Herr zuviel Münz hat, so er gern auf der akademischen Schmelzhütte wollte lassen auffliegen. Auf Universitäten gibts jetzt mehrenteils Dukatenschmelzer, die Collegia werden gehalten in Wein, Bier, Brandenwein, Caffee-Häuser, wo mehr mag ich nicht sagen. Die Professoren halten ihre Collegia privata privatissime, lassens sich wohl bezahlen (Quasi 9). Ein Student beschwört seinen Vater, ihm Geld zu schicken, es handle sich um seine Reputation, die Rechnung meiner Schulden beträgt für Kostgeld 200 Gulden, für Holz, Licht, Wäsch, Bedienung, Trinkgelder 40 Gulden, für Perrüken Poutre, Schnupp-Tabak 5 Duplonen, für einen neuen Modi Degen 7 Gulden, dem Tanzmeister für einen extraordinari Sprung zu lernen 2 Dukaten, verspiehlt in favor des Frauenzimmers 10 Rthr. usw. (Genealogia Nisib. 65 f.).

Die Unkultur suchte auch auf den verschiedensten Wegen in die Kirche einzubringen. Ein Sakristan klagt dem Kirchenpfleger: Ach Herr, wie gehts in der Kirchen zu. Gott seis geklagt, unserm geistlichen Herrn darf ich nichts klagen, will ich anders keins an ein Ohr haben. Keine Auferbauung in der Kirche. Große Herrn und Damen schämen sich der Andacht, denen zu lieb muß man alle Ordnungen unterbrechen, bald muß ich um 11, bald um 12 Uhr läuten nach ihrer Gemächlichkeit. Kommen sie dann, so ist ein immerwährendes Geschwätz und Zeitunglesen. Unserm geistlichen Herrn stopft man das Maul mit ein oder ander Mahlzeit, die übrigen Kirchen Bedienten seind wie stumme Hund, dürfen nicht bellen. — Mein lieber Sakristan, erwidert der Pfleger, ihr ziehet just mein Register, das ist auch meine Klag. Ich ärgere mich manchmal über unsere Predigen. Man bringt auf die geheiligte Kanzel mehrenteils Fabeln, bald hat der Fuchs die Hühner hinterschlichen, bald hat der Jud die Sau aufgehoben, bald wird man den Eulenspiegel aufziehen und darauf den Bomparnickel singen,[1] denn kein Gassenhauer wird gespielt auf der Kermes und Hochzeit, den unsere Musikanten nicht auf den Chor bringen. Hat nicht jüngst unser Organist unter der Elevation gespielt:

[1] In der Alten Hack 38 heißt es: Bompournikel singen.

Laßt uns gehen nach Rumpels-Kirchen? Unsere junge Bursch haben ja überlaut gelacht. Bestätigend ergänzt der Sakristan: Hat nicht auf den heiligen Ostertag jener fremde Prediger ein Ostermährlein erzählt, daß ehrliche Männer sich geschambt und zur Kirchen hinaus gegangen. Die andern aber haben zusammen gelacht als wärens im Wirthues oder auf dem Tanzboden. Der Prediger aber meinte, er machs gar schön, machte solche Krimassen dabei wie ein Schampodasche (Jean Potage?) auf dem Theatro. Bald schrie er laut wie ein Zahnbrecher, bald wispelt er so still, das Kind in der Wiegen nicht aufzuwecken: mit den Händen hat er in der Luft gefochten, mit den Füßen gestampft, die Augen aufgerissen wie ein gestochener Bock. — Uns einfältigen Leuten ist auch nicht gedient mit hohen Concepten, wir hörens an, wie die Kuhe ansiehet ein neu Scheuren-Thor. Der Pfleger bedauert den Abgang der uralten Kirchen Gebräuche, zum Exempel die Kinder Tauf muß jetzt zu Haus verrichtet werden, man schämbt sich des Kirchengehens. Man glaubt, der Tauf-Stein sei nur für die Bauern-Kinder. Hochzeiten werden anstatt im Haus Gottes vor dem Altar im Zimmer geschlossen, Begräbnisse werden nicht mit einem Requiem sondern in der Nacht mit zusammen gelehnten Kutschen gehalten (Genealogia Nisib. 36 ff.).

Die Geistlichen sind vielfach stumme Hunde, die nicht bellen (Wurmatia 20). Zum Geistlichen taugt der Simpel, der schickt sich nicht für die Welt, für den Geistlichen ist er gut genug. Man sieht einem solchen Geistlichen selten die Geistlichkeit an. Wenn nur die geschorene Kron unter einer geputerten Perruque verborgen, dann kann unter einem bordirten Camisol und blau-violet Rock der geistliche Herr eine Figur und Parada machen. Es ist dem Vater für seinen Simpel-Sohn nicht um die Pfafferei zu tun, sondern um die Revenuen und den Buben unterzubringen, er lebe hernach geistlich oder nicht (Quasi vero 15 f.). Bei der Abgabe eines rekommandierten Briefes für einen Abbé stellt sich heraus, daß der Abbé ein Knabe von 15 Jahren ist: Weiß denn der Herr nicht, daß jetzt zu geistlichen Praebenden Kinder in der Wiege aufgeschworen werden? (Auf die alte Hack 24). Im Hinckenden Bott (93) trägt man ein Kind vorbei mit einer Prälaten Inful auf dem Kopf: Was will das sagen? Hat das Kind schon solche Mütsch? Gehören die Mitrae, Praelaten-Inful auch schon auf die Kinder Köpf? Antwort des Kammerlakaien: Diese meine junge Herrschaft ist heute Abbé geworden.

Dem Sinken des religiösen Sinnes folgt auf dem Fuße das Schwinden des vaterländischen Empfindens, die Erkaltung der Heimatsliebe, die Verwelschung von Sitte und Sprache, der Bankrott der deutschen Treue.

Ein uralter Fürst hält seinem fürstlichen Urenkel vor: Gibt es keine teutsche Patrioten mehr, deren Dienste man könnte gebrauchen? Müssen denn Jean pauvreté allenthalben vorn dran sein? Welsche Opera, welsche Modi, welsche Mores, welsche Sprach, welsche Kleidung haben Teutschland in gegenwärtigen Stand gesetzt. Als der Urenkel die Anrede gebraucht: Votre Altesse, fährt der alte Fürst auf: Tu votre Altesse: Ich heische Fürst Adolph, ein rechter teutscher Fürst kein votre Altesse ist, Teutsch, Teutsch! (Auf die alte Hack 12 f.)

Von der Zeit an, daß wir Teutsche mit fremden Zungen geredt, so heißt es in der Genealogia Nisibitarum (94 f.), seind wir nicht allein anderer Nationen Sklaven worden, sondern haben auch zu unsern angeborenen noch fremde Untugenden erlernt. Wir haben unsere angeborene Redlichkeit verloren, wir haben Intriguen gelernt, wir haben unsere Untugenden entdeckt und seind andern Völkern zum Gespött worden. Nur der soll was gelten, der im Ausland gereist. Wenn ihr gesehen den Vesuvium, getrunken Lacrima Christi, wenn ihr in den Venetianischen Gundulen spazieren gefahren, wenn ihr von einem französischen Tanz-

meister etliche Sprüng in Paris habt gelernt, so wollt ihr sogleich den Teufel bannen. Hätte der Herr sein Geld in Teutschland employrt, hätte er weit mehr profitiert.

Als ein Vater sich beklagt, daß sein Sohn auf der Reise im Ausland wieder 100 Dukaten verschwendet, sucht die Mutter zu begütigen: Schäme dich, sollen dich 100 Dukaten zu Boden werfen? Es ist gleichwohl ein galanter Bub, wir haben Ehr und Reputation davon. Ein Quintlein Reputation überwiegt Silber und Gold. Der Bub muß sich qualifizieren, es koste, was es wolle. Ach des Qualificierens, erwidert resigniert der Vater: Es fliegt ein Gans über Meer, kombt ein Gans wieder (Hinckende Bott 26 f.).

Im „Kinder-Spiehl" (36 ff.) meint Jovialis: Was mich zu Zeiten alterirt, ist, daß wir Teutsche gleich den Kindern alles, was fremd ist, nachaffen, alles das aestimiren, was anders woher kombt. Und Juvenalis bestätigt: Er hat ganz recht: Andere Nationen sind uns wohl obligirt, daß wir all das ihrige so hoch apprezieren, ja so theuer zahlen, hingegen das Unsrige sehen wir über die Achsel an. Besondere Schuld gibt Hilarius unserem Frauen-Zimmer, dieser curieusen Creatur. Wanns nur fremd ist und zugleich kostbar, das sind sogleich ihre Approbation. Es muß alles niederländische Spitzen sein, ob sie schon in der Nachbarschaft geklüpfelt worden. Es sind türkische Bohnen, je weiter her, je besser . . . Der fremde Tabak hat den Vorzug, und sollte er auch hier gewachsen sein; wenn er nur in Holland eine kurze Zeit in der Wanderschaft gewesen und wieder zu uns heraus kommt, ist er schon weit edler, weil er alsdann für keinen Landsmann gehalten wird.

In der Alten Hack (73) ertönt der Klagegesang:

> Meine Brüder gleich den Affen
> Thaten sich ins Frembd vergaffen,
> Hielten nichts auffs Vatterland.
> Frembde Waaren, frembde Sitten,
> Olim wurd es nicht gelitten,
> Hatten schon die Ueberhand.

Was die echten Deutschen am meisten schmerzt, ist der Verlust der deutschen Gewissenhaftigkeit und Treue. In den Staats-Finsternussen (38 ff.) klopft ein alter Teutscher an allen Thüren an, eine Dame la Conscience zu suchen. Er wird vorerst nach seinem Passport gefragt. Das, meint er, war man vormalen nicht gewohnt in Teutschland, wo Credit, Redlichkeit und Aufrichtigkeit hatten einen Pass partout. Dann wird er an allen Thüren mit Spott abgewiesen. Selbst der Bettler auf der Straße will nichts von ihm wissen. Wer sich mit Bettlen ernähren will, der muß lügen und betrügen.

In der Alten Hack (9 f.) wird einem alten Teutschen entgegengehalten: Die Sonne scheint noch so wie zuvor, aber die Menschen sind ganz umgegossen. Die Manier zu leben, zu regieren hat sich ganz geändert, es ist kein Schatten mehr von unserer edlen Welt. Gott sei's geklagt! Sogar die Sprach, der Humor, der Staat ist anders, ein gänzlicher Ruin des Vaterlandes, das liegt darnieder, niemand wird ihm leicht aufhelfen. Im Hinckenden Bott (41 f.) lachen die Barbaren über die Christen, daß sie unter dem Vorwand, als erfordere es ihr Staat, einander selbst in den Haaren liegen und sich aufreiben. Der Streit zwischen dem Haus Österreich und Bourbon ist der Triumph der Türken.

Am schlimmsten ist Deutschlands politische Lage. Fremde Nationen auf teutschem Boden haben Teutschland ruinirt. In den Staats-Finsternussen (79 ff.) klagt ein deutscher Patriot: O unglückselige Tochter Europae, vor Alters eine Herrscherin über die Völker; der unglückseligen Mutter noch unglückseligere Tochter,

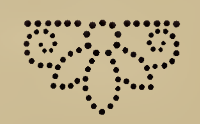
es sitzet allein, ist zinsbar geworden. Keiner tröstet sie. Außerhalb Krieg, innerlich Furcht, der Krieg schreckt, Hunger, Raub, Brand, Elend. Durch das gerechte Urtheil Gottes seind wir dem Raub übergeben, wir fühlen die Straf unserer Sünden und bessern nicht. . . . Ausländische Medici stehen von weitem, sehen zu, wie es werde ablaufen. Ein Patriot beweint den elenden Zustand seines Vaterlandes mit einem erschütternden Klagelied:

Soll denn Teutschland immer leyden,
Innerlich und außen streiten,
Als verlassener Patient?
Man soll keinem Feind zumuthen,
Wie sich Teutschland muß verbluthen,
Streiten, leyden ohne End.

Laßt euch Kinder gehn zu Hertzen,
Eurer Mutter große Schmertzen
Ihr zur Consolation.
Helfft zusammen sie zu retten
Von so schweren Band und Ketten
Etwan kommt sie noch darvon.

Ach ihr Friedens Engel eylet,
Teutschland Krankheit eylends heylet,
Zündet an das Friedens-Liecht.
Wenn dies Liecht wird wieder scheinen,
Wird sich stillen alles Weinen,
Wird vergehn das Trauer-Gefühl.

Werden diese Deutschland schändenden und erniedrigenden Zustände andauern, wird die Unkultur noch weiter am Mark des deutschen Volkes fressen, werden insbesondere die Greuel des Absolutismus ihre Verheerungen fortsetzen können? Wie eine Ahnung von einer langsam, aber dann schrecklich hereinbrechenden großen Umwälzung kündet P. Callenbach das aufsteigende Gewitter an: Jene, welche ganze Länder betrügen und arm machen, sich aber voll fremden Blutes ansaufen, ziehen sich eine große Verantwortung über den Hals. Wans zur Rechenschaft kommt, werden sie schlecht bestehen. Donnerwetter, die lang vorher blitzen und allgemach langsam, gleichsam durch leises Donnern ankommen, krachen hernach und schlagen stärker ein mit größerem Schaden (Almanach 134).



Drittes Kapitel.

Das Schrifttum.

Schwierigkeit einer erschöpfenden Darstellung. Leistungen. Niederrhein. Oberrhein. Oberdeutschland. Österreich. Ordensgeschichte. Zeitschriften.

Vor mehr als hundert Jahren hat Herder in seinem Kenotaphium auf Balde sein Bedauern ausgesprochen, daß „eine literarische Geschichte der Jesuiten mit einem parteilosen Urteil über das Ganze nach Beschaffenheit der verschiedenen Zeiten und Gegenden, in denen die Gesellschaft blühte", noch nicht geschrieben sei.[1]

Auch heute ist dieser Wunsch noch nicht erfüllt, und er wird auch wohl kaum in nächster Zeit erfüllt werden und zwar wegen der Schwierigkeit der Aufgabe. Das Schrifttum der Gesellschaft Jesu ist zeitlich, örtlich und sachlich so ausgedehnt, daß ein Forscher es gar nicht bewältigen kann. Es fehlen vor allem die nötigen Vorarbeiten. So außerordentlich wertvoll die Bibliothek der Schriftsteller der Gesellschaft Jesu von P. Sommervogel auch ist, so weist sie doch soviele Lücken auf, daß neue bibliographische und biographische Studien notwendig sind. Dies beweist ja z. B. die von P. Lecina begonnene Bibliothek der Jesuiten-Schriftsteller der spanischen Provinzen, die so viele und so wichtige Ergänzungen zu Sommervogel bietet. Eine ähnliche nur auf die deutschen Provinzen beschränkte Bibliothek, die auch die von P. Southwell in seiner Bibliotheca Scriptorum geübte größere Rücksicht auf die Biographie zu befolgen hätte, würde eine erste Vorbedingung für eine gründliche Darstellung des Schrifttums der deutschen Jesuiten sein.

Einstweilen dürfen wir also bei diesem Kapitel unsere Anforderungen nicht zu hoch stellen, zumal der enge Raum eines Kapitels schon an und für sich große Beschränkung gebietet. Es sollen aus jeder Provinz wenigstens einige Namen genannt werden.

Auf Sterne erster Größe werden wir zwar nicht stoßen — sie fehlen ja auch im damaligen Deutschland überhaupt —, aber Sterne zweiter und dritter Größe wird unser Auge in großer Mannigfaltigkeit erblicken, so daß auch in dieser letzten Zeit der literarische Himmel der Jesuiten bei weitem nicht so dunkel erscheint, wie er vielfach gemalt wird.

Die wirksame Betätigung des Schrifttums hängt in vielfacher Weise vom Stand des Büchermarktes ab, und hier ist besonders für den Niederrhein der Umstand wohl zu beachten, daß nach dem Dreißigjährigen Kriege der Schwerpunkt der deutschen Kultur vom westlichen Rheingebiet sich nach dem östlicher gelegenen Elbegebiet verschob. Der Kölner und Frankfurter Buchhandel ging immer mehr zurück zugunsten der Leipziger Bücheraufnahme, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts an erster Stelle steht und schließlich im 18. Jahrhundert die große Frankfurter Buchmesse verdrängte. Dazu kam das Wachsen des jüdischen Kapitals, dem, wie eine neuere Studie (Dietz) betont, gerade die bedeutendsten Verlagshandlungen

[1] Herder, Werke (Suphan) 27, 208.

zum Opfer fielen. So waren die Schulden der großen katholischen Handlung der Schönwetterschen Erben bei den Juden binnen sechs Jahren von 2800 auf 16 640 Reichstaler angewachsen, so daß diese statt baren Geldes durch Hingabe der besten Verlagswerke bezahlt werden mußten.

Am Niederrhein begegneten wir schon früher dem unermüdlichen streitbaren Sohn der Eifel Paul Aler. Sein Schrifttum erstreckte sich auf Philosophie und Theologie, Schulbücher und Schultheater: auf allen Gebieten gleich tüchtig.[1] Etwas später stoßen wir auf die drei Gebrüder Hartzheim, die Söhne eines angesehenen Kölner Juristen und Ratsherrn. Dem ältesten, Kaspar (1678—1758), verdanken wir eine tüchtige Schrift über den Zölibat (1727), die noch 1782 zu Wien in deutscher Übersetzung erschien, und eine gute Biographie über den Kardinal Nikolaus von Cues (1730). Der zweite, Franz (1684—1728), starb früh, doch fand er als Substitut des deutschen Assistenten P. Retz in Rom Zeit, eine große geographische Karte über die deutsche Gesellschaft Jesu mit ihren 10 Provinzen zu entwerfen, die er 1725 herausgab mit der Widmung an P. Retz.

Der jüngste der Gebrüder Hartzheim, Hermann Joseph (1694—1763), ist der bedeutendste. In erstaunlich rastloser Arbeit hat er sich auf den verschiedensten Gebieten betätigt und Namhaftes geleistet.[2]

Als Magister artium trat er 1712 in das Trierer Noviziat. Als Lehrer an dem Jesuitengymnasium in Luxemburg verfaßte er eine Tragödie, Belisar, die 1728 von den Schülern seiner Klasse (Poetik) in Luxemburg aufgeführt wurde. Zur selben Zeit gab er für seine Schule einen Abriß der gesamten Weltgeschichte bis zum Jahre 1718 heraus. Von 1719 an widmete er sich dem Studium der Theologie in Köln und Mailand; an letzterem Orte lehrte er gleichzeitig Griechisch und Hebräisch. Während des dreijährigen Aufenthaltes in Italien besuchte er auch Bibliotheken und Archive und machte die Bekanntschaft mit hervorragenden Gelehrten, u. a. mit Muratori und Assemani. Als Professor an der Universität in Köln lehrte Hartzheim anfangs Dogma, später hauptsächlich Exegese. Er reorganisierte die gelehrten Schuldisputationen und ließ u. a. 1735 einen seiner Schüler theologische Thesen in griechischer Sprache verteidigen — damals bei dem Darniederliegen des Griechischen wohl ein Unikum an einer deutschen Universität. Er regte seine Schüler zu wissenschaftlichen Arbeiten an und gab selbst jeweils am Schluß des Schuljahres eine historisch kritische Arbeit aus dem Gebiete der Exegese heraus. Seit 1736 auch Direktor des Dreikronengymnasiums hat er in 24jähriger Tätigkeit Hervorragendes geleistet. Er suchte das Studium des Griechischen wieder zu beleben und förderte das eben erst eingeführte Fach der Geschichte. Die Lehrbücher unterzog er einer neuen Revision. Durch Rat und Tat wirkte er auch verbessernd auf die übrigen Gymnasien der Provinz ein. Die durch die vielen Neugründungen in der Nachbarschaft besonders in der Schülerzahl gesunkene Kölner Schule hob er zu ihrem alten Ruhm. Nachdem Hartzheim 1759 seine Professur und die Leitung des Dreikronengymnasiums niedergelegt, widmete er sich dem Predigeramte auf der Domkanzel, wo er mit demselben jugendlichen Feuer gesprochen haben soll, wie einst in Mailand vor den Soldaten der deutschen Besatzung.

Als Schriftsteller ist der Name Hartzheim am bekanntesten durch seine Publikationen auf dem Gebiete der Geschichte in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens. In Streitschriften gegen Roderique und Martene verteidigte er mit mehr

---

[1] Vergl. 1. Teil S. 31 ff.

[2] Das Folgende nach dem wertvollen Aufsatz von Kemp, Hermann Joseph von Hartzheim in der Festschrift: Das Marzellen-Gymnasium in Köln (1911) 140 ff.

oder weniger Glück alte Kölner Traditionen. Wichtiger als diese Streitschriften sind sein 1752 erschienener Katalog der Dombibliothek und die zwei Jahre später folgende Kölner Münzgeschichte. Seine aus Mangel an Vorarbeiten mangelhaft und schnell gearbeitete Münzgeschichte hat doch anregend für die weitere Forschung gewirkt und sein Dom-Katalog hat später bei der Rückforderung der 1794 nach Arnsberg geflüchteten und dann nach Darmstadt verbrachten wertvollen Handschriften unschätzbare Dienste geleistet. Zwei weitere Publikationen Hartzheims sind noch heute für den Forscher vielfach unentbehrlich und stellen dem wissenschaftlichen Streben und dem Bienenfleiß des Verfassers das beste Zeugnis aus, es sind dies das Kölner Gelehrten-Lexikon und die große Sammlung der deutschen Konzilien. Das Gelehrten-Lexikon, die 1757 erschienene Bibliotheca Coloniensis umfaßt die Gelehrten des Kölner Erzstiftes, die dort geboren oder gewirkt, und enthält eine Fülle biographischer und bibliographischer Nachweise, die in mühsamer Arbeit aus den verschiedensten Bibliotheken gesammelt werden mußten. Mit der Herausgabe der deutschen Konzilien nahm Hartzheim die besten alten Traditionen der Kölner Sammler auf. Im Jahre 1758 kündete Hartzheim in einem Programm das Erscheinen an, im nächsten Jahre folgte der erste Band und in den folgenden Jahren noch vier, bis der Tod den Herausgeber ereilte (1763), weitere 3 Bände besorgte P. Herm. Scholl, die beiden letzten P. Ägidius Neissen und den elften, Index-Band, P. Jos. Hesselmann. Mit vereinten Kräften wurde so die bis zum Jahre 1747 durchgeführte Konzilien-Sammlung vollendet, ein Werk, das für die Kölner Jesuiten und zugleich für den Kölner Buchdruck ein ehrenvolles Denkmal bildet. Was Hartzheim als Historiker geleistet, entsprang zumeist seinem großen Eifer für die Wissenschaft und seiner begeisterten Heimatliebe. In der Kölner Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts nimmt er eine geachtete Stellung ein. Das wurde auch von den Zeitgenossen vielfach anerkannt. Sein literarischer Gegner und zugleich Feind seines Ordens, der Trierer Rechtslehrer Neller, rühmt an ihm „das universale Wissen des Polyhistors der Ubier, der durch mannigfache Werke grammatischen, historischen, kritischen und polemischen Inhalts sich einen ausgezeichneten Namen erworben und diesen Namen durch Herausgabe der Konzilien Deutschlands unsterblich gemacht hat".[1]

Als Professor in Köln wirkte auch P. Claude Lacroix (1652—1714), dessen große Moraltheologie als Kommentar zu Busenbaum 1707—1714 in 8 Bänden erschien und dann bis in die neueste Zeit zahlreiche Auflagen erlebte. Ein besonderes Zeichen für ihre Tüchtigkeit ist es, daß der gelehrte P. Zaccaria 1756 eine neue Ausgabe mit Ergänzungen veranstaltete.

Wie Lacroix auf dem Gebiete der Moraltheologie, so hat der Kölner Professor Peter Leuren (1640—1723) im Kirchenrecht sich einen guten Namen gemacht.[2] Er war auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte und in den orientalischen Sprachen bewandert. Unter seinen hinterlassenen Handschriften fand sich ein historisches Lexikon über die Schriftsteller des Kirchenrechts und Anleitungen für die arabische, syrische und chaldäische Sprache. Seine großen kanonistischen Werke über die Benefizien und bischöflichen Stellvertreter erlebten mehrere Auflagen, und

[1] Vergl. noch Bianco, Universität Köln 1 (1855) 716 ff. Concilia Germaniae, 5. Bd., und den handschr. Nekrolog in *Rhen. inf. 67, 216 ff., und *Opera Nostr. 301, 826—837, dort auch Programma edendae vitae S. Annonis fol. 10 p. 1759 und Catholicae Germaniae Episcopatuum Historia annunciata Coloniae 1762 fol. 4 p. über den Koblenzer Herm. Scholl (1706—1768), der auch die Herausgabe der letzten Bände des großen Predigtwerkes von P. Hunolt besorgte, *Rhen. inf. 68, 171v f.

[2] Vergl. Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis 275, dort S. 61 Näheres über das große Ansehen des P. Lacroix.

sein letztes Werk über das gesamte Kirchenrecht, das 1717—1720 in fünf Foliobänden zuerst in Mainz, dann 1737 in zweiter Auflage in Augsburg erschien, wurde alsbald in Venedig nachgedruckt. P. Leuren beherrscht die ältere und neuere Literatur, in seinen Entscheidungen hält er meist die mittlere Linie ein. U. a. weist er die These zurück, als sei der Fürst Eigentümer der Güter der Untertanen, auch für die Verwendung der Krongüter ist er an die Zustimmung des Volkes gebunden. Er unterscheidet auch scharf zwischen der formellen und materiellen Häresie, für letztere fallen natürlich alle Strafen fort (3, 181, 570; 5, 69 ff.).

Ein sehr geschätzter Moralist war auch der Trierer Professor P. Joh. Reuter (1680—1761). Im Jahre 1750 veröffentlichte er seinen praktischen Unterricht für den jungen Beichtvater.[1] Im Vorwort bemerkt P. Reuter, daß er als Examinator bei den Synodalexamen der zu approbierenden Neupriester deren Unbeholfenheit vielfach erfahren habe. Um zu helfen, habe er den Hörern der Theologie öffentlich eine praktische Methode vorgetragen, ihr heiliges Amt gut zu verwalten. Infolgedessen sei er von vielen Seiten angegangen worden, die bisher nur diktierten Vorlesungen drucken zu lassen, was er nach langem Sträuben hiermit tue, ob zum Nutzen und Heile möge die Erfahrung zeigen. Die Erfahrung hat dann gelehrt, daß das Buch in seinen vielen bis in die neueste Zeit folgenden Auflagen und Übersetzungen (z. B. ins Deutsche und Spanische), durch seine praktische Methode, seine klare Sprache und besonnenes Urteil unzähligen Priestern ein treuer Helfer geworden ist. Dasselbe gilt von seiner größeren, mehrfach aufgelegten Moraltheologie, die im selben Jahre (1750) in vier Bänden erschienen ist.[2]

Wissenschaftlich regsam war am Niederrhein auch P. Friedrich Reiffenberg, der unermüdliche Sammler und Apologet, dem wir später bei der Ordensgeschichte begegnen werden.[3]

Ein ebenso für die Wissenschaft begeisterter Jesuit ist P. Pantaleon Eschenbrender aus Breitbach b. Köln (1689—1768). Er machte sich besonders verdient durch seine Bemühungen um einen geläuterten lateinischen Stil: in drei Ausgaben erschien von ihm 1729—1763 Tyrocinium poëticum, ebenfalls in drei Ausgaben 1745—1764 das Tyrocinium latini sermonis, dieses wie sein Exilium Barbarismi (Antibarbarus!) war in erster Linie der Reinheit des lateinischen Stiles gewidmet. Seine Haupttätigkeit lag aber auf einem ganz anderen Gebiet: er war ein unermüdlicher Missionär in Solingen, Köln und Bonn. 4 Predigten im Tage war für ihn etwas Gewöhnliches, dazu die häufigen Besuche bei seinen Herzenslieblingen, den Armen, Kranken und Gefangenen. Dabei entwickelte er einen außerordentlichen Mut. So ging er mit Begleitern tief in der Nacht zu den Stätten der Dirnen-Orgien, die ihm gemeldet worden und jagte die entsetzten Lüstlinge auseinander. Ein außerordentlicher Mann, der auch schon früh um die Sendung in die überseeischen Missionen gebeten hatte.[4]

Der niederrheinische Provinzial Heinrich Weisweiler aus Jülich (1635 bis

---

[1] Neo Confessarius practice instructus Coloniae 1750. Das Druckprivileg vom 13. Aug. 1749. 8°. 444 und 62 p.

[2] Theologia moralis quadripartita incipientibus accomodata et in aula theologica S. J. Treviris publice exposita. Coloniae 1750. Die Widmung an den Studienfreund und Förderer der Wissenschaft, Leopold Camp, Abt des Zisterzienser-Klosters Himmerod, trägt das Datum vom 1. März 1750 und betont die Mittelstellung zwischen zu großer Ausführlichkeit und ungenügender Kürze.

[3] Er veröffentlichte u. a. einen Traktat über die Aussprache des Griechischen: De vera Atticorum pronunciatione (1750), woran sich eine längere Polemik knüpfte. Vergl. Zaccaria, Storia letter. 5, 8 ff.

[4] *Rhen. inf. 65, 410—421.

1714) gab 1709 ein sehr nützliches Büchlein heraus: Ruhiges, gutes Gewissen, das ist: Ein Gewissen frei von Sünden, Skrupeln und schädlichen Ängstlichkeiten.[1] „Ein Gewissen pur und rein, Ist über Gold und Edelgestein. Böß Gewissen ist ein böser Gast, Vor dem man hat Weder Ruh noch Rast". Den Skrupelanten geht er scharf zu Leibe und schon in der Vorrede betont er: Wer du nur bist, setze folgendes ganz fest: es könne kein Skrupuloser von seinen ängstigen Skrupeln befreit werden, es sei denn, er gehorsame blind seinem geistlichen Führer.

Für die Art und Weise der Polemik ist auf alle Sophismen zu verzichten, vor allem Klarheit, Logik und Vornehmheit zu fordern. Zu diesem Zweck gab der Paderborner P. Franz Freytag († 1709) ein sehr praktisches Taschenbüchlein heraus unter dem Titel: Neue Dialektik,[2] in dem er die Hauptgrundsätze der Logik klar darstellt und u. a. in einer Reihe praktischer Beispiele die Anwendung des richtigen und falschen Syllogismus zeigt, eine gute Anweisung für eine fruchtreiche Disputation; zum Schluß dringt er besonders auf Urbanitas, Vornehmheit, wodurch der Hörer oder Gegner günstig beeinflußt und geneigt gemacht wird, das Gesagte gut aufzunehmen.

Sehr verdient um den inneren Geist der Ordensgenossenschaften machte sich P. Georg Schedelich aus Wolbeck (1651—1713) durch seine Hausunterrichte, die er 1711 herausgab.[3] In der Widmung an die schmerzhafte Mutter in Telgte erzählt er, wie er vor 58 Jahren, kaum dreijährig, von seiner Mutter der schmerzhaften Mutter in Telgte verlobt worden. Er war schon aufgegeben, sein Leben zählte nur noch Stunden; da warf sich die verzweifelte Mutter vor dem Hausaltar auf die Knie und gelobte, das Kind im Falle der Wiederherstellung nach Telgte zum Altar der schmerzhaften Mutter zu tragen. Kaum hatte die Mutter das Gelübde gemacht, da öffnet das sterbende Kind die Augen, streckt seine Ärmchen aus und stammelt Aufstehen, Aufstehen! Nicht allein die Gesundheit, sondern auch den Beruf zur Gesellschaft und die Standhaftigkeit in demselben trotz aller Behinderungen verdanke er der Mutter Gottes; auf ihren Schoß lege er zum Dank dieses Buch nieder. Klarheit der theologischen Begriffe, Anschaulichkeit der Darstellung, schöne Beispiele aus der Geschichte zeichnen dasselbe aus.[4]

Als ein Meister prägnanter Kürze und klarer Sprache erweist sich der P. Clemens Becker aus Wünneberg bei Paderborn (1724—1790), Professor der Theologie zu Münster. Bei der Überschwemmung mit Büchern gegen die christliche Religion und Sitte, so betont er 1772 in der Vorrede zu seinen theologischen Dissertationen,[5] sei es sein Hauptaugenmerk gewesen, seinen Hörern die Waffen zu liefern, um in einem klaren Überblick den Gegnern der christlichen Religion zu begegnen. Vor 8 Jahren habe er zuerst den Versuch gemacht mit der Herausgabe einer Demonstration der christlichen Religion, der dann im folgenden Jahre eine Verteidigung des katholischen Glaubens gefolgt sei. Diese Ausgabe in Quart habe gegen alles Erwarten einen so günstigen Erfolg gehabt, daß die Exemplare in kurzer Zeit durch die ganze Diözese und über deren Grenzen hinaus in drei

---

[1] Neue Ausgabe Cöllen 1720, 450 S.

[2] Dialectica nova sive Introductio in philosophiam prout in catholicis academiis et imprimis in scholis Soc. Jesu tradi consuevit. Osnabrugi 1706. 24°. 200 p. Außer andern apologetischen Schriften veröffentlichte Freytag (fehlt bei Sommervogel) 1705 eine Verteidigung des Hauses in Loretto gegen die Beschreibung des Heiligen Hauses in Loretho von Gerard Menschen, Frankfurt 1700.

[3] Incitamenta Religiosorum seu Adhortationes Domesticae. Coloniae 1711. 4°. 178 u. 178 u. 174 u. 212.

[4] Vgl. z. B. Adhortatio 24: Omnia in gloriam Dei facile oder 25: Actus Amoris Dei.

[5] Dissertationes theologicae ad normam publicarum hodie in scholis praelectionum accommodatae. Monasterii 1772/73.

Auflagen verbreitet wurden. Auch die übrigen theologischen Traktate in der Zeitfolge, wie sie vorgetragen wurden, liegen nach 8 Jahren vollendet vor. Im vorigen Jahre habe er sich entschlossen, auf den Rat vieler Gelehrten diese Traktate nun in systematischer Folge in einer Oktav-Ausgabe in drei Bänden herauszugeben. Sie umfassen das ganze Dogma und die Moral mit steter Berücksichtigung der neuesten Angriffe, mit denen der Verfasser vollständig vertraut ist.[1]

Für die Geschichte seiner westfälischen Heimat war besonders tätig P. Michael Strunck (geb. in Paderborn 1. Nov. 1677). Er bekam, wie der Geschichtschreiber des Bistums Paderborn berichtet,[2] nach dem Wunsche der Paderbornischen Landstände 1726 von seinen Oberen den Auftrag, die Paderbornischen Annalen zu bearbeiten. Den Anfang seiner Arbeiten machte er damit, daß er Schatens Annalen nachsah, die abgedruckten Urkunden mit den Originalen verglich, die Lücken ausfüllte und eingeschlichene Fehler verbesserte. So entstand der bisher noch ungedruckte Supplementband oder die kritischen Anmerkungen zu Schatens Annalen, das wichtigste seiner Werke, welches er 1732 auf Michaeli beendigte. Nach Vollendung dieser Arbeit setzte er die Paderbornischen Annalen fort, legte dabei die Arbeiten von Schaten und Masen zum Grunde, konnte aber nicht so schnell voranarbeiten, weil ihm die Landstände zugleich andere Arbeiten übertrugen, und weil er in den letzten Jahren oft kränklich war. Daher war er nur bis zum Jahre 1605 gekommen, als der Tod seinem bisherigen Wirkungskreise Grenzen setzte. Er starb 1736 in der Nacht vom 4. auf den 5. Dezember zu Willebadessen, wo er sich bei seinem Bruder, dem dortigen Propste, hatte erholen wollen. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß in seine letzte Arbeit, den dritten Teil der Paderbornischen Annalen, viele unbedeutende Dinge und Märchen aufgenommen und zu weitläufig abgehandelt sind. Er ist auch Verfasser von der Geschichte der Heiligen von Westfalen (Westphalia sancta) und der lateinischen und deutschen Beschreibung des Lebens und der Taten des hl. Liborius.[3]

Aus der oberrheinischen Provinz sind uns schon eine Reihe Schriftsteller bei den Reformbestrebungen in Würzburg begegnet: Philosophen, Theologen und Historiker. Hier folgen nur noch einige Ergänzungen.

Der Mainzer Theologieprofessor P. Paul Opffermann gab in den Jahren 1765—1769 die dogmatische Theologie des lothringischen Jesuiten Gabriel Antoine heraus in 8 Bänden, die er durch kritische und historische Untersuchungen er-

[1] Seine kirchenrechtlichen Werke bei Sommervogel 1, 1114. Vergl. Scherer 447.

[2] Bessen, Geschichte des Bisthums Paderborn 2 (1820) 408 f.

[3] Der erste Band der Westphalia sancta pia beata erschien 1715. Eine neue Ausgabe zugleich mit dem bisher ungedruckten zweiten Band veranstaltete Giefers Paderborn 1854/55. Dort auch 1, 233 ff. eine Vita venerabilis P. Mich. Strunck. Als weitere Historiker der westfälischen Heimat nennt Bessen noch den P. Caspar Müller, geb. zu Ostereide im Herzogtum Westphalen am 21. Dezember 1691. Er bekam nach dem Tode Struncks den Auftrag, die Annalen fortzusetzen und wurde deswegen von Hildesheim, wo er Rektor des Jesuiten-Kollegiums war, wieder nach Paderborn berufen, setzte die Annalen bis auf den Tod Theodors fort und besorgte 1741 den Druck des dritten Bandes. Er hat auch das Leben des Paters Moriz von Büren geschrieben, welches nicht gedruckt zu sein scheint. Er starb am 3. Januar 1746 im Colleg zu Paderborn. Ferner P. Aloys Wenneker, geboren in Paderborn 1727, wurde 1744 Jesuit und nach der Aufhebung dieses Ordens Propst an der Gaukirche und starb am 1. Oktober 1792. Von ihm ist die anonyme „Kurze Verfassung historischer Jahr- und Kirchengeschichten R. P. Nicolai Schaten usw., Paderborn, gedruckt bei W. Junfermann, 1768". Der erste Teil geht vom Jahre 772 bis 1036. Der zweite bricht unter Imad plötzlich ab, weil der Verfasser nach der Aufhebung der Jesuiten zur Fortsetzung nicht zu bewegen war. Bessen 2, 414.

weiterte.[1] Mit P. Paul Opffermann ist nicht zu verwechseln P. Lucas Opffermann, der als Mathematiker gegen die Elemente der Mathematik von Wolf auftrat und als Philosoph den Schotten Andreas Gordon bekämpfte.[2]

Dem ersten Professor der Geschichte in Würzburg, P. Joh. Seyfried aus Mainz (1678—1742), verdanken wir ein sehr wertvolles Manuale vocabulorum exoticorum (1736, 734 S.), das er in mühsamer Arbeit aus unzähligen Quellen gesammelt. Im Auftrage des Bischofs mußte er 1727 gegen Schannats Werk über Fulda wegen Beeinträchtigung des Herzogtums Franken (1727) auftreten. Der Provinzial hatte vergebens beim Fürstbischof die Veröffentlichung der unliebsamen Streitschrift abzubitten gesucht.[3] Ein großes Opus diplomaticum, für das Seyfried bereits über 80 Kupfertafeln mit den Diplomen der verschiedenen Jahrhunderte hatte stechen lassen, blieb leider unvollendet durch den Tod des Verfassers.[4] Als besonderes Verdienst des P. Seyfried wird auch die stete Bereicherung der Geschichtsbibliothek im Jesuitenkolleg gerühmt, worin ihm später sein Nachfolger P. Daude mit noch größerem Eifer folgte.[5]

P. Adrian Daude (1704—1755) gab in den Jahren 1745 und 1746 ein Werk heraus über die ganze Hierarchie, Päpste, Kardinäle, Bischöfe (speziell die von Deutschland), die Kapitel und die Orden, bei denen er überall nach den besten vorhandenen Quellen Ursprung und Entwicklung nachweist.[6] Die Thesen am

---

[1] P. Antoine S. J. Theologia dogmatico-scholastica . . . quaestionibus criticis, historicis, et dogmaticis aucta et illustrata. Moguntiae 1765—1769. 8 vol. P. Paul Opffermann, geb. 1725 zu Dingelstädt, eingetr. 1743, war längere Zeit Professor der Philosophie und Theologie zu Fulda und Mainz.

[2] P. Lucas Opffermann war geb. zu Fulda 1690, eingetr. 1709, gest. 1750. Die Schrift Gordons Varia philosophiae mutationes spectantia Erfordiae 1749 enthält außer den Angriffen des P. Gordon auch die Apologie des P. Jos. Pfriemb (Pfriem) S. J. In der Vorrede betont Gordon, daß er schon 11 Jahre für eine Änderung der Philosophie sich bemüht, besonders in seinen Reden 1745 und 1747. Zwei Jesuiten-Professoren, der eine von Würzburg, der andere von Mainz, seien gegen ihn aufgetreten, aber zu spät, da die Reformation des philosophischen Studiums auch der Mehrheit der Katholiken in Deutschland gefalle. Die Auslassung des Mainzer Professors (Pfriem) drucke er ganz ab. Mit einer weiteren Gegenschrift des P. Opffermann Philosophia Scholasticorum defensa setzt er sich im Nachwort auseinander und bringt den Wortlaut einer Erklärung des Abtes Gunther, damals Rektor der Erfurter Universität, vom 7. Februar 1749 gegen die Schrift des P. Opffermanns, der jede Wissenschaftlichkeit abgesprochen und deren Lesung und Ankauf allen Studenten verboten wird. Die Apologie des P. Pfriem steht auf S. 35—58. Es ist eine Vertheidigung der Autorität des Aristoteles und der Doktrin der Scholastiker. Wenn sich Gordon für seine neue Philosophie auf die Frankfurter Disputation des Prinzen Max Joseph stütze, so sei das ein Irrtum wie schon der Titel zeige „Principia Philosophiae ac matheseos", die auch gegen Sätze des Cartesius angehe und u. a. dessen Beweis für die Existenz Gottes verwerfe. In Betreff der Berufung auf Frankreich habe er Mai 1747 an P. Franz Widenhoffer geschrieben, der sich damals im Profeßhaus zu Paris befand und gefragt, was die Sorbonne und die Franzosen überhaupt von unserem System halten. Die Antwort Widenhoffers steht 58—60. Dieser beruft sich auf seine Erkundigungen in Italien, Belgien, Frankreich, Deutschland, deren bedeutendste Universitäten er besucht: im allgemeinen werde sowohl Aristoteles als auch Cartesius geschätzt, von beiden nimmt man das Gute. Die mathematischen Untersuchungen des Cartesius werden geschätzt, seine philosophischen Irrtümer zurückgewiesen. — P. Jos. Pfriem (geb. zu Genbach 1716, eingetr. 1732) veröffentlichte außer der Dißertatio irenica contra Gordonum theologische Thesen über das Dasein und die Attribute Gottes und Dissertationen über die Consuetudines patriae Bambergensis (1761) und die Feste der Hebräer (1765).

[3] *Consultation. Rhen. sup. 7. Juni und 24. Oktober 1727.

[4] Sommervogel 7, 1171.

[5] Bönicke, Grundriß 2, 101 f.

[6] Majestas Hierarchiae ecclesiasticae. Wirceburgi 1745/46. 4°. 408 + 364.

Schluß erklären u. a. die Constantinische Schenkung als Fälschung und die Schenkung der Stadt Rom an Silvester als unerweisbar.

In mächtigen Quartbänden von je 1000 Seiten veröffentlichte Daude in den Jahren 1748—1754 seine Universal-Geschichte des Römischen Reiches in Verbindung mit der Kirchengeschichte nach den besten ersten Quellen mit wertvollen kritischen Erörterungen über die hauptsächlichsten Streitfragen in der politischen und kirchlichen Entwicklung. Zahlreiche historische Karten über die einzelnen Epochen erhöhen den Wert dieses Werkes.[1] In der Vorrede zum 1. Teil des 2. Bandes betont er, daß er die drei Stücke, die Lipsius vom Historiker verlange, veritas, explanatio, judicium stets im Auge behalten. Ohne Wahrheit wird die Geschichte zur Fabel. Die bisherige Darstellung im ersten Band sei von den gelehrtesten Männern durchaus gebilligt worden: getreue, gut disponierte Erzählung der Ereignisse, wie und warum sie geschehen. In seiner Beurteilung halte er sich an die Mahnung von Tacitus: Lob dem Guten, Tadel dem Schlechten zum abschreckenden Beispiel für die Nachwelt.

Von dem Nachfolger Daudes, dem ebenfalls bereits früher erwähnten Historiker Grebner, erzählt einer seiner Schüler:

Von Baden kehrte ich 1768 an die Gestade des Neckar zurück und wurde am 28. Oktober in das Gremium der Universität aufgenommen als Professor der Philosophie. Neben meinen öffentlichen Arbeiten verlegte ich mich in meinen Privatstudien auch auf die Naturgeschichte und die Diplomatik. Letztere habe ich, als ich in jüngern Jahren im Kolleg zu Würzburg weilte, von dem berühmten mir sehr gewogenen Professor Thomas Grebner gelernt. Als Professor der Geschichte in Würzburg führte er mich an bestimmten Tagen in freien Stunden mit großer Liebe in die Diplomatik, Heraldik, Numismatik, Literärgeschichte und Kritik ein, und gab mir ausgezeichnete gelehrte Winke; seine ausgewählte Privatbibliothek stellte er mir dabei zur freien Verfügung. Für dieses so große Wohlwollen muß ich mich dankbar erweisen und, da ich nichts anders vermag, für den lieben Mann beten. Was ich von ihm in der Diplomatik gelernt, habe ich dann zu Heidelberg in meinen Mußestunden mehr zu vertiefen und mit ihren Lehren auch die akademische Jugend bekannt zu machen gesucht; dasselbe tat ich in bezug auf die Naturgeschichte. Soviel ich aus unseren Annalen ersehen kann, war ich der erste, der diese beiden Disziplinen auf unserer Akademie gelehrt hat.[2]

P. Barth. Lutz (geb. 1648 zu Mainz, eingetr. 1703, gest. 1756), lehrte 1725—1732 kanonisches Recht zu Bamberg, später in Heidelberg. Er veröffentlichte außer

[1] Historia universalis et pragmatica Romani Imperii, Regnorum, Provinciarum una cum insignioribus monumentis hierarchiae ecclesiasticae. Wirceburgi 1748—1754.

[2] Schwab, Syllabus Rectorum Heidelberg. 327. P. Joh. Schwab (geb. 1731 zu Scheinfeld in Franken, eingetreten 1751, gest. 1795) lehrte Philosophie, Naturgeschichte und Diplomatik in Heidelberg, veröffentlichte mehrere Schriften gegen die Materialisten, über die Kritik der Philosophie, die Wunder usw. Eine Art Selbstbiographie gab er in dem von ihm verfaßten sehr wertvollen Syllabus Rectorum Heidelberg. (2 [1790] 326 ff.), wo er seinen Lehrern, den Jesuiten in Bamberg, großes Lob spendet und für die 22 Jahre seines Verweilens im Orden (bis zur Aufhebung) nur Worte hoher Anerkennung findet, besonders auch für das Tugendbeispiel so vieler gelehrter Männer. Syllabus 2, 326 f. In den Thesen De prurilu scribendi huius saeculi prolusio critico-academica (Heidelbergae 1771, 16 p.) beklagt Schwab die vielen nutzlosen Bücher, mit denen die Welt überschwemmt wird, er verlangt Kritik und zwar eine bescheidene, reife und kluge Kritik ohne alle menschliche Rücksicht. Gegen die positiv schlechten Schriften beruft er sich auf ein Wort Platos: es ist ein Schaden für den Staat, wenn ohne die Zensur der Seniores Bücher oder Gedichte ans Licht treten. In den Thesen, die ein Philosoph des 1. Jahres verteidigt, wird u. a. die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes als philosophisch sicher beweisbar behauptet, die Harmonia praestabilita verworfen, das limitierte System des P. Tournemine als übereinstimmend mit der wahren Philosophie angenommen.

einer Reihe kirchenrechtlicher Abhandlungen eine Einleitung in das Kirchenrecht, ein allgemeines Kirchenrecht (1727) und eine Verteidigung des Bamberger Bischofs Joh. Gottfried (1729). Von einem anderen Mainzer P. Adam Reiser (geb. 1714, eingetr. 1733, gest. 1791) erschienen seit 1753 ebenfalls eine Reihe kirchenrechtlicher Thesen und 26 Bände einer lateinischen Erklärung der Hl. Schrift (zu je 400 bis 500 Seiten), die seit 1733 jährlich von der akademischen Kongregation in Bamberg als Neujahrsgaben unter ihre Mitglieder verteilt wurden; die ersten vier Bände verfaßte P. Georg Mair (1677, gest. 1735).[1]

P. Adam Huth (geb. 1696 zu Orb, eingetreten 1714, gest. 1771) lehrte 1726 bis 1736 Kirchenrecht in Heidelberg, war mehrfach Rektor und zweimal Provinzial der oberrheinischen Provinz. Seine Thesen Herbst 1728, die sich scharf gegen die Protestanten wandten, erregten deren heftigen Unwillen und Beschwerden in Regensburg.[2] Im Jahre 1731 veröffentlichte er ein Jus canonicum in 5 Bänden, das mehrere Auflagen erlebte. Über seinen Kommentar zu den Dekretalen schreibt der Generalvikar Retz am 8. Juli 1730 an den Provinzial Hartung, er habe die Zensur über P. Huth erhalten; er sei erfreut über die Blüte der kanonistischen Studien in Heidelberg, so daß P. Huth sogar Protestanten unter seinen Schülern zähle. Das Werk könne gedruckt werden; es müßten aber vorher durchaus die Punkte verbessert werden, die die Zensoren mit Recht angemerkt. Das gelte besonders von den Sätzen über die Häretiker, damit diese nicht wiederum gegen uns erbittert würden und die Gelegenheit zum größern Guten abgeschnitten werde.[3]

P. Ignaz Hartung (geb. 1714 zu Heiligenstadt, eingetreten 1730, gest. 1779) lehrte Philosophie und Theologie in Heidelberg, war 1750, 1760 und 1771 Rektor der dortigen Universität, veröffentlichte mehrere Thesen. Als Oberer war er sehr geschätzt wegen seiner Geradheit und seines Beispiels, als lateinischer Prediger der akademischen Jugend beliebt wegen der Hochschätzung der Akademie, über die er auch ein Programm: Die Akademie von Heidelberg und Pius II. herausgab (1772). Daneben war er unermüdlich im Predigen für Volk und Ordensleute.[4]

P. Peter Gallade (geb. 1708 zu Lorch, eingetreten 1734, gest. 1780) lehrte von 1754—1769 Kirchenrecht in Heidelberg und veröffentlichte während dieser Zeit gegen 50 Dissertationen.[5] Neben seiner literarischen Tätigkeit war er unermüdlich beschäftigt in der Seelsorge, besonders der Armen, deren Vater und Wohltäter er allgemein genannt wurde. Nirgends wurde er mehr gesehen als in den Hütten der Armen.[6]

P. Joh. Jung (geb. 1727 zu Bingen, eingetr. 1746, gest. 1793, lehrte Kirchengeschichte und Theologie in Heidelberg, veröffentlichte verschiedene kirchengeschichtliche Untersuchungen, von denen besonders gerühmt wird die Beziehungen der Heidelberger Universität zu den Konzilien von Konstanz, Basel und Florenz (1772).[7]

---

[1] Die Titel der einzelnen Bände bei Sommervogel unter Bamberg 2, 867 ff.

[2] Faber, Europäische Staatskanzlei 55, 273, 284. Hautz, Universität Heidelberg 2, 257 f. und 1. Teil S. 172 f.

[3] *Ad Rhen. sup. In ähnlichem Sinn schreibt der General Retz am 30. August 1732 an den Provinzial Pottu über zwei polemische Schriften, es muß jeder scharfe Stil und jedes bittere Wort vermieden werden, wodurch anstatt des erhofften Nutzens unsere Arbeiten nur verhaßt gemacht werden.

[4] Schwab 2, 237 ff. Vergl. Memoria posthuma sistens biographiam Ignat. Hartung, quae auctoritate Senatus academici in lucem prodiit. Heidelberg. 1779.

[5] Darunter eine über die Wirklichkeit des Teufelsbündnisses gegen Wier, Becker und Thomasius (1764) und Horror humani sanguinis a Christo Jesu Ecclesiae suae instillatus und eine weitere Horror sanguinis in ecclesia Clericorum intercessionibus confirmatus (1768).

[6] Schwab Syllabus 2, 259 ff. Die Biographie beginnt mit den Worten: A sagata Pallade castrisque caesareis ad Palladam togatam et sacratiora vexilla transiit.

[7] Schwab 2, 295 ff.

Eine größere Beachtung darf P. Konrad Hertenberger mit seiner elfbändigen Universalgeschichte beanspruchen. Zu Pottenstein 1691 geboren und 1709 in die oberrheinische Provinz eingetreten, hatte er seit 1726 als Professor der Philosophie in Heidelberg gewirkt und war dann Beichtvater am Hofe des Fürsten Thurn und Taxis in Regensburg geworden. Hier war er beteiligt an der Konversion der Gemahlin des Erbprinzen, einer Markgräfin von Baireuth, hier fand er auch die Muße zu seinem großen Werke Cursus temporum et regnorum, mit dessen Abfassung er 1738 begann und dessen ersten Band er schon 1740 erscheinen lassen konnte. Der dritte Band erschien 1743, die vier letzten (8—11) erst nach seinem im Jahre 1752 zu Regensburg erfolgten Tode. Die ganze Auflage der 11 Bände fiel dem Kolleg in Bamberg zu, das sie 1763 für 700 fl. dem Verleger Tobias Göbhard verkaufte.[1] Göbhard warf dann 1765 die 11 Bände mit neuem Titel auf den Markt.[2]

In der Einleitung zum ersten Bande führt P. Hertenberger aus, daß günstige Umstände in bezug auf Ort und Zeit ihn bewogen hätten, seit einigen Jahren alle seine Muße auf die Geschichte zu verwenden. Der Hauptgrund hierfür sei gewesen, bei so verschiedenen Urteilen der Schriftsteller durch Vergleich der Auktoren die Wahrheit zu ergründen. Deshalb habe er besondere Aufmerksamkeit auf die Chronologie, Genealogie und Ortskunde verwandt und sei stets auf die gleichzeitigen Auktoren zurückgegangen: süßer sei es, aus der reinen Quelle als aus Bächlein das Wasser zu schöpfen. Die ersten Bände sollen behandeln die Geschichte der Israeliten, Römer und Griechen, mit Karl dem Großen in dem 4. Bande wird die Reichsgeschichte samt kurzer Papstgeschichte begonnen. Sein Stil, so betont der Verfasser, sei einfach, nicht gekünstelt, da er besonders für Anfänger schreibe; die Quellen werde er genau angeben. Hertenberger hat Wort gehalten. In ruhiger, stets auf die häufig wörtlich angezogenen Quellen gestützter Art behandelt er die ganze Geschichte des Reiches, des Nordens, von Frankreich, England usw. bis zum Jahre 1705. Neben Chronologie und Genealogie ist auch die Kulturgeschichte vielfach berücksichtigt. Eine Besonderheit bieten bei den einzelnen Fürsten die sogenannten Symbola in Wort und Bild, Hervorhebung irgendeiner charakteristischen Tugend, die dann zu einem förmlichen Traktat mit Berufung auf die schönsten Stellen aus den alten Klassikern, der Hl. Schrift, den Kirchenvätern und Beispielen aus der Geschichte gestaltet wird, so z. B. Wahrhaftigkeit (gegen Macchiavelli), Treue, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit usw. Die Heraushebung dieser Abschnitte würde einen herrlichen Fürstenspiegel ergeben. Wer diese Universalgeschichte gelesen, der wußte guten Bescheid in der Geschichte und in der politischen Ethik. Das ganze Werk erweist den Hofbeichtvater als einen überaus fleißigen, geschichtskundigen und von den höchsten christlichen Idealen für Wahrheit, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit begeisterten Mann.

P. Christoph Kirn (geb. 1694 zu Wallnff, eingetreten 1713, gest. 1759) lehrte Philosophie und Theologie in Heidelberg, wo er auch 1739 zum Rektor der Universität erwählt wurde. Dort veröffentlichte er 1748 eine Schrift über Gebrauch und Mißbrauch der Kritik bei den Theologen und mehrere andere über theologische Streitfragen. 22 Jahre war er Präses der größten lateinischen Kongregation, jeden Sonntag hielt er die lateinische Predigt für die Akademiker, für die Kongreganisten, an den Marienfesten über 130 Festpredigten.[3]

---

[1] *Consultationes Coll. Bambergensis 26. August 1763. Vergl. Weber, Geschichte der gelehrten Schulen in Bamberg, 320 f.

[2] Historia pragmatica universalis sacra et profana in qua quidquid ad chronologiam, genealogiam, heraldicam, geographi- et chorographiam spectat solide et perspicue tractatur a mundi exordio usque ad praesens tempus deducta. Francofurti et Lipsiae 1765.

[3] Schwab 2, 207 ff.

P. Ignaz Kreußler (geb. 1728 zu Mainz, eingetreten 1745, gest. 1780), veröffentlichte 1750 zu Bamberg ein Kompendium der griechischen Grammatik, dann eine neue lateinische Übersetzung der Psalmen aus dem Hebräischen, 1764 einen Abriß der Geschichte der philosophischen Fakultät in Heidelberg (1705—1764), von 1769 an eine Reihe dogmengeschichtlicher Abhandlungen über das letzte Abendmahl, die Sakramente, Flavius Josephus usw. Von einem kundigen Zeitgenossen wird er als bedeutender Gelehrter und hervorragender Charakter gerühmt.[1]

Die größte volkstümliche Apologie des katholischen Glaubens veröffentlichte 1739 P. Mathaeus Vogel (1695—1766), die trotz ihres Umfanges von 3 starken Quartbänden mit je 1000 Seiten viele Auflagen erlebte.[2] Das große Werk ist der größte und wohl auch beste Kontroverskatechismus der Zeit geworden. Eine Unmenge von Fabeln weist er gründlich zurück, so z. B. die so oft angeführte Behauptung, daß der Konvertit seine Eltern verfluchen müsse (1, 117 f.), daß den Katholiken das Lesen der Hl. Schrift verboten sei (1, 103 ff.) usw.

Nach der ersten Woche der Exerzitien bearbeitete Vogel Veritates aeternae für die studierende Jugend. (Ed. 2ª. Mannhemii 1741), dabei ein Annus sanctus Leben heiliger Jünglinge. (Ed. 2ª. 1741, 360 p): für jeden Tag des Jahres ein Heiliger. Zuerst 1727 in Köln erschien: „Potuerunt isti cur non et tu?“ Mehrere Bücher und Büchlein verfaßte P. Vogel für die „monatliche" und „jährliche" Vorbereitung zu einem heiligen Tod (1756), die viele Auflagen erlebten. Eine noch größere Verbreitung fand der „Kurze Begriff der notwendigsten Gebete eines katholischen Christen, das sind Morgen-, Abend- und Meßgebete nebst deren Erklärung, Beicht- und Kommuniongebete" (etwas über 100 S.). Sein großes Leben und Sterben der Heiligen Gottes, Mannheim 1764, erlebte 1927 die hundertste Auflage.

Eine Verteidigung des Gottesglaubens gegen die Atheisten verfaßte der Würzburger Professor P. Ignaz Neubauer.[3] In der Vorrede schildert er die ungeheure Propaganda, die zu seiner Zeit in gelehrten und ungelehrten Werken, in Nachschlagebüchern, Romanen, Gedichten usw. für den Atheismus gemacht wurde. Er verkennt dabei nicht die Lichtseiten der Zeit mit ihren neuen Erfindungen, mit den Fortschritten in Kunst und Literatur, aber alles wird verdunkelt durch die große Schar der Ungläubigen, die mit allen Mitteln die Religion bekämpfen. In der Legion dieser Ungläubigen stehen an erster Stelle an Zahl und Verwegenheit die Theisten (Deisten) oder Naturalisten, die in der Tat nichts weiter als Atheisten sind. Ihre Schriften sollte man der ewigen Vergessenheit anheimfallen lassen, aber ihre weite Verbreitung in allen Kreisen macht ihre Berücksichtigung und Widerlegung nötig. Es sind besonders englische und französische Atheisten, deren Werke er anführt und deren Gründe er in der Folge im einzelnen widerlegt.

Eine dogmatisch-polemische Erklärung der ganzen Hl. Schrift, besonders gegen die neueren Andersgläubigen, gab P. Franz Widenhofer 1749 heraus, die

---

[1] Schwab 2, 274 ff.

[2] Gründliche Unterweisung in dem wahren katholischen Glauben oder Katholischer Katechismus nach den 5 Hauptstücken V. P. Petri Canisii. 3. Druck Cölln 1774. 4°. 3 Bde., 1. Druck Straßburg 1739, 5 Bde., 2. Druck Köln 1750. (Vergl. Kapitel über Katechese.)

[3] Vera Religio vindicata contra omnis generis Incredulos, contra Atheos ... Würzburg 1771. 8°. 492 p. — Als Kämpfer gegen den Atheismus seien nur noch vorübergehend erwähnt der Bamberger Professor Ignaz Lechner aus Würzburg (1728—1770), der 1761 gegen die „fortia ingenia nostri saeculi“ schrieb; die Heidelberger Professoren Jos. Agricola aus Hübstadt (1729—1777) mit seinen Schriften über die Gewißheit und die Unsterblichkeit der Seele (1768) und Georg Wiesner aus Heidingsfeld (1731—1797 über die göttliche Vorsehung und Unsterblichkeit der Seele.

1755 eine zweite Auflage erlebte. Die Ordinariats-Approbation für die 2. Auflage des ersten Bandes Würzburg, 28. Januar 1755, lobt an dem Werke seine außerordentliche Erudition und Kritik und den großen Nutzen für die katholische Religion.[1] In der Einleitung handelt u. a. ein Kapitel ausführlich über das Lesen der Hl. Schrift in der Landessprache, wobei der deutsche Brauch in weitgehender Weise verteidigt wird. Bei der Erklärung der Hl. Schrift leisteten dem Verfasser seine Kenntnisse der hebräischen und griechischen Sprache treffliche Dienste.

Eine Erklärung der Hl. Schrift nach dem vierfachen Sinn für alle Stände, besonders aber für die Prediger, gab P. Ludwig Eschborn (aus Hochheim, 1708—1753) als Professor der Hl. Schrift in Fulda, 1748—1752, in zehn Bänden heraus. Er erklärt und beleuchtet die einzelnen Bücher nach dem Stand der damaligen Exegese an der Hand der heiligen Väter und der Scholastiker mit Benützung oder Berücksichtigung der alten und neuen Literatur. Schwierigere Kontroversen werden kurz und klar erörtert. Der Generalvikar von Fulda spendet dem Werke in der Druckerlaubnis Fulda, 20. Januar 1748, großes Lob. Die Einleitung preist begeistert die Bedeutung der Hl. Schrift mit den schönsten Worten der heiligen Väter.[2] Leider setzte ein zu früher Tod den Arbeiten des überaus fleißigen Ordensmannes ein schnelles Ziel.

Besondere Verdienste um die Hl. Schrift erwarb sich P. Herm. Goldhagen aus Mainz (geb. 1718, eingetreten 1735, gest. 1794). Er war ein sehr fruchtbarer und verdienter Gelehrter. Von 1750 an gab er als Leiter der Repetenten die Sammel-Schulbücher für die Gymnasien der oberrheinischen und oberdeutschen Provinz heraus, ferner lateinische und griechische Grammatiken und Lexika, immer mit starker Berücksichtigung eines stilus bene latinus. Im Jahre 1753 veröffentlichte er eine kritische Ausgabe des griechischen Neuen Testaments mit den verschiedenen Varianten und einem griechisch-lateinischen Lexikon. 3 Jahre später erschien seine zweibändige Kritik zur deutschen Übersetzung der Kirchengeschichte von Fleury. Es folgten eine Reihe exegetischer Schriften zum größern Verständnis der Heiligen Schrift, dabei auch eine Methode, die ganze Hl. Schrift innerhalb eines Jahres zu lesen bei Verwendung von nur einer Viertelstunde an jedem Tage. Gegen die Aufklärer richtete er im Jahre 1769 seinen „Unterricht in den Religionsgründen gegen die Gefahren der heutigen Freydenker" (374 S.) und 1772 „Denkbüchlein gegen die Gefahren der Zeit" (230 S.); bei alledem fand P. Goldhagen noch Zeit zur Herausgabe von Gebet- und Betrachtungsbüchern, insbesondere zur Beförderung der Herz-Jesu-Andacht.[3]

Die Angriffe der Aufklärer gegen die Hl. Schrift beantwortete P. Goldhagen 1765—1768 in seiner dreibändigen Einleitung in die Hl. Schrift, in der er in wissenschaftlicher Weise sowohl die Einwände gegen die Hl. Schrift im allgemeinen als auch gegen die einzelnen Bücher widerlegte, wobei ihm seine gründliche Kenntnis der griechischen und hebräischen Sprache zustatten kam.[4] In der Vorrede führt er aus, wie die Welt geradezu überschwemmt werde mit Büchern und Broschüren, die mit Spitzfindigkeiten, Satiren und Spott das Hei-

---

[1] Sacra Scripturae dogmatice ac polemice explicatae tom. I. Ed. 2a auctior Augustae V. 1755. 8°. 1040 p.

[2] Explicatio S. Scripturae ... ad usum cuiuscunque status ac ordinis hominum. Fuldae 1748 Sumptibus Martini Göbhardi Bibliop. Academ. Bamberg. Das Druckprivileg für 10 Jahre ist datiert: Bambergae 22. Maji 1747 und unterzeichnet von dem oberrheinischen Provinzial Adam Huth.

[3] Genaueres bei Sommervogel 3, 1538 ff.

[4] Introductio in S. Scripturam maxime contra Theistas et varii nominis Incredulos. Moguntiae 1765—1768. P. Goldhagen, damals Professor der Hl. Schrift an der Mainzer Universität, widmete sein Werk dem Mainzer Kurfürsten Emerich Joseph.

ligste angreifen und die heiligen Bücher des Alten und Neuen Testamentes dem Gespötte preisgeben. Wenn es je eine Zeit gegeben, wo es nötig gewesen, zum Schutze der gefährdeten Seelen die Waffen zu ergreifen, so sei das jetzt der Fall. Deshalb müsse man sich nach neuen Waffen umsehen, oder vielmehr die alten Waffen schärfen, womit einst die Verteidiger des Christentums die Angriffe der heidnischen Philosophen zurückgewiesen. Vollständig vertraut mit den Angriffen der Aufklärer hat P. Goldhagen ein Werk geliefert, das besonders für die damalige Zeit von großem Nutzen war.

Ein Schriftsteller eigener Art ist P. Nikol. Hertling (geb. 1666, eingetreten 1685, gest. 1710). Er veröffentlichte 1708 ein interessantes Werk Scientia Latinitatis, die lateinische Sprache in ihrer Abhängigkeit vom Griechischen. In der Widmung an den Mainzer Kurfürsten Franz Lothar von Schönburg betont der Verleger Joh. Mayer, daß trotz des Krieges in Mainz die Studien blühen durch die Regsamkeit der Professoren, besonders in dem Mainzer Jesuitenkolleg, aus dem ihm auch das vorliegende Werk zugekommen. Die Buchdruckerkunst, die einst in Mainz erfunden und so herrliche Früchte gezeitigt, sei nicht wenig gesunken, jetzt aber habe er den Versuch gemacht, sie wieder zu heben. Das Studium der deutschen Sprache, der der Verfasser durch ihr Verhältnis zur griechischen Sprache neuen Glanz verleihe, blühe in Mainz, wohin das Ausland seine Söhne zur Erlernung der deutschen Sprache mit Vorliebe sende.[1] Es folgt ein Preis der griechischen Sprache, deren sich auch hervorragende Römer in ihren Schriften bedient, und deren keine Wissenschaft und keine Technik für ihre Ausdrücke entbehren könne. Die lateinische Sprache insbesondere verdanke ihre Vervollkommnung der Nachahmung des Griechischen. Auch die deutsche Sprache habe viel durch die griechische Sprache gewonnen; die zahlreichen Hellenismen zeigen vielfache Verwandtschaft.

In dem Werke bringt ein alphabetisches Lexikon (S. 193—259) alle lateinischen und deutschen Worte, die ihren Ursprung dem Griechischen verdanken; in manchen Fällen mit überraschenden Resultaten. Ein weiteres Lexikon (S. 259—504) gibt alphabetisch alle griechischen Worte und Redensarten an, die von alten und neuen lateinischen Auktoren gebraucht werden, dabei werden stets die entsprechenden deutschen Ausdrücke vermerkt. Ein drittes Verzeichnis (S. 504—544) bringt alphabetisch die meisten deutschen Worte, die ganz offenbar dem Griechischen entstammen; auch hier gibt es manche Überraschungen. Diese und die folgenden Kapitel, z. B. über den vielfachen Gebrauch des griechischen Sprichwortes bei den Lateinern, verraten eine außergewöhnliche Kenntnis der klassischen Literatur. Das ganze Buch darf bei der damaligen allgemeinen Mißachtung des Griechischen ein nicht zu unterschätzendes Verdienst beanspruchen.[2]

---

[1] Scientia Latinitatis . . . Romanae Linguae ultimi recessus explorantur et e Graecis ortae difficultates deplanantur: Graecogermanica quoque seu moderna Germanica suis ex Hellenismis illustratur. Moguntiae 1708. 8°. 912 p. — „Ein außerordentlich ehrendes Andenken an seinen Eifer in aller Gelehrsamkeit, an seine Liebe zur Armut und an die Reinheit seines Herzens bewahrt der Katalog der Fuldaer Jesuiten-Bibliothek", so die „Geschichte der Familie von Hertling" (von Frhr. Karl v. Hertling), Köln 1888, 18.

[2] Aus einem Briefe des Generalvikars Tamburini vom 29. August 1705 an P. Hertling in Fulda geht hervor, daß Hertling eine Schrift pro demonstranda quadratura circuli zur Zensur eingesandt. Tamburini will sie einem geeigneten Begutachter übergeben. Den Empfang des zweiten und dritten (letzten) Teils zeigt Tamburini am 12. Sept. und 14. Okt. 1705 an. Am 24. Oktober schickt Tamburini das Gutachten eines kundigen Mathematikers, Hertling soll sich dazu äußern, ob der Gutachter seine Meinung richtig verstanden habe. Dann folgt eine Mitteilung Tamburinis vom 14. Nov. 1705, er sendet den Brief des Revisors, Hertling soll sich mit diesem, dem das angenehm sei, in Verbindung setzen. *Ad Rhen. sup. In jedem Fall ein Beispiel nobler Zensur-Behandlung.

Aus dem Gebiete der positiven Wissenschaften wären vorübergehend noch zu nennen der langjährige Professor der Mathematik in Würzburg, P. Heinr. Nidrendorff aus Siegen (1680—1744). Er veröffentlichte 1729 in Würzburg ein großes geographisches Werk in vier Quartbänden, Generalis geographia economica, dessen erster Band das Bild des Fürstbischofs Friedrich Karl und 50 Tafeln mit Karten enthält.

Ein anderer Professor der Mathematik in Bamberg, P. Joh. Jacobs (1721—1800), Schüler des P. Christ. Mayer, hatte sich auf genaue meteorologische Beobachtungen verlegt und veröffentlichte dieselben seit 1769.[1] Die Bamberger Gelehrtengeschichte berichtet von ihm:[2] „Jacobs erwarb sich durch seine höchst genauen und gewissenhaften Beobachtungen am Thermometer und Barometer ein besonderes Verdienst um unsere Stadt. Er bestimmte die mittlere Höhe des Quecksilbers für Bamberg und beschrieb diese in einer besondern akademischen Schrift. Die Universität verlor an ihm einen ihrer ersten und würdigsten Männer. Rastlos tätig für seinen Beruf, setzte er seine Vorlesungen bis auf vier Tage vor seinem Tode fort. Sein Geist war der Geist eines Mannes, der in den Wissenschaften erzogen worden. Tiefer Ernst, gepaart mit einer frohen jugendlichen Laune im Umgange, unaufhaltsamer Drang nach der Gemeinnützigkeit, heißer Durst nach Erweiterung seiner Kenntnisse, selbst im Greisenalter, gefällige Würdigung des Neuern gegen die Einsprüche verjährter Ideen, eiserner Fleiß mit jugendlicher Gewandtheit im Denken, gewissenhafte Pünktlichkeit in seiner häuslichen Tagesordnung, feurige Energie im Lieblings-Studium seines Faches waren die schönen Züge seines Geistes. Sein Herz war das Bild der Unschuld und seine Religion die Religion des Weisen, gebaut auf Grundsätze ... Wie schön würde es auf der Erde sein, wenn es nur solche Männer gäbe."

Der bedeutendste Schriftsteller aus dem Gebiete der Mathematik in der oberrheinischen Provinz ist der oben genannte P. Christian Mayer aus Mederitz in Mähren (1719—1783). Er lehrte seit 1751 als Professor der Mathematik und Physik an der Universiät Heidelberg. Seine ersten Schriften behandeln Probleme der Physik und Vaubans Befestigungssystem (1758). Im Jahre 1763 erschien seine Basis Palatina nach seinen neuen Messungen im Jahre 1762.[3] Die Veröffentlichungen der Beobachtungen auf der neuen Sternwarte in Schwetzingen begannen 1764. Auf Einladung der Kaiserin Katharina von Rußland beobachtete er in Petersburg den Venusdurchgang vom 23. Mai 1769. Die Basis novae chartae Palatinae von Mainz bis Basel folgte 1773.

Auf seine Anregung wurde die Experimental-Physik in den Lehrplan der Heidelberger Hochschule eingeführt, unter seiner Leitung entstand ein physikalisches Kabinett in Heidelberg; die Sternwarten in Schwetzingen (1762) und Mannheim (1772) rühmen ihn als ihren Urheber.[4]

---

[1] Näheres bei Heß, Meteorologisches aus Bamberg. Meteorologische Zeitschrift 1926, 73 ff.

[2] Jäck, Pantheon der Literaten Bambergs 3/4 (1813) 510.

[3] In den Mainzer Domkapitelprotokollen (Kreisarchiv Würzburg, Bd. 60, S. 552, Sitzung vom 26. April 1762) heißt es: Am 25. April 1762 zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags suchten der königl. französ. Emissarius Cassini, Direktor des Observatoriums in Paris, und der Jesuitenpater Majer, Professor der Mathematik in Heidelberg, und der kurpfälzische Ingenieur Dennis um die Erlaubnis nach, den Mainzer Domsturm zur Aufstellung einiger geographischen Observationen besteigen zu dürfen. Sie zeigten Patente vom Kaiser und der Kaiserin, sowie von Kurpfalz vor, die Cassini zwecks Aufnahme von Landkarten ausgestellt waren. Nach Rücksprache mit dem Kurfürsten genehmigte das Domkapitel die Besteigung des Turmes.

[4] Klüber, Die Sternwarte zu Mannheim (1811) 34 ff.

Eine neuere Studie berichtet von Mayer: „Als Mitglied mehrerer deutscher und ausländischer Gelehrten-Gesellschaften hatte sein Name in der wissenschaftlichen Welt ein ehrenvolles Ansehen. Dieses erwarb er sich als Mathematiker und Astronom. Aber indem er sein hervorragendes Wissen und Können in den Dienst der Geographie stellte, für diese bzw. die Kartographie die grundlegenden Elemente schuf und verwertete, machte er sich in hohem Grade und dauernd verdient auch um die Geographie. Das eherne Denkmal setzte er sich selbst in der Charta Palatina“. Dieses „kostbare Werk“ (F. P. Wundt) „sichert durch die Weise, wie es entstanden, und in der Gestalt, wie es ist, ‚korrekter und besser als alle anderen, die bisher erschienen sind‘, seinem Schöpfer eine ehrenvolle Stelle unter den deutschen Kartographen der Vergangenheit.“ „Als Hauptzüge seines Charakters werden von den Mitlebenden gerühmt Leutseligkeit und Dienstfertigkeit, unermüdeter Eifer, Gutes zu wirken, Redlichkeit und Wohlwollen gegen alle, religiöser Wandel und hohes Pflichtgefühl. Seinen Charakter kennzeichnend ist auch sein Testament, gemäß welchem aus der Hinterlassenschaft jährlich vier arme, in Hinsicht auf Anlage, Gesittung und Studium empfehlenswerte Jünglinge eine namhafte Unterstützung erhielten.“[1]

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Mayer um das physikalische Kabinett in Heidelberg.[2] „Die Kostbarkeit physikalischer Instrumente war damals (Mitte des 18. Jahrhunderts) verhältnismäßig noch größer als jetzt, wo vieles fabrikmäßig hergestellt wird. So waren Luftpumpen und Elektrisiermaschinen, Magnete und Fernrohre, Hohlspiegel und Prismen, selbst Barometer und Thermometer noch ein Jahrhundert nach ihrer Entdeckung nur in den Prunkzimmern weltlicher und geistlicher Fürsten oder vornehmer reicher Leute zu finden. Erst allmählich gelangten die physikalischen Apparate von dort in die Hörsäle der Universitäten.“ Die Heidelberger, von Mayer angefangene Sammlung „wurde später durch die Apparate des P. Seedorf und die von Mayer angeschafften Instrumente bedeutend vergrößert“. Die ganze Sammlung wurde, wann ist aus den Akten nicht zu ersehen, mit Genehmigung des damaligen Obern des Jesuitenordens in einem Saale des Jesuitenkollegiums von 74 Fuß Länge und 35 Fuß Breite aufgestellt. Diesen durch 13 Fenster erleuchteten Saal hatte der Professor Mayer mit einem Kostenaufwand von 800 fl. aus eigenen Mitteln in dem ehemaligen Speicher des großen Seminars herrichten lassen. . . . Die Frequenz der Vorlesungen über Experimentalphysik und das schnelle Wachstum der physikalischen Sammlung hatten ohne Zweifel ihren Grund in der Neigung des Kurfürsten Karl Theodor für naturwissenschaftliche Dinge und ferner in dem Ansehen, das der Professor Christian Mayer sowohl am kurfürstlichen Hofe als auch außerhalb der Pfalz in der wissenschaftlichen Welt, in Paris, London, Petersburg usw., genoß. Nicht nur in Mathematik und Physik, auch in Geodesie und Astronomie besaß er hervorragende Kenntnisse. . . Mit den neuen, vom Kurfürsten angeschafften Instrumenten beobachteten Mayer und sein Assistent Metzger auf der Mannheimer Sternwarte 100 bisher unbekannte Begleiter von Fixsternen und deren Eigenbewegungen“. Vor seinem 1783 erfolgten Tode trat Mayer in seinem Testamente der Universität in Heidelberg sein Eigentumsrecht an der physikalischen Sammlung für 500 fl. ab, welche Summe die Universität an seine fernere Stiftung (die sogenannte Marianische) für arme Studierende zahlen sollte. Die Universität ging darauf ein.[3]

[1] Andreas Weiß, Die Charta Palatina des Christian Mayer in Mitteil. des Histor. Vereins der Pfalz 26 (1903) 10 f. 40. Vergl. auch Theod. Palatinus, Heidelberg und seine Universität (1886) 106 ff.

[2] Georg Quincke, Geschichte des physikalischen Instituts der Universität Heidelberg (1885) 9 ff.

[3] Vergl. Wortlaut bei Quincke 37. Über Mayer vergl. noch Schwab, Syllabus Rector. Heidelb. 248 ff.

Den prächtigen Rokokobüchersaal des Mannheimer Schlosses schmückt in stattlichen Reihen eine erlesene Büchersammlung. Sie enthält die 23 000 Bände, die im Jahre 1789 der Jesuitenpater Franz Joseph Desbillons dem Kurfürsten Karl Theodor von Bayern und Pfalz vermacht hat. Das Werk Desbillons' ist vorbildlich geblieben für die Gegenwart und die Zukunft. In dieser Bibliothek steht allein eine Sammlung von französischen Drucken des 17. und 18. Jahrhunderts, wie sie in dieser Reichhaltigkeit in Deutschland durchaus ungewöhnlich ist.

Mit einer Freiheit des Geistes und einem tiefen Glauben griff Desbillons alle Erscheinungen seiner Zeit, nicht nur der Vergangenheit, auf und legte sie dokumentarisch in seiner Sammlung nieder. Die ungemein weit ausgebaute Sammlung philosophischer und naturwissenschaftlicher Schriften vom klassischen Altertum bis zu Pascal, Jakob Böhme und Swedenborg ist ohne jede Beschränkung durchgeführt. Selbst seine Zeit erwies dieser Freizügigkeit nicht das unbedingte Entgegenkommen. Hat doch Karl Theodor die vermachte Bibliothek seines Gönners, den er selbst — als getreu seinem Berufe infolge der Aufhebung des Ordens in Frankreich heimatlos Gewordenen — an seinen Hof berufen hatte, wohl als „die allgemeine Sittlichkeit und die Staatsautorität gefährdend" in die Verborgenheit gebannt. Die Sammlung Desbillons ist keine nur bibliophile oder katalogisierende Angelegenheit. Sie ist der Ausdruck einer überragenden Geistigkeit, die Desbillons als einen der hervorragendsten Gelehrten seines Jahrhunderts, in ihm einen Höhepunkt wissenschaftlicher Arbeit und der Tätigkeit der geistlichen Orden im besonderen erkennen läßt. Alle Werke — auch die theologischen, geographischen, mathematischen, astrologischen und alchimistischen — tragen die Spuren ernsthaftester Durcharbeitung in den von Desbillons angefügten Randbemerkungen und den wissenschaftlichen Nachweisen in eingelegten Zetteln. Desbillons hat diese Sammlung der französischen Literatur bei ihrer Veröffentlichung in Paris erworben, was ihr den Reiz einer unmittelbaren Zeitschöpfung verleiht. So wirkt sie in ihren prächtigen Einbänden wie ein Museum der Literatur jener ereignisreichen Zeit. Verbunden mit der Feierlichkeit des gleichfalls im 18. Jahrhundert erbauten großen Büchersaales der Mannheimer Bibliothek, wo sie heute untergebracht ist, kündet sie eine Hochschätzung und Pflege des Buches, also der Arbeit der Dichter und Denker, in einer uns leider sehr fremd gewordenen Liebe. Man wird sie „Luxus" nennen. Und doch ist sie nichts anderes als der Ausdruck einer höherstrebenden Geistigkeit des Menschen. Desbillons war von Geburt Franzose. Er kam von Chateau-neuf, wo er 1711 geboren wurde, nach dem Studium der Philosophie und Theologie als geistlicher Lehrer nach Nevers und Caën und von da als Bibliothekar nach Paris. Wie bemerkt zwang ihn die Aufhebung seines Ordens einem Ruf nach Mannheim Folge zu leisten. Er nahm dahin schon eine Bibliothek von 13 000 Bänden mit. Schriftstellerisch ist Desbillons in zahlreichen Streitschriften gegen die Widersacher des Glaubens hervorgetreten. Neue Ausgaben, wie die der Nachfolge Christi des Thomas von Kempen (gegen Valarts ungenügende Pariser Ausgabe gerichtet) und historische Schriften (sur la vie et les ouvrages de Guillaume Postel) verdanken ihm ihr Erscheinen. Als Dichter ist Desbillons durch viele Fabeln bekannt geworden, die er im Geiste des Phädrus und Lafontaines in lateinischer Sprache schrieb. Über sein Wirken in der Gesamtheit unterrichtet neben der kurzen Arbeit des einstigen kurfürstlichen Bibliothekars in Mannheim (Maillot de la Traille) die große Biographie, die sein Landsmann Pierre Dubois (Bourges 1887) ihm gewidmet hat.[1]

[1] So Willy Oeser in Köln. Volksztg., Lit. Blätter Nr. 80, 10. Febr. 1927. — Die fortschrittliche Münchener Wochenschrift „Patriot in Baiern" rühmt an den in Mannheim 1768

In einer ungedruckten Verteidigungsschrift vom Jahre 1765 nennt P. Dufrène von den Schriftstellern der oberdeutschen Provinz u. a. Mannhart, Biner, Neumayr, Weitenauer, Stadler, Ant. Mayr, Zech, Cratz, Schwarz, Schütz, Pichler, Schmalzgrueber usw.[1] Einige von diesen wurden bereits früher gewürdigt.[2]

Der erstgenannte P. Franz Mannhart aus Innsbruck (1696—1773) veröffentlichte seit 1734 eine Reihe von physikalischen und theologischen Schriften; von letzteren fanden mehrere Aufnahme in die späteren Sammelwerke von Zaccaria und Migne. Seine Schrift gegen den Atheismus erlebte bis ins 19. Jahrhundert mehrere Auflagen und 1779 eine deutsche Übersetzung. Sein Hauptwerk ist die Bibliotheca domestica, eine Art Konversationslexikon, das seit 1762 in 12 Bänden erschien.

Die Schrift gegen den Atheismus ist nicht allein durchschlagend in ihren Gründen, sondern auch kulturhistorisch interessant.[3] In der Einleitung schildert er die Ursachen des überall grassierenden Atheismus, schlechte häusliche Erziehung, schlechte Bücher, Luxus usw., und im Epilog an die Atheisten, die entweder sehr beschränkt oder sehr böswillig sind, die weite Verbreitung des Atheismus an den Höfen, den Gerichten und Universitäten. Unter den Gründen, die der Atheist gegen das Dasein Gottes vorbringt, weist er u. a. die törichte Ausflucht mit ihrer unendlichen Reihe ab, denn je mehr die Ringe gehäuft werden, um so weniger kann die Kette in der Luft hängen, ohne daß sie von einem andern gehalten wird; für die Beweiskraft der allgemeinen Übereinstimmung des Menschengeschlechtes beruft er sich u. a. auf die Aussprüche des Aristoteles und Seneca. Schlagend zeigt er dann, wie alles um uns, Pflanze, Tier und Mensch, nach einem Schöpfer schreit.

Seine Bibliotheca domestica bonarum artium et eruditionis ist besonders für den Gebrauch der Studenten bestimmt. Jeder Band enthält ein gutes Namen- und Sachregister. Der erste Band behandelt eine Encyclopaedia scientiarum et artium, Notwendigkeit der Grammatik, speziell Geschichte und Methode der lateinischen Grammatik, der 2. Band Poesie und Rhetorik, der 3. Geschichte (Notwendigkeit und Maßhaltung in der Kritik, 181 ff.) mit Numismatik, der 4. Diplomatik (mit 17 diplomatisch genauen Schrift- und Urkundentafeln) und Phisosophie (Natur und Moral), dabei Geschichte, Kritik und Methode der Philosophie, Zurückweisung

---

erschienenen Fabeln Desbillons gute Erfindung, natürlichen Witz und schönsten römischen Stil: seine Fabeln liest man mit eben dem Vergnügen wie die des Phädrus (23. Juni 1763). Vergl. Bibliothek der schönen Wissenschaft und Künste 8, 140. Wie andere in der literarischen Welt bekannte Jesuiten bewahrte Desbillons eine große Anhänglichkeit an seinen Orden. In seinem Gedicht über die Lebekunst hat er später geurteilt:

Stolide triumphant, quod viros qui publicae
 Totos saluti hucusque se devoverant,
 Fulmen vibratum ab Arce Romana, nihil
 Tale metuentes desubito percusserit
 Dejeceritque de suo miseros statu.

Ars bene valendi auctore Franc. Jos. Terrasse Des Billons (Heidelbergae 1788) p. 66. Hier schildert er auch sein Verlangen, das darnach stand, sich den unter der alten Regel lebenden Mitbrüdern in Rußland anzuschließen, daß aber sein Alter (73 Jahre) und seine große Bibliothek (13 000 Bände) diesen Plan als unklug hätten erscheinen lassen. Auch in der Biographie Desbillons wird dessen große Liebe zu seinem Orden betont und die unheilbare Wunde, die dessen Geschick seinem Herzen geschlagen. Franc. Jos. Des Billons Miscellanea posthuma Mannhemii 1792 p. XI. Dort ist auch sein in Versen verfaßtes Testament dat. Mannheim, 16. März 1789, abgedruckt, in dem er all sein Geld und seine Wäsche den Armen vermacht. Quidquid repertum fuerit, pauperibus volo Distribui . . . Seine Verbannung aus Frankreich und die liebevolle Aufnahme bei seinen Mitbrüdern in Mannheim schildert er in dem Gedichte Avis exul. Miscellanea posthuma. S. XXV ff.

[1] *Etliche Zweifel . . . Cgm. 3653. Das Jahr bestimmt sich aus der Angabe, daß die Bibliotheca des P. Mannhart vor drei Jahren erschienen.

[2] S. oben S. 20 ff., 38 ff.

[3] Idea Magni Dei adversus Atheismum huius aevi. Aug. Vind. 1765. 8°. 296 S.

der mathematischen Methode von Wolf mit Anerkennung seiner Verdienste (251 ff.), Irrtümer des Cartesius; das Copernikanische System verteidigen viele als eine geistvolle Hypothese, noch zahlreichere aber verwerfen es, weil gegen die Hl. Schrift und die allgemeine Überzeugung der Menschen (68); der 5. Band behandelt allgemeine Mathematik, Geographie (mit 7 geogr. Karten), bürgerliche und militärische Baukunst (8 Tafeln mit Baurissen, Kriegsmaschinen etc.), allgemeine Astronomie (auch Sternwarten und Astronomen); der 6. Band setzt Mathematik und Astronomie fort und schließt mit Medizin (Tafel mit Hauptteilen des menschlichen Körpers); der 7. Band bürgerliches und kirchliches Recht behandelt Geschichte und Kritik des Rechts, dabei die verschiedenen Friedensschlüsse, die neuen Auktoren Pufendorf, Thomasius, Kayser, Waber etc.; der 8. Band Theologie enthält die Geschichte und Quellen der Theologie; der 9. Band scholastische, dogmatische und historische Theologie; letztere gibt die Geschichte der Streitigkeiten mit den Griechen, Lutheranern, zwischen den katholischen Schulen über die Gnade usw.; den Schluß bildet ein Kapitel über theologische Kritik. Über allgemeine Kritik (ars critica) unterrichtet der 10. Band: Grundsätze der Kritik für die verschiedenen Gebiete der Wissenschaft u. a. für Codices et Manuscripta, Akten der Märtyrer, Konzilien, Väter, er schließt mit dem Mißbrauch der Kritik bei Akatholiken und Katholiken und der Kritik über die Kritik (Epicrisis Lipsiana). Ein besonderes Buch ist den Antiquitäten der Hebräer gewidmet, dem dann im 11. Band die Antiquitäten der Griechen, Römer und Germanen folgen. Bei den Erfindungen, in denen sich die Germanen stets ausgezeichnet, werden hervorgehoben Bombarda (Pulver), Horologium rotatum, Typographia. Die Antiquitäten der Deutschen umfassen mehr als 100 Seiten, sie schließen mit einem Preis der Deutschen, die sich aus Wald- und Morastbewohnern zur höchsten Kultur entwickelt haben und darin alle Völker und Länder übertreffen. Der 12. Band enthält ein ausführliches Sach- und Namenregister, ein allgemeines Schriftsteller-Verzeichnis und ein spezielles über die Schriftsteller der Jesuiten in den verschiedenen Wissenszweigen; als Schlußwort verwendet P. Mannhart ein Zitat aus der Widmung des nie genug zu lobenden

Zu dem Konversationslexikon des Tirolers Mannhart gesellt sich das große Kirchenlexikon des Schweizers Biner. P. Jos. Biner aus Glaringen-Wallis (1697 bis 1766) lehrte mehrere Jahre Philosophie und Theologie, dann 16 Jahre kanonisches Recht zu Innsbruck, Dillingen und Amberg. Außer einer ganzen Reihe von Kontroversschriften veröffentlichte er seit 1747 ein großes Kirchenlexikon mit besonderer Berücksichtigung des kirchlichen Rechtes.[1] Der sechsbändigen Ausgabe von 1749 folgte von 1754—1766 eine doppelt so große in 12 Bänden, die auch in Italien mehrere Auflagen erlebte. Eine 5. vermehrte Auflage des Apparatus eruditionis erschien 1767 in 8 Quartbänden. Das Lexikon enthält auch wertvolle größere Dissertationen, die zum Teil in spätere große Sammelwerke (Zaccaria, Migne) Aufnahme fanden. In den Annalen der Universität von Ingolstadt wird der Apparatus „ein wahrer Schatz kanonistischen Wissens" und in der Deutschen Allgemeinen Biographie „ein unentbehrliches Repertorium kanonistischen Wissens" genannt.[2] Manche Teile „nahmen völlig den Charakter kirchengeschichtlicher Darstellungen an".[3]

Bedeutend als Kirchenrechtslehrer war auch P. Franz Zech aus Ellingen in Franken (1692—1772). Als Kanonist hat er sich einen noch heute angesehenen Namen gemacht. Mehrere seiner auch geschichtlich orientierten Abhandlungen, wie

---

[1] Apparatus eruditionis ad jurisprudentiam praesertim ecclesiasticam. Oeniponti. 1747, August. Vind. 1749.

[2] Mederer, Annales 3, 202; Ruland in der A. D. B. 2, 650. *Nekrolog in Germ. sup. 64. Über Biners Streitschriften vergl. Ernst Staehelin, Der Jesuitenorden und die Schweiz (1923) 86 f.

[3] Werner, Gesch. der kathol. Theologie (1866) 128.

die über Wucher und Asylrecht, wirkten bahnbrechend und fanden Aufnahme in die großen Sammelwerke von Schmidt, Zaccaria und Migne. 25 Jahre bekleidete er die Professur des Kirchenrechts in Ingolstadt.[1]

Mederer stellt ihm bei seinem Abgang von Ingolstadt für seinen Fleiß und seine Erudition ein glänzendes Zeugnis aus, wofür er alle seine Schüler in ganz Deutschland zu Zeugen aufruft.[2] Großes Aufsehen erregte sein Werk über die Erlaubtheit des Zinsnehmens, worin er mit großem, auch geschichtlichem Wissen die Konstitution Benedikt XIV. über den Wucher vom 1. November 1745 erklärt und seinen Vorgänger, P. Pichler, und die Universität Ingolstadt gegen Concina verteidigt.[3] Die kirchenrechtlichen Werke des P. Zech haben das besondere Verdienst, daß sie im Gegensatz zu den früheren kanonistischen Autoren neben dem allgemeinen Kirchenrecht auch das Partikularrecht der deutschen Kirche berücksichtigen. Er gehört jedenfalls zu den besten Kanonisten seiner Zeit.[4]

Der Vorgänger des P. Zech, P. Vitus Pichler aus Großberghofen-Freising (1670—1736) war von 1712—1731 Professor des kanonischen Rechts in Dillingen und Ingolstadt und genoß als solcher einen großen Ruf. Seine Handbücher Kandidat des Kirchenrechts (1716) und die Summe des gesamten Kirchenrechts (1723) erlebten zahlreiche Auflagen.[5] Sein verkürzter Kandidat des Kirchenrechts[6] war in Österreich offiziell vorgeschriebenes Handbuch für die Vorlesungen. Eine Reihe praktischer Rechtsfälle behandelte er in zwei Werken: Praktische Erklärung des Kirchenrechts (1728) und Sammlung von ausgewählten Rechtsfällen (1724).[7] Außer diesen kanonistischen Werken veröffentlichte Pichler als Professor der Kontroversen eine Reihe polemischer Schriften über Papsttum und Luthertum, auch über die Bewertung der Augsburger Konfession und eine vollständige Polemische Theologie (Theologia polemica) in zwei starken Bänden, von der bis 1755 wenigstens 10 Auflagen erschienen.

Ein anderer Ingolstädter Professor, P. Wex, hatte dem Herzog Karl von Lothringen, Fürstbischof von Osnabrück, privatim Vorlesungen über das Kirchenrecht gehalten. Er veröffentlichte dieselben in seiner „Ariadne Carolino-Canonica",[8] eine praktische, klare Darstellung des gesamten Kirchenrechts, deren Gebrauch durch zahlreiche gute Register sehr erleichtert wird.

[1] Am 27. August 1768 stellte der Provinzial Rhomberg dem Kurfürsten Max Joseph vor: P. Franz X. Zech, der bereits 25 Jahre Jus canonicum doziert, kann wegen immer mehr abnehmenden Kräften, besonders der Stimme, seinem Lehramt nicht mehr vorstehen, an dessen Stelle wäre P. Christoph Üblacker sehr geeignet. — P. Zech selbst wandte sich am 31. Aug. 1768 an den Kurfürsten, der Kurfürst habe seine durch 25 Jahre in dem Lehramte Juris can. geleisteten Dienste so begünstigt, daß er die sonst in den Rechten zur Ruhe eines öffentlichen Professors anberaumten 70 Jahre schon mit 6 ferneren überschritten habe. Da nun aber die Kräfte weichen, habe er im Herbst des verflossenen Jahres die Genehmigung erhalten, daß P. Christoph Üblacker, so theologiam moralem mit allgemeiner Satisfaktion allhier tradiert, seine Stelle vertreten solle. Derselbe werde durch Fleiß und Gelehrsamkeit, welche er schon vorhin in tradendo jure canonico in München erwiesen, die Approbation des Kurfürsten verdienen. In der Antwort vom 14. September 1768 überläßt der Kurfürst alles dem Ermessen des Provinzials, der ja die beste Kenntnis der Personen besitze. *Orig. und Kop. M. R. Jes. 1376.

[2] Annal. Ingolst. 3, 301 f.

[3] Rigor moderatus doctrinae Pontificiae circa usuras 1747—1751 mit sehr lobender Approbation der Dekane der theologischen und juristischen Fakultät. Zech schildert hier auch streng historisch den ganzen Verlauf des 5% Streites in Deutschland. Vergl. über die Frage Gesch. der Jes. 1, 713 ff.

[4] Specht, Universität Dillingen 331 ff. Schulte, Quellen und Liter. des kanonischen Rechts III 1, 180. A. D. B. 44, 737.

[5] Der erstere (5 Bände) bis 1762 5 Auflagen.

[6] 1733 zwei starke Bände.

[7] Specht, Dillingen 331. Mederer 3, 183. A. D. B. 26, 108.

[8] Augustae Vind. 1708 fol.

Als kanonistischer Schriftsteller verdient weiter erwähnt zu werden der langjährige Ingolstädter Professor des Kirchenrechts, P. Jakob Wiestner aus Feldkirch (1640—1709), der 1705—1707 ein fünfbändiges Kirchenrecht (Institutiones Canonicae) herausgab, das großen Beifall fand und auch von Benedikt XIV. wiederholt als Autorität zitiert wird.[1]

Der bedeutendste Kirchenrechtslehrer aus der oberdeutschen Provinz ist P. Franz Schmalzgrueber aus Burghausen (1663—1735), der viele Jahre zu Dillingen und Ingolstadt Kirchenrecht lehrte. Als Professor dieses Faches gab er gelegentlich der jährlichen Disputationen eine Reihe von Dissertationen heraus, die er dann in seinem Jus ecclesiasticum universum ergänzte (seit 1717 7 Bde.). Als allgemeine Zuflucht aller im Recht Gekränkten erstattete er viele Rechtsgutachten, die zuerst 1722, dann (erweitert) nach seinem Tode in zwei Foliobänden im Druck erschienen (1740). Sein großes Kirchenrecht erlebte noch 1838 in Neapel und 1843—1845 in Rom eine neue Ausgabe (5 Bde.). Nach sachkundigem Urteile legte P. Schmalzgrueber „ein ganz besonderes Gewicht auf die Gesetzgebung und Praxis der römischen Kurie bis auf seine Zeit und ist entschieden der für das Rechtsleben bequemste und ausgiebigste Kommentar".[2]

P. Schmalzgrueber war nicht allein ein großer Gelehrter, sondern auch ein liebenswürdiger, edler, stets opferbereiter Charakter. Neben seinen gelehrten Arbeiten wirkte er in Demut als Missionär für das arme Volk und opferte demselben seine Zeit an Sonn- und Feiertagen oft bis zur Mittagsstunde im Beichtstuhl.[3] Er hatte sich wiederholt nach Rom gewandt, um die Sendung in die überseeische Mission zu erwirken. Am 12. März 1701 lobte ihn diesbezüglich der General Gonzalez: Ich bin hoch erfreut über diesen standhaften Eifer, den Ihr Brief athmet und den Sie weiter pflegen sollen. Es könnte nämlich geschehen, daß Gott endlich Ew. Hochwürden erhört, wenn wiederum über die Auswahl von Missionären nach Indien zu beschließen ist. Als dann später P. Schmalzgrueber anstatt nach Indien nach Rom berufen worden als Revisor generalis, schrieb der General Tamburini am 21. September 1726 an den Provinzial Hallauer: Ich würde sehr gerne den P. Schmalzgrueber hier noch länger in seinem Amte als Revisor zurückbehalten, da er durch sein klares Urteil und sein höchst erbauliches Leben allen und besonders mir überaus theuer ist. Aber weil das römische Klima seine Gesundheit schon verschiedentlich angegriffen, habe ich endlich beschlossen, die Gesundheit und Erhaltung des teuren Mannes allem Troste für uns vorzuziehen und ihn bei nächster Gelegenheit in seine Provinz zurückzuschicken. Ew. Hochwürden mögen dafür sorgen, daß der uns so teure und um die Gesellschaft so hoch verdiente Mann mit aller Liebe aufgenommen und ihm ein seiner Gelehrsamkeit und seinen Verdiensten entsprechendes Amt, am besten wohl wieder die Kanzlerschaft in Dillingen, übertragen wird.[4]

Einen der hervorragendsten Schriftsteller lieferte Bayern der oberdeutschen Provinz in der Person des P. Weitenauer. P. Ignaz Weitenauer aus Ingolstadt (1709—1783) hat außer den früher gewürdigten Schriften für den Unterricht in der deutschen Muttersprache als Professor des Griechischen und Hebräischen an der Universität zu Innsbruck hauptsächlich die Kenntnis der orientalischen Sprachen und der Hl. Schrift gefördert durch sein auch im 19. Jahrhundert noch oft aufgelegtes Lexicon biblicum, sein Hebräisch-Chaldäisch-Syrisches Lexikon, seine auf

---

[1] Mederer, Annales 3, 99. Nekrolog in *Litt. an. Prov. Germ. sup. 1709.

[2] Schulte, A. D. B. 31, 628. Vergl. Quellen III 1, 628. Mederer 3, 142.

[3] Specht, Dillingen 330 f.

[4] *Ad Germ. sup.

den Originaltexten ruhenden Kommentare zur Hl. Schrift. Dazwischen laufen noch 1764—1769 seine Subsidia eloquentiae sacrae in 19 Bänden.

In den zweibändigen Miscella litterarum (1752) gibt Weitenauer eine Reihe interessanter Reden und Aufsätze aus verschiedenen Gebieten, u. a. eine ganz ausgezeichnete Rede gegen den Atheismus und eine treffliche Kritik der Geschichtsschreibung. Die 1757 erschienene, bereits früher gewürdigte Erklärung der Ars poetica des Horaz mit ihrer Dramaturgie zeigt den Verfasser als guten Kenner der gesamten alten und neueren deutschen und ausländischen Literatur.

In der praktischen Methode in kurzer Zeit französisch, italienisch, spanisch usw. zu lernen, erinnert vieles in den kurzen Übersichten, der interlinearen Übersetzung mit Worterklärung an die heutige vielverbreitete Ollendorfische Methode.[1] Diese Methode kehrt wieder in dem auf 12 Sprachen erweiterten Hexaglotton geminum.[2] In der Vorrede führt der Verfasser aus:

Es gibt viele, die gern französische, italienische und spanische Bücher lesen möchten. Aber Unkosten, Schwierigkeiten und Mangel an Zeit halten sie ab, ihr Ziel zu erreichen. Um diesen zu helfen, biete ich diese Blätter an, durch welche sie mit Hilfe eines irgendwie guten Lexikons wider Erwarten schnell ihr Ziel erreichen. Ich habe mit Erfolg den Versuch gemacht. In jeder dieser Sprachen habe ich mit Hilfe Gottes den Hörer in zwei oder drei Stunden soweit gebracht, daß er mit Hilfe des Lexikons die Bücher selbst verstehen konnte. Bei einigen genügte eine halbe Stunde. Viele drängten auch, eine so nützliche Methode allgemein zugänglich zu machen. Wer die Mühe nicht scheut, kann in zwei Tagen alle Bücher (dieser Sprachen) ohne Lehrer lesen. Der erste Teil lehrt französische, italienische und spanische Bücher nach Belieben innerhalb eines Tages verstehen.[3]

Das Hexaglotton alterum lehrt auf 228 Seiten die englische, deutsche, belgische (flämische), lateinische, portugiesische und syrische Sprache. In der Vorrede bemerkt der Verfasser, daß die günstige Aufnahme des ersten Hexaglotton, von dem schon eine dritte Auflage nötig geworden sei, ihn ermuntert habe, auch den zweiten Teil der Presse zu übergeben. Bei der deutschen Sprache habe er außer dem Verständnis der Büchter auch auf die Brief- und Gerichtssprache besonders Rücksicht genommen. Sehr vielen sei die von ihm versprochene Kürze unglaublich erschienen, aber diesen könne er soviele andere entgegenstellen, die ihm brieflich oder mündlich versichert, daß sie in einer oder der andern Stunde durch meine Methode gelernt mit Hilfe des Lexikons die Bücher zu verstehen; übrigens möge der Leser selbst die Probe machen.[4]

---

[1] Modus addiscendi intra brevissimum tempus linguas Gallicam, Italicam, Hispanicam, Graecam, Hebraicam et Chaldaicam ut ope lexici libros explicare queas 1756. 4°. 106 S.

[2] 1762, 2 Bde. 137 u. 227 S., später 1772 u. 1776.

[3] Die erste Sprachlehre beginnt mit dem Französischen und meistert auf 40 Quartseiten die Artikel, Deklination, Adjektive, Komparation und die vier Konjugationen, zuerst die Paradigmen von avoir, être mit allen Endungen und lateinischer Übersetzung, verbreitet sich über den Gebrauch des Lexikons und gibt dann ein Spizilegium von Buchstaben und Formen (der Zeitwörter), die sich in den Lexicis nicht finden (9—21). Es folgt eine Übung aus dem letzten Buch des Telemach: der französische Text mit Übersetzung von Wort zu Wort und Erklärung, weiter eine zweite poetische Übung aus Corneille Cleopatra. Ein Anhang gibt die Aussprache im Unterschied vom Lateinischen mit einer Übung aus einer Lobrede von Segaud mit interlinearer Aussprache, 31—40, alles sehr einfach und klar, ähnlich für das Italienische und Spanische, das Griechische, hier natürlich zuerst das Alphabet wie im folgenden Hebräischen und dem Chaldäischen; für das Hebräische und Chaldäische schreibt er das ganze Verdienst dem mühevollen Lexikon des P. Franz Haselbauer S. J. zu.

[4] Die englische Stunde ist in Viertelstunden mit ihrem Pensum eingeteilt; ihr folgt eine längere Übung mit interlinearer Übersetzung und Erklärung; die schwierige Aussprache nimmt S. 19—45 ein. Die Grammatik der deutschen Sprache umfaßt 12 Seiten; das Spizilegium von Formen, die sich in den Wörterbüchern nicht finden, gegen

Beide Hexaglotton machen dem Sprachkenner und Sprachmeister große Ehre.

Eine große Förderung des Hebräischen bedeutete das noch im 19. Jahrhundert wiederholt aufgelegte Hierolexicon des P. Weitenauer (1759), in welchem alle Unregelmäßigkeiten und Wurzeln des Hebräischen, Chaldäischen und Syrischen alphabetisch mit lateinischer Übersetzung in sehr schönen Typen geboten werden (380 S.). Ein angeschlossenes Trifolium für jede der drei Sprachen soll in kürzester Zeit durch praktische Darbietung des Notwendigsten aus der Grammatik den Gebrauch des Lexikons vermitteln, wobei die Beispiele durch interlineare Lesung in lateinischen Buchstaben und durch genaue Worterklärung gute Dienste leisten. Auch ein treffliches Hilfsmittel für das bessere Verständnis der Ausdrücke der Vulgata, die nur nach den Eigentümlichkeiten der hebräischen und griechischen Sprache verstanden werden können, gab Weitenauer 1758 heraus.[1] Im Vorwort macht er u. a. in sehr interessanter Weise auf Eigentümlichkeiten der hebräischen Sprache aufmerksam, die die wörtliche lateinische Übersetzung sofort in hellerem Lichte erscheinen lassen, so z. B. daß die Hebräer für das Adjektiv das Substantiv verdoppeln, daß sie das Wort, sei es Substantiv oder Verbum verdoppeln, um die Größe oder Heftigkeit auszudrücken, daß sie häufig für das Futurum das Präteritum setzen usw.

Seine großartige, 19 Bände umfassende Sammlung zur Förderung der geistlichen Beredsamkeit erschien in den Jahren 1764—1769.[2]

In der Vorrede zum 1. Bande führt P. Weitenauer aus, daß er keine Rhetorik für die Schule, sondern für den praktischen Gebrauch schreibe und deshalb auch nicht den Titel Geistliche Beredtsamkeit, sondern Hilfsmittel der geistlichen Beredtsamkeit gewählt habe. In der That gibt er aber ausführliche Anweisungen über alle Teile der geistlichen Beredtsamkeit von der Propositio und der Einteilung (1.—4. Band) bis zum Gedächtniß und der Aussprache (19. Band), die durch eine Menge von Beispielen für den praktischen Gebrauch illustriert werden. Ein eigener Band handelt über den Gebrauch der Hl. Schrift im allgemeinen, spezielle Bände über das Buch der Sprüchwörter, des Predigers, der Weisheit. Der ganze 10. Band bringt die Theorie der Lobrede mit vielen Beispielen, ein spezielles Kapitel über die Leichenrede. Der 11. Band enthält eine ganze Patrologie und den genauen Nachweis von Predigten der heiligen Väter für alle Feste des Kirchenjahres. Der sehr starke 9. Band (728 Seiten) bespricht eingehend die Affekte und die Figuren. Der 12. Band geht kritisch auf den Gebrauch der Geschichte für die Kanzel ein. Die Macht der Beispiele weist er aus den Alten, besonders Aristoteles und Cicero, nach, geht dann auf den Ursprung der Exempelpredigten über. Nachdrücklich betont er die Notwendigkeit der Kritik: Der durch eine Erzählung das Volk belehren will, muß vor allem sicher sein in betreff der Wahrheit des Erzählten, damit nicht das Wort Gottes entweder der Gefahr der Falschheit ausgesetzt oder auch wegen der irgendwoher erkannten Unwahrheiten verhöhnt wird. Der Prediger darf sich deshalb nur auf ganz zuverlässige Zeugen stützen (12, 26 ff.), das gilt besonders von Wundern, die dem Volke so angenehm, den Kritikern so verhaßt, den Vorsichtigen so verdächtig sind (53 ff.). Er schließt diesen interessanten Band mit einem Kapitel über die sogenannten Marianischen Exempel. Die folgenden Bände bringen dann zahl-

20 Seiten mit einer Tafel, die das deutsche Alphabet auch in der Schreibweise graphisch darstellt. Zum Schluß teilt P. Weitenauer auch die syrische Grammatik wieder in Viertelstunden; das Syrische gibt er mit hebräischen Buchstaben, wie die besten Ausgaben der Hl. Schrift es tun, und um die größeren Kosten zu vermeiden.

[1] Lexicon Biblicum in quo explicantur Vulgatae vocabula et phrases quaecunque propter linguae hebraeicae graecaeque peregrinitatem injicere moram legenti possunt. Augustae Vind. 1758. 8°. 632 p.

[2] Subsidia eloquentiae sacrae. Aug. Vind. 1764—69. 19 Bände. Druckerl. 12. Sept. 1762.

reiche geschichtliche, besonders auch Marianische Exempel, wobei eine große, auch weltliche Literatur wie Joh. Pockius Gemüthsarzt, Amadeus Adlerhold Ehrenpforte, Phil. Harsdörffer Spiegel der Geschichte, sowie Reiseberichte z. B. aus Stöcklein, verwertet werden. Der 17. Band behandelt Einleitung, Amplification und Schluß, der 18. die rhetorische Sprache, wobei vielfach die alten Klassiker mit ihren besten Ausführungen angezogen werden: Utinam bene dixisset bona quae dixit! Der 19. Band über Gedächtniß, Aussprache und Gestus schließt mit einem ausführlichen Register über alle Bände. Bei dem Gedächtnis ist ein eigenes Kapitel der Frage gewidmet, ob die Predigt ganz zu schreiben und wörtlich auswendig zu lernen sei. Für die freie Rede (nach vorheriger genauer Durcharbeitung des Stoffes und Disposition) führt W. eine Reihe von großen französischen Rednern wie Ruaeus, Lingendes, Bossuet an, ferner von den Alten Cicero und Quintilian. Schließlich entscheidet er sich für die Mitte bzw. für die Art, die der Zeit, Kraft und Individualität als die zuträglichste erscheint.

Weitenauer beherrscht die gesamte alte und neue Predigt-Literatur, von den neuern führt er am meisten die großen französischen und italienischen Prediger an, auch deutsche Prediger wie Balthasar Knellinger, Franz Peikhart,[1] Xaver Pfyffer usw. liefern Beispiele.

Ein Exemplar des Hexaglotton geminum in der Münchener Staatsbibliothek enthält folgende handschriftliche Notiz: P. Weitenauer starb am 4. Februar 1783 in seinem 74. Lebensjahre in Salmansweil, wo er nach Vernichtung der Gesellschaft neun Jahre den Posten eines Professors der orientalischen Sprachen und der Beredsamkeit versah: ein Mann, außer seiner hervorragenden Tugend, sehr verdient um die Wissenschaft und aeterna memoria dignissimus.[2]

Der Professor der Geschichte an der Universität in Freiburg (Br.), P. Gregor Kolb aus Oberwaldbach in Bayern (1681—1746), gab im Jahre 1721 einen Abriß der Geschichte der Päpste heraus, der sich hauptsächlich gegen die Fabeln bei Johann Hübner und andere Protestanten richtete.[3] Auf zwei Dinge, so sagt er in der Vorrede, habe er sein Hauptaugenmerk gerichtet, vor allem auf die einfache Wahrheit und dann in ebenso einfachem Stil seinen akademischen Hörern diese Wahrheit vorzutragen. Der Abriß bietet im ganzen eine praktische übersichtliche Zusammenfassung nach den besten Auktoren Bellarmin, Baronius usw. Im Jahre 1725 folgte dann ein Abriß der Bischöfe, Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln,[4] ebenfalls eine brauchbare, übersichtliche Darstellung nach den Lokalhistorikern Serarius, Brower usw. Einen etwas größeren Umfang hat der Abriß der römischen Kaiser, der wie der Abriß der Päpste 1727 in 3. Auflage erschien.[5] Die beigefügten kritischen Bemerkungen richten sich hauptsächlich gegen Hübner und Hippolyt a Lapide.[6]

Daß die scholastische Theologie der Jesuiten nicht so verrottet war, wie sie vielfach verschrien wird, dürften außer der bereits genannten scholastischen Theologie des P. Anton Mayr allein schon die Werke zweier weiterer Theologie-Professoren der oberdeutschen Provinz, Monschein und Sardagna, dartun.

P. Jos. Monschein aus Zusmarshausen (Schwaben) (1713—1769) gab als

---

[1] Splendore ac dignitate orationis notissimus 9, 377. In dem Register sind die meisten dieser Namen nicht genannt.

[2] Buchzeichen 4° Polygl. 89.

[3] Series Romanorum Pontificum cum reflexionibus historicis. Aug. Vind. 1721. 4°. 400 p.

[4] Series Episcoporum Archiepiscoporum et Electorum Mogunt. Trevir. et Colon. Augustae Vind. 4°. 1725 u. 1733. 280 p.

[5] Series Romanorum Imperatorum cum reflexionibus historicis contra Joannis Hübneri, Erdmanni Uhsen et Hyppolyti a Lapide Fabulas. Ed. 3a Augustae V. 1727. 4°. 510 p.

[6] Weitere Werke bei Sommervogel 4, 1176 f.

Professor der Theologie in Dillingen seine dogmatisch-spekulativen Vorlesungen von 1763—1766 in 8 Bänden heraus, die sofort 1767—1770 eine zweite und 1771 bis 1775 eine dritte Auflage erlebten.[1] Als Lehrer verband er Gründlichkeit und Klarheit, die ihm solches Ansehen verschafften, daß seine Vorlesungen von allen Seiten begehrt wurden. In Verwertung der positiven Glaubensquellen der Heil. Schrift und der Väter zeigt Monschein einen lobenswerten Fortschritt.[2] Der erste Band (488 S.) umfaßt die ganze Theodizee, dabei natürlich die Gottesbeweise, der zweite Teil die Lehre von den Engeln und die allgemeine Moral.[3] Der dritte Teil behandelt die spezielle Moral (Sünde); es folgen die Traktate über die theologischen Tugenden, Gesetz, Recht und Gerechtigkeit, Inkarnation, allgemeine und spezielle Sakramentenlehre. Es ist eine vollständige Dogmatik und Moral, und zwar nicht allein spekulativ, sondern auch historisch orientiert, mit historischen Exkursen über die Geschichte des Probabilismus 8 (Bd. 2), des Jansenismus und des Molinismus (Bd. 3), Geschichte der Concilien und Päpste (Bd. 45), Naturrecht (Bd. 5) u. s. w. Auch die neueren Auktoren wie Grotius, Pufendorf, Thomasius, Wolf u. s. w. kommen zum Worte.

P. Karl Sardagna aus Trient (1731—1775) verfaßte als Professor der Theologie am Lyzeum in Regensburg mit besonderer Berücksichtigung der Aufklärer eine gründliche und klare dogmatisch-polemische Theologie, die in 8 Bänden in Regensburg 1770—1771 erschien und später, im 19. Jahrhundert, neue Auflagen in Amerika und Italien erlebte.[4] In der Widmung an den Fürstbischof von Regensburg, Anton Ignaz Graf Fugger, gibt der Verfasser mit lebhaften Worten dem Dank Ausdruck, den die Gesellschaft Jesu dem Hause Fugger und insbesondere dem Fürstbischof schuldet. Die Vorrede betont u. a. den großen Wert der Kirchengeschichte: ich bin immer der Meinung gewesen — so meint der Verfasser — es könne keiner ein Theologe genannt werden, dem die Kenntnis der Kirchengeschichte abgehe; der nicht große Mühe auf dieses Studium verwandt, ist den Angriffen der Neuerer nicht gewachsen. Er selbst habe die Geschichte der Konzilien, der Väter, der Häresien, der Päpste in reichem Maße benützt und sie gegen Angriffe verteidigt, nicht aus Streit- oder Gefallsucht, sondern einzig und allein von edler Wahrheitsliebe geleitet. Seine geschichtliche Einstellung zeigt auch sein 1772 erschienenes Werk über die kirchlichen Schriftsteller bis Thomas von Aquin.[5]

---

[1] Theologia dogmatico-speculativa in praelectionibus publicis tradita. Die Approbation vom 12. Aug. 1763 (Rhomberg) erstreckt sich auf zwei Werke, die dogmatische Theologie und Elemente der Mathematik, quorum prior a P. Jos. Monschein, alter a P. Phil. Steinmeyer est conscriptus. Die Elemente der Mathematik sind also nicht von P. Monschein.

[2] Specht, Dillingen 303, 463.

[3] Bei der Lehre von den gefallenen Engeln wird deren Machtbereich erläutert und dabei kurz der Hexenflug gestreift. Wenn das meiste bei den Hexen auch auf Einbildungen beruht, non raro etiam vere et corporaliter transferri (sagus) patet non solum constanti et concordi confessione ipsorum maleficorum utriusque sexus sed etiam variis aliorum experimentis et oculari inspectione, aus den übereinstimmenden Berichten der Inquisitoren und der Gerichte, ferner aus verschiedenen päpstlichen Bullen, Innocenz VI., Julius III., Adrian VI. und Clemens VII. Wie aber wirkliche von eingebildeten Translationen zu unterscheiden, lehrt Delrius!

[4] Theologia dogmatico-polemica adversus veteres novasque haereses tom. I secundis curis recognitus Ratisbonae 1771. Das lobende Imprimatur des Regensburger Ordinariats ist datiert 6. März 1769.

[5] Viel gebraucht war an den Jesuitenschulen des 18. Jahrhunderts auch die Theologia dogmatico-scholastica des lothringischen Jesuiten Paul Gabriel Antoine (1679—1743), die seit ihrer ersten Ausgabe 1723 zahlreiche Auflagen erlebte. Antoine wird wegen seiner Gründlichkeit und Klarheit gerühmt. Vergl. oben S. 106.

Außer den schon früher genannten Mathematikern und Astronomen aus der oberdeutschen Provinz wäre noch zu nennen P. Ignaz Pickel, dessen Hauptarbeiten aber in die Zeit nach der Aufhebung fallen. P. Pickel aus Eichstätt (1736—1818) veröffentlichte 1772 ein Handbuch der Arithmetik, Algebra, Geometrie, Trigonometrie und Elemente der Infinitesimal-Rechnung (2 Bände mit 13 Karten), das später eine neue Auflage erlebte. Aus demselben Jahre 1772 rührt noch eine astronomische Abhandlung her über das Mikrometer.

Mit P. Christian Mayer erhielt er 1759 eine Einladung nach Petersburg, um den Venusdurchgang zu beobachten. Außer einem physikalischen und naturhistorischen Kabinett begründete er „ein Museum römischer und altdeutscher Antiquitäten, welche er an verschiedenen Stellen bei Eichstätt, namentlich an dem in der Nähe vorübergehenden vallum Hadriani, gesammelt hatte... Er ist es, welcher den ersten Plan zur geometrischen Vermessung des Fürstentums entwirft und zu vollführen beginnt.... Nicht minder tätig ist er für die Verbesserung der Forstwirtschaft. Seinen reichen Kenntnissen verdankt auch die fürstliche Eisenschmelze in Obereichstätt sehr viel. Vor allem aber ist er Professor... Wenn er dabei als Lehrer niemals vergißt, seinen Schülern Gottesfurcht ans Herz zu legen als Anfang alles Wissens und als letzte Zuflucht menschlicher Hoffnung, so gibt er dazu den Kommentar durch ein Leben der Frömmigkeit und des Wohltuns. Die Armen sind seine Freunde heute und werden nach dem Tode seine Erben sein."[1]

Der Münchener Professor P. Jakob Zallinger gab 1773 eine Erklärung der Natur nach der Methode Newtons heraus.[2] In der Vorrede betont er die große Verwirrung in der Philosophie: jeder Philosoph gebe sein System für das richtigste aus, da sei es jedenfalls das Sicherste, der Natur zu folgen; auf ihre Stimme gleichsam zu hören und sie zu erklären. Diese Methode, die von dem unsterblichen Newton ihren Namen habe, folge er nicht allein in der Physik, sondern auch in den anderen Teilen der Philosophie, aber nicht sklavisch, als ob er jeden Ausspruch Newtons für ein Orakel halte, oder als ob er die, die nach Newton folgten wie besonders Boscovich nicht hochschätze oder vernachlässige. Die Darstellung ist übersichtlich und klar, die Argumentation z. B. in der Logik gegen die Skeptiker und Sophisten oder in der natürlichen Theologie gegen Atheisten und andere Gegner bündig und durchschlagend.

Unter den aszetischen Schriftstellern der oberdeutschen Provinz verdient besondere Beachtung P. Joseph Pergmayr aus Häblkofen-Regensburg (1713—1765). Er selbst veröffentlichte nur ein Leben des P. Jeningen, des ihm gleichgesinnten sehr bußstrengen Predigers (1763). Nach seinem Tode erschienen aber noch Nachschriften, eine Reihe von Erwägungen und Lesungen erst 1777, dann in rasch folgenden zahlreichen Auflagen und Übersetzungen ins Französische, Italienische und Englische; bis zum Ende des Jahrhunderts zählten die einzelnen Schriften 7—8 Auflagen, die dann im 19. Jahrhundert wiederholte Nachdrucke und Bearbeitungen erlebten. In der Vorrede zu den drei Schritten zur vollkommenen Liebe Gottes (1. Aufl. 1777, 6. Aufl. 1786) heißt es, daß diese Schrift 14 Jahre im dunkeln Hausschrein verborgen war und nur durch die Aufzeichnung einer Klosterfrau zum Druck befördert werden konnte. P. Joseph Pergmayr war zwölf Jahre geistlicher Leiter der Salesianerinnen in München; ein Mann von großer Bußstrenge, suchte

[1] Suttner, Geschichte des bischöfl. Seminars in Eichstätt S. 102 ff. Über die Eichstätter Jesuiten Jos. Leyx und Franz Steinhart s. Viri scriptis eruditione ac pietate insignes quos Eichstadium vel genuit vel aluit (1799) p. 278 f., 418.

[2] Interpretatio naturae seu Philosophia Newtoniana methodo exposita tom. I complectens Logicam, Philosophiam primam, Psychologiam, Theologiam Naturalem. Augustae V. 1773. 8°. 454 p.

er durch tägliche Geißelungen vor der Predigt und durch ein sehr schmerzendes Bußgewand während der Predigt die Gnade Gottes auf seine Worte herabzuziehen.

Hervorragend auf dem Gebiete der Aszese, zugleich aber auch auf mehreren andern Gebieten ist P. Franz Neumayr aus München (1697—1765). In all seinen Stellungen, als Rhetorikprofessor, Kongregationspräses, Domprediger, veröffentlichte er eine ganze Reihe von diesen Ämtern entsprechenden Schriften, deren Aufzählung bei Sommervogel über hundert Nummern beanspruchte. Den Anfang machten 1731—1736 mehrere Schauspiele und Meditationen. Während dieser Zeit war er Professor der Rhetorik in München. Als Präses der lateinischen Kongregation in München (1738—1750) veröffentlichte er vor 1740 mehrere Exerzitien, Triduen, die er in seiner Kongregation vorgetragen. Zuerst Oktober bis November 1743, dann 12. Mai 1745 bis 27. August 1747 war er gleichzeitig Direktor des Münchener Gymnasiums und Lyzeums und entwickelte als solcher eine eifrige hochstrebende Tätigkeit, wie seine eigenhändigen Eintragungen in dem Tagebuch des Gymnasiums beweisen.[1] Dann erschienen wieder zahlreiche geistliche Schauspiele (Meditationen) und von 1752 an viele Predigten und Erbauungsschriften, besonders solche für die Marianische Kongregation. Von seinen Predigten machten das meiste Aufsehen seine Kontroverspredigten oder Streitreden. Eine dieser Streitreden brachte den eifrigen Mann auf den Index. Es war die berühmt gewordene Predigt über den Probabilismus aus dem Jahre 1759.[2]

Im Eingang führt der Prediger aus, es sei nicht der Geist Christi, der gute Seelen mit Furcht, Kleinmuth, Gewissensängsten oft bis zur Verzweiflung belästige. Nachdem das Jansenistische Unwesen unter dem Schein der Heiligkeit die Strenge auf den Leuchter erhoben, haben auch manche Eiferer aus den Katholiken gegen die sogenannte laxe Lehre geeifert. Aber durch die Strenge wurden weder die Gottlosen fromm, noch die Gottseligen frömmer. Meinungen für Gewißheiten verkaufen ist niemals erlaubt, noch weniger darf man seinen Nächsten, weil er einer andern Meinung anhanget, verdammen. Gelegenheit zu dieser Predigt haben nicht die strengern katholischen Lehrer gegeben, sondern die unkatholischen Zeitungsschreiber, besonders die Tübinger und Erlanger, die den Probabilismus als eine vermaledeyte Lehr schildern, und zu gleicher Zeit die Jesuiten als Schützer dieser so anstößigen Lehr in der abenteuerlichsten Gestalt an den Pranger stellen. Da nun die Zeitungs-Blätter in ganz Deutschland herumflattern und die wenigsten Leser wissen, was der Probabilismus für ein Thier sei, sah ich mich verbunden, meine Augsburgischen Zuhörer darüber zu belehren, zumal die Jesuiten vielfältig unter den Wirkungen dieser bösen Verläumdungen zu leiden haben. Ich erweise, daß die gelindere Sitten-Lehr der Probabilismus eine unschuldige, eine vernünftige und eine nützliche Lehr sei. P. Neumayr gibt dann eine gute Erklärung des Probabilismus, der nur in Frage kommt, wenn dort, wo man keine Gewißheit für das Handeln haben kann, die Gründe, da für das Gesetz, dort für die Freiheit, gleich oder ungleich stark sind. Die Gründe für die Freiheit müssen stets zureichend sein, die auch im Vergleich mit den Gegengründen ihre Kraft behalten, einen gesetzten Mann zur Beistimmung zu bewegen. Der Tutiorismus sowohl als der Schein Probabilismus sind verworfen, es bleibt also der Probabilismus, von dem wir reden, in seiner Unschuld. Zweifelhafte Gesetze verbinden nicht. Nach dem hl. Thomas soll man nicht etwas als Todsünde ausschreien, wo keine ausdrückliche Wahrheit vorhanden. Für den Nächsten ist der Probabilismus keine Gefahr: wir lehren alle, daß wir, wenn der Nächste durch unsere Freiheit zu handeln, zeitlichen oder geistlichen Schaden litt, das, was sicherer ist, wählen müssen, und zum Exempel nicht

[1] Clm. 1553.

[2] Frag: Ob der Probabilismus oder die gelindere Sitten-Lehr Catholischer Schulen abscheulich und zu vermaledeyen seye? Beantwortet wider die Protestantische Zeitungs-Schreiber von P. Franc. Neumayr S. J. Am Oster-Dienstag 1759 München. 4°. 40 S.

schießen dürfen, wenn ein Zweifel ist, ob ein Mensch oder ein Thier das Gebüsch bewegt.

Im zweiten Teil, der Probabilismus ist eine vernünftige Lehr, betont der Prediger nachdrücklich: Wir sagen nicht, daß es erlaubt sei, der nächsten besten Meinung beifallen ohne Untersuchung, wir sagen, alsdann sei es erlaubt, auch nach der minder wahrscheinlichen Meinung, welche für die Freiheit günstiger ist, zu handeln, wenn man nach gehöriger Untersuchung, auf eine Gewißheit zu kommen, umsonst sich bemüht. Auch von den Rigoristen müssen ledig gesprochen werden jene Sünder, welche sub dubio nichts beichten wollen, weil es wahrscheinlich ist, daß kein Gebot peccata dubia oder ungewisse Sünden zu beichten möge aufgewiesen werden. Hier handelt es sich um ein Beispiel in dubio juris, weil das Dasein eines Gesetzes zweifelhaft ist. Noch mehr gilt dies in dubio facti, wenn es zweifelhaft, ob der Sünder z. B. wirklich in der nächsten Gelegenheit sich befindet, ob er gutgläubiger Besitzer ist usw. Die unendliche Güte Gottes und die Furchtbarkeit der Todsünde sprechen beide für den auf vernünftige Gründe basierten Gebrauch der Freiheit.

Die Nützlichkeit des Probabilismus erwies P. Neumayr aus der Beruhigung zweifelhafter Gewissen. Dabei bleibt der Probabilismus ein ebenso großer Feind der Sünde als der Rigorismus, aber er sieht nicht alles für Sünde an, was für die Freiheit spricht. Es handelt sich nicht, wie bei den Räten, um das, was besser ist, sondern um das, was Pflicht ist. Wenn der Rigorismus herrschen soll, müßte alle Epikia in menschlichen und göttlichen Gesetzen aus der Welt wandern. Man soll anstatt über die Schul-Lehre zu klagen auf bessere Zucht dringen, die Beobachtung sicherer Gesetze besonders von den Vorstehern und Mächtigen nachdrücklicher verlangen. Die Schärfe der Zucht ist gut, nicht aber die Schärfe der Lehre. Jene straft, diese macht Sünde. Beobachtet werden muß: 1. daß man nicht für wahrscheinlich ansehe, was gewiß falsch ist, 2. daß man sich nicht gewöhne, in allen Fällen seiner Freiheit zu schmeicheln. Das erste verbietet die Klugheit, das zweite die Selbst-Verläugnung, welche uns dahin vermögen muß, daß wir nicht allzeit nur tun, was erlaubt und gut ist, zuweilen auch ergreifen, was besser ist.

Gegen die Angriffe auf diese Predigt veröffentlichte P. Neumayr 1760 eine lateinische Verteidigung, in der er die lateinische Übersetzung der Predigt mit erläuternden Noten begleitet.[1] Er betont hier u. a. als vier sichere Prinzipien: 1. Ein sicheres Gesetz, immer die sichere Meinung zu befolgen, existiert nicht; 2. ein zweifelhaftes Gesetz verpflichtet nicht; 3. solange das Gesetz zweifelhaft bleibt, ist die Freiheit in possessione; 4. der vernünftig Handelnde sündigt nicht. Der Mißbrauch des Probabilismus verbietet nicht den Gebrauch, wie der Mißbrauch des Weines nicht den Gebrauch des Weines verbietet. Die Subtilitäten und äußeren Zeugnisse weist P. Neumayr mit großer Gründlichkeit und noch größerer Lebhaftigkeit zurück.

Gegner des Probabilismus setzten alles in Bewegung, um eine Verurteilung dieser Predigt zu erwirken. Besonders bemühten sich in dieser Beziehung die beiden Theologen des Augsburger Fürstbischofs, Bassi und Amort. Am 8. September 1759 schreibt Amort an Bassi: Ich habe die Predigt des P. Neumayr gelesen und in ihr wirklich skandalöse Sätze gefunden. . . Rom wird über die Nachläßigkeit (ignavia) des Serenissimus (Fürstbischofs von Augsburg) erstaunt sein, wenn er nicht mit einem nachdrücklichen Mittel einem solchen Übel begegnet. Ich sehe aber keine hinreichendere Abhilfe, als daß auf Bitten der Bischöfe der apostolische Stuhl überhaupt auf der ganzen Welt alle Schriften der Jesuiten den bischöflichen Zensoren oder apostolischen Kommissaren unterstellt.[2] Am 9. September 1759 antwortete Bassi: Gegen die skandalöse Predigt Neumayrs sind alle aufgebracht. Die Jesuiten gehen

---

[1] Notae Theologicae pro tutela Probabilismi Monachii 1760. 4°. 70 p.

[2] *Clm. 1407.

von Tag zu Tag bergab und ihr Einfluß an den Höfen ist im Schwinden. Unter uns: ich hoffe mit der Hilfe Gottes, daß sie das Ende der Templer haben werden, sie sind ein Schaden für unsere Religion und für gelehrte und fromme Männer.[1] Am 3. Januar 1760 schreibt Amort, der Probabilismus Neumayrs verdient ein spezielles Verdammungsdekret des Papstes, weil er den Weg ebnet zu einem allgemeinen Indifferentismus und das katholische Prinzip preisgibt, daß im Zweifel die sicherere Meinung angenommen werden muß.[2]

Nachdem Amort Januar 1760 die Predigt in Rom denunziert, wurde dieselbe nach einigem Zögern vor der Inquisition am 29. Mai 1760 verboten als ärgernisgebende, verderbliche, verwegene und fromme Ohren beleidigende Sätze enthaltend. Am 4. Juni 1760 erfolgte der Anschlag des Dekretes.[3]

Zu größerer Verdemütigung des Predigers sollte das Dekret am Tore des Augsburger Domes während der gewöhnlichen Sonntagspredigt des P. Neumayr am 13. Juli 1760 angeschlagen werden. Dagegen ließ der bayerische Kurfürst Max Joseph am 12. Juli 1760 dem Augsburger Generalvikar Hornstein vorstellen, er habe diesen Prediger als einen gelehrten, eifrigen und standhaften Verteidiger der katholischen Religion jederzeit angesehen, deshalb wünsche er, daß die öffentliche und zumal zu einer so bedenklichen Zeit, da er das Wort Gottes auf der Kanzel vorzutragen habe, ihm zugehende Beschimpfung entweder unterbleibe oder wenigstens solange verschoben werden möchte, bis derselbe über die ihm zur Schuld gelegte Predigt zur Verantwortung gezogen worden sei.[4] Am folgenden Tage (13. Juli) antwortete Hornstein, er habe selbst bereits zweimal in derselben Weise dem Bischof Vorstellungen gemacht, besonders um den Kredit des P. Neumayr in Ansehung seiner übrigen so vielen nützlichen Schriften und lehrreichen Predigten aufrechtzuerhalten, aber er habe wenig Hoffnung, daß seine jetzige dritte Vorstellung beim Bischof Erfolg haben werde.[5]

Auch in Rom tat der Kurfürst Max Joseph Schritte zur Verteidigung des P. Neumayr. Am 19. Juli 1760 erhielt der bayerische Agent in Rom eine neue Instruktion mit weiteren Punkten, die der Agent bei Kardinal Albani geltend machen sollte.[6] Diese Puncta lauten: 1. Mit welchem Eifer ganz Augsburg mit Ausnahme der Akatholiken für ihren Pater Prediger eifert, läßt sich kaum ausdrücken. Inzwischen ist dieser vor den geistlichen Rat berufen und ihm befohlen worden, das päpstliche Dekret zu unterschreiben, was der gehorsame Mann mit diesen Worten getan: Was der Papst in meiner Predigt verurteilt, verurteile auch ich, zugleich erkläre ich, daß ich nicht in der Absicht gesprochen habe, falsches vorzutragen; 2. da die Aufregung des Volkes wuchs, schrieb der geistliche Rat (Consilium Ecclesiasticum) an den zu Mannheim weilenden Bischof und machte auf die schlimmen, aus der Anheftung zu befürchtenden Folgen aufmerksam; 3. der Bischof oder vielmehr sein Rat Bassii (Bassi) antwortete, er störe sich nicht an dem Aufruhr des Volkes, den der Prediger unzweifelhaft erregt; während er selbst nichts verlangt und sich nicht beklagt, sondern nur die Aufregung bedauert, die er selbst nicht zur Ruhe bringen

---

[1] *Orig. Clm. 1398.

[2] Clm. 1407. In einem späteren Brief (Juni 1760) behauptet Amort, Neumayr lehre, daß ein Häretiker, dem nach hinreichender Erwägung seine Religion noch probabel erscheine, in dieser verharren könne und müsse, trotzdem ihm die katholische Religion notabiliter probabilior erscheine. Dieser Satz (auch bei Reusch, Index 824 nach Friedrich, Beiträge zur Kirchengesch. des 18. Jahrhunderts, 115, der sich dafür nicht auf den Wortlaut der Predigt, sondern auf die obige Behauptung Amorts beruft), steht nicht in der Predigt.

[3] Einblatt-Druck Romae 1760. Ex Typographica Rev. Cam. Apost. u. a. in M. R. Jes. 498.

[4] *Kop. M. R. Jes. 498.

[5] *Orig. l. c.

[6] *Kop. Prov. Arch. 1, 49; f. 78 f.

kann; 4. alle erwarten mit großer Spannung, was geschehen wird; man wird weder des päpstlichen Dekretes, noch des Hauses von Bassi, viel weniger desjenigen der Dominikaner schonen: alle Jesuiten bedauern das; um ihre Freundschaft gegen die Dominikaner an den Tag zu legen, haben sie drei Tage ihren öffentlichen Disputationen beigewohnt; 5. der italienische Priester Bassii (Bassi) ist schon seit vielen Jahren der ganzen Diözese verhaßt und macht zugleich den liebenswürdigen Fürstbischof den Seinen verhaßt.[1]

Der Benediktiner Placidius Braun, der eine Geschichte des Jesuitenkollegs in Augsburg geschrieben, berichtet dort (S. 197 f.): „Der Bischof gab den strengsten Befehl, das Dekret an der Domkirche zu affigiren und auf allen Kanzeln der Diözese zu promulgiren; allein ein zu befürchtender Aufstand der Katholiken, ein Fürwort von den Kurfürsten von Bayern und Sachsen verhinderte noch dieses, und es blieb bei einer Abbitte vor dem versammelten geistlichen Rathe und Confiszirung seiner Predigt. Der fromme Mann unterwarf sich allem mit der größten Demuth und vollkommenem Gehorsam, wodurch er sich noch größere Achtung erwarb."[2] — —

Für das Schrifttum der österreichischen Provinz wollen wir besonders unsere Aufmerksamkeit auf die Metropole Wien richten. Wir nehmen den letzten Katalog von 1772/73 zur Hand und heben einige der in den Niederlassungen von Wien wirkenden Jesuiten in ihrer Eigenschaft als Schriftsteller hervor.

Dort finden wir zunächst im Profeßhaus die Literaten Karl Mastalier und Joh. B. Premlechner, den Hofprediger Tschupick und den Missionar Martin Dobrizhoffer. Die beiden letztern werden an anderer Stelle eine entsprechende Würdigung finden. Der Wiener P. Karl Mastalier (1731—1795) hat sich als Dichter einen Namen gemacht. „Die Gedichte des P. Mastalier,"[3] schreibt Kurz, „haben historischen Wert, weil sie, wie die seines Freundes Denis, den Anschluß Österreichs an die literarische Bewegung in Deutschland bezeichnen. . . . Seine besten Gesänge sind diejenigen, in welchen er seinen Helden Joseph, das Kaiserhaus, dessen Lob er auch da geschickt anzubringen weiß, wo er andere Personen besingt, oder auch die, in denen er die großen österreichischen Feldherren verherrlicht."[4] In seinen Gedichten schlägt er vorzugsweise patriotische Saiten an, so in der Ode „An Deutschland":

„Wie tönst du das, Harfe, stark genug?
Ha! wer für seinen König
Oder das wankende Vaterland
(Und wär' es auch der letzte Bürger!)
Die freye Brust dem donnergefüllten Wall
Entgegen trägt, der heißt ein Held."

---

[1] Vergl. das damit übereinstimmende Urteil des päpstl. Abgesandten Garampi bei Stengel, Die Tätigkeit des Msgr. Jos. Garampi (Rom 1905), 72.

[2] Vergl. auch den Nekrolog des P. Neumayr in den *Litterae ann. Prov. Germ. sup. in M. R. Jes. 82. Bd. 1765 f. 13., ferner den Brief des Generals Ricci vom 4. Juni 1760 an den Provinzial Stöttlinger und vom 6. Juni 1760 an P. Neumayr, der die Predigt und ihre Veröffentlichung sehr bedauerte, nunmehr aber vollständige Unterwerfung und Stillschweigen trotz aller Angriffe anempfahl. (*Epp. Ricci). Eine entsprechende Weisung erließ Stöttlinger an die Provinz dat. Pruntruti 26. Juni 1760 (Arch. Prov.). Die außerordentliche Beliebtheit Neumayrs in Augsburg zeigt auch ein Einblatt-Holzschnitt vom Jahre 1765: Stockmann Cath. sculpsit et excudit. August. Vind. Castrum doloris honoribus R P. Franc. Neumayr S. J. decennalis in Ecclesia Cathedrali concionatoris erectum in eadem Ecclesia Cathedrali a Civibus Catholicis Augustanis 20. Mai 1765. Arch. Prov. 1, 2 f. 49.

[3] Gedichte nebst Oden aus dem Horaz 1774. 2. verm. Aufl. 1782. Erste Sammlung deutscher Gedichte 1764.

[4] Kurz, Geschichte der deutschen Literatur 2, 542.

„Auf den Tod Dauns" singt er:

„O Vaterland, denk an den großen Tag
Und jene Zeit zurück,
Als an des Helden Schwert dein Glück, dein Heil
Und jede Hoffnung hing."

Als guter Patriot eifert er auch gegen die Verschwendung, so in der Ode „Hoffnung besserer Zeiten" (als ein berühmter Tänzer auf drei Monate mit 1000 Guineen gedungen ward):

„Das ist doch ärgerlich! für ein paar Beine
So vieles schönes, blankes Geld!
Ich wette, daß selbst an der Seyne
Der beste Kopf nicht halb soviel erhält."[1]

Nicht so kriegerisch wie Mastalier, aber ebenso patriotisch dichtet sein Landsmann, der Wiener P. Johann Premlechner (1731—1789). Kardinal Durigni, der im Jahre 1767 als päpstlicher Gesandter nach Polen ging, preist ihn als Österreichs Horaz und Pindar. Premlechners Gedichte erschienen zuerst im Jahre 1771 und erlebten mehrere Auflagen.[2] Sein Biograph bemerkt: „Wir können Premlechner wohl mit mehr Recht als viele seiner zeitgenössischen lateinischen und deutschen Dichter den Sänger (Maria) Theresiens nennen. . . . Er schildert ihren mannhaften Mut und ihre furchtlose Unerschütterlichkeit in ihren Kämpfen um Krone und Reich, wie sie dasteht, ‚ein unbeweglicher Fels mitten im hohen Meere . . . unzähligen Feinden widersteht sie allein und beugt sie alle', der große Name Theresiens ist bis an die äußersten Grenzen der Erde gedrungen. . . . Die Liebe, die Premlechner zu seiner Herrscherin fühlt, überträgt er mit ähnlicher Zartheit und warmem Interesse auf ihre Familienglieder und ihre Schicksale."[3]

In dem Kolleg zu Wien treffen wir zuerst den tüchtigen Chronologen Anton Pilgram, der bis zu seinem 1793 erfolgten Tode als Assistent der Wiener Sternwarte fungierte.[4]

„Anton Pilgram (1730—1793) wirkte seit 1753 als Assistent Hells an der Wiener Sternwarte und gab während dessen Abwesenheit 1769—1771 die Ephemeriden heraus. Im Auftrage der niederösterreichischen Stände unterzog er sich der Aufnahme Niederösterreichs zum Zwecke einer Karte. . . . Sein bekanntestes Werk sind die ‚Untersuchungen über das Wahrscheinliche der Wetterkunde', das reich ist an den mühsamsten, durch viele Jahre angestellten Beobachtungen und für den Kulturhistoriker interessant durch eine große Zahl von Bauernregeln (Wien 1778 bis 1781). Durch dieses Werk hat Pilgram, wenn auch mit ungenügenden Mitteln, zum erstenmal der Meteorologie eine wissenschaftliche Grundlage zu geben versucht.[5] Kreil schreibt in dem Aufsatze „Die Meteorologie in Österreich":[6] „In Wien hat man schon frühzeitig, vielleicht früher als in Mailand, sich mit Witterungsbeobachtungen beschäftigt; wenigstens ist Pilgrams Werk (über das Wahrscheinliche der

[1] Die angeführten Stellen Gedichte S. 9 107 182. „Dieser gelehrte Mann" ist „durch seine Oden in ganz Deutschland" bekannt, so Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland 4, 763.

[2] Eine Gesamtausgabe erschien nach dem Tode des Dichters unter dem Titel Joh. Bapt. Premlechner, Lucubrationes poeticae et oratoriae, Vindobonae 1789. Unter seinen Reden befinden sich zwei über die Pflege der vaterländischen Sprache.

[3] Al. Niederegger, Joh. B. Premlechner und seine Lucubrationes. Eine Studie zur Literaturgeschichte aus den Zeiten Maria Theresias, Wien-Kalksburg, Progr., 22 f.

[4] Wolf, Geschichte der Astronomie 338.

[5] So Anton Mayer, Geschichte der geistigen Kultur in Niederösterreich I (1878), 390, A. 926. Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich XXII 289.

[6] Almanach der k. Akad. der Wissenschaft 1854, 85.

Wetterkunde auf solche frühere Beobachtungen, welche bis auf das Jahr 1763 zurückgehen, teilweise gegründet."

In demselben Kolleg wirkte P. Liesganig. Peschel berichtet: „In den Jahren 1762—1766 ließ Maria Theresia zum erstenmal auf deutschem Boden durch den Jesuiten P. Liesganig (von Sobieschütz bei Brünn) über Wien und Graz bis Warasdin einen Bogen von 2° 56′ 35″ messen."[1]

Joseph von Liesganig war 1734 in den Jesuitenorden getreten und 1752 als Professor der Mathematik nach Wien gekommen. Er leitete 1773 die Ausmessung von Ostgalizien, 1772 bestimmte er die geographische Länge von Wien, die er überhaupt von Brünn bis Warasdin (namentlich auch den Meridian von Graz) berechnete. Er gab eine große Karte von Ostgalizien auf 42 Blättern heraus.[2]

Als Astronom ist weiter zu nennen P. Joseph Franz aus Linz (1704—1776), „der seit 1743 bis an seinen Tod an der Universität zu Wien Mathematik, Astronomie und Experimentalphysik lehrte, auch durch 20 Jahre hindurch Vorstand der Sternwarte war, die er selbst im akademischen Kollegium eingerichtet (1734) und mit kostspieligen und auserlesenen Instrumenten versehen hatte, wie er denn auch das mathematische Museum, dessen Vorstand er gleichfalls war, bedeutend vermehrt hatte. . . In seinen Sitten war Franz sehr einfach und gegen sich selbst streng; er schlief selten über drei Stunden, enthielt sich des Weines, an dessen Stelle er Kaffee trank. Gegen andere war er überaus mild und liebenswürdig."[3]

P. Franz war auch der Begründer der orientalischen Akademie in Wien. Nicolai erzählt darüber in seiner Reisebeschreibung:

„Der Jesuit P. Franz, welcher schon mit dem Grafen Uhlfeld in Konstantinopel gewesen und die türkische Sprache erlernt hatte, ward erster Direktor bei derselben (der orientalischen Akademie, 1753). . . . Diese Akademie ist immer die einzige in ihrer Art und daher höchst merkwürdig. Man hat nachher noch zu der türkischen die persische und arabische Sprache hinzugetan. . . . Der jetzige Direktor ist Herr Johann Nekrep und der Aufseher Herr Franz Hock, beide Exjesuiten. Sie sind nicht in Konstantinopel gewesen, sondern haben die türkische Sprache in Wien gelernt.[4]

Über diese orientalische Akademie berichtet Arneth in seinem großen Werk über Maria Theresia:

„Auch jetzt war es wieder ein Jesuit, P. Joseph Franz, der den Plan zur Errichtung der neuen (orientalischen) Akademie entwarf und welchem die Leitung derselben anvertraut wurde. Man hielt ihn hierzu für besonders geeignet, denn er war früher mit Uhlfeld durch längere Zeit in Konstantinopel gewesen und hatte auch bei der neuen Einrichtung der Wiener Universität ersprießliche Dienste geleistet. In jeder Beziehung rechtfertigte er das Vertrauen, das die Kaiserin ihm bewies, und so hervorragende Männer, wie der gelehrte Orientalist Bernhard von Jenisch und der berühmte Staatsminister Thugut, welche beide unter den ersten Zöglingen der neuen Akademie sich befanden, dürfen wohl nur genannt werden, um den Beweis zu liefern, daß die Anstalt wirklich den Absichten ihrer Gründerin entsprach."[5]

---

[1] Peschel, Erdkunde 587. Über den Verdacht, daß Liesganig die berechneten Größen gefälscht habe, vergl. Airy, Figure of the Earth. Encyclop. metropolitana Bd. V, Mixed Sciences III, London 1845, 170.

[2] Peinlich, Grazer Programm 1872, 21, und Steierm. Zeitschrift, Neue Folge, 6. Jahrg., Heft 2.

[3] Mayer a. a. O. I 388 f. Seine zahlreichen astronomischen Beobachtungen von 1736—1759 bei Sommervogel 3, 949 f. — Über sein Handbuch der Philosophie später.

[4] Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland IV 766 f.

[5] Arneth, Maria Theresia IV 126 f.

In einer späteren Bemerkung beklagt Nicolai:

„In des Herrn de Luca Gelehrtem Österreich sind 464 Schriftsteller aufgeführt. Unter denselben sind 233 Laien und 231 Geistliche, worunter 108 Jesuiten sind. Also die Hälfte der Schriftsteller in Österreich sind geistlich, und der vierte Teil davon sind Jesuiten."[1] „Die Universitätsbibliothek ist die ehemalige Jesuitenbibliothek. . . . Die theologische Bibliothek ist viel besser als manche andere Jesuitenbibliotheken, die ich gesehen habe, und besonders von Kirchenvätern und zur Kirchengeschichte sind ansehnliche Werke da."[2]

Von den Schriftstellern des Wiener Kolleg verdient noch genannt zu werden: „Joseph Walcher (1719, 1737, 1803), ein ausgezeichneter Mathematiker. Er verwertete seine nicht geringen Kenntnisse in der Physik, namentlich in der Mechanik und Hydraulik, nicht nur auf dem Lehrstuhle und in seinen Schriften, sondern weit mehr noch für die Praxis, so daß er bis in sein hohes Alter hinein öffentliche Ämter bekleidete; 1773—1783 wurde ihm die Leitung der Schiffahrt auf dem Donaustrome übertragen, von 1784 an nahm er teil an der obersten Hofbau- und Baukommission und leitete schwierige Wasserbauten an der Donau und Leitha, worüber eingehende Schriften von ihm im Druck und Manuskript noch vorhanden sind." „Noch als nahezu achtzigjähriger Greis lehrte er Mechanik und Hydraulik durch zwei Jahre am Theresianum, 1782 wurde er Direktor der mathematischen und physikalischen Studien an der Wiener Universität. Walcher war nicht nur ein hervorragender Gelehrter, sondern auch ein wahrer, pflichteifriger Priester — selbst als Universitätsprofessor ging er an jedem Sonntage mittags nach Margarethen, um dort die Christenlehre zu halten —, ein Mann von reinem Charakter und einfachen Sitten." Unter seinen ersten Schriften befindet sich „Kurzer Inhalt der mechanischen Kollegien", welche auf der Universität zu Wien im philosophischen Saal öffentlich gehalten wurden, zum Gebrauch für die Zuhörer (Wien 1759).[3]

Neben dem Rhetoriker P. Ignaz Wurz wirkten im Wiener Kolleg der Historiker Jos. Pohl und der Philosophieprofessor Sigismund Storchenau.

P. Jos. Pohl aus Wien (1711—1786) war seit 1746 Professor der Geschichte und hatte als solcher in den Jahren 1753—1759 besonders für die Theologen ein Handbuch der Kirchengeschichte in 6 Bänden herausgegeben.[4] Ihm ver-

---

[1] Nicolai a. a. O. IV[2] 718.

[2] Ebd. 723.

[3] Mayer, a. a. O. I 398 f. De Luca, Das gelehrte Österreich I 2, 236 ff.

[4] Manuductio ad Historiam Ecclesiasticam 1753—1759. Beginnend mit der Apostelgeschichte behandelt P. Pohl im ersten Bande (916 S.) die ersten vier Jahrhunderte, wie er selbst in der Einleitung hervorhebt, in einfacher Erzählung nach den besten gleichzeitigen Quellen. Nicht nach eigenem Ermessen, sondern auf Befehl, habe er die Arbeit übernommen; er selbst hätte gewünscht, in Verborgenheit ruhig und sicher zu leben. Im Anhang handelt er über den Zölibat in den ersten vier Jahrhunderten, über den Glauben dieser Zeit und die Kanonisation der Heiligen. Der zweite Band (1754, 736 S.) bringt zum Schluß des 5. Jahrhunderts Abhandlungen über den Ursprung der Kardinäle und der Quatember. Der dritte Band (1755, 840 S.) behandelt das 6. und 7. Jahrh.; im Anhang folgen „Reflexiones" über das Mönchswesen (nach Mabillon, Thomasius, Natalis u. a.) Immunität der Kleriker, S. Gregor und Recht der Päpste in betreff der Kanonisation; der vierte Band (1756, 1304 S.) über 8. und 9. Jahrhundert gibt u. a. Reflexiones über die Übertragung der Herrschaft an die Karolinger durch Papst Zacharias. Der fünfte Band (1758, 904 S.) erzählt die Kirchengeschichte des 10. u. 11. Jahrhunderts, bringt Reflexionen über die Entstehung des Kurfürsten-Kollegiums, die Absetzung des Papstes Johannes XII. und schließt mit der Mathildschen Schenkung. Der sechste Band (1759, 552 S.) behandelt das 11. und 12. Jahrhundert. Ruhige Darstellung, genaue Chronologie und Beglaubigung durch die besten Quellen zeichnen den ganzen Leitfaden aus. — Das rege Interesse der österreichischen Jesuiten für die Geschichte läßt sich allein schon ersehen aus den Werken, die Fuhrmann in dem Verzeichnis der Bücher

danken wir auch eine jetzt noch wertvolle Bio- und Bibliographie der österreichischen Provinz, aus der P. Stöger hauptsächlich seine Bibliotheca scriptorum Prov. Austriae zusammengestellt hat.

Bedeutender als Pohl ist sein Vorgänger auf dem Wiener Katheder der Geschichte, P. Sigismund Calles, ebenfalls aus Wien (1696—1761). Nach seiner 8jährigen Professur (1738—1746) veröffentlichte er 1750 die Annales Austriae und von 1756—1761 die Annales Ecclesiastici Germaniae, die bis zum 12. Jahrhundert reichen.[1] Seinen reichen handschriftlichen Nachlaß in vielen Folianten verwahrt die Staatsbibliothek zu Wien. Er hat u. a. das Verdienst, verschiedene Fälschungen als solche erkannt und beseitigt zu haben. Ein neuerer Kritiker urteilt: „Calles war ein gründlicher Geschichtskenner, ein scharfer Kopf, der für seine Zeit Namhaftes leistete und sich unleugbare Verdienste um die kirchliche und Profangeschichte Deutschlands, insbesondere aber Österreichs erwarb."[2]

P. Calles war es auch, der aus dem Nachlaß des P. Steyrer die Geschichte der Bischöfe von Meißen herausgab. P. Anton Steyrer aus Bruneck in Tirol (1673—1741) ist ebenfalls als tüchtiger Historiker anerkannt. Ein österreichischer Kulturhistoriker hat folgendes Urteil gefällt: „Schon bei den Zeitgenossen standen die Jesuiten S. Calles und Anton Steyrer in hohem Ansehen, das ihnen wegen ihrer quellensicheren Werke, die auch mit kritischem Scharfblick und reichem Wissen abgefaßt sind, und wodurch Calles in seinen Annalen ebenso als der ernste und besonders wahrheitsliebende Steyrer in seinen vortrefflichen, an bisher ungedruckten Urkunden reichhaltigen Commentarien zur „Geschichte Albrechts" hervorragt, in ganz verdienter Weise zukam . . . Steyrer besaß hervorragende Geistesgaben, reiche Kenntnisse in der Geschichte, besonders in jener des Habsburgischen Hauses . . Zur Zeit seines Wiener Aufenthalts (1712—1720) betrieb er aufs eifrigste seine archivalischen Studien zu einer Österreichischen Geschichte von Rudolf I. bis Friedrich III. Zu diesem Behufe stellte er genaue und kritische Studien an. . . Er veröffentlichte nur die Commentarii pro historia Alberti II. (Lipsiae). Die urkundlichen Beiträge dieses Bandes enthalten das schätzenswerteste Material für diese Zeit. Seine handschriftlichen Kollektaneen zur Österreichischen Geschichte (12 Bde.) sind überaus reichhaltig."[3]

Die Kommentare zur Geschichte des Herzogs Alberts II. zeigen in der Tat den rastlosen Quellenforscher und kritischen Bearbeiter.[4] In der Einleitung gibt Steyrer eine Beschreibung der zahlreichen Handschriften, die er aus den verschiedensten Bibliotheken und Archiven benützt. Zum Schluß bemerkt er, daß seine

---

anführt, die er für seine Historische Beschreibung von Wien (4 Bde. 1766—1770) benützt hat. Von Jesuiten aus dem achtzehnten Jahrhundert finden sich da (1, 25 ff.) genannt: Apfalterer, Calles, Carl (Jos.) Gholer, Dellenz, Dolfin, Fischer, Granelli, Hansiz, Höller, Insprugger, Kampmiller, Kayser, Mitterdorffer, Rechbach, Reichenau, Reiffenstuel, Socher, Steyrer, Thonhauser.

[1] Fünf Fol.-Bände, ein sechster Band erschien 1769.

[2] Krones (in der A. D. B.) Vergl. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie 696, Duhr, Die deutschen Jesuiten als Historiker in der Innsbr. Zeitschr. für katholische Theologie 13, 79 f.

[3] Mayer a. a. O. 1, 255 f. Vergl. Wachler, Geschichte der histor. Forschung 2, 367. Die Acta Eruditorum brachten gleich nach dem Erscheinen der Geschichte Alberts eine ausführliche sehr anerkennende Besprechung (1726, 112. Teil 250—271). — Duhr, Die deutschen Jesuiten als Historiker, Zeitschr. für kathol. Theologie 13, 77 ff. Ausführl. Nekrolog in der handschr. Historia Prov. Austriae ad an. 1741 Scriptore Carolo Krieger Prov. Historico. Bibl. der Abtei Martinsberg in Ungarn.

[4] Commentarii pro historia Alberti II. Ducis Austriae . . . ab Antonio Steyrer S. J. Lipsiae. Ex offic. Thomae Fritschii 1725. Fol. 698 p. mit vielen guten Abbildungen von Siegeln, Inschriften usw.

Kommentare schon in den Händen der Zensoren waren, wo sie drei Jahre blieben, als die Sammlung der österreichischen Quellen von dem gelehrten Benediktiner P. Pez erschien, die derselbe „mit großer Mühe und lobenswerter Kritik“ zusammengebracht. Er drückt darüber seine große Freude aus, daß Pez soviele berühmte Schriftsteller herausgegeben, darunter auch diese, deren Handschriften er benutzte. Dem Fortsetzer seiner Kommentare wünscht er Gesundheit, Zeit und offene Türen der Archive.

Der weiter aus dem Wiener Kolleg zu erwähnende P. Sigismund Storchenau aus Hollenburg-Kärnten (1731—1797), Professor der Philosophie, gab 1769 eine Philosophie in vier Teilen heraus: Ontologie, Kosmologie, Psychologie, Natürliche Theologie, die 1771 in zweiter verbesserter Auflage erschien.[1] Die damals neuere und neueste Philosophie findet eingehende Berücksichtigung und vielfach Widerlegung besonders die Absurditäten der Atheisten. Seiner Logik (1769), die 1772 schon eine dritte Auflage erlebte, hat er einen Abriß der Geschichte der Philosophie vorausgeschickt, in dem er die alten und neueren Philosophen, u. a. Cartesius, Leibniz, Wolf usw., kurz und treffend charakterisiert.[2] Er will darin zeigen, daß „die ächte Philosophie eine der mächtigsten Beschützerinnen der Religion ist. Der Verfasser hat sich die Mühe gegeben, die abstrakten Wahrheiten in sinnliche Bilder einzukleiden“. In dem ersten Kapitel von dem Dasein Gottes schildert er die erste Uhr, die man nach China brachte und das Hohngelächter der Chinesen, als man ihnen weis machen wollte, die Uhr sei von ungefähr ohne Meister entstanden, also ein Kind ohne Vater, ein Hühnchen ohne Ei! Dann geht er über auf den Wunderbau des menschlichen Körpers, des Himmels und der Erde. Im Walde sieht er viele Vögel und Spinnen. Wer hat alle Geschlechter der Spinnen gezählet? Alle weben und weben kunstvoll nach bestimmten Regeln. O Zweifler, diese sonst so verächtlichen Tierchen sind deine Lehrer, sie führen dich zu Gott zurück, da sie dir einen höchsten und weisen Gesetzgeber ankündigen. Das zweite Kapitel „Die Republik der Atheisten“ geht mit logischer Schärfe den törichten Aufstellungen der Atheisten zu Leibe und zieht die unabweisbaren Konsequenzen, Ruin der bürgerlichen Gesellschaft. Die weiteren Kapitel handeln in schöner Sprache von der Güte, Gerechtigkeit und Vorsehung Gottes. U. a. führt er die Worte Hallers an:

> Erbarmungsvoller Gott! in einer dunklen Stille
> Regiert der Welten Kreis dein unerforschter Wille.
> Dein Ratschluß ist zu hoch: sein Siegel ist zu fest;
> Er liegt verwahrt in dir. Wer hat ihn aufgelöst?

Daraus folgert Storchenau den großen Wert der indirekten Apologie: Diese Finsterniß, worin uns die Betrachtung der höchsten Vorsehung setzet, kann uns, wenn wir wollen, sehr vorteilhaft sein. Von der einen Seite erleichtert sie uns die Mühe, die Vorwürfe, welche stündlich von den unzufriedenen Gemüthern wider sie gemacht werden, insonderheit zu beantworten; von der anderen Seite decket sie die Unbilligkeit aller dergleichen Klagen auf. Sobald die Unergründlichkeit der Wege und Mittel der Vorsehung vorausgesetzt wird, ist ein jeder Zufall hienieden der billigste, gerechteste und für mich der beste. Die Lösung aller Zweifel liegt stets in der Tatsache der unendlichen Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Macht Gottes (359 f.).

---

[1] Institutionum Metaphysicarum libri IV Ed. 2a emendata. Vindobenae 1771. 8°. 210. 192, 430, 180.

[2] Institutiones logicae. Ed. 3a (1772). 8°. 312 p. Die Geschichte der Philosophie 1—51. Von seiner zwölfbändigen, in mehreren Auflagen und Übersetzungen erschienenen Philosophie der Religion kam der erste Band 1772 heraus.

Der bedeutendste Schriftsteller des Wiener Kollegs ist P. Max Hell.[1] Er war geboren am 15. Mai 1720 in der ungarischen Bergstadt Schemnitz, wo sein Vater Oberkunstmeister über alle Wassermaschinen in den dortigen Bergwerken war. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien in Neusohl trat er 1738 zu Trenschin ins Noviziat. Von 1740—1743 studierte er Philosophie unter P. Joseph Karl im akademischen Kolleg zu Wien, 1744 und 1745 widmete er sich unter Leitung des P. Fröhlich der Mathematik und Astronomie; 1745 unterstützte er P. Jos. Franz bei den astronomischen Beobachtungen und bei der Einrichtung des Museums für die Experimentalphysik. In den Jahren 1746 und 1747 lehrte er zu Leutschau in Ungarn Lateinisch und Griechisch, Geschichte, Erdbeschreibung und Rechenkunst. Ende 1747 begann er in Wien seine theologischen Studien, während deren er auch Privatunterricht in der Mathematik und Markscheidekunst erteilte. Im Jahre 1751 wurde er Priester, 1752 machte er sein drittes Probejahr zu Neusohl, zu gleicher Zeit half er dem P. Keri, Rektor von Tyrnau, beim Bau der dortigen Sternwarte. Als Professor der Mathematik zu Klausenburg (1753) errichtete er eine Sternwarte und ein Kabinett für Experimentalphysik und veröffentlichte ein Lehrbuch der Arithmetik. September 1755 erhielt er einen Ruf nach Wien, an die von P. Jos. Franz neuerbaute Sternwarte der Universität, wo er 1757—1767 nach dem Muster von Paris jährlich astronomische Ephemeriden berechnete und im Druck veröffentlichte. Durch seine genauen Beobachtungen und seine übrigen Schriften erlangte er Weltruf und so kam es, daß er 1767 vom dänischen Hofe zur Beobachtung des Venusdurchganges (3. Juni 1769) im äußersten Norden von Europa zu Vardöhus berufen wurde. Zwei ähnliche auswärtige Anträge hatte er vorher abgelehnt. In Begleitung seines Gehilfen, des P. Joh. Sajnovics, trat er am 28. April 1768 die beschwerliche Reise an, von der ein interessantes Tagebuch vorliegt.[2] Die Beobachtung gelang und führte zu anderweitigen wichtigen Entdeckungen. Am 12. August 1769 traf er wieder in Wien ein. Dort arbeitete er mehrere Jahre an einer genauen Darstellung seiner Expedition und an der Errichtung einer Akademie der Wissenschaften; beide Unternehmungen erreichten wegen der dazwischenkommenden Aufhebung der Gesellschaft Jesu (1773) ihr Ziel nicht. Später war er bei dem Bau der Sternwarte in Erlau beteiligt. Die 37 Bände seiner astronomischen Ephemeriden sichern ihm für immer eine ehrende Stelle unter den tüchtigsten Astronomen seiner Zeit.

Ruhe und Heiterkeit begleiteten ihn durch sein ganzes Leben und verließen ihn auch nicht in seiner letzten Krankheit, die ihn März 1792 ergriff und am 14. April seinen Tod herbeiführte. „Dem geistlichen Orden, in den er so früh getreten war — so berichtet der Nekrolog —, blieb er mit Wärme zugethan; die Aufhebung ging ihm sehr nahe und immer rechnete er noch auf dessen Wiederherstellung. . . Man rühmt von ihm ein menschenfreundliches Herz, bereit, jedem nach dem Maße seiner Kräfte zu dienen; besonders suchte er die Leiden der Armuth zu mindern und verwendete zu dieser edlen Absicht beinahe sein ganzes Vermögen"

---

[1] Das folgende nach Friedr. Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1792. 3. Jahrg. 1. Bd. (Gotha 1793). S. 282—303. Zahlreiche interessante Briefe Hells veröffentlichte P. Franz Pinzger im 2. Bd. von Hell Miksa Emlékezete Budapest 1927, 3—208.

[2] Carl Ludwig Littrow, P. Hells Reise nach Wardoe, Wien 1835. Die von Littrow gegen P. Hell erhobenen Beschuldigungen sind als unhaltbar nachgewiesen von dem berühmten amerikanischen Astronomen Simon Newcomb. Vergl. Duhr, Jesuitenfabeln[4], 812—822 und neuerdings ausführlicher von P. Franz Pinzger in Hell Miksa Emlékezete, Budapest 1920—1927. 2 Bde. Im 2. Band auch Ergänzungen aus dem Tagebuch von Sajnovics, die Littrow übergangen.

(Schlichtegroll 302). Denis widmete ihm ein schönes Symbolum: Suspice et Despice.[1] Zur Charakteristik des berühmten Astronomen mag hier noch ein Brief beigefügt werden, den Hell von Vardö 6. April 1769 an Bischof Gondola, den apostolischen Vikar des Nordens, richtete:

. . . In Hamburg sind wir den Sonnabend vor Pfingsten (21. Mai) angelanget, und haben unß die drey heilige täge alda aufgehalten; wir haben mit innerem troste den eyfer und auferbaulichen wandel der alhie sich befindenden Katholischen erfahren; vier unserer Patres Missionarij haben die Seelsorge beyder gemeinden in Hamburg und Altona; in Hamburg ist die hauß Capelle in dem Palais unsers alda Residierenden Ministers graffen von Raab; sie ist groß, wohl gezieret, mit einer schönen orgel versehen, die Meßgewändter und der übrige Altar ornat kostbahr und auferbaulich . . . Die öffentliche Catholische Kirche in Altona hat mir besonders gefahlen, Sie ist groß und wohl gebauet. Der P. Missionarius dieser Kirche hat alda ein kleines hauß sambt einen kleinen Garten zu seinem absteig Quartier, wenn er von Hamburg auß dahin den Gottesdienst zu verrichten gehet. Die Patres Missionarij sind alda sehr fürtreffliche und wohl eyfrige Apostolische männer, und haben ein starke Cath. gemeinde zu besorgen, wir hatten die ehre, alle drey Täge in ihrer kleinen Residenz zu mittag zu speisen. In Lübek funden wir zwey liebe Missionarios auß unserer Societet, die der kleinen Cath. gemeinde vorstehen. Ich nenne sie klein, weil die Zahl der Cathol. sich kaum auf 200 Seelen erstreket, diese zwey Patres Missionarij wohnen sehr schlecht, und nur in einem gemietheten hause. Sie stehen unter dem Lübekischen Capitul derer thumherren und Ihro Gnaden von Elmendorff. Ein catholischer Thumherr und besonderer freund von unserer Societet ist Ihr Protector, und sie werden nur gleichsam wie Cappellani seiner Persohn gehalten, weil zu Lübek ein beständiger Sitz ist eines auß denen vier catholischen Thumherrn; diese zwey arme Missionarij werden von denen protestantischen Capitel Herrn so streng gehalten, daß ihnen nicht einmahl eine kleine orgel oder sonsten etwas in ihrer sehr kleinen, engen und schlechten hauß Capelle zu zurichten gestattet wird, ja sogar, wie selbe mir meldeten, da sie sich aus dem vormahligen hauß in das jetzige gezogen, wurde ihnen nicht erlaubet, das auf dem boden stehende Pulpit (denn eine Cantzel kann sie nicht genannt werden) nach ihrem guttbefinden an einen orth zu stellen, sondern Sie mußten selbe in gegenwarth

[1] Ein überraschendes Licht auf die astronomische Tätigkeit der Jesuiten, besonders der deutschen Jesuiten, wirft eine Zusammenstellung des berühmten französischen Astronomen Lalande. Derselbe macht einen Rundgang durch die Sternwarten der Welt und weiß überall von solchen zu erzählen, welche die Jesuiten errichtet: so z. B. die Sternwarte im Akademischen Kolleg in Wien (1735, P. Franz); mehrere Jesuiten haben mit ihrem Vermögen dazu beigetragen. Die Sternwarte der Wiener Universität wurde erst 1755, aber ebenfalls von einem Jesuiten, dem P. Hell, eingerichtet. „Zu Tyrnau in Ungarn gibt es eine Sternwarte, die durch die große Menge der Beobachtungen des P. Weiß bemerkenswert ist.“ Die Sternwarte von Mannheim richtete P. Christian Mayer ein. P. Tirnberger leitete die Sternwarte zu Graz; zehn junge Jesuiten widmeten sich dort ausschließlich der Mathematik. „Zu Prag hat der Jesuit P. Stepling auf seine Kosten und mit Unterstützung des P. Retz eine Sternwarte bauen lassen.“ Lalande, Astronomie I XXXIX. XLII. An der Beobachtung des Venusdurchganges im Jahre 1762 beteiligte sich ein Dutzend deutscher Jesuiten: in Wien Hell, Liesganig, Steinkellner, Mastalier, Richtenburg, in Madrid Richter, in Ingolstadt Kratz, in Würzburg Huberti, in Schwetzingen Mayer, in Dillingen Hauser, in Laibach Schöttl, in Tyrnau Weiß. Hell, Ephemerides Astronomicae anni 1762. Sommervogel IV 239. — Bedeutend ist auch die Liste der Jesuiten-Mathematiker und -Astronomen, welche Lalande nur für 1750—1773 gibt: Ximmenes-Florenz, Boscovich-Rom, Pezenas-Marseille, Hell-Wien, Scherffer-Wien, Weiß-Tyrnau, Mayer-Mannheim, Béraud-Lyon, Asclepi-Rom, Mittelpacher-Wien, Liesganig-Graz, Pilgram-Wien, Luini-Mailand, Maire-Paris, Huberti-Würzburg, Amman-Ingolstadt, Metzer-Heidelberg. Bibliographie astronomique 446—540. Maynard, Des études et de l'enseignement des Jésuites à l'époque de leur suppression 1750—1773, Paris 1853, 263—279. — Schreiber, Die Jesuiten des 17. und 18. Jahrh. und ihr Verhältnis zur Astronomie, Natur und Offenbarung 49 (1903) 129 ff.)

der Protestantischen Commissarijs, ebenso wie sie im vorigen hauß stunde, alhie stellen; es wird ihnen nicht zugelassen, ihre für diese Catholische gemeinde viell zu kleine Capelle etwas zu erweitern oder daran zu ändern, ich muß gestehen, das diese Capelle sambt dem hölzernen Chor kaum hundert Persohnen fassen köne, es wird ihnen von diesem Thum Capitel nicht einmahl erlaubet, ein eigenes hauß zu ihrer Wohnung und haußcapelle zu erkaufen, welches sie doch erhalten zu können höchsten wünschten, um doch nach ihrem guttachten ihre Sachen einrichten zu dörffen; Sie bitteten mich inständigst, wenn ich widerum nach Wienn zurückkommen solte, für Selbe bey Ihro Majtt. dem Kayser fürzusprechen, und So viell durch Ihro Maytt. bey dieser freien Reichs-Stadt zu bewürken, das ihnen erlaubet würde, für ihr eigenes gelde ein haus zu erkauffen; ich habe es ihnen versprochen, wenn es die gesäße dieser Stadt zulassen könten, dazu habe ich ihnen auch die hoffnung, eine Orgel zu haben, gegeben, wenn es möglich seyn würde. Ich empfehle diese gutte Missionarios sambt ihrer kleinen Catholischen Gemeinde Euer bischöfflichen Gnaden hochen Protektion; Sollten Euer bischöfflichen Gnaden durch dero mächtige und bey Ihro K. K. Maytten so hoch angesehene fürbitte noch vor meiner Rukreise für diese zwey Missionarios die erlaubniß, sich ein hauß für ihre wohnung zu kauffen, erhalten, o mit welchem Danke würden diese zwey Missionarij sambt ihrer kleinen catholischen gemeinde Euer beschöff-lichen Gnaden unendlich verbunden seyn, und mit welchem Eyffer würden selbe für Euer bischöfflichen Gnaden bestens wohlergehen vor Gott ihr Unschuldiges gebette abstatten; jeder anblick dieses hauses, jeder intritt in die Capelle würde ihnen das vergnügte und dankbare Andenken Euer bischöffl. Gnaden täglich erneuern . . .

In Coppenhagen hatt die Cath. Gemeinde zu Ende des Gartens unseres K. K. Gesandtens eine wohl gebaute, aber etwas feuchte Kapelle, Sie hatt zwar eine orgel, wir haben sie aber niemahlens, sogar nicht an den größten feiertagen schlagen gehört, da mir doch bekant ist und ich es gar oft selbsten gehört, daß in Wienn in der Capelle des König. dännischen Gesandten den Hh. Protestanten sich der Orgel zu bedienen erlaubt ist und ihren Gottesdienst in aller Freyheit halten; es köne demnach das verboth, die Orgel zu schlagen wohl nicht dem dännischen Hoffe zugeschrieben werden, die Zahl der Catholischen in Copenhagen ist zimmlich groß, auch unter der Coppen-hagener Garnison befinden sich sehr vielle Catholische. Meine von mir bestimmte Reiß ruhte, durch Schweden zu laude nach Wardoëhus zu reisen, mußte ich ändern, ich war gezwungen, die Reise durch Norwegen bis Drontheim auf der See zu machen; allein wie wunderbar sind doch die anordnungen Gottes: Gott hatte uns bestimmt, einer nicht kleinen Anzahl von allen Catholischen Priestern verlassenen Catholischen Seelen den geistlichen Trost zu ertheilen; wir mußten nach Drontheim (eine der letzten Städte gegen Norden, in welcher wir keine Catholische Seele zu finden gedachten) um allda 146 Catholischen Seelen die heiligen Sakr. zu administriren. Wir waren allda kaum angelangt, als noch am nemlichen Tage ein unteroffizier zu mir gekommen und mir gemeldet, daß er ein Catholischer, und nebst ihm noch wohl gegen 155 Catholische Soldaten bei der Drontheimer Garnison sich befinden. . . . (Pinzger 2, 77 ff.)

Ein weiteres Haus der Jesuiten in Wien war das Theresianum. Von den dort im Katalog 1772/73 genannten Jesuiten seien nur im Vorübergehen erwähnt: P. Ignaz Schiffermüller und P. Joh. Izzo, der erstere wegen seiner Farbenlehre (1772), der letztere wegen seiner Schriften über militärische und bürgerliche Bau-kunst zum Gebrauche der Schulen des Theresianums.[1]

Der erste Rektor des Theresianums war P. Ludwig Debiel aus Wien (1697 bis 1771). „Der Pater Debiel, so schreibt Maria Theresia 1752, ist der nembliche,

[1] P. Ignaz Schiffermüller, geb. 1727, eingetr. 1746: über seine Farbenlehre Nicolai Allgem. Deutsche Bibliothek 18 (2) 1773 S. 584 ff., ebendort 9 (2) 1769 sehr günstiges Urteil über Izzos (geb. 1722, eingetr. 1736) Elementa architecturae civilis (1764), die wie seine Elementa architecturae militaris (1765) ins Deutsche und Französische übersetzt wurde. Izzo veröffentlichte 1766 einen Tractatus de Pyrotechnica et Ballistica.

der mit Dopelhoffen und mir das Collegium Theresianum errichtet."[1] Als Professor des Hebräischen und Griechischen, dann der Theologie in Wien und Graz machte er sich besonders um die Hl. Schrift verdient. Er forderte von den Doktoranden der Theologie Erklärung des hebräischen und griechischen Textes. Im Jahre 1740 gab er den griechischen Text des Neuen Testamentes mit interlinearer lateinischer Wortübersetzung heraus in zwei Bänden. Dieser Ausgabe folgte in den Jahren 1743—1747 in vier mächtigen Bänden der hebräische Text des ganzen Alten Testamentes mit einer interlinearen wörtlichen lateinischen Übersetzung, der er aber bei jedem Kapitel den Text der Sixtinischen Vulgata von 1592 beifügte.[2] Der hebräische vokalisierte Text ist für die damalige Zeit außerordentlich schön und sauber gedruckt. In der Vorrede an die Kandidaten der Theologie schildert Debiel die ungeheueren Schwierigkeiten für die Herstellung des hebräischen Textes. In Wien kein Drucker, der hebräisch lesen konnte, überhaupt keine hebräischen Typen. Die Setzer mußten herangebildet, die Typen aus fremdem Lande durch feindliche Heere hindurch hergebracht werden. Keine Mäzenate in der Kriegszeit. Überbürdung mit den Arbeiten der Professur, Schwierigkeiten in der Herstellung einer genaueren Literal-Übersetzung, da seit 2 Jahrhunderten keine zuverlässige hebräische Bibel und in Österreich überhaupt nie eine hebräische Bibel gedruckt worden. Zum Schluß hebt er die große Bedeutung des hebräischen Textes für die Erklärung der Hl. Schrift und die Verteidigung der katholischen Theologie hervor.

Eine besondere Erwähnung verdient der im Theresianum viele Jahre wirkende P. Michael Denis. „Was könnte Deutschland, wenn es wollte!" schrieb er in einem Gedichte, und die Sammlung deutscher Gedichte, welche er 1762 für den Schulgebrauch herausgegeben, hat außerordentlich fruchtbringend und anregend gewirkt.[3]

In seinen Aufzeichnungen „Meine 25jährigen Beschäftigungen im Theresianum" bemerkt Denis zum Jahre 1762:

„Ich bekam den Unterricht auswärtiger Jünglinge in der deutschen Sprache jedes Schultages durch eine Stunde. Zum Besten der Jugend gab ich eine Sammlung kürzerer Gedichte aus den neuern Dichtern Deutschlands heraus. . . . Den Unterricht im Deutschen habe ich in die zehn Jahre fortgesetzt."[4] Die Verdienste des P. Denis haben selbst bei den größten Jesuitenfeinden Anerkennung gefunden. Der gelehrte Herausgeber der großartigen Buchdruckergeschichte Wiens fällt das Urtheil: „Neben Gellerts Gedichten war es auch die patriotische Dichtung, die aller Herzen erwärmte und erschloß und als deren Sänger der edle Jesuit Denis, der Vorkämpfer der deutschen Poesie und Literatur in Österreich, aufgetreten war. . . . Als der Ausdruck solcher (patriotischen) Ideen erschienen 1760 die ‚Poetischen Bilder' von Michael Denis. Nun war die Brücke gebaut, welche die Ideensphären des Adels und des Volkes durch den Aufschwung der deutschen Sprache und Literatur wieder einander näherte; an ihrem Bau wirkten auch Jesuiten mit, wie Denis, Mastalier, Hohenwart, Burkhard und Wurz."[5]

[1] Arneth, Maria Theresia 4, 517. Anm. 140. Vergl. Eugen Guglia, Das Theresianum (1912) 203 u. 206.

[2] Veteris testamenti libri . . . ex Hebraico in Latinum ad literam versi et in usum Theologiae Candidatorum vulgati adjecta editione Vulgata ad exemplum Sixtinum 1592. Viennae 1743. Typis Joh. Ign. Heyinger, Archi-Episc. Aulae et Universitatis Typographi.

[3] Adam Wolf, Geschichtliche Bilder aus Österreich II (Wien 1880), 316. — Nicolai brachte 1770 im 13. Band der Allgemeinen Deutschen Bibliothek ein gutes Bild von Denis.

[4] Retzer, Michael's Denis Literar. Nachlaß I (Wien 1801), 58. Über die Sammlung aus den neueren deutschen Dichtern vergl. oben S. 24.

[5] A. Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte II (Wien 1887), 111. Vergl. Hofmann—Wellenhof, Michael Denis (Innsbruck 1881).

Über die „Poetischen Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit 1756" äußert sich ein anderer Biograph: „Der Dichter besang die Heldentaten des Siebenjährigen Krieges. Mit großem Beifalle wurden diese ‚Poetischen Bilder' aufgenommen. Um so größer war die Überraschung, als man in dem Autor den seit kaum einem Jahre am Theresianum als Lehrer der schönen Künste und Wissenschaften angestellten Jesuiten Michael Denis erkannte. Mit einem Schlage war nun auch Österreich ein vaterländischer, ein politischer Dichter erstanden."[1] „Mit glühender Begeisterung besang Denis seine Regentin und pries sie sowie ihren Sohn, die Armee, ihre Führer, Österreichs Ruhm, ohne aber dabei des gemeinsamen Vaterlandes Deutschlands zu vergessen."[2] Kurz urteilt: „Insofern der Bardengesang, wie ihm Denis in seiner Abhandlung (über die alte vaterländische Dichtkunst) nachrühmt, vaterländische Gesinnung zu erwecken und die Sitten zu veredeln strebte, hatte er . . . historische Bedeutsamkeit; es tritt diese aber vor allem in Denis' Wirksamkeit hervor, der zuerst wieder in Österreich das Gefühl für das gemeinsame Vaterland belebte. Doch war er zugleich auch ein ganzer Österreicher, und er besang . . . die Schönheit und den Ruhm Österreichs mit begeisterter Liebe. . . Überhaupt ‚atmen (um mit Goethe zu sprechen) alle seine Gedichte menschliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Lasters und der Weichlichkeit und Liebe der Heldeneinfalt'."[3]

„Die Grundsätze seines Charakters", sagt der Herausgeber seines literarischen Nachlasses, „waren strenge Religiosität ohne Heuchelei, verbunden mit der äußersten Anhänglichkeit für den Jesuitenorden, ohne sich zu Nebenabsichten mißbrauchen zu lassen. Seine sanfte bescheidene Seele und Herzensgüte war eines Fenelon würdig. Seine warme Vaterlandsliebe machte ihn zum patriotischen Untertan seiner Regierung. In jeder Periode seines Lebens war er der genaueste Beobachter seiner Pflichten. Er war ein eifriger für die Bildung und das Wohl jedes seiner Schüler väterlich besorgter Lehrer und ein in jedem Zufall des Lebens erprobter Freund. Kurz, Denis besaß wirkliche Tugenden, und nicht bloß liebenswürdige Eigenschaften, wovon die letzteren den ersteren in der ganzen Welt nur zu oft als Ersatz dienen müssen. . ."[4]

Auch in dem Katalog des Grazer Kollegs finden wir mehrere Patres, die sich als Schriftsteller verdient gemacht haben. Von der philosophischen Fakultät in Graz hebt der neueste Geschichtschreiber der Universität hervor:

„Hier hatten sich gerade in der letzten Zeit des Ordensbestandes tüchtige Fachmänner zusammengefunden oder einander abgelöst. Den Reigen eröffnete unter ihnen Niclas Poda (Boda), Edler von Neuhaus (seit 1741 Jesuit), zuletzt Professor der Mathematik in Graz, Verweser der Sternwarte und Begründer eines naturhistorischen Museums. Poda war vorzugsweise in der angewandten Mathematik, in der Mechanik tüchtig, ein fleißiger Mineralog, der sich auch die Untersuchung des Erzberges angelegen sein ließ, ein geübter Entomolog und Mitarbeiter Biwalds in der naturwissenschaftlichen Literatur, mit diesem auch später für die seit 1764 ins Leben tretende steiermärkische Ackerbaugesellschaft tätig. Poda übersiedelte 1762 (?) an die Chemnitzer Bergakademie als Professor der Mechanik und Markscheidekunst. . . .

„Podas Nachfolger in Graz wurde sein Landsmann und Ordensbruder Franz Pachner, der Ende 1762 für das Fach der Mathematik in Graz ausersehen wurde. . . . Pachners Manuskript, ein alle Teile der Mathematik umfassendes Kompendium, ge-

[1] Höger, Mich. Denis, Wien 1879, 5.

[2] Höger, Mich. Denis 21.

[3] Kurz, Geschichte der deutschen Literatur II 540. Über die begeisterte Aufnahme seines Ossian vergl. die Wochenschrift „Patriot und Baiern" 28. April 1769 (4. Stück).

[4] Retzer, Denis Liter. Nachlaß 1, VIII f. Über seinen Kampf, das „deutsche Herz vor dem fremden Verderben, dem welschen Geschmack und der französischen Frivolität" zu bewahren s. Guglia, Theresianum 86.

langte nicht zum Druck. . . . Er war ein tüchtiger Fachmann. . . . An seine Stelle trat seit 1766 Karl Taupe. Er leitete, vom Jahre 1769 ab der erste, die an der Universität begründete Handwerksschule oder die Collegia mechanica, die sich eines starken Zuspruches erfreute. . . .

„Pachners an Bedeutung überragender Kollege wurde Leopold Biwald, Ordensmann seit 1747. Schon 1764 gelangte er zu jener Lehrkanzel, auf welcher er so lange und erfolgreich wirkte und zugleich als Naturhistoriker die Erbschaft Podas antrat. . . . Biwald war einer der entschiedensten Anhänger Linnés und brach auch eine Lanze für denselben gegen den Wiener Universitätsprofessor der Medizin Crantz, wofür er ein Dankschreiben Linnés aus Upsala empfing. . . . Biwalds eigenes Hauptwerk ist die Physica generalis et particularis, die als Grundlage seiner Vorlesungen in Graz erschien, drei Auflagen erlebte und nachmals in einem kürzeren Auszuge herausgegeben wurde."[1] Als nach der Aufhebung des Ordens die von den Jesuiten verfaßten Lehrbücher aus der Schule verbannt wurden, behauptete Biwalds Lehrbuch der Physik seine Stelle. Biwald war in jedem Falle „einer der namhaftesten Fachmänner des damaligen Österreich."[2]

---

[1] Krones, Geschichte der Karl-Franzens-Universität in Graz, Graz 1886, 439 ff. Krones zitiert für Biwald dessen Biographie von Kunitsch, Graz 1808, und Sartoris Darstellung der physikal. Beschaffenheit des Herzogtums Steiermark, Graz 1806, 39 ff.

[2] Krones, Geschichte der Karl-Franzens-Universität in Graz 455. Vgl. Peinlich, Grazer Programm 1872, 23 f. Mayer, Kulturgeschichte I 398 400. Wurzbach, Biogr. Lexikon I 416. De Luca, Das gelehrte Österreich I 1, 33. — In den vier Jahrzehnten vor Maria Theresia gingen aus der Grazer Schule eine ganze Reihe historischer und geographischer Schriften und Hilfsmittel hervor, die alle in Graz gedruckt und vielfach als Geschenke an die Studierenden verteilt wurden. Wenigstens einige seien hier genannt: 1701 Mordax, Archidux Carolus primus Universitatis Graecensis fundator, 1702 Szerdahely, Fax chronologica (bis 1702), 1703 Szoereni, Propylaeum bibliothecae academ. Graecensis, 1706 Eggartner, Annus primus Caes. Josephi et Caroli regis Hisp., Picker, Expeditio Caroli III. in Hispaniam, 1707 Ernst, Caesarum austriac. spectacula a Rudolpho I ad Josephum I., 1708 Gall, Compendium geographicum S. R. Imperii, 1711 Andrian, Synopsis chronologica (bis 1711), 1712 Perbegg, Geographicum Europae compendium, 1713 Sarmeda, Synopsis genealogiae austriacae, 1714 Schoder, Eugenius bello et pace magnus, Sarmeda, Eric. Puteani Historiae barbaricae lib. VI (irruptiones barbarorum in Italiam), 1715/16 Pusch, Chronologiae sacrae ducatus Styriae, Staindl, Universa chronologia, Hansiz, Montecucculi, 1717 Hansiz, Quinquennium primum imper. roman. germanici Caroli VI., 1718 Schez, Historia ducum Styriae, 1719 Neumayr-Sporeno Lustrum I—V. Universitatis Graecensis, 1720 Bucelleni, Chronol. sacra Ducat. Styriae ad excessum Leopoldi I. continuata, 1720 Groß, Geographica globi terraquei synopsis, 1721 Mitterdorfer, Globi terraquei opificium, 1723 Andrian, Subsidium memoriae pro historia universa, Thonhauser, Lustrum VI—XI. Universitatis Graecens, 1724 Edschlager, Synopsis rei nummariae veteris, Perbegg, Dialogi de antiquitatibus eccles., Reichenau, Vitae Aug. Caesarum Austriac., 1727 Granelli, Germania Austriaca (topographia), Ritter, Styria ter felix, 1728 Andrian, Series Roman. pontificum, 1729 Andrian, Universalis historia, Subsidium memoriae pro historia veteri, Series Roman. imperatorum, 1730 Andrian, Series regum Hisp., Goettner, Successio genealog. S. R. J. principum — principum Italiae, 1731 Andrian, Series regum Galliae—Angliae—Italiae—Hungariae—Poloniae—Sueciae, Quaestiones hist. chron. criticae ex hist. eccl. primorum VI. saeculorum, Sporeno, Theologia cum historia eccles. sociata, 1732 Langelt, Series ducum et regum Bohemiae, 1733 Andrian, Epitome chronol. scriptorum Eccles., 1734 Andrian, Subsidium memoriae pro universa hist. ecclesiastica, 1735 Andrian, Epitome historiae Pontif., Caesarum, Regum Europae, Kislinger, Notitia imperii Moscovitici, Marchesi, Epitome chronol. scriptorum Eccles., 1736 Andrian, Subsidium memoriae pro historia imperii orientalis, Erber, Dissertatio historico-critica de conciliis oecumenicis, Koegler, Manuale legendis rer. Roman. scriptoribus perutile, 1737 Andrian, Conclusiones hist. chronol. criticae ex historia orientali, Schreiber, Incrementa ducatus Styriae sub. dom. Habspurg., 1738 Vogel, Como — et Geographia, 1739/40 Rechtenberg, Styria. Vergl. Peinlich Graz. Progn. 1869, 89 ff., über Andrian Scherer 311 f.

Bevor wir die österreichische Provinz verlassen, müssen wir noch einige Gelehrte nennen, denen wir Publikationen auf dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften und der Geschichte verdanken.

In der Geschichte der Numismatik sind mehrere Jesuiten für Österreich bahnbrechend geworden, so P. Erasmus Fröhlich aus Graz (1700—1758), „der die Studien für Numismatik in Österreich anregte".[1] Ein Fachmann urteilt über ihn: „Fröhlichs numismatische, historische und mathematische Arbeiten, 25 an der Zahl, sind durch kritischen Scharfblick, Klarheit und redlichen Wahrheitssinn ausgezeichnet."[2]

P. Fröhlich publizierte auch die von ihm überarbeiteten Diplomataria sacra ducatus Styriae seines Mitbruders P. Sigismund Pusch (Wien 1757). Die Anregung zu seinen numismatischen Studien verdankte er seinen Ordensgenossen P. Edschlager und P. Karl Granelli. Letzterer (1671—1739) gab 1701 eine Topographie von Germania Austriaca mit Landkarten der einzelnen Provinzen heraus, die 1759 die dritte Auflage erlebte. Er war in der Mathematik, Geschichte und Münzkunde Fröhlichs Lehrer. Er sammelte mit großer Sorgfalt antike, besonders griechische Münzen. In letzterer Beziehung wurde er lebhaft unterstützt von P. Christian Edschlager (1699—1741), der dazu in seinem Amt als Missionär in Konstantinopel vielfach Gelegenheit fand. Ein von ihm verfaßtes Lehrgedicht über Numismatik (1724) fand eine sehr günstige Aufnahme und erlebte mehrere Auflagen. Nach seiner Rückkehr aus Konstantinopel wirkte er in Speyer, wo er als Opfer der Nächstenliebe im Dienste der Pestkranken starb.[3]

Die letztgenannten überragt an Bedeutung P. Joseph Eckhel (geb. 1737, eingetreten 1753, gest. 1798), „der Begründer der wissenschaftlichen Numismatik des klassischen Altertums, der, mit einem geübten kritischen Auge gewappnet, sie zu einem integrierenden Teile der Altertumskunde erhob".[4] Friedrich Kenner hielt im Jahre 1871 in der Jahresversammlung der numismatischen Gesellschaft einen Vortrag über Eckhel, der von dieser Gesellschaft herausgegeben wurde. Dort heißt es u. a.: „Mit seinem neuen System hat Eckhel unsere Wissenschaft selbständig gemacht . . . Irren wir nicht, so muß die Schöpfung des Systems in die Jahre 1766 und 1769 fallen, kurz nachdem er in die Numismatik eingeführt worden war. . . Er ist noch immer eine in der Wissenschaft lebendige mitredende Autorität, er wird es noch auf lange Zeit hinaus bleiben."[5]

---

[1] Wachler, Gesch. der Histor. Forschung 1, 860.

[2] Bergmann, Pflege der Numismatik in Österreich. Sitzungsberichte der philosoph. histor. Klasse der k. Akademie der Wissenschaften Wien 1856, 31 ff. — Ein größerer Nekrolog Fröhlichs, verf. von P. Khell (1762) erschien in deutscher Übersetzung im „Neueröffneten Münzkabinett" Nürnberg 1773 4. Bd. Anhang Nr. 201 ff. 32 S. — Vergl. Denis, Garellische Bibliothek 1, 7 ff., Guglia, Theresianum 74. *Elogium Austria 215 ad an. 1758.

[3] Bergmann, l. c. 19, 38 f. — Stöger, Scriptores Austriae 69, berichtet nach einer gleichzeitigen Quelle, daß P. Edschlager nicht allein in der griechischen und hebräischen Sprache, sondern auch in fast allen europäischen Sprachen bewandert war. Dieselbe Quelle hebt seine strenge Lebensweise hervor, nie Wein, nie Abendmahlzeit, zweimal in der Woche auch kein Mittagsmahl, in den jährlichen achttägigen Exerzitien nur Brot und Wasser. — Der General Retz lobt in einem Briefe vom 28. März 1739 an den Provinzial Krieger dessen Sorge für die Bewahrung der Bibliothek und die Münzen-Sammlung des verstorbenen P. Granelli; ohne besondere Erlaubnis des Generals dürfe nichts daran weggenommen werden; die Münzen-Sammlung ist vor den auswärtigen Besuchern zu schützen craticulis ita affabre dispositis, ul videri non tamen tolli possint *Austria 13.

[4] Wegele, S. 764.

[5] Kenner, S. 21. Vergl. Sitzungsber. der Kais. Akademie. Wien 1857. 24, 296—365. Dazu Stöger, Scriptores 67, wo auch der offene selbstlose Charakter des allgemein beliebten Gelehrten hervorgehoben wird.

Der Lehrer Eckhels in der Numismatik war P. Jos. Khell von Khellburg (geb. 1714, eingetr. 1729, gest. 1772). Im Interesse seiner numismatischen Studien unternahm er mehrere Reisen auch nach Italien. Seine Tätigkeit als numismatischer Schriftsteller begann er als Herausgeber des von Fröhlich und Duval verfaßten Katalogs der antiken Münzen des kaiserlichen Münzkabinetts, es folgten dann eine Reihe numismatischer Monographien.[1]

Im Jahre 1717 erschien in Wien ein prachtvoll ausgestattetes Werk über die Politik der österreichischen Kaiser, dessen Verfasser, der Jesuit Gerhard Hillepraud, den Kaisern mit Freimut einen Regentenspiegel vorhält. Für Steuern sollen zuerst die Gründe vorgelegt werden; die erhobenen Steuern dann gut verwandt werden; „denn nichts erbittert das Volk mehr, als wenn es keine Früchte aus den ihm auferlegten Lasten sieht und dieselben unnütz verschwendet oder ohne Not verlängert werden. Um der Verschwendung zu steuern, soll man Luxussteuern einführen, dadurch werde auch der Not der Armen abgeholfen. Alle ausländischen, nicht notwendigen Waren müssen mit hohen Zöllen belegt werden; denn Deutschland hat nicht notwendig, soviel Geld für ausländische Waren auszugeben."[2]

Dem Naturrecht widmete der Wiener Professor Franz Roys ein Werkchen, das er 1755 mit der Widmung auf den Wiener Erzbischof Trautson herausgab.[3]

Ein Schriftsteller eigener Art ist der Ungar Gabriel Hevenesi (1656—1715). Als Novizenmeister, Rektor und Provinzial der österreichischen Provinz war er rastlos tätig, ebenso wie als Schriftsteller. Er veröffentlichte unzählige kleinere und größere Schriften aus den Gebieten der Philosophie, Geschichte und Aszese und hinterließ noch ca. 100 Bände über die Kirchengeschichte von Ungarn. Als Oberer hatte er immer Geld. Die Kunst reich zu werden, sagte er, besteht in der Freigebigkeit gegen die Armen, gegen die Kinder Gottes (seine Untergebenen) und das Haus Gottes. So gut und reich er für andere, so sparsam und hart war er gegen sich, er begnügte sich mit karger Nahrung und wenigen Stunden Schlaf.[4] Von einigen Schriften wie z. B. den Denksprüchen des hl. Ignatius und dem schönen Büchlein über das Leiden Christi sind bis in die neueste Zeit unzählige Auflagen und Übersetzungen erschienen.[5] Leider hat er sich in seinem großen Eifer von Übertreibungen nicht frei gehalten. Dies gilt besonders von seinem Büchlein Cura salutis oder Standeswahl, das zuerst 1709 in Wien erschien.[6]

---

[1] Vergl. Werner in der A. D. B. — Denis, Garellische Bibliothek 1, 12 ff.

[2] Politica Austriaca in imperatoribus Austriacis eorumque virtutibus adumbrata. Fol. Viennae 1717. Mit 17 blattgroßen Vollporträts der Kaiser in schönen Stichen.

[3] Ethica et Jus naturae in usum auditorum philosophiae conscripta anno 1755. Viennae. 8°. 508 p. — In der Vorrede weist er die Unrichtigkeit der Behauptung nach, als hätten erst die protestantischen Gelehrten das Naturrecht aus dem Schutt hervorgezogen; er gibt aber zu, daß Grotius, Pufendorf und Thomasius bei all ihren Irrtümern viel zur Illustration des Naturrechts beigetragen. Gegen diese Irrtümer habe P. Ignaz Schwarz eine Verteidigung des Naturrechts geliefert, die nichts zu wünschen lasse. In dem Kapitel über die Rechte des Herrschers verteidigt P. Roys die Notwendigkeit der Abgaben für den Staat und auch für den geziemenden Unterhalt des Herrschers; er weist aber mit Entschiedenheit die damals soviel verteidigte und noch mehr getätigte These zurück, als könnten die Herrscher als Herren alles Eigentums nach Belieben alles von den Untertanen fordern. Denn, sagt er, die Menschen haben sich nicht des Eigentumsrechtes entäußert, als sie die staatliche Gemeinschaft eingingen, die sie ja nicht eingegangen, um das ihrige zu verlieren, sondern sicherer zu stellen: das Recht auf das Eigentum des Untertanen ist abzumessen nach Notwendigkeit und Nutzen des Allgemeinwohls. Die Darstellung ist ruhig, stützt sich auf die Texte, die in lateinischer und griechischer Sprache wiedergegeben werden. Die Anwürfe von Hobbes u. a. gegen den scholastischen Plunder finden eine entschiedene Ablehnung.

[4] Nekrolog *Austria 172 ad 1715.

[5] Sommervogel 4, 340—359.

[6] Cura salutis sive de statu vitae ma-

Gegen dieses Büchlein schrieb der gelehrte Benediktiner P. Bernh. Pez einige Briefe,[1] in welchen er Ungenauigkeiten und Übertreibungen des P. Hevensi scharf zurückwies. Eine weitere größere Schrift gegen Hevenesi erschien von einem Weltpriester 1721. Nunmehr trat 1722 P. Hansiz unter dem Pseudonym Modestus Taubengall zur Verteidigung des inzwischen verstorbenen P. Hevenesi auf, er suchte die Ausführungen des Verfassers abzuschwächen, sie seien nur Erwägungen pro et contra, aber keine Behauptungen.[2]

Den Schluß der Schriftsteller aus der österreichischen Provinz mögen zwei namhafte Historiker bilden, P. Hansiz und P. Wagner.

P. Markus Hansiz aus Völkermarkt, Kärnten (1683—1766) veröffentlichte als Hauptwerk seine unvollendet gebliebene Germania Sacra (1727—1755) in drei Folianten mit verschiedenen Verteidigungsschriften. Die Germania Sacra behauptet noch jetzt ihren Platz unter den Hauptquellenwerken zur deutschen Kirchengeschichte. Seine „Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Kirchengeschichte haben ihm einen unvergänglichen Namen gesichert; er half die ersten Unterlagen einer quellenmäßigen kritischen Erforschung derselben schaffen und legte die Grundsteine zu einem Unternehmen, welches, wenn auch unvollendet geblieben, für immer eine mächtige Anregung zur Weiterführung des von ihm Begonnenen geworden ist. Den von ihm veröffentlichten Teilen gebührt das Lob ausgebreiteter Gelehrsamkeit und solider Sachkunde, in Verbindung mit kritischem Sinne und unbefangenem Wahrheitssinne."[3] In dem Ordensnekrolog vom Jahre 1766 wird Hansiz gefeiert als „celebratissimus Historiographus", der nie eine Gelegenheit vorübergehen ließ, den Kindern Christenlehre zu erteilen, und der bei den Studenten als eifrig gesuchter Beichtvater tätig war.[4]

Wie P. Hansiz auf dem Gebiete der deutschen Kirchengeschichte, so hat P. Franz Wagner auf dem Gebiete der deutschen Kaisergeschichte hervorragendes geleistet, was um so mehr anzuerkennen ist, als sich derselbe fast während seines ganzen Lebens in Schule und Seelsorge rastlos betätigte. Als Seelsorger war er Tag und Nacht bei jedem Krankenruf bereit, als Schulmann hat er nicht allein als Lehrer und Pädagog praktisch gewirkt, sondern auch eine Reihe vorzüglicher Bildungsmittel geschaffen.[5] P. Wagner veröffentlichte 1719 den bereits Ende 1713 fertiggestellten ersten Teil seiner Geschichte des Kaisers Leopold; der 1722 fertige 2. Band folgte 1731.[6] Der Kaiser bestimmte Wagner für die Fortsetzung,[7] die später, 1745, erschien als Geschichte des Kaisers Josephs I.[8] Ein neuerer

ture deliberandi methodus. Viennae 1709. 52 p.

[1] Epistolae apologeticae pro ordine Si Benedicti. Viennae 1714 und Compoduni 1715.

[2] Modesti Taubengall, Apologeticus pro fama A. R. P. Gabrielis Hevenesi et universae Soc. Jesu in causa libelli Cura salutis. Pragae 1723. Die wortreiche scharfe Schrift enthält u. a. ein Leben des P. Hevenesi und Nachweise über die Predigttätigkeit der österr. Jesuiten. Über den Streit vergl. Ernst Katschthaler, Bernhard Pez und dessen Briefnachlaß. Melker Progr. 1889 31 ff.

[3] Werner in der A. D. B. Vergl. Pletz, Wiener Theolog. Zeitschrift 1834 1, 13 ff. — Pfeilschifter, Die St. Blasi-

[4] *Austria 221 ad an. 1766.

[5] Vergl. im Kapitel über Schule seine Hilfsbücher für Geschichte und Instructio privata.

[6] *Tamburini an den Provinzial Hevenesi 6. Januar 1714, an Wagner 31. Januar 1722, Ad Austr.

[7] *Retz an Wagner, 18. Oktober 1732.

[8] Dem schnelleren Erscheinen des Werkes hatten sich verschiedene Schwierigkeiten entgegengestellt. Über den ersten Band erhob Kurfürst Max Emanuel scharfe Klagen bei dem General Tamburini, worauf dieser am 17. August 1720 den Kurfürsten um Entschuldigung bat, von seiner Seite sei alles geschehen, um irgendeine Beanstandung zu verhindern, cum iterato revideri et omnimodo caveri jusserim ne cui Principi offensae ansa suggeretur, für den 2. Band

Historiograph urteilt: „Wagner brachte mehrere Eigenschaften mit, die ihn zum Geschichtschreiber befähigten. Er besaß den nötigen Grad der allgemeinen Bildung und die Kunst der Gruppierung und Erzählung . . . Die Verwicklungen mit Frankreich werden am glücklichsten geschildert . . . Das ausführliche Charakterbild, das er am Ende des Werkes von Leopold entwirft, wenn es auch von subjektiver Pietät durchdrungen ist, sucht die besten Eigenschaften hervorzuheben und zeigt die nicht geringe Kunst in solchen Dingen."[1]

Ein hervorragender Geschichtschreiber, Karl Adolf Menzel, charakterisiert den P. Wagner als einen „Mann von edler, echt vaterländischer Gesinnung". Seine Historia Leopoldi Magni ist „ein Werk sehr gediegenen Inhalts und klassischer Form mit eigentümlichem Ausdruck, ausgezeichnet nicht nur durch gründliche Forschung, . . . sondern auch durch wahrhaft politischen Geist und Unbefangenheit des Urteils". Menzel führt dann eine Stelle an, in welcher sich Wagner scharf gegen die französische Politik und die grassierende französische Modesucht ausspricht: „Täglich erfindet man in Frankreich neue Moden, da ja Paris keine Torheit begeht, welche das übrige Europa nicht nachäfft. Es gibt fast keine öffentliche Feierlichkeit, keine fürstliche Hochzeit, ohne daß Wagen und Kleider bis auf die Schuhriemen aus Paris, aus Feindesland, bestellt werden. Kein Kleid wird mehr verbraucht; es muß abgelegt werden, sobald aus Frankreich eine neue Mode ankommt, falls man nicht als ein altmodischer Mensch ohne alle Manieren erscheinen will."[2] Dazu bemerkt Menzel: „Wenige Deutsche mögen ahnen, daß in einer Zeit, die für die trübste des deutschen Geistes gilt, in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, ein deutscher Jesuit in Wien ein großes Stück der Geschichte des Jahrhunderts in dieser Weise geschrieben hat."[3]

P. Franz Wagner war geboren 1675 zu Wangen (Schwaben), besuchte kurze Zeit die Schulen zu Wangen und Krems (Österreich) und trat dann in Leoben ins Noviziat. Nach der Absolvierung der Philosophie in Graz wurde er, kaum 22 Jahre alt, in Krems sogleich Lehrer der Syntax und in den beiden folgenden Jahren der Poesie und Rhetorik; die Rhetorik lehrte er dann je ein Jahr in Preßburg und Tyrnau. In Tyrnau verfaßte er sein Büchlein Crito seu de comparanda vera eruditione, das ein sehr reifes Urteil und großes Wissen verriet und in der Folge öfters aufgelegt wurde. Hier findet er nicht Worte genug, den Wert der Geschichte zu preisen: ohne Geschichte gibt es keinen wahrhaft Gelehrten, selbst sonst berühmte Theologen werden ohne Geschichte zum Spott der Studenten.[4] Nach dem vierjährigen Kurs der Theologie in Wien und in Graz und dem Terziat in Judenburg, kehrte er nach Wien zurück und begann neben seinen Ämtern

werde er noch mehr Sorge tragen, daß er in keiner Weise der Ehre des Kurfürsten und seines erlauchten Hauses zu nahe trete (Epp. ad Extern. Germ. 117 I). Am 20. Nov. 1728 schreibt der österr. Provinz-Prokurator Bliemel an den Prokurator der oberdeutschen Provinz, Patris Wagner tomus secundus Leopoldinus reasumptus est a revisoribus postquam juxta Romanam crisim aliqua mutavit, *Orig. M. R. Jes. 358. Der Wiener Hof drängte auf Herausgabe, die Angst vor Bayern verzögerte sie. Tamburini an Wagner und Provinzial Denarich 21. Jan. 1724, an Tönemann 27. Jan. und 17. März 1725, an Provinzial Thullner 25. Juni 1728.

[1] Wegele 528. Wagner standen die kaiserlichen Archive zur Verfügung, die er gewissenhaft benützt hat. Auch bisher bestrittene Darstellungen Wagners haben sich durch neuere Forschungen doch als richtig erwiesen. Vergl. z. B. über das Altöttinger Projekt 1681 Dürrwächter im Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 35 (1914) 561.

[2] Wagner S. J., Historia Leopoldi Magni, August. Vindel. 1719, 1, 262.

[3] K. A. Menzel, Geschichte der Deutschen seit der Reformation IV² 582. Vergl. Heigel, Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns, Neue Folge, München 1890, 48.

[4] Crito. Ed. 2a. Augustae Vind. (1720) 58 f.

als Prediger und Studienpräfekt seine Geschichte des Kaisers Leopold.[1] Nach Vollendung des ersten Bandes der Geschichte des Kaisers Leopold wurde P. Wagner Lehrer der jungen Jesuiten, die zu Graz und dann zu Leoben die humanistischen Studien wiederholten. Es ist unglaublich, bemerkt der Biograph, wieviele Mühe er sich gab, diese für Staat und Kirche so wichtigen Studien wieder auf die alte Höhe zu bringen. Aphorismen aus dieser Zeit wurden später gedruckt. Aber nichts ging über sein lebendiges Wort, wodurch er die jungen Mitbrüder zum freudigen Eifer anspornte. Immer neue Beweggründe, immer treffendes reiches Lob, so daß er seine Schüler ganz in seiner Gewalt hatte. Wenn er Schüler fand, die mehr für die Wissenschaft geeignet und größeren Eifer verrieten, dann hörte er nicht auf zu mahnen, bis sie sich schon jetzt ein bestimmtes Thema wählten, was sie im Laufe der Jahre ausarbeiten sollten. Dafür bot er dann freigebig alle Hilfsmittel an durch Rat und Tat und Fürsprache bei den Obern. Große Sorgfalt verwandte er auf die Ausbildung von Predigern, dann aber auch auf die Aneignung einer reinen Latinität. Um diese zu erreichen, verfaßte er hier sein so oft aufgelegtes lateinisches Lexikon.[2]

In der Widmung dieses Lexikons an den Bürgermeister und Rat der freien Reichsstadt Wangen (Wien, 20. Febr. 1718) hat der Pater seiner Heimatliebe ein schönes Denkmal gesetzt. Auch als Ordensmann, so schreibt er, braucht er den dankbaren Sinn für die süße Heimat nicht zu verleugnen; insbesonderen Dank schuldet er seiner Vaterstadt, die ihn bei einem Besuche seiner Verwandten so ehrenvoll begrüßt hat. Dann preist er die freie Reichsstadt wegen ihres ehrwürdigen Alters (Vangiona, Vangena), wegen ihrer Treue zum angestammten Glauben, den sie fast allein unter den 31 schwäbischen Reichsstädten bewahrt hat, wegen der Sittenreinheit, die nirgends reiner die Einfachheit und Zuverlässigkeit des alten Germaniens widerspiegelt. Er rechnet es sich zu hohem Glück an, eine solche Stadt seine Vaterstadt nennen zu dürfen. Die Vorrede des Lexikons „an die Lehrer der humanistischen Schulen" beginnt er mit den Worten: Als ich für diejenigen, die nach dem zweijährigen Noviziat die Humaniora wiederholen, als Leiter bestimmt worden, war es mein angelegentlichstes Bestreben, dem weisen Rat des P. Juventius zu folgen und vor allem für die Aneignung eines vorzüglichen lateinischen Stiles Sorge zu tragen. Lange erwog ich, wie ich dazu helfen könnte. Ohne Pomey zu kennen, kam ich zu seiner Methode. Von Cicero wird in dem Klassenbuch — das zudem von wenigen gekauft wird — viel zu wenig geboten, Terenz, Livius, Sallust bleiben den meisten unbekannt. Also mehr Klassiker und dafür ein Lexikon, das auf den Klassikern ruht. Die Schwierigkeiten, große Mühe, schwache Gesundheit, Unansehnlichkeit der Arbeit wurden überwunden besonders durch den Zuspruch des P. Gabriel Wimmert, des Professors der Rhetorik am Gymnasium,[3] der nicht abließ, immer wieder zur Fertigstellung anzuspornen.

Die Pest in Leoben zwang ihn nach drei Jahren zur Rückkehr nach Wien, wo er dann den zweiten Band der Geschichte Leopolds fertigstellte, zugleich aber Christenlehre für die Kinder gab, die er sich von den Obern erbeten hatte. In derselben Zeit schrieb er das Leben der Kaiserin Eleonora Augusta; es gefiel so, daß es sofort deutsche, französische und italienische Übersetzungen erlebte. Wiederum zum

[1] *Austr. 205 ad Ann. 1748 f. 70 ff.

[2] Universae Phraseologiae latinae Corpus congestum. Augustae Vindel. 1718. Ausgaben für Deutschland, Ungarn, Spanien usw. erschienen noch in neuerer Zeit, eine spanische Bearbeitung 1897 zu Salamanca.

[3] Vir et morum et latinitatis purissimae candore longe suavissimus. P. Wimmert aus Wien (1685—1741) gab 1726 eine Schrift über die größere Kongregation und 1738 einen deutschen Panegyrikus auf den Kardinal Lambert, Bischof von Passau, heraus.

Studienpräfekten ernannt, setzte er alles daran, die humanistischen Studien zur höchsten Blüte zu bringen. Es fehlte an geeigneten Schulbüchern sowohl für die lateinische Sprache, als auch für Geschichte und Geographie, er verfaßte sie. Die Autoren wurden vollständiger und genauer gelesen, öffentliche Übungen spornten den Eifer der Schüler und erhöhten das Interesse der Eltern. Bei alledem ließ er nicht ab von der Geschichtschreibung und vollendete nicht allein den 2. Band von Leopold, sondern auch einen weiteren Band über das Leben des Kaisers Joseph. Schon die damaligen protestantischen Kritiker trugen kein Bedenken, wie der Biograph hervorhebt, P. Wagner den Klassikern der deutschen Geschichtschreiber beizugesellen. Neben den literarischen Verdiensten des P. Wagner preist der Biograph auch seinen vornehmen Charakter und sein Tugendleben: ein Mann von durchaus offenem Charakter, stets heiter und stets bereit zu helfen und Liebes zu erweisen. Besonders besorgt und liebevoll war er gegen die Kranken. Für arme talentvolle Knaben zeigte er eine wahrhaft hingebende väterliche Sorge: den einen verschaffte er eine Stelle bei reichen Schülern, andere empfahl er so, daß sie von reichen Eltern wie die eigenen Kinder aufgenommen und gehalten wurden. Sehr groß war die Zahl derer, die durch seine Empfehlung in religiöse Orden oder zu ehrenvollen weltlichen Stellungen gelangten. Über die nicht wenig zahlreichen Gegner, die sich seinen Neuerungen entgegenstellten, sprach er nur in der ehrenvollsten und freundschaftlichsten Weise. Er pflegte zu sagen, er sei keines Menschen Feind und er kenne keinen Menschen, der ihm Feind sei. —

Nach diesem Rundgang durch die einzelnen Provinzen erübrigt noch, auf einige Bestrebungen hinzuweisen, die fast allen Provinzen gemeinsam sind. Da ist vor allem die Ordensgeschichte, der jetzt größere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Vor dem 18. Jahrhundert gab es keine Geschichte einer deutschen Ordensprovinz. Den Anfang mit einer solchen Spezialgeschichte machte die oberdeutsche Provinz im Jahre 1727, es folgte die österreichische 1740, die böhmische 1747, endlich ein Jahrzehnt vor der Aufhebung die niederrheinische Provinz (1764). Die oberrheinische Provinz kam über den guten Vorsatz nicht hinaus.

Der erste, der auf dem Plan erschien, war ein Schwabe, P. Ignatius Agricola aus Zusmalten (1661—1729). Nach Vollendung der großen Studien lehrte er 7 Jahre Rhetorik, dann über ein Jahrzehnt Logik; die längste Zeit war er Prediger. Erst die letzten Jahre seines Lebens widmete er der Abfassung der Geschichte der oberdeutschen Provinz. Dieser Arbeit bereitete ein Schlaganfall ein jähes Ende zu München, 23. Januar 1729. Der erste Band seiner Geschichte umfaßt die Jahre 1541—1591 und erschien 1727 in Augsburg (Fol. 350 S.), der zweite über die Jahre 1591 bis 1600 zwei Jahre später 1729. (Fol. 352 S.). Wie er in der Vorrede ausführt, soll die Geschichte Ansporn und Mahnung sein. Als Quelle bezeichnet er besonders die Archive der einzelnen Niederlassungen, die er getreu ausgezogen habe. Alles, was er geschrieben, so beschließt er die Vorrede, möge werden eine Lehrmeisterin der Frömmigkeit, ein Ansporn zur heiligen Nacheiferung, eine immer größere Vermehrung der göttlichen Ehre. Die ruhig voranschreitende Darstellung ist zuverlässig; die Belege aus gedruckten Quellen werden nicht mit der Genauigkeit wie bei späteren, sondern nur mit Anführung der Namen der betreffenden Autoren gegeben. Für die wenigen Jahre, die Agricola seiner Arbeit widmen konnte, hatte er das Mögliche geleistet. Da ein Nachfolger nicht vorgesehen, suchte man Ersatz: so kam P. Adam Flotto an die Reihe.

P. Adam Flotto aus Heydeck-Pfalz (1679—1744), lehrte 8 Jahre Rhetorik und wirkte dann 14 Jahre sehr segensreich als Volksmissionär; an der Geschichte der Provinz arbeitete er nur 6 Jahre, bis 1738. Er starb plötzlich 21. Aug. 1744

zu Kaufbeuren als Oberer der dortigen Residenz. Flotto bearbeitete die Jahre 1601—1610, sein Folioband (452 S.) erschien im Jahre 1734, aufgehalten, wie in der Vorrede ausgeführt wird, durch den Tod des Verlegers Happach und die Auseinandersetzung von dessen Erben. P. Flotto war ein sehr erbaulicher Ordensmann und ausgezeichneter Volksmissionär, aber kein Historiker. Abgesehen davon, daß bei ihm so gut wie alle Belege fehlen, ist er ganz erpicht auf schöne fromme Züge, Wunder und Teufelsgeschichten. Es war jedenfalls zuviel verlangt, aus einem langjährigen Volksmissionär sofort ein kritischer Historiker zu werden. Sein Band scheint auch nicht entsprochen zu haben, denn schon 1738 wurde P. Kropf mit der Fortsetzung betraut.

P. Kropf war ein hervorragend befähigter Mann, dem aber auch wieder gleichsam erst am Abend seines Lebens diese, langjährige Vorbereitung erfordernde und so wichtige, auf viele Generationen und Jahrhunderte wirkende Aufgabe gestellt wurde. P. Franz Kropf aus Tirschenreuth-Oberpfalz (1694—1746) lehrte mehrere Jahre Philosophie, je ein Jahr Mathematik und Geschichte, mehrere Jahre war er Studienleiter der Repetenten, acht Jahre Historiker der Provinz. Mitten in dieser Arbeit raffte ihn der Tod fort am 22. Juni 1746 zu München. Zwei Bände tragen seinen Namen. Der erste, über die Jahre 1611—1630, erschien in seinem Todesjahr 1746 zu München,[1] der zweite, über 1631—1640, vollendet und herausgegeben von P. Weitenauer, erst 8 Jahre später 1754.[2] In der Vorrede setzt P. Kropf ausführlich Methode und Plan auseinander: nicht auf die einzelnen Jahre zerrissene, sondern mehr sachlich zusammengehörige und zusammenfassende Darstellung, Maßhaltung zwischen dem, was besonders die Ordensgenossen und Auswärtige interessiert, Anführung von Reden und Briefen, wenn nicht wörtlich, so doch in getreuen Auszügen. Seine Hauptsorge sei gewesen, nur sichere Quellen zu benutzen, sich weder von Haß oder Zuneigung bei ihrer Interpretation leiten zu lassen und bei der Darstellung alles Vergrößern oder Verkleinern zu vermeiden. P. Kropf hat Wort gehalten. Seine Darstellung in kurzen prägnanten Sätzen ist stets durch genaue Quellenangaben gestützt, wörtliche Briefauszüge beleben sie und eingehende mit charakteristischen Einzelzügen gezeichnete Lebensbilder erhöhen das Interesse. Bei einzelnen Quellen würden wir heute mehr Kritik verlangen, so bei der Wiedergabe der Hexengeständnisse und Hexengeschichten, die ohne jede Bemerkung abgedruckt worden. P. Kropf schrieb hundert Jahre nach dem Erscheinen der Cautio criminalis des P. Spe, wie es scheint ohne Ahnung von ihrer Existenz, und mehr als hundert Jahre nach den großen Werken seiner Ordens- und Provinzgenossen Laymann und Tanner; er widmet ihnen schöne lebensvolle Nachrufe, aber eines ihrer größten Verdienste, der Kampf gegen die Ausschreitungen in den Hexenprozessen, wird nicht berührt.[3]

Die Geschichte der oberdeutschen Provinz ist mit ihren 5 Bänden, wie die Geschichte der meisten anderen Provinzen ein Torso geblieben: es waren eben aus Mangel an Weitblick keine Männer ausgebildet worden, die sie hätten fortsetzen können.

Ein starkes Jahrzehnt vor dem 5. Bande der Geschichte der oberdeutschen Provinz erschien der erste und einzige Band der österreichischen Provinz von

[1] Verleger nicht mehr Happach Erben sondern Joh. Gastl, Bibliopola Pedepontanus, fol. 510 S.

[2] Druck in Augsburg, kein Verleger, fol. 476 S.

[3] Als tüchtiger Humanist und Pädagog zeigt sich Kropf in seiner Gymnasial-Pädagogik: Ratio et via recte atque ordine procedendi in literis humanioribus (1736) und seinem Antibarbarus: Amalthea Germanica et Latina (1737).

P. Socher. P. Anton Socher war geboren 1695 zu St. Pölten (Österreich) und 1711 in Wien eingetreten. Nach einjähriger Lehrtätigkeit am Gymnasium in Linz wurde er noch als Scholastiker Gehilfe des P. Hansiz (2 Jahre) und später als Priester noch 4 Jahre. Nach der dritten Probation lehrte er zu Graz 2 Jahre Mathematik, darauf zog er nach St. Anna (Wien) und widmete sich 5 Jahre der Geschichtschreibung der Provinz. Dann war er 1 Jahr Professor der Geschichte in Graz und 2 Jahre Sonntagsprediger zu Leoben. Von dort kehrte er nach Wien zurück und arbeitete weitere 5 Jahre an der Geschichte der Provinz. Wahrscheinlich infolge seiner schwachen Gesundheit mußte er wieder unterbrechen, denn von da an war er 12 Jahre Präfekt und 4 Jahre Minister. Die beiden letzten Jahre (1769 und 1770) ist er krank. Er starb bereits im folgenden Jahre, 1771.[1] Sein erster Band der Geschichte der österr. Provinz, der bis 1590 reicht, erschien 1740.[2] Die österr. Provinz widmete ihn der eben zur Regierung gelangten Königin Maria Theresia und sparte dabei, wie es damals allgemein üblich war, mit Lorbeerkränzen nicht. Am Schluß seiner Vorrede gibt Socher dem lebhaften Bedauern Ausdruck, daß er die herrlichen Beispiele seiner Mitbrüder nicht mit der gebührenden Beredsamkeit und Ergriffenheit habe schildern können; an Aufrichtigkeit, Treue und möglichster Sorgfalt habe er es nicht fehlen lassen.[3] An der Beherrschung des Quellenmaterials und der genauen Zitationsweise merkt man überall den Mitarbeiter des Historikers Hansiz. Die Schilderung der einzelnen Länder, besonders Österreichs und Ungarns holt ziemlich weit aus. Eine Reihe ungedruckter Berichte und Briefe dienen ihm zur Kontrolle und Ergänzung der gedruckten Quellen; von letzteren sind besonders Orlandini und Sacchini ausgiebig verwertet. Die Darstellung ist prunklos; in klassischer Kürze wird Tatsache an Tatsache aneinandergereiht. Aufrichtige Begeisterung für den Orden schimmert überall durch.

Ein starkes Jahrzehnt nach der Arbeit von Socher erscheint die niederrheinische Provinz mit P. Reiffenberg auf dem Plan. P. Friedrich von Reiffenberg (geb. 1719 zu Sayn, eingetr. 1737) gab, nachdem er längere Zeit Professor am Gymnasium und Studienleiter der Repetenten gewesen, im Jahre 1764 den ersten Band einer Geschichte der niederrheinischen Provinz heraus, der die Jahre 1540—1626 behandelt.[4] Er ist einer der ersten, der seiner Arbeit ein Verzeichnis der benutzten Literatur und Handschriften vorausschickt und im Anhang auch eine Reihe von meist ungedruckten Briefen wörtlich wiedergibt. In der weitausholenden Vorrede sucht er zu ergründen, warum die niederrheinische Provinz so spät komme, nachdem ihr schon die oberdeutsche, österreichische und böhmische Provinz vorausgegangen. Wahrscheinlich habe man gemeint, nach Orlandini, Sacchini usw. könne von den einzelnen Provinzen nichts wesentlich Neues gebracht werden. Auch er habe diesen Irrtum geteilt, sich aber bei längerem Studium von dessen Grundlosigkeit überzeugt. Er hält es u. a. für angebracht, sich zu verteidigen, warum er auch manche Teufels- und Hexengeschichten bringe. Mit Berufung auf Calmet will er zwar zugeben, daß vieles Phantasie sei, aber auf die Berichte von Remigius und Binsfeld gestützt, habe Calmet gezeigt, daß man nicht alles verwerfen könne. Im Verlauf der Geschichte bringt er dann manche Hexengeschichten aus den ihm

[1] *Austr. 118, Cat. tr. 1770.

[2] Historia Provinciae Austriae S. J. Pars prima ab exordio Soc. ad an. 1590. Viennae Austr. 1740 fol. 440 p. mit gutem Index rerum, locorum, hominum.

[3] Candore quidem certe ac fide integra curaque quam potui magna collecta et scripta sunt. Porro operae meae illud mihi praemium a Deo ingens exopto, Vestra ut me dignum Societate efficiat.

[4] Historia Societatis Jesu ad Rhenum inferiorem. Tom. I. Coloniae 1764. fol. 644 p. und Mantissa diplomatum 150 p.

vorliegenden Annalen in behaglicher Breite, ohne irgendein kritisches Bedenken zu äußern. Reiffenberg kennt die Cautio criminalis des P. Spe und führt sie an, aber von einem gründlichen Studium derselben kann bei ihm keine Rede sein, da er sogar Delrio unbedenklich verwertet. Breite in der Darstellung auch bei anderen unbedeutenden Dingen und zu große Leichtgläubigkeit wird ihm in den Zensuren des zweiten Bandes wiederholt zum Vorwurfe gemacht. Dieser zweite Band umfaßt die Jahre 1627—1681. Er liegt nur handschriftlich vor (im histor. Archiv der Stadt Köln). Jedenfalls war er bereits 1766 fertig, da eine Zensur desselben das Datum 3. März 1766 trägt. Im Anhang enthält er eine größere Abhandlung (Diatribe) über Leben und Schriften des P. Max Sandaeus, dessen Bedeutung als Mystiker nicht erfaßt wird und eine Mantissa diplomatum aus den Jahren 1626 bis 1651. In den beiden Bänden von Reiffenberg sind viele Handschriften aus den Archiven der Jesuiten-Niederlassungen benützt, die zum Teil verloren sind. Schon aus diesem Grunde wird die Arbeit auch heute noch ihren Wert behaupten.

Schließlich sei noch erwähnt die Geschichte der böhmischen Provinz, die ja die längste Zeit auch ganz Schlesien umfaßte. Der erste Band erschien 1747. P. Joh. Schmidl ist der Verfasser, der dann in vier weiteren mächtigen Folianten die Geschichte bis 1653 fortführte. Der letzte erschien 1759.[1] Die böhmische Provinz widmete diese Geschichte dem General Retz, ihrem früheren Provinzial. In der Vorrede gedenkt P. Schmidl mit Dank seiner Vorgänger Balbin, Miller und Dreyhausen, von denen die beiden ersteren nicht über wertvolle Materialien-Sammlungen herauskamen, der letztere mitten in der Ausarbeitung 1743 von dem Hof von Sachsen als Beichtvater des Bischofs von Leitmeritz berufen wurde. Zur freudigen Übernahme der Arbeit haben den P. Schmidl, wie er ausführt, 4 Gründe bewogen: 1. der Nutzen und die Notwendigkeit der Geschichte, 2. die Ehre unserer Vorfahren, 3. die Dankbarkeit gegen die Wohltäter und endlich 4. die Verteidigung der Wahrheit und Unschuld, letzteres um so mehr, als es nach seiner Kenntnis keinen Orden gebe, der mehr angegriffen und verleumdet worden. Aber fremde Fehler, auch wenn sie gegen uns gerichtet, durchzuhecheln und auf Gestürzte noch einzuhauen, habe er stets gehaßt und für unfruchtbar gehalten. Wenn aber die Unsrigen öffentlich gefehlt — denn auch wir sind Menschen —, so werde ich auch das nicht verschweigen, um der Wahrheit getreu zu bleiben. Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit seien bei der Darstellung seine Leitsterne, deshalb bringe er nur Zuverlässiges aus den Archiven der Häuser und Provinz, Annalen, Diarien und anderen zuverlässigen Quellen. Diese sind denn in der Tat bei der Darstellung in weitem Maße benutzt, abgesehen von der gesamten Literatur des Ordens und des Landes. Die Landesliteratur hat ihn sogar verleitet, im ersten Kapitel auf mehr als 50 Seiten die ganze Geschichte von Böhmen, Mähren und Schlesien zu erzählen. Das ganze Werk ist für die Geschichte der Kollegien in Schlesien unentbehrlich.

Nicht allein als äußerst fleißiger und gewissenhafter Historiker, auch als Mensch und Ordensmann verdient P. Schmidl unsere Anerkennung. Gleich nach seinem Tode versandte der Prager Rektor Peter Janowska am 13. März 1762 einen überaus ehrenvollen Nekrolog an die Häuser der Provinz, in dem er seiner steten Vereinigung mit Gott, seiner tiefen Demut (er wünschte u. a. die Unterdrückung seines Namens auf dem Titel der Geschichte, wies nie eine Korrektur ab) und seiner strengen Lebensweise mit warmen Worten gedenkt. P. Joh. Schmidl

[1] 1. Bd. 1555—1592. 2. Bd. 1593—1615 (1749). 3. Bd. 1616—1632 (1754). 4. und 5. Bd. 1633—1653.

war geboren 1693 in Olmütz und 1710 eingetreten. Von seinen wechselnden Beschäftigungen und Ämtern fallen 12 Jahre auf die Leitung der Repetenten und 18 Jahre auf die Abfassung der Geschichte der Provinz. Eine große auf alles Hohe gerichtete Seele wohnte in einem gebrochenen und gebeugten Körper. Heute, so beginnt der Rektor den Nekrolog, hat der Tod der Provinz einen großen Mann entrissen, der den hervorragenden Männern unserer Gesellschaft beigezählt zu werden verdient.[1] —

Bei dem Aufschwung der verschiedenen Wissenszweige wurde das Bedürfnis nach wissenschaftlichen Zeitschriften immer allgemeiner: es ist erstaunlich, wieviele solcher Zeitschriften im 18. Jahrhundert erschienen. Auch bei den Jesuiten wurde dies Bedürfnis empfunden. Schon im Jahre 1701 traten die Pariser Jesuiten mit einem solchen Plan an den General heran und fanden bei ihm die lebhafteste Unterstützung. Am 26. März 1701 richtete der greise P. Gonzalez ein Rundschreiben an die Provinziale des Ordens, in dem es heißt: Von unseren Patres in Paris wird ein Unternehmen geplant, das sowohl für die Gesellschaft ehrenvoll, als auch für die katholische Sache nutzbringend ist. Die erbetene Unterstützung leiste ich mit der größten Bereitwilligkeit, indem ich heute an alle Provinziale schreibe. Ich bitte daher recht dringend Ew. Hochwürden wie auch die anderen Vorsteher der Provinzen, daß Sie sich in Ihrer Provinz nach geeigneten Männern eifrig umsehen und Ihnen Plätze anweisen, wo diese bequemer das ausführen können, was unsere Pariser für die von ihnen dargelegte Art und Weise des Diarium Eruditorum verlangen. Ew. Hochwürden können für die Religion nichts Nützlicheres, für den guten Namen der Gesellschaft nichts Förderlicheres, mir selbst keinen angenehmeren Dienst erweisen.[2]

Bei den Ingolstädter Professoren fiel die Anregung auf guten Boden. Auf eine diesbezügliche Anfrage in Rom antwortete Gonzalez am 11. Juni 1701 dem oberdeutschen Provinzial Waibl: Die Frage, die unsere Professoren in Ingolstadt anregen, in Betreff einer neuen wissenschaftlichen Zeitschrift (Eruditorum ephemerides) hat nicht zu verachtende Gründe für sich. Seiner Zeit werde ich mich darüber näher erklären.[3] Der Krieg machte diesem Plane bald ein Ende. Dann dauerte es noch lange, bis man in Deutschland wieder an diese so dringende Sache herantrat: ein Beispiel dafür, daß man viel weniger wichtige Dinge wie die schnelle Besetzung einer Lehr- oder Seelsorgerstelle besorgte, weil die augenblickliche Not auf den Nagel brannte oder entstandenes Geschrei gestillt werden sollte, während Dinge, die für die Zukunft viel wichtiger waren, nicht ausgeführt wurden: nicht die Not des Augenblicks, sondern der Ausblick auf die wichtigeren Folgen in der Zukunft hätte den Arm der Exekution lenken und stärken müssen. Erst 50 Jahre später stoßen wir auf erneuerte Bestrebungen dieser Art.

Näheres erfahren wir aus zwei Briefen des Augsburger Dompredigers P. Franz Borgia Gözenberger an den P. Max Dufrène, damals Beichtvater der verwitweten Kaiserin Amalia in München.[4] P. Gözenberger schreibt aus Augsburg, 12. Juli 1752: Wenn Ew. Hochwürden Ihre Gedanken über die Verbesserung der deutschen Sprache dem Pater Provinzial vorlegen, wäre es wohl auch geraten, zugleich vorzuschlagen, es möchten die Kontroversisten in unserer Provinz angeregt werden, mit vereinten Kräften jedes Jahr etwas zu veröffentlichen gegen die so zahlreichen Zeitschriften, die an den verschie-

[1] Einblattdruck in Wien, Staatsarchiv, Geistl. Akh. 479.

[2] *Kop. Prov. Arch. E 10 S. 207.

[3] *Germ. sup. 12.

[4] *Orig. Cgm. 3806 f. 58 u. 63.

denen protestantischen Akademien gegen unsere Religion in glattem, verführerischem, das Gift verdeckendem Stil erscheinen; in diesen triumphieren sie gleichsam über das Ende des Papsttums und der katholischen Kirche. Diese Zeitschriften sind in aller Händen, besonders bei den Adeligen, die schon zudem auf den protestantischen Akademien die Rechtswissenschaft studiert, und mit der Verachtung des kanonischen Rechtes vielleicht auch, ohne es zu merken, Geringschätzung der katholischen Religion eingesogen haben. An diesen Brief knüpfte nun P. Dufrène den Plan einer wissenschaftlichen Zeitschrift, auf den P. Gözenberger am 19. Juli 1752 näher einging: So hoch habe ich nicht zu zielen gewagt, wie Ew. Hochwürden, nämlich nach Art einer gelehrten Zeitschrift (per modum doctarum novellarum) zu bestimmten Zeiten, jedes Viertel- oder Halbjahr, etwas zu veröffentlichen, besonders zur Verteidigung der Kirche. Hier in Augsburg mußten wir schon so oft unsern Augsburger katholischen Zeitungsmann (Novellistam) abweisen, der fast unter Tränen um Material für eine gelehrte Zeitung gebeten hat. Da ich nun sehe, wie Ew. Hochwürden diesen überaus fruchtbaren Gedanken anregen, kann ich nicht anders als denselben durchaus zu billigen und Gott dafür zu danken. P. Kraus könnte hierfür mit seinen Dialogen helfen. Sehr gut ist der Plan Ew. Hochwürden, den P. Neumayr dafür vorzuschlagen, doch wird er allein, wie mir scheint, nicht genügen. Zu diesem Unternehmen sollte auch P. Fitterer, dieser so solide, bescheidene und kenntnisreiche Kontroversist eingeladen werden, oder auch P. Biner, der sich vom Kirchenrecht, was ich aber nicht glaube, zurückzuziehen gedenkt. Wenn diesen zwei oder drei Männern von Augsburg, Regensburg, Luzern, Konstanz die Schriften der Lutheraner oder Auszüge daraus geschickt würden, so hätten sie Stoff genug für jedes Viertel- oder Halbjahr oder auch für jeden Monat, damit ihr Unternehmen sich noch mehr als eine gelehrte Zeitschrift (doctarum novellarum speciem) präsentiert.

Die hier genannten Patres hatten sich als Schriftsteller besonders auf dem Gebiete der Kontroverse bewährt. Unter dem P. Kraus ist wohl der bereits 1732 verstorbene deutsch-böhmische Jesuit Johann Kraus gemeint, der in unzähligen Dialogen den Dresdener Superintendanten und Herausgeber der „Unschuldigen Nachrichten", Valentin Löscher, bekämpfte. Im Jahre 1709 gab er als einer der ersten eine kirchliche Statistik heraus. Von ihm ist auch das kulturhistorisch äußerst interessante Büchlein Scrupuli non scrupuli, Skrupel, die keine Skrupel sind, worin er u. a. die Bedrückungen der Leibeigenen und Juden schildert.[1] P. Franz Neumayr ist der früher erwähnte Domprediger zu Augsburg. P. Jos. Fitterer aus dem Salzburgischen verteidigte in akademischen Reden zu Innsbruck die damals so hart angegriffene scholastische Philosophie und Theologie (1735 und 1737). P. Jos. Biner ist uns auch bereits früher begegnet. Über den Plan sind keine weiteren Briefe bekannt; P. Gözenberger starb bereits 1753.

Zwanzig Jahre später tauchte der Plan von neuem auf. Näheren Aufschluß darüber gibt ein ausführliches Gutachten eines Jesuiten, das im Jahre 1890 in den Monumenta Germaniae Paedagogica (Band 9, S. 444—456) veröffentlicht wurde. Das Datum des Gutachtens läßt sich bestimmen aus der gelegentlichen Bemerkung von der Teilung der oberdeutschen Ordensprovinz in zwei, nämlich die oberdeutsche und die bayrische Provinz; diese erfolgte 1770, mithin ist das Schriftstück aus den Jahren 1770 bis 1773. Der Verfasser ist ein Mitglied der bayrischen Provinz. Er weist eingangs auf die allgemein gewordene Sitte der ge-

[1] Vgl. Duhr, Jesuitenfabeln[4] (1904) 365 ff. Eine *Defensio libellorum polemicorum R. P. Joh. Kraus von P. Andr. Freyberger 8. Mai 1717 in Wien, Staatsarch. Geistl. Arch. 413.

lehrten Akademien hin, die jährlich wissenschaftliche Jahrbücher veröffentlichen. Auch die Gesellschaft Jesu sollte diesem Beispiele folgen und so ihren wissenschaftlichen Arbeiten, die vielfach in lokaler Verborgenheit bleiben, eine größere Publizität geben. Das wäre auch gut wegen der vielen, besonders jetzt so zahlreichen Gegner, die den Ruf der Gesellschaft zu verkleinern suchen. Gewiß seien bisher schon manche tüchtige Bücher erschienen, aber die Publikationsgelegenheiten doch zu beschränkt geblieben. Was nicht Predigt, Betrachtung, Schulbuch war, fand nur schwer einen Verleger. Durch eine Zeitschrift wird manchen Talenten die Gelegenheit geboten, auch kürzere Gelegenheitsarbeiten schnell zu veröffentlichen; die Obern werden in den Stand gesetzt, sich ein Urteil über die jüngeren Kräfte zu bilden. Besonders müssen die augenblicklichen Zeitumstände mit ihren zahllosen gegen das Christentum gerichteten Angriffen die Gründung einer häufiger erscheinenden Zeitschrift nahelegen. Gegen die vielen frivolen Angriffe nützten vielfach dicke Bücher nichts. Eine schnelle schlagfertige Abwehr sei geboten gegen den dreifachen Feind, der augenblicklich die Kirche bekämpfe: die Häresie, die Pseudophilosophie und die laszive Literatur. Dazu bedürfe es nicht nur tüchtiger Theologen und Philosophen, sondern auch literarisch gebildeter Schriftsteller. Das Jahrbuch könnte somit in drei Abteilungen erscheinen: Theologie, Philosophie mit Naturwissenschaft, und schöne Literatur. Die letztere Abteilung müßte die deutsche und lateinische Literatur berücksichtigen mit prinzipiellen Aufsätzen und Beiträgen aus der prosaischen und der gesamten poetischen Literatur. Ganz besonderer Fleiß sei auf die deutsche Literatur zu verwenden, durch deren Laszivität gerade jetzt die Sittenverderbnis so sehr gefördert werde. Mitarbeiter sollten nur Jesuiten sein, denen es bei dem so weit gesteckten Arbeitsfeld nie an Stoff mangeln dürfte. Wenn ich jetzt zu befehlen hätte, würde ich allen Professoren befehlen, jedes Jahr einen Aufsatz aus ihrem Fach nach ihrer freien Wahl zu liefern. Damit wir aber durch die Beschränkung auf die Patres Auswärtigen keinen Anlaß zur Unzufriedenheit geben, und damit wir nicht allein, wie uns so oft vorgeworfen worden, ein Monopol in der Wissenschaft zu beanspruchen scheinen, wäre es vielleicht gut, eine vierte Abteilung beizufügen, die alles das enthielte, was Auswärtige (Nichtmitglieder des Ordens) in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen wünschten, wie es ja auch in Paris und bei anderen Akademien Brauch ist. Es würde somit jedes Quartal ein Heft erscheinen. Energisch betont der Verfasser, wie durch eine solche Zeitschrift das ganze Niveau der literarischen Arbeiten gehoben und man sich nicht mehr mit schülerhaften Arbeiten wie „Der hl. Aloysius löst ein Geschütz", „Lob einer bayerischen Jungfrau" oder „Der bayerische und Pfälzer Bauer" usw. begnügen würde. Auch für die schöne Literatur seien die großen Probleme der Ethik, Politik und Spekulation zu behandeln, kurz größere, höhere Aufgaben zu stellen. Für die Leitung der Zeitschrift verlangt der Verfasser einen wissenschaftlich tüchtigen Direktor, der von allen anderen Arbeiten zu befreien sei. Diesem müßten einige Zensoren zur Seite stehen. Weder dem Direktor noch den Zensoren dürfe gestattet werden, irgend etwas in den Aufsätzen ohne Wissen und Billigung des Verfassers zu ändern. Jeder Aufsatz muß mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen oder einem anderen Kennzeichen versehen werden. Zum Schluß gibt das Gutachten folgende ernste Mahnung: Wer auch immer von unseren Patres die Irrtümer Auswärtiger widerlegen will, sei es, daß die Irrtümer das literarische, politische oder auch dogmatische Gebiet betreffen, der muß dafür sorgen, daß er dies mit einer solchen Bescheidenheit tut, wie sie Ordensleuten als Männern des Friedens und der öffentlichen Ruhe geziemt. Es bedarf keiner satirischen Ausrufe; am besten werden Irrtümer widerlegt, wenn besseres in ruhiger Gemütsstimmung vor-

gebracht wird. Deshalb ist es Aufgabe des Direktors, zu verhindern, daß nichts, was eine satirische oder auch nur zu aufgeregte Gemütsstimmung verrät, an die Öffentlichkeit trete. Wenn der Autor in solche Perlen so verliebt ist, daß er sie nicht entfernen lassen will, so soll sein Aufsatz keine Aufnahme finden. Die Vernachlässigung dieses einen Punktes wird Abneigung gegen uns erregen, die Berücksichtigung aber in keinem Falle schaden. —

Über den Erfolg dieses Gutachtens ist nichts weiteres bekannt. Die bald erfolgte Aufhebung des Ordens bereitete allen solchen Plänen ein jähes Ende.

Kurz vor der Aufhebung stoßen wir auch in der österreichischen Provinz auf einen weiteren sehr ernst zu nehmenden Versuch.

Wenn man den letzten Katalog der österreichischen Provinz der Gesellschaft Jesu für das Jahr 1773 durchgeht, muß die große Zahl hervorragender Gelehrten allein in den Wiener Häusern unser Erstaunen erregen, wie wir früher gesehen haben. Bei solchen Kräften mußte sich der Gedanke nahelegen, ihre Leistungen zu sammeln und weiteren Kreisen bekanntzugeben, nicht im Interesse der Person, sondern der Sache, der Ehre Gottes, der Kirche, des Ordens. Über den Plan einer solchen Sammlung unterrichtet nun ein Rundschreiben, das der letzte Provinzial der österreichischen Ordensprovinz, P. Nik. Muszka, am 19. April 1772 an die Häuser der Provinz richtete. Dasselbe findet sich handschriftlich in dem Liber ordinationum Provinciae Austriae (Archiv der österr. Provinz); es wurde aber auch als Einzeldruck (4 S. 4°) verbreitet.[1] P. Nik. Muszka, ein gebürtiger Ungar (Szölössae in Comitatu Nitriensi 1713), war wie sein Bruder Anton ein hervorragender Gelehrter und hatte sich um die Förderung der Studien in Österreich und Ungarn große Verdienste erworben. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß bei ihm der Plan, die Kräfte der Provinz in einem wissenschaftlichen Unternehmen zu sammeln und zu größerer Geltung zu bringen, eifrige Unterstützung fand.

Im Eingang des Rundschreibens hebt der Provinzial hervor, daß die Idee von einigen Patres ausgegangen und von ihm und den Konsultoren der Provinz gebilligt worden sei. Nicht alle sind in der Lage, so führt er aus, Bücher zu schreiben; sicher ist aber, daß von vielen der Unsrigen, besonders solchen, die sich einem Spezialgebiet gewidmet, wissenschaftliche Resultate erzielt worden sind und noch täglich erzielt werden. Das ist schon an und für sich nützlich und entspricht durchaus dem Geiste des Instituts besonders in der heutigen Zeit. Deshalb wird ein wissenschaftliches Sammelwerk ins Leben gerufen werden, das in zwanglosen Bänden oder Heften erscheinen soll, die wissenschaftliche Forschungen und Förderungen enthalten werden. Zum Schluß bittet der Provinzial alle Obern, den Plan in geeigneter Weise im Speisesaal zu publizieren und in jeder Weise zu fördern. Alle Zuschriften und Sendungen sind zu richten an P. Ign. Wurz im Akademischen Kolleg zu Wien, der mit der Redaktion beauftragt ist. In dem beigefügten Prospekt wird dann des nähern erläutert, welche Materien aufgenommen werden: namentlich sind es die Hilfswissenschaften von Theologie und Philosophie, Astronomie, Mathematik, Naturgeschichte, Botanik, Metaphysik, kritische Welt- und Kirchengeschichte, Numismatik, Diplomatik, Rhetorik, Poetik, auch ökonomische Wissenschaften sind nicht ausgeschlossen. Alle Abhandlungen müssen einen Fortschritt in der Sache oder in der Darstellung aufweisen. Die Werke anderer Auktoren dürfen nicht mit Zensuren belegt werden. Sachliche Auseinandersetzungen und Verbesserungen sind statthaft. Die Abhandlungen sollen kurz sein und keine Weitschweifigkeiten enthalten. Die Sprache wird deutsch sein, lateinisch geschriebene Abhand-

[1] Latein. Wortlaut in Zeitschrift für kathol. Theologie (Innsbruck) 50 (1926) 478 ff.

lungen werden von der Redaktion genau und gut übersetzt. Jeder Aufsatz trägt den Namen des Verfassers. Mitteilungen über neue literarische Pläne, Unternehmungen, Bücher, Einrichtungen werden sehr erwünscht sein und am Ende jedes Heftes beigefügt werden.

Wie das Unternehmen in der oberdeutschen Ordensprovinz durch die Aufhebung der Gesellschaft Jesu vereitelt wurde, so blieb auch der österreichische Plan in den ersten Anfängen stecken. Daß es aber zu diesen Anfängen kam, beweist ein Sammelwerk, das einige Jahre später (1775) in Wien erschien. In seinem wertvollen Werke Scriptores Provinciae Austriae S. J. (1855) teilt nämlich P. Stöger unter Provincia Austria eine darauf bezügliche Sammlung mit.[1]

Sommervogel hat diese Sammlung nicht gesehen, aber wir erfahren doch von ihm den deutschen Titel, den er nach verschiedenen Quellen angibt, am genauesten unter Ant. Pilgram (6,754): Beyträge zu verschiedenen Wissenschaften von einigen Österreichischen Gelehrten.[2] Ein Exemplar dieser „Beyträge"[3] aus der Pollinger Bibliothek befindet sich in der Staatsbibliothek zu München.[4]

Der Verleger Augustin Bernardi begleitet die Beyträge mit folgender „Vorrede": „Ich liefere hiermit dem geneigten Leser einen Theil jener Beyträge, die mir bey noch aufrechtem Jesuitenorden von einigen Mitgliedern desselben eingereichet worden. Theils die Schwierigkeit einzelne Abhandlungen zum Drucke zu befördern, theils die Erfahrung, daß kleinere, obschon wichtige Schriften, ohne erwünschten Vortheil meistens unbekannt bleiben, überhaupt ihr Eifer für die Aufnahme der Wissenschaften vermochte sie zu dem Entschluß eine Sammlung ihrer Beyträge zu verschiedenen Wissenschaften zu machen. Da mir nun der Verlag freundschaftlich anerboten worden, konnte ich nichts anderes thun, als diesen dem gemeinen Besten so vortheilhaften Gesinnungen die Hände bieten. Ich hatte auch wirklich eine beträchtliche Anzahl verschiedener Abhandlungen überkommen, als durch unvermutete Aufhebung dieses Ordens das ganze Werk in seiner Blüthe erstickt zu sein schien. Es wurden dann alsogleich den Autoren ihre Originalien zurückgestellt, und ich ließ mir den ganzen Gedanken von der Ausgabe dieser Sammlung entfallen. Doch nach der Zeit, da mir verschiedene auf meine Kosten gemachte Abschriften zurückgeblieben, schien ich nun zur Auflage derselben einigen Anspruch zu haben: als mich hierzu auch die Genehmhaltung der Verfasser selbst berechtigt, wollte ich dem Publikum gegenwärtige Stücke, für deren Vorzüglichkeit der beigesetzte Namen der Auctoren allein ein schon genugsamer Bürge ist, nicht länger vorenthalten, sondern da ich mir Hoffnung machte, es werden hierdurch sowohl jene Gelehrte, von deren Originalen ich keine Abschrift habe, als auch verschiedene andere, denen ich meine Dienste höflichst anerbiete, einer so nutzbaren Unternehmung beytreten, und diese im ersten Anfang erstickte, neu auflebende Sammlung fortdauern machen. Augustin Bernardi, Buchhändler".

Diese Hoffnung scheint sich nicht erfüllt zu haben, denn ein weiterer Band ist nicht bekannt geworden.[5]

---

[1] Collectanea ad diversas Scientias a quibusdam Eruditis Austriacis (omnibus e Provincia Austriaca abolitae Soc. Jesu, sc. Car. Scherffer, Max. Hell, Paulo Mako, Ant. Pilgram, Jos. Herbert, Franc. Weiss) Pars. 1 materiae philosophicae. Viennae Aug. Bernardi 1775. 8.

[2] Wien 1775 ff. 8°. Vgl. 4, 256, 288; 5, 391; 8, 1037.

[3] 8° X u. 450 S. mit 6 Tafeln.

[4] Var. 289.

[5] Die einzelnen Abhandlungen sind kurz folgende: Berechnung des Moments der Trägheit einiger Körper (Scherffer), Bestimmung der Polhöhe jedes Ortes und Größe des Durchmessers des vollen Mondes (Hell), Nordlicht (Mako), Streifen-Wellen im Krystallglase (Herbert), Scheinbare Größe des Jupiterstrabanten (Pilgram), Trägheit der Materie (Storchenau), Geographische Ab-

Die österreichische Provinz hat auch das Verdienst, schon im ersten Drittel des Jahrhunderts eine Art Missionszeitschrift, die erste deutsche, zum Druck befördert zu haben. Es ist dies der „Welt-Bott" des P. Jos. Stöcklein, der durch die Sammlung und Drucklegung der Briefe der Missionäre allenthalben das Interesse für die überseeischen Missionen weckte. Mit Recht hat ihm deshalb ein Fortsetzer seiner großen Sammlung, P. Franz Keller, im Anhang zum 29. Teil des Welt-Bott (Nr. 572) einen längeren Nachruf gewidmet.[1]

P. Joseph Stöcklein war geboren 30. Juli 1676 zu Öttingen (Ries) und 1700 eingetreten zu Wien. Während seiner 10jährigen Tätigkeit als Feldkaplan in Ungarn hatte er 11 Schlachten und Belagerungen mitgemacht, dreimal bei Pestseuchen den Krankendienst geübt und diese Seuche selbst überstanden. Bei den hervorragendsten Generälen wie Graf Starhemberg und Prinz Eugen erfreute er sich eines großen Ansehens. Mehrere Fürsten bemühten sich, den hervorragenden Prediger an ihren Hof zu ziehen. Er meisterte verschiedene Sprachen, französisch, griechisch und hebräisch.[2] Zuletzt war er 6 Jahre Vorsteher der katechetischen Bibliothek zu Graz und 3 Jahre „Präfekt über die Herausgabe der Bücher". Im Jahre 1726 ließ er den ersten Band seines berühmten Welt-Botts erscheinen, der dann nach seinem Tode von mehreren seiner Mitbrüder fortgeführt wurde und im ganzen 38 Bände (Teile) umfaßte, 1726—1761. Die drei ersten Teile gab Stöcklein schon vorher als Vorstand der katechetischen Bibliothek für deren Zwecke heraus.[3]

Stöcklein schreibt im Leben des P. M. Gottscheer (Welt-Bott Nr. 520, S. 172), daß P. Gottscheer einer aus den Theologen gewesen, welche sein Werk des Druckes würdig befunden und dessen 16. Teil wider eine gewaltige, aus nichtigen Ursachen entsprossene Anfechtung verteidigt habe. „Er hat mit gleicher Starkmütigkeit sich der Predigten seines wertesten Kameraden P. Gerardi Pauli angenommen; denn nachdem ich mit deren Abschrift und Druck-Fertigung nicht weniger als 14 Monat, innerhalb solcher Zeit aber alle Tage ohne jeweils auszuschnauben 12 Stund verzehrt, mithin durch gar zu strenge Arbeit mir zwei schwere

handlung von der Lage des Grunzwilengen pagus Grunswili (Heyrenbach), Entstehung der Bergkrystalle, Platzgold, Wirkungen der Elektrizität auf Stumme und Blinde (Herbert); Astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Tyrnau vom J. 1756—1771 (Weiß).

[1] Der *Nekrolog in Austria 190 (1733), f. 286—304 ist auch von P. Keller, wie dieser Welt-Bott Nr. 572 S. 141 berichtet. Ein Auszug aus dem Welt-Bott in Kathol. Missionen 33 (1905) 5 ff.

[2] Vergl. seine gelehrte Abhandlung über die verschiedenen Jahr-Rechnungen 16. Teil S. 4—86, wo er mit griechischen und hebräischen Texten operiert.

[3] Peinlich, Programm des Grazer Gymnasiums 1870, 150. Auf dem Titelblatt des letzten (5.) Bandes von P. Keller steht: Des Neuen Welt-Botts Tomus V Zweite Halbscheid, den 37., 38., 39. und 40. Theil in sich enthaltende. Der sehr seltene 37. und 38. Teil befindet sich in der Universitätsbibliothek zu München; den 39. und 40. Teil hat kein Bibliograph gesehen, sie sollen aber nach Sommervogel wirklich existieren. — In den Briefen der Generäle begegnet uns der Welt-Bott im Jahre 1724. Am 25. März 1724 drückt der General Tamburini dem P. Stöcklein seine große Freude darüber aus, daß er über die Arbeiten in den überseeischen Missionen die verschiedenen Briefe sammeln und herausgeben wolle, nur rät er Vorsicht an besonders über die Dinge in China, die scharf kritisiert würden (Ritenstreit), deshalb sei auch eine Ausgabe in deutscher Sprache mehr zu empfehlen. Auch der folgende General Retz gibt am 3. März 1731 sehr gern dem P. Stöcklein die Druckerlaubnis für seine Gesammelten überseeischen Briefe, bittet aber ebenfalls um Vorsicht und besonders um Ausmerzung aller chauvinistischen Entgleisungen, im übrigen solle er in keiner Weise in seinen literarischen Arbeiten gehindert werden. Unter demselben Datum mahnte P. Retz den österreichischen Provinzial Thullner, den P. Stöcklein soviel als möglich von allen anderen Arbeiten frei zu machen. S. *Austria 11 II. und 12. II. Die Druckerlaubnis trägt das Datum Wien 1724, 30. Dez.

Krankheiten über den Hals gezogen und bereits über 300 Gulden Unkosten auf dieselben verwendet hatte, unterfing sich ein gewisser Pursch, dieselben mit falschen Inzüchten, die er nicht hat erweisen können, zu verleumden und den Druck so lang zu hemmen, bis P. Martinus sich des Handels angenommen und mich vor Schaden, besagte Predigten hergegen vom Untergang so glücklich errettet hat, daß solche von dem Herrn Veith innerhalb 6—7 Jahren schon zum dritten Mal seind aufgelegt worden."

Im Vorbericht zum 1. Band teilt Stöcklein mit, wie „eine langwierige Krankheit und die ihm deshalb von den Obern vergönnte halbjährige Ruhe ihn zu diesem geringen Werk veranlaßt", und die „Vorrede des ersten Theils" schließt er mit den Worten: „Wie glückselig würd ich mich nicht schätzen, wenn ich eines gleichen Tods, ich sage nicht sterben, sondern zu einem unsterblichen Leben abfahren sollte, aus wessen einziger Begierde die tapferen Männer nach Indien gereiset und daselbst nach ihrem Wunsch zum Schlachtopfer worden seyen."

Bei seiner Sammlung hat es P. Stöcklein an Kritik nicht fehlen lassen; er achtet genau auf die Chronologie und Topographie, vergleicht die alten und neuen Karten, liefert selbst eine Reihe von Karten, die besser als alle bisherigen, er geht nach Möglichkeit auf die ursprünglichen Quellen zurück, die er in genauer Übersetzung widergibt. Ich werde auch diejenigen Nachrichten verwerfen, betont er, auf welchen die Über- und Unterschrift, oder das Datum, verstehe der Tag, Monat, Jahr und Ort, nicht verzeichnet sind. Der Stil ist gemischt, aber klar. Die Schreib-Art belangend, hab ich ohne den geringsten Zwang mich der Deutlichkeit und Kürze beflissen, damit ich nämlich ohne verdrüßliche Umschweif von allen Hochteutschen Ländern sowol Rheinischer als Sächsischer Seits verstanden würde, ohne mich dennoch kleinmütiger Weise an eine gewisse Land-Sprach anzubinden. Es wäre zwar zu wünschen, daß beide Teutsche Haupt-Nationes hierüber sich mit einander verglichen, damit in ganz Teutschland gelehrte Männer sich durchgehends einerley Sprach, einer Grammatik, gleicher Orthographie und Regel bedienten.

Was den Inhalt angeht, ist es ihm in erster Linie um die Ehre Gottes und die Förderung jeglicher Wissenschaft zu tun. Den Streitigkeiten, besonders denen in China, geht er aus dem Wege: ich bin ein solcher Liebhaber des Friedens und allem Zwietracht dermaßen abhold, daß ich solches Feder-Gefecht anderen Männern, die es mehr freuet, überlassen als mich eines Streits wegen, der mich nichts angehet, zerhadern will, trotzdem die sinischen Missionäre so gröblich verläumdet werden, und viele darüber reden wie der Blinde von der Farbe.

Ohne minder Schönes zu streichen, hat er doch mit Recht seine innigste Herzensfreude an all den herrlichen Arbeiten und heroischen Opfern seiner Mitbrüder, welcher Nation sie immer angehören mögen. Ganz besonders freuen ihn die Berichte über seine deutschen Mitbrüder. Mit sichtlichem Stolz erwähnt er das erste Erscheinen der deutschen Reichsflagge in der Übersee. In der Vorrede zum ersten Teil rühmt er: Die Ostendische Schiff, sobald sie mit Römischen-Keyserlichen Flaggen zu Macao und Canton zum erstenmal erschienen, haben bei manchen Neidern zwar ein großes Aufsehen, bei denen Teutschen, Böhmischen, Niederländischen und Welschen Missionariis aber, welche bisher bei anderen Europäischen Nationen nicht ohne Beschwerde sich hatten einbeteln müssen, eine unbeschreibliche Freud erweckt wegen geschöpfter Hoffnung, fürhin gleich andern catholischen Priestern in China ihres eigenen allerhöchsten Monarchen, verstehe Ihro Röm. Kaiserlicher Majestät Caroli VI. allergnädigsten Schutz unmittelbar zu genießen. Die Ostendische Schiff Capitaines haben gleich anfangs aller Missionarien Hochachtung und Liebe gewonnen, als sie nicht allein dieser apostolischen Männer Brief und

Päcklein richtiger denn alle andern an behörige Ort befördert, sondern auch bereits viel ober- und nieder-teutsche Priester gar willig hin und her geführt haben. Der Teutschen Nation gedayet zu sonderbarem Ruhm, daß beide Sinische Kayser Schuntschi und Camhi Tartarischer Herkunft die Präsidenten Stelle über ihr höchstes Mathematische Hofgericht zu Peking schier beständig einem Teutschen Jesuiter, nämlich P. Adamo Schall, P. Ferdinando Verbiest, P. Antonio Thoma, P. Kiliano Stumpf und letztlich P. Ignatio Kögler, anvertraut haben.

Als der 1. Band erschienen war, verlangten die Patres dessen Lesung bei Tisch. Dem widersetzte sich mit großer Entschiedenheit P. Stöcklein, aber vergebens. Das einzige, was er erlangen konnte, war, daß der Verfasser nicht, wie sonst gebräuchlich, beigefügt wurde.

Am 17. Dez. 1727 schrieb ihm der kaiserliche Hofprediger P. Franz Brean: Eine geraume Zeit ist, daß Herr Feldmarschall Graf von Starhemberg einen Mann aus unserer Gesellschaft verlangt, mit dem er sich sowohl in geistlichen als gelehrten Gesprächen unterhalten, und dessen Feder er seine besonderen Kriegs-Kunst Anmerkungen, die der Nachwelt sehr nötig sein würden, anvertrauen möge. Seine ersten Gedanken waren vor allem auf Ew. Ehrw., als den er einen Mann von großer Bescheid- und Erfahrenheit und darum zu seinem Heil und Trost am tauglichsten zu sein erachtet. Die Wahrheit zu bekennen, nachdem er mir sein Beginnen geoffenbart, habe ich selber es nicht mißbilligen können. . . hiermit mache ich Ew. Ehrw. sein Verlangen zu wissen. Seine Verdienste sind Ew. Ehrwürden ohnedas bekannt; aus diesen werden Sie ermessen, daß er wohl würdig sei, daß wir ihm unsere Dienste anbieten; diese werden nichts im Weg legen, daß der Welt-Bott, welcher hier mit großer Frucht und Ruhm gelesen wird, wieder könne ausgearbeitet werden. Meiner Seits wünschte ich von Herzen, daß dieser berühmteste, von der ganzen christlichen Welt fast (sehr) verdiente Held in seinem hohen Alter diesen Trost erhalte und zugleich bei dieser Gelegenheit seine Heldentaten der Nachwelt vor Augen gelegt und durch die Feder E. E. verewigt würden. Im Nachwort beteuert P. Brean: Mein P. Joseph sei versichert, daß ich an diesem Rat keinen Teil habe, sondern der Feldmarschall hat von sich selbst seine Gedanken auf E. E. geworfen; seine meiste Absicht ist, weil er für E. E. eine große Hochschätzung traget und sehr wohl erkennet, daß er im Tod Bett, von welchem er als ein siebenzigjähriger Mann herzhaft redet, einen wohl erfahrenen Beistand habe. Ich hoffe, E. E. werden diesen Dienst, den Sie soviel Jahr der kaiserlichen Armee geleistet, nicht abschlagen einem Helden, der allein eine ganze Armee wert ist.[1]

Die Antwort, die P. Stöcklein dem Hofprediger am 8. Januar 1728 erteilte, gibt einen guten Einblick in das Leben und den Charakter des verdienten Mannes. Er schreibt von „Gräz in meiner Einsamkeit": Ich wünsche unserer Gesellschaft Jesu von beständiger Gunst-Gewogenheit eines so edlen Heldens wegen Glück mit inbrünstigem Verlangen, daß wir mit allen Kräften unsere geistliche Dienste ihm erwidern mögen. Was aber die Hauptsach anbelanget, berichte ich vor allem, daß ich vor Zeiten drei stattliche Pfründen und fette Amts-Verwaltungen, welche mir, wenn ich hätte in der Welt verbleiben wollen, seind angetragen worden, aus Lieb meines geistlichen Berufs verachtet und mich in die Gesellschaft Jesu begeben, in welcher ich nicht mehreren Herrn, sondern dem einzigen Gott allein meine Dienste gewidmet. Ich war dazumal schon ein Mann und wußte

---

[1] Welt-Bott Nr. 572, S. 152. Über Starhemberg vgl. Arneth, Das Leben des K. Feldm. Grafen Guido Starhemberg 1657—1737 (1853). Dort heißt es S. 775: Starhemberg soll auch Bemerkungen über die Kriege seiner Zeit niedergeschrieben haben, es konnte jedoch nichts mehr davon aufgefunden werden.

Weiß von Schwarz zu unterscheiden, da ich meine Hand an den Pflug legte; habe auch niemal zurückgesehen. Habe auch bisher keinen dergleichen Anlockungen Statt und Platz gegeben, obwohl mich seither mehrere hohe Häupter an ihre Höf zu bringen getrachtet haben. Er zählt dann auf den Kurfürsten von Hannover 1709, Prinz August von Polen 1717, Herzog v. Württemberg und Markgraf von Baden (1709 und 1710) usw. Alles dessen habe ich mich entbürdet. Ich versichere E. E., daß wenn es sollte einem in den Sinn kommen, mich zu solchen Ehrenämtern zu bestimmen, daß ich lieber mit unserem sel. Colnago mit umgeworfenem Kotzen die Gassen auf- und ablaufend für einen Unsinnigen möchte gehalten werden, als solche Beamtungen anzunehmen mich bereden lassen. Derowegen bitte ich ganz demütig, E. E. geruhen von diesem Beginnen nach Ihrer Bescheidenheit jedoch ohne Verdruß, den Feldmarschall abzuwenden; denn wenn ich bei gutem Gesund mich der Dienstbarkeit der Menschen entzogen habe, wie würde ich jetzt, da mich die Schmerzen des Steins, der Gliedersucht, der Cholic kraftlos machen, mich dem Herren Dienst unterziehen? Anjetzo führen wider mich jene eiskalten Zeiten, welche ich in den schweren Missionibus aus Lieb des Seelenheils verachtet, in meinen Gliedern eine wütige Rach, daß ich kaum auf meinen Füßen stehen kann; mein Gesicht verlasset mich dermaßen, daß ich kaum mit Beihilf der besten Augengläser soviel sehen kann, als zur Ausarbeitung meines Welt-Bottens erfordert wird . . . Ihro Excellenz brauchen einen gesunden, munteren, wackeren Mann, der in den Welt-Wissenschaften, besonders in der Kriegs Kunst wohl zu Haus ist . . . Ich bin derjenige gewißlich nicht, der diese Eigenschaften besitze.[1]

Nur wenige Jahre noch sollte der rastlose Mann in seiner Einsamkeit in Graz seine Sammeltätigkeit fortsetzen können. Vollständig gebrochen erlag der durch Strapazen aller Art zermürbte Körper dem letzten Stoß am 28. Dez. 1733.

Das Verdienst des P. Stöcklein kann für die damalige Zeit nicht hoch genug angeschlagen werden. Zum erstenmal hat er eine große deutsche Briefsammlung zur Geschichte der Jesuiten im Auslande zustande gebracht und dadurch zugleich der Missionsgeschichte und der Völkerkunde unschätzbare Dienste geleistet. —

Wie diese flüchtige Übersicht zeigt, haben die Jesuiten auch im 18. Jahrhundert auf dem Gebiete des Schrifttums fleißig gearbeitet und stellenweise namhaftes geleistet. Diese Leistungen konnten vielfach nur angedeutet, aber nicht hinreichend gewürdigt werden und zwar aus Mangel an Vorarbeiten bzw. Monographien über die einzelnen Schriftsteller. Möchte diese Übersicht Anlaß werden, wenigstens gegen einzelne dieser Männer eine längst verdiente Dankesschuld abzutragen.

[1] Welt-Bott Nr. 572, S. 152.



Viertes Kapitel.

Die Kanzel.

Predigt: Kellerhaus. Zenegg. Pauli. Hehel. Wurz. Ruoff. Mändl. Hueber. Höger. Heim. Winter. Venedien. Zurmühlen. Hunolt. Kontroverspredigten. Katechese: Ausdehnung. Methode. Katechismen. Hilfsmittel.

In einer Abhandlung Bibliotheca Sacerdotis docti bezeichnet P. Weitenauer im Jahre 1753 als die bekanntesten Prediger, deren Predigten in allen Händen seien, Wolfgang Schallerer, Joachim Reitmayr, Franz Höger, Matthäus Pecher, Heinrich Venedien, Joh. Vodler, Kasp. Mändl, Franz Hunolt, Ant. Ruoff, Stan. Grembs, Ferdinand Hueber; letzteren lobt er als einen Künstler der Eleganz, den man wohl den Phalereus unserer Zeit nennen kann, so zart und sauber ist er in seinen Predigten und Erzählungen.[1]

Von einem Teil dieser Predigten gilt das Urteil, das der Herausgeber der deutschen Kanzelredner aus dem Jesuitenorden gefällt hat über die Jesuiten-Prediger aus den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts: „Korrekter und geschmackvoller ist das Deutsche in jener Zeit von niemand geschrieben worden."[2]

Um Inhalt und Methode der Predigt zu kennzeichnen, muß es genügen, aus der großen Menge der Prediger einige herauszugreifen, bzw. zu uns sprechen zu lassen. Wir beginnen mit Österreich. Hier treffen wir den sehr gerühmten Prediger P. Heinrich Kellerhaus (1670—1731). Zwei Jahre nach seinem Tode erschienen seine Predigten im Druck.[3] In der Vorrede sagt der Herausgeber: P. Heinrich Kellerhaus, ein eifriger Prediger aus der Gesellschaft Jesu, hat durch 25 Jahre zu Wien, Grätz und Lintz, dann durch 8 Jahre bei dem verwittweten Hof der römischen Kaiserin Wilhelmine Amalia mit ungemeinem Lob und unermüdetem Eifer den Samen des göttlichen Worts ausgeworfen. Auf Verlangen vieler, die ihn mit Freuden gehört, werden wir aus seinen hinterlassenen Schriften etliche Teil seiner auserlesenen Predigen an das Tageslicht bringen.

Die Predigten des P. Kellerhaus sind praktisch, eindringlich, maßvoll im Urteil, mutig gegen hoch und niedrig. So sagt er z. B. in der Predigt über die Pflicht der Arbeit:[4]

Alle Menschen ohne Ausnahme sind verpflichtet, zu arbeiten. Indessen lassen sich einige verlauten: Ich bin zur Arbeit nicht geboren worden, gleich als hätte sie die Natur von dieser Schuldigkeit ausgenommen. Sind sie vielleicht aus einem besseren Laim als der erste Mensch gestaltet worden? Haben sie vielleicht einen anderen Leib, eine andere Seele, ein anderes Fleisch und Blut? Was würde man halten von einem Vogel, der niemals fliegen wollte, sondern in seinem Nest allzeit ruhig sitzen bleiben? Wie ein Vogel zum Fliegen, sagt Job, also wird der Mensch

[1] Ign. Weitenauer, Miscella literarum humaniorum 2 (1753) 124 f.

[2] Joh. Nep. Brischar, Die deutschen Kanzelredner aus dem Jesuitenorden, 2 (1868) XII.

[3] Saamen des göttl. Worts durch nützl. Predigen . . . vormals dem Volk vorgetragen von R. P. Heinr. Kellerhaus S. J., Augspurg und Grätz 1733—1735, 3 Bde. fol.

[4] Predigten 1, 87 ff.

geboren zur Arbeit. Der Natur der Menschen widerstrebt der Müßiggang wie einem Vogel das Stillsitzen. Wenn aber auch die Natur jemand von der Arbeit ausgenommen, hat Gott von diesem Gesetz jemand ausgenommen? Hat er zwischen Armen und Reichen, hohen und niedrigen Stands Personen einen Unterschied gemacht? Hat er einigen die Freiheit erteilet, nur der Sinnlichkeit nach zu leben, andere aber zu immerwährender Arbeit verurteilt? Betrüge sich niemand. Gott hat weder Stand noch Geburt, noch Geschlecht, noch Glück angesehen. Wie die Sünde allen gemein ist, also ist auch allen gemein das Gesetz zu arbeiten: vom hohen an, der auf dem Ehren-Stuhl sitzet, bis zum untersten, der in Staub und Asche sich aufhaltet, von dem, der die Krone auf dem Haupt trägt, bis auf jenen, der in grobem Tuch gekleidet ist . . . Wenn dem also ist, was thun dann jene, deren Leben nichts anders ist, als ein immerwährender Müßiggang? Deren einzige Sorge ist, sobald sie aus dem Bett kommen, wie und wo sie den Tag werden lustig zubringen? Die aus Spielen, Gesellschaft-Gehen, unnütze Visiten geben und annehmen ein fast tägliches Handwerk machen? Die Stund und Stund lang mit dem Spiegel Rath halten, nur um sich prächtig auf die Schau zu führen? Was tun dergleichen Müßige? Sie widersetzen sich der Anordnung Gottes, sie streifen vom Hals das Joch, welches seine göttliche Gerechtigkeit und Vorsichtigkeit ihnen hat auferlegt . . . Man sagt: ich bin aber reich . . . alle Reichtümer der Welt können niemand befreien . . . Ich bin aber eine Standesperson von solchem Stand, in welchem es sich nicht geziemt, zu arbeiten. Ist man darum weniger in Sünde? Man glaube mir, eben darum ist man schuldig, desto mehr zu arbeiten, je vornehmer der Stand, in welchen man von Gott gesetzet wurde. Je vornehmer der Stand, desto größer die Schuldigkeiten des Standes, desto größer die Pflicht der Arbeit.

In der schönen warmen Lob- und Traur-Red bei gehaltener Leich-Besingnuß für Joseph I. führt P. Kellerhaus aus:[1] Nicht gleichers hat die Welt mit Gott als einen Fürsten, nichts mehr muß ein Fürst sich lassen angelegen sein als Gott. Nach Gott verehrt das Volk seinen Fürsten, mit seinem Volk muß ein Fürst vor allem Gott verehren . . . Je höher der Regent über andere sich erhöhet zu sein befindet, desto tiefer muß er jener Majestät sich unterwerfen, zu dero Statthalter er auf Erden gesetzet worden, und die erste Staffel zur Glückseligkeit eines Reiches ist die Gottseligkeit seines Regenten . . . Gott und ihr eigenes Gewissen fordert von Herrschenden eine größere Gottseligkeit . . . Was wird sie von Unterdrückung des Volkes, Verletzung der Bündnisse und den frechsten Schandthaten zurückhalten, wenn nicht ein himmlisches Gesetz des Gewissens, nämlich die Gottesfurcht einen höheren Richterstuhl über die mächtigsten Könige dieser Welt ihnen vor Augen stellet.

In einer Predigt am Feste Peter und Paul illustriert er treffend sein Thema: Dem Peter die Schlüssel, dem Paul das Schwert, Geistliche richten, was geistlich, Weltliche, was weltlich, jeder sein Amt, ist die beste Ordnung. Er vergleicht Gott u. a. mit einem Kapell-Meister, der die Stimmen verteilt, dem Diskantisten den Diskant, dem Altisten den Alt . . . wenn nun jeder eine andre Stimme singen wollte, welches Katzengeschrei . . . So in der Verteilung der Stände, und will der Untere dem Obern, der Obere des Mittlern seine Stimme singen, was kommt heraus? Haß, Neid, Zwietracht, Verfolgung, Krieg, Mord, eine ungereimte Musik, ein Katzen-Geschrei in den Ohren Gottes . . . Wahr ist der alte Weid-Spruch: Wenn die Soldaten sieden und braten, die Geistlichen zur Heirat rathen, die Weiber führen das Regiment, nimmt es selten ein gutes End. Wenn die Magd Frau, der Knecht Herr ist, tanzen die Stühl auf den Bänken und tut kein gut.[2]

In einer Predigt am Feste des hl. Apostels Jacobi behandelt P. Kellerhaus das Thema: Leut soll man für die Ämter, nicht Ämter für die Leut suchen.[3] Drastisch schildert er die Hofkatzen, die mit Händ küssen, Hut rücken, Füß zucken und Tag und Nacht schwitzen höher sitzen wollen, hätte nichts gegen dergl. mausende Hof-Katzen,

---

[1] Predigten 3, Anhang 183 ff.
[2] Kellerhaus 3, 366 ff.
[3] Kellerhaus 3, 405 ff.

wenn Tugend, Treu, Wissenschaft zum Amt vorhanden wäre. Auch die furchtbare Verantwortung führt er zu Gemüte, wenn untaugliche Leute zu Ämtern befördert werden, z. B. ein Herr Praesentator oder auch geistliche Obrigkeit einen zum Pfarrer anstellen, dem der Beutel lieber als der Kelch, Ochsen und Kühe lieber als Seelen, der Keller lieber als die Kanzel, will nichts melden von seiner schlechten Wissenschaft und wenig erbaulichen Leben . . . Man sagt dieser oder jener ist mein Bluts-Verwandter, überdies von hohem Adel, Adel gebührt der Vorschub. Ein adlicher Mensch hat schon großen Vorteil durch seine Geburt. Doch muß Würde und Tauglichkeit auch bei diesen werden angesehen; ein gekrönter Helm und wohlquartiertes Wappen im Schild, doch wenig Mut im Herzen, ein gebudertes Futerall über holzernem Verstand ist nicht würdig vor andern befördert zu werden . . . Viele wollen keinen promoviren, er könne dann wohl schmieren, Leute, welche ihr ganzes Hirn auf der Taschen tragen, werden promoviert. So setzt man goldene Kälber auf öffentliche Ehrenstellen, göttliche und weltliche Gesetze werden gebrochen, Land und Leut kommen ums Ihrige. Fort mit Competenten, die der Wahrheit ein blau Aug schlagen, mit Lügen und Betrügen umgehen.

In der Predigt (2. Sonntag nach Ostern) über den guten Hirten schärft Kellerhaus den Eltern das Gewissen in betreff der Standeswahl ihrer Kinder.[1] Er zeigt, wie die Eltern durch Aufzwingung eines Standes eine Ungerechtigkeit gegen Gott und gegen ihre Kinder begehen. Aber was ist bei manchen christlichen Eltern gemeiner als dies? Mancher Vater läßt sich verlauten: Eines aus meinen Kindern muß mir geistlich und so es von nöten, d. i. so es wohl einträgt, auch Priester werden. Was geschieht? Kaum hat das Kind noch recht zu lallen angefangen, wird es schon mit einer reichen Abtei oder andern geistlichen Pfründen versehen . . . Diese Tochter taugt nicht für die Welt, ist ja ein lauter Holzblock. Was geschieht? Man sperrt's bei Zeiten ein, man drohet, man verspricht, bis endlich das arme Kind ja sagt, damit es Vater und Mutter nicht heftiger wider sich entrüste. Gott will nicht, daß sie ihm im geistl. Stande diene. Sie selbst bekennt, daß sie zum Kloster-Leben keine Lust habe. Heißet das nicht den gebietenden Willen Gottes nach unserm eigennützigen und verkehrten Willen einrichten wollen? . . . Man sagt, wenn es den Eltern nicht zugelassen ist, wenigstens einige aus ihren Kindern zum geistlichen Stand zu widmen, wie wird man dann alle ihrem Stand gemäß versorgen? Ganze Familien werden bald zu Grunde gehen. Meines Amtes ist es nicht, eines jeden Vermögen allhier zu erforschen, sage nur allein, sei es groß oder klein, ist einem Vater oder Mutter niemals zuzulassen, ein Kind mit geistlichen Gütern zu bereichern, wenn es von Gott zu solchem Stand nicht berufen ist. Besser ist, es lebe in Armuth und rette seine Seel, als daß es im Überfluß ewig zu Grunde gehe . . . Vater und Mutter verbinden sich nicht, die Strengheiten des geistlichen Lebens auf sich zu nehmen, sie geben zwar das Geleit bis zur Porten, sie stellen einen prächtigen Einzug an, das Schlachtopfer wird mit verbundenen Augen zum Altar geführt, alle Anwesende wünschen Glück, die geistl. Braut oder Bräutigam aber müssen forthin allein erdulden, was immer der Stand Beschwerliches mit sich bringt . . . Es ist in Erwählung eines Standes zu tun um Seel und Seligkeit, wider welches die Autorität der Eltern nichts vermag . . . Die Eltern, die ihre Kinder zum geistl. Stand zwingen, werden auf solche Weis kein gute Hirten, sondern Mörder ihrer Kinder sein, was Gott gnädig abwenden wolle. Amen.

In einer andern Predigt mahnt er wiederum die Eltern, ihren Kindern in Erwählung eines Standes die von Gott gegebene Freiheit nicht zu benehmen: Manche Eltern haben der Kinder mehrere. Eine Tochter z. B. ist von Gott und der Natur mit schönen Gaben des Leibes und des Gemüthes freigebiger gesegnet worden und diese will sich Christo in einem geistlichen Ordensstande vermählen. Aber Vater und Mutter sagen: diese muß mir in der Welt bleiben. Die andere ist um einen Fuß zu kurz gekommen und anderwegs tadelhaft, doch ist in ihr kein Klosterfleisch gewachsen;

[1] Kellerhaus 2, 433 ff.

diese, sagen Vater und Mutter, muß mir in's Kloster, man brauchts nicht in Klöstern zum Hasenfangen . . . Aerger handeln solche Eltern wie die Heiden, die ihre Kinder den Götzen opfern, da sie nicht den Leib allein sondern auch die Seele ihrer Kinder dem Teufel in die Hände spielen. Sie ziehen ein liebes Kind aus dem Kloster heraus, damit es der Teufel in die Hölle hinabziehe. Ein anderes, das zum Klosterleben durchaus keine Lust hat, soll sein ewiges Heil dem kurzwährenden Trost seiner Eltern nachsetzen und diesen zu lieb einen Klosterstand erwählen. Ach welche Grausamkeit ist dieses! in deren Ausübung, wie die Eltern, so auch die Kinder sündigen, wenn sie gehorchen.[1]

Gegen diese und ähnliche Zeitschäden ist P. Kellerhaus unerbittlich. In der Predigt: Wie die Gast-Mahl anzustellen dringt er scharf auf Mäßigkeit: der Überfluß kann nicht gut geheißen werden. Mancher hat Weib und Kind, lebt dennoch wie der reiche Prasser. Heute wird eine Fresserei gehalten, morgen eine Fresserei, die ganze Woche hindurch eine Fresserei und zwar voll auf. Andere brennen heut diesen Bruder ab, morgen einen andern, übermorgen den dritten und so fort in der Reihe, bis bei keinem was mehr zum Besten ist. Bei jetzt gemeldten Schlemmereien geschieht viel Armen Unrecht, wie manche Streich am Vermögen empfinden die Waisen, wieviel heiße Thränen vergießen verlassene Wittiben, wieviel möchten sich selbst vor Elend und Kleinmütigkeit ums Leben bringen. Melde nichts von eigenem Weib und Kinder, deren rechtmäßiges Erbteil durch die Gurgel gejagt wird . . . Jetziger Zeit werden oft bei Mahlzeiten mehr Speisen aufgetragen als die Tafel und mehr genossen als der Magen ertragen kann . . . Viele meinen, es gehe nicht lustig her bei einer Gasterei, wenn sie nicht sich und andere stern-blind blitzblatz voll ansaufen, und wird jener für einen Obsieger gehalten, der alle andern kann zudecken.[2]

In der Predigt: Wie man beim spilen sich verhalten soll geißelt er die eingerissene Spielwut: Das viele Spielen ist der richtigste Weg zum Bettelstab. Frage man nur, woher dieser und jener Herr nunmehr in Schulden steckt bis über die Ohren, hören wird man alsbald, er hat sich dem Spiel ergeben. Woher haben diese oder jene Kinder von so vermöglichen Eltern jetzt kaum das Brod zu essen, der Vater hat das Seinige mit Spielen durchgejagt. Woher steht manches Haus, vorher so voll, jetzt so leer? der Hausher hat eines nach dem andern versetzt und zum Spielen hinausgetragen. Nämlich die Begierde zum Spielen wird bei Spielern mehr und mehr entzündet, denn sie immer trachten, wiederum zu gewinnen, was sie verloren haben, machen aber insgemein den ersten Verlust nur größer mit dem andern, den andern mit dem dritten und so fort bis alles verloren ist . . . Es bleibt gewiß, eher spielen sich zehn arm denn einer reich, heute ziehst du vielleicht 30, 40, 50, 100 ja 1000 Gulden auf einmal, aber der heute gewinnt, ist morgen schon wiederum ein armer Mann . . . Denn wie gewonnen, so zerronnen, ein Platzregen, der schnell zerrinnt, weil kein Segen dabei. Spieler wollen das Brod nicht verdienen mit Arbeit, darum fehlt der Segen Gottes, das gewonnene Geld wird bald hinweggerafft und kommt selten ja niemals auf den dritten Erben.[3]

In einer Predigt „von heiligen Wallfahrten" schildert er den Nutzen der heiligen Wallfahrten, aber, sagt er, da ich christliche Wallfahrten lobe, heiße ich nicht alle gut für alle. Ein jeder betrachte sein Amt, Geschäfte und Schuldigkeit, das gehet alles vor und gefället Gott mehr, mit allem Fleiß diesem obliegen, denn dergl. freiwillige Andachten . . . Viele laufen drei- viermal im Jahr nach Maria Zell nicht aus Andacht sondern die Weil zu kürzen, andere auf dem Weg in der Einkehr sich freier lustig zu machen . . . Das erste Absehen muß immer sein die Ehre Gottes und die Verehrung der Heiligen . . . Manche Wallfahrten sind nicht viel besser als der Zigeunerdurchzug, so nur aufs Stehlen und Rauben ausgehen, manche so leichtfertig und ärgerlich, gleich als ob heidnische Römer zu einem Bachus oder Venus zögen . . .[4]

---

[1] Predigten 1, 253.

[2] Kellerhaus 2, 90 ff.

[3] Kellerhaus 2, 112 ff.

[4] Predigten, Bd. 2 (1. Jahrgang), 189 ff.

Gegen Andersgläubige vertritt P. Kellerhaus den christlichen Standpunkt der Liebe: In der Predigt über die große Gnade der Berufung zur wahren Kirche wirft er die Frage auf: So werden denn alle Lutheraner und Calvinisten verdammt, soviele liebe Herzen, soviele kostbare Seelen? Er antwortet: Ist zuviel geredet, verdammet nicht, so werdet ihr nicht verdammt werden, mahnet Christus selbst die ewige Wahrheit . . . Christus spricht das Urteil. Rede nit allhier von kleinen Kindern unserer Glaubens-Widersacher, die nach empfangener Tauf sterben, nicht von jenen Erwachsenen, die ex ignorantia invincibili aus unüberwindlicher Unwissenheit nicht wissen oder wissen können, was den Glauben anbelangt, weil sie niemals mit Katholischen umgehen, dergleichen es in Schweden, Sachsen, Dänemarck viel gibt. Diese einfältige guten Leut, wenn sie wohl leben und die Gebote Gottes halten oder über ihre Sünden eine vollkommene Reue haben, werden auch selig nicht zwar wegen ihres vermeinten Glaubens sondern wegen ihrer unsträflichen Unwissenheit.[1]

Aus der österreichischen Provinz verdient außerdem noch genannt zu werden P. Christophor Zenegg (geb. in Tegenbrunn [Kärnten] 1666, eingetr. 1683, gest. 1712 zu Wien). Als Hofprediger in Wien unter Joseph I. und Karl VI. war er gesuchter Ratgeber in den Hofkreisen. Er predigte mit solcher Unerschrockenheit, daß er bei den Hofleuten mißliebig wurde; man hätte ihn gern entfernt, aber der Kaiser hielt ihn.[2]

Ein sehr beliebter Prediger zu Graz war P. Gerh. Pauli (geb. zu Warburg [Westf.] 1648, eingetr. in Wien 1664). Seine Predigten gab der Welt-Bott-Mann P. Stöcklein unter dem Pseudonym Panthalus Rauracus 1727 in zwei starken Folianten heraus (3. Aufl. 1743). In der Vorrede schreibt Stöcklein: P. Pauli änderte seine anfangs gekünstelte Redeform in einen stilus lapidaris und gefiel seitdem außerordentlich. Viele Priester schrieben seine Predigten nach. Sein Rat für junge Priester, die Prediger werden wollen, ging dahin: den hl. Paulus und hl. Chrysostomus andächtig verehren und fleißig lesen. Nicht losdonnern gegen Abwesende. Selbst leben wie man predigt. Er verwandte einen unerhörten Fleiß auf die Vorbereitung: für eine Predigt eine ganze Woche. Er predigte mit einem solchen Eifer, daß er 1699 zu Graz zuweilen ohnmächtig von der Kanzel getragen werden mußte. Als 1712 die Pest in Ungarn ausbrach, meldete er sich für den Dienst der Pestkranken und starb zu Ofen als Opfer seiner Liebe am 7. März 1713. Stöcklein nennt P. Pauli den besten Prediger der österreichischen Provinz.

Ebenfalls in Graz glänzte als volkstümlicher Prediger der Wiener P. Peter Hebel (geb. 1679, eingetr. 1695, gest. 1728). Sein Nachfolger auf der Grazer Kanzel, P. Jos. Heutschitt (1698—1760), gab 1735 seine Predigten in 6 Folianten heraus. Im ersten Band schreibt er im „Lebens-Begriff P. Petri Hebel“ u. a. folgendes: Bei seinem Eintritt in die Gesellschaft Jesu gab ihm seine Mutter ein eigenhändig geschriebenes Blättlein mit, das der Pater bis zu seinem Tod aufbewahrte; es lautet: Lieb Gott, förchte Gott, halt seine Gebott, trag allzeit eine große Liebe gegen deinen Nächsten, absonderlich gegen der mir so angenehmen Gesellschaft, zu der du jetzt kommen wirst, befleiße dich allzeit das deinem Nächsten zu thun, was du wünschest, daß dir von Andern geschehen soll, acht niemand weniger als dich selbst, und veracht niemand mehr als dich selbst, so wirst du allezeit die Demuth erhalten; und wer demüthig ist, ist auch allzeit gehorsam. In all deiner

[1] Kellerhaus 2, 130 ff. Sehr patriotisch sind seine Dank- und Festpredigten gehalten wie z. B. die Lob- und Dank-Red wegen Eroberung der Festung Dornick (Tournay) und Lob- und Dank-Red wegen der glorreichen Schlacht bei Longueville mit der wiederholten Lobpreisung des Prinzen Eugen, des „Herkules, unseres unvergleichlichen Eugenius“. Bd. 3, Anhang 153, 160.

[2] Peinlich, Grazer Progr. 1870, 117.

Betrübniß und Anfechtungen hab ein großes Vertrauen auf Gott und auf die Vorbitt Mariä Hülf und aller Heiligen Gottes, und sei versichert, du wirst allzeit großen Trost da finden und niemals überwunden werden. Ich bitt dich aber mein Kind! du wollest diese einfältige Red deiner Mutter allzeit in deiner Gedächtniß erhalten und alle Morgen dich dessen erinnern und glaub sicherlich, wann du denselben wirst nachleben, daß du mit der Gnad Gottes als ein Jesuiter wirst leben und sterben, welches ich dir von Herzen wünsche. Maria Elisabetha Hehelin.

Diese Mahnungen hat P. Hehel treulich befolgt. Neben seiner rastlosen Tätigkeit für die Predigt (er hat 17 Bände ausgearbeitete Predigten hinterlassen), war er ebenso rastlos tätig für die Armen und Kranken. Sei es, daß er noch ungespeiset, so berichtet sein Biograph, sei es, daß er sich für die baldige Predigt zu richten hatte, wenn er zu einem Kranken verlangt wurde, war keine Zeit zu kurz, kein Wetter zu schlecht, kein Weg zu lang, daß er nicht alsogleich mehr flog als eilete, allzeit willig, ja allzeit frohlockend, so er zu einem geistlichen Dienst Gelegenheit erhaschte. Sein einziges Verlangen war, unter den Ungläubigen das Blut für Christus zu vergießen; weil aber die Obern für gut erachtet, ihn in der Provinz zu behalten, wollte er die Blut Marter mit der Liebe ersetzen, suchte also emsig den Preßhaften abzuwarten und den Armen zu helfen. Er konnte nicht genug Gottes Güte preisen, welche ihm soviel für Arme und Notleidende, besonders für verschämte Arme, zuschickte, daß, je freigebiger er ausspendete, desto mehr er zu geben erlangte. Man nannte ihn der Armen Vater, welche er in großer Anzahl mit Kleider und Nahrung versehen, Arzneien ausgeteilt, die Kinder versorgt und auferziehen lassen. Wo er nun zu reden aufgehört in dieser Stadt (Graz), da schreiet er nun in ganz Deutschland und verrichtet jenes durch seine Schriften, was er mit Wort und That vorher in aller Welt zu üben gewünschet.

Diese Schriften reden laut das Lob des eifrigen Predigers. In den 6 Folianten[1] zeigt sich P. Hehel als ein Anwalt Gottes und seiner Lieblinge, aller Bedrängten und Bedrückten, als ein Gegner aller Ungerechtigkeit und jeglicher Übertreibung. Er preist den Nutzen der Beicht, aber ebenso nachdrücklich preist er die vollkommene Reue, für die ein einziger Augenblick genügt, ohne Plappern von langen Gebeten und ganzen Tücheln mit Thränen und Zähren.[2] So hoch der Glaube steht, so verwerflich ist der Aberglaube in allen seinen Abarten. Mehrere Predigten geißeln die damals üblichen abergläubischen Gebräuche: die Wahrsagerei, Sterndeuterei, die Leichtgläubigkeit, alles der Hexerei und Zauberei zuzuschreiben, und so weiter.[3]

In einer Predigt über die Träume spricht er u. a. scharf gegen die abergläubischen Traumbüchlein, auf die jetzt noch viele närrische Leute mehr als auf das Evangelium halten. Dabei führt er aus: Leuten, die den Magen überladen mit mehr Speis und Trank als er verdauen kann, woraus häufige Dämpfe entstehen, die das Herz belegen und beängstigen, träumt es, als liege der leidige Teufel auf ihnen und wolle sie erdrücken. Und das ist eben dasjenige Gespenst, so die einfältigen Leute die Druht nennen und tausenderlei Lügen davon aufbringen. Es druht dich nichts, mein Christ! sondern es drücket dich nur deine Unmäßigkeit, Fraß und Völlerei. Fort denn mit allen Druhtenfüßen und dergl. närrischem Krätzelwerk von Thüren und Thoren, Betten und Wiegen, welches den Teufel wenig schrecken würde, wenn er einem Menschen sonst zukönnte und schaden wollte . . . Der Teufel betrügt im Traum alle jene gottlosen Leute, die Gott die Treue und Glauben abgesagt, als da sind Zauberer und Hexenmeister, Schwarzkünstler und Teufels-

---

[1] 3 Bände Christl. Glaubens-Lehr (1735) und 3 Bände Christl. Sitten-Lehr (1738), 2. Aufl. 1753, neueste Ausgabe 1861.

[2] Glaubens-Lehr 2, 148.

[3] Glaubens-Lehr 3, 18 ff.

banner und dergl. lüderliches Gesindel, die derselbe gemeiniglich nur einschläfert und im Traum ihnen vorbildet, als flögen sie über Berg und Thal aus, äßen, tränken, tanzten bei edelsten Gesellschaften und Zusammenkünften, so alles nur gemeiniglich im Schlaf geschieht oder wenn es auch recht wirklich geschehen sollte, daß der Teufel sie bisweilen holet, so sind alle ihre Freuden nichts als nur Verblendung des Teufels, wie ein Traum im Schlaf.[1]

An einem Pfings Sonntag hielt P. Hehel eine Predigt, die er überschreibt „Gut arbeiten heißt auch betten". Darin sagt er u. a.: Jene werden am Tage des Gerichtes übel bestehen, die ihre Geschäfte und Ämter verabsäumen, die sie ihrem Stand und Beruf nach zu verrichten schuldig sind, davor in der Kirche knotzen und betten. Diese betrügt der Teufel gar oft und verführt sie erbärmlich; Gott aber verlanget dies einst, der auch das Arbeiten vor (für) das betten annimmt ... Da die Bett Stund vorbei und Zeit ist zur Arbeit, soll man auch das Betten selber wegen Gott verlassen, um seinen Willen zu erfüllen, der in dem besteht, daß ein jeder Gott zu Ehren sein Amt recht erfülle und seinem Stand gemäß lebe. ... Jetzt ist eine neue Gattung der Weiber auferstanden, die nicht gern arbeiten, sondern den ganzen Tag hindurch wollen in der Kirchen knotzen; kaum als der Meßner beim Strick, sind sie schon wieder beim Haus hinaus, lassen unterdessen Haus und Hof, Kinder und Kranke, Kuchel und Keller stehen. Diese und dergl. andächtige, besser müssige Weiber betrügen sich und andere damit sehr, gelten doch nichts bei Gott, als der da will, daß ein jeder Mensch so emsig arbeite als fleißig bete. ... Vor heute sei allen genug, was ich erwiesen hab, nämlich daß wohl arbeiten zu seiner Zeit bei Gott soviel gelte als betten.[2]

Bei den verschiedensten Gelegenheiten tritt der Prediger als Anwalt der Armen auf. Ganze Predigten schärfen die christliche Barmherzigkeit gegen die Armen ein und widerlegen die Entschuldigungen wider das Almosengeben.[3] In einer Predigt gegen die Kleiderpracht fragt er: Ist das recht, daß man mehr einem einzigen Balck anhange als genug wäre auch 10 und 20 Arme zu bekleiden und Christum in diesen nackt und bloß vor Augen stehen lasse? Ist das recht, daß man den armen Dienstboten, Handwerkern und Taglöhnern ihren schuldigen Lohn abzwicke und ganze Familien dadurch in Not und Armuth bringe, um nur den kothigen Modensack schön aufputzen zu können. ... Es soll sich jeder kleiden nach seinem Stand! Aber gehe jetzt jeder an einen Ort in unserm Teutschland, wo er keinen kennt und sage mirs allein aus der Tracht, wer dieser oder jener sei. Was gilts, er wird mir oft einen Gutscher vor einen Cavalier, ein Kaspeldirn vor eine adelige Jungfrau, ein Bürgers Mägdl vor ein gnädige Fräule ansehen. ... Ei was sagst du von der Modi? Das ist ein Schandfleck, den uns Teutschen alle andern Nationen vorwerfen. ... Gelt das ist ein schönes Lob, daß wir Teutsche solche Affen sind und wie Gaukler oder Comoedianten bald alle Stund in einem andern Aufzug erscheinen![4]

In der Predigt über den Handel legt Hehel die vielen ungerechten Praktiken blos, die beim Handel so oft unterlaufen, zu niedriger Preis bei Notverkäufen, ungerechte Ausnutzung von Handelsmonopolen usw. Es sind wohl auch Herrschaften, Richter und Pfleger, die ihnen von ihren Unterthanen Wein, Getreid, Holz oder Schmalz zuführen lassen auf Meilen Wegs. Da heißt es hernach: Bauer gib her deine Waar um so und so viel, so doch nicht der geringste Preis ist, mehr gieb ich nicht und lasse dirs auch andern nicht verkaufen; willst nicht mit Gutem, so nimm ich dirs mit Gewalt, strafe und pfände dich noch dazu, das heißt zwingen und nöthen und muß Gewalt vor Recht gelden, aber leider Gotts hier gilt's zwar, wirds aber dorten auch gelten, wenn dieser arme Bauersmann bei dem allgemeinen höchsten Richter darwider klagen wird?[5]

---

[1] Bei Brischar, Die deutschen Kanzelredner aus dem Jesuitenorden 3, 174 ff.
[2] Christl. Sittenlehr 3, 184 ff.
[3] Christl. Sittenlehr 1, 224 ff.
[4] Christl. Sittenlehr 3, 30 ff.
[5] Christl. Sittenlehr 3, 246 ff.

In einer weitern Predigt über gutes Maß und gerechtes Gewicht schildert er, wie die Ellen beim Ausmessen immer zurückgeschoben wird, wie Getreide mit Wasser besprengt wird, damit es schwerer wiege, wie die Meßgefäße mit dickem, wenn nicht gar mit doppeltem Boden versehen werden, das betrügerische Bier-Ausschenken, das Verbiegen des Züngleins an der Waag oder das ungleiche Aufhängen der Schalen. Ein armer Mann, der das ganze Jahr kaum einmal ein Fleisch ißt, kauft in der Bank ein einziges Pfund und muß schon einen Fürting oder noch gewichtigere Bein zur Zuwag haben.[1]

Am 2. Sonntag nach Erscheinung hielt er eine eigene Predigt über die Heiligkeit und den Nutzen der Ehe: Heirate wer heiraten will und kann, habs oft gesagt und sag's noch einmal, denn wahrhaft heilig, gut und nützlich ist der Ehestand, heilig, weil ihn Gott als ein Sakrament der Kirche eingesetzt und geheiligt hat. Gut und nützlich, weil er viele Vortrefflichkeiten in sich hat, die jedem ersprießlich sein können. Er schließt: Gut und nützlich ist der Ehestand, wenn man sich dessen mit Vernunft und Bescheidenheit gebrauchet. Einem jeden stehet es jetzt frei zu thun, was er will und kann; ich will dazu keinem rathen noch auch einen davon abreden. Wer gescheid ist, wird erkennen, daß ich in allem die Wahrheit gesagt. Amen.[2]

In einer Predigt über die Erziehung schärft P. Hebel den Müttern eindringlich die Pflicht ein, die Kinder selbst zu stillen: Sollten ihnen also billich alle Mütter ein schweres Gewissen machen, sofern sie ihre Kinder ohne billige Ursache gleich einer Säugamme anhängen, ungeacht, daß sie ein gailes, zorniges, übelgesittetes Weib und volle Luzel sei. Es ist eine Schand, als ob ihnen die Natur umsonst dies verliehen hätte, oder als ob es ihrem Stand zuwider wäre, daß sie jenen auch die Milch geben sollten, denen sie Fleisch und Leben gegeben haben.[3] Ein anderes Mal verlangt er, daß die Kinder frühzeitig Unterricht erhalten. In diesem Punkt fehlen die Eltern gar grob jetziger Zeit, etwelche warten gar zu lang: Ey! sagen sie, das Kind ist noch zu jung, lassen also dasselbe vor 6, 7 oder 8 Jahren nicht einmal das Abc lernen. . . . Andere sind wiederum, die ohne Unterschied des Kopfes ihrer Kinder alle und jede wollen zu Doctores haben. Bub, heißt es, du mußt studieren, sollst auch 6 Paar lederne Hosen in der Schul abwetzen, ehe du aus den kleinen Schulen in eine höhere aufsteigst. Gott will nicht, daß alle Doctores werden. Ansehnlicher und nützlicher ist ein ehrlicher Handwerker, der seine Profession wohl begriffen als ein gestudierter Mensch, der nichts verstehet und auch nichts kann, viel gehört und nichts gelernt hat. Gott allein kann die Esel redend machen, thut er kein Mirakel, so hilft kein Stupfen und kein Schlagen nicht.[4]

Aus der späteren Zeit ist einer der bekanntesten Prediger der österreichischen Provinz P. Ignaz Wurz (geb. 1727 zu Wiener-Neustadt, eingetr. 1747).[5] Schon 1758 gab er zu Graz eine deutsche Übersetzung der Lobreden des französischen Jesuiten de la Rue heraus und seit 1760 erschienen eine Reihe von Lobreden, die er selbst bei verschiedenen festlichen Gelegenheiten gehalten. Im Jahre 1770 veröffentlichte er als Lehrer der geistlichen Beredsamkeit an der Universität zu Wien seine öfters aufgelegte Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit in zwei starken Bänden, durch die er sich den Namen eines Reformators der geistlichen Beredsamkeit in Österreich verdient hat. Von den acht Bänden seiner Sämtlichen Predigten (1783—1786) konnte er nur die drei ersten Bände korrigieren, da er 29. August 1784 starb. In seinen Predigten zeigt er sich als wahrer Priester und als beredter Anwalt der Armen.[6]

---

[1] Christl. Sittenlehr 3, 257. Vergl. 273.

[2] Christl. Glaubenslehr 2, 348 ff.

[3] Christl. Sittenlehr 3, 230.

[4] Christl. Sittenlehr 3, 244.

[5] In dem Katalog der österr. Provinz von 1747/48 steht bei Ignatius Wurz (Noviz des 1. Jahres) Neost. Rhet., also als Rhetoriker aus Neustadt eingetreten.

[6] Vergl. Sämtliche Predigten (1783 ff.) 2, 218 ff. 3, 37 ff. 5, 221 ff.

In seiner Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit bezeichnet er als Endzweck der Beredsamkeit die Überzeugung, und jene Beredsamkeit überzeuge am meisten, die sich der Natur am meisten nähert. Die Kunst muß die Natur nachahmen. Diese tut nichts umsonst, sie machet ein schönes Ganze, ohne die Zusammenfügung der Teile bemerken zu lassen, sie zeigt auch bei den größten Wunderwerken ihre gewöhnliche Leichtigkeit. Immer und allzuviel glänzen wollen gehört nicht auf die Kanzel, wo die göttlichen Wahrheiten genug eigenen Glanzes haben und Flittergold leicht entbehren können. Ein in jeder Beziehung anziehendes Bild entwirft er von dem geistlichen Redner und seinen Eigenschaften, seiner Bildung, seinem Eifer, seiner Reinheit, seiner Klugheit, seiner Liebe zu den Zuhörern, seiner Verachtung von Lob und Tadel. Als Mittel zur geistlichen Beredsamkeit empfiehlt er für die Materie vor allem die Schriften der heiligen Väter. Im Ansehen der Kunst ziehe ich die Prediger Frankreichs, einen Bourdalone, Massillon, Bossuet, Fléchier, Cheminais, de la Rue, Neuville u. a. allen anderen vor, weil ich sehe, daß sie unter allen übrigen am meisten in die Fußstapfen der Alten treten . . . Unter den deutschen Predigern sind wenig, die man von der Kunst empfehlen kann: die lesenswürdigsten unter allen sind noch die Predigten des P. Franz Breau, die Streitfragen des P. Franz Neumayr und des P. Alois Merz. Im Ansehen der Schreibart haben wir Deutsche keinen katholischen Prediger, den man darum empfehlen kann (S. 54). Dieses einseitige Urteil zeigt, daß P. Wurz mehr in der französischen als in der deutschen Predigt Literatur bewandert war. Auch die Ausführungen im einzelnen werden meist durch Beispiele aus den großen französischen Predigern belegt, die er in vorzüglicher deutscher Übersetzung widergibt. Jedenfalls ist die Anleitung des P. Würz das bedeutendste deutsche Handbuch zur geistlichen Beredsamkeit, das bis dahin in Deutschland erschienen war.[1]

In der oberdeutschen Provinz treffen wir im ersten Drittel des Jahrhunderts als einen der tüchtigsten Prediger P. Anton Ruoff. Geboren 1697 in Ochsenhausen (Württemberg), trat er 1713 in Landsberg ein. Nachdem er einige Jahre Philosophie Mathematik und Moral gelehrt, versah er die Kanzel in Freiburg (Schw.) und Eichstädt. Dort starb er bereits 1739. Zehn Jahre später (1749) erschienen seine nachgelassenen Predigten in zwei mächtigen Folianten, die bis 1774 vier Auflagen erlebten. Weitere Ausgaben erfolgten zu Augsburg noch 1862 und Regensburg 1868. Seine Predigten zeichnen sich aus durch Klarheit des Stoffes und Volkstümlichkeit in der Ausführung. Nie trivial, weiß er durch individuelle Schilderung jeden Zuhörer zu fesseln. Durch diese den Zeitverhältnissen abgelauschten Schilderungen erweisen sich seine Predigten auch als eine ausgiebige Fundgrube für die Kulturgeschichte seiner Zeit.

Der Herausgeber schreibt in der „Anmerkung an den günstigen Leser“: Gegenwärtige Sonn- und Feyertag Predigen seynd eine Verlassenschaft des P. Antonii Ruoff, welcher, nachdem er bei 8 Jahren auf verschiedenen Cantzlen das Wort Gottes mit großem Nutzen hatte vorgetragen, in seinem besten Alter bald

---

[1] Über Breau und andere hervorragende Hofprediger s. das Kapitel über die Hofbeichtväter, über Peikhart s. Wien. — In der österreichischen Provinz bildeten die verschiedenen Sprachen eine besondere Schwierigkeit für die Predigt. Es wurde ihnen aber überall Rechnung getragen. Nach dem Katalog der österreichischen Provinz vom Jahre 1763 war in Klagenfurt je ein wendischer Prediger und Katechet und ein wendischer Missionär für das Land. In Fiume waren je ein italienischer und illyrischer Prediger und zwei illyrische Missionäre, in Görz je ein kärntnerischer, italienischer und deutscher Prediger, in Laibach je zwei deutsche und kärntnerische Prediger, in Triest waren je zwei Patres für die Italiener und Krainer, in Marburg je ein wendischer Prediger und Katechet. Vergl. Gesch. 3, 374 f.

nach erfülltem 40. Jahr zu Aichstett als Domprediger sein Leben beschlossen hat, mit desto größerm Bedauern sowohl der Unsrigen als Auswärtigen, je größer die Hoffnung war, daß er mit der Zeit unter die vollkommensten Prediger unserer Zeiten würde müssen gezählt werden; maßen er mit vortrefflichen Gaben der Natur und der Gnad dazu versehen war. Er besaß ein reifes Urteil und wendete ungemeinen Fleiß an. Vor allem aber zielte er in seinen Predigen einzig und allein auf Gottes Ehr und wahrhafte Auferbauung seiner christlichen Zuhörer.[1]

Dies Lob ist nicht übertrieben, wenn man seine Predigten genauer durchgeht.

In einer Adventpredigt: Guttätigkeit gegen den Bedürftigen aus dreyfacher Lieb sagt P. Knoff eingangs: Gleichwie Christus erkannt worden aus seiner Guttätigkeit, also ist die guttätige Liebe das eigentliche Kennzeichen der wahren Kinder Gottes. Den ersten Teil beginnt er: Wenn wir die Armen und Bedürftigen für unsere Nebenmenschen, Brüder und Mitglieder eines sittlichen Leibs ansehen würden, so würde das menschliche Herz nit also hart gegen dieselben sich erweisen. Die Bedürftigen sind von Gott erschaffen und von Gott geliebt wie die Unbedürftigen, Diener des einen Herrn wie die Unbedürftigen. Die Bedürftigen haben einen Vater mit uns und es gebühret ihnen die väterliche Erbschaft nit minder als uns. Unter der Armseligkeit der Bettler Lumpen ist verborgen etwas großes, die höchste Majestät Gottes. Im dritten Teil zeigt er eindringlich, wer den Armen gibt, wird niemals Not leiden. Je mehr ihr Ausgaben habt, desto mehr sollt ihr geben für andere Bedürftige. Die Vergeltung des Almosens kommt schon in diesem Leben im Segen für das Hauswesen, gute Kinder, reife Ernte, ungestörte Gesundheit. Wenn das aber auch nicht wäre, gewiß ist ein seliger Tod, wie der hl. Hieronymus sagt: Ich habe mein ganzes Leben über den Büchern zugebracht und erinnere mich nie gelesen zu haben von einem üblen Tod eines, der den Werken der Liebe etwas mehr ergeben war.[2]

Sehr schön behandelt er denselben Gegenstand in der Predigt „Der geduldige Arme und der mitleidige Reiche".[3] Einen interessanten Beitrag zu dem damaligen Handel und Wandel bietet die Predigt „Anhaltung des fremden Gutes mit eigenem Schaden,[4] die Heiligung und Entheiligung des Sonntags,[5] die neuen Moden, die alte Tracht.[6] Nicht allein kulturhistorisch interessant ist auch die Predigt „Prediger Gericht", die er sich selbst hält und worin er die beiden Fragen beantwortet: Wie der Prediger gesprochen und wie er die Predig selbst beobachtet in seinem Leben.[7]

Die Predigt „Faule Fisch in dem Netz der Faullentzer" malt die Faulenzer, die ihr Stück Brod durch Arbeit wohl könnten verdienen, aber anstatt der Arbeit sich lieber auf das Betteln verlegen. Man höret sie immer schreien um Gotteswillen ein Almosen! niemals aber um Gotteswillen eine Arbeit. Er erzählt dann die Geschichte eines spanischen Herzogs, der die faulen Fische meisterlich ausgenommen. Er ließ alle Bettler weit und breit zusammenkommen, mit einem herrlichen Gastmahl abspeisen, dann in einen großen Hof führen, wo ein Strick von einer Mauer zur andern gezogen war. Er setzet etliche Dukaten auf zum Gewinn für diejenigen, denen der Sprung über den Strick gelingen würde. Einige gaben wegen bewußter Schwäche das Springen gleich auf, bei andern war es eine Lust zu sehen, wie sie im Augenblick so ringfertig wurden, da sie zuvor sich so kümmerlich daher geschleppt. Die Krücken flogen von dannen, die Gliedersucht war geheilt und das Hinken vergessen und alle dachten nach tapferm Sprung: sind nicht die Dukaten lustig gewonnen? Aber alle die gut gesprungen, befahl der Herzog unverzüglich fortzuführen und auf den Galeeren als Ruderknecht anzustellen. In derselben Predigt schildert er drastisch die Tagesordnung der reichen Müßiggänger: den ganzen Tag bis in die Nacht beschäftigt und doch nur

[1] P. Antonii Knoff S. J., Sonn- und Festtägliche Predigen. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. München 1752. Das Druckprivileg für diese 2. Aufl. dat. 15. Nov. 1749.
[2] Knoff 1, 21 ff.
[3] Knoff 2, 359 ff.
[4] Knoff 2, 382 ff.
[5] Knoff 2, 484 ff.
[6] Knoff 2, 592 ff. „Chr. Kleid.-Ordn.".
[7] Knoff 2, 743 ff.

den ganzen Tag Müßiggang, Tändeleien und Eitelkeiten.[1] Sehr eindringliche Worte findet er gegen das Duell und seine Entschuldigungen.[2]

In einer Predigt über „Die ungebundene Wahrheit" schildert P. Knoff wie die Hofkatzen die Wahrheit verbergen, nur auf die Person ihrer Herrschaft, nicht aber auf Gott sehen. Man sagt, den Großen dieser Welt muß man ihr Liedlein singen, sonst geben sie den Takt selber. Donnere nur tapfer wider die Laster insgemein, mein Prediger! mache den Teufel schwarz, sperre den Höllen Rachen auf, aber hilf dir Gott, wenn du etwas näheres an des Herodes Person wagest und dem Bären etwas tiefer in den Pelz greifst. Wer Gott liebt, dem muß in allen die Seligkeit betreffenden Stücken die Wahrheit gebunden sein. Sollte auch die Wahrheit der eigenen Person nachteilig sein, wird man gleichwohl das Schwarz für schwarz, das Unrecht für unrecht ausrufen und mit Johannes sprechen Non licet, es ist nicht erlaubt, auch wenn es Leib und Leben kosten sollt.[3]

In einer weitern Predigt über den „Schaden des Stillschweigens zu fremden Sünden" mahnt er eindringlich die Prediger und Beichtväter an ihre schwere Pflicht, ihre Stimme wider das Laster zu erheben, mahnt die Bedienten, Hauslehrer und Hofmeister an die Pflicht der Anzeige bei dem bösen Treiben im Hause. Schweiget von fremden Lastern bei jenen, welche nit können und nit müssen helfen, redet aber nit aus Haß sondern aus Liebe Gottes und des Nächsten bei jenen, welche können und sollen helfen.[4]

Die Predigt über den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern zieht folgende Schlüsse: 1. jene Eltern sündigen schwer, welche ihre Kinder zwingen zum geistlichen Stand, sie verhindern vom geistlichen Stand, sie nötigen zu dem Ehestand und verhindern von dem Ehestand. Ein Sohn in einem Ordens-Stand kann werden das Bild eines großen Heiligen, er kann aber auch werden ein Höllenbrand des ewigen Feuers. Mancher in dem geistlichen Stand gehet dem Himmel zu, welcher in dem weltlichen der Hölle wäre zugegangen; aber auch im Gegenteil findet mancher in dem geistlichen Stand seine Höllenstraß, welcher in dem Ehestand hätte gehabt den Himmels-Weg. Dessen ungeachtet gedenken manche Eltern, ihrem Kind schon eine Kutten anzulegen, bevor es das Kinder-Röcklein ausgezogen. Wenn nur die Erbschaft nit gehe in soviele gleiche Teil, werde das Kind gleich heilig oder verdammt, dessen ist der grausame Vater ohne Sorg, aber nit ohne große Schuld . . . Die Kinder können auch nit verhindert werden von dem Ehestand. Die katholische Kirche kann ihren Kindern viel verbieten, aber keinem kann sie verbieten den Ehestand. Gott selbst gebietet nit den ledigen Stand, sondern läßt ihn nur allein einrathen. Wie können denn die Eltern ein Gebot geben oder den Kindern mit Furcht, Drohung, List und Verfolgung die von Gott überlassene Freiheit benehmen?[5]

Die Predigt „Was das Hänselein lernet, das treibet der Hanns" prägt eindringlich die Pflicht ein, die Kinder an Arbeit, Lernen und Zucht zu gewöhnen.[6] Wie gegen den Unglauben in mehreren Predigten über den Atheismus so wendet sich Knoff auch wiederholt gegen den Aberglauben: Was für eine Verbindung ist das, wenn einem das linke Ohr sauset, daß man ihm eben dann übel nachrede? Wenn man ein vierecketes Klee bei sich oder das Hemd umgekehrt traget, daß man gut Glück im Spielen habe? Wenn einer zu Morgens den linken Schuh vor dem rechten anleget, daß ihm den ganzen Tag nichts von statten gehe?[7]

In einer weiteren Predigt gegen den Aberglauben behandelt er den Gebrauch untüchtiger Mittel, die weder von Gott, noch von der Natur, noch von der Kirche geordnet sind. Er führt u. a. an die ungereimten Gebete mit Ziffern und fremden Schriftzeichen, gewisse Zettel, die an den Hals gehängt werden wider das Fieber und

---

[1] Knoff 2, 308 ff.
[2] Knoff 2, 338 ff.
[3] Knoff 1, 36 ff.
[4] Knoff 1, 56 ff.
[5] Knoff 1, 154 ff.
[6] Knoff 2, 889 ff. Ähnlich 2, 943 ff. Blinde Kinderliebe.
[7] Knoff 1, 471 ff.

andere Krankheiten, die Gebeter, die Sicherheit versprechen von allen Wunden, aller Zauberei, allem Brand und Unglück. Manche haben den Aberglauben, wenn sie etwas Geweihtes am Hals tragen, seien sie unfehlbar versichert, leben sie wie sie wollen. Der Teufel wird sich wenig an ihr Geweihtes stören. Zum Schluß fordert er auf, heute noch alle abergläubischen Schriften, Ziffern, Zettel, allen eingenähten, am Hals oder im Sack getragenen Höllenplunder ins Feuer zu werfen: Kindliches Vertrauen auf Gott und gute Werke sind der beste Schild gegen alle Anfechtungen.[1]

Besonders für die Landpfarrer sind die Predigten des P. Kaspar Mändl aus Ingolstadt (1655—1728) gemeint.[2] In der „Zuschrift an die Hochw. Geistlichkeit auf dem Land" sagt er, „daß ich mich einer niderträchtigen Schreibart gebrauche, hat mich die Erfahrnus von 36 Jahren bewogen, durch welche ich hab gelernt, daß, wenn bei den Predigen etwan 3000 Zuhörer erschienen, nit leicht über 30 oder 40 Gelehrte gefunden werden, welche sich auf Red und Kunst und Wort-Zierden verstehen, alle aber zufrieden sind, wenn sie das Ziel und End ihres Anhörens erreichen, nämlich die Erklärung der christl. Glaubens-Wahrheiten, nach welchen sie ihren Lebens-Wandel mögen einrichten . . . Der größte Trost kann jedem Prediger sein, wenn auch der gemeine Mann die Predig mit seinem Verstand begreifen und mit sich nach Haus zum Unterricht seiner Hausgenossen tragen kann. Ja ich hab aus dem Mund Königlicher, Herzoglicher, Hochfürstlicher und gelehrtester Personen verstehen müssen, daß sie unvergleichlich lieber Sitten-Lehren anhören als hochsteigende Lob-Reden und ineinandergeflochtene Kunstarbeiten, mit welchen mehr die Ohren gekützelt als die Herzen bewegt werden. . . Für die Stadt seynd der gelehrten Prediger genug, aber nit alsoviel für das Land; darumb ich denn diese meine niederträchtige Red-Verfassungen dem gemeinen Land-Volk zu lieb den Hochw. Herrn Pfarrern außer den Städten zuschreibe und demüthig anbefehle".

Die Sprache Mändl's ist einfach, klar und volkstümlich, jedem auch dem geringsten Mann verständlich. So schließt er bei der göttlichen Vorsehung:[3] Bei der weltlichen Herrschaft heißt es: Wie man mir dient, so lohne ich, warum nit auch bei dem höchsten und gerechtesten Herrn? Wer das Brod der lieben Kinder will essen, muß Gott wie ein liebendes Kind ehren. Wer von Gott den Lohn eines treuen Dieners will annehmen, muß wie ein treuer Diener den Willen Gottes erfüllen. In der Predigt von dem vielfältigen Segen der Arbeit zeigt er, daß die Arbeit in gottwohlgefälliger Meinung das Gebet ersetzt. Zur Bekräftigung erzählt er (S. 186), die Geschichte von einem Koch in einem Cisterzienser Kloster: Der gute Koch hatte viele Gäste und arbeitete stark den ganzen Tag. Er opferte diese Arbeit oft Gott dem Herrn und seiner wertesten Mutter auf. Wie es Nacht ist worden, wollte er anfangen zu beten. Aber wie es geht, weil er viel zu müd war, mußte er einen Überfall nach dem andern vom Schlaf leiden. Die Mutter Gottes erschien ihm sichtlich und sprach: Mein Sohn, du hast bisher mir genug gethan und gearbeitet, jetzt begib dich ein wenig zur Ruhe. Die Predigt über „Das Bettler Brod ist das beste Brod" (S. 205 ff.) beginnt er: Ich hab mich in das Brodhaus hineinbegeben, zu erkundigen, was für allerlei Brod in demselben zu finden sei. Ich hab darin angetroffen das Herrn-Brod, das Bürger-Brod, das Bauern-Brod, das Soldaten-Brod und endlich auch das Bettler-Brod. Er schildert dann die Vorzüge der verschiedenen Brode. Das weiße theure Herren Brod: O! der großen Herrn, große Herrn, große Sorgen. Mithin wird großen Herrn ihr Brod auch theuer und sauer gemacht. Das Bürger Brod ist ein ehrliches Brod, denn es ist das Brod ihrer Arbeiten. Das Bauern Brod ist ein schwarzes hartes Brod. Es geht dem Bauern manches mal wie dem Esel, welcher gutes Heu trägt

[1] Ruoff 1, 503 ff. Vergl. 2, 66 ff.

[2] Christliche Erinnerungen der vornehmsten Glaubenswahrheiten zu absonderlichem Behuff der Hochw. Herrn Pfarrern auf dem Land. Augsburg 1727. 2 Bde.

[3] Christliche Erinnerungen 1, 118 f.

und bekommt selber nichts davon. Säet mancher Bauer den besten Weizen, ißt aber selbst kein Körnlein davon. Das armselige Bettler Brod ist das theuerste und doch das glückseligste, und er beweist dies am Segen der gottgefälligen Armuth. Das wahre Bettler Brod ist ein Brod, um welches wir als liebe Kinder bitten, welches uns Gott aus Liebe gibt, gern gibt, mit Freuden gibt. Fromme und Gerechte essen ihr Bettler Brod mit Freuden und Dank. In der Predigt über das Betteln, das nicht erniedrigt, wenn es nothwendig und nicht Arbeitsscheu ist, erzählt er ausführlich die liebliche Geschichte von dem Wolf in Umbrien, den der hl. Franz zähmte. Das Glück der Frommen zeigt er beispielsweise an den Launen der Herrn und der Sklaverei des Hoflebens mit Berufung an den teutschen Horatius Balde. In einer Predigt über die gute Haushaltung (2, 86 ff.) tritt er entschieden ein für die notwendige Ruhe und ehrliche Kost der Dienstboten: Gibt man ihnen ihre ehrliche Kost, läßt man ihnen ihre sieben Stund zu dem Schlaf, kann man sie billig zu der Arbeit anhalten. Wo nit, ist's nit gehaust, denn, wie man zu essen gibt, arbeitet man. Wenn man ihnen alle Bissen in das Maul hineinzählt, zählen sie alle Schritte zur Arbeit. Sperrt man ihnen das Brod ein, ziehen sie den Fleiß ein. Ja, wenn man ihnen nit gibt, was man soll, stehlen sie, wo sie können.

Durch all diese Predigten geht ein schöner Zug der Volkstümlichkeit und der Liebe zu den Armen und Gedrückten.

Auch der von P. Weitenauer so hoch eingeschätzte P. Ferd. Hueber wendet sich hauptsächlich an die Landpfarrer. Auf hohen Canzeln stehende Prediger haben meiner Wenigkeit nicht vonnöthen. Ich schreibe für jene, welche sonderbar auf dem Land nebst vielmals täglicher und nächtlicher Versorgung ihrer christlichen Schäflein als geistreiche Seelen Hirten an Feiertagen das Wort Gottes vortragen, wo aber gewiß bei den allda sich befindenden Zuhörern schlechte Frucht erfolgen würde, wenn nur gespitzelte Predig Gedanken sollten vorgebracht werden.[1] Und ein anderes Mal sagt er: Die Kraft meiner Predigen baue ich nicht auf Zierde oder Neuigkeit, sondern auf die Frucht. Liebster Leser, was würde es nützen, wenn ich nur auf gekraußte, geblumte, gezipfelte, ja schier gar gestirnte Wort studierte. Den Lehrmeister meiner Predigen hab ich Jesum erwählet, so immerdar bei der alten Manier zu predigen geblieben: Die Gleichnisse seynd andere, aber nicht die Wort.[2]

Von den Predigern in der oberrheinischen Provinz seien hier nur genannt die Domprediger Heim und Winter. Die Mainzer Domkanzel versahen die ganze Zeit bis zur Aufhebung die Jesuiten.[3] Von 1762—1765 war Festtagsprediger P. Adam Heim (geb. Bamberg 1725, eingetr. 1743), der als Hofprediger 1769 in Dresden starb. Sein Nachfolger als Festprediger auf der Domkanzel in Mainz, P. Math. Becker (1765—1770), wurde auch sein Nachfolger als Hofprediger in

[1] Der zum 3. Mal zur Himmels-Weyd ruffende Seelen-Hirt. 3. Jahrg. 3. Teil. Ingolstadt 1750. Vorrede.

[2] Der Neue zum zweyten mal zur Himmels-Weyd ruffende Seelen-Hirt. 2. Jahrg. 2. Teil. Augsburg 1743. Vorrede. Von dem von Weitenauer erwähnten P. Franz Höger erschienen 1724 in München Predigten in zwei Folianten: „Das Evangelium den Armen und Reichen gepredigt". 2. Aufl. 1726, 3. Aufl. 1740. Hier sei nur erwähnt seine wuchtige Predigt gegen den Atheismus (1, 178 ff.), worin er die fünf Gattungen der Atheisten schildert und in lebhaften Farben die ganze Narrheit des Atheismus in seinen logischen und ethischen Beziehungen kennzeichnet. Vergl. auch 2, 155 ff. die Widerlegung von fünf Entschuldigungen derjenigen, die kein Almosen geben wollen.

[3] Die Namen der Sonntags- und Festprediger bei H. Heim, Christl. Fest- und Feiertagsreden, vorgetragen im H. Erzdom zu Mainz von Adam Heim, Frankfurt 1792. S. XXIX ff. — über den P. Wolfg. Zumsteeg aus Schlettstadt (1662—1714), dessen Predigten noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine neue Auflage erlebten (Koblenz 1853) s. Brischar Kanzelredner 3, 572—670.

Dresden (gest. 1783).[1] Der Neffe des P. Adam Heim, P. Hugo Heim (geb. 1737, eingetr. 1755), hat einen Teil der Predigten seines Onkels herausgegeben. Die Mainzer Festpredigten zeichnen sich aus durch tiefes Eindringen in das Festgeheimnis, praktische Anwendungen auf die Zuhörer und eine schöne natürliche Sprache.

Am Feste der Verkündigung Mariae schildert er u. a. die Treue Marias gegen Gott und geht dabei ins Einzelne ein. Maria belehrt uns, daß die Hand Arbeit auch den vornehmsten Stand nicht schändet, sondern ihm vielmehr zum Lobe gereicht. Hierein sollen sich billig jene trägen Hausmütter spiegeln, welche ganze Tage ohne das mindeste zu arbeiten, verstreichen lassen, auch ihre Kinder dazu nicht ernstlich anhalten. Daher heut zu Tage die schier gemeine Klage, daß man so wenig rechtschaffene Hausmütter antreffe. Und wie soll es anders sein können, wenn man achtgiebt, wie der meiste Teil der Töchter erzogen wird? Des Morgens läßt man sie lange in den Tag hinein schlafen; kaum sind sie aufgestanden, muß das Frühstück schon auf dem Tische stehen. Dann kommt der Friseur und hält sich mehrere Stunden mit Kräuseln der Haare auf. Hierauf stehet man eine geraume Zeit vor dem Spiegel. Endlich kleidet man sich zum Ausgehen an und wenns Glück gut ist, so hört man noch eine hl. Messe. Nach dieser muß gleich das Mittagessen aufgetragen werden; und dieses dauert bis weit in den Nachmittag hinein. Nach dem Spielchen bei einer Gesellschaft, welche bis spät in die Nacht anhält, erfolgt das Nachtessen. Bleibt noch ein wenig Zeit übrig, so wird solche mit Tanz-, Sprach- und Musikmeistern verschwendet. Die Tochter darf keinen Schritt in die Küche tun, keine Händ ins kalte Wasser stecken und sich in nichts dergleichen üben, was zu einer guten Haushaltung notwendig und nützlich ist. Wenn nun nicht allein vornehme reiche Leute, sondern auch Leute von gemeinem Stande anfangen, auf solche Weise ihre Kinder zu erziehen, so ist am Tage, daß hiedurch sich der Verfall sonst wohlhabender Leute nähere, und derjenige betrogen werde, der solche galante Puppen sich eigen macht, von denen er nicht einmal eine gute Suppen zu erwarten hat und für die er überdies mehrere Dienstmägde halten muß. Wir alle, obschon wir jetzt etwa Herrn und Frauen sind, werden doch einst als Knechte und Mägde Gottes Rechenschaft geben müssen sowohl von der Zeit unseres Lebens als auch von den Kräften unseres Leibes und unserer Seele, wie wir nämlich solche angewendet haben, denn der Schöpfer der Natur hat uns dieselben nicht umsonst verliehen.

Bei der Pflege, die Maria ihrem Kinde angedeihen läßt, berührt er offen einen Mißstand der Zeit. Hier sind insbesondere jene Mütter zu erinnern, welche ohne erhebliche Ursachen ihre Kinder nicht selbsten säugen, sondern weiß nicht was für Säugammen anvertrauen. Den unvernünftigen Thieren ist diese Pflicht so tief eingeprägt, daß man sie nicht leicht davon wird abweichen sehen. Viel anders Unheil zu geschweigen, wohin sind jene schulterige an Größe und Leibesstärke sonst so berühmte alte Deutschen hingekommen? Warum ist die Jugend so verzärtelt, so weibisch? Weil man zu unordentlich lebt, sich öfters mit fremden Speisen und Geträuken überhäuft, immer neue Gattungen von Leckereien einführt; das Mehreste scheinen hierzu beizutragen jene Mütter, welche die Kinder mit der Milch verderben, denn viele, weil sie die Unbequemlichkeit scheuen, säugen ihre Kinder nicht selbsten, sondern übergeben sie solchen Dirnen, die keinen schamhaften Blutstropfen mehr im Leibe haben und überdies mit verborgenen Krankheiten angesteckt sind. Können aber diese, die selbst nichts Gutes an sich haben, dem Kinde etwas Gutes mittheilen?[2]

---

[1] P. Rauch, Beichtvater des Königs von Polen, bat April 1750 den Provinzial der oberrheinischen Provinz um einen Prediger für die Hofkanzel in Dresden. Der König verlange einen Pater aus der oberrheinischen Provinz wegen der Eleganz der deutschen Sprache, in qua primatum habent Moguntini. *Consult. Rhen. sup. April. 1750.

[2] Christl. Fest- und Feyertagsreden 58 ff.

Bei dem Feste der Aufopferung Mariae kommt der Prediger auf die schlechte Erziehung der Kinder zurück: Müssen nicht die kaum aus der Wiege gekrochenen kleinen Kinder schon Staatspuppen, Docken und Götzen der eitlen Hoffahrt werden? Wie bewahrt man sie vor den Gelegenheiten zu sündigen? O des Bewahrens! Man stürzet sie vielmehr muthwilliger Weise selbst hinein. Der Vater, die Mutter führen sie an die schlüpfrigsten Orte, machen den Buhlern die Thüre auf, spotten über die Eingezogenheit ihrer Erzeugten, verhalten sich nicht anders als die unmenschlichsten, grausamsten Seelenmörder ihrer eigenen Kinder. — Am Festtage des heiligen Apostels Thomas legt er das Hauptübel der Zeit, den grassirenden Unglauben blos als die Hauptwurzel aller Laster der durchaus verdorbenen Sitten, welche wir zu diesen unsern verderbten Zeiten leider im Schwange gehen sehen und zeigt dann in treffender Weise, wie nach dem Beispiele des hl. Thomas nur demütige Rückkehr zum Glauben Rettung bringen kann.

Die Domkanzel zu Würzburg versah P. Anton Phil. Winter (geb. 1712 in Bamberg, eingetreten 1730, gest. 1792). Seit 1762 Domprediger, blieb er dies 26 Jahre lang. Seine Predigten[1] verlangen in eindringlicher, klarer, stets maßvoller schöner Form ein Christentum der Tat in der eigenen Seele, im christlichen Hause, in der christlichen Gemeinde, ein Christentum der Liebe und Erbauung besonders bei allen Hochstehenden. Weltmänner, die das Volk lieben, dessen Rechte wie das eigene verfolgen, stehen höher als die Priester. Wie kann einem großen Mann ein guter Bissen an der Tafel schmecken, wenn der Handwerker nicht bezahlt, der gekränkte Bürger nicht angehört, arme Waisen an den Bettelstab gebracht werden? Ist es nicht himmelschreiend, wenn die Furchen selbst mit dem verhungerten Ackersmann weinen? Scharfe Worte findet er gegen die vielartigen Betrügereien bei Offizieren, Richtern, Advokaten und Kaufleuten, gegen die falschen Andachten der Frömmler, die nicht genug Gebete sprechen können und die man mit Gewalt von der Kirche abhalten muß, die aber zugleich hart gegen die Dienstboten, unerträglich im Umgang sind, Kinderzucht und -aufsicht im Hause vernachlässigen, den Armen das Almosen, den Dienstboten den schuldigen Lohn vorenthalten. Sehr eindringlich fordert er Trost und Hilfe für die Armen.[2]

Die Zeitübel finden an P. Winter einen unerbittlichen Ankläger und Richter. Er verlangt zwischen Landesvater und Landeskinder gegenseitige Liebe. Der weltliche Beherrscher kann in vielen Dingen unheilig und tadelhaft sein, nur die Religion schützt vor Pflichtvergessenheit von oben und vor Raserei von unten. Die Thorheiten in der Kleidung gehen soweit, daß man in der Kirche nicht mehr Geschlecht von Geschlecht unterscheiden kann. Die Kirche wird zum Marktplatz für Putz, Musik und Geilheit. Es ist für die Reichen furchtbar, wenn die Stimmen der Bedrängten und Unterdrückten gegen sie zum Himmel schreien. Trotz der furchtbaren Not des Mißjahres, welche Verschwendung, Putzsucht und Genußsucht! Tausende haben kein trockenes Brot und andere essen das feinste Gebäck. Je größer die Not im Mißjahr, um so dringender die Pflicht zu helfen. Ergreifend sind manche seiner Schlußworte. So ruft er aus: Dankfest: kein Wehe. O nein, die schönste Kiliansstadt soll niemals eine Blutstadt sein, in welcher das kostbare Marterblut ihrer großen Glaubensbrüder durch einen verheerenden Sittenwandel soll entheiligt werden! Der schöne Schluß gipfelt in einer beredten Apostrophe an den Vater der Barmherzigkeit.[3]

In der niederrheinischen Provinz ragte im ersten Drittel des Jahrhunderts als Prediger hervor P. Heinrich von Venedien (geb. 1668 zu Calcar, eingetreten 1689). Nach mehrjähriger Lehrtätigkeit (Philosophie und Mathematik zu Münster

---

[1] Heilige Reden auf alle Sonntage des Jahres. Bamberg 1785. 4 Bde. Heilige Geheimnißreden. Leipzig 1785. 3 Bde.

[2] Vergl. Heilige Reden 1, 182 ff., 3, 184 ff., 260 ff., 320 ff.

[3] Heilige Geheimnißreden 2, 253 ff., 3, 161 ff., 359 ff., 441 ff., 473 ff.

und Köln) wurde er auf die Kölner Domkanzel berufen, wo er den Ruf eines ausgezeichneten Predigers erlangte, besonders durch seine rhetorisch vollendete Stoffverteilung und Diktion. Er starb als Regens des Xaverianischen Konvikts in Köln 1735.[1]

In seinen Predigten behandelte er in anziehender Sprache den ganzen Pflichtenkreis des Christen. Er preist u. a. das Glück und Heil des Ehestandes, das Almosen als gewinnreichste Kunst, Segen der Kindererziehung und der liebreichen Behandlung der Dienstboten.

In der Predigt über die Weise, wie man Almosen geben soll, fordert er vom Almosenspender drei Stücke: eine große Hand, ein fröhliches Gesicht und ein zum Himmel schauendes Auge. Ehe ich weiter fortfahre, sagt er, muß ich einigen Geizhälsen den Deckmantel abziehen, womit sie ihre karge Hand und ihr unfreundliches Angesicht zu verschönern und zu bedecken pflegen. Man sieht, sprechen sie, unter den Bettlern viele, die einen gesunden und kräftigen Körper haben, welche sich aus lauter Faulheit des Bettelstabes bedienen, da sie doch mit ihrer Händearbeit gar leicht die tägliche Nahrung verdienen können; wer kann aber solchen Müßiggängern ohne Zorn und Schelten ein Almosen geben? Wer kann ihnen ein freundliches Angesicht zeigen? Mit Prügeln verdienen solche Bettler von der Thüre abgewiesen zu werden. Sei nicht zu hitzig, mein Christ! der du so redest. Meinst du vielleicht, daß Christus, dein Lehrmeister, als er im heutigen Evangelium 5000 Mann mit unaussprechlicher Liebe und Freundlichkeit gespeist hat, auf ihre Verdienste oder Unverdienste, auf ihren gesunden und schwachen Leib geachtet habe? Meinst du vielleicht, daß diese 5000 Gäste lauter fromme und der Erbarmung würdige Menschen gewesen? Das wäre weit gefehlt . . . Wir sind alle Bettler und bitten alle Tage um ein Almosen des himmlischen Vaters. Wenn nun dieser uns niemals etwas mitteilen wollte als zu der Zeit, wann wir es von ihm verdienen, ach Andächtige, wie erbärmlich würde es uns allen ergehen? Wie denn Gott mit dir umgeht, so mache es mit den Armen. Die Predigt über das Almosen, die gewinnreichste Kunst[2] schließt er mit den Worten: Lasset uns folgen dem Rathe, welchen der alte Vater Tobias seinem Sohn gegeben hat: „Auf welche Weise du vermagst, sei barmherzig. Von keinem Armen wende dein Angesicht ab, daß auch von dir sich nicht abwende das Angesicht des Herrn" (Tob. 4, 8, 7). Werde nicht ungeduldig, wenn sie in großer Menge an deine Thüre kommen, schmähe und schelte sie nicht, treibe sie nicht mit Gewalt hinweg. Sage nicht: Gehet eure Wege, man kann euch Müßiggänger nicht allzeit was geben, sondern erbarme dich über alle, so gut du kannst, wende dein Angesicht von ihnen nicht ab, damit Gott sein Angesicht nicht von dir abwende.

Ein eindringlicher Advokat der Armen ist auch der Münsterer Domprediger P. Jak. Zurmühlen (geb. 1707 zu Münster, eingetreten 1724). Er gab 1751 Predigen auf alle Sonn- und Feyertäg heraus.[3] Sehr wirksam spricht er über die Kostbarkeit der Zeit (1, 82 ff.) und sehr eindringlich für die Armen: Was wir den Armen geben, geben wir Christus. Trotz der Not gibt es unbarmherzige Leute genug, die das ihrige den Schmarotzern und Teller-Leckern lieber als Christus geben, und das trotz der vielen Wohltaten, die Christus ihnen gespendet. Keine Mahlzeit, keine Tracht sind zu kostbar, große Summen werden mit lachendem Munde verspielt. Eure so große Kleiderpracht, in Gold und Silber prangende Bediente, das kostbare, mit Gold und Silber reichlich überzogene Pferdegeschirr zeigt, wie

---

[1] Seine Predigten erschienen unter dem Titel Fruchtbarer Himmels-Thau zuerst 1726, dann 1730—1735 in vier Quartbänden in Köln und erlebten bis 1774 viele Auflagen, auch noch im 19. Jahrhundert in Paderborn 1854 und Regensburg 1859, 4 Bände: nach der Ausgabe Stadt am Hof 1744. Danach die folgenden Zitate. Ein *Elogium Rhen. inf. 62 f. 688 f.

[2] Venedien III 2, 86 ff.

[3] Augsburg 1751. Fol. 2 Bde.

reich ihr seid zu übermäßiger Pracht, aber den Armen, Chro, eurem Gott, nur ein weniges! Nein, da klagt ihr über schlechte Zeiten, große Verluste, der arme Chrus muß mit leeren Händen abziehen, nicht ein Stück Brot, keinen Heller! (1, 24 ff.).

Wohl der bedeutendste, jedenfalls der volkstümlichste Prediger unter den niederrheinischen Jesuiten des 18. Jahrhunderts ist P. Franz Hunolt. Seiner anziehenden Persönlichkeit, insbesonders seines erbarmungsreichen Herzens wurde schon früher gedacht.[1] Als er am 12. September 1746, 55jährig, von einem bösartigen Fieber weggerafft wurde, hatte er die 1740 begonnene Herausgabe seines großen Predigtwerkes bis auf den letzten, sechsten, Folianten vollendet und auch diesen schon druckfertig hinterlassen.

Eine neuere Studie begründet ein sehr günstiges Urteil über den Prediger Hunolt in folgender Weise:[2] Hunolt wird allen seinen Zuhörern gerecht. Keine Bevorzugung eines einzelnen Standes oder einer einzelnen Klasse, keine Häufung des Tadels auf bestimmte Kreise des Volkes. Nicht selten liebt er die Gegenüberstellung einzelner Gruppen, indem er gleich sein Thema so einteilt, daß er allen etwas mitzugeben hat: Fromme und Sünder, Geistliche, Beamte, Richter, Eheleute, Ledige, Kaufleute, Arbeiter, Alte und Junge. Charakteristische Darlegungen dieser Art finden sich besonders in den Neujahrspredigten; von den neun erhaltenen bieten sechs eine eingehende Ansprache an die einzelnen Stände und schließen mit einem ergreifenden Aufruf an die Sünder, sich zu bekehren. Wenn er von der Anhörung der Predigt spricht, und daß niemand sich davon dispensieren dürfe, dann zählt er gleich die Gattungen derer auf, die gerne fortbleiben: die einen aus Unlust, die andern aus Verachtung, weil sie meinen, sie seien klug und gebildet genug, oder weil sie glauben, sie könnten auch ohne Predigt fromm leben, andere wieder aus Faulheit und Bequemlichkeit, andere infolge von Überbürdung mit zeitlichen Geschäften, andere aus Furcht, es könne ihr Gewissen aufgerüttelt werden, das sie so gern einlullen; und bei diesen letzteren geht er dann wieder auf einzelne Gruppen ein.

Zwei Volksklassen, die oft erwähnt werden, sind die Armen und die Reichen. Man muß die Freiheit und den Freimut bewundern, mit dem er spricht, und zugleich den Takt anerkennen, der ihn nie zuweit gehen läßt; er bleibt immer edel und maßvoll, wenn er den Reichen ein ernstes Wort mit auf den Weg gibt; er redet aber auch ebenso offen, wenn er die Fehler der Armen an den Pranger stellt; und doch wird man immer den Unterton eines besonderen Mitleides und Wohlwollens heraushören können, wenn er von den wirklich Armen spricht, wenn er ihre Bedürftigkeit den Besitzenden ans Herz legt.

Ein anderer Punkt, der in den damaligen Verhältnissen begründet lag und auch häufig zur Sprache kam, war der Frieden der einzelnen Stände untereinander. Es spielen sich zur Zeit Hunolts, wie bereits bemerkt, die letzten Kämpfe ab zwischen dem Adel einerseits und den Geistlichen und Bürgern anderseits; besonders die Frage nach dem Vorrecht und der Beisteuer zu den öffentlichen Lasten stehen im Vordergrund. Da hatte der Domprediger eine schwierige und doch lohnende Arbeit, für Frieden und Eintracht Sorge zu tragen.

Auch außergewöhnliche Gelegenheiten weiß Hunolt immerzu in den Dienst seiner praktischen Aufgabe zu stellen und zeitgemäße, drängende Fragen zu behandeln. Bald ist es ein Fest, bald ein Jubiläum, bald ein öffentlicher Bittag, eine Seuche, Kriegsnot, Unwetter u. a. m. Dann war das Volk durch die äußeren Um-

[1] Bei Trier 1. Teil S. 66 f.

[2] Jos. Kramp, Ein rheinischer Volksprediger des 18. Jahrhunderts in Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge 1926, S. 233 ff.

stände in besondere Stimmung versetzt, die oft die ganze Kunst des Predigers herauszufordern schienen; aber gerade hier zeigt sich, wie sehr Hunolt seiner Aufgabe gewachsen ist. Alle Stimmungen und Affekte kann er spielen lassen, jedem kann er aus der Seele sprechen, alle kann er trösten und erschüttern; Freude und Trauer, Wehmut und Begeisterung geht von der Kanzel aus und auf die Zuhörer über. Ja, man muß es sagen: die bei solchen Gelegenheiten gehaltenen Predigten zählen vom künstlerischen Standpunkt aus zum Schönsten und Besten, was er geleistet. Es verbinden sich hier in schier klassischer Feinheit und Vollendung der erhabene Schwung der Idee und die Volkstümlichkeit der Darstellung mit der praktischen Seite des geistlichen Redners und schaffen mustergültige Werke der Beredsamkeit.

Mit der Anwendung auf die Verhältnisse des praktischen Lebens ist es Hunolt indes noch nicht genug. Er geht mit seinen Ermahnungen bis ins einzelne auf die Vorkommnisse des Lebens ein, wie es sich in der Öffentlichkeit, in der Familie, bei Reichen und Armen, bei Herren und Knechten, bei Frauen und Mägden gestaltet; und doch verliert er sich dabei nicht ins Kleinliche. Ja, bisweilen, wenn das Thema der Predigt ihm keinen bestimmten Vorsatz an die Hand gibt, wie in einigen Lobreden, sucht er doch auf seine Art die Predigt fruchtbar zu gestalten durch Ermahnungen für bestimmte Gelegenheiten. So sagt er in der Rede auf die „unzählbaren Trierischen Martyrer": So oft ihr auf den Platz kommt, auf dem diese Helden ihr Blut für den wahren Glauben vergossen haben, dann denkt an die zum Teil hier auf dem Platz noch ruhenden Gebeine und fragt euch selbst aufmunternd: Wie lebten sie? wie lebe ich?

Auch das hat Hunolt als rechter Menschenkenner gewußt und gehandhabt, daß es dem Menschen oft besser ist, nicht einen bestimmten Vorsatz zu fassen, sondern indirekt eine bestimmte Seelenverfassung zu begründen und wachsen zu lassen, aus der dann die Willensrichtung von selbst sich ergibt. Erinnert sei hier nur an die treffliche Predigt über die weite Verbreitung des Ehrabschneidens, in der er einfach durch packende und erschütternde Sittengemälde auf die Zuhörer einwirkt und viel nachdrücklicher einwirkt, als wenn er lange getadelt und gemahnt hätte.

Aus dem Gesagten ergibt sich die Berechtigung des Urteils über Hunolt, er sei ein großer Kenner des menschlichen Herzens gewesen mit all seinen Gefahren und Beschwerden und Freuden. In der Tat, er kannte seine Zuhörer, ihre ganzen Verhältnisse, Bedürfnisse, Vorzüge und Schattenseiten und besaß als Redner die Gabe, sie im Lichte der gesunden Lehre vor seinen Zuhörern darzulegen und so zu einem guten Leben anzueifern.

Wie fügt nun Hunolt all diese Nutzanwendungen, all diese aus dem Leben genommenen Züge zu einem einheitlichen, kunstgemäßen Ganzen zusammen? Der Sittenpredigt droht die eine große Gefahr, sich in unablässige Ermahnungen, Warnungen, Vorwürfe, Tadelreden usw. zu verlieren und dann auf die Dauer jede Einflußmöglichkeit auf die Zuhörer einzubüßen. Diesen Weg also konnte und durfte Hunolt nicht einschlagen und hat es auch nicht getan. Es kommt hier dem Prediger das Sittengemälde zustatten, und Hunolt hat einen reichen und vorbildlichen Gebrauch davon gemacht. Er schildert die Menschen des wirklichen Lebens, stellt ihre Art durch Aussprüche der Heiligen Schrift und der Kirchenväter, durch Beispiele aus der Geschichte, durch Gleichnisse, Bilder, Vergleiche und Sprichwörter ins rechte Licht, zergliedert, erweitert, klärt und beleuchtet das Notwendige und schließt mit einem eindringlichen Aufruf an seine Zuhörer. Und dieser Predigtschluß zeichnet sich im Gegensatz zu der einfachen Einleitung durch Abwechslung der Form, Klarheit und Schönheit des Gedankens besonders aus.

Hunolt ist ein vielgelesener und auch vielgepredigter Prediger geworden.

1740 begann er selbst die Drucklegung der Augsburg-Würzburger Ausgabe in sechs Foliobänden, die bis 1763 schon vier Auflagen erlebte, denen sich bis 1813 noch zwei weitere anschlossen. Dann erschienen eine Reihe von neudeutschen Ausgaben, so die von Köln in zwei Auflagen (1812 ff.; 1830 ff.), die von Regensburg (1842 ff.), die von Graz in drei Auflagen (1842, 1856, 1871); auch einzelne Teile wurden für sich herausgegeben, so seine Fastenpredigten. Selbst in fremde Sprachen ist er übersetzt worden (englisch, holländisch, französisch, polnisch) und wirkt so bis auf den heutigen Tag weit über seine Stadt Trier und die deutschen Lande hinaus.

Er hat es verdient; denn er ist Muster und Vorbild eines Predigers, der die schwierige Aufgabe zu erfüllen hat, unter ganz bestimmten Zeitverhältnissen durch lange Jahre hindurch einer so vielgestaltigen Zuhörerschaft das Brot der göttlichen Lehre zu brechen. —

Es erübrigt noch ein Wort über die sogenannten Kontroverspredigten, d. h. Predigten über die Unterscheidungslehren zwischen dem Katholizismus und Protestantismus.

An Orten mit konfessionell stark gemischter Bevölkerung suchte man durch die Behandlung der Kontroversen nicht so sehr Konvertiten zu gewinnen als vielmehr die eigenen Konfessionsgenossen zu schützen oder auf herausfordernde Angriffe zu antworten. So lesen wir in der Geschichte des Kollegs von Worms zum Jahre 1730: In diesem Jahre feierten die Lutheraner ihr Jubiläum mit einer feierlichen Prozession, zu deren Teilnahme auch die Katholiken unter Geldstrafe gezwungen wurden. Die Furchtsameren begleiteten die Prozession bis zur Kirche, nach deren Öffnung sie aber eine weitere Teilnahme ablehnten. Während des Jubiläums wurden sowohl in der Stadt als auch in der Umgegend Druckschriften mit Fabeln und Schmähungen gegen die Katholiken und die katholische Religion verbreitet. Dadurch veranlaßt, hielten unsere Prediger Predigten über die strittigen Glaubenssätze mit solchem Nachdruck, daß die katholische Wahrheit gegen die Lügen und Schmähungen siegreich an den Tag trat; dafür wurden dann unsere Prediger kurz darauf beim Regensburger Reichstag verklagt.[1]

Der Münchener Prediger P. Ferd. Hueber betont in der Vorrede zu einem seiner Predigtbände:[2] Nach sonderbar dreien Cantzlen, die ich versehen, war ich fast bis ins 10. Jahr für eine bestellet, allwo ich (maßen die Stadt nur halb katholisch sich schreibt und die also genannte Parität haltet) viele Zuhörer zählete, die sehr stark und oft von den Glaubensgegnern angefochten und insonders verhöhnet worden, daß sie die Heilige Schrift nicht lesen dürften . . . Worauf ich dann mich entschlossen, auch einige Predigten des Jahres von Glaubens-Streitigkeiten zu halten, welches mir um desto leichter fallet, weil ich längst vorher die Controversias als Professor vier ganzer Jahre dociret . . . habe also den Unterricht in der Predigt erteilt, wie nämlich unsere katholische Glaubens-Geheimnisse zu verstehen und zu beweisen seien, welches alles, wie der Leser selbst finden wird, in allem Frieden und Freundlichkeit gegen unsere Gegner geschehen.[3]

In dem konfessionell stark gemischten Augsburg wurden Kontrovers-Predigten zu einer ständigen Einrichtung. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts

[1] *Historia Coll. Worm. 1730/33. Rhen. sup. 38 nr. 17.

[2] Der zum 3. Mahl zur Himmels-Weyd ruffende Seelen-Hirt. 3. Jahrg. 8. Teil. Ingolstadt 1746.

[3] Dies Versprechen hat er gehalten z. B. in der Predigt gegen die Anklage, als sei der Papst der Antichrist; ohne jedes harte Wort erweist er negativ und positiv die Haltlosigkeit der Beschuldigung (III 2, 28 ff.), ebenso in der Predigt über die guten Werke (III 2, 144 ff.) und in den übrigen Kontrovers-Predigten.

versah P. Franz Pfyffer viele Jahre die Domkanzel.[1] Auf die Klagen der Protestanten über seine Kontroverspredigten verteidigt sich P. Pfyffer im Jahre 1733: Sind meine Predigten was anders gewesen als eine Antwort auf ihre Schriften zum Schutz unseres heiligen Glaubens? Vermeinen die Herren Lutheraner, wir Katholische sollen die Händ in Sack schieben, uns lassen angreifen an unserm Glauben und uns dagegen nicht wehren? Wenn lutherischer Seits wider uns Katholische und unsere heilige Kirch die lästerlichsten Schriften ausgesprengt werden, das heißet, sich nicht an uns reiben . . . Aber wenn ich mit bester Manier auf dergleichen Schriften antwort, so muß ich zu Zankereien Anlaß geben . . . (S. 311). Auch gegen den Vorwurf der Spöttereien antwortet er: Muß gestehen, daß ich aus den Schriften der Herren Lutheraner manches hab vorgebracht, so ihnen zu schlechter Ehr, vielmehr aber zu einem Spott gereichet. Und wenn ich auch verursachet hab, daß man darüber gelacht und gespottet, wem muß die Schuld beigemessen werden?

Den größten Ruf erlangten in Augsburg P. Neumayr und P. Merz. P. Neumayr wurde wegen seiner Kontroverspredigten viel angefeindet. Der Prämonstratenser P. Sebastian Sailer schrieb deshalb zum 50jährigen Ordensjubiläum des Predigers eine ausführliche Verteidigung in Form einer Jubelrede.[2] Er führt u. a. aus: Der Tod leerte durch den unvermuteten Hingang P. Francisci Gözenbergers die hohe Domkanzel zu Augsburg, da Franciscus Neumayr von dem Himmel zur Nachfolge bestimmt war.[3] Seine Predigten sind wahre Meisterstücke, wo nebst der Wahrheit, Kunst, Ordnung mit einem Worte alles, was man von einem Wohlredner fordern mag, besonders die überführenden Schlüsse zu finden sind. Er lehrt, er bewegt, er ergötzt. . . . Ein unverschämter Federkratzer bezüchtigte ihn, seine Predigten zielen auf Mord, Unruhe und Störung des Friedens. Er muß entweder seine Streitreden nicht verstanden oder niemals gesehen haben. Wie oft hat Franciscus sich geäußert, sein Herzenswunsch hafte nur darin, daß die Feindseligkeiten einmal zu Ende gingen, welche unter Glaubenskämpfern soviel Unruhe stiften. Auf den Vorwurf der Mundart antwortet P. Sailer: Die Gegner brüsten sich als Väter der deutschen Mundart. Die andere Sprache (Mundart) ist ihnen ein abgeschmacktes Rotwelsch. Ich stelle eine Frage, ob die Apostel auch sächsisch gesprochen? Die Apostel glaubten, die Wahrheit gefalle einem Menschen desto hurtiger, wenn dero Verkünder von einer Zunge wäre. Franciscus folgte ihm nach. Nach den Protestanten sind nun die Freidenker und starken Geister der Gegenstand seiner Bemühungen. Unsere Zeiten sind wohl unselig, daß solche Menschen in so großer Zahl sich sehen lassen. Sie leugnen die Unsterblichkeit der Seele, Gott im Himmel soll sie nicht mehr schrecken und wenn sie aus bloßem Gefallen noch an ein höchstes Wesen glauben, trauen sie dessen Barmherzigkeit alles, seiner Gerechtigkeit das Wenigste zu. Diese Pest ist leider schon in die Herzen der Katholischen eingedrungen. Franciscus ist nun beschäftigt, nach seinen Kräften diesem Elend abzuhelfen. Dahin zielen seine Fragen: Ob ein Gott im Himmel sei? Ob der Mensch nur eine Maschine sei? Ob und was die Hölle sei? Franciscus steigt von der Stufe eines

[1] R. P. Franz. X. Pfyffer S. J. 28 Jahr weit berühmten Augsburgischen Dompredigers. Christl. apostol.-katholische Wahrheiten meistens wider die Lutherische Lehr gehaltene Predigten. Nach dessen gottseligen Hintritt und auf öfteres Verlangen aller Katholischen gesammelt. Augsburg 1752. fol. 901 S.

[2] Frag, ob der Hochw. P. Franc. Neumayr der hohen Dom-Kirche zu Augsburg an die zehen Jahre Ordinari-Prediger ein wahrer Gesell Jesu sey? (1762, 20 ff.)

[3] Die Namen der früheren Augsburger Domprediger aus dem Jesuitenorden sind S. 26 f. genannt.

Kanzelredners auf das Amt eines Katechisten herab. Er findet die leidige Not, den starken Geistern jene Dinge beizubringen, welche man sonst Kindern zu sagen hat. ... Dann schildert P. Sailer die Liebe des P. Neumayr, mit der er alle Beschwerden des Predigtamtes getragen. Hohes Alter und andere Beschwerden konnten ihn nicht von der Arbeit abhalten. Die schweren Unpäßlichkeiten, die ihn befielen, hörte er nicht an, wenn sie ihm auszurasten nicht nur riethen, sondern geboten. Die Liebe war seine Arbeit. Mit dieser bestieg er den Predigtstuhl, wenn schon der kranke Körper sich weigern wollte. Die Füße wollten ihm einmal den Dienst versagen, er mußte mit einem Wagen zur Domkirche gebracht werden. Die Sünder suchten ihn auf trotz seiner Schärfe gegen die Sünde. So gut seine Wohlredenheit klang, so tönte sie doch gräßlich, da er wider die Sünde zu sprechen hatte. Er hatte ein zweischneidiges Schwert, wie es einem Apostel gebührt. Um Menschen Gunst kümmerte er sich nicht. Der Saal der Lateinischen Versammlung in München hörte ihn als einen Präses 12 Jahre zu den Sodalen sprechen. Seine Anreden waren ernst, seine Schärfe ging dahin, die Diener Mariä gut zu erhalten und werden ihm alle noch dankbar dafür bleiben, welche seine strenge Obacht zu wahrhaften Kindern Marias gestaltet hat. Was er wider die Laster gesprochen, schrieb er bei seinem Pult und seine Tinte war von Galläpfeln geschärft, wo er schlimme Sitten angegriffen. Er gab allen Ständen ihre Schuldigkeiten zu lesen. Nichts verfolgte er mehr als den faulen Knecht, welcher in der Trägheit schlummert, das gegebene Pfund vergräbt und seinem Gott mit gähnender Seele dient.

Was P. Sailer ausführt, kann durch viele Beispiele belegt werden.

So antwortet P. Neumayr[1] z. B. auf die Vorwürfe gegen die schlechten Pfaffen: Alles, was man der Geistlichkeit vorwerfen kann und warum man sie verachten will, kommt auf eines hinaus, nämlich, daß nicht alle Priester recht priesterlich leben. Ich antworte 1. mit einer Frag: habt ihr denn vermeint, daß einer, sobald er einen schwarzen Rock anleget, ebendarum aus einem Menschen ein Engel werde? Wäre freilich zu wünschen, aber wer will es hoffen? Ist also der Priesterstand, so hoch er immer in der Würde ist, ein Stand der Menschen. Jetzt zeiget mir einen Stand unter den Menschen, in welchem alle standesgemäß leben. Heilig ist der ledige Stand: aber wie viel gibt es da müßige, freche, unkeusche Leut? Löblich ist der Ehestand, aber wie viel findet man Ehebrecher, Wucherer, Schlemmer? Ansehnlich ist der Adelstand: aber wie viel sieht man da Praller, Schmeichler, Wütheriche? Vollkommen ist der Ordensstand: doch findet man auch da leider einen Luzifer unter den Engeln, einen Judas unter den Aposteln: wie sollte man dann unter der Priesterschaft nichts Ungleiches antreffen?

Dann geht er auf einen weiteren Grund ein, die Schuld der Eltern, die ihre Kinder drängen, Priester zu werden. Wenn es zuweilen unauferbauliche Priester gibt, haben oft jene die meiste Schuld, welche am heftigsten schmähen: ich verstehe jene Eltern, welche mit aller Gewalt ihren Sohn zum Priester wollen haben, er mag wollen oder nicht, tauglich sein oder nicht; verstehe jene Patronen, welche einen Tischtitel verschaffen für solche Leut, die pur allein wegen des Brods Priester werden wollen; verstehe auch jene, welche aus rein natürlicher Erbarmniß oder etwa ein Kind eines aus ihren Bedienten oder Befreunden anzubringen, mit ihren mächtigen Vorbitten gewaltig durchdringen, daß solche vor anderen weit tauglicheren zur Würde, dero sie nicht fähig sind, erhoben werden. Gehts alsdann nicht, wie es gehen soll, wer hat die Schuld?

Wo er den Absolutismus bekämpft, führt er aus:[2] Da alle Gewalt von Gott

[1] Miserere ... in lehrreichen Geschicht-Predigten (Augsburg 1761) 70 f.

[2] Religio Prudentum (1764) 270.

ist, kann keine ohne Grenzen sein, mit Ausnahme der Gottes, bei dem jeder Mißbrauch der Gewalt ausgeschlossen ist. Wenn nun Gott wollte, daß die Menschen durch andere Menschen geleitet würden, so wollte er dies zum Wohle des Menschen sowohl dessen, der regiert, wie dessen, der regiert wird und der ganzen Gemeinschaft. Daraus folgt, daß er niemand ein unbegrenztes Recht gegeben, denn ein solches würde schaden dem Regierenden, dem Einzelnen und der Gemeinschaft. Deshalb liegt nur ein beschränktes verklausuliertes Recht vor; vor allem gibt es keine Gewalt von Gott, die gegen Gott eine Sünde befiehlt; ferner da alle Gewalt zum allgemeinen Wohl gegeben ist, so ist eine Anordnung gegen das allgemeine Wohl kein Recht, sondern Unrecht. Daraus folgt von selbst, wie vielfach ein Mißbrauch des Rechtes herrscht, nicht allein bei den Fürsten, sondern auch bei den niederen Obrigkeiten. Sie gebrauchen das von Gott gegebene Recht gegen Gott und gegen das gemeine Wohl. Hier weiß ich nicht, wen die größere Schuld trifft, die Herrschenden oder ihre Ratgeber. Aber der Glaube, die Vernunft, Gott rufen: Das ist ein Mißbrauch des Rechtes.

Die positive Art der Predigt des P. Neumayr läßt sich gut erkennen aus seinem 1762 erschienenen Kern des Christentums oder Katholische Glaubens-Sittenlehre.[1] Er betont: Ich habe mich dieser Lehrart schon als Bußprediger vor 30 Jahren mit Nutzen bedient. In dem ersten Teil: Von der Wissenschaft eines Christen behandelt Neumayr in 5 Kapiteln, Glaube, Hoffnung, Liebe, Sünde und Tugend, und zwar beantwortet er bei jedem die vier Fragen: Was, warum, wie, wann? Im zweiten Teil von den guten Sitten gibt er in vier Kapiteln die täglichen, wöchentlichen, monatlichen und jährlichen Schuldigkeiten stets mit der Begründung, dann die negative und positive Fassung. Der dritte Teil von den Übungen bespricht die täglichen, wöchentlichen, monatlichen und jährlichen guten Übungen, Gebet, Messe, Sakramente usw. Die drei Teile umfassen also in schöner Gliederung Glaubens-, Pflichten- und Tugendlehre.

Auf die Anklage, er sei ein Lästerer, antwortet Neumayr: Das Amt eines Kontrovers-Predigers erfordert Herz und Manier. Herz, denn es ist seine Schuldigkeit, die Wahrheit tapfer zu schützen, um den Irrtum zu bestreiten. Manier, denn sein Augenmerk muß sich an dieses Ziel heften, daß er, soviel an ihm ist, die Herzen einnehme, nicht aber verbittere. Du hast diese Regel in allen Predigten sorgfältig beobachtet, wohl wissend, daß, wer Vögel fangen will, nicht mit Prügeln dareinwerfen dürfe. . . Höret ihr, liebe Herrn, den Ausspruch meines Gewissens! Ihr, nicht ich, ihr seit Lästerer, da ihr mich ohne mein Verdienst einen Lästerer scheltet.[2]

Man hatte mir übel genommen — so sagt er u. a. —, daß ich die Frag: ob in der Lutherischen Kirch eine Hoffnung der Seligkeit sei, mit Nein beantwortet hab. Ich aber verantwortete mich, daß dieser Satz eine katholische Glaubens-Lehr sei, die wir zu predigen schuldig wären. Ich setzte hinzu, die Herrn Lutheraner sagten ja eben dieses von uns, wenn sie uns als Abgötterer ausgeschrien. Diese Verantwortung nennt mein liebevoller Freund kindisch und gottlos, ja setzet hinzu, ich hätte nicht eine einzige Schrift anführen können, welche von einem Protestanten unmittelbar zur Bestreitung der Römischen Lehrsätze wäre ausgefertigt worden. Stirnlose Lug! wir (Dufrène und ich) haben der Bittschrift (an den Kaiser) ein

---

[1] Viele Ausgaben, nach der achten deutschen auch ins Lateinische übersetzt 1768. 16. Aufl. 1793. Mehrere neue Ausg. 1845 bis 1870.

[2] Frag P. Francisci Neumayr S. J., ob seine bishero gehaltene heilige Streitt-Reden von Lutherischen Feder-Fechtern gründlich beantwortet worden seyen? München 1755. 6 f. — Die scharfen Ausdrücke gegen Luther usw. waren aber doch wohl kaum geeignet, „die Vögel zu fangen". In diesem Punkt fehlt es an praktischer Psychologie.

ganzes Register Lutherischer Läster-Schriften beigesetzt: der unverschämte Schmäher hat das Blatt in der Hand und erröthet doch nicht. Was soll von einem so frechen Menschen ein Ehrliebender Leser gedenken?[1]

Einem andern Gegner antwortet er: Mein Gegner fährt fort zu spotten; das sowohl Pöbel- als Eselhafte Wesen dieser Spöttereien aufdecken und erzählen wird eins sein. Überall will er meinen Amts Verstand, wie er redet, zum Gelächter ausstellen, ohne gewahr zu werden, daß er eben darinnen seine ungeschlachte Gemüths Art verrathe.[2]

Gegen den Erlanger Professor Chladenius polemisiert er: Mit Jungfrauen kann er nicht aufziehen, weil er wohl weiß, daß eine Lutherische Jungfrau in Gottes Augen ein non ens sei, eben darum, weil keine das Gebot non concupisces halten kann. . . . Jetzt gehe der Herr Doktor fein sittsam nach Haus und schäme sich über die Lästerungen, mit denen er unsere Jungfrauen Klöster frevelhaft und gröblich verunglimpft hat. Hat er mit Grund etwas wider diese geistlichen Häuser zu klagen gehabt: so hätte er den Ursprung solcher Unordnungen in Luthers Zeiten suchen sollen: und er hätte gefunden, daß man von Nonnen selten was ungleiches gehört, ehe das Wildschwein von Eißleben den Zaun dieser Gärten durchwühlet hat.[3] Wie man sieht, treibt Neumayr zuweilen die Wahrheit auf die Spitze und läßt sich aus Empörung über die Schmähungen gegen Papst und Kirche zu Worten hinreißen, die seinem Vorsatz, beim Vogelfang nicht mit Prügeln dreinzuwerfen, kaum mehr entsprechen.

Was P. Neumayr von den einzelnen Protestanten verlangte, hat er klar dargelegt in einer „Erinnerung an die Konvertiten": 1. Ein Protestant ist bei entstehendem Glaubenszweifel nicht schuldig, alsobald seinen Irrtum abzuschwören und zum katholischen Glaubensbekenntnis zu eilen, es wäre denn, er wäre in der nächsten Todesgefahr. Außer diesem Umstand kann er sich einer klugen Langsamkeit bedienen und nach Gelegenheit in der Stille über seine Ängstlichkeiten Unterricht

[1] Frag . . . 25 f. Die Bittschrift, die Neumayr hier erwähnt, richtete er im Verein mit P. Dufrène Ende Juni 1754 an den Kaiser zur Verteidigung ihrer Schriften gegen die Anklagen des Corpus Evangelicorum vom 24. April und 18. Juni 1754.. Das Corpus Evangelicorum in Regensburg hatte vom Kaiser verlangt, die Kontroverspredigten Neumayrs zu konfiszieren und zur Begründung Stellen aus diesen Predigten beigebracht, die allerdings, wenn sie richtig wiedergegeben sind, sehr stark und ohne Unterscheidung auch unzutreffend waren, wie z. B.: das Luthertum ein Geheimnis der Bosheit, Lutherisch sterben ist in der Sünde sterben, das Handwerk zu betrügen ist euer Brod usw. „Jene 4 Kontroverspredigen" — so antwortet die „Allerunterthänigste Vorstellung" an den Kaiser — „beruhen auf dem katholischen Grundsatz und Glaubens-Artikel, daß außer der katholischen Kirche weder ein wahres Christenthum zu finden, noch die Seligkeit zu hoffen sei . . . Jener muß sich alsobald einer friedensbrüchigen Schmähsucht beschuldiget sehen, welcher lehret, daß ein Lutheraner nach seinem Glauben nicht selig werden könne". Wenn dies Neumayr in der schärfsten Weise ausgeführt, ohne zwischen bona fides und mala fides zu unterscheiden und ohne den Fundamentalsatz des Apostels zu berücksichtigen, daß jeder nach seinem Gewissen gerichtet wird, so war eine Klage in dieser Hinsicht berechtigt. Daß aber die damaligen Protestanten mit ihrer Vermaledeiung der Katholiken als Götzendiener ohne Hoffnung auf ewiges Heil, mit ihren Beschimpfungen des Papstes als Antichrist und der hl. Messe als Abgötterei usw. am wenigsten Ursache hatten, auf Konfiskation der Kontroverspredigten zu dringen, zeigt die Bittschrift durch wörtliche Auszüge aus dem Marburger Katechismus 1725 S. 162, dem Jubilierenden Lutherthum des Leipziger Professors Wahl 1750 S. 14 f., des Tübinger Professors Meichel De moderatione Theologica 1722 („ein Papist kann kein ehrlicher Mann sein") und aus mehreren anderen Schriften. Vergl. M. R. Hefele 41.

[2] Frag . . . 51 f.

[3] Frag, ob in den Theologischen Ergötzungen des H. Dr. Chladenius von Erlang eine Antwort auf die Frag, ob der Lutherische Geist ein heiliger Geist seye? gefunden worden. München 1756. S. 29.

einnehmen. Die Übereilung in dem Unterricht schadet der Festigkeit des Glaubens und machet die Prüfung unsicher. 2. Ein Protestant, wenn er auch schon vollkommen von seinem Irrtum überzeuget ist, ist darum nicht gehalten, sich verhaßt zu machen, oder sein Brot zu verlassen und sich in das Elend zu begeben, es wäre denn, daß er ohne die nächste Gefahr seiner Seligkeit in seinem Vaterland nicht bleiben könnte: welches man nicht so leicht glauben muß, weil vielleicht außer des Vaterlands, das ist im Elend, die Gefahr des Umfalles noch näher ist. Er tut genug, wenn er nach und nach heimlichen Unterricht nimmt. Wenn er nach gehöriger Prüfung im Beisein von 2 oder 3 Zeugen das Glaubensbekenntnis ablegt. Wenn er alsdann nur das protestantische Abendmahl meidet, kann er bei seinem Brot bleiben und ein heimlicher Katholik sein, ohne daß er an das Kirchengebot wegen der Messe und Fasten, mit Gefahr sich zu verraten, gebunden wäre. Allein das soll er betrachten, daß er bei einer vorgeschützten Reise, in einem katholischen Lande jährlich ein und andermal nach abgelegter katholischer Beicht die heilige Kommunion empfange. 3. Das Gebot eines öffentlichen Glaubensbekenntnisses ist praeceptum affirmativum, quod semper obligat sed non pro semper, ein Gebot, welches uns zwar allzeit bindet, aber nicht für alle Zeit, so daß den Glauben verleugnen allezeit verboten ist, aber das Verhalten erlaubt, wenigstens solange als es möglich ist, ohne Kränkung der Ehre Gottes und ohne Gefahr der eignen und fremder Seele.[1]

Der Nachfolger des P. Neumayr auf der Augsburger Domkanzel, P. Merz, behandelt die Kontroversen durchgehends in ruhiger Weise; er legt die Quellen dar, die Lehren und Aussprüche der Protestanten und zieht daraus seine Schlüsse. Die Geschichte Luthers und die Schilderung seines Charakters stützt er hauptsächlich auf die Schriften Luthers.

Einmal wirft er die Frage auf, woher es komme, daß trotz klarer Beweise eine Einigung nicht zu erzielen sei, obgleich ihm bekannt, daß sehr viele ehrliebende Herren Protestanten die Wiederherstellung der Einigkeit so gut wünschen als wir. Er antwortet: Viele tausend unter den Herren Glaubensgegnern wissen wohl, was wider die Katholiken gesagt und geschrieben wird: was aber für selbe streitet, das wissen sie nicht; ja man traget Sorge, daß sie es nicht wissen. Daher, wenn man nur von weitem eine Meldung machen sollte, daß sie sich mit den Katholiken vereinigen, so erschrecken sie und bilden sich ein, sie müßten mit lauter Abgötterer ein Bündnis machen. Er schildert mit den Worten eines protestantischen Katechismus, welche Torheiten den Protestanten gegen die Katholiken beigebracht werden, Teufelslehren, Tyrannei, Abgötterei usw. Dann fährt er fort: Ohne mich über diese bitteren Ausdrücke, welche die Bescheidenheit allhiesiger Herren Prediger gewiß nicht billigt, zu beklagen, frage ich nur, wenn den Kindern von 6—8 Jahren dergleichen Unterricht von uns Katholischen gemacht wird, was werden, was müssen sie wohl von uns denken? Sobald ihnen ein Katholik begegnet, so glauben sie, einen abgöttischen verruchten Menschen vor sich zu sehen, mit dem eine Gemeinschaft in Religionssachen zu pflegen ebensoviel sei, als an Christus und der ganzen Religion meineidig werden. Sie glauben, es wäre fast besser, mit dem Mohammed als mit uns ein Bündnis zu machen. Das glauben sie als Kinder, was geschieht in dem anwachsenden Alter? Sie hören und lesen keine anderen Lehren, die dann durch Märchen und einige Personalfehler der Unsrigen noch mehr wahrscheinlich gemacht werden. Was in der Jugend gleichsam nur auf der Oberfläche des Gehirns gehangen, wird mit den Jahren so tief eingegraben, daß der Haß und das Abscheuen, so sie einmal

[1] Kern des Christentums. 12. Auflage. Augsburg 1778, 265.

gegen uns gefaßt, fast unversöhnlich wird. Ich bekenne es offenherzig: über jene, welche mitten in dem Luthertum geboren und erzogen, kann ich mich nicht ereifern, wie unfreundlich sie sich auch gegen uns betragen sollten; denn wären wir diejenigen, wie wir ihnen abgezeichnet worden, so würden wir in der Tat dieses und noch eines größern Abscheues würdig sein. Ihr Haß, welchen sie gegen uns verspüren lassen, ist keine Wirkung eines bösen Willens, sondern eine Wirkung eines unrecht belehrten Verstandes.[1]

Zum Schluß fordert er eindringlich zum Gebete auf: Betet denn liebe Christen, betet täglich, betet unverdrossen, betet ungestüm ... betet vorzüglich für eure unkatholischen Mitbürger, denn das erfordert die Ordnung der Liebe: betet um so mehr, weil zwar alle, die nicht katholisch, irren, aber die mehresten, wie ich wenigstens dafür halte, nicht aus Bosheit, sondern aus Vorurteil, aus Unwissenheit. Da ich zu sagen scheine, daß zu Augsburg sehr viele anzutreffen, die aus Unwissenheit sich nicht mit uns vereinigen wollen, habe ich mir vielleicht einige Katholiken selbst zu Widersacher gemacht; jene nämlich, welche niemals fassen, wie es sein könne, daß bei so vielen Streitreden eine Unwissenheit Platz finden möge: allein hier ist leicht zu antworten: sehr viele pflegen diese weder zu hören noch zu lesen; sehr viele lesen selbe, aber mit schon von Jugend auf geschöpften Vorurteilen. Das allein wäre erklecklich, mich in meiner Meinung zu bestätigen; der dieser nicht beifallen will, der kann es tun, ich glaube jedoch von einem solchen, er begreife noch nicht genug die ungemeine Stärke, welche die von Kindheit an eingedrückten Vorurteile in einem auch sonst tiefsinnigen Verstand ausüben, sie sind wie ein dicker Nebel und verursachen, daß man kaum das hellste Licht sehen kann. Wenn wir in solchen Vorurteilen erzogen worden, wir würden vielleicht mit noch größerer Hartnäckigkeit der Wahrheit widerstreben. Ich will alle (Katholiken) überzeugen, daß keiner Ursach habe, stolz, unartig und gehässig, sondern vielmehr in dem Geiste der Liebe und Sanftmut mit den Herren Glaubensgegnern umzugehen! Wer weiß, ob nicht deswegen die Spaltung so lange anhaltet, weil wir so selten, so lau und so kurz für ihr Ende gebetet haben? Von Unkatholischen aber begehre ich dermalen nicht mehr, als was die Sorge ihres Heils und das Christentum insgemein von ihnen schon vorher begehret: ich verlange folglich nicht, daß sie gleichsam aus dem Stegreif sollen katholisch werden, sondern ich verlange, daß sie ein tugendliches Leben führen und nach den Gesetzen des Evangeliums ehrbar, mäßig züchtig, gerecht und auferbaulich wandeln; daß sie öfters gedenken an den Tod, an die Eitelkeit und Vergänglichkeit der Welt, an ihr letztes Ziel und Ende.... Ich verlange, daß sie, nachdem sie ihre Sünden aus Liebe zu Gott bereut, den Vater des Lichtes inständig bitten, auf daß sie, wenn sie allenfalls nicht auf der sichern Straße wanderten, von ihm erleuchtet würden.... Es kann einem einfallen, werde ich katholisch, so muß ich Vater und Mutter einen ewigen Fluch geben. Das ist hart, liebe Brüder! es wäre hart, aber zu allem Glück seid ihr wiederum unrecht belehret, denn falsch und grundfalsch ist, daß ihr dies zu tun angehalten werdet. Wenn auch eure Eltern in einer Irrlehre waren, so ist ja möglich, daß sie aus unsträflicher Unwissenheit in dieser gelebt und gestorben: in diesem Fall sind sie aber in der Tat als Mitglieder der wahren Kirche gestorben und warum, um Gottes willen! sollten wir ihnen den Fluch zu geben verlangen? ... Wenn ich aus Not künftig wider euch streite, erkläre ich ein und alle mal, daß mich zu diesem Kampfe weder die Streitsucht, weder ein Eigennutz noch ein Haß gegen euch veranlassen werden: nein! mein Streit wird sein ein Streit der Liebe, welcher keinen andern Endzweck haben wird, als den sich Christus

[1] Frag, Warum Augsburg, ja ganz Deutschland noch nicht katholisch sei, beantwortet Weihnachten 1763. Augsburg 1764. S. 7 ff.

selbst vorgesteckt, nämlich zu suchen, was verloren war und diejenigen, so einen irrigen Weg angetreten, auf die Straße des Heils zu führen. Amen.[1]

Gegen einen Rezensenten, der ihm niederträchtige Schimpfwörter, Possen und dergleichen vorgeworfen, antwortet P. Merz 1771: Wo trieb ich Possen, wo bediente ich mich niederträchtiger Schimpfwörter? Ich durchlas alle acht in den Jahren 1765 und 1766 gehaltenen Streitreden, nach reifer Erwägung konnte ich nichts dergleichen entdecken. Dies fand ich wohl, daß ich die Herren Protestanten, so oft ich in meinem Namen redete, Brüder, liebe und liebste Brüder genannt habe. Ich fand, daß ich andern und mir selbst eine Pflicht daraus gemacht, mit ihrem Schicksal Mitleid zu tragen und Gott für sie inständig zu bitten: ich fand, daß ich den größten Teil mit der Unwissenheit entschuldiget und jenen unbescheidenen Eifer, kraft dessen die Gemüter mehr erbittert als gebessert werden, mißbilliget habe. Die harten Ausdrücke seien nicht von ihm, sondern von andern, die er als Geschichtschreiber anführen müsse, die allerhärtesten von Luther selbst.[2]

Ein großes Hindernis für die Verständigung war, daß manche Protestanten ihre Leute von der Lesung katholischer Bücher abzuschrecken suchten. In einer seiner Streitreden betont dies P. Merz und führt aus: Das ist schon eine alte Praktique der protestantischen Polemiker. Wer schrieb gründlicher und bescheidener als ein Scheffmacher, als ein Seedorff? Doch wie tief wurden diese Männer von lutherischen Kritikern herabgesetzt? Nämlich, um so überzeugender ein katholisches Werk ist, um so verächtlicher suchen sie es den ihrigen vorzustellen.[3]

Die Streitreden des P. Merz, je vier in den Jahren 1763—1778,[4] waren sehr beliebt und fanden große Verbreitung. Gegen den Berliner Kritiker, der seine Predigten verächtlich ein Kauderwelsch genannt, führt Merz an: Briefe aus Schweden, Bayern, Franken, aus der Schweiz, aus dem Elsaß, aus Österreich, aus Ungarn, Wälschland und Dänemark, welche teils an mich, teils an andere ergangen sind, entdeckten die Gesinnungen dieser Gelehrten: ihre förmlichen Ausdrücke anzuführen, will sich allerdings nicht schicken, sie tönen gar zu günstig für mich. Dies kann ich bei meiner Ehre sagen, daß alle ob dem sehr klaren, deutlichen und natürlichen Vortrag ihr Wohlgefallen vorzüglich geäußert haben. Sie schrieben aus eignem Trieb, es schriebens Männer, welche weder mich, noch ich sie von Person kenne, und vielleicht mein Lebtag sie zu kennen das Vergnügen nicht haben werde, es schriebens solche, denen ich weder zu nutzen noch zu schaden im Stande bin. Einen großen Teil dieser Briefe kann ich mit ihren Insiegeln dem Zweifler für die Augen legen.[5]

Es hat aber auch nicht an solchen gefehlt, die sich überhaupt gegen die Kontrovers-Predigten aussprachen. Der sehr maßvolle P. Wurz teilt diese Ansicht nicht. Er meint, das heiße den Duldungsgeist zu weit treiben: Es ist Pflicht der Seelsorger, die Gläubigen vor dem Irrtum zu beschützen und die Gefahr desselben zu entfernen. Nun ist diese Gefahr an den Orten, wo die Religionen gemischt sind, besonders in Ansehung des gemeinen Volkes, wirklich da. Warum sollte es den katholischen Predigern untersagt sein, ihre Zuhörer vor dem Irrtum zu warnen, dessen Falschheit zu entdecken? Würde es nicht Feigheit sein, wenn wir uns selbst Stillschweigen da auflegen wollten, wo die Pastoren der gegenseitigen Parteien die ihri=

---

[1] A. a. O. 45 ff.

[2] Frag, ob die Kritik, welche ein gewisser Berlinischer Herr Rezensent über einige meiner Predigten gefället hat, den Maßregeln der Vernunft und des Christentums gleichförmig sei. An dem Feste der hl. Hilaria beantwortet im Jahre 1771. Augsburg S. 20 f.

[3] Frag, ob die Kritik usw. S. 19.

[4] Gesammelt in 4 Bänden in München, Staatsbibl. Hom. 1412.

[5] Frag, ob die Kritik usw. S. 13 f.

gen vor der katholischen Lehre warnen und dieselbe aus allen Kräften bestreiten? Die Absicht ist also nicht, Proselyten machen, sondern die Katholischen vor dem Irrtum zu beschützen und im Glauben zu stärken. Etwaige Mißbräuche, Haß und persönliche Beleidigungen schaffe man ab, die gute Sache lasse man bestehen. Gewiß kommen Fehler vor, welche verbessert werden sollten. Einige scheinen die Meinungen der protestantischen Theologen nicht genug zu kennen! Sie bestreiten Sätze, die heutzutage von den Protestanten nicht mehr behauptet werden. Es sind also eitel Luftstreiche. Die Sache wird noch ärger, wenn man Privatmeinungen irgendeines Pastors oder persönliche Angriffe auf die Kanzel bringt. Besonders ganze Predigten als Schutzschriften verfertigen oder sich mit einem einzigen Mann wegen seiner Meinungen zanken, ist eine Sache, die weder nützen noch erbauen kann. Von den Predigten sollten alle persönlichen Streitigkeiten fernbleiben. Einige bedienen sich der satirischen Schreibart, ein Fehler, der an einem Lehrer der christlichen Liebe nicht zu dulden ist. Satiren, beißende Ausdrücke, Spöttereien überzeugen nicht, bewegen nicht, belehren also nicht. Vielmehr hindern sie die Belehrung, denn sie verbittern die Herzen. Die beste und erlaubteste Satire ist die deutliche und überzeugende Vorstellung der katholischen Wahrheit.[1] — —

Die Katechese erfreute sich fortgesetzt regster Förderung auf seiten der Jesuiten, um so mehr, als die Wichtigkeit derselben von den eigentlich dazu Berufenen vielfach noch immer nicht erkannt und gewürdigt wurde. „Es scheint, daß dem Seelsorgklerus der damaligen Zeit die hohe Wichtigkeit des Katechetenamtes nicht genügend zum Bewußtsein gekommen ist. Daher kommt es, daß er so vielfach in Städten, ja sogar auf dem Lande, die doch ihm obliegende Arbeit der Katechisation den Jesuiten überließ oder zuschob."[2]

Das Ausmaß dieser Katechisation wurde vielfach bereits bei den einzelnen Kollegien vermerkt. Alt und jung beteiligte sich bei dieser Arbeit, vom jüngsten Novizen angefangen bis zum Greis im Silberhaar. In den größeren Städten waren manchmal 10—20 Patres und Scholastiker im Haupt- oder Nebenamte als Katecheten tätig. Um nur ein Beispiel anzuführen, wurde in München im Beginn des Jahrhunderts an 13 verschiedenen Orten für alt und jung Katechese gegeben, sowohl in Hauptkirchen wie St. Peter und Hl. Geist als in den Vororten Haidhausen und Sendling. Dazu kam 1729 eine eigene Katechese für die Pagen. Im Jahre 1759 waren in München und Umgegend 13 Katecheten tätig. Eine ausführliche

[1] Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit 2 (1773) 557 ff. — Die Zahl der Konvertiten blieb auch trotz der Kontroverspredigten fortgesetzt eine verhältnismäßig geringe. Über die Zahlen geben einigen Aufschluß die Berichte der Obern der einzelnen Provinzen, die auf wiederholtes Drängen der Propaganda an diese eingeschickt wurden. In der niederrheinischen Provinz sind die Zahlen z. B. 1711: 307, 1743: 250 (*Orig. Rhen. inf. 60 f. 242; 70 f. 77 ff); in der oberrhein. Provinz 1722: 300 (*Rhen. sup. 37 u. 41); in der oberdeutschen Provinz 1754—1772: je 54—211, 1772: 135; in der bayerischen Provinz 1722: 73. Für das Jahr 1754 kommen auf Augsburg 38, München 19; 1769 Augsburg 22, München 7. Nach einer Statistik über die Konversionen an den einzelnen Niederlassungen der oberdeutschen Provinz aus den Jahren 1770—1771 kommen auf elf Niederlassungen je 1—4 Konvertiten, auf 5 je 7—9, auf Innsbruck 10, auf Augsburg 18, auf Luzern und Freiburg (Brsg.) je 21. In der österr. Provinz sind die Zahlen größer, da Ungarn und die Schismatiker mitgezählt sind 1704: 647, 1714: 1634, 1752: 1992, 1760: 941, 1771: 2426 (1572 Schismatiker). *Austria 229 f. 88 ff. — Ein Überblick über die fürstl. Häuser, die im 18. Jahrhundert konvertierten, bei Crammer, Dritte verb. Aufl. des teutschen Roms (München) 1782. S. 206 f.

[2] Franz Thalhofer, Entwicklung des katholischen Katechismus in Deutschland von Canisius bis Deharbe (1899) 64. Einen allgemeinen Überblick über die Tätigkeit der Jesuiten auf dem Gebiete der Katechese bietet die Studie von P. C. Gomez Rodeles, La Compañia de Jesús Catequista. Madrid 1913.

Tabula pro Catechesibus des Kollegs in Landsberg verzeichnet 27 Orte, an denen regelmäßig Katechese gehalten wurde, darunter waren 22 Pfarrorte (16 davon hatten einen eigenen Schulmeister). Die Tabelle gibt bei jedem Orte die Entfernung von Landsberg 1, 2 und mehr Stunden an, die Art der Wege, ob gut oder schlecht, die Zahl der Teilnehmer, Erwachsene und Kinder, ob dieselben gut unterrichtet und eifrig, die Anwesenheit der Lehrer usw.[1]

Der mündlichen Arbeit ging eine schriftstellerische zur Seite. Im 18. Jahrhundert erschienen gegen 100 Ausgaben des Katechismus von Canisius in seinen drei Abstufungen. Daneben noch häufigere Bearbeitungen, die vielfach Verbesserungen und Erweiterungen nach den Bedürfnissen der Zeit bedeuteten.[2]

Im Anfang des Jahrhunderts (1705) gab der Feiertagsprediger im Dom zu Bamberg, P. Matth. Hönike, einen Katechismus für das Hochstift Bamberg heraus, der mehrere Auflagen erlebte. „Das Buch hält vollständig, was es auf dem Titel verspricht, indem es fast jeden Satz mit Schriftstellen belegt und zur Erklärung und Ergänzung häufig Väterstellen und Entscheidungen von Konzilien anführt. In die Lehre von den Geboten ist oft eine kurze Kasuistik eingeflochten und durch das ganze Buch geht ein apologetischer Zug, welchen der Verfasser selbst in der Vorrede motiviert: ‚Hab die strittige Lehr-Satzungen in etwas weitläufig vorgetragen, nicht der Meinung, daß ich mich in einen Federstreit wolle einlassen, sondern damit der erwachsene Stand zu besserer Verständnis seiner Religion ersehe, daß unsere Lehr nicht leer und obenhin, sondern wohl und fest gegründet sey.' Überhaupt ist der ganze Ton des Buches so frisch, so lebendig und anregend, die Erklärungen so präzis, kurz und klar, der Inhalt so außerordentlich reich, daß es als ein ganz vorzüglicher Leitfaden für die Kirchenkatechese, wo auch Erwachsene das Auditorium bildeten, bezeichnet werden muß."[3]

Eine schriftmäßige Bewährung brachte auch eine Erfurter Bearbeitung des Kleinen Katechismus Petri Canisii im Jahre 1714, die als eine geschickte und zeitgemäße Bearbeitung des kleinsten Canisius gerühmt wird. Ihr Verfasser war vermutlich ein Pater des Erfurter Kollegs.

Von dem Verfasser der 1764 erstmals ausgegebenen und auch im 19. Jahrhundert so oft aufgelegten Heiligenlegende, P. Matthäus Vogel (1695—1766), stammt der bereits früher erwähnte „Katholische Katechismus" vom Jahre 1739, „worin den jetziger Zeit sonderbar bekannten Glaubens-Irrthumen aus dem Wort Gottes, aus den Kirchenversammlungen, aus den heiligen Vätern, ja auch manchmal aus der gesunden Vernunft widerlegt, die katholischen Glaubensartikel aber auf gleiche Weise erklärt und bestätigt werden". In der Nachricht an den Leser betont P. Vogel, der Katechismus sei besonders für Katholiken an konfessionell gemischten Orten, aber auch für die Unkatholischen, damit sie einsähen, wieviel Ungereimtheiten als Lehre der Katholiken verbreitet würden. Er habe die meisten Belege aus den ersten Quellen geschöpft, Texte aus Luther und Calvin seien stets deren eigenen Büchern mit genauer Angabe der betr. Ausgabe entnommen. Er bestrebe sich, stets sachlich zu bleiben und bestreite die Fehler und Irrtümer, nicht die Fehlenden und Irrenden. Obschon die protestantischen Bücher die Katholiken mit Schimpfnamen wie Abgötterer usw. überhäuften, werde er nie sagen ketzerische Lutheraner oder ketzerische Calviner. Sein Ziel sei nur aufrichtige Belehrung in wohlwollendem Gemüte gegen Katholiken und Pro-

---

[1] *Historica Varia. Arch. der oberdeutschen Provinz.

[2] Vergl. Thalhofer 40 ff.

[3] Weber, Geschichte des Christenlehr-Unterrichts im Bistum Bamberg (1882). 133. Vergl. Woltenau, Die Seelsorge im Bistum Bamberg (1911) 36.

testanten. In der Vorrede an den Leser im vierten Bande nimmt er für sich das gleiche Recht der Verteidigung der katholischen Lehre in Anspruch, wie dies die Protestanten zur Verteidigung ihrer Lehre fordern und üben: beide sind nach dem Westfälischen Frieden befugt, die Grundsätze ihrer Religion zu lehren, wenn es nur mit Bescheidenheit geschieht. Sehr ungerecht wäre es aber, den Katholiken dies zu verbieten, während man den Protestanten dies Recht zugesteht, selbst mit den größten Schmähungen gegen die katholische Kirche, wie dies zahlreiche protestantische Bücher beweisen. Einer der ersten Schriftsteller, gibt P. Vogel eingangs eine genaue Liste der benützten Literatur, die hl. Väter und die Konzilien in bestimmten Ausgaben, die Jenaer und Wittenberger Ausgaben von Luthers Werken, die ersten Ausgaben von Calvin und andern bedeutenden protestantischen Autoren, u. a. auch eine kritische Sichtung der protestantischen Gesangbücher mit ihren früheren Texten und spätern Auslassungen.

Die mit Schrift und Väterstellen bereicherte Ausgabe des Kleinen Canisius von dem Würzburger Exegeten P. Franz Widenhofer, die „zunächst in lateinischer Sprache für die studierende Jugend berechnet war, erschien auch in deutscher Übersetzung und konnte in dieser als vortreffliches Hilfsmittel für die Christenlehrer dienen". „Noch wichtiger und wertvoller war (Widenhofers) Bearbeitung des kleinsten deutschen Canisius, 1752, als Katholischer Katechismus P. Petri Canisii für die Würzburger Diözese erschienen. Mit seiner Anordnung des Stoffes für die kleinere und größere Jugend entsprach er einer Hauptforderung der kommenden Periode und fand so in zwölf Nachdrucken auch über die Würzburger Diözese hinaus Verbreitung."[1] Öfters aufgelegt wurde auch Widenhofers Biblischer Katechismus mit auserlesenen Exempeln der Heiligen Schrift.[2]

In der Einleitung des für die Gymnasien bestimmten Catechismus minor betont er für den Nutzen der Katechesen auch den öffentlichen Wettstreit, der um so anziehender werde, wenn nicht allein genaues Rezitieren, sondern auch Erklärung, besonders durch die Heilige Schrift, verlangt werde: ein Spezimen nicht allein des Gedächtnisses, sondern auch des Verständnisses. Das aber, so fügt er bei, ist ganz besonders zu vermeiden, daß bei diesem Wettstreit die genaue Ordnung der Worte oder Buchstaben oder vielleicht der Verse aus der Heiligen Schrift mit Kapitel und Nummer mit zu großer Strenge verlangt wird, damit nicht schließlich eine so nützliche Sache zur bloßen Gedächtnisübung herabgleitet. Zuerst aufsagen, dann Inhalt, dann Begründung.[3]

Am Ende des Exempelbuches schreibt Widenhofer über die Stoffgliederung: Drei Gattungen der Jugend sind in der christlichen Lehre zu besorgen. Allen ist der Katechet ein Schuldner. Den Älteren muß er reichen das Brot des Wortes Gottes, den Mittleren dasselbe brechen, den Kleinsten gar kauen und einkauen, damit es allen zur geistlichen Nahrung ihrer Seelen gedeihe. Erstlich die größere Jugend lernet und sagt auf die Sprüche und die Exempel der Heiligen Schrift. . . Doch ist

---

[1] Thalhofer 54 f.

[2] Widenhofer war 1708 in Fulda geboren und 1729 in die oberrheinische Provinz eingetreten. „Nebst seiner Professur (Hl. Schrift und Hebräisch) versah er auch mit ganz außerordentlichem Beifall das Amt eines Katecheten in der Marienkapelle, das Amt eines Beichtvaters in seiner Ordenskirche und das damit verbundene Amt eines Krankenpaters in der Stadt. Seine grenzenlose Liebe gegen studierende Jünglinge, gegen Arme und Kranke verschaffte ihm die allgemeine Verehrung der Einwohner. Er starb den 11. Febr. 1755." Feder, Geschichte des Katechismuswesens im Wirzburger Bißtum (1794) 63.

[3] V. P. Petri Canisii Catechismus minor nunc in gratiam studiosae juventutis ex ejusdem Ven. Patris Majore opere catechistico sacris sententiis atque exemplis auctus. Coloniae 1777. 8°. 128 p.

nicht notwendig die Exempel von Wort zu Wort, sondern nur der Hauptsache nach aufzusagen. . . Zum Schluß wird darauf hingewiesen, daß eigene kurze Auszüge auf eigenen Blättlein mit den notwendigsten Fragen und Antworten hergestellt seien, die den Stoff für vier Klassen von Schülern enthalten: Wegen der Armut usw. hat man für ratsam gefunden, die notwendigsten Fragen und Antworten auf etliche besonders und wohlfeil zu habende und etwann auch anstatt anderer Gaben auszuteilende Blättlein zu setzen, erstens für die Kleinsten, zweitens für die Schwachgläubigen, drittens für die Firmlinge, viertens für Erstmalbeichtende und Neukommunizierende, damit die lernende Jugend zu Hause, in der Schule und in der Kirche gleichförmig gelehrt und gefragt werden möge. Das Exempelbuch enthält ausgeführte Katechesen, die auf denselben pädagogisch-psychologischen Grundsätzen aufgebaut sind, wie die der Münchener Methode.[1]

„Als ersten deutschen Katechismus, der den methodischen Fortschritt stufenweiser Bearbeitung (für drei Stufen) aufweist, kennen wir das 1757 zum erstenmal erschienene Allgemeine Missions-Fragebüchlein von P. Ignaz Parhamer. In drei Schulen ordentlich eingeteilt mit beigesetzten Gesängen . . . Zum Gebrauch aller Seelsorger, Schulmeister, Eltern, Kinder und Mitglieder der Christenlehrbruderschaft in der Wiener Erzbischöflichen Diözese" . . . „Die ganze Arbeit hat einige theoretische Mängel, ist aber mit einem anerkennenswerten praktischen Verständnis zusammengestellt."[2]

Für die Katechese verlangen die besten Katecheten immer und immer wieder: nicht bloß auswendig lernen, sondern auch verstehen. Der Kölner Theolog P. Matthias Heimbach betont in seiner Praktischen Anleitung für die Katecheten, die in zahlreichen Auflagen eine große Verbreitung fand:[3] Was nützt die Predigt, wenn das Volk sie nicht versteht. Die ganze Mühe des Katecheten muß darauf gerichtet sein, die notwendigen Stücke zum Heile so klar darzulegen, daß die Gläubigen sie nicht allein im Gedächtnis oder Verstand erfassen, sondern auch im Willen sich zu eigen machen. Der Katechet muß mit einiger Änderung der Worte des deutschen Katechismus stets fragen warum, und dieses Fragen in Einzelfragen zerlegen und wiederholen.

Gegen den Mangel an Erklärung wandte sich auch P. Franz Neumayr. Er beklagt im Jahre 1762 die große Unwissenheit in religiösen Dingen: Eine Mutter aller Laster ist die Unwissenheit göttlicher Dinge. Man stelle sich eine Maschine vor, die sich künstlich bewegen läßt, aber weder Geist noch Leben hat. Wollte Gott, solche Unwissenheit wäre nur bei den Wilden zu finden! Allein sie läßt sich wohl auch bei uns Christen betreten, auch nicht nur in Dörfern, sondern ebensowohl in Städten, ja bei Personen, welche in andern Wissenschaften nicht selten trefflich zu Haus sind. Die Ursache möchte wohl sein, weil man in der Kindheit mit dem zufrieden ist, daß man etliche Gebets-Formeln herzusagen und einige Fragen zu beantworten weiß. Zur Verbesserung dieses Fehlers habe er das Büchlein „Kern des Christenthums" geschrieben, weil es den Katechismus nicht nur aufsagen, sondern erklären lehrt und wie die Lehre in die Sitten einfließen soll. Diese Art habe er schon vor 30 Jahren bei den Missionen eingehalten.[4]

---

[1] V. Eschenloher, P. Widenhofers Canisi und seine ausgeführten Katechesen, Katechetische Blätter 20 (München 1919) 186 ff.

[2] Thalhofer 73 f. über Parhamer vergl. das Kapitel Volksmission.

[3] Praxis Catechetica sive Manuductio pro instruendis Rudibus. Colonnae 1707. Ed. 4°. 1727. 8°. 1752.

[4] Kern des Christentums. Der Christkatholischen Glaubens- und Sittenlehre Vorrede. In der Anmerkung verweist er die Pfarrer, die das Büchlein bei der Katechese gebrauchen wollen, was mit großer Frucht

Einige Jahre später (1766) gab dann P. Neumayr eine praktische Anleitung:[1] „Die erste Methodik, die diesen Namen verdient" (Krieg). Sie zeichnet sich besonders aus durch Betonung der psychologischen Momente. Im Eingang empfiehlt er dringend die Katechese für jung und alt. Dann gibt er eine Anleitung, wie durch Lehre, Erklärung, Anwendung die Katechese interessant und lebendig gestaltet werden kann, wann und wie die Kinder zu fragen, wie die Erwachsenen durch Vergleiche, Bilder, praktische Anwendungen zu fesseln sind. Was die Kinder auswendig zu lernen und zu wiederholen haben, sind stets ganz kurze Sätze, die durch öfteres Wiederholen und Fragen und Loben bereits in der Christenlehre selbst den Kindern geläufig gemacht werden. Die Propositio geschieht in drei oder vier Fragen des Katecheten, denen kurze Begründung beigefügt wird, die Expositio, das heißt weitere Erklärung, wenn die Fragen von den Kindern wiederholt werden. Bei der Erklärung wird die Anwendung für die Erwachsenen beigefügt. Den Schluß bildet die Wiederholung des Ganzen und Übung der Kinder in einzelnen Antworten auf besondere konkrete Fälle. Neumayr verlangt von den Katecheten große Hochschätzung der Christenlehre, Lebendigkeit, Güte und Langmut, Methode, Beispiele und Gleichnisse, Anregung und Aufmunterung, das alles fordere sorgfältige, womöglich schriftliche Vorbereitung: wo scheinbar keine Kunst, ist in der Katechese große Kunst.

Als Hilfsmittel für die Katechese verwendete man auch weiterhin Bilder und Flugblätter. Noch 1752 erschien ein Katechismus von P. Canisius, in Bildern vorgestellt von einem Priester der Gesellschaft Jesu der oberdeutschen Provinz, gestochen und verlegt von Jos. und Joh. Klauber, katholische Kupferstecher und Verleger zu Augsburg. „Die Ausführung steht weit über der des Bilder-Katechismus von 1709 und ist künstlerisch vollendet."[2]

Die Schlettstadter Annalen schildern zum Jahre 1743 den großen Aufschwung der Katechese. Dabei bemerken sie, daß fromme Büchlein und Flugblätter mit den Akten der drei göttlichen Tugenden, Morgen- und Abendgebet, Gewissenserforschung, Methode der Beicht und Kommunion gratis verteilt wurden und große heilsame Früchte erzielten.[3]

Von einem österreichischen Missionär wird berichtet, daß er viele Katechismen umsonst verteilte und für die Analphabeten 2000 alphabetische Tabellen drucken ließ, welche die Aussprache der Worte und Silben enthielten; die Folge war, daß dort, wo früher kaum 10 lesen konnten, bald kaum 10 waren, die nicht lesen konnten.[4]

Die größten Erfolge erzielten Predigt und Katechese in den Volksmissionen.

---

geschehen werde, auf die Methode, die er in dem Vir apostolicus vorgelegt. Der Kern des Christentums erschien 1793 in 16. Aufl. und wurde noch 1845—1870 mehrmals neu aufgelegt.

[1] Rhetorica Catechetica sive Methodus practica doctrinam christianam ad captum omnis aetatis explanandi a P. Fr. Neumayr S. J. olim discipulis Rhetoricae pro privata eruditione ad calamum data nunc publ. lucis facta eorum cumprimis in usum quos ipsa officii pastoralis cura catechistas vult esse qui delectent, doceant et moveant. Augustae Vind. 1766. 24°. 70 S.

[2] Thalhofer 41.

[3] Geny, Die Jahrbücher der Jesuiten zu Schlettstadt 2 (1896) 414.

[4] *Austria 216 ad an. 1759. — Der Pfarrer von Fischamend Sigismund Sauter, ein Tiroler, hatte im Jahre 1696 2000 fl. gestiftet, später noch weitere 650 fl. hinzugetan und beide Beträge den Jesuiten von St. Anna in Wien mit der Bestimmung anvertraut, daß alljährlich ein Zehntel der abfallenden Zinsen zum Kapital geschlagen, die übrigen neun Zehntel zum Druck und Ankauf von Katechismen, Gesängen und Gebetbüchern in deutscher, lateinischer, ungarischer, „slavonischer" und illyrischer Sprache verwendet werden sollten. Helfert, Öster. Volksschule 1, 44.

Fünftes Kapitel.

Die Volksmissionen.

Neuer Aufschwung. Die italienische Methode. Weitere Entwicklung. Niederrhein. Oberrhein. Bayern. Schweiz. Vorarlberg und Tirol. Österreich. Katechetische Mission. Salzburg. Methode und Hindernisse. Erfahrungen und Erfolge.

In dem zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts nahmen die Volksmissionen einen ungeahnten Aufschwung.[1] Man kann behaupten, daß im 18. Jahrhundert das ganze katholische Deutschland durchmissioniert wurde und wohl kaum ein bedeutender Ort eine Mission entbehren mußte. Ein Hauptverdienst für diese großartige Bewegung kommt dem Wittelsbacher Hause zu und zwar zunächst dem Kurfürsten von der Pfalz Johann Wilhelm (1690—1716) und seiner zweiten Gemahlin Anna Maria Luise, Tochter des Großherzogs Cosmo III. von Toskana (vermählt 1691). Letztere hatte die segensreichen Wirkungen der Volksmissionen in Italien näher kennen und schätzen gelernt.

Seit dem Jahre 1689 gab nämlich der ältere P. Paul Segneri mit P. Fontana und P. Pinamonti zahlreiche Missionen in Italien, bei denen er das Exerzitienbuch des heiligen Ignatius zu Grunde legte. Als 1691 P. Segneri von Innozenz XII. als Prediger nach Rom berufen wurde, trat P. Fulvio Fontana an die Spitze der Mission.[2] Bei den Missionen in der Erzdiözese Mailand überschritt er 1705 mit P. Mariani und dem Weltpriester Franchini die Grenzen der Schweiz,

---

[1] Vergl. Die kurpfälzischen und kurbayerischen Volksmissionen im 18. Jahrhundert in Histor. pol. Blätter 170 (1922) 510 ff. — F. Hattler, Missionsbilder aus Tirol. Geschichte der ständigen tirolischen Jesuiten-Mission 1719—1784 (1899) 14 ff. K. Füssenich, Die Volksmission in den Herzogtümern Jülich und Berg während des 18. Jahrhunderts in Annalen des Histor. Vereins für den Niederrhein 78 (1904) 117 ff. A. Schüller, Ein Missions-Zyklus vor 200 Jahren in Trierische Chronik 16 (1920) 38 ff.

[2] M. Aurel. Franchini, Serie delle missioni del P. Fulvio Fontana S. J. Prima parte Missioni fatte in Italia, seconda quelle fatte nella Germania 4⁰ s. l. et a. p. 281—348, bildet den 2. Teil von Fontanas Quaresimale Venezia 1721. (Vergleiche Sommervogel 3, 810 f.). Franchini war Weltpriester, er begleitete den P. Fontana auf seinen Missionen in Italien und in der Schweiz. — Raccolta d'alcune lettere spettanti alle Missioni fatte in Italia, Germania dal. P. F. Fontana Venezia 1720 24⁰ 186 p., von einem Neffen des P. Fontana, dem Kanonikus Aldigherio Fontana. In den Briefen des Herausgebers an verschiedene Personen werden die Missionen des P. Fontana in der Schweiz und Tirol geschildert, stellenweise ausführlicher als in Serie delle missioni. über die Missionsmethode vergl. G. Fell, Antonio Baldinucci (1893) 39 ff. und Galluzi, Vita P. Pauli Segneri Junioris S. J. Ingolst. 1741 269 ff.

die ja zum Teil kirchlich zur Erzdiözese Mailand gehörte. Weil die Prediger der deutschen Sprache nicht mächtig waren, mußten sie sich eines Dolmetschers bedienen.

Darüber schreibt der Generalvikar Tamburini am 25. April 1705 an den Rektor von Luzern:

„Da P. Fontana bei den ihm übertragenen Missionen auch in Ihre Nähe kommen wird, er aber kein Deutsch spricht, würden Sie Gott und mir einen besonderen Dienst erweisen, wenn Sie einen aus Ihren Patres dem P. Fontana zur Verfügung stellen wollten, der, soweit es nötig ist, als dessen getreuer Helfer und Dolmetsch bei diesem hl. Werke mitwirken könnte. Ich vertraue darauf, daß Sie einer diesbezüglichen Bitte des P. Fontana gerne entsprechen werden."[1]

Die Missionen in den fünf katholischen Orten hatten trotz dieser Schwierigkeit einen ganz außerordentlichen Erfolg. Am 29. August 1705 bedankten sich Landammann und Rat der Republik Schweytz (Schwyz) bei dem Generalvikar Tamburini für die große Mühewaltung der Patres Fontana und Mariani und zeigten die Absicht an, eine Kongregation unter dem Schutze des hl. Franz Xaver zu errichten.[2]

Über die Mission in Zug hat der Zuger Bannerherr Dr. Oswald Kolin als Augenzeuge und Mitbeteiligter einen ausführlichen Bericht abgefaßt, der im Wesentlichen Folgendes besagt:[3]

Anfangs August (1705) langte ein Gerücht hier ein, wesgestalten sich zwei fromme und gottselige Patres Jesuiten von Rom zu Schweitz befanden, welche so viel Wunder wirkten, daß es unglaublich, sonderlich, daß die vielfältig schwebenden Streitigkeiten wunderlicher Weis zerfielen, alles aus Liebe sich umhalsete, zur tiefsten Buß schritte, ungewohnte Actus poenitentiae öffentlich täte um Gnad und Barmherzigkeit zu Gott schreiend, geißelnd, dörnere Kronen auf dem Haupt tragend, Kreuz schleifend. Man hielt das eher für ein Märchen wegen der großen Verbitterung im selben hochlöbl. Kanton. Auch Ury bat um die Missionen. Die Wirkung wurde von Tag zu Tag größer. Deshalb man von Obrigkeits wegen (in Zug) schriftlich und mündlich anfing, um diese hl. Kommission zu bitten. Nun hat sich diese hochschätzbare Mission endlich von Unterwalden den 22. (August) Abends um 6 Uhr allhier eingefunden. Es waren zwei Patres, der ältere von 57 Jahren hieß P. Fulvius Fontana, der andere jüngere P. Joh. B. Mariani. Dieser ein Mailänder, jener ein Boloneser, beide von hohem Äußern, hatten bei sich einen Priester, der die Anordnungen und Ceremonialia auch die notwendigen Gesänger verrichtete. Während der Ältere predigte und der Jüngere kathekissierte, beide italienisch redend, war ihr Tollmetsch auf Deutsch der Kapuziner Pater Martinianus Keiffer von Zug, dermalen Lektor zu Baden, der seine Funktion auch ganz wohl verrichtete, derowegen er ihn mit sich zu interpretieren nach Luzern genommen. Bei der Rückmur wurde ein klein Theatrum oder Brüge gemacht, dabei ein Altar und drüber ein Baldachin, das sitzende Volk mit in der Luft aufgerichteten Schattdächern bedeckt. Neben dem Balco waren beiderseits Sitzbänke für die weltlichen Räthe und geistlichen Herren. Am 25. Nachm. 1 Uhr kamen die Pfarrer des ganzen Orts mit Kreuz und Fahnen. Die Döchter, so heut in großer Zahl weiß bekleidet waren, hatten Kruzifixen in den Händen, die Lenden umgürtet, mit dörneren Kronen auf dem Haupt. Die gemeine Männer und Leut waren alle durch die viel angeordnete Schirmer außer den Schranken zum Verbleiben verordnet. Alles war so still, daß man die Buß- und Beichtpredigten, so für dies Mal sehr heftig geschehen, wohl verstehen konnte. An dem 26. Mittwoch war eine Prozession, da fangte man an, in Buß- und Pilgerkleidern sich einzustellen, barfuß zu gehen, etwas zu geißlen und Kreuz zu

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Orig. Epistolae Principum XI. Ähnlich in einem öffentlichen Ausschreiben, in dem Landamann und Rat von Schwyz den heil. Franz Xaver zum Patron erwählen. Kop. l. c. Vergl. *Germ. sup. 80. Der Dank Tamburinis 5. Okt. 1705 für die Förderung der Missionen in *Epp. Nostr. 49.

[3] Wortlaut im Geschichtsfreund (Histor. Verein der 5 Orte) 10 (1854) 144 ff.

schleifen. Wurde eine scharfe Bußpredigt gehalten, besonders von dem grausamen Haß gegen seinen Nächsten, ohne Nachlaß dessen Niemand könne selig werden. Deswegen etliche angefangen, auf die Brüge zu steigen, ihren Gegenhassetein zu rufen, um Verzeihung zu bitten, einander zu umhalsen, welches endlich durchgehend gegen einander geschehen mit solchem Seufzen und Schreien, daß es schien, kein Mensch mehr den andern hasse. Und war Nachmittag wieder gleiche Funktion mit höchster Devotion und zunehmender großer Bußwirkung, und wurde continuirt, die Vergebung seinem Nächsten zu verzeihen, wie dann aber wieder universaliter geschehen war, auch 2, 3 Häupter auf dem Balco öffentlich alles um Verzeihung gebeten, auch alles öffentlich einander um Verzeihung gebeten mit Schreien und Wehklag; es war auch auf den Balkon gestiegen in einem Bußkleid notre vieux secretaire und alles um Verzeihung gebeten. Auf den Abend ist die dritte Funktion gegen 8 Uhr geschehen bei Flammen und Lichtern, Exhortationes von der Höllen ewiger Straf, alles geschah in Geißlung und Poenitentiae Werken, wurde alles in Zären zu Gott schreiender Barmherzigkeit bewegt. Am 27. Nachmittags war große Andacht mit strengen Bußwerken und heftigen Bußpredigten sonderlich von der occasione proxima, denn wo solche nit abgeschafft und der steife Vorsatz gemacht, dieselbe wie die Sünde selbst zu meiden, die Beichten unvollkommen seien und der große Ablaß nicht gewonnen werden könne. Da dann P. Fontana sich allzeit scharf öffentlich gegeißelt, auch P. Mariani besonders in den nächtlichen Prozessionen. . . . Den 30. August Sonntag war alles beschäftigt, die hl. Communion zu empfangen, welches auf öffentlicher Gasse geschah bei einem köstlich dazu bereiteten Altar, so 3 Rang in 5 eingeschränkten Zeilen enthaltete, im mittlern Rang war der Altar, zu beiden Seiten rechts kommunizierten die Männer und links die Weiber ganz kömmlich und ungehindert. Man will, es haben zu 50 000 Seelen gekommuniziert. Nach der Schlußpredigt des P. Fontana über die Beharrlichkeit, besonders die nächste Gelegenheit zu meiden usw., bat er, „sollen auch seiner nicht vergessen, besonders für seine arme Seel zu beten, da wir seines Tods benachrichtigt würden." Auf daß hin hat er sich stark gegeißelt und alles Volk mit ihm, drauf er endlich mit dem Kruzifix die große päpstliche Benediktion unter Lösung von 22 groben Geschütz gegeben. Und hat sich diese Funktion geendet, da vermutet wurde, viel mehr als 100,000, hundert mal tausend Seelen beigewohnt haben. Merkwürdig ist, daß das Volk in kein Haus, geschweige in ein Bett kommen, so war des Volks soviel, das Wetter favorisierte über die Maßen, daß dem gemeinen Mann nit schwer fiel, auf öffentlichen Bänken, bloßen Gassen, wie dann (ich) selbst Mitternacht in Augenschein genommen, besonders an der Kirch, auf dem Kirchhof und Gräbern zu schlafen. Trotzdem hat man nit gehört, daß ein Mangel an Speis oder Brod war, wie dem anderwärts geschehen. Und alles in bester Ordnung, nirgend lobwürdiger als hier abgelaufen, dem Allmächtigen sei höchstes Lob und Dank, der uns Gnad geben wolle, dieser Gnaden Zeit nimmer zu ungutem zu vergessen. Die Kreuze, deren vermutlich an die 3000 gewesen, darunter ein Teil von entsetzlicher Schwere, sind den ehrw. Vätern Kapuzinern hinterlassen worden. Nach der Rast von etlichen wenigen Tagen wurden die Missionäre vom Stand Luzern abgeholt, die Mission auch dort verrichtet, da sie zu allererst dort eingekehrt, aber nit haben mögen gehört werden. Die Benediction war dort 8. Sept.; ich war auch alldort samt Dochter Caecilia. Man mutmaßte etwa in die 30 oder 20 000 Seelen mehr als es bei uns gehabt. . . . Ein Gleiches geschah wiederum zu Lachen den 20. September. Da die große Benediction gegeben worden, war ich mit Frau auch aldort. Und wurde zu End dieser hl. Funktion gesagt, daß das löbl. Ort Schwitz dazu den Anfang gemacht, das löbl. Ort Luzern das schlimmste Wetter, das löbl. Ort Zug die schönste Andacht, und letzlich Lachen die beste Ordnung gehabt.[1]

---

[1] Aus dem Protokoll des Stadt- und Amtsrates 1705 werden noch mehrere auf die Mission bezügliche Beschlüsse mitgeteilt. Besonders der Dank an die Missionäre, Übersendung von zwei Ciborien an P. Fontana und Bezahlung der Unkosten von 758 fl. Geschichtsfreund 10, 152 ff.

Über die auf Zug folgende Mission in Luzern berichtet der Rektor von Luzern am 10. September 1705:

Die Mission fing am 4. September an. In der Prozession trug P. Fontana barfüßig das Kreuz; es folgten weiß gekleidete Mädchen mit Dornenkronen auf dem Haupte, dann die Frauen in dunklen Gewändern, mit Stricken umgürtet und mit Dornenkronen auf dem Kopfe; ähnlich der Klerus, dann der ganze Magistrat in schwarzen Bußsäcken mit Dornenkronen und Pilgerstäben. Diese Prozession fand täglich zweimal statt. Die Kanzel im Freien hatte ein Zeltdach gegen Sonne und Regen; die Zuhörer, die auf Brettern saßen, zählten leicht gegen 10,000. Dolmetsch bei beiden Patres war ein Kapuziner. Am 2. Tag wurden 20,000 Zuhörer gezählt, am letzten Tage sollen es gegen 100,000 gewesen sein, die aus der ganzen Schweiz herbeigeströmt. Trotzdem war die größte Ordnung, alle Stände saßen getrennt, und es herrschte das tiefste Stillschweigen. Die Mission dauerte fünf Tage. Die ganze Zeit über hatten nicht allein unsere Beichtväter, sondern auch die vom bischöfl. Konstanzer Kommissar bestellten 130 Welt- und Ordenspriester im Beichtstuhl alle vollauf zu tun. Am 7. September saßen einige der Unsrigen bis 12 Uhr Nachts im Beichtstuhl und am 8. September, Mariä Geburt, alle von ganz früh bis 12 Uhr. Alle Beichtväter rühmen den großen Erfolg der Mission; es war viele Arbeit aber auch eine große Ehre für die Gesellschaft.[1]

Klemens XI., ein besonderer Gönner der Missionen Fonatanas, dankte am 30. Dezember 1705 den fünf Kantonen für ihre Unterstützung dieser Missionen und forderte unter demselben Datum die Bischöfe von Konstanz, Sitten, Lausanne und Basel zur Fortsetzung derselben auf.[2]

Ebenfalls zum Danke für die Förderung seiner Missionen widmete Fontana 1705 eine deutsche Übersetzung seiner Missionspredigten den „großmächtigen, wohlgeborenen, edlen, gestrengen, ehrenvesten, frommen, fürnehmen, fürsichtigen, ehrsamen und weisen Herrn Schultheissen, Land-Ammen und Rathen, hochloblichen fünf katholischer Orten der Eydgenossenschaft." Die Übersetzung lieferte der Hauptmann Ceberg, Stadthalter zu Schwitz, der dort auch als Dolmetsch gedient hatte.[3]

In den folgenden Jahren gab Fontana Missionen an allen bedeutenden Orten im Wallis und in Tirol.[4] Für letztere richtete Klemens XI. unter dem 1. Januar 1710 Empfehlungsschreiben an die Bischöfe von Chur, Trient und Brixen und an den Statthalter von Tirol, den Neuburger Pfalzgrafen Karl Philipp.[5] Nicht allein der General Tamburini, sondern auch die Generäle der Kapuziner, Franziskaner und Dominikaner gaben anfangs 1710 dem P. Fontana Empfehlungsschreiben mit.[6] Fontana begann die Tiroler Missionen in der Diözese Chur in Schnals, Schlanders und Meran. Dann zog er nach Brixen und von da nach Innsbruck. In Innsbruck machten die Beamten zuerst Schwierigkeiten, die aber vom Statthalter, Pfalzgrafen Karl Philipp, bald beseitigt wurden. Der Erfolg war groß. An der Generalkommunion am Schlusse beteiligten sich 40 000, in der Jesuitenkirche allein wurden in den letzten drei Tagen 16 000 Kommunionen ausgeteilt.[7] Es folgten dann die Missionen in Hall, Bozen und

[1] *Kop. Clm. 26472 f. 266. Am 7. Nov. 1705 drückte der General dem Luzerner Rektor seine große Freude aus über die außerordentliche Frucht der Mission und dankte zugleich für alle den beiden Patres erwiesene Liebe. *Ad Germ. sup.

[2] Raccolta d'alcune lettere 82 f. 69 ff.

[3] Predigen des hochw. Vatters P. F. Fontana S. J., welche er aus seinem Quadragesimal ausgezogen und während der Mission in den hochlöbl. fünf kathol. Orten der Eydgenossenschaft geprediget. Auf sein Begehren aus dem Italienischen in die teutsche Sprach übersetzt. Luzern 1705 (auch Zug 1706 und Augsburg 1707). 24°. 240 S.

[4] Franchini, Serie delle missioni 332 ff.

[5] Wortlaut in Raccolta 76 ff.

[6] Wortlaut l. c. 88 ff.

[7] Vergl. Maziotti an den General. Innsbruck 8. Sept. 1710. *Orig. Germ. sup. 110 f. 28.

Trient.[1] Die Missionsberichte Franchinis sind voll des Lobes über diese Missionen: „Die Deutschen, so schreibt er zum Schluß, haben in Wahrheit die Religion in ihrem Herzen eingeprägt und in ihrem Geiste befestigt."[2]

Wie die Mission in Wien an der Pestgefahr, so scheiterte die Absicht, an den Rhein zu ziehen, an den Kriegsunruhen. Deshalb kehrte Fontana nach Italien zurück.[3] Unter dem 15. Oktober 1710 stellte Pfalzgraf Karl Philipp in einem Schreiben an den General Tamburini dem scheidenden Missionär ein glänzendes Zeugnis aus, er habe allen Erwartungen reichlich entsprochen.[4]

Damit sollte aber die Tätigkeit Fontanas für Deutschland noch nicht abgeschlossen sein. Denn am 24. Jan. 1711 schreibt der General Tamburini an den oberdeutschen Provinzial Stingelheim: Ich vernehme, daß P. Georg Löfferer (Loferer) nicht allein für die überseeischen Missionen bereit ist, sondern auch in Nachahmung des P. Fontana, dem er als Dolmetscher gedient hat, gern als Apostel die Berge und Täler dieser Provinz durchziehen möchte, um dem armen Volke das göttliche Wort zu predigen. Ew. Hochwürden mögen überlegen, was seiner Zeit geschehen kann. Inzwischen empfehle ich Ihnen die Absicht des P. Georg, der jetzt in der dritten Probation ist, sehr angelegentlich.[5]

Bald darauf erfuhren die Absichten des Generals und des P. Loferer eine unvermutete Förderung durch den Großherzog von Toskana Cosmo III. Dieser und seine Familie hatten, wie bemerkt, den P. Segneri und P. Fontana schätzen gelernt. P. Fontana selbst hatte 1701 seine Predigten dem Großherzog gewidmet. Cosmos Tochter Anna Maria Louise wünschte lebhaft die Einführung der Segnerischen Missionen auch in Deutschland. Darüber schrieb der Großherzog, Florenz, 1. August 1713, dem General Tamburini:

Meine Tochter, die Kurfürstin von der Pfalz, schrieb mir, sie wünsche sehr die Einführung der fruchtreichen Methode der Missionen des P. Segneri in Deutschland. Ich dachte, man könnte einen dazu fähigen deutschen Pater aus Deutschland nach Italien kommen lassen, um diese Missionsmethode in Begleitung der Missionäre vollkommen kennen zu lernen. Der auf diese Weise gut unterrichtete Ordensmann würde dann nach Deutschland zurückkehren und dieselbe Methode ins Werk setzen. Für die Kosten der Reise und des Aufenthaltes in Italien möchte ich aufkommen.[6]

Tamburini beeilte sich, seine freudige Zustimmung auszudrücken. P. Loferer wurde sogleich nach Italien geschickt und bald darauf von dem Kurfürsten von der Pfalz für sein Land als Missionär gewünscht; er sollte mit einem vom General zu bestimmenden Gefährten Fastenzeit 1715 mit den Missionen beginnen.[7]

Der zweite Missionär war P. Konrad Herdegen, der zuletzt als Rektor des Kollegs in Trient segensreich gewirkt und sich insbesondere für die Einführung der Exerzitien bemüht hatte.[8] Er war ein überaus seeleneifriger und selbstloser Ordensmann. Am 26. Januar 1715 schreibt ihm der General nach Neuburg, wo P. Herdegen mit P. Loferer damals verweilte:

Die Methode für die Missionen hat P. Loferer mitgebracht. Ob dieselbe aber in all ihren Teilen ausgeführt werden kann, werden Ew. Hochw. nach den Umständen

---

[1] Über den Erfolg, der größer als in Italien, Fontana an Tamburini, Bolzano 19. Dez. 1710. *Orig. Germ. sup. 110 f. 35.

[2] Serie delle missioni 339 ff. Vergl. Hattler, Geschichte der ständigen tirolischen Jesuitenmission 9 ff.

[3] Über die Erlebnisse in Wien, Fontana an Tamburini 14. Sept. 1710. *Orig. Germ. sup. 110. f. 37.

[4] *Orig. Epp. Princip. XI, 3.

[5] *Ad Germ. sup.

[6] *Orig. Epp. Princip. XI, 66 ff., dort auch die folgenden Briefe.

[7] *Cosmo an Tamburini, 15. August 1713, 1. August 1714. Über Aufenthalt Loferers in Italien 1714 f. Galluzi, Vita P. Pauli Segneri Junioris 282.

[8] Tamburini an Herdegen 16. September 1713. *Ad Germ. sup.

beurteilen müssen. Da ich diese nicht kenne, kann ich keine bestimmte Methode vorschreiben, noch die Beobachtung der Methode Segneri's in all ihren Einzelheiten verlangen.[1]

Die Missionen begannen nach Überwindung großer Schwierigkeiten in der Fastenzeit 1715.[2] Die erste fand statt vom 4.—14. April in Düsseldorf, der Residenz des Kurfürsten Johann Wilhelm.[3] Beim Empfang der Missionäre, die in armer Pilgertracht mit nackten Füßen und barhäuptig einzogen, waren gegen 40 000 Menschen zugegen. P. Herdegen hielt die Einleitungspredigt über den Zweck der Mission, es folgten die Predigten über die Buße und die Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakramente. Der Kurfürst und der ganze Hof nahmen an allen Predigten teil. Der Erfolg war sehr groß. Letzteres betont P. Loferer in einem Briefe (April 1715) an P. Kleinbrodt, obgleich ich, wie er beifügt, nicht streng die italienische Methode beobachtet habe, sowohl weil andere das für besser hielten, als auch, weil es der Arzt mir nicht erlaubte.[4]

Über die nächstfolgende Mission in Jülich schreibt P. Loferer in dem eben erwähnten Briefe:

Hier (in Jülich) habe ich endlich mit der italienischen Methode einen Versuch machen wollen und Gott hat ihn wirklich gesegnet. An den einzelnen Tagen kam nach der Predigt eine große Anzahl, darunter Priester, Kanoniker und Offiziere zur Geißelung. Ich bin jetzt drei Tage hier. Gestern zählten wir in der Bußprozession gegen 4000 Büßer, darunter 400 Geißler, ohne die Kinder und Studenten zu rechnen, die mit nackten Füßen gingen und auf ihren Rücken schlugen. Einige Frauen schlugen mit Ruten auf ihre entblößten Arme. Vornehme Matronen kamen barfüßig, mit Dornenkronen und in den Händen ein Kreuz. Alle Frauen sind seit zwei Tagen sehr bescheiden gekleidet. Auch die Patres dieser Residenz erbaten von mir die Gnade, mit Dornenkronen auf dem Haupte, mit Stricken um den Hals und einer Kette an den Füßen die Prozession begleiten zu dürfen. Besonderen Eifer zeigten die Offiziere und Soldaten. Es gereicht mir zum großen Troste, daß diese Methode hier gefällt, wo solche Bußübungen nicht allein nicht üblich, sondern auch durch öffentliches Edikt verboten waren.

Über diese Mission in Jülich besitzen wir einen längeren deutschen Bericht eines Jülicher Bürgers, der am 8. und 15. Mai 1715 die Vorgänge genau berichtet und dadurch einen guten Einblick in die italienische Methode gestattet.[5]

Der eine Pater hielt seine Exhortation vor dem Allerheiligsten auf den Knieen, der zweite auf der großen Bühne eine Bußpredigt. Am Ende dieser Bußpredigt ergreift der Pater im Eifer das Kruzifix, läuft zur Kapelle, den Männern zurufend: Wer wahre Buße tun will, folge mir nach. Worauf eine solche Menge Volks folgte, daß die Leut sich schier zu Tod drückten. Allhier erhob sich Weinen und Heulen, der Pater ergreift seine Disziplin (Geißel), eröffnet seinen Rücken und rief dem Volk mit solch durchdringenden Worten zu, daß alle Hände und Arme ausstreckten und bitterlich weinten. Er ließ etliche Disziplin präsentieren, einer aber schämte sich vor

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Loferer an Milesius, den Sekretär der Gesellschaft. Neuburg, 12. Dezember 1714 u. 13. Februar 1715, Düsseldorf, 20. April 1715 *Orig. Rhen. inf. 70. Dort auch weitere Briefe Loferers über die folgende Mission.

[3] *Relatio missionis habitae Düsseldorpii a P. Conr. Herdegen et Georg. Loferer 4.—14. April 1715. Ex litteris Düsseldorpii datis 18., 19. et 21. April 1715. 16 S. M. R. Jes. 265.

[4] *Orig. l. c.

[5] *Copia eines Schreibens auß Jülich 8. Mai 1715. Continuatio 15. Mai 1715. 12 Folioseiten. M. R. Jes. 265. Eine Abbildung der Predigtbühne und der Bußprozession vier Jahre nach der Einführung in Deutschland findet sich in einem großen Plakatdruck *Cgm 2624 f. 352. Die Kostüme der Teilnehmer an der Bußprozession geben die 14 Kupferstiche in der seltenen Quartausgabe der Serie delle missioni del P. F. Fontana o. O. u. J. 96 S.

dem andern, welches der Pater vermerkend sagte, es sei denn, ich schäme mich nit. Nach der zweiten Bußpredigt folgten viele dem Pater in die Kapelle und mit ihm sowohl Geist- als Weltliche, legten ihre Kleider ab und machten eine Disziplin stark ¼ Stunde. In der Bußprozession zogen die Patres voraus mit ihren Kronen auf den Häuptern, mit Stricken um den Hals, nicht anders die Patres aus der Residenz, der fromme alte P. S. (?) schier einen halben Dornbusch tragend. Die Studenten kamen mit Todtenköpfen, baarfüßig, viele mit Dornenkronen auf dem Haupt, etliche sich hart disziplinierend. Am Montag hielt der Pater eine bewegliche Predigt aut poenitendum aut ardendum. Und hat am meisten dadurch bewegt, weilen er seine lieben Händ mehr denn ein ganzes Vater unser lang in einer stark brennenden schwarzen Fackel stark brennen ließ. Es heißt jetzt von Allen: O wir Glückselige, denen Gott solche Männer zugeschickt. Continuatio den 15. Mai: Nach der weitern Bußpredigt konnten die Patres keine Disziplinen genug verschaffen, wiewohl sie deren eine große Zahl bei den Schustern hatten anfertigen lassen . . . Keiner verschonte seinen Leib; die keine Disziplin hatten, lagen mit ausgespannten Armen auf der Erde mit ihrem Angesicht. Am Freitag Morgen wie gestern; als aber abends um 8 Uhr das letzte Zeichen zur Bußprozession sich hören ließ, traten aus allen Häusern wie aus den Totengräbern am jüngsten Tag die Leute in Ihren Hembteren mit großen Dornen Kronen, mit großen Ketten um den Hals, so kurz an beide Füß angeschlossen, daß sie etwas krumm gebückt anmarschierten, mit groben Kreuz Balken auf ihren Schultern, benebens alle mit allerhand scharfen Disziplinen bewaffnet auf ihren Leib mit harten Schlägen also wütend, daß man das Blut häufig herabfließen sah. Auf einer kleinen Bühne fing P. Herdegen seine kurze Exhorte mit diesen Worten an: Bluet Bluet, liebe Christen, welches er dann so häufig aus ihnen und anderen erweckte, daß ein groß Lärmen unter den Weibern entstand. Dann ging die Prozession weiter zur größern Bühne (Theatrum), wo der unerhörte Kreuziger seines Leibs das Theatrum bestieg und von dem Schwert des Schmerzens der seligsten Jungfrau, so er in eigner Figur repräsentierte, so heftig predigte, daß wir alle bitterlich weinen mußten; es sei noch ein verstockter Sünder in Jülich, dafür schlug er seinen Leib so grausam und so lang, bis er endlich anfing niederzusinken und P. Schavoir hinaufstieg und ihm die Disziplin abnahm. In der nächsten Predigt über die unbefleckte Empfängnis fiel P. Loferer, dieser große Wohltäter, auf die Knie und bat demütig um Verzeihung für alles Aergernis. Um dies abzubüßen, sprach er, soll dieser Leib nicht verschont werden. Er ergriff seinen Strick, hing selbigen um den Hals, bot selbigen allem Volk an, sagend: Hier habt Ihr Andächtige den großen Sünder, greift ihn, zieht ihn über die Gassen, damit ich doch meinem liebsten Gott für meine Sünden möge genugtun. Wollt ihr nicht? sagte er, so will ich aber meiner nit verschonen. Er ergriff seine Disziplin, schlug sich so erbärmlich, daß ein herbes Weinen unter allem Volk entstand. Dies hat manchen gleich zum Beichtstuhl gejagt, so das Eure Patres bis 12 Uhr nit aufgestanden und doch nit allen haben helfen können. Es war soviel Volk selbige Nacht bei uns, daß ich in meiner kleinen Wohnung aus Liebe deren ungefähr 12—13 beherbergte. Am folgenden Tag war öffentlich nach den Ständen die General-Communion, die Zeit bis 1 Uhr reichte nicht. Nachmittags hielt P. Herdegen die Predigt über die Beharrlichkeit, indem er gleichwie gestern P. Loferer alle Anwesenden mit einer scharf hinzugesetzten Disziplin um Verzeihung bat, also daß P. Schavoir wieder ihn stören mußte. Montag ist P. Schavoir auf Gladbach abgereist, um Quartier zu machen, ihm folgten um 2 Uhr unsere heiligen Männer. Die Leute fielen weinend auf die Knie und baten um den letzten Segen.

Diesen Bericht „eines Laien“ schickte P. Ferd. Amatori am 18. Mai aus Düsseldorf (nach Augsburg?) mit dem Beifügen, Niemand hätte an eine solche Bewegung und solche Früchte gedacht.[1]

Der Bericht wird bestätigt durch eine Schilderung, die P. Herdegen von

[1] *Orig. M. R. Jes. 265.

Gladbach aus der Abtei am 15. Mai 1715 an den Sekretär des oberdeutschen Provinzials, P. Anton Kleinbrodt in Augsburg übersandte:

Die Bauern kamen aus 6—7 Stunden Entfernung, sie übernachteten in der größeren Kirche; ich kann nicht alles schreiben, wenn Ew. Hochwürden es nicht selbst sehen, werden sie es nicht glauben.[1] Am 24. Mai 1715 berichtet dann P. Herdegen über die dritte Mission in Gladbach: die achttägige Mission schien ein fortgesetztes Fest zu sein, die Arbeiten ruhten, nicht ohne Klage der Protestanten. Der Bußeifer war noch größer als in Jülich. Männer wüteten mit eisernen Geißeln gegen sich, andere trugen so schwere Kreuze, daß ich sie kaum aufheben konnte. Manche, die verzweifelt, bekamen neuen Mut zum Leben. Bei der letzten Predigt waren über 120 000 Menschen. Heute gehen wir nach Kempen, dem Vaterland des Thomas a Kempis, damit wir drei Tage Ruhe haben. Viele ziehen uns nach von Orten, wo schon Mission war, um nochmals beichten zu können. Am Samstag gehts nach Brüggen zu einer neuen Mission.

Über diese Mission in Brüggen berichtet P. Herdegen am 6. Juni, daß weder der Markt noch die Straßen die Menge des Volkes fassen konnten; bei der letzten Bußprozession waren 400 Geißler, am neunten Tage empfingen 14 000 die hl. Kommunion.[2] Zur Mission in Heinsberg, die am 3. Juni begann, kamen ganze Dörfer mit ihrem Pfarrer an der Spitze, der ganze Adel von Geldern, fast ganz Roermond. Am zweiten Tage bei der Instruktion über die Pflichten der Kinder gegen die Eltern baten alle um Verzeihung; an der nächtlichen Bußprozession nahmen über 20,000 mit verschiedenen Bußwerken teil. Alle Beichtväter waren eine ganze Woche von sehr früh bis zum späten Abend beschäftigt; Kommunikanten zählte man über 25,000. Weil schon 30 Protestanten zur Kirche zurückgekehrt, verbot ihnen ein Dekret unter großer Geldstrafe den weiteren Besuch der Missionen. Hunderte von Katholiken folgen uns von einem Orte der Mission zum andern und über tausend nahmen so an der neuen Mission teil.[3]

Am 11. Juni folgte gleich die Mission in Richterich; die ersten drei Tage waren sehr schwierig wegen des Regens, trotzdem kamen viele aus Aachen und Umgegend: ganz durchnäßt hielten sie bei der Predigt aus. Der Magistrat von Aachen schickte vier Stadträte, um für Aachen einzuladen. Bei der letzten Bußprozession waren 300 Kreuzträger, die Kreuze schleppten. Die Bauern kamen teils von weit her, 200 Geißler und fast alle (einige Tausend) beteten mit ausgespannten Armen. Auch vornehmere Personen übernachteten auf Stroh in Bauernhütten und warteten 2—3 Tage auf die Beichte. Als Beichtväter kamen Patres aus Roermond und Aachen, auch einige Mendikanten zu Hilfe; bei der Mission in Düren, die am 22. Juni begann, wurde wegen vieler Widerstände und unsinniger Gerüchte das Eis erst am 4. Tage gebrochen, dann war große Teilnahme. Bei den Bußprozessionen zählte man über 800 Männer als Büßer; zur Kommunion gingen 15 000. Beim Abschied, bei dem auch der Magistrat im Colleg seinen Dank abstattete, gab es viele Tränen.[4] Der Erfolg von Düren wurde noch von dem in Aachen übertroffen. Hier begann die

[1] *Orig. l. c. — Der Rektor des Kollegs in Jülich Heinr. Frisch schreibt am 15. Mai 1715 an den General: Die beiden Patres Georg Loferer und Konr. Herdegen haben am Montag hier die Mission vollendet, zu ihrer eigenen Zufriedenheit und zur unbeschreiblichen Freude der ganzen Stadt. Der Kurfürst und die Kurfürstin können sich vor Freude über einen so glücklichen Erfolg nicht fassen. Die Art und Weise ist zwar für diese Gegend ungewohnt, aber ihre Predigten und ihr heiliges Beispiel reißen das Volk so fort, daß es für sie durchs Feuer ging. Immer größer wurde die Zahl der Büßer, die kleine Stadt konnte sie nicht fassen. An der Generalkommunion nahmen mehr als 8000 teil. Am Vorabend derselben waren die Unsrigen bis Mitternacht beschäftigt. Wunderbare Bekehrungen und Aussöhnungen sind erfolgt, die ganze Stadt staunt über ihre Veränderung. *Orig. Rhen. inf. 70 f. 24.

[2] *Kop.

[3] *Herdegen 15. Juni 1715 Kop.

[4] *P. Herdegen an P. Cajet. Giacomini S. J., Beichtvater der Kurfürstin, 1. Juli 1715. Orig. — Über die Widerstände vgl. W. Brühl, Chronik der Stadt Düren (1875) 173 ff.

Mission Anfangs Juli und setzte sich trotz der größten Widerstände und unsinnigsten Ausstreuungen durch. Am 8. Tage zählte man bei der Bußprozession außer den Studenten, die fast alle barfuß und sich geißelnd mitzogen, über 1000 Geißler (Männer) und über 400 Kreuzträger, überhaupt gegen 30,000 Teilnehmer. Unsere Patres waren stets bis nach 10 Uhr Abends im Beichtstuhl, in den letzten Tagen bis Mitternacht; obgleich von andern Klöstern viele Beichtväter halfen, reichte die Zahl kaum aus. Am letzten Tage nahmen bei der Generalkommunion allein in unserer Kirche über 15 000, im Dom über 20 000 teil. Vier Priester teilten ohne Unterbrechung von 6—12 die hl. Kommunion aus, so daß während der ganzen Zeit der Mission (in unserer Kirche während der Woche schon gegen 10 000) über 40 000 Kommunikanten gezählt wurden. Aachen soll noch nie eine solche Menge Menschen gesehen haben. Der Magistrat dankte zum Schluß, Pfarrer, Stiftsherren und Bürger gaben uns vier Stunden weit das Geleit.[1]

Im Juli folgten dann noch die Missionen in Monjoie (16. Juli), Münstereifel (23. Juli) und Euskirchen (31. Juli), über die ähnliche Berichte von P. Herdegen vorliegen. In Monjoie trugen die Frauen bei der Bußprozession schwere Steine auf dem Kopfe, man zählte am letzten Tage 9000 Kommunikanten; die Franziskaner halfen hier Tag und Nacht im Beichtstuhl. In Euskirchen taten die Kapuziner dasselbe, hier zählte man bei der nächtlichen Bußprozession über 17 000 Teilnehmer, am Tage weniger Büßer, „weil das Volk hier vor öffentlicher Buße zurückschreckt". Kommunikanten waren gegen 7000.[2] Der August sah noch die Missionen in Siegburg (9. August) und Mülheim a. Rhein (19. August). Bei der zweiten Bußprozession in Siegburg gingen die Benediktiner an der Spitze barfuß und mit Ketten um Leib und Hals. Von einigen Hundert Beichten, die ich (P. Herdegen) während sieben Tagen hörte, habe ich kaum zehn gezählt, in denen die Beichtenden nicht unter heißen Tränen ihre Sünden beklagten, dasselbe bezeugten die Patres anderer Orden; viele Restitutionen, gegen 13 000 Kommunikanten. An der Mission in Mülheim nahmen viele Kölner teil und die Patres des Kölner Kollegs halfen im Beichtstuhl. Auch der Nuntius kam mehrere Male und teilte die Kommunion aus, man zählte 6000 Kommunikanten.[3]

Im September hielten die Patres u. a. Missionen in Anholt,[4] Ravenstein, im Oktober in Wipperfürth und Sittard.[5] An der Mission von Ravenstein, die am 17. September begann, nahmen auch zwei Patres aus der niederrheinischen Provinz teil, P. Gerhard Schavoir und P. Peter Möllemann. Während der zehntägigen Mission waren vormittags und nachmittags je zwei Predigten. Von Emmerich, Cleve, Nymwegen, selbst von Rotterdam strömten die Leute herbei. Obschon der Magistrat von Herzogenbusch verboten hatte, die Mission zu verkündigen, zog man aus der Stadt in zahlreichen Prozessionen mit wehenden Fahnen. In der Bußprozession trugen viele sehr schwere Kreuze, einer schleppte einen Anker, unter dem er beinahe zusammenbrach. Männer und Jünglinge geißelten sich auf den Rücken nach dem Beispiel der Missionäre, Frauen auf die bloßen Arme. Obschon der dritte Teil der Zuhörer die Sprache der Missionäre nicht verstand, war deren Zahl so groß, daß viele keinen Platz in der Stadt finden konnten. Es wurden 8000 Kommunionen ausgeteilt.[6]

[1] *Orig. Herdegen 17. Juli 1715 l. c. — Damit stimmt überein ein Brief des Rektors Heinr. Helling, Aachen 17. Juli 1715, mit großem Lob für Herdegen und Loserer. Orig. Rhen. inf. 74.

[2] *Herdegen, 26. Juli, 2., 4. u. 11. Aug. 1715. Orig. l. c.

[3] *Herdegen, 9. August, 1. September 1715. Orig. l. c.

[4] Über die Mission in Anholt vom 4. bis 15. Sept. 1715 ein sehr lobender Bericht des Fürsten Ludwig Otto von Salm 16. September 1715 *Kop Rhen. inf. 71.

[5] Über die Mission in Wipperfürth, die 7. Aug. 1715 begann, berichtet P. Herdegen ausführlich in einem Briefe an den General. *Orig. Germ. sup. 97 f. 39. Der Kurfürst von Köln war zugegen, lobte die Missionen und segnete die Missionäre Herdegen, Möllmann und Schavoir. P. Loserer ist schwer erkrankt.

[6] Vergl. die Briefe Loserers Sittard, 3. Oktober und Ravenstein, 20. Sept. 1715. *Orig. Rhen. inf. 70 und ebendort f. 25 ff.

Die Berichte der Missionäre, die alle acht Tage an die Kurfürstin von der Pfalz schreiben mußten, schickte sie an ihren Vater in Florenz und dieser an den General Tamburini. So sind mehrere derselben in den Fürstenbriefen an die Generale erhalten.[1] Die Kurfürstin kann sich in ihren Briefen nicht genug tun in der Schilderung der großen Erfolge der Missionen, im Lobe der eifrigen Missionäre und ihrer Sorge für deren Gesundheit. Der Kurfürst selbst, so schreibt Herdegen am 24. Mai 1715, ist kaum zufrieden mit den achttägigen Berichten; er hätte lieber jeden Tag einen Bericht, so sehr ist er für die Missionen eingenommen; in der letzten Audienz sagte er mir, daß er die Missionen unter die größten von Gott ihm erwiesenen Wohltaten rechne. Der Großherzog Cosmo dankt in seinen Briefen an den General Tamburini wiederholt für die vorzügliche Auswahl der Personen.

Die Kurfürstin schreibt am 6. Juli 1715 von Hambach an ihren Vater: Das exemplarische Leben, die Abstinenz und die Bußwerke geben den Missionären großes Ansehen. Man hat beobachtet, daß sie nicht im Bette schlafen, und von P. Loferer sagt man, daß er sich auch noch zu Hause geißelt. Der Dekan von Jülich hat mir mitgeteilt, daß diese Stadt wie neugeboren scheine und daß die Andachten, die die Missionäre gelehrt, fortdauern. Am 13. August schreibt sie von Düsseldorf: Ich kann zu meinem größten Troste nicht hinreichend schildern, welche Frucht die heiligen Arbeiten dieser guten Patres wirken. Das Volk schätzt sie sehr und eilt zahlreich zu den Beichtstühlen. P. Loferer hat einen überaus großen Eifer, aber er ist nicht sehr stark. Ich habe jeden Tag den Arzt zu ihm geschickt, damit er ihm durch seine guten Ratschläge helfe, sein Werk fortsetzen zu können. Obgleich der P. Endeghen (Herdegen) ein wenig stärker ist, schien er mir heute nicht bei guter Stimme, gestern hielt er drei Predigten; er hat eine ausgezeichnete Haltung und weiß wunderbar zu gewinnen. Wir sind dem P. General sehr verpflichtet, daß er eine so gute Auswahl getroffen hat.

Nicht allein Kanzel und Beichtstuhl stellten an die Gesundheit der Missionäre große Anforderungen, sondern noch mehr ihre Reisen mit bloßen Füßen, ihre vielen Bußwerke während der Mission und die ganz ungewohnte Lebensweise an dem durch die vielen Kriege verarmten Niederrhein. Über letztere schreibt P. Loferer in dem bereits erwähnten italienischen Bericht vom 24. Mai 1715:

Die Lebensweise ist hart, man ißt nichts anderes als Salzfleisch ganz kalt; in sehr vielen Häusern, fast in allen, sieht man Feuer in der Küche nur zweimal in der Woche; gesottenes Fleisch gibt es nicht, Suppe kennt man nicht einmal dem Namen nach. Der Wein ist sehr teuer und das Bier kann ich nicht trinken ohne großen Schaden für die Gesundheit. Ich habe einen Mann bei mir, der mir etwas bereitet, ohne das wüßte ich nicht wie leben, ich hätte nie daran gedacht, aber die Kurfürstin, die das Land gut kennt, hat es so befohlen.[2]

die zahlreichen Briefe Herdegens vom Juni 1715 bis Juli 1716. — Weitere Briefe Herdegens vom Juni bis Okt. 1715 in *Germ. sup. 18. f. 223 ff. — *Historica Relatio Missionis Apost. per Duc. Jul. et Mont. ao. 1715 (Schavoir). 84 Bl. Am Schluß Herdegen an Tamburini Düsseldorf, 19. Oktober 1715. *Rhen. inf. 72. — Über das harte Leben der P. P. Herdegen und Loferer (Geißelungen, Abstinenz usw.) ein Brief von dem Rektor P. Wilh. Henrico Münstereifel, 14. Aug. 1715 an den General. *Orig. Rhen. inf. 71, Die Korrespondenz des Generals mit Herdegen. *Germ. sup. 13 und 18.

[1] *Epp. Princip. XI 105 ff., 114 ff., 125 ff., 138 ff. Io sono innamorata delle missioni perche li fa gran bene. Düsseldorff 22. Iuni 1715. Sempre piu contente siamo dei Missionarii e delle missioni e giornalmente se ne vede il frutto 20. Aug. 1715. Der Großherzog schreibt am 3. Nov. 1716 an den General Tamburini: La Sma Eletrice mi scrive il gran bene che continuano e sempre maggre i Padri a fare. Vergl. die Briefe des Großherzogs an denselben 15. Juni, 13. Juli, 23. November 1717 und Tamburini an Fontana, 8. Juni 1715 in *Epp. Nostr. (ad diversos.) 46.

[2] *Epp. Princip. XI, 97 f.

Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Missionäre wiederholt den Arzt in Anspruch nehmen mußten; der zartere P. Loferer spuckte Blut. Auch der General Tamburini war über den Erfolg, der, wie er an P. Herdegen 13. Juli 1715 schreibt, kaum gehofft werden konnte, sehr erfreut und ermunterte die Missionäre zum freudigen Ausharren, zugleich empfahl er ihnen angelegentlich größere Sorge für ihre Gesundheit. Sehr angenehm war ihm auch die Mitteilung, daß die Patres der niederrheinischen Provinz die Missionäre eifrig unterstützten und ihnen alle Liebe erwiesen, wofür er den Obern der einzelnen Häuser besonderen Dank abstatten wollte.[1] Die niederrheinische Provinz stellte auch ständige Helfer, mit denen P. Herdegen sehr zufrieden war.

In einem Briefe vom 6. Juni 1715 spricht er seine Meinung dahin aus, daß Helfer aus der niederrheinischen Provinz geeigneter seien als solche aus der oberdeutschen, da es viele gibt, die wir wegen des nach der belgischen Sprache hinneigenden Dialektes nicht verstehen können, die aber von den rheinischen Patres sehr gut verstanden werden. Die Socii hätten ja auch nichts anderes zu tun als Christenlehre zu erteilen, die Prozessionen zu ordnen und Beicht zu hören; die uns angewiesenen rheinischen Patres können dies sehr gut, ja besser als die oberdeutschen, weil sie Land und Leute besser kennen und zu behandeln wissen.[2]

Nicht einverstanden waren manche rheinische Patres mit der italienischen Methode.

Der General Tamburini machte am 23. Mai 1716 dem P. Loferer Mitteilung von einem Briefe des niederrheinischen Provinzials, in dem dieser sich gegen die Methode für die Missionen in Jülich und Berg erklärte. Es scheine ihm zuerst eine einfachere und kürzere am Platze, um der größeren den Weg zu bahnen. Auch bestehe die Furcht, daß man, wenn sich viele dagegen erklärten, bei dem Erzbischof von Köln, der sich ja bereits für sein weltliches Gebiet dagegen erklärt, ein Verbot erwirken werde. Ferner seien die Landleute auch außer der Zeit der Ernte und Weinlese so beschäftigt, daß sie nur schwer und wegen ihrer Armut nur mit großem zeitlichen Schaden zu den Missionsübungen herangezogen werden müßten. Man solle auch die Fürsten nicht drängen, mit dem weltlichen Arm die Untertanen zu den Missionen zu zwingen, sonst werde nach dem Tode des betreffenden Fürsten die Mission ein Ende haben und bei vielen Abneigung gegen die Missionen und gegen die Gesellschaft erregt werden. Zum Schlusse bittet der General um ein Gutachten der beiden Missionäre.[3]

Das Gutachten, welches daraufhin P. Loferer einsandte, erklärte sich gegen die erhobenen Schwierigkeiten. Es gefiel dem General sehr, wie er am 1. August 1716 P. Loferer mitteilte. Ich schreibe deshalb, fügt er bei, heute an den Provinzial des Niederrheins, daß in der Folge die Missionen nach dieser Methode gehalten werden und daß er dem P. Peter Möllemann den Auftrag gebe, sich denselben zu widmen.[4] Tatsächlich wurden aber die öffentlichen Bußwerke und die nächtlichen Bußprozessionen schon bald aufgegeben.[5]

---

[1] Tamburini an Herdegen 13. Juli, 31. Aug., 16. Nov. 1715, 10. Okt. 1716. *Ad Germ. sup.

[2] Herdegen an Kleinbrodt. *Orig. M. R. Jes. 265. Weiteres über die niederrheinischen Missionen bei Füssenich, Die Volksmission in den Herzogtümern Jülich und Berg während des 18. Jahrh. 117 ff.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Ad Germ. sup.

[5] In der *Continuatio Relationis Historicae de missionibus habitis per Ducat. Jul. ac Montium aliaque loca 1715—1716 (4° 140 S. M. R. Jes. 265) heißt es: A publicae poenitentiae operibus nocturnisque exercitationibus ex plurimorum consilio abstinetur. Expansis tamen brachiis preces fundere examinis maxime vespertino tempore permittitur. Die Hschr. bringt ausführliche Berichte über die Missionen in Meggen, Wasserburg, Gemert, Ratingen, Wipperfürth, Mannheim (prima in Palatin. Infer.) Mosbach, Weinheim usw. und die dabei beobachtete Methode.

Nicht allein in der niederrheinischen, sondern auch in der oberdeutschen Provinz zeigte sich fortgesetzt starker Widerstand gegen die italienische Methode. Die oberdeutsche Provinzial-Kongregation vom Juni 1717 sandte folgendes Postulat nach Rom: Alle haben dahin entschieden, es möge den Missionären je nach Ort und Zeit gestattet sein, in gewissen Punkten von der Methode der italienischen Missionen abzusehen, falls die Umstände so gestaltet sind, daß eine größere Frucht erhofft wird, wenn sie von der dem deutschen Genius wenig entsprechenden Strenge ablassen. Die Antwort des Generals lautete abweisend: Den großen Erfolg der italienischen Methode zeigt die Erfahrung von drei Jahren, deshalb soll man von derselben nicht abgehen.[1] Die Umstände erwiesen sich aber stärker als dieser Befehl.[2]

Zu meinem großen Schmerze, so schreibt Tamburini am 31. Dezember 1718 an den oberdeutschen Provinzial Amrhyn, wird mir aus Ihrer Provinz berichtet, daß die von mir so oft empfohlene und durch den Erfolg so erprobte italienische Missionsmethode immer noch Gegner findet, ja daß sogar die, denen es obliegt, dieses hl. Werk aus allen Kräften zu fördern, dagegen arbeiten. Besonders sollen die Consultoren dieser Methode weniger geneigt sein und die in Frankreich eingeführte vorziehen. Dadurch wird der Eifer der Missionäre, das Volk für die Bußwerke zu gewinnen, nicht wenig gehemmt. Ich wundere mich, daß die vorgefaßte Furcht über deren öffentlichen Gebrauch noch nicht geschwunden, da doch Ew. Hochw. mit vielen andern bezeugt, wie fruchtreich diese Methode in mehreren Gegenden Deutschlands gewirkt hat und daß gerade frühere Gegner derselben sie später gebilligt und gelobt haben. Schon die Auktorität von Reichsfürsten, die diese Methode so gebilligt haben, müßte den Unsrigen ein Grund sein, dieselbe anzunehmen und nicht zu bekämpfen. Diesen mögen Ew. Hochw. meinen Brief mitteilen und erklären, daß ich einen weiteren Widerstand übel vermerken werde. Zur Ausführung meines Willens bietet sich jetzt in Tirol die Gelegenheit, wo, wie ich höre, mehrere derselben Methode Schwierigkeiten bereiten, die durch Erprobung aber wie anderswo beseitigt wurden.[3]

Unter demselben Datum schreibt Tamburini an P. Herdegen in Innsbruck, der ihm von den Schwierigkeiten in Tirol berichtet hatte, er möchte sich nicht abschrecken lassen, sondern fest bleiben. Inzwischen mahne ich den Provinzial. Sollten aber die Beamten die Missionen in den Städten durchaus nicht zulassen, so werden Sie sich mit nicht geringerer Frucht an das einfachere Volk wenden.[4]

Dies geschah in der Tat. Die Missionen begannen Anfang 1719 und dauerten bis Ende Oktober. Der Schauplatz war das Inntal mit einigen Nebentälern

---

[1] *Congr. Prov. Germ. sup. 1717, Congr. Prov. 88 f. 52, 57.

[2] Am 19. Oktober 1726 mahnte der General Tamburini den oberdeutschen Provinzial P. Hallauer: Ingratum prorsus accidit ex datis ad me Oeniponto 26. Sept. pluribus intelligere difficultatem, quam movent nonnulli Principes, et locorum ordinarii in permittendis publicis illis poenitentiae operibus in Missionibus Apostolicis usurpari solitis, sed ex aliunde satis edocti sumus haec ipsa non tantum a dictis Saecularibus, sed etiam a quibusdam e Nostris (quod aeque sane tulimus) improbari, qui non verentur Missionarios ab eorundem exercitio absterrere, asserentes hoc Missionis Apostolicae institutum esse pro Italia non vero pro Germanis; prorsus ignari, quam ingens animarum fructus in aliis Germaniae partibus ex publicis his poenitentiae operibus provenerit: et Nostri quidem de hoc merito redarguendi, alii vero Principes saeculares, et locorum ordinarii oblato demisse cum in finem libello supplici, ad ea permittenda inflecti posse videntur; quod si tamen in sententia de non permittendo obdurarent, acquiescendum nobis erit, et alio transferenda Missio, ubi facilior aditus, et major sperari fructus potest. Velim autem ut R. V[a] haec ipsa nullatenus omitti permittat, quin potius Missionarios excitet ad illa iis in locis exercenda, ubi nulla difficultas occurrit Missiones has juxta primum Institutum obeundi. *Ad Germ. sup.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Ad Germ. sup.

Der Erfolg übertraf alle Erwartungen.[1] Darüber drückte am 2. Dezember 1719 Tamburini dem P. Herdegen, der bereits in Neuburg war, seine große Freude aus, besonders daß er trotz aller Widerstände an der fruchtreicheren italienischen Methode festgehalten und daß dieselbe bereits von mehreren Herrschaften der anderen vorgezogen und eifrig begehrt werde.[2] Trotzdem dauerte der Widerstand gegen die italienische Methode fort.[3]

Inzwischen hatten die Missionen auch im übrigen Deutschland ihren Fortgang genommen. Die letzte Mission des Jahres 1716 war zu Neuburg. Dort blieben P. Herdegen und P. Loferer den ganzen Winter. Frühjahr 1717 erhielten sie zwei Gefährten, P. Jos. Mayer und P. Heinrich Niederdorf. P. Loferer gab dann mit P. Mayer am 8.—18. April eine Mission in Heidelberg. An der ersten Prozession nahmen 4000 Personen teil. Der Eifer einiger war so groß, daß sie beim Anblick, wie der Missionär auf der Kanzel sich geißelte, auch zur Geißel griffen und Rücken und Hände bearbeiteten. Die Kapuziner gingen dabei mit gutem Beispiel voran. Abends bei der Gewissenserforschung waren einige Tausend zugegen; am Schluß geißelte sich der Missionär, ebenso bei der Predigt über Magdalena für den Sünder, der sich noch sträubt gegen die Bekehrung. Die Frucht waren mehrere tausend Generalbeichten. Die Bußprozession zählte über 1000 Geißler, noch mehr, die Kreuze oder schwere Bausteine schleppten. Auch die Jesuiten, der Rektor, Professoren und Magistri nahmen teil, teils als Geißler, teils als Kreuzträger. Sechs Protestanten kehrten zur Kirche zurück, in Mannheim, wo 1716 die Mission war, zählte man 71 Konversionen.[4]

Es folgten dann die Missionen in Germersheim (22. April). Hier halfen die ganze Zeit die Franziskaner. Man zählte gegen 10 000 Zuhörer und bei der letzten Bußprozession 14 000 Teilnehmer. In Neustadt a. Haardt (30. April) leisteten die Kapuziner unverdrossene Hilfe, 13 000 Zuhörer. Die Missionen im Mai in Oppenheim, Bacharach, Kreuznach und im Juni in Alzei, Ingelheim, Frankenthal zogen ebenfalls Tausende an: in Kreuznach beteiligten sich bei der Bußprozession 14 000, in Ingelheim gegen 30 000, darunter 1000 Geißler und 3000 Kreuzträger.[5] Alle diese Missionen wurden durch die verwitwete Kurfürstin Maria Luise unterstützt, auch der neue Kurfürst Karl Philipp leistete Beihilfe. Der Weihbischof von Worms bekennt in einem Dankschreiben vom 10. August 1717 an die Missionäre, daß die ganze Diözese ihnen zum Dank verpflichtet sei, die eingeführten Andachten würden beibehalten, viele Gemeinden verlangten nach Missionen. So wurden die Missionen fast ununterbrochen fortgesetzt so in Heidesheim, Schwandorf, Burglengenfeld, Hilpoltstein usw.

Nach den Missionen in der Pfalz und Baden gab P. Loferer Sommer 1719 Missionen in Boppard, Limburg, Hirschbach, Mayen, Münstermaifeld, Koblenz, Merl, Trier, Saarburg, St. Wendel, Weiskirchen usw. Ein rheinischer Forscher, der dieselben geschildert, hat betont: die mitzuteilenden Zahlen sind übertrieben; bedenkt man aber, daß in einem Falle die Chronik des Trierer Nonnenklosters St. Johann für die Prozessionen in der Stadt höhere Zahlen aufweist als die Jesuitenquellen selbst, beobachtet man ferner, in welchem Umkreis aus Städten

---

[1] Nähere Schilderung bei Hattler, Geschichte der tirol. Jesuitenmission 179 ff.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] Weiteres auch Berichte über die folgenden Missionen in den Briefen Loferers und Herdegens. *Rhen. inf. 60. f. 269 ff. u. *Germ. sup. 103 u. 101.

[4] Alles nach *Continuatio Historiae Missionum per Palatinatum ad Rhen. sup. et Ducatum Neoburg. ao. 1717. 140 S. M. R. Jes. 303. Danach auch das Folgende.

[5] Über diese Missionen berichten die Briefe Herdegens an Tamburini 1716—1717. *Orig. Rhen. inf. 73.

und Dörfern eine wahre Völkerwanderung zum Missionsorte stattfand, so wird man manche Zahlen nicht allzu stark zu reduzieren geneigt sein. In Koblenz zählte man über 60 000 Kommunionen, in Luxemburg 70 000, an den anderen genannten Orten schwankt die Zahl der Zuhörer zwischen 10 bis 60 000. Die Leute schliefen auf Straßen und Wiesen.[1]

Eine Trierer Nonnen-Chronik berichtet über die Trierer Mission von 1719:[2] „Anno 1719 den 1. Juli sein allhier zu Trier aus Anordnung Ihr Churf. Durchl. Francisci Ludovici ankommen die von Päpstl. Heiligkeit bevollmächtigte 4 Missionaren, sogenannte Bußprediger, so schon vorhin in der Pfalz und im Trierschen Land das Volk mit emsigen Predigen, Bußwerken angemahnt. Sie sein 9 Tag in unserer Stadt verblieben; haben alle Tag Morgens um 6 und dann um 9 Uhr bis an 12 Uhr eifrig das Volk zu wahrer Reu und Buß stark ermahnt; wiederum um ½3 Nachm. bis 6 Uhr. Wann der eine ab, so hat alsogleich der zweite und dann der dritte geprebigt, sich auch in währender Predigt öffentlich diszipliniret, wodurch ein so großer Zulauf des Volks, sowohl außer als in der Stadt, daß einige tausend Menschen, geistlich und weltlich, hoch und niedern Standes, sich täglich einfunden vor dem Thumb auf dem großen Platz, worauf der Theatrum zum Predigstuhl zugericht war. — Mittwochs und Freytags Nacht sein Buß-Processiones gehalten worden, daß mehr als 1000 Geistlich und Weltlich sich gegeißelt, mehr als 2000 schwere Kreuzer getragen. Die P. Jesuwitter im Collegio sowohl als Noviciat haben alle brennende Leuchter, und teils Todten-Kopf, theils Todten-Bein, Seiler, eiserne Ketten um den Leib gebunden, dornere Kranz auf bloßem Haupt getragen. Diese zwei Processiones haben von Abends ½9 bis schier 1 Uhr in die Nacht gewehrt, alle vornehmste Straßen der Stadt durchgangen. Zum Beschluß ist am letzten Sonntag, nach vollendetem Gottesdienst, vor der Thumb Kirchen das groß holzenes Kreuz von den 4 Pateren Poenitentiarien (so alle 4 Jesuwitter waren), darin sie den von Päpstl. Heiligkeit Clemente XI. mit Ablaß begabten Pfennigh eingefaßt, zum wahren Gedächtnis ihrer Immission aufgericht worden.

P. Herdegen hatte unterdessen (Sommer 1718) weitere Missionen gegeben in Regenstauf, Pleystein, Velburg, Höchstädt, Zusmarshausen usw. Seine Berichte an den Provinzial Preiß rühmen die Zahl der Teilnehmer und deren Bußeifer. In Höchstädt wuchs die Zahl der Zuhörer auf 15 000 und der Teilnehmer an der Bußprozession auf 30 000; Kommunionen wurden 12 000 gezählt. In Velburg (Mai 1718) trugen die Männer, die keine Geißel hatten, schwere Steine auf den Schultern.

Aus dem Jahre 1718 liegen zwei Schreiben vor über die Wirkungen der Missionen.

Der Abt Amandus von Neresheim richtete am 6. August 1718 an P. Herdegen, den Obern der apostolischen Mission, einen Brief, in dem er sich nochmals für die viele Mühe bedankt, die wir anerkennen und bewundern, denn die Früchte der frommen Ermahnungen dauern noch bei den Meisten an: Marienlieder ertönen auf Aeckern und Wiesen, die Leute, die zum Kloster kommen, tragen und beten den Rosenkranz, die bösen Gewohnheiten des Fluchens, der üblen Nachrede, der Liebeleien usw. scheinen verschwunden; die Grafen, die anfangs gegen die Mission waren, schätzen sie jetzt sehr und bedauern, daß sie nicht teilgenommen; selbst die Häretiker preisen die Mission. Das zweite Schreiben ist von dem Pfarrer von Zusmarshausen, Franz Meck (6. August 1718). Auch dieser dankt für die große Wohltat der Mission hier und in Oberhausen: Groß ist die Zahl der bekehrten Sünder besonders von solchen, die bisher in den schwersten Sünden ein verzweifeltes Leben führten. Es tröstet mich am meisten, daß die meisten derselben sich seit der Mission von allen schweren

[1] Einzelheiten bei Schüller. Ein Missions-Zyklus vor 200 Jahren, Trierische Chronik XVI, 41 ff., 54 ff., 74 ff.

[2] Wyttenbach-Müller, Gesta Trevirorum 3 (1839) 221.

Sünden frei gehalten haben. Zum Missionskreuz kommen viele und beten unter Tränen. Die Missionsgesänge hört man überall auf den Gassen und in den Häusern. Kommunikanten wurden während der Mission und des Ablasses gegen 26000 gezählt. Eines aber betrübt mich sehr: viele Personen, die den Predigten beiwohnten, deren reines Leben mir seit zwanzig Jahren bekannt ist, werden durch die Bosheit des Teufels und der Zauberer schrecklich, fast bis zur Verzweiflung geplagt, grausame Schmerzen fühlen sie in den Gliedern, sie können nicht schlafen und nicht essen. In Folge davon verbreitet denn der Teufel Verläumdungen und Spottreden gegen die Mission.[1]

Auch nachdem die Wogen der italienischen Bußmissionen abgeflaut, nahmen die Missionen in allen Provinzen einen weiteren segensreichen Fortgang. Immer mehr erkannten die bischöflichen Behörden die großen Früchte der Missionen und suchten dieselben auf jede Weise zu fördern.

Für den Niederrhein wirkte besonders in dieser Richtung der Erzbischof von Köln, Klemens August. Ein Erlaß desselben, Köln, 24. März 1732, richtet sich an die Pfarrer der Eifel, um sie zur Beförderung der Missionen aufzumuntern. Ein weiterer Erlaß, Brühl, 30. April 1734, verordnet die notwendige Fürsorge für die Missionäre, denen eine Küche und ein Speisezimmer bereitzustellen sei, ferner wird verfügt, daß „während dieser Andacht kein Brandwein, Bier, Wein oder Apfelgetränk ausgeschenkt werden darf.[2]

In den 30er Jahren erwähnen die Jahresberichte viele größere Missionen, die sich meist in die zweite Woche erstreckten; das Beichthören allein nahm 8—14 Tage in Anspruch. Im Jahre 1735 wird besonders die tatkräftige Unterstützung von verschiedenen Orden gerühmt, auch von solchen, die früher scharfe Gegner waren.

Zum Jahre 1737 beklagen die Jahresbriefe den Tod des P. Peter Möllemann; sie preisen ihn als eine Säule und Zierde der Gesellschaft, als einen wahrhaft apostolischen Mann, dessen Gedächtnis keine Zeit auslöschen wird. Seit 1715 war er bei den Missionen in Jülich-Berg beteiligt als eifrigster Anwalt der neuen Methode, bei deren Beförderung er von keinem persönlichen Opfer, von keiner noch so harten und beschwerlichen Bußübung zurückschreckte. Seine Briefe an den General erweisen ihn als einen gottbegeisterten Apostel. Nach dem Abendessen pflegte er das Allerheiligste in der Kirche zu besuchen und dort mit ausgespannten Armen oder mit dem Gesicht auf dem Boden bei jedem Altar für die Bekehrung der Sünder zu beten, dann tat er dasselbe auf dem Kirchhof für die armen Seelen. In dem Briefe vom 5. Nov. 1719 berichtet er von der Einführung der Abend-Andacht (devotio vespertina). In einem späteren Brief (27. Januar 1727) erwähnt er die fortdauernde Blüte der von den Missionären eingeführten Morgen- und Abend-Andacht.[3]

Vom Jahre 1746 werden besonders zahlreiche Missionen gemeldet.[4] Man zählte 50 000 Kommunionen und Tausende von Generalbeichten. Viele Kinder wurden zur ersten heiligen Kommunion geführt. Auch hier wird wieder die große Förderung von seiten der Pfarrer und Ordensleute gerühmt, letztere halfen besonders im Beichtstuhl. Das fromme Volk folgte den Missionären zu 5 oder 6 Missionen, die 6 und mehr Stunden voneinander entfernt waren und ließ sich nicht

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 265.

[2] Annalen des Histor. Vereins für den Niederrhein 78 (1904) 124[2] 127[1].

[3] Die Briefe *Orig. Rhen. inf. 70. Die Korrespondenz des Generals mit Möllemann 1717 in *Rhen. inf. 13, I u. II.

[4] So in Kaiserswerth, Mündelheim, Ratingen, S. Tönis, Hüls, Kempen, Rheinberg, Alpen, Issum, Tegelen bei Venlo, Breil, Brüggen, Dülken, Waldniel, Wegberg, Dahlen. Im Jahre 1750 waren auch Missionäre in Thorn und Baexem; in Baexem wiederum 1769, wo ein vornehmer Mann den Missionären sein Schloß als Wohnung zur Verfügung stellte.

vertreiben. Bei den Missionen im Jahre 1756 wurden über 500 Kinder, im Jahre 1766 über 1700 zur ersten heiligen Kommunion geführt. Im Jahre 1763 mußte man einige Missionen auf 3—4 Wochen ausdehnen, manche, die von ferne kamen, mußten drei Tage warten, ehe sie beichten konnten. Während der ganzen Kriegszeit wurden die Missionen fortgesetzt; man wählte Gebiete, die durch den Kriegslärm nicht gestört wurden.

Die Mission von Jülich-Berg wirkte so segensreich, daß sie auch nach der Aufhebung der Gesellschaft bestehen blieb, im Jahre 1782 wirkten noch 3 Missionäre, die letzte Mission war 1794, das Stiftungsvermögen fiel an den bergischen Schulfonds.[1]

Wie die Kölner Kurfürsten, so unterstützten und förderten die Trierer Kurfürsten nachdrücklich die Volksmissionen. Nach der Jülich-Bergischen erlangte die Trierer Mission den größten Einfluß. Sie wurde 1707 vom Kurfürst Johann Hugo von Orsbeck fundiert. Als der General Tamburini 3. Sept. 1718 dem Kurfürsten Franz Ludwig für die Förderung der Missionen gedankt, erwiderte dieser am 6. Dezember 1718, es sei kein Grund zum Danke gewesen, er (der Kurfürst) habe nur seine Pflicht getan, das lobwürdige Institut der Missionen nach Kräften zu fördern, und er könne nur den reichsten Segen wünschen.[2] In einem Patent für die Missionäre vom 27. April 1724 betont derselbe Kurfürst den großen Nutzen der in Koblenz gegründeten und stationierten Mission; er erneuert für P. Hub. Weymar und seine Gefährten alle Fakultäten für Predigt, Visitation der Schulen, Katechese usw. Allen Geistlichen und Beamten schärft er die Pflicht ein, die Missionäre zu befördern und bedroht jede Behinderung mit Strafe.[3]

Die italienische Methode wurde nur in der ersten Zeit in ihrer ganzen Strenge durchgeführt und mehrere Jahrzehnte hindurch in stets milderer Form angewandt, bis sie 1757 durch eine neue Missionsordnung ganz beseitigt wurde. Diese Methode, die uns in den Jahresbriefen von 1767 aufbewahrt ist, bestimmt im wesentlichen folgendes. Die Missionen dauern durchgehends 14 Tage im Sommer und Winter. In den ersten drei Tagen fanden je 4 Predigten statt über Ziel, Sünde, Tod und Gericht, Barmherzigkeit, dazu noch jeden Tag eine Gewissenserforschung über die Pflichten der einzelnen Stände, Dienstboten, Kinder, Eltern. Am vierten Tage begannen die Beichten, nur zwei Predigten, aber vor- und nachmittags Christenlehre für die Kinder. Der Stoff der weiteren Predigten wird genommen aus den übrigen drei Wochen der Exerzitien. An äußeren Feiern werden beibehalten eine eucharistische Sühne- und Dank-Prozession, Muttergottes-Weihe, Armen Seelen-Feier, Errichtung des Missionskreuzes, feierliche Kinder-Kommunion.

Der erste Missionär der kurfürstlich Trierischen Mission war P. Gottfried Duffa aus Malmedy.[4] Zwölf Jahre (1707—1719) waltete er unermüdlich seines Amtes und keine Arbeit war ihm zu schwer; nie nahm er Geld an, um den Anlaß zu übler Nachrede zu vermeiden. Lange peinigte ihn ein krankhafter Durst (Zucker ?), so daß er schon morgens in der Früh um 3 Uhr zelebrieren mußte. Ein rascher Kräfteverfall zwang ihn, die Missionstätigkeit aufzugeben. Er starb, erst 49 Jahre alt, zu Koblenz, am 2. Mai 1721.

Mit P. Duffa eröffnete die Reihe der Trierer Missionäre P. Philipp Löhrer

---

[1] Annalen für den Niederrhein 78, 150.

[2] *Orig. Epistolae Extern. 22 (Epp. Episc.)

[3] Hontheim, Hist. Trevir. diplom. 3 (1750) 932 ff.

[4] Vergl. Schüller, Die Patres der kurfürstl. Trierer Volksmission (1707—1773) in Blätter des Vereins für Mosel, Hochwald und Hunsrück (Koblenz) 1922 82 ff.

(1707—1713). Geboren 1662 zu Poppelsdorf bei Bonn, war er längere Zeit in der Arnsberger Mission tätig, wo wir ihm schon früher begegnet.[1] Nachdem er 6 Jahre in der Trierer Mission gearbeitet, wurde er Präses der Trierer Bürgersodalität. Er führte bei den Missionen ein hartes Leben, eine Kruste Brot und ein Schluck Wasser genügten ihm. Als er im Alter von 71 Jahren im Jahre 1733 in Trier gestorben, berichtet der Nekrolog, daß er jetzt noch überall im Munde der Pfarrer lebe.

Ein dritter Missionär, Albert Immendorf (geb. 1684 zu Bentheim), führte in den Jahren 1715—1725 mit P. Bell die italienische Methode im Trierischen durch. Seine Reisen zu Fuß, oft barfuß, scharfe öffentliche Geißelungen, hinreißende Predigten vor vielen Tausenden, Beichthören bis in die Nacht, stellten große Anforderungen an seine Kräfte, die auf die Dauer nicht standhielten. Als er im Jahre 1759 im Alter von 75 Jahren in Trier starb, war sein Ruf als Volksmissionär noch nicht erloschen.

Noch schneller mußte sein Genosse P. Ferdinand Bell (geb. 1687 zu Elberfeld) die liebgewonnene Tätigkeit als Missionär (1719—1724) aufgeben. Überanstrengung führten zu einem Blutsturz auf der Kanzel. Später erwarb er sich große Verdienste in der Niederlassung in Elberfeld, wo er die Kirche baute. Im Alter von 81 Jahren starb er 1771 zu Köln.

Es folgte dann P. Hubert Weymar aus Linnig (geb. 1684), der 1725—1737 die Trierer Mission mit dem größten Erfolge leitete. Kaum ein Ort im Trierischen und Luxemburg gibt es, wo er nicht mit seiner hinreißenden Beredsamkeit das Volk fesselte und bekehrte. Einer seiner 8tägigen Missionen wohnte der Kurfürst bei zu seiner größten Zufriedenheit und Erbauung. Seine vielfach übertrieben harten Geißelungen (einmal über 700 (?) Streiche) rührten das Volk zu Tränen und lauten Kundgebungen des Mitleidens. Schließlich mußten die Obern seinem Bußeifer ein Ziel setzen. In den Ruhepausen des Winters entfaltete er eine rastlose und erfolgreiche Tätigkeit in der Studentenseelsorge. Er starb 1753 in Trier.

Viele Jahre widmete der Missionstätigkeit P. Hermann Hermanns (geb. 1692 zu Zündorf). Zuerst war er 5 Jahre in der Jülich-Bergischen, dann 15 Jahre in der Trierer Mission (1738—1753) tätig. „Seine Reisen legte er meist barfuß zurück. In Schweiß und Blut gebadet predigte er vor 6000—7000 Menschen. Vielfach lebte er wie die ärmsten Bauern von einem Stück Brot, Käse und Wasser; bis in die Nacht hinein arbeitete er im Beichtstuhl bis zum Zusammenbruch der Kräfte. Als die Kräfte zur Mission nicht mehr ausreichten, wurde er in Trier Präses der Bürgersodalität. Ruhe gönnte er sich nicht. Er widmete sich nun den Armen an der Pforte, denen er die zusammengebettelten Almosen austeilte. Er war auch der Vater der armen Studenten, der Ratgeber der Pfarrer, der Freund der Kranken in der Stadt. Er war ein Missionär, wie die Gesellschaft Jesu sich ihn wünschte. Nach fünfwöchentlicher Krankheit starb er zu Trier am 26. Januar 1765 im Alter von 73 Jahren."[2] —

An den oberrheinischen Provinzial Pottu waren in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts wiederholt von Rom aus Mahnungen ergangen, den Volksmissionen, dieser so heiligen und unserem Beruf so entsprechenden Arbeit, alle Aufmerksamkeit zu widmen.[3] Aber die Kriegswirren und Mangel an geeigneten Kräften hatten eine ausgedehntere Missionstätigkeit gehindert. Sobald sich die Segneri-Missionäre dem Oberrhein näherten, wurden sie mit großer Begeisterung aufgenommen.

---

[1] Geschichte 3, 667 f.

[2] Schüller a. a. O. 85.

[3] *Tamburini, 19. Mai 1703 und 5. April 1704. Ad Rhen. sup.

Sehr rühmend schreibt P. Herdegen über eine Mission in Neustadt a. H., dat. Eppenheim, 13. Mai 1717:

Die Mission begann am letzten April; in feierlicher Prozession wurden die Missionäre empfangen von dem P. Superior unserer Residenz, der Ortspfarrer ist, von 2 Landdekanen, einigen Pfarrern, unserm Gymnasium und unsern Patres, von den Kapuzinern und der ganzen katholischen Bürgerschaft. Die Nachbarpfarreien nahmen lebhaften Anteil, einmal erschienen Orte mit 72 Fahnen, ein anders Mal mit 30 oder 40 Fahnen. Obgleich die Katholiken, auch die Ärmsten, alle ihre Häuser zur Verfügung stellten, so konnten doch Häuser, Scheunen und Speicher die Menge nicht fassen, die meisten mußten auf dem Markte übernachten. Auch arme Katholiken teilten mit den Pilgern ihr Brod. Aus Landau, Weißenburg, Rheinzabern, Lautterburg, selbst aus Straßburg und Schlettstadt nahmen viele teil. Bei den Predigten zählte man meist über 7000 Zuhörer, bei den Bußprozessionen meist 12—13 000, dabei Geißler über 200, Kreuzträger über 4—500. Die Predigten über Gehorsam der Kinder und über die Versöhnung zeitigten die gewöhnlichen Erfolge, Buße und Thränen. Die Generalbeichten waren so zahlreich, daß wir nicht alle hören konnten. Bewohner von Germersheim und Landau, die in der Mission von Germersheim in den ganzen 8 Tagen nicht dazu kommen konnten, sind uns nach Neustadt gefolgt, lebten hier von Brod und Wasser und warteten mehrere Tage von früh bis Abends spät, um beichten zu können, und wenn es ihnen dann endlich gelang anzukommen, konnten sie vor Schluchzen kein Wort hervorbringen. Kommunikanten zählte man über 8200, es wären noch viel mehr gewesen, wenn alle hätten beichten können.[1]

Über eine Mission in Kreuznach berichtet P. Herdegen von Alzey, 7. Juni 1717:

Wir kamen am 28. Mai nach Kreuznach, wohin uns einige aus Bingen und der Nachbarschaft begleitet hatten. Die ganze Stadt strömte herbei, der gesamte Klerus, die Karmeliter, Franziskaner, der Adel usw. aus Stadt und Umgegend. Der Stadtpfarrer führte uns zur Kirche, wo unsere Ansprache viele zu Thränen rührte. Klerus, Ordensleute, Adel und das ganze Volk hatten wie anderswo so auch hier zusammengearbeitet, um die Mission fruchtreich zu gestalten. Von Sponheim erschienen zu den Predigten auch fast alle Benedictiner. Die Zahl der Zuhörer betrug bei den täglichen Predigten über 3—4000, bei den Bußprozessionen waren es gegen 14—15 000, darunter Ordensleute, der Stadtmagistrat, Adel und Offiziere. Viele Bewohner von Mainz, zum großen Teil Adelige, wohnten die ganze Oktav der Mission bei. Da die Häuser eine solche Menge nicht fassen konnten, mußten sehr viele in der Kirche der Karmeliter und auf dem Markte übernachten. Die Bewegung bei den Predigten war groß. In der Predigt über die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern baten nicht allein kleine Kinder, sondern auch Erwachsene die Eltern um Verzeihung. Fast die ganze Zuhörer-Schaar löste sich in Thränen auf. Dasselbe geschah in der Predigt über die Verzeihung der Unbilden.[2]

Die Geschichte des Kollegs von Baden erzählt zum Jahre 1717:

Zu der Mission, die die Patres von Oberdeutschland am 17. Juli in Rastadt begannen, strömten nicht allein viele Menschen aus der Markgrafschaft, sondern auch aus den benachbarten Gegenden zusammen, so daß man kaum je eine ähnliche Menschenmasse gesehen. Unsere Patres waren Tag und Nacht im Beichtstuhl beschäftigt. Die Markgräfin nahm stets an allen Andachten in der Kirche und auf dem Markte teil, sie trug auf dem Haupte eine Dornenkrone, in den Händen ein Kruzifix und eine brennende Kerze, ihrem Beispiel folgte der ganze Hof. Eine solche Mission wurde auch in Baden gehalten: auf dem Markte war eine Bühne errichtet, auf welcher Predigten über das Ziel der Mission, über die Tugenden, Buße u. s. w. stattfanden. Um den Haß gegen die Sünde mehr einzuprägen, griff einer der Missionäre zur Geißel und geißelte sich auf den entblößten Rücken zuweilen $1/4$ Stunde lang,

[1] *Orig. Germ. sup. 104 f. 115 ff. Vergl. die Berichte in Rhen. sup. 36 f. 183 ff.

[2] *Orig. Germ. sup. 104 f. 101 ff. Vergl. Rhen. sup. 36 f. 97 ff. Über die Mission in Heidelberg, 8.—18. April 1717. *Rhen. sup. 41, f. 6 ff.

indem er zwischenhinein Affekte über das Leiden Christi und Reue über die Sünden erweckte. Um 2 Uhr nachmittags war Katechese für die Jugend, darnach Predigt und Erforschung des Gewissens. Diese Mission dauerte 8 Tage und wurde auf Geheiß der Markgräfin 1718 fortgesetzt in der Grafschaft Sponheim und bei ihren andern Untertanen. Den Missionären wurden zwei aus unserer Provinz beigesellt: P. Nikolaus Bayer aus Speyer und P. Friedr. Cramer aus unserm Colleg.[1]

Über die nun folgende Missionstätigkeit am Oberrhein bietet die Geschichte der Mainzer Mission einen guten Überblick.[2] In Mainz wurde 1720—1721 die erste Mission gehalten von den P. P. Loferer, Bell, Immendorff, aus verschiedenen Provinzen, mit ungeheuerem Beifall und Erfolg, und zwar nach der italienischen Art. Eine Freiin von Dahlberg stiftete eine große Summe, um ähnliche Missionen an anderen Orten halten zu lassen; dazu kamen noch weitere Stiftungen. So begannen die P. P. Franz Dorn und Joh. Kauer 1721 die Mainzer und Pfälzische Mission. Sie befolgten aber eine andere, dem Lande mehr entsprechende Methode, ohne großes Geräusch und Aufwand, und diese Art und Weise wurde auch in der Folge beibehalten. Die beiden Missionäre hielten im ersten Jahre Winter und Sommer 1721 17 Missionen im Rheingau an allen größeren Orten, 1722 ebensoviele in Hessen und der Umgegend von Mainz, 1723 im Eichsfeld i. Thüringen usw. An Stelle des schwer erkrankten P. Kauer trat 1725 der eben aus den theologischen Studien in Rom zurückgekehrte P. Michael Stumpf. In der letzten Mission des Jahres 1726 in Weilersweiler erlag der überaus eifrige P. Franz Dorn, „der Vater der Missionen", den Strapazen. An seine Stelle trat der wieder genesene P. Kauer mit P. Gerh. Murman. Die folgenden Jahre sahen zahlreiche Missionen in der Pfalz, Speier, Bergstraße, Odenwald, Aschaffenburg, 1737 und 1738 auch in Franken. Inzwischen hatte General von Gloß sein Gut Ingelheim mit einem großen Kapital für die Mission der Pfalz geschenkt. Drei Missionäre wurden 1738 für diese Mission bestimmt. Der Tod des P. Kauer und dauernder Personenmangel zwang den oberrheinischen Provinzial Weber, 1741 die Missionäre aus Franken nach Nieder-Ingelheim zurückzurufen und aus den beiden Missionen eine zu machen, mit P. Mich. Stumpf als Superior. Im Jahre 1743 wurde aber die Fränkische Mission mit drei Missionären von neuem errichtet, mit P. Ignaz Fries als Superior. Nach zwanzigjähriger ununterbrochener harter Arbeit in der Mission wurde P. Stumpf 1748 zum Rektor des Kollegs in Ettlingen ernannt. Für die Mission in Hessen und im Eichsfeld vermachte der Würzburger Geh. Rat Ulrich im Jahre 1748 10 000 fl. mit weiteren Sachlieferungen. Dadurch konnte die Mainzer Mission von der Pfälzer Mission getrennt werden. Im Jahre 1749 hatten die Missio Moguntina und die Missio Palatina je drei Missionäre.

Die Mainzer Mission besorgte auch Hessen und das Eichsfeld. Für die Missionen in Hessen werden um diese Zeit folgende Monita gegeben: Der Weg von Mainz nach Hessen kann zweifach gewählt werden, entweder von Frankfurt über Ursel und Butzbach, oder von Wetzlar über Gießen nach Amöneburg; der letztere Weg ist kürzer und bequemer. Wenn im Winter eine Mission begonnen werden soll, muß man rechtzeitig Anfang Oktober oder Ende September abreisen wegen der sehr schlechten Wege. Vielleicht besser beginnt man nach Ostern und endigt November. Die Behörden sind vor Beginn der Mission rechtzeitig brieflich in Kenntnis zu setzen. Gegen die Häretiker soll ganz besonders in den gemischten Gegenden jedes scharfe Wort vermieden werden. Missionsbüchlein und Wein müssen von Frankfurt nach Marburg mit der gewöhnlichen Fuhre gebracht werden.

---

[1] *Hist. Coll. Bad. 1717—1719. Vergl. die Berichte in Rhen. sup. 36, f. 190 ff.

[2] *Historia Missionis Mogunt. 1721—1773.

Der Kommissar in Amöneburg hat guten Rheingauer Wein, die Maß zu ½ fl., die Ohm also zu 40 fl. geliefert. In Fritzlar haben wir auf Weisung des Erzbischofs von Mainz den Ursulinen die Exerzitien gegeben. Diese können stets wiederholt werden. Ebenso wird für die Mission im Eichsfeld an erster Stelle die vorherige Benachrichtigung der weltlichen und geistlichen Behörden verlangt. Wein kann gewöhnlich vorausgeschickt werden von Frankfurt durch hessische Fuhrleute. Der Fuhrlohn beträgt für die Ohm 7½ fl.; zu Mainz haben wir von der kurfürstl. Kammer Zollfreiheit erwirkt. Viel billiger kann der Wein von den Händlern in Allendorf (wenn auch Kalvinisten) bezogen werden, die den Wein von Allendorf (5 Stunden von Heiligenstadt) dem Kolleg immer an den Keller liefern. Das Kolleg hat uns den Wein für das ganze Jahr verkauft: die halbe Ohm für 10 Reichstaler. Die Missionsbüchlein werden viel besser zu Erfurt und die Katechismen zu Duderstadt gedruckt, nicht mehr aber als für diese Missionen notwendig sind. In 15 Missionen haben wir verkauft 4500 Missionsbüchlein, Katechismen aber über 6000. In Heiligenstadt pflegt man den Studenten die Exerzitien zu geben auf Bitte des P. Rektors. Für die Eichsfelder Mission genügt wegen der Ausdehnung ein Jahr nicht, es müssen 1½ Jahr gerechnet werden. Am Ende der Mission in Heiligenstadt und am Ende der ganzen Mission im Eichsfeld pflegt dem Kolleg von der Mission eine Extra-Portion und ein Extra-Becher Wein gegeben zu werden.[1]

Im Jahre 1750 und 1751 waren dann wieder Missionen in der Gegend von Aschaffenburg und der Bergstraße, später im Rheingau, am Main, im Spessart usw. Durchschnittlich dauerten die Missionen 12—18 Tage. Von den 50er Jahren an wird stets berichtet, daß auch ein Missionskreuz errichtet wurde. Die Zahl der Kommunionen betrug 1753 in Walldürn 9000. Im Jahre 1754 wurde der Kursus unterbrochen, weil ein Missionär zur Fränkischen Mission zurückkehrte und der dritte nach Straßburg zur Elsässischen Mission berufen wurde. P. Amrini, der langjährige Obere der Mainzer Mission, mußte 1760 wegen Krankheit die Mission verlassen. Der sonst in den meisten Missionen tätige P. Michael Weber erlag am 24. Januar 1770 auf dem Wege; er starb zu Oberhöchstadt in der Watterau und wurde in der dortigen Pfarrkirche vor dem Hochaltar beigesetzt. In den 60er Jahren wurden durchschnittlich je 12 Missionen gegeben, von meist 2 bis 3 Wochen Dauer. Für die Missionen in der Mainzer Erzdiözese verweigerte der Erzbischof 1771 die Erlaubnis, obgleich das Mainzer Generalvikariat das beste Urteil über die Missionen abgab. Deshalb arbeiteten die Missionäre in der Pfalz, „wo sie, wie sich der Berichterstatter ausdrückt, von weltlichen Herren mehr Hilfe erhofften, als vom Erzbischof." Als letzte Missionen werden Ende 1772 und Anfang 1773 die Missionen in Heddesheim und Lindenfels, letztere als sehr fruchtreich angeführt.[2]

Wertvolle Ergänzungen zu dieser Geschichte der Mainzer Mission bieten die Berichte über die fränkische Mission.

Im Bistum Bamberg begannen die Missionen in größerem Maßstab im Jahre 1737. Ein von dem Würzburger Suffragan[3] am 6. Februar 1737 ausgestelltes Patent besagt: Da die Patres der Gesellschaft Jesu, Jakob Dahm, Michael Stumpf und Joh. Preis in dem Bistum Bamberg die Missionen anfangen wollen

[1] Über die Missionen in Heiligenstadt besonders 1734—1765 vergl. *Supplement. Hist. Coll. Heiligenstadt.

[2] Über die Mainzer und Hessischen Missionen von 1720—1722 liegen ausführliche Berichte vor in *Rhen. sup. 36 f. 422 ff., 508 ff. und von 1722—1729 in *Rhen. sup. 37, f. 163 ff., 427 ff.

[3] Bamberg und Würzburg waren damals vereinigt unter dem einen Bischof Friedrich Carl von Schönborn.

und nächstens zu diesem Zweck nach Herzogenaurach, Höchstadt, Baunach, Burgebrach, Zeyl und an andere Orte dieser Diözese Würzburg kommen werden, erhalten dieselben alle Vollmachten für Beichtstuhl, Kanzel usw. Sie sollen ihre Ankunft den Pfarrern mitteilen, die bereits die Weisung erhalten haben, wie sie dieselben unterstützen sollen, damit eine große Frucht erzielt werde.[1]

Wie die Geschichte des Kollegs von Bamberg erzählt, wurde 1738 eine größere Mission in Bamberg selbst gehalten, und zwar, damit die Gärtnerzunft es näher hatte, in der Kollegiatkirche St. Gangolf von Weihnachten bis Neujahr. Der Zudrang war so groß, daß die Kirche die Menge nicht fassen konnte. Um Maria Lichtmeß 1739 folgte dann eine Mission in der Kollegiatkirche St. Stephan und später, die ganze Osterwoche hindurch, eine in der Jesuitenkirche. Während der 8 Tage nahm vornehm und gering an den Übungen vor- und nachmittags teil; die Vornehmen gingen auch am Ende der Mission, wo zum Zeichen der Verzeihung aller Unbilden das Kreuz zum Küssen herumgereicht wird, mit gutem Beispiel voran. Aus der Stadt zogen dann die Missionäre aufs Land, um in den übrigen Orten der Diözese Missionen abzuhalten bis zur Erntezeit, wo sie dann in Unterfranken bis zum Herbst ihre Arbeiten fortsetzten.[2]

In der nächsten Zeit hielten zwei Turmen zu je drei Patres Missionen ab. Leider trat aber bald Personenmangel hindernd in den Weg.

Am 13. Januar 1742 schreibt der General Retz an den oberrheinischen Provinzial Theodor Weber: Aus dem mir übersandten Katalog habe ich ersehen, daß für dieses Jahr nur eine Turme mit drei Missionären bestimmt ist, da doch seit einigen Jahren zwei Abteilungen mit 6 Priestern bestanden, von denen je drei in der Pfalz und in Franken missionierten. Ich bitte, mir den Grund dieser Verminderung mitzuteilen. Wenn dieser nicht schwerwiegend ist, wünschte ich die Zahl der Missionäre um so weniger verringert, je mehr deren Arbeit unserem Institut entspricht und je segensreicher sie ist. Übrigens drängt zur Wiederherstellung der früheren Zahl noch der besondere Grund, daß der für die Pfalz angenommenen Stiftung Genüge geleistet wird; ist eine solche auch für Franken vorhanden, so gilt dasselbe. Die Zinsen der Stiftung dürfen nicht für andere Zwecke verwendet werden. Nachdem der General dann die Nachricht erhalten, daß der Personenmangel an der Verminderung schuld sei, legte er am 17. März 1742 dem Provinzial nochmals die Wiederherstellung der beiden Missionen ans Herz, wenn es sich irgendwie ermöglichen ließe.[3]

Am 13. November 1743 berichtete die Würzburger geistliche Regierung an den Fürstbischof, daß sie wegen der Missionen einige Dechanten und Pfarrer gefragt; sie sind dafür, besonders der Pfarrer von Eltmann, der dadurch den großen Zwist seiner Pfarrkinder wegen des Pfarrsitzes zu beheben glaubt.[4] Um dieselbe Zeit baten die Missionäre um Ausdehnung der Jurisdiktion auch für die Nachbarpfarreien im Würzburger Gebiet und die im Bamberger Gebiet zur Würzburger Diözese gehörenden Pfarreien.[5] Am 24. November und 18. Dezember 1743 wies der Fürstbischof die geistliche Regierung an, den Missionen wegen des großen Nutzens allen Vorschub zu leisten.[6]

Der Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Friedrich Karl von Schönborn (1729—1746), stellte dann unter dem 6. Januar 1744 ein weitgehendes

---

[1] *Orig. Würzburg. Universitäts-Bibl. Materialien zur Universitätsgeschichte 4, f. 140.

[2] *Historia Coll. Bamberg. 1737—1739.

[3] *Ad Rhen. sup.

[4] *Konzept Würzburg. Univers.-Bibl. Materialien 4 f. 147.

[5] L. c. f. 149.

[6] L. c. f. 153, 157.

ehrenvolles Patent aus für die Patres Ignaz Fries, Jak. Geißweiler und Franz Widenhoffer, Missionäre der oberrheinischen Provinz, da sie die früheren mit großem Nutzen abgehaltenen Missionen in der Bamberger und Würzburger Diözese wieder aufnehmen und für beständig mit gleichem Eifer nach der bisherigen Weise auf ihre Kosten und durch reichlich gespendete fromme Unterstützungen fortsetzen wollen. Zu unserem Troste hat die Erfahrung gezeigt, daß die Missionen sehr dienlich sind, das Volk im alten Glauben und christlicher Sitte zu bekräftigen. Da ihr zuweilen an den Orten der Mission länger zu verweilen gedenket, teils um die Beicht zu hören, die geistlichen Übungen und Katechese zu erteilen, ohne genötigt zu sein, Beichtväter von anderswoher herbeizurufen, teils um die Trivialschulen und die benachbarten Orte und Höfe besser zu unterrichten, erteilen wir in Anbetracht der reichen Ernte in den bisher abgehaltenen Missionen mit großer Freude die Erlaubnis, die Missionen in beiden Bistümern Bamberg und Würzburg fortzusetzen, und geben alle Vollmachten für Predigt und Beicht, Absolution von der Häresie, ferner zur Lesung von häretischen Büchern zur Verteidigung der Wahrheit (mit Ausnahme von Molinaeus, Macchiavelli und Astrologie [judiciaria]). Alle Pfarrer und auch die weltlichen Beamten sollen die Missionäre gut aufnehmen und nach Möglichkeit unterstützen.[1]

Um diese Zeit kam auch hier eine feste Fundation zustande. Am 21. Mai 1746 beglückwünschte der General Retz den oberrheinischen Provinzial Huth zu dem glücklichen Fortgang der Missionen in der Pfalz und Franken und zur ständigen Missionsstiftung durch den Hochw. Herrn Grafen von Stadion, die derselbe durch Schenkung von zwei Pfandbriefen, jeder zu 10 000 fl., errichtet habe: hiermit nehme ich die Stiftung an und werde meinen Dank dem Herrn Grafen abstatten.[2] Der hier genannte Graf ist der Domdechant Franz Konrad von Stadion, der spätere Fürstbischof (1753—1757). Die Einkünfte der Stiftung betrugen im Jahre 1764 800 Reichstaler, die Ausgaben 440. Es konnten drei Missionäre zu je 150 Reichstaler unterhalten werden. In den späteren Jahren blieben die Einkünfte gleich 800 Reichstaler, die durch die Ausgaben restlos aufgebraucht wurden.[3]

Bis zum Jahre 1745 war die Höchstdauer einer Mission 8—14 Tage. Von jetzt ab fanden auch Missionen von dreiwöchentlicher Dauer statt. Der Verteilungsplan war folgender: Die ersten drei Tage waren für Kinderlehren bestimmt, die folgende Woche waren 4 Tagespredigten, dann kamen die Beichten für die alten Leute und Eheleute, die heranwachsende Jugend, schließlich für die Kinder. In der Beichtwoche fanden die Standeslehren für Eheleute, Unverheiratete und Dienstboten statt. Der Rest der Tage war dem Besuch der Kranken und Armen gewidmet. Nach dieser Methode wurde zu Lichtenfels eine Mission vom 7.—30. Juni 1747 durch drei Jesuiten gehalten unter großer Beteiligung der Einheimischen und Auswärtigen. Während die Zahl der Kommunikanten bei der vorhergehenden Mission sich auf 1700 belief, stieg sie bei dieser Mission auf 2500. Der Erfolg der Mission wird bekundet durch Dankschreiben, welche Pfarrer und Bürgermeister nach Beendigung der Mission an die geistliche Regierung und an das Jesuitenkolleg richteten.[4]

Ähnlich berichtet eine Geschichte der Fränkischen Mission von 1743—1745. Innerhalb 6 Jahren 1735—1741 waren im Bamberger und Würzburger Gebiet 88 Missionen gehalten worden. Nach der neuen verlängerten Dauer wurden in

---

[1] *Materialien 4, f. 159 f.

[2] * Ad Rhen. sup. Vergl. Retz an den Superior der fränk. Mission, P. Ign. Fries, 6. Aug. 1746, 24. Febr., 19. Okt. 1748.

[3] *Catalogus tertius 1764, 1767, 1770.

[4] Wolfenau, Die Seelsorge im Fürstbistum Bamberg 1911, 48. Nach Histor. missionis 1743—1745 im Kreisarch. Bamberg. Rep. 149, Bd. 16 Nr. 47, Bd. 17 Nr. 37, Bd. 2 Nr. 49.

der Diözese Würzburg 1743—1745 an 17 Orten Missionen veranstaltet. Manchmal strömten die Leute von 20—30 Orten herbei. Als sehr fruchtreich wird auch eine Mission im Besserungshaus zu Würzburg, an der die Buben, Weiber und die aus den Gefängnissen herbeigeführten Gefangenen teilnahmen.[1]

Die Missionen erfreuten sich großen Beifalls. Fürstbischof Karl Philipp stellte den Missionären ein neues Patent aus, dat. Würzburg, Juni 1753. In Anbetracht des großen Nutzens der Missionen der Patres S. J. ist es unsere Pflicht, dieselben nach allen Kräften zu fördern; wir befehlen desfalls dieselben in allen ihren Verrichtungen zu unterstützen, aller Orten willig aufzunehmen, für ihr Fortkommen von einem Ort zum andern zu helfen und kraft dieses von den Untertanen die notwendige Frohn zu fordern.

Unter dem 28. Juli 1753 erließ dann Karl Philipp einen Befehl an alle Beamten, Amtsvorsteher, Vögte usw., der besagt: Nachdem wir angesehen und in Gott uns erfreut haben über den vorträglichen guten Nutzen, welche die aus dem Mittel der Priester der Gesellschaft Jesu in unserem Bistum und fürstl. Landen angeordnete Mission an dem Seelenheil schon gewirkt und ferner zu wirken mit unermüdetem Fleiß fortfahret, daß wir uns entschlossen haben, den besagten Priestern in ihren rühmlichen und heilsamen Verrichtungen, als wodurch sie uns in dem obhabenden bischöflichen Hirtenamt vielfältig erleichtern, alle förderliche Hilfe und Beistand zu leisten und wollen, daß von unseren Untertanen ein gleiches erzeigt werde, befehlen deshalb, diese Priester willig und freundlich aufzunehmen, insonderheit das nötige Unterkommen in einem geräumigen Quartier samt dem erforderlichen Licht (immaßen sie die Verköstigung aus der diesfalsigen Stiftung selbsten sich anschaffen) ihnen ohne Entgeld gereichet, auch sie von einer Station zur andern mit Ihrem Fuhrwerk geliefert werden sollen. Zu solchem Ende das Quartier und Frohn von unseren Untertanen gleichwie in anderen derlei Vorkommenheiten herkömmlich ist in Kraft dieses erfordern. Allen unseren Beamten befehlen wir weiterhin, daß sie sorgsamlich und mit aller Beflissenheit darauf sehen, daß unsere Untertanen den von den Priestern der Mission verrichteten geistlichen Übungen, worin sie diesen mit einem guten Beispiel vorzugehen, von selbst wissen werden, fleißig beiwohnen.[2]

---

[1] *Historia missionis anno 1743 in Franconia resumptae Rhen. sup. 40, f. 343 ff. — Am 31. Oktober 1749 ließ der Fürstbischof von Würzburg, Karl Philipp von Greifenklau, an den Rektor von Würzburg schreiben: Demnach S. hochf. Gnaden zur mehrerer Wirkung des Seelenheils vorträglich zu sein ermessen haben, wenn die in dem Arbeitshaus teils zur Zucht, teils zur Straf stehenden Personen auch auf die Feiertage (gleiches auf die Sonntage ohnehin schon beschiehet) vermittelst einer christl. Lehr unterrichtet und solchergestalten zu der Tugend mehr an und von den Sünden so öfter abgemahnt, auch weiter alle Jahr zweimal und zwar gegen das Fest Allerheiligen dann in der Charwoche eine Art von Mission in dem Haus gehalten werde, um solchergestalten den Züchtlingen die ihnen zu gebende Zucht mit so besserm Nutzen anzunehmen und um den Sträflingen die zu erleidende Straf sich verdienstlicher zu machen und zu einer wahren Besserung sich sein zu lassen, die Gelegenheit zu verschaffen: und nun höchstdieselbe zu den Patres S. J. das gnädigste Vertrauen haben, daß diese nach ihrem belobten Seeleneifer in solchem apostolischen Amt und Dienst sich williglich werden verwenden wollen, so wollten dieselbe sothane dero gnädigste Entschließung ihnen Patres S. J. hiermit in Gnaden unverhalten und erteilen ihnen hierzu dero bischöfl. Segen nicht zweifelnd, daß aus solcher ihrer rumlicher und verdienstlicher Verwendung sovielfältiger geistlicher Nutzen sich ergeben werde, daß man darüber sich allseits in dem Herrn erfreuen möge. *Konz. Würzb. Univers.-Bibl. Materialien zur Univ.-Gesch. 4, f. 164.

[2] *Kopie. Materialien a. a. O. 4, f. 167 ff. — In Betreff der Reihenfolge der Missionen richteten die Missionäre im Jahre 1753 eine Eingabe an den Fürstbischof Karl Philipp, die besagt: Auf Antrag der fränkischen Mission hat der Fürstbischof die Fortsetzung der Missionen bestimmt und zwar jetzt in Gerolzhofen und in den benachbarten größeren Ortschaften. Der Hochw. General-

Von den vielen Einzelberichten können nur einige angeführt werden:

Im Jahre 1723 erbat der Pfarrer von Hausen bei Forchheim eine Mission. Es konnte nur ein Missionär kommen, der Mittwoch der Charwoche seine Predigten begann. Über den Erfolg schreibt der Pfarrer an den Rektor von Bamberg: „Ich habe oft und vielfach um einen Missionär gebeten, aber für so vielfältige und ununterbrochene Arbeiten, wie sie dieser seeleneifrige Mann auf sich genommen, würde ich ihn nicht zu verlangen gewagt haben. Denn er hat ganz allein das ganze Missionswerk in jeder Form durchgeführt. Täglich predigte er wenigstens zweimal, gewöhnlich dreimal, bisweilen sogar viermal. Seine Arbeiten waren derartig anstrengend, daß er sie mit seiner Kraft allein unmöglich hätte leisten können, wenn nicht ein besonderer Beistand des hl. Geistes mitgewirkt hätte. Alles das leistete er zur großen Erbauung meiner Pfarrkinder und Auswärtigen, Katholiken und Protestanten, die so zahlreich von allen Seiten herzuströmten, daß die Kirche sie nicht alle fassen konnte. Durch seinen Eifer weckte er bei den Zuhörern eine solche Andacht, daß die Frucht für das Seelenheil, Bekehrungen u. s. w. sich mit Worten nicht erschöpfend ausdrücken läßt. An meinen Pfarrkindern beobachte ich eine große Änderung. Sie selbst gestehen offen, daß sie nach Aufnahme dieser Wahrheiten ganz anders gesinnt seien und jetzt ein ganz anderes Leben leben." — Nach Ablauf des Sommers kamen die Angehörigen dieser Pfarrei sechs Stunden weit nach Bamberg, um sich durch Empfang der Sakramente von neuem zu stärken; sie stellten mit dem Pfarrer die dringende Bitte, derselbe Missionär möge doch Allerheiligen wieder zu ihnen kommen.[1]

Über eine Waldmission berichtet die Geschichte des Kollegs von Baden zum Jahre 1747:

Bemerkenswert ist eine Mission, die ein Pater in den dichten Wäldern und auf den wilden Höhen bei den Flüssen Hundsbach und Biberach abhielt. Dort hatte sich eine Kolonie von Holzfällern, Harz- und Kohlenbrennern gebildet, die ohne Seelsorger in den Wäldern verwilderte. Der Missionär von Ottersweyer wurde einige Male gerufen, um den Sterbenden die letzten Sakramente zu spenden. Dabei stieß er auf eine solche Verwilderung und Unwissenheit selbst der nötigsten Heilswahrheiten, daß er, aus Mitleid mit diesem Elend, den Provinzial dringend um die Erlaubnis bat, diesen armen Leuten eine achttägige Mission halten zu dürfen. Nachdem diese erteilt, machte er sich trotz aller Schwierigkeiten ans Werk. Die Frucht war groß. Die Leute, die vorher kaum etwas von Christus gewußt, lernten nun christlich leben und die Sünde verabscheuen. Die meisten legten gute Beichten über ihr ganzes Leben ab. Um sie vor dem Rückfall zu bewahren und an ihre Vorsätze zu erinnern, errichtete der Missionär zwei sehr hohe Kreuze. Auch baute er eine Kapelle, in welcher sie an Festtagen zum Gebete zusammenkommen konnten, dann stellte er einen eifrigen und gut unterrichteten Mann auf, der aus dem ihm übergebenen frommen Büchlein die Jugend unterrichten sollte; an dessen Stelle trat gegen Ende des Jahres als Lehrer ein aus Schlesien vertriebener Theologe. Infolge von Anfeindungen berichtete der Missionär alles an den Suffragan, der der Arbeit großes Lob spendete und für später die Anstellung eines Pfarrers für die Kolonien in Hundsbach und Herrenries in Aussicht stellte.[2]

---

vikar hat auf die Anzeige hiervon verlangt, daß die Missionen nicht in Gerolzhofen, sondern in den zwei nordischen Kapiteln Münnerstadt und Mellrichstadt gehalten werden sollten. Auf der Rhön ist es aber jetzt zu kalt, das Landvolk ist schlecht gekleidet und die Priester müssen tagelang im Beichtstuhl sitzen. Auf diese Vorstellung hin hat der Generalvikar weiter entfernte Orte bezeichnet. Dort aber sind schon jüngsthin Missionen gewesen. Bei so vielfältigen Abänderungen werden die schon über 12 Jahre gepflogenen heilsamsten, durch die Erfahrung ersprießlich befundenen Ordnungen gestört und die von ihr abhängende Seelenfrucht gehindert. Deshalb bitten die Missionäre, die von dem Fürstbischof approbierte Ordnung durch eine neue Verordnung zu bestätigen. *Orig. Materialien 4, f. 162. Weitere Missionspatente bis 1772 f. 140 ff.

[1] H. Weber, Geschichte des Christenlehr-Unterrichtes im Bistum Bamberg (1882) 115 f.

[2] *Hist. Coll. Bad. 1746—1748.

Wohl der größte Wohltäter der fränkischen Mission war der bereits früher erwähnte Professor des Rechts an der Universität in Würzburg, Philipp Adam Ulrich.[1] Schon von Haus aus sehr reich, hatte er sich durch große Verbesserungen auf seinen Gütern, z. B. Anbau von Klee, neue Pflüge usw. ein großes Vermögen erworben. Herbst 1743 erklärte er dem General Retz, daß er sich verbindlich mache, sein ganzes Vermögen der Gesellschaft Jesu zum Unterhalt von Missionen zuzuwenden, wofür ihm der General am 9. November 1743 seinen verbindlichsten Dank ausdrückte.

Die erste Mission stiftete er 1744 für Ober- und Unterfranken, für die Bistümer Bamberg und Würzburg. In der Urkunde vom 11. Mai 1744, in welcher der Obere der fränkischen Mission, P. Ignatius Fries, die Stiftung annimmt, heißt es: Herr Phil. Ad. Ulrich hat, aus christlicher Liebe für das fränkische Vaterland angetrieben, den Patribus Provinciae Rheni superioris 5000 fl. rheinisch als einen Anfang einer immerwährenden Mission in Franken unwiderruflich zu dieser Absicht geschenkt, damit die von den Obern hierzu bestellten Patres S. J. nebst andern zu allgemeinem Seelennutzen abzielenden geistlichen Verrichtungen auch absonderlich die Unterweisung der zarten Jugend sowohl in christkatholischer Glaubens- und Sittenlehr, als auch in andern ihrem Alter und Schuljahren zukommenden Notwendigkeiten bestmöglichst besorgen, auch die Schuldiener selbst zur nützlichen Vertretung ihres Amtes anleiten und aufmuntern sollen.

Außer dieser für beständig gestifteten Mission in Franken veranstaltete er auch zuweilen außerordentliche Missionen auf seine Kosten, besonders in seiner Vaterstadt Lauda; er lud dazu verschiedene Freunde aus Würzburg ein, die er während dieser Zeit nebst den Missionären in seinem dasigen Hause bewirtete.

Weitere Missionen stiftete Ulrich in Hessen, Eichsfeld und Thüringen. Über die hessisch-thüringisch und eichsfeldische Mission schrieb P. Jos. Lenze am 30. Sept. 1748 an Ulrich: Heute haben die Provinz-Konsultoren über diese Mission beraten und nach dem Konsult sagte mir P. Provinzial, daß die Mission angenommen worden und nach Allerheiligen angefangen werden soll, wenn nur die notwendigen Mittel bereitgestellt werden. Aus dieser Mission kann größere Frucht erhofft werden als aus der rheinischen und fränkischen, aber sie fordert auch größeren Aufwand. Denn die Lage in Hessen, Thüringen und dem Eichsfeld ist nicht so wie in der Pfalz und Franken, da nicht einmal für Geld in diesen Gegenden oft das Notwendige für die Mission zu beschaffen ist. Für meinen Teil möchte ich, wenn es Gott gefiel, lieber nur mit Brot und Wasser in jenen Strichen leben als in dem Überfluß anderer Gegenden.[2]

Für diese Mission warf Ulrich in seinem letzten Testament 10 000 fl. rheinisch aus, die von seinem Erben, Prof. Reibelt, sogar vorgestreckt wurden, da Ulrich bereits 8. Dezember 1748 starb und die Summe nicht gleich flüssig gemacht werden konnte.

In seinem Testament vom 9. Juni 1748 heißt es: In Ungarn sollen im Collegio ad S. Nicolaum, wie bisher einige Jahre geschehen, zwei Missionäre, jeder mit 200 fl. forterhalten werden, wie auch zu Stuhlweißenburg (Albae Regalis) ein solcher Missionarius S. J. mit 200 fl. jährlicher Subsistenz. All das übrige soll auf neue Missionen außer Franken, item auf Exercitia besonderen Ständen zu geben, auf christliche Catechesis durch die ganze Maynzer rheinische Provinz der H. Patrum S. J. nach Gutdünken R. P. Huth und P. Wiedenhofer, sonderbar auch die Rev. Magistros, die aus den Collegiis dieser Provinz ad

[1] Oberthür, Philipp Adam Ulrichs Lebensgeschichte, Würzburg 1784, 91 ff.

[2] Wortlaut Oberthür 171 f.

Catecheses excurriren mit den Catechismis Missionis Franconiae und anderen munusculis zu versehen, verwendet werden.[1]

Über die erste Mission in Hessen schreibt der Missionsobere P. Ludwig Zinck von Amöneburg, 26. Dezember 1748: Am Feste des hl. Martin haben wir uns auf den beschwerlichen Weg gemacht, 3½ Tag haben wir gebraucht, bis wir zur Stelle der ersten Mission, dem Dorf Schrick, gelangten.. Dieser Ort ist von Marburg, „dem Sitz des Satans", eine Stunde entfernt. Es nahmen noch teil drei andere Dörfer, und alle Beamten des Deutschordens-Hauses waren die ersten und die letzten in der Kirche. Diese Mission gereichte den Katholiken in Marburg, ungefähr 150 an Zahl, zum Troste. Auch Predikanten und andere Akatholiken nahmen teil. Die zweite Mission hielten wir in Stauffenbach, wo wiederum drei andere Filialen zusammenkamen. Trotz des fortgesetzten Regens war der Zulauf sehr groß. Die dritte haben wir am Feste St. Thomas in Amöneburg, der Metropole des katholischen Hessens, begonnen. Wenn die Kräfte reichen, werden wir die vierte in Rulkirchen halten und dann gegen Mitte Januar uns nach Fulda zu einer mehrwöchigen Rast zurückziehen. Sexagesima geht's dann in das Kommissariat Fritzlar. Überall ist die Frucht über alles Erwarten groß. Zum Schluß empfiehlt der Pater sich und seine Mitarbeiter P. Ruth und P. Rautenstrauch dem ferneren Wohlwollen.[2]

In einem Bericht, dat. Groß-Ostheim, 30. Dez. (1760?) wird erzählt von der Mission in Oberrotha: Nebst vielen Pönitenten hatte einer von uns einen 90jährigen Wucherer, welcher öffentlich diejenigen, so er hintergangen, in sein Haus berufen, abgebeten und ersetzt, was er durch ungerechten Handel ihnen abgenommen; auch hat er unter die Armen großes Almosen ausgeben lassen, um zu ersetzen, dessen er sich nicht mehr erinnerte. Er starb in Reue, nachdem er mit allen hl. Sakramenten versehen, den letzten Tag, da wir den Schluß der Mission hielten.[3]

Aus Lorsch, 28. April 1764, meldet der Superior von acht fruchtreichen Missionen; besonders rühmt er die in Altsteinach. Auf den Sonntag in der ersten Fastenwoche teilten wir uns, der eine predigte in Altsteinach, der andere zu Merlebach, der dritte zu Waldmichelbach, in welchen zwei letzteren Orten wir alles noch in gutem Eifer befanden. Besonders zu Waldmichelbach hatte sich zugleich die gewachsene Jugend beiderseitigen Geschlechts verbunden, auf die Fastnachtstäg nicht zu danzen, welches dieselben so standhaftig gehalten, um ihre sonstige Freiheit abzubüßen, daß sie durch kein Spotten, Schänden, Auslachen von den Kalvinern und Lutheranern abzuwenden waren. Derohalben ihre Väter nach Creutzsteinach zu uns kamen und unter Thränen sich bedanket, daß ihre gewachsenen Kinder so eingezogen werden.[4]

Wie anderwärts, ging es auch bei diesen Missionen nicht ohne Schwierigkeiten und Widerspruch ab. So berichtet der Missionsobere in einem Brief, dat. Aschaffenburg, 12. April 1761, über den Widerspruch, den die Missionen von Eichenbühl bis zu End gefunden, weil man ausgesprengt, daß eine jede Mission einem jeden Ort 200—300 Gulden koste. Derohalben bei diesen betrübten und sehr klämmen Zeiten besonders in dem Chur-Mainzischen von weltlichen Beamten so-

---

[1] Oberthür 128. — Die Berichte über die von Ulrich gestifteten Ungarischen Missionen aus den Jahren 1746—1758 im Wortlaut abgedruckt 191 ff.

[2] Wortlaut bei Oberthür 173 f. Ebendort 174 ff. weitere Berichte von Zinck, 5. April 1749, über Mission in Naumburg, 21. März 1750 über Duderstadt von dem Superior der Eichsfeldschen Mission Ludwig Evers, über die Missionen im Odenwald und über spätere Missionen im Odenwald 1764 179 ff.

[3] Oberthür 178.

[4] Oberthür 182.

wohl als Geistlichen widersprochen wurde, ja per deputatos aus der Gemeinde remonstrationes in contrarium gemacht. Gleich von Anfang der Mission haben wir gegen diese Falschheiten hervorgehoben, daß außer dem wenigen Holz und Wohnung die Mission nichts verlange, das übrige alles mit baarem Geld bezahle. H. Decanus Faulhaber zu Hundheim, der anfangs gegen die Mission übel berichtet war, hat nach der Mission öffentlich bekannt: Wer die Mission verabscheue, sei kein wahrer Christ. Er hat auch den Pfarrherrn seines Kapitels die Mission mit allem Nachdruck empfohlen.[1] —

Wenn wir unseren Blick auf Oberdeutschland richten, begegnen wir, abgesehen von kleineren Missionen, 1716 einer größeren Mission in Rottenberg. Diese Mission trägt einen außergewöhnlichen Charakter.

Der Distrikt Rottenberg,[2] an der Grenze des Gebiets von Nürnberg, unter bayerischer Landeshoheit, umfaßte viele Ortschaften in vier Pfarreien, Schnaittach, Bühl, Kirch-Röttenbach und Neunkirchen. Im Laufe der Zeit hatten sich einige protestantische Familien eingeschlichen und ausgedehnt. Der Kurfürst Max Emanuel beschloß, den Protestantismus in diesem Gebiet, wenn nötig, mit militärischer Gewalt zu unterdrücken. Vorerst wollte er aber versuchen, auf gütigem Wege die Rückkehr zur katholischen Kirche zu erreichen und dafür verlangte er die Hilfe der Jesuiten-Missionäre. Am 1. Dezember 1716 reisten zwei Patres aus dem Amberger Kolleg ab und langten am folgenden Tage in Schnaittach an. Der Kurfürst von Mainz sandte als Fürstbischof von Bamberg Patente mit allen Vollmachten und der strengen Weisung an den Klerus, die Patres in jeder Weise zu unterstützen. Die einzelnen Missionen dauerten je 8—9 Tage, mit je 2 Predigten und 2 Katechesen. Um jeden Schein von zeitlichem Vorteil zu vermeiden, lebten die Patres sehr einfach, nahmen keine Almosen, auch keine Lebensmittel an, selbst wenn sie als Almosen angeboten wurden. Sie besuchten Katholiken und Protestanten, viele häretische Bücher wurden von ihren Besitzern oder von den Patres verbrannt. Am Ende der Mission wurde von allen das Glaubensbekenntnis nach der Formel des Konzils von Trient feierlich abgelegt. Von den Lutheranern wanderten 14 aus nach Nürnberg, die übrigen, mehr als 30, kehrten zur Kirche zurück. Der Bericht lobt sehr den Vizepräfekten Velhorn, der durch seine Ermunterungen und Befehle, die aber bei wenigen nötig gewesen, bewirkte, daß alle Untertanen an der Mission teilnahmen, ebenso stellte der militärische Befehlshaber, Hauptmann Antlinger, stets Wachen aus, um jede Unbild von den Missionären fernzuhalten. Als Frucht der Mission wird festgestellt: alle Katholiken im Rottenberger Gebiet, 3500 an der Zahl, wurden im Glauben bestärkt. Zur Kirche kehrten zurück 40. Es sind noch 12 Protestanten übrig, die ebenfalls zurückkehren, wenn ihnen die falsche Meinung genommen wird, das kurfürstliche Mandat in Betreff der Ausweisung sei nur Schein und werde nicht zur Ausführung gelangen. Wenn die Hauptanstifter von Binnau (Pinau) und Mussel entfernt werden, ist die Rückkehr der übrigen bald zu erwarten. So der Bericht der Missionäre.

Der Pflegeverwalter Joh. Leonh. Velhorn war mit den Missionären sehr zufrieden. In einem Zeugnis (dat. Schnaittach, 29. Dez. 1716), sagt er, sie hätten sich ihre Aufgabe mit großem Eifer angelegen sein lassen und dafür bei den Leuten großes

---

[1] Oberthür 178 f.

[2] *Succincta relatio de successu missionis jussu Ser. Electoris Bav. obitae per Toparchiam Rottenbergensem a P. Casp. Rieger et P. Jos. Mayr S. J. e Collegio Ambergensi 1716 et 1717. Auctarium Relationis de ulteriori successu missionis Rottenbergens. a P. Jos. Mayr et P. Max. Thor S. J. continuatae a 22. Ian. — 17. Febr. 1717. M. R. Jes. 2051. — Eine Instruktion für die Rottenburger Mission von P. Kleinbroth (Kleinbrodt) in Jes. 264.

Lob geerntet; sie hätten die ganze Landschaft nicht nur im alten katholischen Glauben, sondern auch in der Treu gegen Ihre Churfürstl. Durchlaucht auf ein neues angefrischt.[1] Unter demselben Datum bezeugt der Hauptmann Jak. Antlinger, daß durch den Eifer der Missionäre nunmehr das ganze Land eifrig in dem wahren katholischen Glauben und in eifrigster Treu Ihro Churf. Durchlaucht beständig verbleiben werde. Auch die fünf Pfarrer von Kirch-Röttenbach, Bühl, Neunkirchen, Schnaittach und Kolbenberg stellten unterm 15. Januar 1717 den scheidenden Missionären P. Kasp. Rieger und Jos. Mayr ein glänzendes Zeugnis für ihre ununterbrochene Mission während 36 Tagen aus (2. Dez. 1716—5. Jan. 1717). Unermüdlich auf der Kanzel und im Beichtstuhl seien sie auch noch in die entfernten Orte gegangen, hätten die Hütten der Armen betreten, die Kranken besucht, alle Betrübten getröstet, auch den Protestanten mit Sanftmut, Demut und Liebe zugesprochen; und durch ihr exemplarisches Leben hätten sie alle erbaut und überall die reichsten Früchte der Buße und Lebensbesserung gezeitigt.[2]

Am 16. Februar 1717 schrieb Kurfürst Max Emanuel an den Rektor von Amberg: Nachdem das Pflegamt zu Schnaittach berichtet, daß von den zu Fürth annoch befindlich gewesenen Pinanischen Untertanen der eine mit Weib und Kind emigriert, der andere sich aber zur katholischen Kirche bekehrt hat und mithin die Luth. Sekt in unserm Rottenbergischen Distrikt de radice extirpirt worden, so hat unsere Regierung den Beamten bedeutet, daß die dortigen P. P. Missionäre, wenn sie die Neubekehrten mit der notwendigen Information genug versehen haben und mithin ihre Gegenwart ferner unnötig zu sein erachtet worden, ihre Rückreis nehmen können. Wegen Eurer abgeordneten Patres und in diesem Gott wohlgefälligen Seelenwerk unermüdet erzeigten Eifer haben wir ein gnädigstes Gefallen genommen.[3]

Eine Missionsstation in Mindelheim erhielt schon im Anfang des Jahrhunderts eine sichere Gestaltung. Die Herzogin Mauritia Febronia schenkte 1703 dem Kolleg von Mindelheim 1000 fl. zum Unterhalt eines ständigen Missionärs. Zu demselben Zwecke stiftete 1720 Joh. Mechtl, Kanonikus zu Herrieden, dem Kolleg von Mindelheim ein Kapital von 3000 fl. Die Zahl der Missionen stieg 1724 bereits auf 30, 1728 auf 35. In den nächsten Jahren machten Ortspfarrer Schwierigkeiten. Sowohl das Konstanzer als auch das Augsburger Ordinariat stellten wiederholt (1731, 1741, 1751) Patente mit Empfehlung der Mission aus. Im Jahre 1745 wurden wieder 15, 1763 28 Missionen gehalten. Besonderen Eifer entwickelte der vorletzte Missionär, P. Wilhelm Hausen. Die Mindelheimer Mission wirkte auch nach der Aufhebung weiter.[4] Neben den Missionen wurden öffentliche Exerzitien gegeben, so 1731 viertägige für die Mindelheimer Kleriker, 1735 für die bayerische Garnison, 1767 für ganz Mindelheim.[5]

---

[1] *Kop. M. R. Jes. 2051. Dort auch die folgenden Aktenstücke.

[2] Die Nürnberger Predikanten klagten darüber, daß die Missionäre die Protestanten Häretiker genannt, die kein Heil zu erwarten. Darüber Näheres in den Briefen der Missionäre vom 29. Dez. 1716 an den Rektor von Amberg. Über die Art und Weise, mit den Leuten einen Akt der vollkommenen Reue zu erwecken, berichtet ausführlich P. Joseph Mayr in den Briefen vom 25. Januar und 3. Februar 1717 an den Rektor von Amberg und P. Max Thor unter demselben Datum (Mission in Schnaittach). Der Konversion stellte sich ein Feudalherr entgegen, darüber P. Jos. Mayr 6. Februar 1717 an den Rektor von Amberg. M. R. Jes. 2051.

[3] *Kop. M. R. Jes. 2051. Ein zweites kurfürstl. Mandat hatte nur eine kurze Frist bewilligt für Konversion oder Auswanderung.

[4] Friedr. Zoepfl, Geschichte des ehem. Mindelheimer Jesuitenkollegs im Archiv für die Geschichte des Hochstifts Augsburg 6 (1921) 79 f.

[5] L. c. 68.

Von der großen Bewegung und Rührung des Volkes bei diesen Missionen erzählt der Bericht eines Missionärs (dat. Mindelheim, 14. April 1746), besonders wenn man den Kindern, klein und groß, ihre Schuldigkeit gegen ihre Eltern vorträgt und selbe öffentlich abschickt, um ihren Vater und Mutter um Verzeihung zu bitten; da werden alle Herzen erweicht. Eines erwachsenen Jünglings Mutter war nit zugegen; der Sohn lauft von der Kirchen nach Haus, sucht seine Mutter und bittet selbe demüthig mit weinenden Augen um Verzeihung, sagend: „O, Mutter, ihr solltet die Predigt gehört haben: so arm ich bin und des Geldes bedürftig, so nemte ich nicht sechs Gulden, daß ich selbe nit sollte gehört haben.“ Wie da die Mutter voll des Trosts dieses alles dem Pfarrherrn selbigen Orts den andern Tag erzählt hat. Ein anderer Knabe von 14 Jahren sagte mir: „Pater, ich bin ganz steiner, das ist eines steinharten Herzens gewesen und deine ersten Predigten haben mich gar nicht bewögt; aber wie ich gehört habe, daß die Kinder ihre Eltern um Verzeihung gebeten, denn ich war nit zugegen, so ist mir mein Herz erweicht worden und seind mir die andern Predigten zu Herzen gegangen, und jetzt erkenn ich, wie großer Sünder ich sei; das sagte mir der kleine Bub so rösch und ernstlich, daß mir schier die Augen übergangen.[1]

Neben vielem Traurigen trafen die Mindelheimer Missionäre auch manche Züge hoher Vollkommenheit. So schreibt P. Martin Stantinger aus Mindelheim, 21. Dezember 1745: Es hat der große Gott auch unter dem gemeinen Volk seine Seelen, welche nach Vollkommenheit trachten. Ich habe einen Bauern angetroffen, welcher schon 70 Jahre alt und verheiratet gewesen, aber die unversehrte Jungfrauschaft noch auf den heutigen Tag erhalten, auch seine Ehegattin unberührt in das Grab geschickt. Eine Person zog mich in Verwunderung, da sie voll des Eifers seufzete: Ich verlange nichts anderes als Gott zu gefallen, sei alsdann, daß dies geschehen müsse durch die Pein der Höllen, daß ich in solcher leiden solle oder auf eine andere Weis, wie Gott immer will.[2]

Über Schwierigkeiten meldet derselbe P. Stantinger von Mindelheim, 21. Dezember 1745, er habe diesen Herbst 7 Missionen gehalten, eine jede fast 7 Tage. Man wollte anfangs mich nicht einlassen mit dem Vorgeben, es sei nit vonnöten, die Pfarrherrn verrichten ihre Sach ganz wohl, die Leut werden nur ängstlich. Einige spöttelten unterschiedlich darwider. Nachdem sie aber gesehen und gehört, hätten manche um Verzeihung gebeten wegen ihrer üblen Meinung. Sie bedankten sich häufig.[3]

Von einem üblen Geschrei berichtet der Brief des Missionärs, dat. Mindelheim, 14. April 1746, einer habe ausgesprengt, als habe die Gemeinde in einem Dorf dem Missionario 17 fl. und der Pfarrherr 7 fl. geben müssen. Endlich habe man bei dem Pfarrer angefragt, der sich verwundert über so boshafte Unwahrheit und beteuert, daß nit nur der Missionär nichts begehrt, sondern auch das Angebotene nicht angenommen, ja sogar seine eigene Kost bezahlet, also keine einzigen Unkosten wegen der Mission gemacht worden.[4]

Für die Diözese Eichstätt bestand eine eigene Station für die Volksmissionen (Missio Eichstadiana) seit 1724.[5]

Die Missio Palatina (Mission der Oberpfalz), deren Sitz in Amberg war, entwickelte während des ganzen Jahrhunderts eine große Tätigkeit. Die Geschichte des Kollegs von Regensburg berichtet zum Jahre 1749: Am 21. Mai kamen die bayerischen Missionäre an, für die Abhaltung einer Mission in Stadt am Hof. Der Geistl. Rat und das Domkapitel waren lange dagegen aus Furcht vor Unannehmlichkeiten von seiten der Protestanten. Aber nach Widerlegung der vorgebrachten

[1] Oberthür, Leben Ulrichs (1784) 188.
[2] Oberthür 186.
[3] Oberthür 184.
[4] Oberthür 188.
[5] Näheres 1. Teil bei Eichstätt und *Germ. sup. 85 f. 96 ff.

Schwierigkeiten erhielt man schließlich die Zustimmung. Der Erfolg war bei großem Andrang der Katholiken und Protestanten sehr groß. Besonders machten sich die Chorherrn von St. Magnus durch Gastfreundschaft und Mithilfe verdient.[1]

In den 50er und 60er Jahren gab die Missio Palatina jährlich 18—20 größere Missionen. Im Jahre 1760 wurde ihr einer der tüchtigsten Missionäre durch den Tod entrissen. Es war der 1709 zu Kemnath (Pfalz) geborene und 1726 eingetretene P. Anton Schenckl, der sich durch ein Leben des Gebetes, der Abtötung und rastloser Arbeit auszeichnete. Regelmäßig stand er um 3 Uhr auf. Das schlechteste Zimmer und den unbequemsten Beichtstuhl wählte er sich aus. Der Ausspruch, das ist ein abgetöteter Mann, der im Beichtstuhl nie ungeduldig wird, traf ganz und voll bei ihm zu. Viele Bekehrungen waren die Frucht seiner überaus großen Liebe und Geduld. Als er mitten in der Missionsarbeit zu Gaisdorf (?) erkrankte, brachte man ihn nach Amberg, wo er auf dem Boden liegend, am 18. Nov. 1760 seinen Geist aufgab.[2]

Die Missio Palatina erfreute sich bis zuletzt großen Beifalls, wie die Akten des Regensburger Ordinariats-Archivs beweisen. So bezeugt z. B. der Pfarrer von Burglengenfeldt in einem Berichte vom 19. Mai 1772 an den Bischof von Regensburg, daß sothane Missionen in meiner Pfarre schon dreimal abgehalten worden, dabei ich wahrgenommen, daß nit nur keine Inconvenienzen unterlaufen, sondern daß durch das eifrige Predigen der P. P. Missionarii viele von einem langen und tiefen Sündenschlaf erweckt worden und eine reumüthige Beicht abgelegt haben. Am 10. Mai 1772 schreibt der Dekan des Kapitels Laab, Jos. Schrizer von Beratshausen an den Bischof, daß beide seeleneifrige P. P. Missionarii die auf mein inständigstes Ansuchen zu Beratshausen abgehaltene Mission mit eindringlichsten Bußpredigten und heilsamsten Unterrichtungen, mit nutzbarsten Christenlehren und von früh Morgens an bis in die späte Nacht andauerndem Beichthören 14 Tage lang mit größter Auferbaulichkeit fortgesetzt, somit mit ohnsaglicher Seelenfrucht und solchem hieraus erwachsenem Vertrauen und Hochschätzung vollendet haben, daß meine sämtlichen Pfarrkinder sowohl als die umliegende Nachbarschaft nichts mehreres wünschen und verlangen, als diese Männer und dero eifrige Predigten öfters und mehrmals anhören zu können. Nicht nur das gemeine Volk, sondern auch fürnemlich die vorgesetzte weltliche Obrigkeit sind bereit, eine gründliche Zeugenschaft abzugeben alle Stund und augenblicklich, daß bei der Mission nicht ein Schatten einer Inconvenienz unterlaufen ist. Von Sulzbach meldet 9. Mai 1772 der Dechant Christian Freiherr von Fick, daß die Missionen in dem hieländischen Simultaneo ohne Widerred der Akatholiken und mit möglichster Behutsamkeit sind gehalten worden, ohne Bühnen und Prozessionen ist alles erbaulich vollzogen worden. Große Frucht ist erzielt worden.[3]

In Kurbayern stießen die Missionen, besonders die nach der italienischen Methode, anfangs auf große Schwierigkeiten. Auf ein Gesuch des Münchener Rektors Stingelheim antwortete der Kurfürst Max Emanuel am 10. Juli 1718: Da Eure Sozietät und die andern Klöster und die Pfarrer ihr Amt wohl verrichten, „finden wir die Mission ebenso unnötig als undienlich."[4]

Eine Wendung in der ablehnenden Stellungnahme erfolgte im Jahre 1720. In diesem Jahre hatte der Vilshofener Dekan Schwaiger unter dem 19. Mai 1720 eine Missionsstiftung errichtet, durch die er wegen des großen Nutzens der Missio-

[1] *Suppl. hist. coll. Ratisb. 1749—1754. Germ. sup. 97, f. 169.

[2] Näheres *Germ. sup. 91, f. 426. Über die späteren Missionen der Palatina *Germ. sup. 93, f. 305 f.

[3] *Orig. Regensburg, Ordinariats-Archiv: Volksmissionen.

[4] *Orig. M. R. Jes. 258.

nen dem Kolleg in Straubing 8000 fl. „zu einer ewigen beständigen Fundation einer bayerischen Mission zweier P. Missionariorum" schenkte. In der Stiftungsurkunde wünschte er besondere Sorge für Schulmeister, Schulen, Errichtung von fehlenden Schulen, Unterricht der Kinder, Kampf gegen den vielfachen Aberglauben, aber keine öffentlichen Bußprozessionen, sondern alles suaviter sine strepitu.[1]

Das Regensburger Ordinariat erklärte in einem Schreiben an den Kurfürsten Max Emanuel vom 19. April 1720 die Stiftung für löblich, doch seien die geschilderten Zustände nicht so schlimm.[2] Das beiliegende Patent für die Missionen vom 19. April 1720 erlaubt auf Bitte der Missionäre die Missionen im Dekanat Pondorf und Deggendorf, gestattet die Feier der hl. Messe auf einer Bühne und bittet, die Missionäre gütig aufzunehmen und zu unterstützen. Daraufhin bestätigte Max Emanuel in einem Erlaß vom 21. Mai 1720 an die Regierung von Straubing ebenfalls die Stiftung, doch dürften bei den Missionen keine auswendigen großen Bewegungen und öffentlichen körperlichen Bußwerke vorgenommen werden.[3]

Als dann am 26. Juni 1720 Fürst Ferdinand von Fürstenberg den Obervogt Cammerlohr in Wiesensteig um Beförderung der Mission gebeten hatte, schrieb Max Emanuel dem Obervogt, daß er die Mission für Herbst bewillige, auch wolle er zwei Drittel der Unkosten tragen, ein Drittel solle Fürstenberg übernehmen.[4]

Über diese Mission erstattete der Obervogt Cammerlohr an den Kurfürsten einen von Wiesensteig 12. Oktober 1720 datierten Bericht, in dem es heißt:

Am 1. Oktober abends sind die drei Missionäre S. J. angekommen. Einer hat am selben Abend in der Stiftskirche einen schönen Sermon von dem letzten Ziel und End der Menschen gehalten, dann den anderen Tag ein anderer ½8 auf dem an der Schloßmauer aufgerichteten Theatro die gute Meinung, so ein Mensch alle Tage des Morgens gegen Gott machen solle, beweglich ausgelegt. Nach diesem Sermon hat man das hochw. Gut und auch hernach alle Tage auf dem Theatro ausgestellt und ein hl. Meß in Gegenwart des gesamten Volkes gelesen. Hernach wurde eine Pueßpredigt gehalten und nach solcher dem Volk, welches in großer Menge auch von den lutherischen Orten zugelaufen, mit dem Venerabile der Segen gegeben. Am selben Tag war um 12 Uhr eine öffentliche Christenlehr und ½3 Uhr wieder eine rechte Predigt und nach dieser von einem anderen Missionär das Examen öffentlich auf dem Theatro gmacht worden. Auf diese Art haben sie mit ihren geistlichen Übungen an die 8 Tag lang mit einem unbeschreiblichen Eifer und Nutzen aller Zuhörer continuirt, wie sie dann unter dieser Zeit wider alle Tod- und Hauptsünd dergestalten scharf gepredigt, daß in Wahrheit viel hunderttausend Zähren sogar von den anwesenden Herrn Geistlichen selbst vergossen worden, maßen dann den verwichenen Sonntag als die General Communion gewesen nach des Herrn Decani Aussag am selbigen Tag allein über 6500 Personen communiciert haben. Unter dieser Zeit haben sie nit mehr als 2 ordentliche Prozessionen am Tage, aber keine bei Nacht gehalten; man hat sich auch bei selbigen weder gegeißelt noch ein Kreuz geschleift und allein den hl. Rosenkranz gebetet und aus dem gedruckten Missionsbüchl etliche schöne Lieder gesungen. Dienstag den 8. dies. ist auf dem Theatro das Te Deum unter Lösung von Böllern und Musketen auch Trompeten und Paukenschall gesungen und daraufhin das Missionskreuz aufgerichtet und mit einer herzdringenden Predigt, daß man in dem guten Vorhaben beständig verharre, zu männiglich größtem Contento das ganze Missionsgeschäft beschlossen worden. Am 9. sind sie von hier abgereist. Ich sage daher Ew. Churf. Durchl. im Namen der gesammten Wiesensteigischen Unterthanen

---

[1] *Gef. Orig. M. R. Urkunden Straubing Jes. Fasz. 1.

[2] *Orig. M. R. Jes. 258.

[3] *Konzept M. R. Jes. 258.

[4] *Konzept l. c.

den schuldigsten untertänigsten Dank, daß dieselbe diese apostolische Mission gnädigst zu verordnen geruht und mithin unser Leben zu bessern eine so erwünschte Gelegenheit an die Hand zu geben. Gott wird reichlich vergelten. Die etlich tausend hl. Rosenkränz, die für Ew. Durchl. bei dieser Mission von so vielen büßenden Sündern öffentlich aufgeopfert worden, werden die aufgewendten Spesen (welche sich gegen 200 fl. belaufen) tausendfältig ersetzen.[1]

Mit dem Erfolg dieser und der folgenden Missionen war Fürstenberg sehr zufrieden. Am 24. Januar 1721 schrieb er darüber an den General Tamburini:

Aus dem Briefe des Generals habe er mit Genugtuung dessen Freude über den großen Erfolg der drei Missionäre im Gebiete von Fürstenberg, dann durch fast ganz Schwaben ersehen. In der Tat wurde von solchen Missionären nichts Mittelmäßiges erwartet, und ich wünschte nur deren vorzügliche Eigenschaften und hervorragende Tugend hinreichend schildern zu können. P. Carl Malliardo scheint für das apostolische Leben ganz geboren. Er hat durch seine unermüdliche Missionstätigkeit in unserm Schwaben trefflich gearbeitet: durch sein Ansehen, seine Klugheit, seinen unermüdlichen Eifer hat er bei allen Ständen Großes erreicht und alle Guten mit unbeschreiblichem Troste erfüllt, in Folge dessen die Schwaben schon vielfach besser leben, die Kirchen besser besucht und die Sakramente häufiger empfangen werden. Die Straßen, Häuser und Fluren hallen wieder von den frommen Missionsgesängen; vor den Missionskreuzen liegen täglich viele auf den Knien. P. Kolb, der treue Genosse der Arbeiten, verdient nicht geringeres Lob. Durch wunderbare Sanftmut gewinnt er aller Herzen; auch die größten Sünder zieht er leicht und sanft aus ihrem Schmutz. P. Xaver Beyer, ein Mann von größter Begeisterungsfähigkeit, entzündet durch seinen Feuereifer auch laue und kalte Herzen und treibt sie durch die Erinnerung an die letzten Dinge zur mutigen Buße. Kurz: Im schwäbischen Zirkel herrscht nur eine Stimme, daß unsere drei apostolischen Männer trotz der Größe der Ernte sich derselben gewachsen gezeigt und unzählige Seelen aus den Klauen des Teufels gerettet und ihrem Heiland versöhnt haben. Aus alle dem folgt, daß nicht Ew. Paternität mir und meiner Familie zu danken haben, sondern, daß ich nicht im Stande bin, hinreichenden Dank abzustatten für die beseligenden Missionsfrüchte bei meiner Familie und meinen Unterthanen. Dafür werde ich der Gesellschaft, die ich von zarter Jugend auf geliebt, ewig dankbar sein.[2]

Über die weitere Entwicklung der bayerischen Mission liegt ein längerer Bericht von einem Missionär aus der Mitte des 18. Jahrhunderts vor: „Von Ursprung, Aufnamb und jetzigem Fortgang der apostolischen Mission S. J. im Churfürstentum Bayern."[3]

Derselbe gibt zuerst ziemlich genau die Entstehung. Er erzählt u. a., daß P. Loserer auch „den P. Antonius Baldinucci einen gleichfalls heiligmäßigen und berühmten Missionarium zum Lehrmeister" gehabt. Weil nach dem Tode des Kurfürsten Johann Wilhelm in dessen Landen der Lauf vollendet war, so heißt es dann weiter, teilten sich die Patres, P. Conr. Herdegen verblieb in Bayern, P. Loserer begab sich in das Tirol. P. Carl Malliardoz hatte unterdessen die schwäbischen und schweizerischen Missionen angefangen. Jeder gesellte sich noch zwei andere Priester aus unserer Provinz bei und zwar der P. Herdegen den P. Andreas Proesl und P. Joach. Ernst. Also entstanden auf einmal die bayerische, schwäbische und tirolische Mission. Die erste Mission in Bayern wurde gehalten zu Freising 1718, die zweite zu Förring (Föhring) bei München usw.

Bisher hatten die apostolischen Missionäre noch keine festen Einkünfte, sondern lebten meist auf Unkosten derer, die sie berufen. Um diese Zeit taten sich die ersten Guttäter der bayerischen Mission hervor, nämlich der hochw. Herr Dechant Christoph Schwaiger zu Vilshofen. Durch dessen und anderer Patrone Guttätigkeit erhielt die

[1] *Orig. M. R. Jes. 258. Vergl. das Konstanzer Patent für die Missionen vom 14. August 1718 Clm. 26472 f. 301

[2] *Orig. Epp. Princip. XI.

[3] *Orig. 44 S. M. R. Jes. 258.

Mission soviel, daß sie von da an durch ihre eigenen Mittel ohne Jemands Unkosten sich erhält. Kurfürst Max Emanuel gestattete dann auch in seinen Landen die Mission und befahl deren Schutz den kurfürstlichen Regierungen. Der Anfang der Mission war aber sehr hart, da uns oft jene die größten Steine in den Weg legten, die hätten beihelfen sollen. Zugleich wurden der Mission tausend Fabeln oft sehr höhnisch nachgeredet. An die Stelle des in Folge von Überanstrengung verstorbenen P. Herdegen († 1726) trat P. Joach. Ernst an die Spitze der bayerischen Mission.

Mittlerweil erhob sich der Salzburgische Bauernabfall. Deshalb berief Erzbischof Leopold Firmian die bayerische Mission, die dort viele Arbeit und Entbehrungen bei Abgang aller Dinge auszustehen hatte (1728—32). Zudem war noch dazu die Frucht bei den verstockten Emigranten gering. Die von allen Seiten entstehenden Schwierigkeiten waren so groß, daß unsere Oberen selbst den Missionären befahlen, das Erzstift zu verlassen. Von da an setzte die Mission ihre Arbeit wieder in Bayern fort. Und obschon der unterdessen eingefallene Krieg die größeren Operationes verstört, so wurden doch von Zeit zu Zeit wenigstens kleinere Missionen gehalten, bis unser damaliger P. Superior Paul Knoller, da er während der ungarischen Besetzung nach München berufen worden, um den Kranken beizustehen, das Gift gar bald ererbt hat und erkrankt ist. Doch hat er das Leben, nicht aber seine Augen durchgerissen, denn von selber Krankheit ist er bis auf diese Stund an einem Auge stockblind geblieben.

Im Verlaufe dieser Begebenheit ist unsere heutige Missionsart von der vorigen in etwas geändert worden, da wir das öffentliche Geißeln, die nächtlichen Bußprozessionen und andere dergl. Getöß und Schrecken verursachende Andachten schon mehrere Jahre hin gänzlich unterlassen und die von den P. P. Herdegen und Loferer aus Welschland hergebrachte Strengheiten mit des P. Malliardoz teutscher Freundlich- und Leutseligkeit verwechselt haben. Und so hört endlich jener widerwärtige Nachklang auf, welcher bei deren ersten Schärfe ist ausgebreitet worden, daß nämlich die Zuhörer bei der Mission närrisch werden und von Sinnen gekommen. Denn heutzutag gottlob! geht niemand mit verrücktem Hirn von der Mission hinweg, als solche, die mit demselben schon hergekommen.

Im letzten allgemeinen Jubiläum wurde die Mission nach Freising berufen, dieselbe ging sehr gut vonstatten, wozu das Domkapitel durch sein Beispiel viel beigetragen, da täglich alle in der Stadt anwesenden Domherrn samt der ganzen übrigen Geistlichkeit auf dem Platz bei der Mission erschienen und alle Tage ein Mitglied des Domkapitels auf der Bühne öffentlich die hl. Messe gelesen. Verwunderlich war, daß nach selber Mission in Freising selbst ein herrliches Missionskreuz errichtet worden, welches doch kurz vorher zu München in der Au (1748) also ist verfolget worden. Unterdessen kam vor 2 Jahren das Geschrei auf von dem lutherischen Bauern Tumult im Ländl ob der Ens in Österreich. Und weil die bayerische Grenzen an diese Orte anstoßen, befürchtete man ein Übergreifen solcher Pestilenz. Auf allergnädigsten Befehl S. Churf. Durchl. begaben wir uns alsogleich mit unserer Mission an die Grenzen, wo es am gefährlichsten war und zogen noch bis auf diesen Winter auf und ab, von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt, soweit sich die Passauersche Diözes im Bayerland erstreckt. Wir haben zwar in ganz Bayerland keine lutherische Seel angetroffen, doch sind alle Anstalten besonders wegen der Bücher Visitation sehr nützlich vorgekehrt worden. Viele 100 katholische Ländler sind uns an die bayerische Grenze zugelaufen, aus den Lutherischen kein einziger. Sie hören ihre eigenen Missionarii nicht an, deren ihnen nebst unsern österreichischen 3 ordinari Buß Predigern bei 40 extraordinarii von der Kaiserin zugeschickt worden sind, aber weil sie keine Frucht erzielt, alle wiederum abgerufen worden. Ihre Verstockung ist unbeschreiblich, sie ziehen mit freiwilliger Blindheit zu 100 ja 1000 von Haus und Hof nach Ungarn, um das freie Religions Exerzitium treiben zu können. Weil bei dergleichen Leuten nichts zu machen war, auch unsere Sorg sich nur auf Erhaltung der bayerischen Einwohner erstreckte, deshalb haben wir unsere Mühe auf Ausrottung der Laster und Einpflanzung der christlichen Tugenden nach unserem Missionsbrauch

eingerichtet. Dabei war großer Erfolg. Es geht keine Mission vorbei, wo nicht ein jeder aus uns wenigstens etwelche oft recht viele so gewichtige Fisch fängt, d. h. solcher Sünder Bekehrung im Beichtstuhl erfährt, daß wenn er (der Missionär) gleich des Todes sterben müßte, ihm sein Leben und Arbeit durch solchen Seelen Gewinn schon genugsam bezahlt wäre. Von den großen Missionsfrüchten nur in diesen letzten 3 oder 4 Wochen etwas zu melden, tut mir die Wahl weh. Öfters das Jahr hindurch zünden wir der Hölle zum Trutz ein Freudenfeuer an von allerlei Zauberwerk, Beschwörungs Bücher, Christophels oder Corona Gebeter, abergläubische Wundfeuer und Rausfegen, Schatzgräberzeug u. dergl., mit welchem das durch den Krieg verarmte Volk vermeint, sich reich oder fernerhin schadlos zu machen. Ferner viele 1000 Sünder wurden bekehrt. Eine weitere Frucht ist die Belehrung der Unwissenden. Die Unwissenheit ist bei einigen unglaublich, wie man sie von einem katholisch geborenen und erzogenen Bayern kaum glauben könnte. Wieviele haben bisher die allerheiligste Dreifaltigkeit für eine Jungfrau oder Martyrin oder für einen anderen Heiligen im Himmel gehalten! Reue und Leid, Glauben, Hoffnung und Liebe sind vielen unbekannt. Dafür regieren tausend vielfältige Aberglauben und Possenwerk. Es ist kaum eine Krankheit an Menschen und Vieh, wider welche sie nicht mit allerlei abergläubischen Reimen und Sprüchen, Segen, Todtenbeinlein, arme Sünder Flecklein u. dergl. reichlich versehen sind. Ich habe erst neulich fast ein ganzes Leiblein eines unschuldigen, ungetauften Kindes bekommen, dessen Gebeinlein für allerlei Zufäll abergläubisch gebraucht werden. Verlieren diese Leute etwas oder wird etwas gestohlen, so haben sie ihre Wahrsager, die ihnen durch allerlei Künste das verlorene Gut wiederbringen müssen. In der Mission schrecken wir sie von solchen Dummheiten ab. Die Hauptquelle gedünkt uns daher zu kommen, weil so wenig das Landvolk lesen kann und manche versoffene Väter viel lieber das Geld dem Wirt für etliche Maß Bier anhängen, als dem Schulmeister zur Belehrung seiner Kinder. Nicht die letzte Missionsfrucht sind die häufigen Zurückerstattungen von fremden Gut nicht nur an Privatpersonen, sondern auch an große Herrn und den Kurfürsten selbst, aber so geheim, daß man insgemein nicht vermerkt, daß es von der Mission herkomme. Einem Herrn von Adel, der Ursach gegeben, daß die Mission im selbigen Ort gehalten, hat Gott zum Lohn auf einmal 300 Gulden in Gold als Restitution zugeschickt, ist auch noch mehr in Aussicht gestellt worden. In einem Dorf, in welchem die Mission schon spät im Herbst gehalten wurde, eilte ein Bauer früh morgens noch in der Finsternis zur Mission. Vor der Haustüre stolperte er über etwas, er rief um ein Licht, und alsbald fand er vor der Haustüre einen ganz neuen Pflug, dergleichen ihm vor ein paar Jahren gestohlen worden. Ich kann nicht hinreichend schildern die Überwindung eines Jungfräuleins, welche sich eine entwendete silberne Ketten auf der Stelle vom Hals abgezogen und selbe dem Missionär gegeben, um sie ihrem Herrn zu überliefern. Eine vierte Hauptfrucht ist die Versöhnung von Feindschaften, die niemals glücklicher und herzlicher als bei der Mission geschehen. Viele unzufriedene und zertrennte Ehen werden wieder zurecht gebracht.

Nur eine oder andere Gattung Menschen gibt es, die mit diesen Missionsfrüchten nicht zufrieden sind, die Wirtsleut nämlich und Spielleut. In vielen Orten dauert das Zechen und Tanzen gegen alle kurfürstlichen Gebote bis 12 ja bis 1 Uhr in der Nacht. Manche Männer bleiben 2 oder 3 Tage und Nächte in einem Stück im Wirtshaus zum Schaden für ihre Familie, Gemeinde und Land. Nun ist es doch schon öfters gelungen, solche Zechbrüder vom Bierfaß zu reißen und dahin zu bringen, daß sie die Wirtshäuser gänzlich zu meiden sich entschlossen. Was aber das Tanzen anbetrifft, so war es allen Engeln eine Freude zu sehen, wie mehrere Feiertage nach der Mission die ledigen Weibsbilder statt zum Tanz, sich nachmittags in die Kirche begaben und alldort vor dem höchsten Gut einen und den andern Rosenkranz laut gebetet, während unterdessen die jungen Mannsleut im Wirtshaus mitsamt ihren Spielleuten auf die Tänzerinnen umsonst gewartet. Dergleichen schöne Überwindungen von den ledigen Weibspersonen zu erhalten, gebrauchen wir ein Mittel: wir versprechen nämlich für alle jene Jungfrauen eine hl. Messe zu lesen, welche sich

Gott zulieb etliche Mal inskünftig vom Tanzen enthalten würden. Da wollen alsogleich alle dieser hl. Messe teilhaftig werden, sie bringen selbst geschriebene Zettel, in welchen sie sich vornehmen, Gott und Maria zu Ehren 1, 2, 3 Jahre oder länger sich von allem Tanzen zu enthalten, ausgenommen, wenn es Freundschafts halber bei Hochzeiten sein muß. Freilich wissen wir es ganz wohl, daß das Tanzen an und für sich keine Sünde ist, aber wieviel 1000 Todsünden bei den frechen Bauerntänzen, bei nächtlichem Tanz und beim Heimführen vom Tanz geschehen, kann ein Jeder, der Gott liebt, nicht anders als mit mitleidigen Zähren beschreiben, besonders an jenen Orten, wo das andere Geschlecht so ärgerlich kurze Röcke und recht unverschämte freche Kleidung trägt, wider alle Verbote des Landesfürsten.

Der Schluß des Berichtes lautet: Dies ist nun die ganze Erzählung von Ursprung, Aufnahm und Fortgang unserer mindesten Mission in den Churbayerischen Landen und wünschen wir nichts anderes, als mit der Gnad Gottes durch unsere Bemühung dem ganzen Vaterland zu Hilfe zu kommen, das Laster auszurotten, einen christlichen frommen Lebenswandel allenthalben einzuführen, die Strafen Gottes abzuwenden und die entwichenen glücklichen Zeiten durch allgemeine Lebensbesserung und Besänftigung des durch die vielen Sünden erzürnten Gottes wiederum zurückzubringen.

Dieser allgemeine Bericht muß in einigen Punkten noch ergänzt werden. P. Konrad Herdegen starb am 30. Juni 1726. Der Nekrolog berichtet: Geboren 1670 zu Amberg war er 1687 der Gesellschaft beigetreten. Nach einer sechsjährigen Professur der Philosophie und Theologie und einem fünfjährigen Rektorat widmete er die letzten zwölf Jahre der apostolischen Mission. Als Missionär durchzog er die Ober- und Unterpfalz, Schwaben, einen Teil Tirols und endlich ganz Bayern. Bei der harten Missionsarbeit aß er wenig und schlief stets auf einem Strohsack. Ganz gebrochen wurde er Peter und Paul von einer Mission in Geiselhöring, wo er am vorhergehenden Tage noch mit gewohntem Eifer gepredigt, in das Kolleg zu Straubing gebracht. Dort starb er am selben Feste.[1] Nicht lange vor seinem Tod hatte ihm der General am 18. November 1724 seine große Freude darüber ausgesprochen, daß er die nun schon zehn Jahre so segensreiche und dem Institut so entsprechende Missionstätigkeit mit apostolischem Eifer geübt und fortzusetzen wünsche. Er möge aber darauf achten, im Winter die Arbeit durch eine notwendige Ruhepause zu unterbrechen, damit er nicht der zu großen Anstrengung vor der Zeit erliege.[2]

---

[1] *Necrologia Prov. Germ. sup.

[2] *Ad Germ. sup. Von Amberg schreibt P. Herdegen am 12. Mai 1722 an den Provinzial über den großen Erfolg der dreitägigen Exerzitien in Regensburg und die Mission in Amberg, die am 25. April unter außerordentlicher Beteiligung ihren Anfang nahm. Behörden, Bürger und Schulen feierten. Trotz der vielen Beichtväter während der 8 Tage konnten nicht alle gehört werden. Die weiteren Berichte des P. Herdegen über die Missionen 1722 und 1723 ergeben überall dasselbe Bild angestrengter Arbeit der Missionäre, großartiger heroisch opferwilliger Beteiligung von hoch und niedrig, tiefgreifender Lebensbesserung weiter Volkskreise. *Orig.-Briefe des P. Herdegen, Schlicht ex Missione 5. Juni 1722 und Holzkirchii ex Missione 26. Juni 1723 in Germ. sup. 101 f. 147 ff. — Oettingae Rhaetiae 24. Juni 1718: Mission in Zusmarshausen 9. Mai (1718) 3—8 Stunden weit kamen die Teilnehmer, deren Zahl auf 40 000 geschätzt wurde, über 15 000 Kommunikanten. Germ. sup. 105 f. 27 ff. — Pleystein, 7. Mai: Mission in Regenstauff, 24. April: Katholische Knechte und Mägde verließen den Dienst bei protest. Herrschaften, die keine Erlaubniß geben wollten, nur um der Mission beiwohnen zu können, an der Generalkommunion nahmen 10 000 teil. — Oettingae, 22. Mai 1718: Missio Veldburgens., 10. Mai l. c. f. 37 ff. — Veldburg ex Miss. 12. Mai 1718: Missio in Pleystein: meist 12—20 000 Zuhörer, zu wenig Beichtväter, über 6000 Kommunionen l. c. f. 39. Höchstadii ex Miss. 1. Juni 1718: M. Oettingae Rhaetiae 18. Mai l. c. f. 42 ff. — Zusmarshausen in Missione 9. Juni 1718: Miss. Höchstadiana, 27. Mai, bei den Bußprozessionen: 6800 Büßer, Kommunionen über

Ein höheres Alter war Herdegens Arbeitsgenossen, dem P. Loferer, beschieden. P. Georg Loferer (Lofferer, Löfferer) war geboren 1680 in Nanders (Tirol) und 1696 zu Landsberg in den Orden eingetreten. Sein Name wird, so rühmt der Nekrolog, in unserer Provinz stets in hohen Ehren stehen besonders wegen der apostolischen Missionen. Er ist es nämlich, der noch als Scholastiker unserem berühmten Missionär P. Fulvio Fontana als Dolmetsch diente und dessen italienische Predigten sofort dem herbeigeströmten Volke in deutscher Sprache wiedergab. Dabei zeichnete er sich so aus, daß er nicht lange nachher von dem General nach Rom berufen und dem jüngeren P. Segneri als Gefährte gegeben wurde. Wie dessen Eifer, so ahmte er auch dessen Methode in Deutschland nach, am Rhein und an der Donau, als der erste deutsche Missionär, dessen Beispiel dann viele andere in der oberdeutschen, dann in der böhmischen und österreichischen Provinz gefolgt sind und noch folgen. Von den Missionen wurde er an den Hof berufen, und nachdem der Pfalzgraf von Sulzbach, dessen Beichtvater er war, gestorben, seiner Provinz zurückgegeben. Dort arbeitete der aufrechte und unermüdliche Mann mit großem Eifer, dem er schließlich am 19. Mai 1756 zu Trient erlag.[1]"

Loferers italienische Methode drang in Bayern nicht durch, denn alle Erlaubnisse für Missionen erfolgten dort stets mit der ausdrücklichen Ausschließung von Bußprozessionen und öffentlichen Bußwerken. So schreibt der Kurfürst Max Emanuel am 24. März 1721 an die Regierung in Amberg: Die drei Straubinger Missionäre dürfen in Amberg und in der Oberpfalz Missionen halten, „doch mit Umgehung der öffentlichen Prozessionsanstellungen und dabei bezeigenden körperlichem Pueßwerk".[2] Ähnlich lauten die Bewilligungen für das Rentamt München am 25. März 1723 und 6. April 1725 und für die übrigen Rentämter in den folgenden Jahren.[3]

Die Missionäre bitten stets um Erlaubnis und Empfehlung der Missionen, worauf sie dann ein Patent zwar mit warmer Anempfehlung, aber stets mit der eben genannten Einschränkung erhalten.

Wenn auch die öffentlichen Bußprozessionen unterblieben, so setzten doch die Missionäre selbst, wenigstens in der ersten Zeit, ihre Bußwerke fort. So berichtet der Pflegs-Kommissär Steinberger von Rosenheim, 5. Juni 1723, an den Kurfürsten:

Die 3 Missionäre R. P. Herdegen, Ernst und Proesl sind letzten Pfingstabend im hiesigen Markt angekommen und 14 ganze Tag bis 29. Mai verblieben und zwar mit 8tägigen, beständig eifrigen Predigten, hierbei an ihnen selbst gepflogenen körperlichen Pueßwerken. Dem großen Zulauf des Volkes haben sie ein solch apostolisch

12000, beim Schluß 20000 Zuhörer l. c. f. 45 ff. Weitere Briefe Herdegens über die Missionen in Ellwangen, Neresheim, Gmünd (Schwaben), Füssen f. 57 ff. Sonthofen usw. Juli bis September 1718 f. 57 ff., über die Mission in Isny, Biberbach, Mittenwald, Garmisch, Oberndorff, Wolfegg usw. von Mai bis Oktober 1719 f. 273 ff.; über die Missionen in Erbach, Deggendorf, Rauerzhofen, Schwarzach, Vilshofen, Viechtach usw. April bis Oktober 1720 f. 343 ff. Orig.-Briefe Herdegens über seine Missionen 1723 ff. auch in *Germ. sup. 97 f. 29 ff. und 110 f., 74 ff. und ferner *Rhen. sup. 37, f. 341 ff.

[1] *Necrologia Prov. Germ. sup. — Am 2. Jan. 1711 richtete P. Loferer von Ebersberg aus an den General die innigste Bitte, nach China gesandt zu werden. Ingens Missionum Sacrar. desiderium in populis excitatum est a R. P. Fontana cuius olim Instrumentum in dicendo ad populum nunc vero imitator fieri vehementer cuperem. Et vero semel atque iterum Div. Verbi praedicandi causa in valles et pagos excurrere mihi licuit. Ach, wenn es mir doch erlaubt wäre, zu helfen: percurram lubens pagos et valles, eniter in arduos montes in frigore et noctu sine baculo et pera. *Orig. Germ. sup. 18 f. 194. — Dem Pfalzgrafen von Sulzbach (Theodor Eustach 1708—1732) hatten die Predigten Loferers so gefallen, daß er ihn zum Beichtvater verlangte. Tamburini an Staudacher, 10. Juni 1719. *Ad Germ. sup.

[2] *Konz. M. R. Jes. 258.

[3] *Konz. l. c. 258.

Exempel gegeben, daß bald ein unaussprechlich großer Seelennutzen bewirkt worden. Sowohl Weltliche wie Geistliche sind von ihrem gereinigten Gewissen halber höchst consoliert, allgestalten die letzten 8 Tag hindurch die drei recht apostolischen Patres mit beständigem Beichthören und Instruieren der Unwissenden diesem löblichen Werk einen solchen Nachdruck gegeben, daß in viele Jahr ein großer Seelennutz zu erwarten sein wird.[1]

Während gewöhnlich zwei bis drei Patres die Missionen gaben, kommen auch Missionen vor, in denen nur ein Pater tätig war.

Der Dechant Nicod. Sammweber berichtete z. B. am 2. Dezember 1734 aus Tölz über die Mission des P. Paul Knoller: Der nach Tölz deputierte P. Missionarius Paulus Knoller S. J., nachdem er 10 Tag allhier mit eifrigen Anbetungen, Christenlehren, Bußpredigten und Beichthören unter großem Zulauf des Volks in unserer Pfarrkirch zugebracht, und mit allseitiger Vergnügtheit des Volks und ich glaube und erfahre, mit größtem Seelennutz den 17. November geendigt hat, ist darauf in die Grafschaft Werdenfels verreist, um alldort durch seinen Xaverianischen Eifer eben viel Gutes zu bewirken. Er hatte seine Wohnstatt in meinem Pfarrhof genommen, speiste in der Zeit in seinem Zimmer allein, und ließ ihm (sich) ein für allemal nit mehr als drei gemeine Speisen auflegen; sein Trank waren 3 Quart Bier ohne einen einzigen Tropfen Wein, da er doch 5 Tag nacheinander in einem Tag vier mühsame Operationes in perorando verrichtet hat. Bei seiner Abreis hat er mir auch das Kostgeld bezahlen wollen mit Vorgeben, daß ihre Missiones ohne Entgelt müßten verrichtet werden. Gleichwie er aber die Kost gratis genossen, also hat ihn auch ein Magistrat allhier bei dem einfallenden groben Wetter ex titulo gratitudinis in einer Kaleschen nach Partenkirch (Partenkirchen) überbringen lassen.[2]

Die „Missionarii Bavarici" Paul Knoller (Oberer), Georg Paur und Matth. Maul richteten Anfang 1754 eine Bittschrift an den Kurfürsten Maximilian Joseph, in der sie ausführen:

Der Kurfürst hat bisher unsere apostolische Mission in den kurfürstlichen Landen gestattet, wie selbe vor mehr als dreißig Jahren angefangen, sie beständig fortzusetzen, weil der große Nutzen dem Kurfürsten bekannt sei. Die Missionsarbeit könnte merklich befördert werden, wenn der Kurfürst durch ein Patent die Mission unter seinen besonderen Schutz nehmen und geruhen wolle, daß solche unsere apostolische Mission zugleich den Namen der kurbayerischen führen dürfe. Die Missionäre erbitten zugleich Fürsprache bei den Ordinarien um Patente, wie sie der Kardinal von Freising bereits erteilt.

Eine Beilage enthält „Einige Stück, darum die PP. Missionarii sonderbar bitten": 1. Empfehlung und Name kurbayerische Mission, 2. Auslassung der Klausel wegen der Bußprozessionen, „welche ohnedem schon abgestellt sind und bleiben", 3. Anweisung an die Beamten, keine Hindernisse zu tun, sondern Vorschub zu leisten, 4. Verbot von öffentlichen Tänzen und lärmenden Gelagen während der Mission, 5. Aufforderung an die Obrigkeit, mit gutem Beispiel voranzugehen, 6. Schreiben an die Bischöfe um Beihilfe.[3]

Genau all diesen Bitten entsprechend, erließ der Kurfürst am 1. März 1754 ein mit dem größeren geheimen Kanzleisiegel versehenes Patent, in welchem er den „sonderbaren großen Nutzen" der Missionen betont und „solche mit dem Namen und Titel unserer Churbayerischen Mission unter seinen besonderen Schutz" nimmt.[4] Unter demselben Datum wies er den kurfürstlich geistlichen Rat an, an alle Bischöfe zu schreiben, um Patente von Ordinariats wegen für die apostolischen Missionen, wie sie der Kardinal von Freising für die Freisinger Diözese schon erteilt.[5]

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 258.

[2] *Orig. Konsistor. Archiv München. Druck in Mitteilungen aus der deutschen Ordensprovinz 1 (1893) 40.

[3] *Orig. M. R. Jes. 258.

[4] *Konz. M. R. Jes. 258. Druck in Mitteilungen 1 (1897) 41 f.

[5] *Konz. l. c.

Das kurfürstliche Patent wurde in vielen Einblattdrucken verbreitet.[1] Infolge desselben riefen die Missionäre im Fall der Not auch die kurfürstliche Hilfe an.

So schrieb P. Georg Paur „der Churfürstlichen Mission Superior" am 21. Oktober 1760 an den Kurfürsten:

Bin gezwungen zu berichten, daß der Herr Pfarrer von Wolfratshausen unsere in aller Höflichkeit angezeigte Mission insoweit zu verhindern sucht, als er ziemlich rauh zurückgeschrieben, er könne zwar die Mission nicht ausschließen, doch werde er von seinem Ordinari Gottesdienst (8—10 Uhr vormittags und 2—3 Uhr nachmittags) um keine Minute abweichen. Sollten solchem Beispiel auch andere Pfarrherren folgen, wäre die Churbayerische Mission auf einmal von selbst aufgehebt, denn weder frühmorgens in der Finster, noch um 8 oder 11 Uhr, da das Landvolk Mittag haltet, könnten wir unsere Funktionen fortsetzen. P. Paur bittet durch die Freisingische Obrigkeit verschaffen zu machen, daß bemelter Herr Pfarrer mit seinem Gottesdienst sich mit uns einverstehe, wie alle übrigen Pfarrherrn des ganzen Bayerlandes, ja selbst der Hohen Domkirch Freising, da anno 1751 in selber bischöflichen Hauptstadt Mission gehalten worden.[2]

In Verfolg dieser Bitte erging bereits am 27. Oktober eine kurfürstliche Verfügung an den Pfarrer, er solle sich wegen des Gottesdienstes gütlich mit den Missionären verstehen und die von uns selbst angeordnete löbliche Mission in seiner Pfarrei vielmehr zu befördern als zu verhindern trachten.[3]

Wie von den weltlichen Behörden erhielten die Missionäre auch Patente von den Ordinariaten, in deren Sprengel sie arbeiteten. So stellte der Fürstbischof von Freising, Kardinal Johann Theodor, am 13. April 1748 ein Patent aus, in dem er wegen der großen Früchte, die die Missionäre S. J. in seiner Diözese gebracht, die früher erteilten Vollmachten erneuerte, ebenso wie das Dekret vom 27. Oktober 1736, wodurch alle Dekane, Pfarrer usw. zu gleicher Förderung der Missionen aufgefordert werden.[4]

In einem späteren Patent desselben Bischofs vom 17. März 1760 heißt es:

Zumalen uns nun die reichlichen Früchte und ersprießlichen Wirkungen dieser in unserem Bistume an verschiedenen Orten mit großem Eifer und Seelen Nutzen bisher verrichteten Missionen zu unserem sonderbaren Trost jederzeit angerühmt worden, also daß wir solche fernershin auf alle mögliche Weise befördert wissen wollen. Deshalb sollen die Dekane, Pfarrer usw. dieses gottselige Werk mit aller Beihelf, Rat und Tat möglichst zu befördern trachten, auch selbst dabei erscheinen und mit ihrem eigenen Beispiel vorleuchten.[5]

Einige Übelstände, besonders das zu lange und ermüdende Hinausziehen der Predigten, betont das Gutachten eines bayerischen Missionärs aus der Mitte des Jahrhunderts.[6]

Vor allem sollte die Predigt am Vorabend der Mission nicht viel über ½ Stunde dauern, denn die Ansprache des Pfarrers an die Missionäre, die Antwort des Missions-

[1] Ein solcher München Erzbischöfl. Konsistorial-Archiv.

[2] *Orig. M. R. Jes. 258.

[3] *Konz. l. c.

[4] Orig. M. R. Jes. 258.

[5] Einblattdruck im Erzb. Arch. München.

[6] *Quae in Missione Bavarica observanda et emendanda judico. M. R. Jes. 264. — Die Kurfürstl. Hof-Kriegs-Raths-Kanzlei erließ unter dem 9. März 1764 ein Patent, das lautet: Auf die Vorstellung der P.P. Missionarii S. J., daß die Mission von jenen Land Purschen, welche auf den allseitig ausgesteckten Exercier Plätzen an Sonn- und Feiertagen zu erscheinen haben, daher (die Mission) nicht besuchen würden, weilen sie sich der aufgesetzten Strafe zu befürchten hätten, haben Ihre Kurfürstl. Durchl. specialiter resolviret, daß wenn einige der exerzierenden Purschen in loco oder Nachbarschaft der Mission sein werden, selbe zur Beiwohnung derselben dahin gehen und also vom Exercitii eximirt sein dürfen, jedoch daß gedachte Purschen von den P.P. Missionarii ein Zeichen abverlangen und ihrem vorgesetzten exercirenden Ober Officier bei nächst darauf folgenden Exercier Tag der Legitimations willen behändigen. *Orig. Arch. Prov. Germ. sup.

obern, die kurze Prozession, die Anrufung des hl. Geistes und der Segen nach der Rückkehr nehmen Zeit in Anspruch. Wenn deshalb die Predigt wie bei dem jetzigen Superior über eine Stunde währt, so dauern diese Funktionen von 5—½8 und das Volk wird gleich beim Anfang ermüdet, da es nicht zur gewünschten Zeit nach Hause zurückkehren kann. 2. Die tägliche Frühpredigt um 7 Uhr sollte nicht länger als ½ Stunde dauern. Denn auf diese folgt die Messe, weil sonst die Predigt um 9 Uhr nicht zeitig angefangen und geendigt werden kann oder das Volk ohne Unterbrechung von 7 bis nach 10 Uhr ausharren muß. 3. Um 1 Uhr sollte abwechselnd Gewissenserforschung oder Katechese sein, um 3 Uhr Bußpredigt, nach dieser Reueakte vor dem Allerheiligsten. 4. Die Katechese soll nicht wie eine Predigt und auch nicht nur über die Beicht, sondern über alle Gebote gehalten werden. 5. Auch die Predigten am Ende der öffentlichen Prozession und am Schluß der ganzen Mission sollten ¼ bezw. ½ Stunde nicht viel übersteigen, um der Ermüdung des Volkes vorzubeugen.

Die Missionäre bekamen auch mit der Zensur zu tun. Durch Verordnung vom 11. August 1769 hatte Kurfürst Max Joseph ein Zensur-Kollegium errichtet, dem alle Bücher, inländische und ausländische, zur Zensur und Approbation vorgelegt werden mußten.[1] Infolge dieser Verordnung bat P. Georg Paur, der Obere der kurbayerischen Mission, 1770 den Kurfürsten, das „beiliegend zur neuen Auflage verbesserte Missions-Büchl" zensurieren zu lassen.[2] Der kurfürstliche Zensor, der Theatiner Joh. Edlweck,[3] ließ das Büchlein passieren, verlangte aber die auf vier Seiten beifolgenden Verbesserungen. „Ohne sächsisch zu reden" könnten doch eine ganze Menge deutscher Grammatikalfehler verbessert werden, als z. B. statt nit — nicht, statt ohne mir — ohne mich usw. Bei den sachlichen Ausstellungen wird die Streichung des ganzen Abschnittes vom Ablaß oder bessere Erklärung verlangt. Max Joseph teilte daraufhin den 5. April 1770 dem P. Paur mit, das Missionsbüchlein müsse vor Drucklegung verbessert und dann von neuem dem Zensur-Kolleg vorgelegt werden.[4] Am 24. April bedankte sich P. Paur für die Zensur: Er sei leider verhindert gewesen, selbst die Neuauflage zu besorgen, der Abschnitt über den Ablaß werde wegfallen, die von vielen Jahren her stehengebliebenen grammatikalischen und orthographischen Verirrungen habe er schon lange bedauert, und dies sei die nächste Ursache für die neue Auflage gewesen, jetzt werde alles verbessert.[5] Am 12. Mai erfolgte nach Revision aller Fehler die Druckerlaubnis.[6]

Über die Einnahmen und Ausgaben der bayerischen Mission liegen die Ausweise der Missionsoberen von 1720 bis 1771 vor.[7] Die Rechnung von 1721—1725 ist unterzeichnet von Konrad Herdegen 15. April 1725, die Einnahmen (aus Zinsen der Stiftung Schwaiger usw.) betrugen anfangs durchschnittlich 230 fl., die Ausgaben 120. Im Jahre 1725 stehen 506 fl. Einnahmen 484 fl. Ausgaben gegenüber, darunter für den Unterhalt des P. Herdegen in Landshut 57, P. Prösl in Amberg 14, P. Ernst in Burghausen 65 fl. An kleinen Geschenken, Drucksachen erforderte jede Mission 10—14 fl. Seit 1726 unterzeichnet P. Prösl als Oberer. Die Einnahmen wachsen, nicht so die Ausgaben. Die erübrigten Summen werden teils an andere bedürftige Missionen wie in der Schweiz (vielfach 100 fl.) geschenkt oder auf Zinsen gelegt. Seit 1729 unterzeichnet P. Joachim Ernst, seit 1743

---

[1] Wortlaut Cgm. 2623 f. 716.

[2] *Orig. M. R. Jes. 258.

[3] Vergleiche über ihn Koegel, Geschichte der St. Kajetans-Hofkirche (1899) 135 ff.

[4] *Konz. l. c.

[5] *Orig. l. c.

[6] *Konz. l. c. Ob sich von diesem Missionsbüchlein der kurbayerischen Mission noch Exemplare finden, ließ sich nicht feststellen; die sonst so reiche Staatsbibliothek in München besitzt von den vielen Ausgaben keine einzige.

[7] *Orig. M. R. Jes. 268.

P. Paul Knoller. Die Einnahmen des Jahres 1743 werden mit 1727 fl., die Ausgaben mit 1507 fl. angegeben; in letzterer Summe sind aber 1500 fl. enthalten, die auf Zinsen gelegt wurden (3½ Proz. und 5 Proz.) Die Einnahmen stiegen in einigen Jahren auf 7—8000 fl. So konnte man reichlich kleinere Geschenke (Kreuze) verteilen, auch Almosen geben und größere Summen auf Drucksachen (Missionsbüchlein und dergl.) verwenden. Wenn 1762 350 fl. für den Ignatiusaltar in Ebersberg gebucht werden, so lag dies wohl nicht mehr im Bereich der Stiftung. Später betrugen die Einnahmen 2121, die Ausgaben 1927 fl. Von letzteren fielen auf Drucksachen gegen 1000 fl. (Missionsbüchlein 300), Andenken 200 (Wolfratshauser Kreuzchen 60), Mission in der Schweiz 100, P. Andreas Unger 350, P. Paur 100, Kassarest 199 fl.

Der Nutzen der Volksmissionen in Bayern war so augenscheinlich, daß dieselben sogar die Aufhebung des Jesuitenordens überdauerten. Nach der Aufhebung stellte Kurfürst Max Joseph am 12. März 1774 für die in einer Zeit von 60 Jahren segensreich wirkenden Missionen ein neues Patent aus und empfahl nachdrücklich die „churbaierische Mission", die er wegen ihres großen Nutzens unter seinen besonderen Schutz stellte.[1]

Die oberpfälzischen Missionen ruhten zwar einige Jahre, aber im Jahre 1780 beauftragte der Kurfürst Karl Theodor die früheren Jesuitenmissionäre Georg Geisenberger und Anton Niedermayer, diese Mission aufzunehmen. Er habe sich zu diesem Schritte entschlossen, so schreibt der Kurfürst am 15. November 1780 dem Bischof von Regensburg, weil die Mission ganz besonderen Seelennutzen verschaffet.

Eine Wirkung verdient noch besonders hervorgehoben zu werden. Wenn die Massen des katholischen Volkes in Deutschland den Stürmen der Aufklärungsperiode nicht zum Opfer gefallen sind, so darf daran den Volksmissionen ein guter Teil des Verdienstes zugeschrieben werden. —

Über die Volksmissionen in der Schweiz am Anfang des Jahrhunderts wurde bereits bei Einführung der Segneri-Methode berichtet. Über den weiteren Verlauf gibt ein neuerer protestantischer Historiker eine gute Übersicht. In der Folgezeit, so schreibt er,[2] treffen wir ähnliche systematische Missionszüge, aber von einheimischen Kräften unternommen und ohne die allzu anstößigen Beigaben. Der wichtigste ist wohl derjenige, den der Freiburger Jesuit Karl Maillardoz 1718 in der Diözese Basel ausgeführt hat. Dort beschäftigte der Jansenismus lebhaft die Gemüter. Bereits hatte er die Franche-Comté angesteckt und bedrohte nun auch die Diözese Basel. Da rief der Fürstbischof Johann Conrad von Reinach die Jesuiten zu Hilfe. Im Dezember 1717 kam Karl Maillardoz mit den drei Ordensgenossen Jak. Schueller, Jos. Dasson und Ignaz Regler und begann am 16. Januar 1718 die Mission in Laufen; alle Dörfer des Tales wurden dazu aufgeboten. Nach acht Tagen machten sie Station in Therwil und sahen da das ganze in Arlesheim residierende Domkapitel und manche neugierigen Basler Bürger unter der Schar der Andächtigen. Dann ging es weiter nach Glovelier, St. Ursanne und Delsberg: da wurden sie eingeholt vom gesamten Chorherrnstift; am letzten Tag empfingen 8000 Menschen die Kommunion. Von Delsberg begab sich die Mission nach Saigneleger, dann nach Pruntrut, weiterhin in den österreichischen Teil der Diözese Basel, ins Fricktal; 20 Gemeinden nahmen dort mit ihren Bannern an der Veran-

[1] Wortlaut in der Schrift: Die Bureaukraten und die Jesuitenmissionen in Bayern (1887) 95 ff.

[2] Ernst Staehelin, Der Jesuitenorden in der Schweiz (1923) 45 ff.

staltung teil; bei der Aufrichtung des Missionskreuzes sollen mehr als 20 000 Menschen anwesend gewesen sein. Dann kehrten die Väter ins Zentrum der Diözese zurück, nach Charmoiville, Roggenburg und Corban; in der Abtei Bellelay sollen 400 Protestanten aus dem mit Bern verburgrechteten Münstertal der Mission beigewohnt und mit Tränen in den Augen erklärt haben, daß sie sofort katholisch würden, wenn Bern es zuließe. Um Pfingsten, nach etwa halbjähriger Dauer, ging die Mission von P. Maillardoz in der Diözese zu Ende. Aber immer wieder hören wir von ähnlichen Unternehmungen aus dem ganzen Gebiete der Schweiz; so bewirkten „Feuerpredigten" von Jesuiten, die 1722 in der Innenschweiz abgehalten wurden, wiederum, daß sich Todfeinde umarmten; und 1727 empfingen mehr als 20 000 Personen in Locarno den päpstlichen Segen von den beiden Jesuitenmissionären Felice Lana und Giorgio Solari. Einen letzten Aufschwung nahm die jesuitische Volksmission noch kurz vor der Aufhebung des Ordens, als 1762 eine permanente Mission für die Schweiz eingerichtet wurde. Superior war Franz H. Scherer aus Cham; ihm stand zur Seite und folgte 1771 nach Joseph Herzog aus Baden, während die französisch sprechenden Volksgenossen der Freiburger Jean Ev. Pignat zu bedienen hatte. Mit großem Eifer ergriffen sie ihre Aufgabe. Zunächst wurde mit erneuter Intensität die Reisetätigkeit mit ihren achttägigen Stationen aufgenommen; im November 1767 z. B. treffen wir Scherer und Herzog mit einem dritten Pater in Mellingen, das Ratsprotokoll bemerkt darüber: „Sehr schön und nützlich war diese Mission; auch manchem verschafft sie den himmlischen Tron . . . man schätzte, daß über 5000 oder 6000 Menschen dabei waren. Wernt der hl. Mission sindt einige Gemeinden aus den Freien Emteren prozessionsweis mit Kreuz und Fahne anhero kommen."[1]

Einen weiteren genauen Überblick über die Schweizer Volksmissionen gab der hier genannte P. Jos. Herzog in einer Information über den Stand der Schweizer Mission.[2] Er schildert den Anfang durch P. Fontana, den Fortgang durch P. Malliardoz, dann die Fundierung von drei ständigen Missions-Zentren, die bayerische, schwäbische und Tiroler Mission. Jede dieser Missionen verfügte über drei Missionäre. Die Missionäre der schwäbischen Mission pflegten alle zehn Jahre nach der Schweiz und dem Wallis zu ziehen, so geschah es 1722, 1732, 1742 und 1752. Die Entfernung und andere Schwierigkeiten veranlaßten die Obern der oberdeutschen Provinz, daß die Schweiz und Wallis 1761 drei eigene Missionäre und eine eigene Fundation erhielten.[3]

Diesen allgemeinen Übersichten mögen noch einige Einzelheiten und Berichtigungen folgen.

Die Missionen des P. Malliardoz (Malliardo) im Kanton Freiburg seit 1715 wurden schon früher erwähnt bei dem Kolleg in Freiburg. Sie stießen anfangs bei einem Teil des Klerus auf Widerstand, fanden aber große Förderung durch den Nuntius und den Bischof von Lausanne. Der Nuntius sprach in einem öffentlichen Edikt (Lugano, 12. Febr. 1715) seine große Freude über den Beginn der vom Bischof von Lausanne verordneten Missionen aus und befahl nachdrücklich der gesamten Geistlichkeit, alle von dem Bischof zu bestimmenden Missionäre ehrenvoll aufzunehmen und zu unterstützen, unter keinem Vorwand sie aber zu hindern, oder den Zutritt zu den ihnen anvertrauten Kirchen zu verweigern. Berichte von

[1] Zeitschrift für schweizer. Kirchengeschichte 15 (1921) 146 f. bei Staehelin 46 f.

[2] *Informatio de statu Missionis helvet. *Orig. Germ. sup. 110 f. 189 ff.

[3] Die Fundation setzte sich zusammen aus 6000 fl. aus der Gonney-Stiftung in Augsburg, 3000 fl. von der bayerischen Mission, 7000 fl. von der oberdeutschen Provinz, 1000 fl. von der Stiftung Reding. Die Zinsen betrugen 850 fl.

P. Malliardoz über diese Missionen liegen vor seit Mai 1715.[1] In einem Brief vom 8. April 1716 meldet P. Malliardo, daß die Missionen im Anfang auch unter den Pfarrern viele Gegner gehabt. Nachdem diese aber die milde und demütige Art der Missionäre erfahren, hätten sie die größte Freude geäußert. Die Erfolge hätten sich gezeigt in Bußgesinnung, vielen Restitutionen, Beilegung von Prozessen usw. Den vier Missionären halfen beim Beichthören viele andere Priester.[2] Die großen tiefgreifenden Erfolge bestätigt u. a. ein Brief des Pfarrers von Attalanz (?) vom 3. Juli 1716: es gibt nichts Heilsameres als eine Mission, er begreift nur nicht, wie die Patres so große unverdrossene, andauernde Arbeit aushalten können.[3] Auch über die Missionen 1722 liegen ausführliche Berichte vor. Zürich trat 19. Sept. 1722 gegen die Missionen auf. Der Offizial von St. Gallen verordnete 4. Juli 1722, daß alle Pfarrer einen Danksagungsgottesdienst für die große Gnade der Mission und deren Bewahrung halten sollten.[4]

In Vorarlberg blühten die Volksmissionen seit 1721 von neuem auf.[5] Besonders häufig waren die Missionen für das Tal Montafon, die meist in Tschagguns stattfanden. Die großen Früchte derselben bewogen den Pfarrer Jakob Lenz von Tschagguns zu einer besonderen Stiftung. In seinem Testament vom 18. Mai 1760 heißt es: Nachdem schon von 1728 her eine hochlöbliche Sozietät Jesu zu Feldkirch in der Pfarrkirche zu Tschagguns alljährlich eine drei- oder viertägige Mission zu großem Nutzen nit nur allhiesiger Pfarr, sondern des ganzen Thals Montafon mit eifrigem Predigen, Instruktionen und Christenlehren höchst eifrig abgehalten . . . als wär des Pfarrers und anderer das Seelen Heil beflissener schon vor langen Zeiten ein ernstlicher Wunsch, ein so nützlich und ersprießliches Werk in eine immer und zu allen Zeiten fortdauernde Beharrlichkeit zu bringen.[6] Im Jahre 1738 zählte man während der dreitägigen Mission fast 3000 Kommunikanten, und obschon sich die Mission Jahr für Jahr wiederholte, hielt sich die Zahl der Teilnehmer auf dieser Höhe und stieg noch weiter. Im Jahre 1745 waren bei jeder Predigt und Katechese gegen 3500 Zuhörer anwesend. Manche aus ihnen hatten einen Weg von 8—10 Stunden zurückgelegt. Die beiden Patres waren bereits um 3 Uhr in der Früh im Beichtstuhl und arbeiteten bis 9 Uhr abends, vermochten aber dem Andrange der Menge nicht zu genügen, so daß in der Folge regelmäßig noch mehrere fremde Beichtväter herangezogen wurden. In Satteins war eine neuntägige Mission von drei Patres, bei der sich einige Male über 8000 Zuhörer einfanden. Bregenz und Dornbirn sahen 1730 eine Mission. In Feldkirch dauerte die Mission 1732 acht Tage, nicht bloß die gesamte Stadtbevölkerung mit den Stadträten, sondern auch viel Volk aus den benachbarten Gemeinden, selbst aus der Schweiz, nahm teil. Die Jahresberichte erwähnen mit hohem Lob die treue Mitwirkung der Patres Kapuziner.[7]

In Tirol veranlaßten die Missionen in der Oberpfalz im zweiten Jahrzehnt eine große Missionsstiftung, die für die weitere Entwicklung von entscheidender Bedeutung wurde.[8]

---

[1] *Germ. sup. 103 f. 111 ff. (1715); *Germ. sup. 104 f. 99 ff., 113 ff. (1717); *Germ. sup. 110 f. 54 ff. Historia missionis Friburgi 29. Juni bis 10. Juli 1718. Über die Missionen 1718 viele wichtige Original-Berichte in *Germ. sup. 105 f. 1 ff.

[2] *Orig. Germ. sup. 110 f. 52.

[3] *Orig. Germ. sup. 110 f. 51.

[4] *Germ. sup. 110 f. 165 ff.

[5] *Litt. an. 1721 Germ. sup. 84 f. 342.

[6] Die fürstbischöfliche Genehmigung der Stiftung datiert vom 28. Mai 1762 bei Ludewig, Briefe und Akten zur Geschichte des Gymnasiums der Gesellschaft Jesu in Feldkirch (1908) 270.

[7] Vergl. Ludewig 371.

[8] Zu dem Folgenden vergl. besonders das gründliche Werk von P. Franz Hattler, Missionsbilder aus Tirol, Geschichte der ständigen tirolischen Jesuitenmission von 1719—1784. Innsbruck 1899, 14 ff.

Das größte Verdienst um diese Stiftung hat der Innsbrucker Hofkammerrat Joh. Baptist Fenner von Fennberg, ein Mann, ebenso ausgezeichnet durch sein praktisches Christentum wie durch seine hervorragende Tüchtigkeit als Beamter. Bei amtlichen Besichtigungen hatte er die schreckliche religiöse Unwissenheit und die daraus folgende sittliche Verwilderung des Volkes kennengelernt. Tirol war damals auf die Bistümer Augsburg, Brixen, Chiemsee, Chur, Freising, Salzburg, Trient, Feltre, Verona und Aquileja verteilt. An vielen Orten gab es keine ständigen Seelsorger, und die Leute waren oft Stunden weit von ihrer Pfarrgemeinde entfernt, mithin vielfach einer geordneten Seelsorge entzogen. Nicht einmal alle größeren Gemeinden hatten eigene Volksschulen. Über diese Zustände richtete die landesfürstliche Regierung in Innsbruck am 16. Febr. 1709 eine Denkschrift an die Ordinariate und befahl ihrerseits die Abhaltung sonntäglicher Christenlehren.[1] Eine tiefergehende Besserung versprach sich Fenner von einer Ewig Stiftung für Volksmissionen, von deren mächtigen Einwirkung auf die sittliche Hebung des Volkes er durch Berichte über die oberpfälzischen Missionen Kunde erhalten hatte. Seine Bemühungen fanden Förderung in Wien bei Kaiser Karl VI., der selbst einen Beitrag von 500 fl. zum Stiftungsfonds versprach. Am 17. Juni 1719 berichtete die Innsbrucker Regierung dem Erzbischof von Salzburg und den Bischöfen von Augsburg, Chur, Trient, Freising und Chiemsee, mit kaiserlicher Bewilligung sei eine ewige Mission von vier gottesgelehrten und eifrigen Missionären gestiftet und den Patres der Gesellschaft Jesu anvertraut worden. Im Bistum Brixen sei schon eine Mission an dem einen oder anderen Ort nicht ohne große Auferbaulichkeit und besondere Frucht gehalten worden. Die Regierung ersucht demnach um bischöfliche Patente an die Pfarrer, um Unterstützung der Missionen, damit die Missionäre ihre heilsamen Arbeiten auch in anderen, aber ins Tirol hereinreichenden Diözesen ungehindert fortsetzen können.[2] Bald darauf, am 23. Sept. 1719, erfolgte auch die Aussertigung des kaiserlichen Patentes für die vier Missionäre. Unter Hervorhebung des großen Nutzens der Missionen und dringender Anbefehlung an alle Beamten wurde diesen eingeschärft, den Missionären alle Hilfe und Förderung zuteil werden zu lassen, vorab durch Verschaffung eines anständigen Quartiers, dann durch Hilfe mit Rat und Tat, ferner durch Abschaffung aller Tanz-, Spiel- und unmäßigen Zechen während der Mission, auch sollen sie den „Bilder-Pfennig-Rosenkranz-Krämern“ nicht gestatten, ohne Gutheißen der Geistlichkeit ihre Waren und zwar unter betrügerischem falschem Vorwand darauf verliehener Ablässe feilzuhalten, letztlich soll Obsorge getragen werden, daß bei dem zusammenströmenden Volk der Wert der essenden Speisen nicht über die Billigkeit gesteigert werde.[3]

Der erste Entwurf der Stiftung der Tiroler Mission im Jahre 1718 trägt die Überschrift: „Haupturſachen und Absehen, warum und was End in der fürstlichen Grafschaft Tirol eine Missions-Stiftung aufzurichten, so notwendig als heilsam und nützlich.“[4] Darin werden folgende Gründe für die Stiftung angegeben: Erstlich ist allbekannt, daß sehr viel Seelen in hoch- und weitabgelegenen Bergen und Tälern wohnen, welche nit allein Winters- sondern auch Sommerszeit, sogar Sonn- und Feiertagen in keine Kirche kommen, viel weniger Predigt, Kinderlehren oder einige andere katholische Verweisung hören können, deswegen in ihrem Lebenswandel gleich den unvernünftigen Thieren verwildern, in Aberglauben und Irrtümer verfallen, untugendliche Mißbräuch, sündhafte Mißhandlungen und

[1] Hattler 74 ff.

[2] Wortlaut *Clm. 26472 f. 302.

[3] *Orig. mit vier Siegeln unterschrieben von dem Präsidenten der Hofkammer, Graf Künigl, in M. R. Urkunden Innsbruck Jes. Fasz. 1.

[4] M. R. Jes. 304. Vergl. auch 264 und Hattler 22 ff.

Üppigkeiten angewöhnen, also zwar, daß sie nit einmal das Wenige, was zur Erlangung ewiger Seeligkeit, zu geschweigen was zu Aufrechterhaltung allgemeinen Wolstands erforderlich, wissen noch erkennen. Zum Andern ist sich nit zu verwundern, wenn bei so geartet Schäflein die geistliche Hirten mit ihren Ordinari-Verrichtungen wenig oder fast gar keinen Nutzen schaffen und Freud und Lust sinken lassen, in geistlichen Verrichtungen selbst lau und kalt werden, auch wollt Gott nit, etwan gar in schlecht auferbaulichen Lebenswandel verfallen möchten, also daß dergleichen nit weniger eine öftere Aufmunterung nützlich und ersprießlich sein würde. Um daher drittens solchen mehr und mehr einreißendem Übel zu steuern . . . wären ein oder ander Guttäter vorhanden, welche für eine perpetuirliche Missionsstiftung ein Namhaftes beizutragen geneigt wären. Deren Intention viertens dahin abzielete, daß sotanes Missionswerk sich auf vier geistreiche Seeleneiferer aus der löblichen Sozietät Jesu gerichtet und deren Unterhalt dergestalt zulänglich fundiert werden soll, damit diese Männer nit allein den Lands-Unterthanen in keiner Weise lästig sein, sondern mittelst der Fundation in den Stand gesetzt, sowohl ihren Unterhalt und Notwendigkeiten zu bestreiten, als auch mit geistlichen Schenkungen und für notleidende Kranke mit einem Almosen Gunst und Lieb der Landsleute an sich ziehen zu können. Dafür wird ein Kapital von 20 000 fl. angelegt.

Infolge dieser Stiftung berief der Provinzial der oberdeutschen Provinz die tüchtigsten Missionäre nach Tirol, aus der Schweiz P. Karl Malliardoz, der bereits die dortigen Missionen drei Jahre geleitet hatte, aus der Pfalz die P. P. Konr. Herdegen, Joh. Hofer und Christoph Müller; letzterer wurde Oberer der Mission, da P. Malliardoz bereits im Laufe des 1. Jahres abberufen wurde. Nachdem Ende 1718 alle Vorbereitungen getroffen waren, begannen die Missionäre Anfang 1719 ihre apostolische Arbeit und setzten sie ununterbrochen bis Ende Oktober fort. Der Schauplatz ihrer Tätigkeit war das Inntal mit einigen Nebentälern, wo sie an 32 Orten Missionen hielten.[1] Zu einigen der ersten Missionen waren 2 Patres in das untere und zwei in das obere Inntal gezogen, nachher blieben alle vier zusammen. Die Aufnahme von seiten der Geistlichkeit und noch mehr des Volkes war vielfach eine wahrhaft begeisterte. Ganz besonders machten sich die Kapuziner durch Aushilfe bei Tag und Nacht verdient. Die Erfolge waren durchgehends sehr gut, sie zeigten sich in Festigung des Glaubenslebens und allgemeiner sittlicher Erneuerung. Die drei Hauptquellen des sittlichen Verderbens in Tirol, zügellose Nachtschwärmerei, blinde Tanzwut und schändliche Trinkgelage, wurden an manchen Orten beseitigt. Die Dauer einer Mission war für gewöhnlich 8 Tage, bisweilen, wo die Arbeit größer, 10—12 Tage, an kleineren Orten, deren Bewohner häufig schon der Mission in größeren Nachbargemeinden beigewohnt, 3—5 Tage. Anfangs zogen die Missionäre bereits im Januar aus und setzten die Arbeit bis Ende des Jahres fort. Allein die Notwendigkeit wegen der Menge des zusammengeströmten Volkes, oft im Freien zu predigen, die Kürze der Wintertage und die furchtbare Kälte im Gebirge, forderten gebieterisch eine Änderung. Deshalb begannen sie in der Folge die Missionstätigkeit erst im Frühjahr und schlossen im Spätherbst. Innerhalb dieser Zeit wurden dann alljährlich an 20—25 Orten Missionen gehalten.

Aber auch so waren die Strapazen und Entbehrungen der Missionäre nicht gering. Sie suchten ihre Unterkunft in Privathäusern, um die Pfarrer nicht zu belästigen. Da mußten sie sich besonders im Gebirge zuweilen mit Wohnungen ohne Fenster und Türen behelfen, oder mit Holzbuden und Nebengelassen von

[1] Die Namen aller Orte sowohl der Missionen von 1719 als der folgenden Jahre bis 1772 bei Hattler 350 ff.

Ställen. P. Müller berichtete einmal einem Freunde, er schreibe den Brief zwar am hellen Mittag, aber bei Kerzenlicht, weil er sonst in seiner Wohnung nichts sehen könne. Wo immer die Entfernung der Missionsorte voneinander und die Gesundheit es gestattete, machten die Missionäre ihren Weg auch bei den steilsten Wegen und schlechtestem Wetter zu Fuß. Auf das peinlichste kamen sie der Vorschrift nach, keinerlei Geschenke für sich anzunehmen, um alles zu vermeiden, was irgendwie als Entgelt für ihre apostolische Arbeit hätte angesehen oder ein schiefes Licht auf ihre Absichten hätte werfen können. Selbst wenn das Landvolk, was oft vorkam, beim Abschied Käse, Butter, Obst u. dergl. mitgeben wollte, wiesen die Missionäre alles ab. Sie ließen sich auch während der Mission nie von Vornehmen und Prälaten zu Tische laden. Sie speisten stets zusammen allein, ihr frugales Mahl besorgte anfangs eine von der Gemeinde bestellte Köchin, später ein Diener, der sie auf der Reise begleitete.

Der verdiente Geschichtschreiber der Tiroler Missionen hat authentische Zeugnisse der Zeitgenossen gesammelt, Zeugnisse der weltlichen und geistlichen Obrigkeit, des Welt- und Ordensklerus, ganzer Gemeinden und einzelner Volksgenossen, die alle die tiefgreifenden segensreichen Erfolge der Missionen bezeugen.[1] Auch spätere landeskundige Forscher, die durch die Tradition noch in einiger Verbindung mit den Missionen standen, bekunden ihre warme Anerkennung.

Beda Weber stützt sich auf die Tradition im Elternhause, wenn er schreibt: Der Eindruck, den die Bußprediger in den entlegenen Landesbezirken machten, haftete mit fast unauslöschlicher Kraft in den Gemütern und pflanzte sich als Tradition vom Vater auf den Enkel fort. In Lienz wählten sie zu ihren Vorträgen den großen schönen Platz an der Michaelskirche unter einer tausendjährigen Linde. Am letzten Tage der Bußübungen trat ein junger Pater auf die Kanzel, die von unzähligen Volkshaufen umdrängt war, mit bleichen Zügen, den Keim des Todes im schwächlichen Leibe, und hielt eine Predigt von den Strafen der Hölle mit so herzerstürmender Eindringlichkeit, daß seine Zuhörer öfters in lautes Weinen ausbrachen. Die ungeheuere Anstrengung zog ihm gegen Ende der Predigt sein gewöhnliches Leiden, Blutspeien zu, das vom Volke sogleich bemerkt wurde. Er redete mit der besonnensten Gleichgültigkeit fort, als wenn nichts geschehen wäre, sein Tuch wurde allmählich ganz blutrot gefärbt und sichtbar erlag die Menschenkraft im steigenden Glühen seines Eifers. Als er mit den letzten Flammen seiner Seele an den ewigen Richter appellierte für die Wahrheit seiner Predigt, an den Richter, vor dem er bald stehen würde, brach alles Menschengefühl zusammen, die unermeßliche Volksmenge erhob ein gellendes Wehgeschrei. Der Prediger mußte von der Kanzel weggetragen werden; er gesundete nicht mehr und starb im Oberpustertal als ein Opfer seines Berufes. Die Blutpredigt grub sich tief ins Andenken der Bewohner und als sie in treuer Überlieferung vor 40 Jahren (1801) uns erzählt wurde, blieb kein Auge tränenleer. Durch solches machtvolles Einstürmen auf alle Volksgefühle hatte schon die bloße Erscheinung eines Jesuiten eine moralische Wirkung auf die Gemüter gewonnen, und daraus erklärt es sich, daß unsere Jugend mitten unter den Weltstürmen der Franzosenkriege an den Lippen des Großvaters hing, mit unendlicher Lust einschlürfend die Wundererscheinungen der jesuitischen Mission, unter der gespanntesten Aufmerksamkeit des Hauses. Die Allseitigkeit ihres tiefen Volksverständnisses, der herablassendste Gebrauch aller

[1] Hattler 220 ff. Vergl. die Berichte über die Missionen in Innsbruck (1732, 1749, 1761) 199 ff., über Brixen 1720—1772 208 ff., Meran 210 ff., Bozen 217 ff. und den Zyklus 1767—1772 267 ff.

möglichen Hilfsmittel, um die Gemüter fürs Gute zu stimmen, forderte bisher noch nicht genug beachtete Bestrebungen zutage.[1]

Die mächtige Einwirkung auf die Folgezeit hebt auch ein anderer noch mehr kompetenter Beurteiler hervor. Der greise Fürstbischof Simon Aichner schreibt am 7. Dezember 1896: „Wenn wir aber (trotz des sittlichen Tiefstandes in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts) am Ende des Jahrhunderts die religiöse und patriotische Begeisterung so hell aufleuchten sehen, wenn das Volk mit solcher Einmütigkeit, Kraft und Ausdauer zu den Waffen griff, wenn es ferner besonders der bayerischen falschen Kirchenpolitik einen so zähen Widerstand entgegensetzte, wenn wir in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts von der guten sittlichen Haltung so vieler Gemeinden Kenntnis erhalten haben, so müssen wir ohne Rückhalt bekennen, daß auf diesem Gebiete offenbar eine Wandlung zum Bessern vorgegangen sei. Diese Besserung läßt sich nur aus den großen Wirkungen der Missionen erklären, welche von den hochw. P. P. Jesuiten selbst noch längere Zeit nach ihrer Aufhebung fast im ganzen Lande von Bezirk zu Bezirk gehalten wurden. Ich selbst habe in meiner Jugend wiederholt von Teilnehmern an diesen Missionen und auch von meiner Mutter so manches gehört, was sowohl von der regen und begeisterten Beteiligung des Volkes an diesen Missionen, als auch von den durchgreifenden Erfolgen derselben in sehr beredter Weise Zeugnis gibt."[2]

Von den vielen verdienten Tiroler Missionären müssen wir wenigstens bei einem etwas verweilen. Es ist dies P. Christoph Müller, der fast während eines halben Jahrhunderts die Tiroler Mission leitete. Er war geboren zu Brixen am 9. November 1682 und 9. Oktober 1699 in das Noviziat zu Landsberg eingetreten. Nach seiner Primiz 1713 war er einige Jahre Professor der Philosophie in Innsbruck. Am 14. Februar 1718 begab er sich zur Mission in der Oberpfalz, kehrte aber bereits Ende 1718 nach Tirol zurück zur dortigen Mission, deren Leitung er Mitte 1719 übernahm und bis zu seinem Tode im Jahre 1766 beibehielt. Im Jahre 1720 reiste er nach Rom zur Berichterstattung über die Missionen. Bei dieser Gelegenheit gab ihm der Fürstbischof Graf Ignaz Künigl einen eingehenden Bericht für den Papst Klemens XI. mit, in dem es u. a. heißt: Die Missionäre (in der Diözese Brixen) haben nun ungefähr vor anderthalb Jahren diese neue Mission mit Eifer und Geschick eröffnet. Sie hatten dabei sehr viele Arbeit und große Mühsale bei ihren Wanderungen durch Berg und Tal und bei den zur Weckung des Volkes den ganzen Tag hindurch andauernden religiösen Übungen zu ertragen; aber es geschah dies auch zu eben so großer, ja überaus reicher, nie gehoffter Frucht. So wurden, um nur einiges anzuführen, eingerostete Feindschaften zwischen einzelnen Personen und ganzen Gemeinden beigelegt und in den Städten der Luxus eingeschränkt; vor allem aber wurde unter der Jugend des Landvolkes die ärgerliche Zügellosigkeit nächtlicher Ausschweifungen, welche bisher weder die Obrigkeit mit strengen Strafen, noch die Prediger mit aller Beredsamkeit zu unterdrücken vermochten, durch die Mission auf milde und schnelle Weise beseitigt.[3]

Als die Tiroler Missionäre den ersten Missionskurs durchs ganze Land mit großem Erfolg beendet, sandte der General Retz den P. Müller Ende 1733 nach Böhmen, um den dortigen Jesuiten bei der Gründung ähnlicher Missionen zu helfen. Mit demselben Eifer und demselben Erfolg arbeitete P. Müller zwei Jahre

---

[1] B. Weber, Tirol und die Reformation (1841) 378. In Lienz war noch 1767 eine Mission, vielleicht später noch eine von Exjesuiten.

[2] Hattler 345.

[3] Hattler 222. Vergl. das Schreiben des Fürstbischofs Künigl vom 20. Juli 1736 an den Klerus. S. 224 f. und das eigene Beispiel desselben Fürstbischofs S. 208.

in Böhmen und kehrte dann nach Tirol zurück, wo er seine segensreiche Missionsarbeit fortsetzte.

Einer der Gründe seiner großen Erfolge war sein Grundsatz, den er stets treu befolgte: „Man muß die Menschen nicht mit Ketten der Strenge, sondern mit den Banden der Liebe zu Gott hinziehen, weil sie die Mahnungen des Heiles lieber aufnehmen, wenn man ihnen wie den Schäflein einen grünen Zweig vorhält, als wenn sie mit Vorwürfen, Drohungen und Schrecken zum Guten getrieben werden." Daher war er eifrig bemüht, niemanden ohne Trost von sich zu lassen. Die Liebe trieb ihn, stets auch für das irdische und leibliche Wohl der Mitmenschen Sorge zu tragen. Um armen Kranken Hilfe zu verschaffen, hatte er sich verschiedene Hausmittel aufgeschrieben und nahm auch selbst stets erprobte Arzneien mit sich, um sie nach Bedürfnis gleich verteilen zu können, weil in manchen entlegenen Tälern eine ärztliche Hilfe gar nicht oder nur äußerst schwer zu finden war. Seine bevorzugten Lieblinge waren die Landleute, weil er, wie er sagte, aus langer Erfahrung wußte, daß bei ihnen weit mehr Frucht als bei den höheren Kreisen zu erzielen sei. Die Seelennot so mancher Landleute, die auf hohen Bergen oder in wilden Talschichten ihre Wohnung hatten und oft zwei, drei Stunden von der nächsten Kirche entfernt waren, die sie im Winter wegen der verschneiten Wege überhaupt nicht erreichen konnten, entflammte seinen Eifer, die Mittel zur Errichtung neuer Seelsorgsstationen und Schulen an abgelegenen Orten zusammenzubringen.

Manche Orte verdankten ihm die Stiftung eines eigenen Seelsorgers. Im Schnalsertal gab es Bauern, die 6—8 Stunden weit zur Kirche hatten. 30 Jahre lang bemühte sich der Bischof von Chur vergebens, den Widerstand einiger Herren zu brechen. Bei der Mission im Jahre 1725 gelang es dem P. Müller schon in den ersten Tagen, die Widerstrebenden von der Notwendigkeit einer Kuratie zu überzeugen, so daß sie Gründung gestatteten. Bei der Mission 1723 in St. Christina in Gröden setzte er die Gründung einer Schule durch, deren Bedürfnis ein schreiendes und anerkannt war, die aber durch die Uneinigkeit der Bewohner bisher nicht zustande gekommen.

Ein zweiter Grund seiner Erfolge war seine große Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit. Zur Bezeugung der Ehrfurcht und des Dankes wurden ihm häufig Geschenke angeboten. Er wies stets alles standhaft zurück, um nicht auch nur den Schein aufkommen zu lassen, als suche er sich und das Seine. Vor keiner Arbeit und keinen Strapazen scheute er zurück. Trotz eines schmerzlichen Fußleidens und dauernder Magenkrämpfe machte er selbst noch nach seinem achtzigsten Lebensjahre die Reisen größtenteils zu Fuß, es war kein Felsgebirge zu steil, das er nicht hinankletterte, keine arme Hütte so entlegen, keine Schlucht so verborgen, die er nicht aufgesucht. Schlimmes Wetter war so wenig imstande seinen Eifer zu lähmen, daß er vielmehr auch die Gefährten, wenn ihr Mut sinken wollte, feurig ermunterte, Regen, Schnee und Sturm zu trotzen. Die elendeste Wohnung, den kältesten Beichtstuhl wählte er für sich. Seine Enthaltsamkeit in Speise und Trank war staunenswert. Auf den Missionen nahm er oft den ganzen Tag nichts als etwas Schokolade mit Wasser, so daß seine Mitbrüder und auch die Ärzte nicht begreifen konnten, wie er dabei sein Leben fristen, geschweige denn so schwere Arbeit verrichten konnte. In seinem Tagebuch schreibt er darüber: Ich muß bedenken, soviel ich meinem Leib beim apostolischen Dienst gewähre, so groß ist der Verlust für meine und der Mitmenschen Heil. Ein mageres Rößlein läuft besser als ein fettes. Das Fasten ist eine sehr wirksame Vorbereitung zur Predigt des Evangeliums; du hast es erfahren und wirst es noch ferner erfahren.

Einem solchen Leben entsprach der Tod mitten in apostolischer Arbeit. Kaum von schwerer Krankheit etwas hergestellt, eilte er Mai 1766 zur Mission nach Kiens. Die Predigtbühne konnte er nicht ohne Beihilfe besteigen und sitzend mußte er seine Predigten halten. Die Predigt vom heiligsten Altarssakramente, die er vor dem auf der Bühne ausgesetzten höchsten Gute über eine Stunde lang hielt, trug er nach der Gewohnheit auf den Knien vor. Schon anfangs beim Beugen des Knies fiel der Greis um und am Schlusse vermochte er nicht mehr aufzustehen; er mußte aufgehoben und weggetragen werden. Nach der Mission brach er vollends zusammen. In der Nacht des 14. Juni empfing er die hl. Sterbsakramente. Eines seiner letzten Worte war: „O theure Mission! Diese empfehle ich; ja diese empfehle ich!" Am Morgen des 16. Juni (1766) erlosch er, wie der Sterbebericht sagt, gleich einer Kerze, die sich zur Ehre Gottes verzehrt hatte.[1] —

In der österreichischen Provinz waren stets einige Patres für die Volksmissionen an verschiedenen Orten aufgestellt, sie werden in den Katalogen Missionarii vagi genannt. Während ihre Zahl im ersten Drittel des Jahrhunderts durchschnittlich nur 4—6 betrug, steigerte sich die Zahl im Jahre 1745 auf 16 und 1747 auf 19.[2] Darunter waren aber dann auch die Missionäre für bestimmte Länder. Solche erscheinen bereits 1735 getrennt von den Vagi für Steiermark und Kärnten, es waren deren anfangs 7, später weniger. Diese Missionen in Steiermark und Kärnten hingen mit den dortigen Bauernaufständen zusammen. Die Annalen des Grazer Kollegs berichten darüber näheres.

Wegen der Bauernaufstände in Österreich und Kärnten an der salzburgischen Grenze ließ das Grazer Kolleg im Jahre 1734 an 22 Orten in Obersteiermark Missionen halten. Ein besonderes Augenmerk wurde dem oberen Ennstale und dem Pölser Archidiakonat gewidmet, weil man dort viele heimliche Protestanten vermutete, obschon alle Bauern versicherten, daß sie katholisch seien. Bei der Ankunft der Missionäre hielten sich die Protestanten still, die Katholiken hatten aber eine große Freude und nahmen die Prediger überall gut auf, besonders an den Orten, wo schon vor 13 Jahren Missionen stattgefunden hatten. Offene Bekehrungen von Protestanten wurden zwar nicht bewirkt, die Katholiken aber im Glauben befestigt. Seit 1738 begann man regelmäßig Missionäre auf das Land zu schicken, zuerst in Obersteier, im Mürztal von Kapfenberg bis Krieglach, später in Untersteier, im Leibnitzer Bezirk und in der Gegend um Feldbach. Im Jahre 1748 waren Missionen im Mürztale, von Knittelfeld aufwärts, 1750 an der Salzstraße

[1] Seine Erfahrungen hat P. Müller in einem Statut für die Volksmissionen niedergelegt, das er 1758 dem General Ricci übersandte. Dieser antwortete ihm am 7. Okt. 1758, sein Manuskript de observandis in hac missione habe ihm nicht geringen Trost bereitet, weil so heilsame Statuten gut beobachtet nur großen Nutzen bringen könnten; er bestätige durch seine Autorität diese Statuten und empfehle deren genaue Beobachtung. *Germ. sup. 16, Die Briefe der Generäle Germ. sup. 14 gereichen P. Müller zu großer Ehre.

[2] Über die österreich. Missionen Berichte und Empfehlungen in *Austria 173, 175, 176, 177, so die Breven Klemens XI. an den Kardinal von Sachsen und Bischof von Wien, 15. Januar 1714, die Berichte über 17 Missionen in Niederösterreich Mai bis Okt. 1716: großer Erfolg mit Hilfe der Franziskaner. *Austria 173: über große Schwierigkeiten „Missionäre des Antichrists" 1718. *Austria 175 f. 13 f.: große Erfolge, 8—30 000 Menschen, Empfehlung der Kaiserin Magdalena Theresia. In *Austria 173 die Breven Klemens XI. vom 29. Januar 1717 an Erzbischof von Salzburg und Bischof von Passau. Im Jahre 1720 wirkten 3 Patres in Unterösterreich und Steiermark (8tägige Missionen). Ein Mandat des Kaisers Karl VI. Prid. Id. Januar. 1721 enthält dringende Empfehlung der Missionen an alle Beamten. *Austria 177 f. 39 ff. — Über die großen Erfolge des Jahres 1719 in Niederösterreich, Beistand durch die verschiedenen Orden, glänzendes Zeugnis eines Abtes vom 23. Juli 1719 *Austria 176 f. 47, 77 ff.

bis gegen Rottenmann, 1756 von Judenberg weg bis in die Bezirke am Tauern, 1757 im Viertel Voran; 1759 in Gröbming und den Seitentälern der oberen Enns, 1760 in den Vorstädten von Graz an acht verschiedenen Orten, 1762 zum drittenmal im Mürztal. Bei den Missionen von 1748 wird bemerkt, die Lutheraner stellten sich vor dem katholischen Pfarrer katholisch, gingen zur Beicht, lebten aber zu Haus offen als Lutheraner, auch ihre Kinder ließen sie den katholischen Katechismus lernen, erzogen dieselben aber zu Protestanten. Die Missionen dauerten an jedem Ort 9—10 Tage.[1]

Nach einem handschriftlichen Berichte[2] wirkten 1754 in Oberösterreich 4 Missionäre mit großem Erfolg bei allgemeiner Teilnahme von Volk, Adel, Soldaten. An den verschiedenen Orten zählte man 15—35 000 Kommunionen, in Linz 40 000, in vier Städten hielt man außer den deutschen Predigten auch böhmische Predigten für die Soldaten. Besonders wird gerühmt die große Hilfe des Abtes von Lilienfels, der auch zahlreiche Beichtväter schickte. Ein angesehener Geistlicher in Österreich, der 40 Jahre die Missionen ferngehalten, fügte sich dieses Jahr dem Willen des Kaisers und konnte nun die Früchte der Mission nicht genug loben. Im Dekanat Freiberg (Passau) waren 35 000 Kommunionen. Großer Erfolg wurde auch bei den Soldaten erzielt: es kam keine Fahnenflucht mehr vor. Die Zahl der Predigten betrug 449, restituiert wurden über 9000 fl. Kommunionen zählte man in diesem Sommer über 190 000. In einem weiteren handschriftlichen Bericht vom Jahre 1755[3] besonders über Traunsee wird hervorgehoben, daß man überall für gerechten Lohn, gute Behandlung der Arbeiter und Unterstützung der Armen eintrat. Predigten zählte man 524, Restitutionen über 9000 fl., Kommunionen im Sommer 106 000.

Einen besonderen Aufschwung nahmen die Volksmissionen in Österreich durch die sogenannten katechetischen Missionen. Diese katechetischen Missionen waren mehr als die anderen Missionen auf die Unterweisung von Jugend und Volk gerichtet. Verursacht wurden sie durch die vielerorts herrschende große Unwissenheit in den christlichen Lehren.

Die katechetische Mission erwuchs in Österreich aus der Bruderschaft der christlichen Lehre und dehnte sich 1732 von Wien aus auf die österreichischen Kronländer. Eine Stiftung der Kaiserin Maria Theresia von 5500 fl. im Jahre 1755 sicherte den Unterhalt der Missionäre, die ihre Arbeit in Maria Zell und Graz begannen.[4]

---

[1] Peinlich, Grazer Programm 1870, 151, 1872, 90, 23, 1871, 11.

[2] *Austria 229 f. 139—144.

[3] *Fructus missionis Austr. sup. 1755 l. c. f. 152.

[4] Inhalt des Ursprungs, Satzungen und Verordnungen der Bruderschaft der christlichen Lehre. Herausgegeben von der Katechetischen Mission, Wien 1779. 12⁰. 292 S. — Allgemeine und besondere Satzungen der Christl. Lehr-Bruderschaft unter dem Titel des heil Joh. Francisci Regis S. J. . . . ., herausgegeben, da das Titularfest gemeldeter Bruderschaft in der Profeß-Haus-Kirche der Gesellschaft Jesu allhier zu Wien zum erstenmal den 16. Juni gehalten wurde, 1751. Wien. 12⁰. 248 S. — Georg Rieder, Ignaz Parhamers Leben und Wirken. Wien 1872. 418 ff. — Zuverlässige Auskunft über die Bruderschaft von der christlichen Lehre gibt Amort in „Catechismus Bellarmini . . . mit einer außführlichen Beschreibung, worin die schöne Manier in Rom, die Christen-Lehren zu halten, entworfen, und hierdurch das jüngsthin von J. P. Hlgk. Clemente XII. in unser Teutschland erlassene Apostolische Breve erläutert wird, versehen, und zum Druck befördert worden von R. D. Eusebio Amort, Canonico Reg. Polling. Em. Card. Lecari Theologo“. Augsspurg, Veit, 1737. 8⁰ 298 S. Amort war 1735 in Rom und berichtet nach persönlichem Augenschein. Das Breve Clemens XII. vom 16. Mai 1736 S. 22 ff., die Satzungen „der Congregation von der christlichen Lehr“, S. 32 ff. nach sechs Drucken aus den Jahren 1611—1725. Interessant sind

Vorzüglichen Anteil an den Erfolgen der katechetischen Mission hatte P. Ignaz Parhamer. Am 15. Juni 1715 zu Schwanenstadt in Oberösterreich geboren, 1734 zu Trentschin in die Gesellschaft Jesu aufgenommen, in den folgenden Jahren an verschiedenen Orten als Lehrer tätig, begann Parhamer 1747 jene folgenreiche Wirksamkeit für die Unterweisung des katholischen Volkes und vor allem für die Unterweisung der katholischen Jugend, welcher er fort an bis zu dem Ende seines unermüdeten Lebens treu geblieben ist.[1] Im Jahre 1750 gab Parhamer zum erstenmal einen Katechismus heraus, der binnen kurzem weit über die Grenzen der Wiener Erzdiözese hinaus im Gebrauche stand, oftmalige Auflagen erlebte, von Parhamer selbst in verschiedene Gestalt umgegossen, von anderen in die ungarische und illyrische Sprache übersetzt ward. Im Jahre 1754 durchreiste er als Missionär und Vorstand der katechetischen Missionen Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol. Nach Art der Pilgrime einen Stab in der Hand, in einen Mantel gehüllt, hielt Parhamer bei seinen meist eine Woche dauernden Missionen zwei auch drei Predigten des Tages, geißelte in seiner markigen, häufig von kaustischen Witzen durchbrochenen Vortragsweise die herrschenden Unsitten und Mißbräuche und deckte in ungeschminkten Zügen die Häßlichkeit des Lasters auf. Vor keiner Schwierigkeit zurückscheuend, alle Hindernisse, die ihm Mißgunst und Scheelsucht in den Weg legten, vor sich niederwerfend, Schimpf und Hohn verachtend, hat Parhamer durch seine Missionsreisen überall gute Früchte zur Reife gefördert, an vielen Orten nachhaltige Erfolge zurückgelassen; der rührende Gesang „Heilig, heilig", den er bei dem Volke in Übung brachte, ist heute noch ein lebendiges Denkmal derselben.[2]

Große Förderung gab Parhamer der Christenlehr-Bruderschaft in Wien, wo sie ihr Wirken mit großem Aufsehen entfaltete. Es wurde ein förmliches Bruderschaftsbuch eingerichtet, in welches sich Kaiser Franz, Maria Theresia, die Erzherzoge und Erzherzoginnen eigenhändig einschrieben, denen dann viele geistliche und weltliche Standespersonen folgten. Er brachte die öffentliche Kinderlehre in der Stadt und Umgegend auf einen großartigen Fuß; an 16 000 Kinder hatte er unter seinem Kommando, in Korporalschaften und Kompagnien abgeteilt, die Ablegung des tridentinischen Glaubensbekenntnisses war der Fahneneid; in Laxenburg waren einmal die Majestäten Zeugen, wie der eifrige Pater 2000 Kinder versammelt hatte, aus dem Katechismus befragte und ihnen danach, mit feierlichem Gepränge wie beim Militär, ihre Fahne übergab; „die Kaiserin beschenkte die meritiertesten Kinder und bezeigte dem frommen Erfinder dieser katechetischen Miliz viel besondere Gnade."[3] Jährlich war feierliche Prüfung, wozu aber nur jene Kinder zugelassen wurden, die das ganze Jahr hindurch dem Unterricht fleißig beigewohnt und das Fragbüchel wie den Katechismus erlernt hatten; viele ansehnliche Personen wohnten bei, die armen Kinder wurden mit neuen Kleidern versehen, die übrigen mit Büchern und anderen Geschenken belohnt.

Mit dem militärischen Gepränge, das Parhamer bei seinen katechetischen Missionen

---

auch die Schilderungen der Christenlehre für die Bettler in Rom von den Novizen von St. Andreas 28. Jan. 1735 (55 ff.) und für die Mädchen 19. Dez. 1734 in Gesù mit Gesang und Schauspiel (59 ff.).

[1] A. Helfert, Die österreichische Volksschule 1 (1860) 42 f. Darnach auch das Folgende.

[2] Helfert 1, 43. Vergl. Lebensgeschichte weiland Herrn Ignaz Parhamers, der freyen Künste und Weltweisheit Dr., gewesener Rector Magnificus der Universität zu Wien, k. k. Raths, infulirten Abts zu Leker in Ungarn, Oberdirectors der gesammten Waisenhäuser in den k. k. Staaten und Pfarrers zu U. L. Fr. auf dem Rennwege. Wien 1786. (8°. 15 S.)

[3] So Fürst Joseph Khevenmüller zum 8. Juni 1755 bei Wolf, Aus dem Hofleben Maria Theresias, a. a. O. S. 195.

eingeführt, war man nicht überall einverstanden. Eine Promemoria des Passauer Ordinariats aus der Zeit um 1760 besagt: P. Parhamer verlangt, die katechetische Mission auch in der Passauer Diözes einzuführen. Kardinal v. Lamberg hat schon 1727 die von Pius V. und Paul V. aufgerichtete und bestätigte Christenlehr-Bruderschaft in der Domkirche und 1728 in allen Pfarreien der Diözese einzuführen verordnet und anbefohlen, die Catechesis alle Sonn- und Feiertag auf der Kanzel zu halten und die Ausfrag in der Kirchen und in der Schule wöchentlich wenigstens einmal anzustellen, auch die einzelnen entlegenen Dörfer öfters zu besuchen und die Christenlehre und die Examina vorzunehmen. Se. Eminenz haben selbst in ihren jährlichen Visitationen „mit Beihilf des so gelehrten als frommen P. Querck S. J" sattsames Beispiel gegeben, solche mit dem P. Kurtz fortgesetzt, ferner für die Christenlehr-Bruderschaft einen eigenen Missionär aus der Gesellschaft Jesu für die Passauerische Diözes zu ewigen Zeiten gestiftet. Da nun die Christenlehr-Bruderschaft bereits fast an allen Orten eingeführt, erscheint die Catechetische Mission des P. Parhamer nicht notwendig. Bei alledem tragen Ihre Eminenz keine Bedenken gegen die Catechetische Mission, aber nach Maß der von S. Eminenz gleich gemachten Erinnerungen, daß nämlich bei Haltung der Mission alle profanen Ritus und Ceremonien unterbleiben mithin 1. keine Fahnen und andern militärische Handgriff, 2. keine Ausfrager und Ausfragerinnen aufgestellt werden, noch weniger das jährliche Glaubensbekenntniß auf das Evangelium ablegen und das monatliche Opfer beim Altar. Und wird wohl niemand in Abred stellen, daß die bei der Parhamerschen Mission gebräuchlichen militärischen Exerzitien, wie Fahnenweihe, schwören, mit der Fahne über die Jugend das Kreuz machen, eitle, bisher nit gesehene, noch viel weniger von der Kirche approbirte Ceremonien sind, auch keinen Zusammenhang mit der Verkündigung des Worts Gottes haben, mithin vielmehr als Mißbräuch anzusehen sind. Dabei verschlägt es nichts, daß die Fahnen gratis geliefert werden. Wenn aber der P. Parhamer diese seine Methode rechtfertigen will, weil man mit Kindern kindisch umgehen müsse, so verräth er selbst, was von seiner Catechisierungs Art zu halten sei, denn die Catechese soll ernsthaft den wichtigen Glaubenswahrheiten gleichförmig sein. Aus dem Aufstellen der Ausfrager und Ausfragerinnen besorgt das Passauer Ordinariat große Mißstände in Folge der eigentümlichen Verhältnisse in dem Land ob der Enns, geheime Conventikel und verbotene Zusammenkünfte in den zerstreuten Bauernhöfen, Vordrängen der im Lande etwa noch verborgenen Heuchler als Ausfrager. Ferner scheint für die Jugend das Jurament nicht passend, es werde nicht verstanden und könne leicht mißbraucht werden. Die Opfer auf den Altar machten das Volk schwierig und bringe die Geistlichkeit in Verdacht der Habsucht; was der Bruderschaftskasse da eingehe, werde den Gotteshäusern entzogen. Es sei also besser, alle diese neuen Äußerlichkeiten fortzulassen und auch dabei zu gebrauchen den Catechismus Petri Canisii S. J., welcher von Ferdinand I. 1545 mit vielen löblichen Sprüchen in den betrübtesten österreichischen Religions-Umständen begehret und nachhin von S. Eminenz unter das Volk beständig ausgeteilt, mithin an selben die ganze Diözes gewöhnt wurden, oder auch allenfalls das von P. Parhamer verfaßte Fragbüchlein nach vorläufig erhaltener Ordinariats Approbation.[1]

In Rom fand P. Parhamer große Anerkennung.[2] Am 9. Oktober 1758 bedankte er sich bei dem General für sein Interesse an der katechetischen Mission

[1] *Kop. ohne Dat. in Clm. 1379 f. 134—140. Eine andere Abschrift in der Münchener Staatsbibliothek, Oefele 355. — Das hier genannte Fragbüchlein hat den Titel: Allgemeines Missionsfragebüchlein. In drey Schulen ordentlich eingeteilt mit beigesetzten Gesängen, nebst nutzbarem Bericht von der Christenlehr-Bruderschaft von P. Ign. Parhamer S. J. Salzburg 1757. 12°. 242 S. Es ist der erste deutsche Katechismus, der den methodischen Fortschritt systematisch stufenweiser Bearbeitung aufweist. Thalhofer, Entwicklung des katholischen Katechismus in Deutschland (1899) 73.

[2] Sowohl Retz als auch Ricci spendeten Parhamer großes Lob. Vgl. die Briefe 3. Sept. 1750 u. 11. Dez. 1756 in *Austria 14.

und fährt dann fort:[1] Als der Erzbischof von Salzburg von dem großen Erfolg der katechetischen Mission durch mich und meine Genossen gehört, wünschte er sie auch für die Stadt Salzburg. Da ich gegen Erwarten vom Kaiser zum Beichtvater erwählt wurde, schrieb der Erzbischof an den Kaiser und bat um Erlaubnis für mich zur Mission in Salzburg. Der Kaiser gewährte die Bitte. Am Feste Mariä Geburt reichte ich den kaiserlichen Majestäten die heilige Kommunion, reiste ab und setzte ohne jeden Aufenthalt die Reise bis Salzburg fort, Tag und Nacht. Am 10. September mittags kam ich in Salzburg an, wo mich in St. Sebastian einige hundert Kinder empfingen. Während dreier Tage wurden die nötigen Vorbereitungen für die Mission getroffen und zuerst die Kinder in Gesang und den übrigen Übungen unterrichtet. Das Kapitel hatte wenige Tage zuvor dem Erzbischof schriftlich seine Bedenken eingereicht: Niemals seien Jesuiten, weil zu gefährlich, an die Kathedrale zugelassen worden und durch die Mission werde eine Gelegenheit gesucht für die Errichtung einer Residenz in Salzburg usw. Der Erzbischof hatte diese Bedenken als durchaus nichtig zurückgewiesen. Bei der Mission halfen mir P. Alois Steinkellner und P. Anton Wiser, beide sind in der Missionsmethode erfahren. Am 14. September begann dann die Mission mit einem feierlichen Einzug der gesamten Jugend in St. Sebastian und von dort ging es unter den gewohnten Gesängen und mit den Missionsfahnen in schöner Ordnung zum Dom, der bald gesteckt voll war. Der Fürstbischof war mit seinem ganzen Hof und dem Adel zugegen und gleich durch die erste Predigt über Ziel, Nutzen und Ordnung der Mission kamen die Gegner zu einem richtigeren Urteil. An den einzelnen Tagen wurden vor einem zahlreichen Zuhörerkreis vier Predigten gehalten, die eine am Morgen von einem meiner Genossen, die übrigen drei habe ich täglich bis zum 22. September gehalten, und zwar ohne jeden Schaden für Körperkraft und Stimme. Die Predigten am Abend behandelten die schweren Stoffe, die übrigen trugen meist belehrenden Charakter. Während der Abbitte der Kinder zerflossen Eltern und Kinder in Tränen. Bei der Kommunion der Kinder empfingen 800 Kinder die Kommunion; sie wurden nachher durch die Freigebigkeit des Fürstbischofs auch bewirtet. Groß war das allgemeine Schluchzen bei der Versöhnungspredigt. Der ganze Hof, der Adel, die Beamten, die Eheleute, die Jünglinge, die Jungfrauen sind in katechetische Turmen eingeteilt; die angesehensten Männer und Frauen haben das Amt der Examinatoren und andere Ämter dieser Konfraternität übernommen und tragen die gewohnten Abzeichen ohne jede Scheu. Tagtäglich wuchs die Zahl der Sodalen, so daß innerhalb 9 Tagen über 6000 aus beiden Geschlechtern in die Kongregation eingereiht sind, noch mehr haben die Sakramente empfangen, so daß sich auch unsere Gegner wundern, wie dies alles in so kurzer Zeit zustande gekommen. Der Fürst hat bei der letzten Prozession selbst das Allerheiligste getragen und konnte nicht genug Worte finden, seine Anerkennung für die Gesellschaft und die Mission auszudrücken. Er hat meine beiden Gefährten zurückgehalten, damit sie auch die Nachbarschaft durchmissionieren.

Wie auch aus einem genauen Bericht über die Methode der katechetischen Mission[2] hervorgeht, trug die katechetische Mission vielfach den Charakter der gewöhnlichen Volksmissionen mit täglich vier Predigten über die wichtigsten Heilswahrheiten und die Übungen des christlichen Lebens. Je nach der Größe der Pfarreien dauerte die Mission 5—10 Tage. Nach dem Empfang der heiligen Sakramente erfolgte die Einreihung aller Stände in die verschiedenen Abteilungen der katechetischen

[1] *Orig. Austr. 229 f. 165. Catecheticae P. Ignatii Parhamer. Austria
[2] *Genuina Relatio Ordinis Missionis 229 f. 168—173.

Kongregation, über deren Wesen und Wirkung sich dann ein genauer Unterricht verbreitete.

In Österreich blühte die katechetische Mission noch viele Jahre. Ein Katalog der österreichischen Provinz vom Jahre 1768 weist unter der Rubrik Missionarii Catechetici 12 Patres auf, an der Spitze P. Ign. Parhamer als Superior Missionis Catech., die Missionäre sind auf die einzelnen Diözesen Wien, Passau, Salzburg usw. verteilt.

Die in dem Promemoria von 1760 erwähnte Stiftung einer katechetischen Mission in Passau durch den Kardinal Lamberg erfolgte 1751. Nach der Urkunde vom 6. April 1751 stiftete der Kardinal einen beständigen Katecheten aus der Gesellschaft Jesu, der von einem Dekanat in das andere durch die ganze Diözese, wo man es für nötig erachtet, jährlich abzusenden ist. Für die Verpflegung sothanen Katechisten und Kinderlehrers in Kost, Trunk und Reise Unkosten, hat sich der Kardinal mit dem Provinzial Burkardt auf 5000 fl. verglichen.[1]

Die näheren Absichten des Stifters erfahren wir aus einem Briefe des Kardinals vom 6. April 1751 an P. Karl Helbling S. J.:[2] Da zu fürchten, es dürfte trotz der pflichtmäßigen Obsorge für die Lehre des katholischen Glaubens bei gemeinem Bauernvolk, zumal bei lauen Christen, der Inhalt der Lehre in Vergessenheit geraten, haben wir, diesem Unheil vorzubauen, unser Vertrauen zur löblichen Sozietät Jesu als sondere Eiferer für die geistliche Wohlfahrt mittelst der zu beständigem Unterhalt gemachten Stiftung genommen und dem uns vorgeschlagenen Missionario als Katechisten von Bayern, soweit sich unsere Diöces in dasselbige erstrecket, beiliegende Instruktion in der Zuversicht beischließen wollen zur Vorzeigung an die Ortspfarrer. Über den Fortgang der Mission ist jährlich zu berichten.

Über die Ausführung berichtet P. Helbling: Im März erhalte ich das Dekret, daß die von mir vorgeschlagene Ordnung der Dekanate approbiert ist, dann schreibe ich dem Dekan des ersten von mir vorgeschlagenen Dekanats, daß ich im Auftrag des Bischofs sein Dekanat nächstens besuchen werde und melde dem meinem Winterquartier zunächst liegenden Pfarrer wenigstens 8—14 Tage vorher meine Ankunft. Später benachrichtige ich den nächsten Pfarrer meist 8 Tage vorher. Um St. Joseph oder in der Charwoche beginne ich die Arbeit. Die ganze Diözese (bayer. Anteil) habe ich seit Beginn der Mission im Jahre 1751 schon dreieinhalbmal so besucht, ohne Begleiter, ohne Diener, meist zu Fuß, von einer Pfarrei zur andern gehend. Mein Gepäck bringt der Diener des Pfarrers zur nächsten Pfarrei.[3]

Die nähere Art und Weise schildert P. Helbling in einem Briefe vom 20. Mai 1765 an P. Ignaz Bellossier S. J. in Regensburg:[4] Die Art und Weise dieser Mission, die allein von mir gehalten wird, ist folgende: Die Passauer Diözese in Bayern, denn für diese allein bin ich aufgestellt (für Österreich ist ein anderer Pater aus der österr. Provinz von Kardinal Lamberg bestimmt), enthält 10 Landdekanate mit ungefähr 180 Pfarreien. Innerhalb 4 Jahren besuche ich diese und ihre Filialen, die eigenen Kirchhof und sonntäglichen Gottesdienst haben, und zwar

[1] *Gesieg. Original M. R. Urkunden Passau Jes. 2. Berichte über die Katechetische Mission in Passau in *Germ. sup. 96 I, 156 f.; über 1760 *Germ. sup. 91 (VI, 159 f.); bei diesen Missionen wurden deutsche Flugschriften in Reimen verteilt, u. a. eine Norma vitae pro filiis Rusticorum; über das Jahr 1769 *Germ. sup. 93 f. 322.

[2] *Kop. Regensburg. Ordin.-Akten Katechetische Mission Regensburg 1765.

[3] A. a. O. Für den Suffragan von Regensburg bestimmt ist der beiliegende genaue nach dem Briefe Helbings gearbeitete Modus et ordo Missionis Catecheticae ab Em. Card. de Lamberg Episcopo Passav. pro sua dioecesi in Bavaria praescriptus. 12 Punkte.

[4] *Orig. Regensburg, Ordinariatsakten.

so, daß ich in jedem Dekanat die einzelnen Pfarreien nach vorhergehender Benachrichtigung katechisiere; in jeder bleibe ich je nach der Größe 8—14 Tage; täglich habe ich 2 Katechesen, die eine gegen 8 Uhr morgens, die andere nachmittags um 2 oder 3 Uhr, in der Kirche für die Erwachsenen und Kinder. Ist ein Dekanat erledigt, gehe ich zu dem nächsten. Jährlich absolviere ich 2—3 Dekanate. Ich wohne bei dem Pfarrer oder, wenn er zu weit von der Kirche wohnt, bei dem Lehrer oder Mesner auf meine Kosten und bezahle den Unterhalt aus der Stiftung. Nach den Katechesen und den folgenden Wiederholungen und Verteilungen von kleinen Andenken höre ich die Beichtleute, die oft zahlreich Generalbeichten ablegen. In jeder Pfarrei erkläre ich alle 5 Kapitel des Canisius in mehreren Katechesen, frage dabei die Erwachsenen und Kinder, bald turmatim eine Klasse, bald eine andere, dann die einzelnen. Jede Katechese schließe ich mit einem zündenden Beispiel oder einer Ansprache. Die Verteilung der kleinen Geschenke pflege ich auf die Wiederholung zu reservieren, die ich jeder Katechese, die nie mehr als ¾—1 Stunde dauert, anfüge. Ein frommes Lied wird am Anfang mit dem ganzen Volke gesungen; dieser Gesang ist beim Volk sehr beliebt. Den Eltern und Lehrern wird die Unterweisung der Jugend eindringlichst eingeschärft; einmal oder zweimal werden die Ortsschulen besucht gemäß der mir von dem Stifter gegebenen schriftlichen Instruktion. Ich pflege auch in jeder Pfarrei einmal während der von einem Priester gelesenen Messe die Geheimnisse des Leidens in Anlehnung an die Zeremonien und die Bewegungen des Priesters zu erklären und Affekte beizufügen; diese Erklärung hat immer große Frucht. Am Schluß der letzten Katechese werden 3 Vaterunser und Ave Maria für den Stifter gebetet, dann, was sonst nie geschieht, der Segen mit dem Allerheiligsten gegeben. Beim Beginn jeder Mission halte ich eine kurze Predigt über Zweck und Nutzen der katechetischen Mission oder über Nutzen und Notwendigkeit der Christenlehre. Gegen das Fest St. Xaver schließe ich und arbeite meinen Bericht an das Passauer Ordinariat aus über Zahl der Katechesen, Eifer der Erwachsenen und Kinder, Art der Antworten, Stand der Schulen.

Die Instruktion, auf die sich P. Helbling beruft, ist enthalten in einem Rundschreiben des Kardinals vom 6. April 1751 an alle Prälaten, Dekane, Pfarrer der Diözese. Darin macht er die Stiftung der katechetischen Mission bekannt und führt aus: Da außer der üblichen Unterweisung eine besondere katechetische Unterweisung sehr nützlich ist, „nahmen wir zur löblichen Sozietät Jesu, welche in unserer katholischen Kirche zu größerer Ehre Gottes und geistlichen Wohlfahrt des Nächsten mit ausnehmendem Vorzug der Verdienste pranget, unser sonderes Vertrauen und Ansuchen. Dieselbe geruhet gegen der zu dessen Verpflegung in Kost, Trunk und Reis Unkosten von uns gemachten Stiftung einen beständigen Katechisten zu benamsen und zu überlassen, welcher alljährlich aus einem Dekanat in das andere im Kurlande Bayern sich verfügen“ und sich dieser Verrichtung unterzieht, ohne Bußpredigt oder andere Gepräng der vorigen Missionarii. Vorher soll er kurz die Notwendigkeit, das Wort Gottes zu wissen und Schuldigkeit der Eltern, gegen ihre Kinder und Dienstboten für Unterweisung zu sorgen, darlegen. Alle Seelsorger sollen helfen und den Katechisten S. J. Karl Helbling kräftig unterstützen. Der Katechist wird jährlich berichten über Fortgang der Mission, ob von seiten der Seelsorger und Schulmeister die Pflichtschuldigkeit bestehe, ob keiner als Ketzer und Heuchler verdächtig, damit „nach Beschaffenheit im Fall ein Mangel, Saumsaal, Unfleiß, Ausflucht und Irrtum vorhanden, zeitlich vermittelt werde“.[1]

[1] "Descripsi ex authentico Orig. Carolus Helbling S. J. Miss. Pass. 4 S. fol. A. a. O.

Diese Berichte des P. Helbling wurden erbeten für eine in Regensburg zu errichtende katechetische Mission, die durch die Erfolge der Passauer katechetischen Mission von einem Passauer Wohltäter veranlaßt wurde.

Am 5. Juni 1765 wandte sich deshalb das Regensburger Ordinariat an den Provinzial der oberdeutschen Provinz: Wegen der Vortrefflichkeit der katechetischen Mission (in Passau) soll auch in der Regensburger Diözese eine solche errichtet werden. Zur Vorbereitung soll ein besonderer Katechismus für die ganze Diözese nach den 5 Kapiteln des Canisius verfaßt werden, dessen ganz allein sich der Missionarius Catechista sowohl als Pfarrer und Schulmeister zu bedienen haben. Der Provinzial möge einen solchen verfassen lassen.[1] P. Ignaz Rhomberg antwortete am 16. Juli 1765, er werde die schon vor längerer Zeit angebotene Stiftung eines Missionarii Catechetici ins Werk setzen und einen Katechismus verfassen lassen. Zur Probe lege er den Würzburger Katechismus bei, der vielfach gerühmt werde, er bittet um Nachricht, ob darin Änderungen gewünscht würden.[2]

Der Nachfolger des P. Rhomberg, P. Hermann, akzeptierte am 4. September 1766 die von einer ungenannt sein wollenden Person aus der Diözese Passau durch Dr. Dalhofer dem Kolleg von Straubing angebotenen 6000 fl. zur Fundierung eines Missionarii für das Bistum Regensburg.[3]

Über die Aussichten in Regensburg berichtet dann P. Jos. Grueber junior am 23. Dezember 1766 an den stellvertretenden Provinzial P. Rhomberg: Endlich scheint meine Sache (res mea) Gestalt zu gewinnen. Der Suffragan von Regensburg ist günstig, günstig ist auch der Bescheid von Freising, dort will man aber den Namen des Stifters wissen. Klemens Wenzeslaus, Königl. Hoheit, Bischof von Freising und Regensburg, gab am 15. Januar 1767 dem Regensburger Ordinariat den Bescheid, daß er die Einführung der katechetischen Mission gestatte.[4] Infolgedessen schrieb das Regensburger Ordinariat am 13. April 1767 an den Dekan von Deggendorf, P. Jos. Grueber S. J. werde am Weißen Sonntag, den 26. April, in Deggendorf die katechetische Mission beginnen und sich mit der Konfirmation des Ordinariats legitimieren.

Dieses Patent des Ordinariats vom 30. März 1767 empfiehlt allen Pfarrern die katechetische Mission. Zu diesem heiligen Werk sei P. Jos. Grueber von seinem Obern bestimmt worden; derselbe habe bereits in der Haupt- und Dompfarre damit den Anfang gemacht.[5] Auch von der weltlichen Behörde wurde ein Patent ausgestellt. Kurfürst Max Joseph erklärte in einem Erlaß vom 18. Januar 1768: Nachdem die in dem Bistum Passau mit vieler Frucht angeordnete katechetische Mission nunmehr auch im Bistum Regensburg eingeführt worden, befehlen wir hiermit allen in ermeldter Diözes gelegenen Obrigkeiten, daß sie den Patres S. J. kein Hindernis in den Weg legen, sondern alle Förderung zuteil werden lassen.[6]

Über den Verlauf dieser Mission im ersten Jahre liegt ein ausführlicher Bericht von P. Grueber vor. Die Erfolge seien groß gewesen für Klerus und Volk. Die Pfarrer hätten nirgends etwas für den Unterhalt annehmen wollen und ebenso wie ihre Kooperatoren eifrig geholfen. Sehr groß sei auch die Bereitwilligkeit des Volkes und der Kinder gewesen; viele hätten eine Generalbeicht abgelegt. Überall habe er katechetische Gesänge verteilt, die auch später noch gesungen worden seien.[7]

[1] *Konzept Ordinariatsakten in Ordin.-Archiv in Regensburg, Stiftung der Katechet. Mission, dort auch die folgenden Schriftstücke.

[2] *Orig.

[3] *Orig.

[4] *Orig.

[5] *Orig. und Kop.

[6] Einblattdruck auch in M. R. Jes. 258.

[7] *Relatio Missionis Catecheticae per Dioec. Ratisb. habitae primo anno 1767. Autogr. von P. Jos. Grueber, Ordin.-Archiv Regensburg.

Eine ausführliche Geschichte dieser Mission, die sich noch ein ganzes Jahrzehnt nach der Aufhebung des Ordens erhielt, bietet eine Handschrift von P. Grueber.[1] P. Grueber berichtet u. a. von der ersten katechetischen Mission im Dom zu Regensburg, die am 5. April 1767 begann und 8 Tage dauerte, jeden Tag war vormittags und nachmittags eine Katechese von anderthalb Stunden; die zweite Mission war auf Wunsch des Stifters aber gegen den Willen des Dekans in Deggendorf. Bis Januar 1768 wurden 41 Missionen gehalten. Vom 5. April 1767 bis 25. März 1773 habe ich — so schreibt P. Grueber — während dieser 6 Jahre 16 bayerische Dekanate und in diesen 242 Pfarreien besucht, ohne diejenigen zu rechnen, die ich wegen der großen Nähe oder geringen Seelenzahl mit anderen zusammen genommen habe, aber in der Folge werde ich nicht mehr so leicht zusammenziehen, weil alle den Katecheten bei sich haben wollen.

Besonders groß war der Erfolg in Straubing vom 2.—9. August 1772. Es nahmen daran teil die drei deutschen Schulen der Stadt, 2 deutsche Schulen außerhalb der Stadt, die Waisenkinder, die Handwerkslehrlinge und die Knaben, die in keine Schule gingen, die 200 Mädchen der Ursulinen usw. Über die Methode geben Aufzeichnungen, die P. Grueber dem 2. Bande seiner Geschichte beigelegt,[2] einigen Aufschluß. Daraus geht hervor, daß die Missionen nicht über 7, höchstens 8 Tage dauerten und sich in den meisten Punkten an die Passauer Methode hielten. Der Missionär brauchte nirgends etwas für seinen Unterhalt zu bezahlen. Auf kleinen Blättern hat dann P. Grueber für die Jahre 1774—1782 Einleitung und Schluß seiner Vorträge in einzelnen Missionen kurz skizziert.[3] Er nahm den Stoff vielfach aus den Parabeln der Hl. Schrift, der Geschichte der Ortsheiligen und anderer Heiligen; sehr häufig behandelt ist das Motiv der Liebe Gottes. Die Stoffwahl ist interessant, die Sprache kurz und packend. —

Die Missionen im Salzburgischen verdienen eine besondere Erwähnung wegen der damit zusammenhängenden Salzburger Emigrationswirren.

Das Salzburgische Gebiet war sehr bevölkert, allein die Einwohner wohnten größtenteils in Einöden zerstreut, etliche Stunden von ihrer Pfarrkirche entfernt und entbehrten so vielfach einer irgendwie genügenden Seelsorge.[4] Nach einem Bericht des P. Ignaz Querck war bis 1600 alles protestantisch, und als 1600 die Prediger ausgeschafft wurden, widersetzten sich offen die Goiserer 1602 und 1626. Nachher stellten sich die Bewohner äußerlich katholisch. Das Feuer glomm weiter unter der Asche. Man ließ alles gewähren, weil äußerliche Ruhe herrschte. Im Jahre 1711 brach aber das Feuer offen aus: Im folgenden Jahre wanderten 80 Personen aus und erklärten sich zu Nürnberg öffentlich als Protestanten.[5]

Von Jesuitenmissionen hören wir bereits im Jahre 1704. Der Erzbischof von Salzburg, Joh. Ernst Graf von Thun, schreibt am 7. November 1704 an den General: Wegen der ausgezeichneten Eigenschaften des P. Jos. Radolt und P. Franz Mayr habe er dieselben 5 Wochen bei sich behalten, trotz ihres großen

[1] *Ortus et progressus missionis Catecheticae per Dioeces. Ratisbon. 1767—1784. 2 Kodices in 4°, 336 p. Autograph des P. Jos. Grueber, wie ein Vergleich mit den Briefen Gruebers ergibt. Die Darstellung stimmt mit den Akten überein. Vgl. auch *Germ. sup. 94, f. 463 Bericht über 1770.

[2] *Notanda pro missione Catechetica confecta antequam adii missionem 1767 mit späteren Zusätzen. 4 S. in 4°.

[3] 30 S. in 12°.

[4] Caspari-Huber, Aktenmäßige Geschichte der salzburg. Emigration (1790) 1 ff.

[5] Bericht die Religionssachen betreffend in dem kaiserl. Salzkammergut von P. Ign. Querck S. J. Missionario 1711 (1712) in der Bibliothek der Erzabtei Martinsberg Traunkirchensia coll. a P. Jgn. Pohl, dort auch eine Verteidigung der Jesuiten in Passau und Traunkirchen über Religionssachen im Salzkammergut und Oberösterreich, Oktober 1733 von P. Querck.

Verlangens abzureisen, wünsche er Verlängerung des Termins ihrer Abreise.[1] Am 15. Dezember 1704 antwortete der General, er freue sich, daß die beiden Patres die Genugtuung des Erzbischofs gefunden, dieselben könnten seinem Wunsche gemäß noch einige Zeit dort arbeiten. Der Dank des Erzbischofs sei ganz auf seiten des Generals.[2]

Nach der Auswanderung von 1711, so berichtet P. Querck weiter, fand eine Beratung statt von den Jesuiten in Traunkirchen als Pfarrherrn und den Beamten des Salzamtes. Es wurde eine Visitation und Wegnahme der protestantischen Bücher beschlossen. Ich kam am 3. Juni 1712 nach Goisern, um durch eine Mission das Feuer zu löschen. Gelegentlich der Visitation rotteten sich 2—300 Personen zusammen, um den Pfarrer zu vertreiben. Die Leute kommen nicht zur Predigt. Die Salzbeamten sind für Lindigkeit, weil sie die Leute zum Salzamt gebrauchen.[3]

Später kam P. Herdegen nach Salzburg. Am 1. Juni 1726 wünschte der General Tamburini dem P. Herdegen Glück für die vom Erzbischof von Salzburg so gütig erteilte Erlaubnis und das Versprechen der Unterstützung zur Abhaltung von Missionen in der Salzburger Diözese.[4] . P. Herdegen starb bald darauf. Sein Nachfolger wurde P. Andreas Prösl. Diesem schrieb der General 19. Oktober 1726 nach Dingolfing: Ew. Hochw .scheinen nicht allein der Erbe des Amtes, sondern auch des apostolischen Eifers des P. Herdegen zu sein. Davon überzeugt mich Ihr Brief, der einen so außerordentlichen Seeleneifer atmet und ein so glühendes Verlangen, die Missionen nach ihrer ersten Einrichtung abzuhalten. Es ist zwar wahr, die öffentlichen Bußwerke, die nächtlichen Prozessionen und Geißelungen sollen gegen den ausdrücklichen Willen der Fürsten oder Ortsbischöfe nicht aufgedrängt werden, um nicht deren Unwillen gegen uns zu erregen und ein allgemeines Verbot der Missionen zu veranlassen, aber wenn sie leicht zur Erteilung der Erlaubnis vermocht werden können, so wünsche ich dies durchaus. Denn es steht durch die Erfahrung fest, daß durch die eben genannten Übungen ein großer Bußeifer und Abscheu vor der Sünde erregt und die Herzen von einer heiligen Furcht erfüllt werden zu nicht geringem Nutzen für das Seelenheil. Dabei soll man keine Rücksicht nehmen auf die Unsrigen, deren Geistesrichtung diese Missionsmethode nicht gefällt, sondern sich an das Verfahren der ersten Missionäre halten, die wegen der wunderbaren Wirkung der gemeinten Bußwerke, dieselben nie unterließen. Dasselbe verspreche ich mir von dem apostolischen Eifer Ew. Hochwürden.[5]

Dieser Weisung entsprechend begann P. Prösl die Missionen im Gebiete der Salzburger Diözese. In einem Berichte vom 26. Juli 1727 an den General hebt er den günstigen Erfolg hervor, den die alte Methode gehabt, worüber sich P. Tamburini in einem Briefe vom 25. Oktober 1727 an P. Prösl in Straubing sehr erfreut äußerte. Er werde die günstige Gelegenheit benützen und in dem Glückwunschschreiben an den neuerwählten Erzbischof[6] die Missionen empfehlen und um seinen Schutz bitten in der Hoffnung, daß sich in der Folge die ganze Diözese derselben öffnen werde.[7]

Diese Empfehlung hatte vollen Erfolg. Sehr getröstet haben mich, so schreibt Tamburini am 15. November 1727 an den oberdeutschen Provinzial Hallauer, die Berichte über die glückliche Einführung der Missionsmethode in der Erzdiözese

---

[1] *Orig. Epp. Episcop. (Extern. 21) f. 220.
[2] *Epp. Nostr. 49.
[3] *Bericht die Religionssachen betr. l. c.
[4] *Ad Germ. sup.
[5] *Ad Germ. sup.
[6] Firmian, 4. Oktober 1727.
[7] *Ad Germ. sup.

Salzburg und die von dem neuerwählten Erzbischof unter großen Lobsprüchen erteilte Erlaubnis.[1]

Über diese Missionen berichtet eine neuere Monographie über den Pinzgau folgendes: P. Andr. Prösl mit zwei anderen Jesuiten begann am 11. April 1728 die Mission zu Lofer, von wo die Mission von Kirche zu Kirche durchs ganze Pinzgau hinaufschritt und dann sich nach Pongau kehrte.[2]

Am 11. Juli 1728 sandte P. Prösl einen günstigen Bericht an den General, worauf dieser 6. August antwortete. Er beglückwünschte den Missionär zu den mit dem Segen des Erzbischofs angefangenen Missionen, von denen er sich um so größeren Nutzen verspreche, da der Erzbischof sie unter seinen besonderen Schutz gestellt habe.[3]

Durch einen Hofratsbefehl vom 10. April 1728 an den Pfleger in Werfen wurde die Erlaubnis des Erzbischofs für die Missionen der Patres Soc. Jesu mitgeteilt mit dem Auftrag: also werdet Ihr den ohnedem im katholischen Glauben sehr lauen und in haeresi verdächtigen Untertanen bei den nächstens ihren Anfang nehmenden missionibus die fleißige Erscheinung nachdrücklich auftragen, Ihnen Patribus aber in ihrer löblichen Verrichtung all weitern Beistand zu leisten wissen.[4] P. Prösl schrieb 1728 in seinem Missionsbericht an den Erzbischof: „Auch kann ich die vortrefflichen Leistungen des ehrwürdigen Klerus nicht übergehen, damit Ew. Hochfürstl. Hoheit sehen könne, wie unermüdete und heilige Seelsorger Sie in Ihrer Diözese haben, zumalen selbe jedem Religiosen, auch dem eifrigsten, durch ihr Beispiel vorleuchten und zur Erbauung sein könne." Ungeheuere Volksmengen, so rühmte Prösl optimistisch weiter, strömen den Predigten zu, viele schwören die lutherische Ketzerei ab, während der Dauer der Mission ist in jenen Bezirken von fast keiner Todsünde mehr gehört worden. Er könne sich nicht genug wundern, mit welchem Eifer die Pinzgauer sich zum Worte Gottes drängten, es mit ganzem Herzen in sich aufzunehmen.[5]

Nach dem Tode des P. Prösl übernahm P. Joachim Ernst Sommer 1729 die Mission. Ein erneuter Befehl war an den Werfener Pfleger am 26. April 1729 ergangen, das Volk zu zahlreichem Erscheinen zu veranlassen.[6] Weil die Jesuiten die ihnen eigentümliche Weise der Mission, wie das Konsistorium verlangte, nicht modifizieren wollten, unterbreitete die „Geheime Deputation" 1729 dem Erzbischof ein Projekt, das Missionswerk im Gebirge den Petrinern oder Weltpriestern zu übergeben. Demgemäß wirkten Oktober 1730 zwei Weltpriester als Missionäre im Pinzgau und Pongau.[7]

Zu gleicher Zeit hielten im Jahre 1730 die Tiroler Missionäre im Salzburger Gebiet in Zell, Mayerhofen, Gerlos, Ituu und Hart eine Mission. Das Volk war kalt und ließ es an Widerstand gegen die Missionäre nicht fehlen. Schmähungen und Spott gegen die Missionen überhaupt waren an der Tagesordnung. Allmählich wurde die Stimmung besser und ein Teil wohnte der Mission mit Eifer bei und sah die Missionäre nur ungern scheiden. Der Dekan berichtete anerkennend dem Bischof von Salzburg: „nicht nur hätte die Mission keinem Menschen die geringste Beschwerde verursacht, sondern allenthalben bei sämtlichen Gemeinden den Wunsch hinterlassen, fernerhin öfters gehört zu werden."[8]

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] J. Dürlinger, Pinzgau (1866) 121 ff.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] Arnold C. Fr., Die Ausrottung des Protestantismus in Salzburg unter Erzbischof Firmian 1 (1900) 41.

[5] Arnold 1, 41. Vergl. Dürlinger, Pinzgau 121.

[6] Arnold 1, 43.

[7] Dürlinger 122.

[8] Hattler, Missionsbilder aus Tirol 158 ff. Nach dem Verzeichnis bei Hattler 354 ff. waren die Tiroler Missionäre schon

Im August 1731 warfen die bisherigen Schein-Katholiken, besonders in Saalfelden, die Maske auf einmal gänzlich ab. Diese schnelle Veränderung läßt sich, wie eine Monographie über den Pinzgau hervorhebt, nur aus neuen Aufhetzungen, die von außen kamen, erklären. Jetzt waren Bedrohungen der Geistlichen, Beamten und der treuen Katholiken an der Todesordnung und Hilferufe der Katholiken verlangten Schutz. Nun erst wurde am 31. Oktober 1731 das Emigrations-Edikt unterzeichnet und am 11. November 1731 veröffentlicht.[1]

Über die nun folgenden Missionen im Jahre 1732 liegt ein gleichzeitiger Bericht vor. Er schildert die Berufung durch den Erzbischof, um die halsstarrigen Bauern zur Kirche zurückzuführen. Durch Täuschungen aller Art suchten die Bauern die Missionäre hinzuhalten. 12 Missionäre aus den verschiedenen Orden und der Weltgeistlichkeit mühten sich vergebens ab. Der Pongau wurde den Kapuzinern und Jesuiten zugeteilt, letzteren besonders St. Johann, St. Veit (Goldeck), Großlar und Gastein, die besonders verrufen waren. Der Anfang wurde gemacht in Bischofshofen. Die Jesuiten zogen von Haus zu Haus trotz Schnee und Eis auf den Höhen und in den Tälern. Die unglaublichsten Märchen wurden über die Jesuiten verbreitet, so daß an einigen Orten das Wort Jesuit genügte, um alles zu verscheuchen. Die beiden Jesuiten waren froh, das unfruchtbare Gebiet bald verlassen und zu den bayerischen Missionen zurückkehren zu dürfen.[2]

Mißlich war bei all diesen Missionen, daß damit vielfach Verhöre und Inquisitionen verbunden waren. Diese und andere Schwierigkeiten veranlaßten den oberdeutschen Provinzial P. Jos. Mayr Anfang 1733 zu einem eingehenden Bericht an den General. Dieser antwortete am 14. März 1733: Nach eingehender Erwägung scheint es mir richtig, von unserer Seite kein Verlangen nach dieser Mission zu tragen, noch weniger aber Hoffnungen zu erregen, im Salzburgischen eine Niederlassung zu begründen. Die angewandten Methoden billige ich in den meisten Punkten, aber in einigen müssen unbedingt Kautelen angewandt werden: so müssen wir das Verhören der wegen der Häresie Verdächtigen vorzugsweise den Pfarrern oder den von der geistlichen Obrigkeit damit Beauftragten überlassen und uns begnügen, Art und Weise der Fragen anzugeben. Das Fruchtreichste ist jedenfalls, daß, bevor man zu einem notgedrungenen Verhör übergeht, vorher immer durch eine sanfte und zeitgemäße Instruktion und Ermahnung die Gemüter disponiert werden, damit sie erkennen, daß wir nichts anderes als ihr Seelenheil suchen.[3]

---

früher, 1727, im Salzburgischen Gebiet tätig, später wieder 1744, 1751, 1754, 1763, 1767.

[1] Dürlinger a. a. O. 122 f. Gründe für das Edikt bei L. Clarus, Die Auswanderung der protestantischen Salzburger 1731/32 (1864) 326 ff.

[2] *Germ. sup. 106 f. 44—49. Über die Mission in Gastein vgl. Arnold 2, 75 f. — Die Emigranten verbreiteten zahllose Fabeln der unglaublichsten Art, z. B. von einem Weib, das in einem brennenden Ofen unversehrt blieb, von Bibeln, die ins Feuer geworfen, nicht verbrannten, von einer Feuersäule, die den Emigranten voransging, von Brot, das sie auf den Bäumen in den Wäldern gefunden usw. Caspari-Huber Aktenmäßige Geschichte 226. Diese und ähnliche Torheiten erzählt Göking (Vollkommene Emigrationsgeschichte 1 (1734) 287 ff., 730 f.), wenn auch mit Vorbehalt. Zur Kritik vergl. Clarus 18 ff. 41. Dazu gehören auch die mit Blut gefüllten Blechkapseln, womit die Jesuiten dem Volke blutige Geißelungen vortäuschten. Vergl. Duhr, Jesuitenfabeln[4] 850 ff.

[3] *Ad Germ. sup. Über die geplante Missions-Niederlassung im Salzburgischen vergl. die Briefe des P. Mich. Zech 1734 ff. in M. R. Jes. 2064. Am 31. Okt. 1736 schreibt er, der Hofkanzler klage, daß wir vom alten Eifer der Inquirierung abgelassen, ich habe entgegengehalten: nostri Instituti non esse invidiosas ejusmodi inquisitiones cum tanto Romani Imperii strepitu et famae nostrae detrimento instituere; am 28. Oktober war ich beim Erzbischof in Lauffen, ich habe ihn inständigst gebeten und beschworen, ut Societati adeo sibi carae dignaretur parcere et ab ea onus inquisitionis in alios qui eam am-

Später fanden wiederholt noch einzelne Missionen in dem Gebiet von Salzburg statt. So hielt im Jahre 1764 P. Hansen Missionen im Zillertal. Er verweilte dort drei Monate und hielt während jeder Mission regelmäßig täglich zwei Predigten und mehrmals noch eine Unterweisung. Zwischen 10. September bis 9. Dezember hielt er 157 Predigten und Standesunterweisungen. Er war dabei stets bemüht, die Leute nicht so sehr mit Schrecken vor den göttlichen Strafgerichten als mit Vertrauen auf die Erbarmungen Gottes zu erfüllen. Oft rief er dem zahlreichen Volke zu: Kommt doch ihr Sünder, wer ihr immer sein möget: ich will und kann euch mit Gottes Gnade helfen. Dazu bin ich in dieses Tal gesandt, daß ich euch alle zu Gott zurückführe. Der Erfolg dieser liebreichen Milde war so groß, daß P. Hansen dem Erzbischof von Salzburg freudigen Herzens berichten konnte, er habe in den 24 Jahren seines Missionslebens kaum je eine so fruchtreiche Mission erlebt als bei dem guten Volke im Zillertal. Das Salzburger Konsistorium bezeugte am 17. Dezember 1764 in einem offenen Schreiben, daß „besagter P. Wilh. Hansen seine apostolische Tätigkeit im Zillertale salzburgischer Herrschaft und Diözese mit solchem Tugendbeispiele und zu solcher allgemeiner Befriedigung vollbracht habe, daß er durch seine Tugend, durch seine apostolische Weise und seinen beharrlichen unermüdlichen Eifer die Gemüter aller erbaut und zur Besserung des Lebens bewogen und mit so reicher Frucht gearbeitet hat, daß man kaum mehr verlangen konnte. Deswegen haben ihn auch alle nur ungern und unter Tränen von sich ziehen lassen."[1] Ein Herr Franz Reindlinger aus Zell im Zillertal betonte in einem Dankschreiben an den Erzbischof von Salzburg, daß P. Hansens Art und Weise so nachdrucksam, so beweglich und herzrührend, ja gleichsam bezaubernd war, um auch die verstocktesten Herzen zu wahrer Buße zu bereden und mit der allerlieblichsten Manier die Sünden herauszubekommen. Zillertal hat niemal eine so heil- und segensvolle Zeit erlebt! O mit was Reue, mit was Verlangen, mit was Inbrunst liefen auch die auf den höchsten Almen wohnenden Leute herbei, um vor den Füßen unseres niemals genug zu liebenden P. Hansen eine kindliche Beicht ablegen zu können. Große und kleine, junge und alte reden, loben und danken Ew. Hochf. Gnaden für dieses so ungemein nützliche Werk, und zwar mit solcher Danksagung, daß alle gleichsam mit zweien Herzen hierfür zu danken scheinen.[2]

Über die allgemeine Missionstätigkeit der Jesuiten im Salzburgischen liegt ein kompetentes Urteil vor. Der Fürsterzbischof Sigismund von Salzburg berichtete am 16. Juli 1759 dem Papste Klemens XIII: Meine Diözese, die sich weit in den Ländern Österreich, Bayern, Steiermark, Kärnten und Tirol erstreckt, ist sehr verpflichtet dem Eifer, mit dem die Gesellschaft Jesu sich der Ausbreitung der katholischen Religion, der Verteidigung des Hl. Stuhles und der Erziehung der Jugend widmet. Die Früchte dieser Tätigkeit wachsen von Tag zu Tag. Obgleich in meinem Fürstentum Salzburg sich kein Kolleg und keine Residenz der Jesuiten befindet, so haben doch meine Untertanen großen geistlichen Nutzen von den Patres empfangen, die von Zeit zu Zeit hier weilen. Ihr Eifer zeigte sich besonders vor einigen Jahren in den Unruhen, wo Tausende in dieser Diözese die katholische Religion verließen, um sich der Sekte Luthers anzuschließen, ohne daß es ein Mittel gab, diesem Übel zu steuern. Das Gute, das die Patres damals wirkten, war sehr

---

bium transferre. Am 6. Nov. 1736 sandte P. Zech ein Gutachten gegen Errichtung eines domus missionis im Salzburgischen. Vergl. dazu die Anklage gegen P. Zech bei Arnold 1, 43.

[1] Hattler, Missionsbilder aus Tirol 225 f.

[2] Hattler l. c. 233 f.

groß, und sie setzten es reichlich fort in den Missionen, wo sie die christliche Lehre vortrugen und in ausgezeichneter Weise erklärten.[1] —

Nachdem die Missionen in den verschiedenen Ordensprovinzen an unserem Auge vorübergezogen, erübrigen noch einige allgemeine Bemerkungen über Methode, Mittel, Ausstellungen und Erfolge.

Die Erfahrungen, die man in den Missionen gesammelt, veranlaßten die Oberen, eigene Instruktionen für die Missionäre zu erlassen. Auf Grund der verschiedenen Berichte erließ der General Retz am 8. Januar 1735 eine Instruktion für die böhmische Provinz, die nicht allein in Böhmen, sondern auch in Tirol und anderwärts zur Richtschnur gedient hatte und weiterhin dienen sollte.[2] Darin heißt es u. a.: Das Breviergebet sollen die Missionäre nicht auf die späte Nacht verschieben und sich nach dem Gebrauch der Kollegien gegen 9 Uhr zur Ruhe begeben, um morgens um 4 Uhr aufstehen zu können. Die Nahrung soll frugal sein, aus drei Gerichten bestehen, für die aber weder Geflügel und Fische noch kostspieligere Speisen zugelassen werden. Während der Mahlzeit wird ein Kapitel aus Thomas von Kempis gelesen. Die Einladungen von Auswärtigen zu Tisch sollen sie durchaus nicht annehmen, noch auch Auswärtige zu sich einladen. Überhaupt ist es gut, daß die Missionäre bezüglich von Speise, Trank und Wohnung nicht allzu heikel seien, denn derlei fällt den Leuten bald auf, da sie an apostolischen Männern auch die geringste Makel beobachten und zu geringer Empfehlung der Mission überallhin ausbreiten. Von unnötigen Besuchen der Weltleute, namentlich der Frauen, sollen sie sich enthalten, dagegen aber die Pfarrer, seien es Weltpriester oder Ordensleute, gleich am ersten Tage besuchen und sie bitten, dem Missionswerke Hilfe zu leisten. Zu diesem Zwecke sollen sie sowohl den Weltklerus als die Ordensleute durch jede Art von Dienstleistung für sich und die Mission geneigt zu machen suchen und sich nie ein Wort entfallen lassen, wodurch der Klerus oder die Ortsvorstehung könnte beleidigt werden. Die Predigten sollen nicht über eine Stunde, die Unterweisungen, deren Form vertraulich und von den Predigten verschieden sein wird, nicht über 3/4 Stunden, die übrigen Gewissenserforschungen und dergl. höchstens 1/2 Stunde währen. Besondere Vorsicht und Züchtigkeit im Ausdruck wird in den Unterweisungen für die Verehlichten nötig sein. Es ist da besser, manches mit Stillschweigen zu übergehen, als durch weitläufigere Erklärung Skrupeln zu erregen und züchtige Ohren zu verletzen. Ganz besonders sollen sie sich auf höchste die apostolische Sanftmut und Geduld im Verkehr mit ungebildeten Leuten angelegen sein lassen. In ihren Vorträgen müssen sie übertriebene Strenge meiden, wodurch die Herzen der Sünder entmutigt und viele vom Besuch der Mission abgehalten werden. Bei dem so wichtigen Amte im Beichtstuhle sollen sie gegen alle beharrliche Geduld und väterliche Gesinnung, gegen Leute aus niedrigen Ständen besondere Liebe und Sanftmut an den Tag legen. Bei den Missionen vermeide man allzu große Eile, wenn nötig, kann man mehrere Tage zusetzen. Geziemende Sorge für die Gesundheit ist nötig, sonst kann unzeitiger Eifer den Missionär durch unkluge Arbeit schnell entkräften, der bei kluger Maßhaltung noch

[1] Ravignan, Clement XIII. et XIV. 2, 145 f. Dort 147 f. auch die Antwort des Papstes vom August 1759.

[1] Am 13. Juni 1733 dankt der General dem P. Karl Malliardo, Missionsobern in Prag, für die gesandten Missionsberichte; am 5. September 1733 wünscht er ihm Glück zu den großen Erfolgen und drückt den Wunsch aus, daß Malliardo conscribat methodum missionum, industrias, monita subinde a me confirmanda. Am 28. August 1734 schreibt der General, da keine Aussicht für Zulassung der Missionen in Mähren und Schlesien bestehe, die deutschen Orte in Böhmen aber durchmissioniert seien, könne Malliardo und Christophor. Müller in ihre Provinz (nach Tirol) zurückkehren. *Epp. Nostr. 47.

viele Jahre in seinem Amte hätte wirken können. Zum Schluß schärft der General nochmals große Bescheidenheit und apostolische Sanftmut ein, immer und überall nichts anderes zu suchen als die größere Ehre Gottes und das Seelenheil des Nächsten.[1]

Für die Art und Weise der Ankündigung und weiteren Bekanntmachung der Mission bietet ein Beispiel der folgende Brief der oberrheinischen Missionäre an den Pfarrer von Salmünster, dat. Orb (Kr. Gelnhausen), 5. Febr. 1734: Nach dem Willen des Hochw. Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz haben wir schon mehrere Jahre hindurch die im Gebiet der Erzdiözese liegenden Orte missioniert und gedenken nun eine Mission in Salmünster zu halten. Da der Ort zur Jurisdiktion von Fulda gehört, haben wir von dem Hochw. Fürstabt die Einwilligung und alle Fakultäten durch ein Patent erhalten. Wir gedenken die Mission in Salmünster am 6. Sonntag nach Epiphanie, d. i. den 14. Februar, zu beginnen. Wir bitten deshalb Ew. Hochw. demütig, uns in folgenden Punkten helfen zu wollen: 1. am nächsten Sonntag, 5. nach Epiphanie, von der Kanzel den Beginn der Mission zu verkünden und zu empfehlen; 2. an den Nachbarorten durch die Pfarrer zu der Mission in Salmünster einladen zu lassen. Sehr angenehm wäre es uns, wenn Ew. Hochw. durch zuverlässige Boten die beigeschlossenen Ankündigungen an die geeignet erscheinenden Orte überbringen lassen wollten, damit sie am folgenden Sonntag von der Kanzel verlesen werden; 3. einige Tage vor dem Beginn der Mission werden wir in Salmünster ankommen und die notwendigen Anordnungen treffen. Wir kommen in der Stille, deshalb ist kein Empfang nötig; 4. beim Beginn der Mission am 14. Februar mögen Ew. Hochw. an den Stufen des Hochaltars eine kurze Ansprache von höchstens ¼ Stunde halten, um dem Volke die Mission ans Herz zu legen. Darauf wird einer aus den Missionären ganz kurz antworten; 5. während der Mission fallen die anderen Predigten aus. Wir werden niemand lästig sein. Die notwendige Nahrung wird von unserem Diener bereitet; Geschenke werden wir nicht annehmen — das übrige wird besser persönlich besprochen, um den guten Erfolg der Mission zu sichern. Endlich erwarten wir eine kurze Empfangsbescheinigung dieses Briefes.[2]

---

[1] Wortlaut bei Hattler, Missionsbilder aus Tirol 54 ff.

[2] *Orig. im Pfarrarchiv zu Salmünster. — Die beigeschlossene Ankündigung hat folgenden Wortlaut: O. A. M. D. G. Künfftigen Sonntag, welcher ist der 6te nach dem Drey-Königen Tag, und fallt auf den 14. Februar, wird mit gnädigstem Willen Jhro Churfürstl. Gnaden zu Mayntz, dann auch Jhro Hochfürstl. Gnaden zu Fuld die Heilige Mission zu Salmünster ihren Anfang nehmen auff folgende Weiß: Um ½8 Vormittag wird das erste, und über eine halbe Stund das zweyte, um ½9 Uhr wird das dritte und letzte Glocken-Zeichen gegeben, worunter das Volck sich versammelt in der Pfarrkirch. Bei dem letzten Glocken-Streich gehen die PP. Missionariii zur Kirch hinein, und wird entweder von der Hochwürdigen Clerisey das Benedictus Dominus Deus Israel etc. oder von dem Volck gesungen: Gelobt sey Gott der Vatter. Nach diesem Gesang wird eine Allocution oder Anredung gehalten mit überreichung des Mission-Creutz. Nach gethaner kurtzen Antwort des P. Missionarii wird das Kirchen-Gesang zum Hl. Geist angestimmet, und nach abgesungenen gewöhnlichen Collecten das hohe Amt der H. Meß darauff gehalten. Demnach wird von dem P. Missionari zu dem Volck gesprochen. Am End derselbigen Ansprach wird das Venerabile ausgesetzt, und wird unser HErr JEsus Christus gebetten um seinen göttlichen Segen, dieses große und höchst-wichtige Geschäfft zu Gottes Ehr und unserem Heyl wohl anzufangen, und glücklich zu vollenden. Hierauff folgt der Sacramentalische Seegen nach Gewohnheit der H. Kirch. Nach dem Seegen wird die Zeit und Ordnung der Mission von dem P. Missionario verkündigt, und alles mit einem andächtigen Gesang für dißmal beschlossen. EE. LL. und AA. werden hiemit freundlichst darzu eingeladen, und voraus erinnert, daß die, so den von Jhro Päpstlichen Heiligkeit der Mission wegen verliehenen vollkommenen Ablaß gewinnen wollen, auffs wenigst den halben Teil der Predigen und Lehren zuvor auffmercksam und nützlich anhören müssen; die

Außer den allgemeinen Mitteln der Predigt, Katechese, Empfang der heiligen Sakramente bemühten sich die Missionäre auch die Quellen der sittlichen Verwilderung, die ja vielfach durch soziale Mißstände gefördert wird, zu verstopfen. So stellte der Tiroler Missionär P. Angelus Catenati im Jahre 1744 dem kaiserlichen Minister Grafen Chotek u. a. vor: „Endlich ist zu erwägen, wie sehr es zum Verderben der Sitten beiträgt, daß man bei der immer wachsenden Zahl der Bevölkerung doch nicht die Erlaubnis erteilt, je nach Bedarf neue Wohnungen zu bauen. Dadurch geschieht es, daß oft Eheleute und Kinder, Knechte und Mägde in derselben Kammer beisammen wohnen und schlafen müssen zum unaussprechlichen Ärgernis. Hierher gehört auch die Not jener Armen, die keinen Grund und Boden besitzen, und nun, nachdem die Aufteilung der Wälder an manchen Orten geschehen ist, klagen müssen, daß man ihnen kein Holz mehr gestatte, als etwas weniges auf hohen Bergspitzen, wohin sie nicht kommen können. Sollen sie also nicht in die äußerste Not geraten, so fordert die christliche Liebe, daß man ihnen zu Hilfe komme."[1]

Die Wirkungen der Mission sollten nicht wie ein Strohfeuer verpuffen, sondern möglichst dauerhaft gemacht werden, und dazu benützte man in vielfacher Weise das Schrifttum. Ein großes Gewicht wurde auf die Versorgung des Volkes mit erbaulichen Schriften gelegt, die den Inhalt der Predigten und Katechesen festlegten. In den einzelnen Missionszentren verfaßte man deshalb Missionsbüchlein, die, vielfach umsonst verteilt, eine ungeheuere Verbreitung fanden. In der Schweiz wurden besonders verbreitet „Heilsame Erinnerungen der apostolischen Mission, so seith 1762, in denen hochlöblichen Cantonen der catholischen Eydgenossenschaft gehalten worden"; bereits 1772 erschien das Büchlein in fünfter Auflage. In seinem ersten Teil enthielt es „nützliche Lehren" über den christlichen Glauben und das christliche Leben; der zweite Teil bietet „Gottselige Andachtsübungen"; im dritten finden sich „Auferbauliche Gesänge."[2] In Tirol erschien ein Missionsbüchlein wenigstens schon 1739.[3]

Die in vielen Tausenden Exemplaren verbreiteten Missionsbüchlein sind nunmehr zu den größten Seltenheiten geworden und auch in manchen bedeutenden Bibliotheken nicht mehr vorhanden.[4] Eines der ältesten ist wohl das Dillinger Missionsbüchlein: Geistliche Gesänger und Gebetter zu Gebrauch der Heiligen Mission zusammengetragen. Dillingen bey Joh. Ferd. Schwertlen 1718, 24°, 94 S. Fast zur Hälfte enthält es Gesänge mit Noten, dann die üblichen Gebete, Beichtspiegel, Lebensregeln für Tag, Woche, Monat, Partikularexamen nach dem Exerzitienbüchlein, am Schluß das Glaubensbekenntnis nach dem Tridentinum. Das nachweisbar älteste aus der oberrheinischen Provinz trägt den Titel: Geistliche Gesänger und Gebetter zum Gebrauch der hl. Mission. Cum privilegio Electoris Palat. Heidelberg. 1717. Es enthält Lieder mit Noten, Gebete, Unterweisungen und im Anhang als Memorare Novissima kurze Betrachtungen auf alle Tage des Monats. Mainz 1718. Ein etwas gekürzter Abdruck ohne die Noten ist Geistliche Gebetter und Gesänger bevor getruckt zu Constanz anjetzo zu Zug in der Schweiz

---

jenige aber, so mit hindan gesetzten zeitlichen Geschäfften von dem Anfang bis zum End allen geistlichen Functionen oder Uebungen fleißig und ernstlich beiwohnen werden, haben annoch dabei einen solchen Nutzen und Trost zu hoffen, welcher um so viel grösser ist, um wie viel mehr an dem Himmel, und an dem Geschäfft der Seel, als am Leib, und an der gantzen Erd gelegen ist. Dann: Was hilffts den Menschen, daß er die gantze Welt gewinne und leidet doch Schaden an seiner Seel? Oder was kan der Mensch geben, damit er seine Seel wiederum löse? Matth. 16, 26.

[1] Hattler, Missionsbilder aus Tirol 90.

[2] Staehelin, Der Jesuitenorden in der Schweiz, 47.

[3] Hattler VII und 4.

[4] Am reichsten ist noch die Stadt-Bibliothek in Köln durch die Bäumkersche Sammlung.

1722. In vielen Auflagen erschien das „Mission-Büchlein zu größerer Ehr Gottes und Hülff der Seelen in dieser Form gerichtet von denen Missionariis S. J. Prov. Rheni Superioris Maynz 1725" (222 S.)[1]

Ein kurzes Missionsbüchlein der niederrheinischen Provinz erschien zuerst wenigstens schon 1723 zu Düsseldorf, dann später oftmals. Die Ausgabe von 1759: „Geistliche Übungen bei der heiligen Mission", eingerichtet von denen Missionariis S. J. Prov. Rheni Jes. enthält Gebete, Gesänge mit Noten, Unterricht (S. 60 bis 70) und im Anhang schöne Lieder mit Noten, von denen das Volk stets den Refrain sang. Die Ausgabe von 1769 (72 S.) schließt mit den Versen:

Alles meinem Gott zu Ehren
In der Arbeit, in der Ruh,
Gottes Lob und Ehr zu mehren,
Ich verlang und alles thu'.

Ein Missionsbüchlein der österreichischen Provinz führt den Titel: Geistliche in Reim verfaßte Lehren, Übungen oder Gesänge . . . in den Missionibus. Wien, Katechetische Bibliothek bei St. Anna S. J. 1737.

Wie schon aus den angeführten Büchlein hervorgeht, enthielten dieselben zahlreiche Lieder, vielfach mit Noten. Dadurch wurde allenthalben der Volksgesang gehoben und an Stelle anstößiger Gassenhauer gewöhnte sich das sangesfrohe deutsche Volk an Gesänge mit sittlichem und religiösem Gehalt. In manchen Missionsberichten wird ausdrücklich hervorgehoben, daß nach der Mission Straßen und Feld von den schönen alten religiösen Liedern anstatt der früher so vielfach anstößigen Zotenlieder widerhallten.[2]

Um den Volksgesang bei den Missionen machte sich besonders P. Wilhelm Hausen aus Dillingen (1710—1781) verdient. Er gab 1762 ein Gesangbuch heraus, Der singende Christ, d. i. Gesänger von ewigen Wahrheiten (Dillingen, 303 S.), das viele Auflagen erlebte. Derselbe verfaßte auch ein Missionsbüchlein, das 1761 zu Dillingen schon in 12. Auflage erschien: Tägliche Hausmission, das ist Christliche Lebensordnung. Es ist jedenfalls dieses Büchlein, von dem die Jahresbriefe von 1760 folgendes berichten: Das Ellwanger Missionsbüchlein, das schon in 10 Auflagen fast durch das ganze katholische Deutschland verbreitet ist, hat mit dem Segen Gottes ganze Häuser und Familien eine christliche Lebensordnung gelehrt. Deshalb kaufte ein Förderer der Mission 400 Exemplare und ließ sie unter der Schuljugend verschiedener Dörfer verteilen.[3]

Bei P. Hausen sind wir in der glücklichen Lage, kritisch feststellen zu können, nicht allein, was er im allgemeinen in den Volksmissionen gepredigt, sondern auch, was er den verschiedenen Ständen und Berufen eindringlich ans Herz gelegt hat. Alles dies hat er aufgezeichnet in einer vergrößerten Art eines Missionsbüchleins. Dasselbe führt den Titel: Der Gute Christ in seinen vornehmsten Pflichten kurz und klar unterrichtet.[4] In dem Vorbericht betont er, daß er sich beflissen, alles beizubringen, was er immer aus langer Erfahrung bei seinem vieljährigen Amte eines

[1] Andere Ausgaben Bamberg 1740, Maynz 1758, Neudruck Aachen 1893.

[2] Vergl. Hattler, Missionsbilder aus Tirol 49, 267.

[3] Dieses Missionsbüchlein erschien noch im 19. Jahrhundert in vielen Auflagen. Die Auflage von 1777 zählt 262 S. Eigene Standesbüchlein verfaßte P. Hausen unter anderem auch für die Kinder: Das christliche Kind, Dillingen 1765.

[4] 5 Bände 8° zu je 400—500 S. Die erste Auflage in 4 Bänden erschien 1769—1773 in Dillingen, die zweite in 5 Bänden in Augsburg 1775. Die Approbation des Eichst. Generalvikariats vom 19. Okt. 1774 (5. Bd.) empfiehlt unter Lobsprüchen auf den eifrigen, mehr als 30 Jahre tätigen Missionar das Buch den Gläubigen und besonders auch dem Klerus.

apostolischen Bußpredigers für ersprießlich gehalten, einen guten Christen zu bilden. Die Schreibart sei die nämliche, welche in seinem bekannten Büchlein unter dem Titel „Tägliche Hausmission“ zu ersehen und so großen Beifall gefunden habe.

Alles, was von einem wahrhaft christlichen Leben verlangt wird, hat P. Hansen in einfacher, sehr klarer und eindringlicher Weise vorgelegt und stets auf besondere Umstände und Schwierigkeiten Rücksicht genommen. So wenn er (im 1. Band) von dem unmäßigen Trinken spricht: das „manche als einen Landesbrauch, als eine erlaubte Erquickung, als eine bürgerliche Ergötzung ansehen,“ wobei er die vielfachen bösen Folgen schildert und die Entschuldigungen widerlegt. Ebenso widerlegt er (2. Band) die Ausflüchte, womit man sich vom Almosengeben freimachen will: harte Zeiten, viele Kinder, geringes Einkommen, standesmäßiges Fortbringen. Hast du wenig, so geb von dem Wenigen und der getreue Gott wird das Wenige vermehren. Sparsamer im Spielen, Essen, Kleidern, Ergötzungen! Nicht karg sein wollen, wenn man seinem Erlöser in den Armen etwas mitteilen soll! Eindringlich und liebevoll tritt P. Hansen ein für die Kranken, Sorge für ihre Wohnung, ihre Liegerstatt. In großer Krankheit kein Bett, keine Decke, keine Lebensmittel, keine Arznei! Sehr schön und praktisch sind u. a. seine Ausführungen über die Liebesreue (4. Band). Wenn du noch unbewußte, schwere Sünden auf dir hättest, wenn du etwa von dem Priester aus Zufall nicht recht von deinen Sünden wäreft losgesprochen oder nicht gültig getauft worden, würde die vollkommene Liebesreue alles ersetzen und dich von der Erbsünde sowohl als von wirklichen Sünden freimachen. Auch ein Irrgläubiger, ein Türk, Heid, Jud kann dadurch noch selig werden. Ganz besonders schön und praktisch sind die Anweisungen für die einzelnen Stände (5. Band) für den Seelsorger: spring den Kranken, Sterbenden Tag und Nacht mit Freuden bei, den Armen, Notleidenden hilf mit Rat und Tat; für den Hausvater und die Hausmutter: erweis den Dienstboten alle Liebe, gib ihnen anständige Verpflegung, den gedungenen Lohn und noch etwas darüber, halte Böses von ihnen fern, gib ihnen in allem ein gutes Beispiel. Ebenso herzlich mahnt er die Dienstboten.

Ein besonderes Kapitel widmet er den Schuldigkeiten eines Schulmeisters. Jene fehlen sehr, die das Amt eines Schulmeisters als gering ansehen, weil dessen Besoldung sehr klein ist oder weil manchesmal in dasselbe sich ein übelgesitteter, ungeschickter Mensch einschleichet. Nein, Nein! Der Schuldienst ist nicht zu verachten: er ist weit wichtiger als viele glauben. Vielfacher Segen geht von einem guten Schulmeister aus: Nutzen für die Kinder, Trost für die Eltern, dem Vaterlande die größte Beihilfe. Aus allem dem ist zu erfahren, wie sehr dir (dem Schulmeister) die Kinder, die Eltern und das ganze Vaterland verbunden sind, wenn du das Schulamt mit möglichster Sorgfalt verwaltest. Dafür gibt er dann die Mittel an: Erwerbung der zum Schulamte erforderlichen Eigenschaften: Lesen, richtig schreiben, rechnen, dann eine erbauliche Lebensart, saubere Einrichtung der Schule, Pünktlichkeit, Ordnung in der Schule, Trennung von Knaben und Mädchen, in Strafen große Liebe, Sanftmut und Geduld, endlich Einvernehmen mit den Eltern. P. Hansen schließt: Was ich bisher von den Schuldigkeiten eines Schulmeisters beigebracht habe, ist nur ein kurzer Inhalt jenes Werkleins, das ich vor einigen Jahren herausgegeben unter dem Titel: Der christliche Schulmeister.[1] In diesem ist ausführlich zu lesen, wie ein Schulmeister beschaffen sein soll.

In dem Kapitel über die Schuldigkeiten des Ehestandes betont er u. a. klar und eindringlich: verhindere niemals das Ziel des Ehestandes, er beklagt den damals so vielfach grassierenden schändlichen Mißbrauch des Ehestandes. Nicht leicht besser können die Pflichten des Ehemannes und der Frau, von Vater und Mutter behandelt werden, wie dies in den folgenden Kapiteln geschieht; dabei kommt er auch wieder auf die Notwendigkeit der Schule zu sprechen. Lasset die Kinder Lesen, Schreiben, Rechnen, eine Kunst, Hantierung oder höhere Wissenschaften erlernen, wenn sie deren

[1] Der christliche Schulmeister in seinem wichtigen Schulamte kurz und wohl unterrichtet. Dillingen 1766.

fähig sind. Schauet nicht die Kosten an, dann haben eure Kinder etwas Nützliches erlernet, sind sie in den Stand gesetzt, sich in der Welt gut fortzubringen. Machet den Kindern eine Freude und eine Lust zum Lernen durch Lob und Geschenke! Führe die Kinder selbst zum Schulmeister, gib ihm die Gewalt sie zu strafen, frage öfters nach, wie sie sich verhalten, wie sie lernen usw. Nicht allein die Kinder, sondern auch das Vaterland wird dir einstens darum danken.

Sehr scharfe Worte findet P. Hausen gegen die Eltern, die ihre Kinder zu einem bestimmten Stande bestimmen und zwingen. „O wie töricht ist es, wenn du deine Kinder, die noch kleinen, noch unverständigen Kinder bald zum weltlichen, bald zum geistlichen Stande bestimmest oder die erwachsenen mit Gewalt und Drohungen zwingest. Ach dergleichen erzwungene Standeserwählungen ziehen die traurigsten Folgen nach sich! Wie eindringlich die Mahnungen für die Eltern, so herzlich sind auch die Mahnungen für die Kinder, besonders den Eltern in Krankheit und Alter alle Liebe zu erweisen!

So sehr er den Adel der Geburt schätzt, so will er dem Adeligen keinen Vorzug für Verschwendung, Übermaß in der Lebenshaltung einräumen. Dieses Übermaß im Tafeln und fortwährenden Lustbarkeiten macht verhaßt, verdirbt die Untergebenen, häufet die Schulden. Nicht Verschwendung, nicht müßiges Leben, sondern gute Haushaltung und kluge Mäßigkeit hat deine adeligen Voreltern zu einem so großen Vermögen gebracht. Verwende dieses Vermögen zu adelicher Freigebigkeit zuvörderst gegen die Dienstboten, gib ihnen den gebührenden Lohn und Kost, gegen die Taglöhner und Handwerker, bezahle sie bald und richtig, ohne ihnen etwas abzudrücken, gegen deine bedürftigen Untergebenen, welche billig von dir die erste und beste Hilfe erwarten, gegen die verlassenen Witwen und Waisen, gegen die Armen, die nicht fähig sind ein Brod zu verdienen, die verborgen in den Häusern vor Hunger und Kummer dahinschmachten. Sei freigebig gegen jene, die dir lange Zeit getreue Dienste geleistet. Ein Wunderding! Manche Adelige sind freigebig, ja verschwenderisch gegen Schmeichler und Schwätzer, freigebig zu allem Aufwand und Lustbarkeiten, aber hartherzig, unempfindlich karg, wenn sie einem armen Tropfen helfen sollen. O wieviele Bedürftige könnten manche Adelige kleiden und ernähren von dem, was sie unnütz auf übertriebene Pracht, überflüssige Mahlzeiten, die vielen Pferde, Hunde, das überteure Spielen und andere wollte Gott nicht sündhafte Dinge verwenden!

Wie die barmherzige Liebe zu den Armen das Herz des Missionärs erfüllt, zeigt P. Hausen bei den verschiedensten Gelegenheiten, so auch in dem Kapitel über die Schuldigkeiten eines Kaufmanns. Je größeren und gerechteren Gewinn du machest, desto mehr Ursache hast du, den Bedürftigen Gutes zu tun, denn wer soll den Armen Hilfe leisten, wenn es ein beglückter Kaufmann nicht tun will? Durch dergleichen Werke der Barmherzigkeit wirst du den göttlichen Segen über deine Handelschaft herabziehen; die Armen, Verlassenen, Kranken und Bedrängten, denen du etwas Labung wirst zufließen lassen, werden deine mächtigsten Fürbitter sein.

Eines der letzten Kapitel behandelt die Schuldigkeiten eines Wirts oder Gastgebers. P. Hausen zeigt sich vertraut mit allen Praktiken und Mißständen und weiß in der eindringlichsten Weise zu warnen. Wenn du eine einzige schwere Sünde durch deine Wachsamkeit verhinderst, ist es vor Gott verdienstlicher als ein langes Gebet.[1]

Ein weiteres Mittel zur Befestigung in den Missionsvorsätzen waren verschiedene Standesbündnisse und Andachten. Vielfach werden erwähnt besondere Vereine für Jünglinge und Jungfrauen zur Förderung sittlicher Lauterkeit, ferner die Einrichtung einer regelmäßigen Morgen- und Abendandacht oder einer Abend-

[1] Für seine Bemühungen erntete P. Hausen in Rom großes Lob. So schrieb ihm der General Retz am 12. Mai 1746, daß er seine Methode ad morem Eichstadian. vollständig approbiere und ihm den erbetenen Titel eines apostolischen Missionärs mit allen Vollmachten verleihe. *Germ. sup. 15.

andacht allein. Beide fanden großen Anklang und weite Verbreitung. Sie wurden geregelt durch besondere Statuten. Solche Statuten von dem Niederrhein aus dem Jahre 1719 gaben als Mittel für das fromme Verbündnis „Devotio vespertina“ an: Monatliche Kommunion, jeden Samstag Abend öffentliche Gewissenserforschung, wie sie im Missionsbüchlein gelehrt wird, an allen Marienfesten und allen Samstagen Weihe an die allerseligste Jungfrau, täglich auf öffentlichem Platze oder bei Regen in der Kirche vor dem Bilde der Mutter Gottes Absingen der Lauretanischen Litanei aus dem Missionsbüchlein und Reuegebete, Begleitung des Allerheiligsten bei Versehgängen und bei dem Begräbnis eines Mitgliedes.[1]

Die Volksmissionen hatten den Zweck, das katholische Volk in sittlicher und religiöser Beziehung zu bessern und zu festigen. Das Zuströmen von Protestanten konnte und wollte man nicht verhindern, man freute sich sehr, wenn Protestanten bei Gelegenheit der Mission den Weg zur Mutterkirche zurückfanden. Proselytenmacherei wäre aber gegen den Zweck der Missionen gewesen und hätte diesen nur hinderlich sein können. Ein eifriger Missionär, der Ordenshistoriker Adam Flotto, spricht sich 1729 über das Verhältnis der Missionen zu den Protestanten also aus: Bei den Missionen erscheinen oft viele Unkatholische, und weil man ihnen mit aller Freundlichkeit begegnet, haben sie sich öfters eingestellt und von dieser so nützlichen Weis, die christlichen Wahrheiten vorzutragen und die Sitten zu verbessern, rühmlich gesprochen. Sowohl der notwendige tägliche Umgang der Katholiken mit den Unkatholischen als auch dieser letztern gute Neigung zur Mission schienen ein Mittel zu fordern, welches den Katholiken den Verkehr mit ihren Glaubensgegnern unschädlich und daher die Missionsübungen nützlich machte, zumal diese solcher Liebe um so mehr würdig, als sie ihren Irrtum nit mutwillig erwählt, sondern unwissend ererbt haben. Deshalb habe er den Glaubensartikel von der heiligen Kirche in verschiedenen Vorträgen behandelt, diese gesammelt und auf vieler Wunsch jetzt in Druck gegeben. Bei der Ausführung habe er sich befleißigt, alle Unbescheidenheit und Feindseligkeit zu vermeiden, als welche zu nichts anders dienlich, als bei den Verständigen Mißfallen zu erwecken und die Wahrheit nur mehr verhaßt zu machen. Dieses Versprechen hat P. Flotto gehalten, stets sachlich, vermeidet er z. B. bei Luther die sonst damals vielfach üblichen beschimpfenden Titulaturen. Die Vorträge wurden nicht alle bei jeder Mission gehalten, sondern nach Unterschied von Ort und Zuhörern bald dieser bald jener Beweisgrund hervorgehoben.[2]

Neben dem großen Lobe, das den Missionen gespendet wurde, hat es auch nicht an Klagen und Anklagen gefehlt, die aber vielfach teils ganz unbegründet waren, teils nur die dem deutschen Charakter weniger entsprechende italienische Methode betrafen, wie wir bereits früher vernommen haben, teils über das Ziel hinausgeschossen.

So klagte z. B. das Regensburger Ordinariat am 1. Februar 1764 dem oberdeutschen Provinzial: Wir vernehmen, daß die Missionäre fast an keinem andern Orte als im Zimmer Beicht hören; dies muß in bezug des weiblichen Geschlechts unterbleiben.[3] P. Georg Paur schrieb daraufhin (Landshut 1764) an P. Franz Holl in Regensburg, der eine oder andere von den Missionären hört Beicht im Zimmer, d. h. in der Sakristei, im Turm, in einer Kapelle, aber stets bei offener Tür, selbst wenn das Zimmer geheizt ist, auch stets hinter eisernem Gitter.

---

[1] *Leges et ratio instituendi devotionem vespertinam. *Orig. Rhen. inf. 70, f. 49.

[2] Adam Flotto, Articulus Decretorius ... Ich glaube an Eine heilige katholische und apostolische Kirche ... In den apostolischen Missionen vorgetragen. München 1729. 12°. 390 S.

[3] *Konzept Regensburg, Ordin.-Akten Volksmissionen. Dort auch die folgenden Briefe.

Der Grund ist, weil nicht genug Beichtstühle vorhanden, zuviel Gedränge ist und manche geschriebene Generalbeichten ablesen wollen. In der Passauer Diözese ist unsere Methode gebilligt worden.[1] Näheres berichtet dann P. Aug. Nebenheg von Amberg, 22. Februar 1764, an das Regensburger Ordinariat. Es würden Beichten auf den Zimmern gehört, 1. weil es im Winter sehr kalt war, aber 2. stets hinter eisernem Gitter, 3. waren auch außer dem Beichtkind stets 1 oder 2, oft mehrere Personen im Zimmer gegenwärtig. Es ist sonst bei großer Kälte unmöglich, solange Beicht zu hören, nämlich morgens von 5—11½ und nachmittags von 2—7 Uhr. Dazu kommt, daß in den Simultankirchen oft überhaupt keine Möglichkeit besteht, in der Kirche die Beichten zu hören.[2]

Durch diese Aufschlüsse zeigte sich das Regensburger Ordinariat durch Schreiben vom 28. Februar 1764 an den Provinzial zufriedengestellt, nur müsse man sorgen, daß in dem Zimmer nichts von andern gehört werde.[3]

Der Bischof von Speyer, August Graf von Limburg-Styrum, erließ am 13. Dez. 1770 eine „Verordnung an die in den churpfälz. Landen und speyerischem Bisthume zur Mission aufgestellten Priester der Gesellschaft Jesu", worin er eingangs seine besondere Zufriedenheit über die Missionen ausdrückt, bei der Wichtigkeit der Sache aber einige Erinnerungen dem erneuerten Patent beifügen will, deren Befolgung den Zweck der Missionen noch vollständiger sichern würde. Zuerst betont er, daß man bei der Katechese nicht nur das Gedächtniß, sondern ganz besonders das Begreifen der Wahrheiten im Auge behalten müsse. Zweitens haben wir mehrmalen und zwar ganz zuverlässig wahrgenommen, daß die Missionspredigten einesteils viel Erbauung und geistliche Vorteile, andrerseits auch große Kleinmütigkeit der Gewissen nach sich lassen. Der Schrecken muß deshalb durch die Hoffnung mehr heilsam gemacht werden. Zu diesem Zwecke sollt ihr erstens in jeder Gemeinde jene Trost- und Hoffnungsgründe recht einleuchtend zu erkennen geben, die in unserer Religion auch für den größten Sünder liegen. . . Nur allein die gehörige Mischung der tröstenden und schreckenden Wahrheit ist es, was wir bezielen. Zweitens sind die Schwachheitsfehler künftig genauer als bisher geschehen ist, von den Sünden der Bosheit zu unterscheiden. Drittens ermahnen wir bei euren Missionsverrichtungen unsere Diözesanen dahin einzuleiten, daß sie sich nicht allein mit einer unvollkommenen Reue bei der Beichte begnügen, sondern eine in den Vollkommenheiten Gottes gegründete, der Stärke oder dem Grade nach, gleichwohl angehende Liebe vereinbaren. — Schließlich empfiehlt der Bischof für die Missionen solche Zeiten zu wählen, an welchen die Landleute durch ihre Arbeiten nicht an der Teilnahme gehindert werden.[4] —

Die Erfolge der Missionen waren so einleuchtend und handgreiflich, daß sich Personen, die für die Ehre Gottes und das Seelenheil des Nächsten begeistert waren, ganz von selbst der Gedanke aufdrängen mußte, auf Mittel zu sinnen, den Segen der Missionen auch für die Zukunft zu sichern. Diesem Gedanken entsprangen die vielen Missions-Stiftungen, die den Unterhalt der Missionäre sicherten und zugleich die Mittel boten, das Werk ohne jede Belästigung für Pfarrer und Gemeinde in alle Zukunft fortzusetzen. Die Stiftungs-Urkunden, die vielfach im Original vorliegen, bieten zugleich einen neuen, ganz unanfechtbaren urkundlichen Beweis für den großen Segen der Volksmissionen.

Nur einige Beispiele.

P. Herdegen berichtet am 1. Dez. 1720 dem Provinzial von Oberdeutschland:

---

[1] *Orig.

[2] *Orig.

[3] *Konzept.

[4] *Wortlaut Nova Acta histor. eccles. XII (1773) 183 ff.

Ich teile heute Ew. Hochw. mit die Fundation der Missio Bavarica, wenn man sie so nennen will, die in Kürze vollzogen sein wird. Über 6000 fl. sind von dem Dekan von Vilshofen gezahlt, 3000 fl. von einem Pfarrer. Von anderer Seite erwarte ich vielleicht noch in diesem Monat 1500 fl.; ein anderer Kaufmann verspricht eine ähnliche Summe, so daß die ganze Fundation auf 15 000 fl. steigt, deren Zinsen mit 800 fl. für den Unterhalt von 3—4 Missionären genügen werden.[1]

Von der großen Tiroler Stiftung durch den kaiserlichen Rat Joh. B. Fenner und seiner Gattin war schon früher die Rede.[2] Dieselben Eheleute stifteten laut Urkunde Hall, 10. Oktober 1722, wegen unbeschreiblich großen Nutzens der Missionen ein Kapital von 4000 fl. für die Mission im schwäbisch Österreichischen und diesem nächst herumliegenden Landen für „den dermalig in daselbstiger Mission geistreich berühmt und beeiferten Adm. R. P. Carolum Malliardoz S. J. und dessen im Missions Superioratu successores."[3]

Im Interesse der größeren Freiheit und Unabhängigkeit der Missionäre von anderweitiger Unterstützung stand man in Rom den Missionsstiftungen freundlich gegenüber. So schrieb der General Tamburini am 6. Aug. 1728 an den P. Andr. Prösl, der damals im Salzburgischen missionierte: Gerne gebe ich meine Zustimmung für die Annahme und Verwendung der von einer vornehmen Dame angebotenen und jährlich zu zahlenden 200 fl., damit Sie, je weniger Sie andern zur Last fallen, um so nachdrücklicher ihre Arbeit auf die Ausrottung so schwerer Schäden verwenden können. Über die Annahme des Legats zugunsten der Mission und zur Vermehrung deren Fundation, glaube ich, wird wie jetzt so auch später zu seiner Zeit keine Schwierigkeit bestehen.[4]

In einer Urkunde, datiert Günzburg, 2. Oktober 1739, erklärt Maria Victoria Freifräulein von Ulm=Erbach: Weil ich teils aus mündlichem Bericht, teils aus eigener Erfahrung öfters selbst gesehen und gehört habe, daß die Patres Soc. Jesu mit höchster Beförderung der göttlichen Ehre und größter Frucht der Seelen die sogen. Missionen durch ganz Schwaben und Bayern vornehmen, deshalb schenke ich zu gedachter schwäbischer und bayerischer Mission ein Kapital von 2500 fl., die ich baar erlegt, für jede der beiden Missionen die Hälfte; nach meinem Tod werden noch 1500 fl. folgen.[5]

In dem Projekt einer Missionsstiftung aus dieser Zeit erklärt Ferdinand Ludwig Graf von Wolfegg: Weil erwogen den großen Seelen Nutzen, welchen die Patres Soc. Jesu einige Jahre her in diesen Ländern und nicht minder in unserer Grafschaft Wolfegg und Kißlegg vermittelst ihrer eifrigen Buß und Sittenpredigten beigeschafft, macht er zur Kontinuierung dieses Werks eine beständige Fundation von 2000 fl. für einen Missionär aus dem Kolleg zu Konstanz, der jährlich 2—3 Wochen in Wolfegg und Kißlegg missionieren und den Unterhalt bei uns finden wird.[6]

Ebenfalls für die Missionen in Schwaben, insbesondere für eine alle zehn Jahre zu Munderkingen zu haltende Mission stiften der Kaufmann Jos. Winkhler und dessen Ehefrau wegen des großen Nutzens der Missionen am 14. Nov. 1754 ein Kapital von 300 fl.[7] Ein Vermächtnis der Gräfin Augusta von Reichenstein vom

---

[1] *Orig. Germ. sup. 105 f. 365.

[2] Vergl. oben S. 232 f.

[3] *Kop. M. R. Jes. 296. Am 14. März 1722 schreibt der General an den oberdeutschen Provinzial Jost: Praenobili D. Joan. Bapt. Fenner tam bene merito de Missione Tyrolensi et nunc quoque Suevica libenter addico meritorum nostrorum communionem. *Ad Germ. sup.

[4] Ad Germ. sup.

[5] *Ges. Orig. M. R. Jes. 264.

[6] *Kop. M. R. Jes. 264.

[7] *Missionsakten II, 11. Archiv Prov. Germ. sup.

Jahre 1757 lautete auf 10 000 fl. für die bayerische Jesuiten-Mission.[1] Die Eheleute Kaufmann Joh. Ant. Gonney und Frau vermachen laut Urkunde Augsburg, 12. Sept. 1761, an den Provinzial der oberdeutschen Provinz „zur ewigen Stiftung eines Missionärs aus der oberdeutschen Provinz, namentlich durch den Breisgauer und Schweizer Distrikt" eine Summe von 6000 fl., von deren abfallenden Interesse die Missionen unterhalten werden sollen.[2]

Von andern großen Stiftungen, besonders denen des Würzburger Professors Ulrich für die fränkische und schwäbische Mission wurde schon früher gesprochen.[3]

Schließlich hatten alle Missions-Zentren in Bayern, Schwaben, Franken, Schweiz, Tirol, Niederrhein und Oberrhein usw. ihre eigenen ewigen Stiftungen, die für den Unterhalt einiger Missionäre ausreichten.[4]

Mehr noch als alle Lobeserhebungen und Stiftungen gereicht den Volksmissionen ein Umstand zur Ehre, der ganz besondere Hervorhebung verdient. Während nämlich bei der Aufhebung den Exjesuiten vielfach alle Tätigkeit von weltlichen und geistlichen Behörden mehr und mehr unterbunden wurde, konnten die Volksmissionäre ihre segensreiche Tätigkeit allenthalben mit kirchlicher und weltlicher Belobigung fortsetzen, bis sie ermüdet ins Grab sanken oder die Wogen politischer Revolutionen mit dem übrigen Kirchengut auch die Missionsstiftungen hinwegschwemmten.

---

[1] Augsburg, Stadtarchiv, Kath. Wesensarchiv L. 85, 4.

[2] *Ges. Orig. M. R. Jes. 267 (269) Akten darüber in Missionsakten II, 11.

[3] Vergl. oben S. 214 f. und weitere Akten in Würzburg, Universitätsbibl., Materialien 4, 265 f. und Wolkenau a. a. O. 50 f.

[4] Auch für die Pfälzische Mission bestand ein eigenes Haus zu Ingelheim mit einer Missionsstiftung für drei Missionäre wenigstens seit 1758. *Catal. tertius 1758—1770 Domus Missionis Palatinae Ingelhemii. Reine Einkünfte für drei Missionäre etwas über 300 fl. Nach dem Catal. tertius 1764 und 1767 hatte die Missio S. J. per Tractum Mogunt. reine Einkünfte für drei Missionäre 330 fl.



Sechstes Kapitel.

Exerzitien.

Aufschwung. Standes-Exerzitien. Priester-Exerzitien. Exerzitien-Häuser.

Mit dem Aufschwung der Volksmissionen ging ein Aufschwung der Exerzitien einher: es sind dieselben Männer, die beides anbahnten.

Während die großen Volksmissionen meist im Sommer abgehalten wurden, benutzten die Missionäre Winter und Frühjahr, um dreitägige Exerzitien für die einzelnen Stände zu geben. So kam es zur allgemeinen Einführung der Standesexerzitien, die überaus segensreich gewirkt.[1] Die ersten Standesexerzitien gaben die PP. Herdegen und Loserer Winter 1715 in Düsseldorf. Die Kurfürstin von der Pfalz berichtete darüber am 29. Februar 1716 an ihren Vater: Gott sei gedankt, haben die Exerzitien begonnen mit Erfolg. P. Loserer gibt dieselben den Männern in ihrer (der Jesuiten) Kirche und der P. Herdegen in der Kirche der Karmelitessen den Frauen.[2]

Diese Standesexerzitien setzte dann P. Loserer mit großem Erfolg im Süden fort. Von Neuburg schrieb er dem P. Kleinbrodt am 25. Februar 1717 über die Vorbereitung dieser Exerzitien[3] und am 2. April 1718 berichtet er Näheres über die geistlichen Übungen in Rastatt.

Nach kurzem Aufenthalt in Heidelberg haben wir die Übungen in Rastatt begonnen, und zwar in der Kirche der Franziskaner. Diese erwies sich als zu klein, und wir mußten die Betrachtungen auf dem Markusplatz halten; viele Restitutionen sind erfolgt, die Versöhnungsfeier war großartig; allgemein hat man gegenseitig um Verzeihung gebeten. Die Fürstin (die Markgräfin von Baden) war bei allen Betrachtungen und erklärte vor dem Altare mit lauter Stimme: Das Ziel, das wir in den Exerzitien erreichen sollten, nämlich, daß wir nach denselben sogleich zum Sterben bereit seien, habe ich mit der Gnade Gottes erreicht. Gott ist mein Zeuge, daß ich jetzt sofort freudig sterben würde. Einen größeren Bericht wird P. Mayr (Mayer) senden. Zwei Tage nach den Exerzitien sind wir hierhin nach Heidelberg zurückgekehrt, wo wir morgen beginnen werden. Die Mainzer verlangen sehr nach den Exerzitien. P. Haan (der Provinzial) gab zwei Patres, P. Nikol. Bayer und P. Wolff.[4]

Der ausführliche Bericht des P. Jos. Mayer[5] erzählt, daß die Markgräfin von Baden, die an Stelle ihres minderjährigen Sohnes die Regierung führte, diese Exerzitien gewünscht, die die vorher durch die Mission gepflanzten Tugenden tiefer einwurzeln sollten. Die Übungen begannen am 21. März 1718. Am Anfang derselben läßt der Missionär fünf Punkte von den Teilnehmern mit lauter Stimme

[1] Vergl. Histor. Pol. Blätter 170 (1922) 573 ff.

[2] *Epistolae Principum XI. Näheres über diese Exerzitien in der *Continuatio Relationis Historicae de miss. per Duc. Jul. ac Montium 1715—1716 M. R. Jes. 265 und besonders in den Briefen Loserers Düsseldorf 17. Nov. und 29. Dez. 1715 an Milesius *Orig. Rhen. inf. 60.

[3] *Orig. Clm. 26471.

[4] *Orig. l. c.

[5] *Relatio exercitiorum publice traditorum Rastadii 1718. 4°. 15 p. in M. R. Jes. und auch in Clm. 28472.

versprechen: 1. diese Tage nur Gott und ihrer Seele zu widmen, 2. alles zu tun während dieser acht Tage, was sie für ihr Seelenheil als erforderlich erkennen würden, 3. die Zusätze (Additionen) aus dem Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius genau zu beobachten, 4. außer dem Gebete auch Bußwerke zu üben zur Erlangung von Gnaden, 5. die Exerzitien so eifrig zu machen, als wenn sie nach denselben sterben würden. Die Markgräfin ging mit gutem Beispiel voran. Alle Geschäfte ruhten. Um 6 Uhr war hl. Messe vor dem ausgesetzten Allerheiligsten, unter der von den Hofsängern aus dem Missionsbüchlein die Morgengebete gesungen wurden; das Volk sang mit, nach dem Gesang gemeinschaftlicher Rosenkranz, ¾8 war geistliche Lesung von einem Franziskaner, darauf Betrachtung (Consideratio) mit den Präludien am Anfang und dem Schluß-Kolloquium (¾ Stunden), nachher gemeinsamer Gesang der Liebesseufzer des hl. Xaver. Es folgte die Betrachtung (Meditatio) mit Erweckung lebhafter Affekte. Jeden Tag fand vor- und nachmittags eine Kreuzprozession zur Hofkirche statt. An der Spitze ging die Markgräfin. Am Nachmittag waren wiederum Consideratio und Meditatio (3—5). Nach der Prozession am Abend wurden die Männer in die Franziskanerkirche geführt, wo sie Akte der vollkommenen Reue und Bußwerke verrichteten, die Frauen mit der Markgräfin in die Hofkirche, wo sie mit ausgespannten Armen beteten. In beiden Kirchen wurden dann die Punkte für die Morgenbetrachtung gegeben und zum Schluß das Abendgebet gesungen. Bei der Generalkommunion gebrauchten alle, auch die Markgräfin und der Erbprinz, statt des Kommuniontuches die geschriebenen Vorsätze. Bei Hof und Volk war die Frucht eine sehr große. Die Markgräfin hat dem General und Provinzial besonderen Dank ausgesprochen.

In dem Dankschreiben des Markgrafen Ludwig an den Provinzial, datiert Rastatt, 11. April 1718, heißt es: die Patres Georg Loferer und Joseph Mayer haben in den Missionen und Exerzitien große unbeschreibliche Früchte erzielt. Überall herrscht christliche Zucht; auf den Wegen erschallen christliche Gesänge, der katholische Glaube ist gekräftigt, dafür solle er auf Weisung seiner Mutter den heißesten Dank abstatten. Seine Mutter bitte für die beiden Patres, denen sie ewig verpflichtet, um die Erlaubnis, weitere Missionen und Exerzitien in der Markgrafschaft Baden abhalten zu dürfen. Dafür würden seine Mutter und auch er stets dankbar sein.[1]

Die Markgräfin zu Baden, Franziska Sibylla Augusta, geb. Herzogin von Sachsen-Lauenburg, berichtete am 18. April 1718 dem Generalvikar zu Straßburg: In der Mission im vorigen Jahre und an den geistlichen Übungen in dieser Fastenzeit haben die apostolischen Missionäre ihre Funktion dergestalt ersprießlich vollbracht, daß nicht nur unsere Untertanen in dieser Gegend den größten Nutzen davon geschöpft, sondern auch viele Irrgläubige zur wahren katholischen Religion hierdurch bekehrt worden. Weil wir nun die ungemeinen, ja fast unbeschreiblichen Früchte zu vieler tausend Personen ewigem Heil wahrgenommen, und die tägliche Erfahrung zeigt, daß solche große Frucht auch indes künftighin in die weitere Posterität sich erstrecken wird, so haben wir erachtet, daß wir dem allmächtigen Gott kein angenehmeres Werk bezeigen können, als wenn wir solche Missionen auch in unseren übrigen Grafschaften veranlassen. Der Generalvikar möge alles tun, diese Absicht zu fördern und den Missionären, namentlich den PP. Loferer und Mayer, auf ihr Ansuchen in allen Stücken an den seiner geistlichen Jurisdiktion angehörigen Orten zeitig an Hand gehen, wofür die Markgräfin sich dankbar erweisen werde.[2]

[1] *Orig. Clm. 26472 f. 257.

[2] *Kop. Clm. 26472 f. 256.

P. Herdegen gab Standesexerzitien in Landshut. Die dreitägigen Exerzitien für die hiesigen Studenten, so schreibt er am 21. März 1718 an den Provinzial Preiß, haben nicht allein für die Studenten, sondern für die ganze Stadt große Früchte gezeitigt: Bußeifer, Beilegung von Feindschaften, Beseitigung der nächsten Gelegenheiten usw. Am dritten Tag war der Platz zu klein. Nach den Exerzitien erbat der Kanzler dieselbe Gnade für die größere Kongregation und den Adel, der Magistrat für die ganze Stadt, die Soldaten für die Besatzung. Noch größer war die Wirkung bei der dreitägigen Recollectio für die Frauen, wie er 19. April berichtet. Die anwesenden weltlichen und geistlichen Behörden waren erstaunt über die große Wirkung, sie hätten eine solche Bewegung nicht für möglich gehalten.[1]

Von der Hand des P. Herdegen besitzen wir eine Reihe anschaulicher Berichte über den großen und nachhaltigen Erfolg und die Methode dieser Rekollektionen, wie er sie nennt. Über die Methode der dreitägigen Rekollektion in Landshut für die Schüler des Gymnasiums, 16. März 1718,[2] berichtet er, daß gleich in der ersten Betrachtung Stillschweigen draußen und zu Hause auferlegt, einige fromme Übungen empfohlen und als Tessara für den folgenden Tag das oft und oft zu wiederholende Herrenwort mitgegeben wurde: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? Das Stillschweigen wurde auch zu Hause trotz aller Anreizungen und Witze streng gehalten. Am folgenden Morgen in der Frühe war die Betrachtung über das Fundament und nach der hl. Messe folgte eine Instruktion über die tägliche treue Pflichterfüllung. Am Nachmittag war eine Instruktion über die schlechte Kameradschaft, und nach dem Offizium der allersel. Jungfrau die Betrachtung über die Sünde. Um 6 Uhr abends erschienen dann alle Studenten, dazu aber viele Bürger und Herren aus der Stadt im Oratorium; zuerst war eine kurze Wiederholung der Betrachtungen, dann Erforschung des Gewissens; die lebendigen Akte des Reueschmerzes ergriffen so, daß alles weinte. Den Schluß bildeten Punkte für die folgende Morgenbetrachtung. Der zweite Tag brachte vormittag die Betrachtung über den Tod und die Instruktion über Wert und Gebrauch der Zeit, nachmittag die Betrachtung über das besondere Gericht und die Instruktion über die Gefahren des Seelenheils. Am Abend war für die Gewissenserforschung großer Zulauf aus der ganzen Stadt und Umgegend, 40 Sodalen erschienen in Bußsäcken mit Geißeln, nach den Akten der Reue wurde das Licht gelöscht und nicht allein die Sodalen, sondern auch fast alle übrigen geißelten sich. Noch größer war der Andrang am dritten Tage bei der Betrachtung über die Strafen der Hölle und der Instruktion über die hl. Messe vormittags, und nachmittags über die Ewigkeit und die Standeswahl — die Bußprozession zeigte starke Beteiligung und großen Eifer in der privaten und öffentlichen Verrichtung der verschiedenen Bußübungen. Eine Folge der Rekollektion war das stürmische Verlangen der andern Stände nach einem Triduum, so der größern Kongregation, des Adels, der Soldaten usw. Vom 6.—8. April folgte dann die Rekollektion für Adel und Bürger in der Jesuitenkirche,[3] vormittags 8—10, nachmittags 2—4, abends 6 (Gewissenserforschung). Über 1000, darunter der ganze Adel, nahmen teil mit großem Eifer, das Stillschweigen wurde strenge gehalten. Nach dem Miserere, das von den Sängern und Priestern gregorianisch ergreifend gesungen wurde, löschte man die Lichter und gab Freiheit zur Geißelung, die von vielen mit den verschiedensten Instrumenten mit großem Bußeifer ausgeführt wurde. Auch der Bußeifer zu Hause zeitigte die verschiedensten Opfer, die Betrachtung über die Verzeihung der Unbilden bewirkte eine rührende allgemeine gegenseitige Ver-

[1] *Orig. l. c.

[2] *Orig. Germ. sup. 105 f. 11 ff.

[3] *Orig. Germ. sup. 105 f. 21 ff.

zeihung. In der Karwoche folgten dann Exerzitien für die Frauen, die an Eifer die Männer noch übertrafen. Nach jedem Triduum wurden verschiedene Geschenke angeboten, Geld, heilige Gegenstände, Eßwaren, aber alles wurde abgeschlagen, so daß weder ein Pfennig noch ein papierenes Bildchen angenommen wurde; aber auch von mir, so schreibt P. Herdegen, wurde nichts geschenkt, dies nahm niemand übel, sondern alle erbauten sich sehr an dieser skrupulösen Enthaltung von allen Geschenken.[1] Ähnlich lauten die Berichte über weitere Standesexerzitien in Neuburg März 1719, München April 1719, Augsburg März 1720. Über eine frühere Rekollektion für die Studenten in Neuburg schreibt P. Anton Gugler, Neuburg, 15. Februar 1717, an den Provinzial: Die dreitägige Rekollektion der Kasuisten bis Syntax inkl. leitete mit sehr großem Eifer P. Loferer, der sich auch wie in den Missionen öffentlich geißelte. Am Ende der Rekollektion wurden die geschriebenen Vorsätze der einzelnen bei der heiligen Kommunion aufgeopfert und dann am Fuße des Kreuzes beim Eingang in das Gymnasium niedergelegt, damit sich die Studenten bei dem täglichen Vorbeigehen daran erinnern. Die drei untersten Schulen leitete für sich getrennt P. Herdegen. Die Frucht war groß.[2]

P. Herdegen verfaßte auch einen längern Bericht über die Standesexerzitien in Amberg. Er schreibt, Regensburg, 17. März 1722, an den Beichtvater der Kurfürstin von der Pfalz: Kaum hatte ich mich von den Missionen nach Amberg zurückgezogen, kam der Kanzler und bat mich im Namen der Regierung um dreitägige Rekollektionen und Mission für die ganze Stadt. Für die Rekollektionen wurde der Winter bestimmt. Mit den Frauen machten wir den Anfang. Die Beteiligung und der Eifer waren groß. Zu Hause wurden die Vorträge wiederholt, die Vorsätze aufgeschrieben, geistliche Lesungen gehalten und Bußwerke verrichtet. Es folgten die Jungfrauen. Eine Frucht der ersten Rekollektion war, daß die Frauen ihre Töchter und Mägde schickten in solcher Zahl, daß die geräumige Kirche nicht alle fassen konnte. Auch die Soldaten baten durch den General Auditor um eine Rekollektion. In geordneten Reihen, an der Spitze die Offiziere, erschienen mehr als 700. Auch diese hielten strenges Stillschweigen. In allen Mannschaftsstuben las einer ein geistliches Buch vor, dem ein Gebet folgte. Alle, auch die Offiziere, kamen zur Beichte. Weihnachten folgten dann die Handwerker.[3]

In der ganzen oberdeutschen Provinz wurden in den folgenden Jahren Standesexerzitien gehalten. Das Kolleg in Mindelheim berichtet 1719: Die dreitägigen Übungen, die von einem Missionär für die Studenten gehalten wurden, bewirkten eine solche Änderung, daß die Stadt sich nicht genug wundern konnte. In Altötting und Konstanz begannen die Standesexerzitien 1720. In diesem Jahre (1720), so heißt es bei Konstanz, wurde von dem Missionär zu Beginn der Fastenzeit der Anfang gemacht mit dreitägigen geistlichen Übungen für die Studenten, dann für Männer und Frauen mit einer geradezu unglaublichen Wirkung. Für die Jahre 1720—1723 liest man bei Ingolstadt: die dreitägigen geistlichen Übungen wurden gegeben: 1. der kleinen Kongregation in ihrem Oratorium, 2. den Bürgern in der Aula des Gymnasiums, 3. ebendort den Soldaten der Besatzung, 4. den Frauen in der Kapelle der Muttergottes vom Siege; die Frucht war sehr groß. Für dieselbe Zeit steht bei Landshut: Schon seit drei Jahren werden im Frühjahr die dreitägigen geistlichen Übungen für alle Bürger nach Stand und Geschlecht in mehreren Abteilungen mit sehr großem Erfolg abgehalten. Über Augsburg heißt es

[1] *Orig. Germ. sup. 105 f. 216 ff.
[2] *Orig. M. R Jes. 2051.
[3] *Orig. Germ. sup. 97.

1721: In diesem und dem vorigen Jahr waren geistliche Übungen für alle Stände teils im Oratorium, teils in den Kirchen. Die Frucht war sehr groß.[1]

Über die Art und Weise in Dillingen berichtet die Geschichte des Kollegs zum Jahre 1717: Die fast 200 Herrn Sodalen machten dreitägige Exerzitien in drei Abteilungen vor und nach Weihnachten und in der Karwoche. Zu diesem Zwecke wurden im Oratorium der Kongregation der ganzen Länge nach auf beiden Seiten durch spanische Wände Zimmer eingerichtet und mit Tisch, Stuhl, Betpult, geistlichen Büchern usw. ausgerüstet. Am Vorabend wurden Zweck und Art und Weise der Exerzitien erklärt, dann folgten die Punkte für die Morgenbetrachtung und die Anweisung der Zimmer. Am folgenden Morgen war um 7 Uhr die hl. Messe, dann Vorbereitung zur Betrachtung, 7¾—8 Betrachtung, 8¼ Reflexio und Aufschreiben der Vorsätze, 8½ Thomas a Kempis und andere geistliche Lesung, 9¼ Consideratio (Erwägung), 9¾ Gewissenserforschung, 10 nach Hause zum Mittagessen, Rückkehr 12 Uhr. Freie Zeit für geistliche Dinge und Unterredung mit dem Präses. 1 Uhr Erwägung, 1½ Vorbereitung für die Generalbeicht, 2 Uhr Vesper und Komplet, dann Erwägung, 3 Lesen, Schreiben, frei, 3½ Matutin und Laudes, Geistliche Lesung, 4¼ Vorbereitung zur Betrachtung, dann auf den Knien die Betrachtung, die der P. Präses mit lauter Stimme abhielt. Es folgten die Punkte für die Betrachtung des folgenden Tages und nach 6 Uhr die Entlassung nach Hause.[2]

In München wurden die dreitägigen Rekollektionen 1719 eingeführt, und zwar für die einzelnen Kongregationen; an der Rekollektion für die Bürger-Kongregation, die deutsch gehalten wurde, nahmen auch Frauen teil. Eine weitere Teilung der Stände erfolgte 1726 durch P. Karl Malliardoz, der in zirka 15 Abteilungen die Exerzitien in München gab für die Englischen Fräulein, dann in ihrer Kirche für Damen, 3. für Jungfrauen, 4. für verheiratete Frauen, 5. wieder für Jungfrauen, 6. für die größere Kongregation, an denen auch der Hof 2—3mal teilnahm, 7. kleine Kongregation, 8. Bürger-Kongregation, 9. Gesellen-Kongregation, 10. für die französischen Männer, 11. für französische Frauen, 12. für Soldaten usw. Derselbe Missionär gab von Januar bis Ostern 1727 Exerzitien an 11 verschiedene Gruppen mit einem unglaublichen Erfolg.[3]

Die Standesexerzitien behaupteten sich auch später. So besagt ein gedruckter „Vorbericht zu den geistlichen Gemüts-Versammlungen, welche eingehende heilige Fastenzeit für unterschiedliche Stände in der churfürstlichen Haupt-Regierungsstadt Landshut werden angestellt werden von den PP. Missionariis S. J. im Jahre 1765"[4]: In der ersten Fastenwoche will die hiesige hochw. Geistlichkeit selbst mit dero schönsten Beispiel der ganzen Stadt vorleuchten als am Montag, Dienstag und Mittwoch allzeit vormittag 9—½11, nachmittag 2—4 intra parietes Collegii S. J. Um dieselbe Zeit wird für die Frauen die Recollectio in der Kirche der Gesellschaft Jesu gehalten. Es folgen in der zweiten Fastenwoche ebendort um dieselbe Zeit „die ledigen Weibsbilder". Die nämliche (2.) Woche und Tage die untersten lateinischen Schulen in coetu Angelico, in der dritten Fastenwoche die Studenten der großen Kongregation in Odaeo Mariano, die „ledige Manns-Personen" auf dem großen Studenten-Saal; in der vierten Fastenwoche die hochansehnlichen Herrn und Bürger der großen Kongregation am Mittwoch, Donnerstag und Freitag (8—10, 2—4) auf dem großen Studenten-Saal, zur selben Zeit die Herrn Soldaten hiesiger Besatzung in der Kirche der Gesellschaft Jesu; in der fünften Fastenwoche die Sodalen der Kleinern Latein-Kongregation in Odaeo Mariano, in der-

[1] *Supplementum Historiae Germaniae Superioris 1717—1750 M. R. Jes. 105.

[2] *Supplem. hist. coll. Diling. 1717.

[3] *Hist. coll. Monac. vol. 2.

[4] Mitteilungen aus der Deutschen Provinz 1 (1897) 44 ff.

selben Woche Mittwoch und Donnerstag eine besondere Rekollektion für die Armen von dieser Stadt und Vorstädten 8—½10, 2—5 in der Kirche der Gesellschaft Jesu.

Über die Beförderung der Standesexerzitien durch den Würzburger Fürstbischof Karl Philipp sagt P. Adam Huth, der gewesene Beichtvater des Fürstbischofs, in der Trauerrede am 18. Dezember 1754: Ich kann mich nicht entbrechen, zu unsterblichem Nachruhm Caroli Philippi Henrici die von Höchst deroselben beliebte, gutgeheißene, eingeführte Geistliche Übungen des H. Stifters Ignatii zu berühren. Hoch zu schätzen war, daß er in seiner Residenz Stadt allen Gattungen der Stände, Herrn und Bürger, mann- und weiblichem Geschlecht, Verheirateten und Ledigen, Studierten und Unstudierten, wiederholt auch seiner sämtlichen Soldatesca dieses die Seligkeit zu erlangen vielfältig bewährtes Mittel gnädigst hat angedeihen lassen. Hoch anzurühmen ist .... daß er in höchster Person ein und mehrmalen im Jahr hindurch von andern Geschäften weg in die geistliche Einöde sich verschlossen ... daß zu seinem eigenen wie er sagte und der Seinigen ihn so nahe angehenden Hof-Herrn, Beamten, Bedienten geistlichen besten von dem zweiten Jahr seiner Regierung in der heiligen Charwoche die geistlichen Exercitia in seine Hof-Kirch bis hiehin ununterbrochen alljährlich eingeführt, bei denselben sich allzeit in höchster Person eingefunden und nicht nur 30- und 50-, sondern hundertfältigen Frucht daraus geschöpft habe.[1]

Zu Baden wurden im Jahre 1751 zur Gewinnung des Jubiläums dreitägige Volksexerzitien in folgender Weise gehalten. Vor- und nachmittags waren Punkte für die Betrachtung. Nach den Betrachtungen gaben 2 andere Patres Instruktionen, indem ein Pater, der der Kanzel gegenüber mitten in der Kirche saß, Fragen über die zehn Gebote nach der Fassungskraft des Volkes vorlegte, der andere auf der Kanzel diese Fragen eingehend beantwortete und erklärte, wie bei den Missionen in unserer Provinz. Nach der Instruktion hielt ein Pater eine Gewissenserforschung mit Erweckung von Reue und Vorsatz. Die Zuhörer waren sehr zahlreich, an der Spitze immer der Markgraf August, der Erfolg sehr groß. Ähnliche Volksexerzitien fanden in Baden vom 11.—19. März 1764 statt mit gleichem Erfolg.[2]

Eine eigene Studie über die Volksexerzitien in der Erzdiözese Trier im 18. Jahrhundert[3] zählt eine ganze Reihe verschiedener Arten auf. Da werden genannt: 1. Pfortenexerzitien. Die Exerzitanten, die sich nicht ganz von ihren Berufsgeschäften lösen konnten, erschienen an der Klosterpforte wohl in dort gelegenen Sprechzimmern. Hier legte der Exerzitienleiter den Versammelten den Betrachtungsstoff vor. Die Betrachtung selbst und die andern frommen Übungen veranstaltete dann jeder in seiner Wohnung oder in der Kirche. Die Übungen dauerten 8 Tage. Vielfach waren es auch Weihekandidaten, die auf solche Weise die geistlichen Übungen machten, so im Jahre 1746 24, später noch mehr. Diese Art der Exerzitien übernahm später auch das Trierer Novizenhaus, wo z. B. 1769 40 junge Theologen teilnahmen. In Koblenz waren Pfortenexerzitien seit den 50er Jahren, hier waren es meist Laien. Eine Koblenzer Notiz vom Jahre 1772 besagt: Wir erteilten jungen und ältern Leuten Exerzitien an der Pforte und in der Kirche, ferner 15—16 Personen morgens um ½6 Uhr nach der ersten Messe, andern, die zur Schule mußten, zu gelegener Zeit. 2. Lateinische Exerzitien für Gymnasiasten und Akademiker. Sie dauerten gewöhnlich 3 Tage. Außer den Mitgliedern der

[1] Hellscheinendes Licht in der Ost-Fränkischen Kirchen Wirtzburg (1755) S. 35 f.

[2] *Historia Coll. Bad. 1751—1754. 1764—1766. Über die Art und Weise der Exerzitien in Schlettstadt 1736, 1738, 1743, 1762, s. Geny 2, 340, 357, 413, 558.

[3] A. Schüller, Zeitschrift für Heimatkunde des Regierungsbezirks Koblenz 2 (1921) 242 ff.

lateinischen Kongregation nahmen vielfach die 3 obern Klassen des Gymnasiums, viele Geistliche und vornehme Laien teil. Die einstündigen Vorträge wurden in lateinischer Sprache je zweimal morgens und nachmittags gehalten. Absolutes Stillschweigen wurde beobachtet. 3. Exerzitien für Bürger und Handwerker-Sodalen. In Trier brachte P. Georg Lill in den Jahren 1760—1773 die Bürgersodalität zu hoher Blüte. Wenigstens fünfmal während dieser Zeit ließ er seiner Sodalität die Exerzitien erteilen. Schon ein halbes Jahr vorher richtete er die Predigten auf die kommenden Exerzitien ein. Dann ließ er Zettel drucken und verteilen, die eine kurze Übersicht über Betrachtungen und Lesungen und die Tagesordnung enthielten. Die ersten im Jahre 1761 dauerten 5 Tage. Die ganze Aula war schon ½9 morgens besetzt. Der andächtige Gesang bei dem Umgang am Abend rief fast die halbe Stadt zu dem Segen in der Kirche herbei, so daß fast kein Platz mehr zu bekommen.[1] Solche Exerzitien werden 1762, 1763, 1769 und 1770 verzeichnet. Für die Handwerker- oder Junggesellen-Kongregation in Koblenz fanden Exerzitien in den Fastnachtstagen statt, um die Sodalen vor Ausschreitungen zu bewahren, so im Jahre 1749. 4. Frauenexerzitien. Sie waren seltener, 1744 in Trier, 1749 und 1751 in Koblenz. 5. Soldaten-Exerzitien. Erstmals begegnen wir solchen 1736 in der Festung Ehrenbreitstein. Die Offiziere luden die Soldaten ein „durch Worte nicht durch Drohungen". Sie dauerten 9 Tage bis Osterdienstag, um die am Ostermontag üblichen Ausschreitungen beim „Emausgang" zu verhindern. Bei den Prozessionen schloß den Zug die große Zahl der zu lebenslänglichem Kerker oder zu mehrjähriger Zwangsarbeit Verurteilten. Im April 1746 fanden die Exerzitien 8 Tage lang unter freiem Himmel statt, da die Burgkapelle zu klein war. Alle Soldaten und Offiziere beteiligten sich. An den Soldatenexerzitien im Frühjahr 1770 nahmen auch viele Bürger von Ehrenbreitstein teil, der Kommandant der Festung fehlte bei keinem Vortrag. Auf Einladung des Kommandanten wurden 1772 sechstägige Exerzitien für die Soldaten der Festung abgehalten. 6. Allgemeine Volksexerzitien. Im Unterschied von den Missionen wird von äußern Veranstaltungen abgesehen und ein starkes Gewicht darauf gelegt, das Volk an das betrachtende Gebet und die tägliche Gewissenserforschung zu gewöhnen. Von eigentümlichen Exerzitien auf der Wanderschaft wird 1717 berichtet. Als der Pater in einer Eifelgemeinde anlangte, war die Gemeinde zur Pilgerschaft nach Trier gerüstet. Kurz entschlossen, wanderte der Missionär mit, um den Leuten unterwegs Exerzitien zu erteilen. An etwa 70 Wegkreuzen kam man vorbei. Bei jedem Kreuze trug der Pater einen Betrachtungspunkt vor. So erledigte er auf dem Hinwege die erste Woche und bereitete alle zu einer Generalbeicht am Grabe des Apostels Matthias vor. Auf dem Rückweg gab er die Punkte für die Betrachtungen der übrigen Wochen. Im Marschieren wurde betrachtet, gesungen und gebetet; zwischendurch erzählte der Pater aus der Kirchengeschichte. Im Jahre 1720 hören wir, daß die Eifelmissionäre die ins Deutsche übersetzten Betrachtungen des P. Camillus Hector zu verteilen pflegten, nach denen dann manche Gläubige ihre Betrachtungen machten und manche Pfarrer besonders während des 40stündigen Gebetes eine Art von Exerzitien ihren Pfarrkindern darboten.[2]

---

[1] N. Zimmer, Geschichte der Trierer Bürger-Sodalität (1912) 49.

[2] Camillus Ettori gab 1686 zu Venedig eine Anleitung zu den Exerzitien heraus, die oft aufgelegt und nach der 7. ital. Ausgabe im Jahre 1715 von dem Kölner Jesuiten Heinr. Heinsberg unter dem Titel Solitudo sacra ad dies octo vel decem animae saluti utiliter impendendos ins Lateinische übersetzt wurde. Später erschienen auch deutsche Ausgaben, so Prag 1722, Köln 1723. Für die Geschichte der Exerzitien, Exerzitienhäuser und besonders die Methode der Exerzitien findet man darin manche Aufschlüsse, so 1, 55 ff. Tagesordnungen für die verschiedenen Stände.

Solche Volksexerzitien wurden in der Folge viele gehalten. Besonders in der Eifel, an der Mosel und am Rhein, und zwar mit großem Erfolg bis zur Aufhebung. In Koblenz und Trier waren seit 1740 Volksexerzitien eine ziemlich regelmäßige, fast jährliche Erscheinung. Sie wurden von Männern und Frauen aller Stände, auch vom Adel, der Geistlichkeit und den Behörden gut besucht. In solchen Zeiten waren alle Geistlichen der Stadt vom Morgen bis zum Abend mit Beichthören beschäftigt. In Koblenz z. B., wo während der Volksexerzitien des Jahres 1770 täglich 5 Predigten gehalten wurden, reichten 14 Tage lang die Beichtväter nicht aus. Für die Übungen im Jahre 1756 wurde in Koblenz als Leitmotiv die Tugend der Gerechtigkeit behandelt. Lange Zeit vorher wurde das Volk von den Kanzeln zur Teilnahme eingeladen und vorbereitet. Die für den Katechismus gut organisierte „Aloisische Jugend", ferner Gymnasiasten und Mitglieder des Adels trugen tausende Einladungszettel zu den Exerzitien von Haus zu Haus und verteilten solche an den Straßenecken. Jeder Gläubige hatte beim Beginn eine gedruckte Ordnung zur Hand. Ferner wurden über tausend Zettel mit Gebeten, Gesängen, Reueakten usw. gratis verteilt. Morgens von 5—6¼ waren die Vorträge besonders den Arbeitern und Dienstboten angepaßt, von ½8—10 den Frauen und Jungfrauen, von 3—5 der Gesamtheit, Männern und Frauen. Alle Stände nahmen an diesen Übungen teil.

Von besonderer Bedeutung waren die Standesexerzitien für Priester. Im ersten Jahrzehnt stoßen wir auf bischöfliche Mandate zur Förderung dieser Exerzitien. So verordnete der Bamberger Fürstbischof Lothar Franz von Schönborn am 13. April 1706, „daß alle Pfarrer, Kapläne und Seelsorger sub poena cassationis absque exceptione Exerzitien zu machen haben, und zwar diejenigen, die nur eine Tagereise von Bamberg entfernt sind, in Bamberg, unter Anleitung eines Jesuiten im Seminar bei St. Martin oder besser im Kolleg selbst, die weiter entfernt wohnenden bei den Franziskanern zu Weyer oder Kronach, die Pfarrer, welche Religiosen sind, in ihren Profeßhäusern 3—4 Tage lang." Die Dekane sollten die Zeit für die einzelnen Geistlichen bestimmen, die sich dann über die Abhaltung der Exerzitien auszuweisen hatten. Die Jahresbriefe des Bamberger Kollegs verzeichnen jedes Jahr Exerzitien für Geistliche. Die Dauer bewegte sich zwischen 3—8 Tagen, die Teilnehmerzahl stieg auf 40 jährlich. Auch die Weihekandidaten hatten bei den Jesuiten Exerzitien zu machen.[1]

Im Jahre 1707 erließ der Trierer Erzbischof Hugo von Orsbeck auf Anraten der Jesuiten ein Dekret, in dem er alle Seelsorger einlud, sich jährlich den achttägigen geistlichen Übungen zu unterziehen. Die Seelsorger sollten den Exerzitien bei den Jesuiten in Koblenz oder Trier obliegen. Über die Ausführung mußten die Dekane wachen, denen die Pfarrer auf dem Kapitel ein Zeugnis über abgehaltene Exerzitien einzureichen hatten.[2] Im Jahre 1707 folgten dieser Einladung in Koblenz 92 Geistliche, 1709 68, später, 1711, waren es nur 11. Im Oberstift zu Trier scheint das Dekret überhaupt nicht ausgeführt worden zu sein.

Eine eigene Art von Priester-Exerzitien veranstaltete, wie bereits früher kurz erwähnt, P. Dufrêne in Niederöschingen. Er selbst berichtet in der Einleitung zu seinem ersten Triduum im Juni 1742: Niederöschingen, im Gebiet von

[1] K. Wolkenau, Die Seelsorge im Fürstbistum Bamberg (1911) 52.

[2] J. J. Blattau, Statuta synodalia 3 (1844) Nr. 70. Vergl. A. Schüller, Massenexerzitien für Geistliche in der Erzdiözese Trier in Zeitschrift für Heimatkunde von Koblenz und Umgebung 1 (1920) 133 ff. Dort auch über die Exerzitien in Männer- und Frauenklöstern, insbesondere S. 136 über den Befehl des Trierer Erzbischofs Franz Georg von Schönborn vom Jahre 1733 an alle Frauenklöster, regelmäßig geistliche Übungen abhalten zu lassen.

Möskirch-Fürstenberg, liegt zwischen Villingen und Schaffhausen. Der eifrige Pfarrer dieses Ortes richtete das Pfarrhaus auf seine Kosten so her, daß es leicht 30 Priester für dreitägige Exerzitien aufnehmen konnte. Aus der Nachbarschaft und weiterer Entfernung kamen eifrige Priester hierher, die der Pfarrer Frobenius Ferdinand Tonsin als seine Gäste beherbergt und verköstigt. Die Zeit des meist im Sommer abgehaltenen Triduums wird lange vorher brieflich bekanntgegeben. Täglich beginnen gegen 4 Uhr die hl. Messen, um 8 Uhr nach einem feierlichen Segen die Betrachtung bis 10 Uhr, eine weitere Betrachtung von 2—4 nachmittags; der Betrachtung geht stets eine geistliche Lesung und Erwägung voraus und ihr folgt die Reflexio während ¼ Stunde. Um 11 Uhr Mittagessen, um 6 Uhr Abendessen, während der Mahlzeit ist Lesung, nach der Mahlzeit Besuch des Allerheiligsten und dann Erholung (Kolloquien über Fragen aus der Moral, Aszese, Kirchengeschichte) bis 1 bzw. bis 8 Uhr. Um 8 Uhr Gewissenserforschung und gemeinsames Abendgebet. Wie P. Dufréne in der Widmung, datiert Möskirch 7. Sept. 1742, an den Kardinal Damian Hugo (Schönborn), Bischof von Speyer und Konstanz, mitteilt, beteiligten sich am ersten Triduum 26 Priester mit großem Eifer, die alle die Drucklegung der Betrachtungen wünschten, die dann im Jahre 1743 erfolgte.[1] Einige Jahre später, 1746, erschienen auch 8 weitere Tridnen im Druck. Man sieht daraus, daß P. Dufréne jedem Triduum einen bestimmten Gedanken zugrunde legte und diesen in den Betrachtungen und Lesungen nach allen Seiten zu vertiefen suchte.[2]

Diese Exerzitien fanden großen Anklang und erfeuten sich eifriger Förderung von weltlicher und kirchlicher Seite.[3]

Von den 3tägigen Priester-Exerzitien im Jahre 1745 in Brixen, die der eifrige Tiroler Missionär P. Jak. Socrella hielt, ist folgende Ordnung aufbewahrt: Am Vorabend war in der Burgkapelle der Einleitungsvortrag. An den folgenden Tagen wurde in der Früh ¾9 Uhr ein Glockenzeichen für die geistliche Lesung gegeben, um 9 Uhr hl. Messe, darnach kurze Angabe des Gegenstandes und der Frucht der Betrachtung. Die Betrachtung selbst hielt P. Socrella eine Stunde lang vor dem ausgesetzten Allerheiligsten, auch mit den Anmutungen und Kolloquien. Nach der Betrachtung ¼ Stunde Rückblick eines jeden für sich über die Betrachtung, alsdann Lesung aus der Nachfolge Christi, Gewissenserforschung. Hierauf begeben sich die Exerzitanten nach Hause. Nachmittags begannen die Übungen um ¾3 Uhr mit

---

[1] Sacerdos aut Sanctus aut Reprobus Triduo expensus Riederoeschingae in secessu annuo Ven. Cleri mense Junio 1742 praeside et directore P. Maxim. Dufréne S. J. Ser. Principi Carolo Furstenbergio a Sacratioribus Consiliis et sacris Confessionibus Augustae V. 1743. 12°, 348 p.

[2] Secessus Triduani octo Augustae V. 1746. 1. Finis primus et ultimus Sacerdotis. 2. Peccatum Sacerdotis. 3. Poenitentia Sacerdotis. 4. Novissima Sacerdotis usw., jedes zirka 120—160 p.

[3] Joseph Wilhelm Ernest Fürst zu Fürstenberg richtete von Donaueschingen, 12. August 1745, ein Patent an alle Räte, Beamten usw., in dem es heißt: Demnach unser Geistlicher Rat, der ehrw. P. Max. Dufrène S. J. schon von einigen Jahren her nicht nur allein den Pfarrherrn und Seelsorgern, sondern auch unsern und den benachbarten Untertanen die geistlichen Recollectiones zu sonderbarer Auferbauung und Seelenheil hin und wieder gegeben, hierzu auch von dem Bischöflichen Konstanzer Generalvikariat specialiter begnadigt und einem sehr befördernden Decreto versehen worden ist, wollen auch wir diesem höchst ersprießlichen und gottgefälligen Werk alle Hilfe bieten und unseres Geistl. Rats eigenes Anerbieten noch ferner continuirt wissen. Wir befehlen deshalb allen Beamten und Untertanen, diesem Werk jede Beförderung zu geben und bei meiner Ungnad jede Hinderung zu meiden. M. R. Jes. 258. Auch Papst Benedikt XIV. erteilte unter dem 1. Februar 1749 den Priestern, die in Riedeschingen (!) zu dreitägigen Exerzitien unter der Leitung eines Paters der Gesellschaft Jesu zusammenkamen, einen vollkommenen Ablaß für 7 Jahre. Acta S. Sedis in causa Soc. Jesu 2, 472.

geistlicher Lesung, 3 Uhr Erwägung über die Standesobliegenheiten, 4 Uhr Betrachtung wie am Morgen, schließlich Lesung und Gewissenserforschung. Diese Übungen dauerten morgens und abends je zwei starke Stunden.[1]

Zur Erleichterung für die Exerzitanten wurden vielfach gedruckte Programme mit der genauen Tagesordnung herausgegeben, so zu Ingolstadt, Eichstätt 1720 ff.[2]

Die dreitägigen Exerzitien, die ein Priester des Konstanzer Kollegs in der Fastenzeit 1762 dem Konstanzer Klerus gab, waren so wirksam, daß er dieselben auf Wunsch der geistlichen Behörde drucken lassen mußte.[3] P. Michael Zech gab seine Via trium dierum[4] 1762 für die Priester-Exerzitien heraus.

Das Triduum, das P. Neumayr für Adelige und Gebildete hielt, erschien 1740 in Druck und war so beliebt, daß 1748 schon die dritte Auflage nötig wurde. Das veranlaßte ihn auch, ein Triduum für die Priester herauszugeben, und zwar mit dem Leitmotiv: Die Gnade des Priesterberufs (1765 schon die 6. Auflage). In der Einleitung verbreitet er sich über Wert und Methode der Exerzitien und widerlegt die Einwände, die erhoben worden.

Der Priester-Bruderschaft Bonae voluntatis widmete P. Joh. Dirckinck mehr als 14 Jahre lang jedes Neujahr die Erklärung einer Regel, die er dann 1708 zusammenfaßte.[5] Sehr interessant sind u. a. die Ausführungen zum Kanon VI gegen Trunkenheit und Besuch von Gastmählern mit dem leidigen Zutrinken. Das ganze priesterliche Leben mit all seinen Arbeiten und Mühen zieht an unsern Augen vorüber und wird mit trefflichen Mahnungen begleitet.[6]

---

[1] Vergl. Hattler, Missionsbilder aus Tirol, S. 297.

[2] Ars artium sive ars sancte moriendi DD Sodalibus academicis Congr. Majoris Ingolst. sacro exercitiorum triduo 23.—25 Martii 1720. 4 Bl. München. Staatsbibliothek. Bav. 8⁰ 4025. — Tranquillitas conscientiae. Materia triduanae recoll. a Congr. Maj. acad. Ingolst. 21.—23. Martii 1741. 2 Bl. l. c. Triduum sacrum animae puritati consecrandum a Congr. Maj. Acad. Ingolstad. 21.—23. Martii 1747. J. P. Schleig. 8.—. Vorbereitung und Tag-Ordnung der geistl. Exercitien oder Versammlung des geists, welche die Marianische Congreg. zu Aystätt auf dem Marian. Saal anstellen wird, den 20.—22. Merzen 1737. 8.—. Recollectio ante formulae renovationem a sodalibus Marianis Congreg. acad. studiosorum B. M. V. purificatae per triduum instituta. Eystadii 1737. 8.—. Erneuerung der Furcht Gottes durch eine geistliche Gemüths-Versammlung, angestellet von dem Jungfrauenstand zu Eichstätt, den 10. März 1770. 8.—. Erneuerung des geistlichen Eifers durch eine geistliche Gemüths-Versammlung, angestellet von verheurateten Frauen zu Eichstätt, 15. März 1770. 8.—. Allgemeine Gemüths-Versammlung, angestellet von der Mar. Congregation in Eichstätt auf dem Congregationssaal, 19. März 1770. Eichstätt, M. E. Straußin 8.

[3] Spiritus vocationis sacerdotalis 1762. 12⁰. 190 p. Dies doloris Dies honoris Dies fervoris (Gaudii). Vergl. die lobende Approbation des Konstanzer Ordinariats, 15. August 1762.

[4] Ingolstadii 1762. 8⁰. 236 p.

[5] Canones directivi . . . eorumdemque expositiones . . . conjunctae et Confraternitati oblatae 2. Ed. Monasterii Westph. 1729. 21. 424 p.

[6] Als ein wahrer Freund der Priester erwies sich P. Dirckinck auch in mehreren anderen Schriften, die er zur Förderung des priesterlichen Lebens herausgab. In der Vorrede zu dem Handbuch für junge Pfarrer (Manuale Pastorum sive Instructio practica Neo-Parochorum. Ed. 2a. Coloniae 1714) (die bischöfl. Approbation mit dringender Empfehlung an alle Pfarrer ist datiert Trier, 10. Nov. 1701) beklagt er, daß in mehreren deutschen Provinzen Seminare zur Unterweisung der Neupriester in den heiligen Verrichtungen fehlen; unmittelbar von der Schulbank werden sie Pfarrer, ohne jede weitere Ausbildung für den Pfarrdienst. Um diesem Übelstande abzuhelfen, habe er sich von der Unterweisung seiner 50 Novizen die Stunden gestohlen, um das Notwendigste für die Neupfarrer zusammenzustellen. Seine Erfahrungen in den Missionen zu Minden und Bremen, wo er alle pfarrlichen Verrichtungen besorgt, seien ihm dabei zustatten gekommen. Dringend fordert er u. a. Resignation von Priestern, die ihre volle Unfähigkeit einsehen, Reinheit des Lebenswandels, Mäßigkeit bei den Gastmählern, die besonders in unserem Deutschland so notwendig, wo bei jedem weltlichen und kirch-

Welche Stoffe behandelt wurden, zeigen auch die verschiedenen Exerzitienbüchlein, die den ganzen Text der Betrachtungen und Erwägungen enthalten.[1]

Um die Mitte des Jahrhunderts kam auch das erste deutsche Exerzitienhaus, und zwar in München zustande. P. Max Dufréne berichtet darüber im Jahre 1757 in seinem Leben der Kaiserin Maria Amalia, daß die Kaiserin, nicht zufrieden mit den Werken der leiblichen Barmherzigkeit, auch die geistlichen Werke der Barmherzigkeit üben wollte. Deshalb stiftete sie das Exerzitienhaus. Von dem großen Nutzen solcher Exerzitienhäuser redete ich bisweilen mit ihr und erzählte ihr von denen, die ich selbst in Paris und Lothringen gesehen hatte. Im Jahre 1749 wurde alles zubereitet und in dem Jubeljahr 1750 der Anfang gemacht, also daß in den sieben verflossenen Jahren schon bei 900 allerhand Standespersonen den geistlichen Übungen des hl. Ignatius mit besonderem Trost obgelegen sind. Ihre Majestät schenkten zu dieser milden Stiftung ebensoviel als den Frauen Elisabetherinnen gegeben worden, womit dann alles leichtlich bestritten und eine Zahl von wenigstens 100 Exerzitanten ohne Entgelt jährlich unterhalten wird. Dieses Haus ist in Deutschland das erste, nachdem längst vorher deren eine große Menge in Welschland, Frankreich, Spanien, bis in Amerika aufgerichtet worden ... Dieses Haus war der Kaiserin um so mehr angenehm, als in demselben hauptsächlich auf die beständige Vermehrung der Erkenntnis und Liebe Jesu Christi, unseres gütigsten Erlösers, angetragen wird.[2]

In dem Stiftbriefe übergibt die Kaiserin 40 000 fl. (zu 5 Prozent bei der Landschaft angelegt) zu dem allhier in München aufgerichteten Exerzitienhaus, „damit zu hiesiger Stadt und Lands ewigem Nutzen die geistlichen Übungen des hl. Ignatii von den Patribus Soc. Jesu sowohl geistlichen als weltlichen Personen zu ewigen Zeiten gegeben werden". Sollte das Haus eingehen, müssen die Zinsen an die Armen von den Patribus Soc. Jesu ausgeteilt werden. Sie versieht sich zu den Erben und allen künftigen Landesherrn, daß die Donation ausgeführt und kräftigst unterstützt wird.[3]

Unter dem 4. April 1749 erließ der Fürstbischof von Freising, Kardinal Johann Theodor, ein Patent, in dem er dem Exerzitienhaus mehrere Privilegien verlieh und den Welt- und Ordensklerus, besonders aber die Weihekandidaten aufforderte, diese Gelegenheit zu den Exerzitien eifrig zu benutzen.[4] Am 7. Mai 1749 unterzeichnete Kurfürst Max Joseph einen Schutzbrief für das Haus. Der General Retz drückte am 1. März dem P. Dufréne seine große Freude über diese schon lange ersehnte Stiftung aus und teilte ihm am 9. April mit, daß er aus Dankbarkeit 3000 heilige Messen für die Stifterin aufgeopfert habe.[5]

P. Dufréne schreibt am 11. Januar 1754 an den General Visconti, daß im Jahre 1753 das Exerzitienhaus 128 Gäste beherbergt habe, die mit großer Frucht die Exerzitien gemacht, davon 105 gratis; unter den Exerzitanten waren nicht

lichen Anlaß soviel gepraßt und Anlaß zu vielen Sünden gegeben wird. Das Büchlein bietet eine vollständige Pastoralunterweisung für das innere Leben des Pfarrers und seine Amtshandlungen. Ein schönes Priesterbuch gab auch P. Hausen heraus: Der Priester nach dem Beispiel des hl. Petrus, ein Abriß der Priester-Exerzitien in Dillingen 1764, lateinische Ausgabe 1764, deutsche Übersetzung 1854.

[1] So z. B. Nucleus Exercitiorum Sacrorum S. Patriarchae Ignatii de Loyola sive meditationes . . . iam olim Dilingae sacri tridui tempore Sodalibus datae Ao 1757. 8º. 1. Tag: Ziel, Mittel zum Ziel, Sünde (dreifache Sünde und läßl. Sünde); 2. Tag: Tod, Hölle, zwei Fahnen; 3. Tag: Leiden Chri, Tod Chri, Liebe zu Gott. Die drei Erwägungen behandeln das Glück des Gerechten im Leben, im Sterben, im Jenseits.

[2] Tugenden Mariae Amaliae von P. Dufréne, München (1757) S. 63 ff.

[3] *M. R. Urkunden, München, Jesuiten 5. Fasz.

[4] *München, Erzbischöfl. Archiv.

[5] *Ad Germ. sup.

wenige Priester und Studenten, die eine Standeswahl machten. Das Haus kann 9—12 Gäste zu gleicher Zeit aufnehmen; alle Stände, geistliche und weltliche, waren vertreten, darunter solche, die jährlich zu achttägigen Exerzitien zurückkehren. Im folgenden Jahre berichtet P. Dufréne am 3. Januar 1755 dem General: In den fünf Jahren, seit das Haus 1750 eröffnet worden, haben insgesamt 611 die Exerzitien gemacht, 474 gratis. Aus den höchsten kirchlichen und weltlichen Ständen waren es 30, Priester 81, Ordenskandidaten 124, viele Bürger, Studenten aus unseren Gymnasien, die über die Standeswahl deliberierten 350, von denen 150 den Ordensberuf erwählten und ihm treu blieben. Kaum pflegt einer das Haus zu verlassen ohne Verlangen der Rückkehr, weil alles Frömmigkeit atmet und zur Andacht einladet.[1]

Die Jahresberichte der oberdeutschen Provinz vom Jahre 1750 geben folgende Tagesordnung an. Die Ankommenden empfängt der Direktor im Rochet, reicht ihnen das Kruzifix zum Kuß und führt sie in die Kapelle, wo er den sakramentalen Segen gibt und Einleitungsvortrag über Tagesordnung, Stillschweigen usw. hält. Dann gehen alle in ihre Zimmer. Kurze Zeit darauf wird das Zeichen gegeben für das Offizium, das wechselweise mit dem Direktor gebetet wird. Es folgt die Einleitungsbetrachtung, die der Direktor mit den gewöhnlichen Anmutungen ¾ Stunden lang hält, dazu fügen die Exerzitanten noch ¼ Stunde in ihren Zimmern. In ähnlicher Weise werden täglich zwei Betrachtungen gehalten, die dritte, d. h. die mittlere des Tages, machen nach gehöriger Vorbereitung dafür die einzelnen auf ihrem Zimmer. Geistliche Lesungen und Erwägungen, die den einzelnen Ständen angepaßt sind, finden meistens öffentlich statt. Der Tisch, frugal, aber sehr gut, ist gemeinschaftlich. Obgleich die meisten in diesem Jahre eine Taxe hätten bezahlen können und wollen, wurde doch nur von den wenigsten etwas angenommen. Bei Tisch ist geistliche Lesung, dann Besuch des Allerheiligsten und eine Stunde Erholung mit geistlichem Gespräch, nach der Mittagserholung ist gemeinsamer Rosenkranz, nach der Abenderholung Litanei und Gewissenserforschung. Die Nichtpriester empfangen täglich in der heiligen Messe die Kommunion. Am Schluß ist kurzer Vortrag, Te Deum und Segen.[2]

P. Dufréne blieb Direktor bis zu seinem Tod 1765. Über die Aufhebung hinaus machten durchschnittlich gegen 200 Personen die Exerzitien, teils drei-, teils achttägige. Seit 1761 mußten alle Weihekandidaten von Freising und Regensburg in dem Münchener Exerzitienhaus den geistlichen Übungen obliegen. Ansehen und Besuch des Exerzitienhauses nahm mit den Jahren nicht ab, sondern zu: 1770 waren es 223, 1771 244 in 30 Abteilungen, von letzteren waren 17 Priester, 37 Weihekandidaten, 75 Studenten, 40 angesehene Bürger, 71 junge Handwerker, 4 Adelige.[3]

Seit 1760 war auch ein Exerzitienhaus zu Maur bei Wien, das der Rektor des Noviziatshauses St. Anna, P. Franz Dolfin, mit Hilfe eines Adjunkten leitete. Auch nach seinem Rektorat blieb P. Dolfin nach Ausweis der Kataloge Direktor des Exerzitienhauses, so noch im letzten Jahre 1772/73.

---

[1] *Orig. Germ. sup. 110 f. 118 f.

[2] *Litterae annuae Prov. Germ. sup. 1750. Germ. sup. 89.

[3] Über das 1782 aufgehobene Exerzitienhaus (neben dem Bürgersaal) vergl. Westenrieder in seiner Beschreibung von München (1782); eine ausführliche Beschreibung gibt der letzte Präfekt von St. Michael, der Exjesuit Anton Crammer in der dritten Auflage des teutschen Roms (München) München 1784, S. 144 ff.: Dieses Geisthaus hat neben einer schönen Kapelle 12, den Ignatianischen Betrachtungen bequemer obzuliegen, wohl eingerichtete Zimmerlein, auch eine schöne aszetische Bibliothek und kunstreiche geistliche Gemälde.

Siebentes Kapitel.

Sodalitäten und Andachten.

Entwicklung der Sodalitäten. Kolloquium Marianum. Soldaten. Schwierigkeiten. Mittel: Xenien und Meditationen. Bruderschaften. Neue Andachten. Gebetbücher. Kinder-Kommunion.

Die Marianischen Sodalitäten oder Kongregationen entfalteten fortgesetzt eine segensreiche Wirksamkeit. Die Folge war, daß immer mehr Personen aus allen Ständen sich denselben anschlossen. Die Größe der Zahlen geht z. B. aus einer Statistik der oberdeutschen Provinz aus dem Jahre 1768 hervor. Darnach zählte in Augsburg an Mitgliedern die größere latein. Kongregation 1600, kleine (latein.) 223, Bürger 5000, junge Handwerker 2500; Konstanz größere 800, kleinere 95, Bürger 1100, Gesellen 300; Dillingen größere 1581, kleinere 1084; Luzern größere 940, kleinere 51, Bürger 1500; Hall kleinere 85, Bürger 1700; Innsbruck größere 1543, kleinere 144, Bürger 1412, Gesellen 1323; Rottweil Bürger 4300 usw. Diese großen Zahlen scheinen darauf hinzudeuten, daß manche Kongregationen allmählich mehr den Charakter von Bruderschaften annahmen.[1]

In den von dem Generalvikar Tamburini am 10. Okt. 1704 approbierten Gebräuchen der niederrheinischen Provinz heißt es in dem Kapitel über die Sodalitäten: Sodalitäten gibt es in den meisten Kollegien verschiedene, die einen von Studenten, andere von Herrn, Bürgern oder Gesellen, andere von Frauen oder Devoten, wie auch von der Todesangst. Die Devotae in unserer Kirche pflegen, solange keine anderen Schwierigkeiten zu befürchten sind, unter einer bestimmten Messe das Gelübde der Keuschheit abzulegen; sie tragen eine bescheidene, aber nicht von den Unsrigen vorzuschreibende Kleidung, und führen unter der Leitung der Unsrigen, soweit dies unsere Gesetze erlauben, ein mit ihrer Frömmigkeit übereinstimmendes Leben. Die Sodalitäten der Studenten haben Versammlung jeden Sonntag nachmittag 1 Uhr, die Herrn nur an den hohen Festen um 3 Uhr. Das Geld der Sodalitäten wird durchgehends von sogenannten, aus der Sodalität gewählten Schatzmeistern verwaltet, die darüber dem Vorstand Rechenschaft geben; wo die Unsrigen die Verwaltung haben, wird das Geld bei dem Superior deponiert und dem Provinzial Rechenschaft abgelegt.[2]

Über die Elitetruppe der Kongregation, das Kolloquium Marianum in Ingolstadt, berichtet am 27. Mai 1777 der Exjesuit Benedikt Stattler an den Kurfürsten Max Joseph von Bayern:[3] ... „Es ist vorläufig zu merken, daß hier in

[1] Sehr stark tritt dieser Bruderschaftscharakter u. a. bei der Bürgerkongregation in Kaufbeuren hervor; sie nahm 1724 405, 1725 über 1000 neue Mitglieder auf und zählte 1737 über 8000 Mitglieder. Auch Frauen wurden aufgenommen; wie der ganze Konvent ihres Klosters gehörte auch die selige Kreszenzia von Kaufbeuren der Kongregation als Mitglied an. Jos. Sieber, Festschrift zum 300jährigen Jubiläum der Marianischen Bürgerkongregation zu Kaufbeuren (1928) 26.

[2] Arch. Rhen. inf. A 11.

[3] *Orig. München, Kreisarchiv Ger.-Reg. 1410 101/102. Vergl. Geschichte II 2, 91 f.

Ingolstadt zwei sogenannte Colloquia oder kleine besondere Versammlungen von Studenten, die sich unter Obsicht eines geistlichen Praesidis aus der vormaligen Gesellschaft Jesu zur besonderen Gottesfurcht und Auferbaulichkeit der Sitten verpflichten wollten, errichtet worden. Das erste wurde das innere oder internum genannt, weil es in dem vormaligen Convict des hl. Ignatius des Martyrers unter dem Titel der dreimal wunderbarlichen Mutter Gottes errichtet worden. Da nun die guten Beispiele der Mitglieder deßelben auch bei andern Studenten außer dem Convict eine gleiche Begierde der Nachahmung erweckt hatten, so entstand mit der Zeit ein zweites äußeres, das ist aus lauter außer dem Convict wohnenden Studenten aus den untern und obern Schulen bestehendes Colloquium, deßen Versammlung anfangs nur in einer Schule des Gymnasiums gehalten worden, bis eben obgemeldter Kirrmayr (Theol. Lic. und Beneficiat zu Schrobenhausen) auf seine eigenen Unkosten ein eigenes hübsches Gebäude und Kapellen am äußersten Theile des Convicts vom Fundament hierzu erbauet hat; weilen er selbst von langen Jahren her ein eifriges Mitglied dieses Colloquii externi gewesen, und den Frucht mit Augen lang gesehen hatte, welcher in Ansehen der Frommheit und guten Sitten bei der allda einverleibten Jugend durch die Satzungen sowohl deßelben Colloquii als durch die besondere Unterweisung des Praesidis und der guten Beispielen der Colloquisten geschaffet wurde: inmaßen nur der Kern der bestgesitteten Studenten allda zugelassen wurde."

Die Universität Ingolstadt stellte ebenfalls in einem Schreiben vom 7. Hornung 1777 an den Kurfürsten dem Colloquium das beste Zeugniß aus[1] mit Berufung auf die Auskunft durch den „Professor und Procancellarius Stattler, der als Magister Studens dieses Colloquiums (im Convict) ehehin Praeses war": 1. In diesem Colloquio war ein Eifer nicht nur der Marianischen Andacht, sondern einer ganz besonderen Beflißenheit, die guten Sitten und die öffentliche Erbauung unter allen hiesigen Colloquisten zu erhalten, der unter studierenden Akademikern gewiß zu bewundern war; und der Eifer, diesen Zweck zu erreichen, welchen die sogenannten Conservatores Colloquii oder Consultores (hatten), spornte oft selbst den Praeses an, wenn er schon der akademischen Freiheit etwas hätte nachsehen wollen. 2. Auch nach dem Abzug von hiesiger Akademie bezeigten schier alle gewesenen Colloquisten für ihre ganze übrige Lebenszeit durch jährlich eifrigst geschriebene Briefe eine ganz außerordentliche Hochschätzung davon, worüber die noch vorhandenen Briefe die merkwürdigsten Zeugniße geben koennen. 3. Eben derlei Zuschriften an dieses Colloquium trafen damal jährlich ein von großen Reichsfürsten zu Salzburg, Eichstaedt, Bamberg, Ellwangen usw., von Reichsgrafen, Freiherrn und Domherrn in einer ziemlichen Anzahl, die meistentheils mit reichen Opfern begleitet waren. 4. Die Durchlauchtigsten Landesfürsten, so oft sie zu Ingolstadt anlangten, beehrten jedesmal dieses Colloquium mit ihrem höchsten Besuche, wie denn der silberne Baldachin über dem Muttergottes Bildniße ein ewiges Denkmal Sr. Kurf. Durchl. Maximilian Emanuel ist. 5. Die Regeln oder sogenannten Directiones Marianae, die zugleich mitfolgen, können von der Einrichtung deßelben eine nähere Auskunft geben, bei welchen gleichwohl mit der wöchentlich vorgeschriebenen Beicht vor einigen Jahren eine Mäßigung getroffen worden. 6. Alle Samstag Abend ½8 wurde ein Convent gehalten, in welchem der Praeses wechselweis jetzt eine Exhortation, jetzt eine Meditation und das dritte Mal eine Art von Instruction immer in lateinischer Sprache eine halbe Stund hielten. Neben dem mußte er alle von den abwesenden Colloquisten einlaufenden Briefe beant-

[1] *Orig. a. a. O.

worten und denselben die Anzeige der für die verstorbenen Colloquisten zu entrichtenden Suffragien übersenden.

Zu den frühern Kongregationen traten vereinzelt auch besondere Kongregationen für die Soldaten.

Eine rein militärische Kongregation treffen wir z. B. in Ingolstadt. Am 25. März 1720 hatte Klemens XI. ein Breve erlassen für die Errichtung einer militärischen Kongregation sowohl für das in Ingolstadt gelegene 3. Bataillon als auch für die bei der Statthalterei stehenden Oberoffiziere. Präfekt der Kongregation war der Statthalter, die 2 Assistenten, 2 Sekretäre und 16 Konsultoren waren sämtlich Offiziere oder Militärbeamte. Gegen eine monatliche Vergütung von 10 fl. sollte der Präses der gesamten Garnison monatlich eine Predigt halten, alle Wochen einmal den minderjährigen Soldatenjungen Unterricht in der christlichen Religion, kranken und sterbenden Soldaten geistlichen Trost erteilen. Von Zeit zu Zeit fanden von der ganzen Garnison veranstaltete Prozessionen statt, dabei trugen zwei Obristleutnants das Pluviale und 4 Hauptleute den Himmel.[1]

Die früher geäußerten Befürchtungen, daß die Ansammlung von Vermögen durch die Kongregationen zu Schwierigkeiten führen könnte, wurden durch einzelne Vorfälle bestätigt.

So gab es in Hall einen zwanzigjährigen Streit zwischen dem Präses der Bürgerkongregation und den Kongreganisten, weil diese ein der Kongregation zugehöriges Kapital auf Zinsen ausgeliehen. Am 21. Januar 1719 schrieb diesershalb der General Tamburini an den Rektor von Hall, P. Franz Fux: In Übereinstimmung mit unserer Auffassung und den Regeln der Kongregation war es, daß Ew. Hochw. entschiedenen Widerstand geleistet gegen die nun mit Gewalt erzwungene Ausleihung des Kongregationsdepositum. Einstweilen muß man dem römischen Dekret Folge leisten, bis die heilige Kongregation (der Regularen) genauer unterrichtet worden. Übrigens untersteht unzweifelhaft die Verwaltung und Disposition der Marianischen Kongregation der Gesellschaft, wie es auch in deren Macht steht, die Kongregation aufzulösen, wenn der Zweck der Kongregation nicht mehr erreicht wird, ja sogar nach Verschwinden der Eintracht unter den Sodalen eine Quelle von Zwietracht zu fürchten ist. Die Beispiele von Innsbruck, denen aber stets Widerstand geleistet wurde, machen mich noch weniger geneigt zur Erteilung einer Dispens, sie schrecken mich vielmehr ab, damit nicht eine gefährliche Gewohnheit eingeführt wird, die allmählich die Regeln der Kongregation untergräbt. Wenn einige fortfahren sollten, die Kongregation, diese Stätte der Tugend, nicht des Geldgewinnes, wenn auch unter dem Scheintitel der Frömmigkeit zu stören, kann man sie nicht weniger frei ausschließen, wie man sie früher auf ihre Bitte aufgenommen hat.[2]

Über die Beilegung dieses Streites berichtet die Geschichte des Kollegs zum Jahre 1736: Endlich ist der lästige Kampf beendigt, den wir mit der Marianischen Kongregation, die den Klerus, Adel und die Bürger umfaßt, aufnehmen mußten. Die Häupter der Sodalen liehen eine beträchtliche Geldsumme auf jährliche Zinsen aus, nicht allein gegen die Sitte unserer Kongregationen, sondern auch ohne unsere Obern zu fragen. Sie erlangten dafür die Zustimmung der Kongregation der Regularen und des Bischofs von Brixen. Beide Instanzen waren aber unzureichend informiert worden. Nachdem der Bischof die Täuschung erfahren, nahm er seine erschlichene Zustimmung zurück. Die Kongregation der Kardinäle überließ die

[1] Staudinger, Geschichte des bayer. Heeres 2, 1324 f. Näheres über Gottesdienst und Prozession dieser Militär-Kongregation in München, Kriegsarchiv A XVII[1]. Dort auch die Namen des Magistrats von 1752—1772.

[2] *Ad Germ. sup.

Entscheidung dem General Tamburini. Dieser erlaubte das Ausleihen unter verschiedenen einschränkenden Bedingungen für einige Jahre, die dann der Rektor auf acht festsetzte. Als nun die Zeit der Kündigung gekommen, weigerte sich die Kongregation, dem getroffenen Übereinkommen zu folgen. Es waren zwar nur wenige, die diesen Kampf führten, aber ihre Auktorität und Hartnäckigkeit hielt die andern in ihrem Bann. Schon stand der offene Bruch bevor, die Loslösung von der Primaria in Rom und die Übertragung der Leitung an andere. Da endlich gelang es dem mehr als achtzigjährigen Rektor, P. Jos. Tasch, durch eine vertrauliche Besprechung mit den Konsultoren dieselben zu bewegen, daß sie einstimmig die Kündigung des Kapitals und die Aufgabe jeder Art von Handel beschlossen und festlegten, mehr Rücksicht auf geistlichen als auf zeitlichen Gewinn zu nehmen.[1]

In Konstanz machte, wie bereits früher kurz erwähnt, die Kongregation der Gesellen eine kleine Revolution. Sie wollten weder den Rektor des Kollegs noch den Präses als Obern anerkennen und verfaßten sich neue Statuten. Infolgedessen löste der General Visconti die Kongregation auf. Die Kongreganisten wollten sich auf keine Bedingungen einlassen und fanden anfangs Unterstützung bei der geistlichen Behörde.[2]

Den weiteren Verlauf erfahren wir aus einem Brief des Generalvikars Centurione vom 9. August 1755 an den Rektor P. Franz Mannhart: Da sich die jungen Handwerker weigern, die ihnen gestellten Bedingungen für die Bestätigung der von P. Ignaz Vicecomes (Visconti) aufgelösten Kongregation anzunehmen und infolge ihrer neuen Widersetzlichkeit keine Hoffnung auf Besserung ist, erkläre ich die von unserem P. General verfügte Auflösung für rechtskräftig und, soweit nötig, für von neuem verfügt.[3] Einige Jahre später kehrten die Gesellen zum Gehorsam zurück. Am 2. September 1758 schreibt der General Ricci an den Konstanzer Rektor, P. Joh. Zinnenberg: Der Auktorität des Kardinals de Rodt schreibe ich es zu, daß die Gesellen in Konstanz, die von neuem um die Wiederherstellung ihrer Kongregation bitten, sich bereit erklären, den Obern zu gehorchen, wie derselbe Kardinal mir versichert hat. Es können also diese jungen Handwerker nach alter Sitte unter unserer Direktion sich vereinigen und ihre Kongregation kann wiederum an allen der Primaria verliehenen Privilegien teilnehmen. Für das Wohl des Präfekten und Magistrats habe ich für dieses Mal alle meine Rechte auf den Kardinal übertragen, der unzweifelhaft das bestimmen wird, was für das Wachstum und die Stetigkeit der Kongregation dienen kann.[4]

In bezug auf das Eigentumsrecht der Kongregationen hatten sich Streitigkeiten erhoben, ob die Kongregation oder das Jesuitenkolleg als Eigentümerin der von der Kongregation mit der Zeit erworbenen Mobilien und Immobilien zu betrachten sei. An einigen Orten war es sogar darüber zu ärgerlichen Prozessen gekommen. Deshalb wandte sich im Jahre 1758 der Generalvikar Timoni um eine endgültige Entscheidung an den Papst Benedikt XIV. Dieser erklärte in einem Breve vom 15. Februar 1758 in Übereinstimmung mit den bisherigen Entscheidungen der

[1] *Supplementum hist. coll. Hall. 34—36. Germ. sup. 96.

[2] Gröber, Jesuitenkolleg in Konstanz, 209 f. Am 14. Dez. 1754 schrieb der General Visconti nach Konstanz an Joh. Schneide et celeris Junioribus Opificibus de Congr. Nat. B. M. V.: Erst nach wiederholter Gehorsamsverweigerung hat der General dies äußerste Mittel, die Auflösung der Kongregation, verfügt. Da sie jetzt ihr Unrecht einsahen, ist der General bereit zur Wiederherstellung, aber zuerst muß ein neuer Magistrat gewählt werden und alles mit P. Rektor geordnet sein. Dann wird der General die Kongregation von neuem errichten und aggregieren, das alte Diplom kann bleiben. *Epp. Nostr. 34.

[3] *Ad Germ. sup. Vergl. die Briefe an Mannhart, 21. Juni, 16. August 1755 und 10. Januar 1756.

[4] *Ad Germ. sup.

Päpste und der Kongregation der Bischöfe und Regularen vom Jahre 1713 und 1740, daß die Kongregationen, die an Kollegien und Häusern der Gesellschaft Jesu errichtet sind, kein Recht, kein Dominium und keine Aktion über Immobilien und Mobilien, welcher Art sie sein mögen, geistliche oder weltliche, haben, noch haben können, auch keine Schlüssel dazu beanspruchen können; sie dürfen nur die Schlüssel, welche von den Leitern der Kongregation aus freien Stücken und zeitweilig ihnen übergeben werden, behalten. Die Kongregationen haben auch kein Recht, neue Statuten und Bestimmungen festzusetzen, da dieses Recht allein dem General der Gesellschaft zusteht. Im Sinne dieser Entscheidung schlägt der Papst alle Prozesse nieder.[1]

Unter den Mitteln, welche die Kongregationen im 18. Jahrhundert anwandten, um ihre Mitglieder zu fördern, sind besonders zu nennen die Abhaltung von geistlichen Übungen, die jährliche Verteilung erbaulicher und belehrender Literatur (Xenien) und die Aufführung geistlicher Schauspiele (Meditationen). Der geistlichen Übungen wurde bereits gedacht. Die Bücherspenden erstreckten sich auf das ganze Gebiet der damaligen geistlichen und wissenschaftlichen Literatur, vielfach sind es Nachdrucke besonders wichtiger oder beliebter Schriften.

Als Xenien verteilten die verschiedenen Kongregationen von Zeit zu Zeit neue Handbücher, so die Aachener Kongregation der Herrn und Bürger den „Marianischen Wegweiser zum ewigen Leben" (Aachen 1761), die Bürgerkongregation von Köln: Begriff der Satzungen und Übungen Marianischer Andacht (Cölln 1760), beide mit praktischen Lebensregeln, die Straubinger Kongregation 1735[2], die Dillinger Kongregation 1708[3], Ingolstadt 1748, München 1764.[4]

Die eigentlichen Kongregationsbüchlein haben sich auch dadurch verdient gemacht, daß sie durch ihre vielen deutschen Lieder wesentlich zur Förderung des deutschen Volksgesanges beitrugen. Einige Kongregationen gaben sogar besondere Gesangbücher für ihre Mitglieder heraus, so enthält das Katholische Gesangbüchlein für die Sodalität der andächtigen jungen Gesellen in Paderborn vom Jahre 1770 50 ältere Lieder und die Andächtige Lobgesänge zum Gebrauch löblicher Sodalität der Junggesellen bei den Patres der Gesellschaft Jesu zu Cölln vom Jahre 1772 bieten über 100 Lieder.

Die Geschenke beschränkten sich aber nicht allein auf die nächste Aufgabe der Kongregation, Förderung der Frömmigkeit und praktischer christlicher Lebensführung, sie suchten auch die Bildung ihrer Mitglieder besonders in den positiven Fächern zu erweitern und so die Lücken der damaligen Schulen zu ergänzen. So verteilte die Linzer Herrenkongregation 1728 eine Chronologie des Alten Testamentes, 1735 eine allgemeine Weltgeschichte, 1743 und 1744 die Geschichte der Änderungen in der protestantischen Lehre von Bossuet, 1748 und 1749 Kulturgeschichte des Israelitischen Volkes, 1750 Kurze Geschichte der Päpste, 1751 ein

[1] Instit. S. J. I, 305 ff.

[2] Leges et statuta cum variis precibus Straubingae 1735, 418 S.

[3] Leges . . . Dilingae 1708.

[4] Apud aur. eleem. S. Joa. Bapt. in collegio S. J. Monachii 500 S. enthält im 5. Teil einen Traktat über die Abläße im allgemeinen und die Abläße der Kongregation insbesondere. In München erschien 1747 ein allgemeines Kongregationsbuch von P. Neumayr (2. Ed. 1755): Idea cultus Mariani Sodalitatibus proprii mit Objektionen von Protestanten und Katholiken 69—88 und einer sehr praktischen Lebensordnung für den täglichen Gebrauch aller in der Kongregation vertretenen Stände und Alter (89—131). Die Kongregationsbücher für Linz 1716, 1719 und 1736 bei Georg Kolb, Mitteilungen über das Wirken der Jesuiten und der marianischen Kongregationen in Linz a. D. (1908) 212 ff., für Straßburg bei Jos. Gaß, Straßburgs Bruderschaften und Sodalitäten vor der Revolution im Archiv für elsässische Kirchengeschichte 2 (1927) 225 ff.

Onomasticon etymologicum in der Liturgie, 1755 Dunkle Fragen aus der Genesis, 1763 Salvian über die Regierung der Welt, 1766 die Apologie des katholischen Glaubens von Neumayr, 1767 Gottes Größe gegen den Atheismus von Mannhart usw.[1]

Für die Verbreitung kirchengeschichtlicher Kenntnisse bei ihren Mitgliedern bemühte sich besonders die Mainzer Akademische Kongregation. In den Jahren 1701—1704 schenkte sie ein Leben der Heiligen in 4 Teilen,[2] 1705 eine kurze Kirchengeschichte des goldenen Mainz, der wahren Tochter der römischen Kirche, mit einer kurzen Geschichte der Akademischen Kongregation in Mainz,[3] 1707 und 1708 eine vollständige Chronologie der Welt- und Kirchengeschichte, die auch eine vollständige Chronologie der einzelnen Wissenschaften nach Jahrhunderten geordnet enthält.[4] Von dem chronologischen Brevier der Ecclesia nascens wurde 1733 das vierte Bändchen verteilt,[5] dann während zehn Jahren zehn Teile einer Kirchengeschichte, 1740 folgte die Geschichte und Erklärung der von Alexander VII., Innozenz XI. und Alexander VIII. verurteilten Thesen, verfaßt von dem Franziskaner Duarte,[6] von 1746—1748 die kirchlichen Feste nach den einzelnen Tagen des Kirchenjahres in drei Teilen,[7] von 1751 an die theologisch-historischen Kommentare Benedikts XIV. über die Feste Christi und Marias,[8] von 1760—1762 ein Leben der Päpste in 3 Bänden,[9] es folgten u. a. noch Ausgaben einzelner Werke von Augustin[10] und Benedikt XIV.[11]

Durch Geschenke von wertvollen geschichtlichen und theologischen Werken zeichnete sich auch die akademische Kongregation in Heidelberg aus. Von 1735 an lieferte sie in wenigstens 6 Bänden, nach Jahrhunderten geordnet, eine vollständige Kirchengeschichte bis in die neueste Zeit.[12] In den Jahren 1768—1771 schenkte sie ein sehr wertvolles theologisches Handlexikon, das in gründlicher Bearbeitung einer französischen Vorlage Aufschluß über alle Fragen der Kirchengeschichte, des Dogmas, der Moral, Liturgie usw. vermittelt: ein wahres Schatzkästlein des theologischen Wissens.[13] Neujahr 1773 begann die Kongregation mit dem ersten Teil der wertvollen Analysis biblica des P. Kilber, die dann in den späteren Jahren fortgesetzt wurde.

Um die Kenntnis der Heiligen Schrift machte sich besonders die Aka-

---

[1] Die genauen Nachweise bei Kolb a. a. O. 207—228.

[2] Vitae Sanctorum per singulos anni dies in Xenium anni 1701 (1702—1704).

[3] Aurea Moguntia. Moguntiae 1705.

[4] Fax chronologica 1707, accensa a P. Joh. Musantio S. J. Moguntiae 1707—1708.

[5] Ecclesia nascens Breviarii Chronologici Pars quarta Moguntiae 1733.

[6] Expositio propositionum damnatarum . . . secundum titulos ordine alphabetico dispositos. Moguntiae 1746.

[7] Anni coelestis . . . Pars tertia. Moguntiae 1748.

[8] Commentarii theologico - historici Pars IV. Moguntiae 1754.

[9] Vitae Pontificum Roman. ex antiquis monumentis collectae. Pars III. saecul. XI—XVIII. Moguntiae 1762.

[10] Augustini Tractatus de utilitate credendi et de unitate ecclesiae. Moguntiae 1764. 8⁰. 350. Vergl. Schrohe, Zur Geschichte der oberrheinischen Jesuitenprovinz im 17. und 18. Jahrhundert. Freiburger Diözesan-Archiv 54, 247 ff., wo durch ein Verzeichnis von 1701—1773 die 17 Nummern bei Sommervogel (5, 790 ff.) bedeutend ergänzt werden.

[11] Benedicti XIV. de servorum Dei beatificatione (Synopsis von P. Azevedo). Moguntiae 1765. 8⁰. 402 p.

[12] Notitia Ecclesiastica. Pars prima Heidelbergae 1735. 12⁰. 381 p. — Pars VI Historia dogmatum. Heidelbergae 1740. 12⁰. 408 p.

[13] Lexidion theologicum Pars I A—H Heidelbergae 1768. 8⁰. 302 p. — Pars III R—Z 1770. 8⁰. 294 p. — Lexidii theologici Supplementum A—Z Heidelbergae 1771. 8⁰. 296 p. In einer Bemerkung zu diesem Supplement heißt es: Avide hactenus plerique Lexidion hoc theol. desiderarunt, nec deerunt forsitan qui in illo nonnulla adhuc desiderent.

demische Kongregation in Bamberg verdient. Von 1733—1748 schenkte sie in 16 Teilen eine Erklärung des Alten Testamentes nach den gesichertsten Ansichten der heiligen Väter im Anschluß an den großen Kommentar von Cornelius a Lapide (jeder der 16 Oktavbände umfaßt gegen 400 Seiten). Von 1750 an folgte eine Erklärung der einzelnen Evangelisten nach den heiligen Vätern und den besten Auslegern, der 8. Band 1758 umfaßte den hl. Johannes vom 7. Kapitel bis zum Abendmahl; später ging man zu einer Evangelien-Harmonie über, von der der letzte Teil 1772 verteilt wurde.[1]

Das von der Bamberger Kongregation 1702 herausgegebene Buch Imago saeculi XVII., eine annalistische Aufführung aller bedeutenden Ereignisse in Welt und Kirche, selbst auch in den überseeischen Landen von 1601—1700 (24° 250 p.) schenkte die Paderborner Kongregation Neujahr 1710.

Ein sehr nützliches Büchlein verteilte die Innsbrucker Akademische Kongregation 1738 in der „Kunst des Fortschrittes in Frömmigkeit und Wissenschaft".[2] Der Verfasser, der damalige Präses P. Jos. Fitterer, gibt im ersten Teil u. a. auch eine Geschichte der Innsbrucker Kongregation, im zweiten Teil eine ausführliche Begründung für die Notwendigkeit der Bildung und der einzelnen Zweige derselben; insbesondere verbreitet er sich über die Vollkommenheit der lateinischen Sprache, über die Philosophie, Jurisprudenz, Mathematik, Medizin usw., auch über die Gesundheit als ein Instrument der Gebildeten, wobei er u. a. auf das treffliche längst vergessene, oft aufgelegte und vielfach übersetzte Gesundheitsbüchlein des P. Lessius verweist.[3]

Von den Kongregationen in Wien wird berichtet, daß jede mit einer „aus andächtigen und geistlichen Büchern bestehenden kleinen Bibliothek" versehen war, „weilen die Erfahrnuß gezeiget, daß solche Lesung ein zur Erhaltung der Unschuld, Frommheit und christlichen Lebenswandels deren vorzüglichsten Mittel seye." Im Jahre 1744 bildete der Provinzial der österreichischen Jesuiten P. Matthias Pock aus den der Gesellschaft zugefallenen Geschenken und Vermächtnissen einen Stammbetrag von 8000 fl., von dessen Zinsen jährlich neue Bücher aufzulegen und an die marianischen Sodalitäten unentgeltlich zu vertheilen waren. Die Stiftung wurde bald kurzweg die marianische Bibliothek genannt.[4]

Die schon früher eingeführten Meditationen, d. h. geistliche Betrachtungen in schauspielerischer Einkleidung, nahmen ihren Fortgang und erfreuten sich großer Beliebtheit.[5] Auch die vornehme Welt besuchte die Darstellungen. In München besorgte die größere lateinische Kongregation die Aufführungen und die Drucklegung von Textbüchern der einzelnen Betrachtungen (20—40 S.) Diese Textbücher geben den ganzen Wortlaut der Dialoge und Gesänge (Arien). Einige derselben sind noch außerdem dadurch interessant, daß sie die Spieler und das ganze Namensverzeichnis des vielgliederigen Vorstandes der Kongregation enthalten.

Die Vorstellungen fanden an den Sonntagen der Fastenzeit statt; wiederholt wird die starke Beteiligung und die große Wirkung hervorgehoben. So heißt es z. B. in den Münchener Jahresberichten vom Jahre 1730: Die lateinische Kon-

---

[1] Explicatio Sacrae Scipturae Pars prima (Bambergae) 1733. — Pars XVI (Machab.) Bambergae 1748. 8°. 440 p. — Christus Dei filius post resurrectionem apparens. Explicationis quatuor S. Evangelist. Pars postrema. Bambergae 1772. 400 p.

[2] Ars proficiendi in conscientia et scientia Oeniponti 1738. 8°. 490 p.

[3] Hygiasticon sive vera ratio valetudinis bonae ad extremam senectutem conservandae. Antverpiae 1613. 108 p.

[4] A. v. Helfert, Gründung der österreichischen Volksschule I, 45. — Für Graz siehe das Schriftenverzeichnis in dem Grazer Programm vom Jahre 1869, 81—100.

[5] Vergl. Geschichte 3, 472 ff., 649 f.

gregation hielt wie gewöhnlich in der Fastenzeit die theatralischen Meditationen, die Aug und Ohr erfreuten und reiche Frucht brachten. Den vier Meditationen wohnten stets der Kurfürst mit seiner Gemahlin und seinem Bruder Ferdinand bei. Im Jahre 1755 wird berichtet: Die größere akademische Sodalität tut sich hervor durch die kunstvolle und glänzende Darstellung der szenischen Meditationen. Noch 1770 wird eigens der geist- und kunstvollen Meditationen gedacht, die sich des anhaltendes Beifalles des Münchener Hofes zu erfreuen hatten.

Über den Inhalt dieser Münchener Meditationen belehren uns die Textbücher und die späteren Sammelausgaben. Die Stücke aus der Zeit von 1739 bis 1747, die P. Neumayr verfaßte, erschienen gesammelt 1756 und erlebten bereits 1758 eine vierte Auflage.[1] In der Einleitung führt der Verfasser aus, daß die Meditationen früher einzeln separat gedruckt wurden, jetzt aber wegen des großen Nutzens auf vielfachen Wunsch gesammelt erschienen. Man möge keine dramatische Kunst darin suchen, diese sei oft hintangesetzt worden zugunsten des Nutzens. Der Zweck sei praktische Belehrung und Willensbewegung. Ich zielte nicht darauf, daß die Zuschauer sehr zufrieden mit dem Schauspiel, sondern wenig zufrieden mit dem eigenen Ich weggingen, so oft beides zusammen nicht leicht zu hoffen war. Das erste Jahr bringt 5 Betrachtungen über die Bekehrung des hl. Augustinus, es folgen weiter u. a. 5 Betrachtungen über die Sünde, mit Beispielen aus der Hl. Schrift, 5 Betrachtungen über die Furcht Gottes (Tod, Gericht, Himmel, Hölle, Ewigkeit), 4 Betrachtungen über das Vertrauen, gezeigt an dem verlorenen Sohn, die Gottesliebe erwiesen an 5 Francisci: Seraphicus, de Paula, Sales, Borgia, Xaver. Eine Fortsetzung der Stücke aus den Jahren 1748—50 erschien in 3. Auflage 1761: Die Welt im Argen.[2] Sie sollen die inneren und äußeren Hemmnisse einer wahren Bekehrung zur Anschauung bringen: im Jahre 1748 in 3 Betrachtungen an Gestalten des Neuen Testaments, im Jahre 1749 in 4 Betrachtungen über die Grundwurzeln der Hindernisse im Knaben-, Jugend-, Mannes- und Greisenalter, gezeigt an Gestalten der Geschichte, im Jahre 1750 in 5 Betrachtungen die äußeren Hemmnisse: vom Stande (Adam), vom Amte (Pilatus), von der Umgebung (Joas), vom Reichtum (Salomon), vom Unglück (Sennacherib).

In diesen Fastenpredigten auf der Bühne zielt alles auf sittliche Lebensführung, sehr häufig wird auch betont der Wert der Religion für den Staat, die Nichtigkeit der Pseudopolitik, die Erbärmlichkeit der Höflinge und Schmeichler; dazu boten dann Gestalten wie der reiche Prasser, der Pharisäer, Pilatus usw. drastische Beleuchtung.[3]

Die alten Bruderschaften, wie besonders die Todesangst-Bruderschaften,

---

[1] Theatrum asceticum seu meditationes sacrae in Congreg. Lat. maj. exhibitae. 4. Ed. Ingolstadii 1758.

[2] Mundus in maligno positus 1748—1750. 3. Ed. Ingolstadii 1761.

[3] Von früheren Münchener Meditationen liegen Periochen vor vom Jahre 1718 über die Gnade von P. Ignatius Agricola in München, Staatsbibliothek Bav. 8°. 4025 II, vom Jahre 1725 über die Sünde (Adam, Kain, Pharao, Balthasar, Ezechias) l. c. III. Die Stücke von 1735—1737, die der Tiroler Georg Arnold (1685—1737) verfaßte, sind gedruckt in dessen Theatrum asceticum. Opus posthumum Ingolstadii 1761, 514 p.: sie bieten Charakterköpfe aus dem Neuen Testament: Lazarus, Petrus, Zachäus, Judas, Pilatus usw. Die Texte der Meditationen von dem feinsinnigen P. Ferd. Hueber finden sich in dessen Flores (1748) 2. Bd., z. B. über die anima exul im Lager, auf dem Markt, im Palast, Wirtshaus usw., die anima amans sucht den Geliebten im Weinberg, Garten, Wald usw.; sie findet ihn schließlich am Kreuze und beschließt, mit ihm zu sterben, lebendiger Dialog und schwungvolle Arien wechseln ab. — Von Meditationen der Neuburger Kongregation sind erhalten Synopsen aus den Jahren 1725—1728 in Bav. 8°. 4025 III. — Eine Geschichte dieser Aszese auf der Bühne wäre noch zu schreiben.

blühten weiter.[1] Zu den alten traten neue hinzu, die sich besonders aus neu aufkommenden Andachten entwickelten und wie frisch aufblühende Blumen die Herzen der Gläubigen erfreuten und zu neuer Liebe ermunterten.

Da war vor allem die Herz-Jesu-Andacht, die der Liebe zum göttlichen Heiland einen mächtigen Ansporn gab und bald große Verbreitung fand. Eine Reihe von Herz-Jesu-Büchern suchten die Andacht immer mehr zu festigen. Ein Vorläufer der eigentlichen Herz-Jesu-Bücher in Deutschland bildet die Predigt, die P. Bernhard Sonnenberg 1695 zu München herausgab: Neue vom Himmel gesandte Andacht gegen dem Göttl. Hertz Jesu Christi an dem ersten Freytag nach der Octav des H. Fronleichnams in der Kirchen der Closter Frauen von der Heimsuchung Mariae zu München in einer Predigt vorgetragen und auf derselben Anhalten mit einem Zusatz herausgegeben (12° 146 S.) Er behandelt den Ursprung der Andacht (Erscheinung der 1690 verstorbenen gottseligen Klosterfrau Margarita Maria Alacoque), Billigkeit, Nutzbarkeit (Zeugnisse der hl. Mechthild, Gertrud, Klara usw.), Mittel und Übung dieser Andacht. Den Schluß bilden die Tagzeiten, Litanei und Gebete.

Das erste selbständige Herz-Jesu-Buch in Deutschland erschien im Jahre 1723. Der Verfasser ist P. Jos. Waldner, der 1680 in Meran (Tirol) geboren, im Jahre 1701 in die Provinz Champagne eingetreten war; so erklärt sich auch die Approbation des Provinzials der Provinz Champagne, P. Robinet (Mussiponti, 5. April 1723), für das in deutscher Sprache geschriebene „Buch des Lebens, worin die unendliche Liebe des Erlösers wird vorgestellt . . . durch Verehrung des hochheiligen Herzens Jesu." In dem Unterricht vom Ursprung der Andacht macht P. Waldner darauf aufmerksam, daß das heiligste Herz auch schon in früheren Zeiten viele eifrige Verehrer gehabt hat, u. a. den gottseligen Lanspergius und die heiligen Jungfrauen Mechthildis, Gertrudis usw. Aus Landsperg (Pharetra divini amoris) und der hl. Gertrud hat er mehrere schöne Gebete aufgenommen. Unter anderem finden sich bei Waldner auch die vom Luzerner Nuntius Piazza am 2. April 1701 bestätigten „Satzungen der Hochlöblichen Bruderschaft des hochheiligsten Herzen Jesu". Das Büchlein atmet eine heiße Liebe zum Heiland und bietet eine kernhafte praktische Frömmigkeit.[2]

Der Augsburger Prediger Ulrich Probst gab 1752 heraus Das allerheiligste Hertz Jesu in 12 Betrachtungen, von dem schon 1757 die 5. Auflage nötig wurde. Im Jahre 1756 und 1757 folgten die Herz-Jesu-Bücher von P. Franz Schauenburg (1756 lateinisch, 1757 deutsch, noch im 19. Jahrh. öfters aufgelegt) und P. Franz Neumayr Allerheiligsten Herzens Jesu sichere Himmelsstraße (2. Aufl. 1768). Liebe zum göttlichen Erlöser, Genugtuung für die ihm zugefügten Unbilden, heldenmütiger Opfersinn, der sich besonders im täglichen Leben zu bewähren hat, ist der Grundton dieser Bücher.

---

[1] Vergl. Gesch. 3, 654 ff. Die Todes Angst Bruderschaft gab an verschiedenen Orten eigene Büchlein für ihre Mitglieder heraus, so die zu Düsseldorf „Todt-Angst oder Monatliche Versammlung vom guten Tod . . . um Erhaltung einer glückseligen Sterb-Stund . . . wie sie jeden dritten Sonntag im Monat gehalten wird in der Kirchen St. Andreae P.P. Soziet. Jesu" (Düsseldorf 1764 24° 88 S.). Das Büchlein enthält auch einen „Unterricht von der General-Kommunion an eben diesem dritten Sonntag des Monats", mit der ein zweiter vollkommener Ablaß verbunden war. Den größten Teil S. 29—71 nehmen deutsche Kirchenlieder ein über Leiden und Sterben des Heilandes, die vor der Bruderschafts Stunde zwischen 3—4 Uhr nachmittags gesungen wurden.

[2] Weitere Ausgaben erschienen Coelln 1732, Constantz 1734 und später noch häufig bis ins 19. Jahrhundert. Zahlreiche Ausgaben noch im 19. Jahrhundert erlebte auch P. Waldners zuerst 1726 erschienenes Haus- und Betbuch für Jungfrauen. P. Waldner starb 1753.

Zu den Andachten kamen weiter hinzu die zehn Sonntage zu Ehren des hl. Ignatius, die sieben oder zehn Freitage zu Ehren des hl. Xaverius, die Aloisianischen Sonntage und die sogenannte Morgen- und Abendandacht. Letztere, die bereits früher als Frucht der Volksmissionen erwähnt wurde, erhielt von Klemens XI. 28. Januar 1715 „auf Bitten der Patres der deutschen Provinzen" einen täglichen Ablaß von 100 Tagen.[1]

Für die 10 Freitage zu Ehren des hl. Xaverius bewilligte Benedikt XIV. am 11. Januar 1744 einen Ablaß und erneuerte denselben später, 29. Januar 1751, für die 10 Freitage, die dem Feste des Heiligen entweder vorausgingen, oder folgten.[2] Für die Andacht der zehn Sonntage vor dem Feste des hl. Ignatius verlieh Klemens XIII. am 27. Januar 1767 einen vollkommenen Ablaß.[3]

Die für die Seelsorge so wichtigen Gebetbücher wurden nicht vernachlässigt. Dieselben zeigen durchgehends eine durchaus gesunde Frömmigkeit. Das Himmlische Palmgärtlein des P. Nakatenus erschien weiterhin in zahlreichen Auflagen.[4] Neben diesem war im Norden eines der verbreitetsten Gebetbücher, das Bitt- und Tugentbuch des 1707 zu Münster verstorbenen langjährigen Missionärs P. Alex. Wille. Die Münstersche Ausgabe hatte 1722 schon 7, die Kölner 1763 9 Auflagen. Die Vorrede beginnt Wille mit den Worten: „Gut ist das Gebet, noch viel fürtrefflicher mit einem tugendsamen Wandel vereinigt", und das Fundament eines frommen Lebens legt er also: „Ein frommes und christliches Leben absonderlich deren, die im weltlichen Stande leben, bestehet eben nicht in vielem Beten, wie etlich irrig meinen, sondern in einem kräftigen oft wiederholten Willen, alles zu lassen, alles zu tun, alles zu leiden, was Gott will". Trifft Unglück Kinder, Hausgenossen oder Vieh, so „schiebe das Unglück nicht also bald auf böse Leut oder Geister, (wie jetziger Zeit viel irrige Menschen tun und dessentwegen Hilf beim Teufel oder gottlosen Leuten suchen). Es sind keine Geister, so die Kinder plagen, das Vieh ausmergeln, aussaugen und tödten; dergleichen Weibertant findet man in keiner geist- noch weltlichen Historie." Die verschiedenen Unterweisungen sind meist sehr praktisch gehalten.

P. Herm. Goldhagen gab 1753 in Mainz ein Gebetbuch heraus, das sich ganz

---

[1] Acta S. Sedis in causa S. J. 2, 446.

[2] L. c. 2, 466, 473.

[3] L. c. 2, 409. Eine „Zehen Freytägige Andacht zu Ehren des hl. Francisci Xaverii angestellt, aus der französischen in die teutsche Sprache übersetzt", erschien schon 1701 zu München. 16°. 344 S. Zu Münster erschien 1726 Devotio decendialis ad S. Franciscum Xav., zu Hildesheim 1731 Synaxes Xaverianae sive Methodus decendialem devotionem pie obeundi. Neue Weiß der sieben-freytägigen Verehrung des hl. Franzisci X. gab P. Matthäus Vogel 1730 heraus, die mehrere Auflagen erlebte. Von demselben erschien Neue Weiß der zehen freytägigen Verehrung des hl. Ignatius. Einen Unterricht, Wie die zehen Freytäg zu Ehren des hl. Francisci X. nützlich zuzubringen, verbreitete das Goldene Almosen in München (1754. 24°. 118 S.) Das Goldene Almosen in München gab weiter heraus Andachts-übung auf zehen Sonntäg zu Ehren des heil. Vaters Ignatius. Neue verbess. Ausgabe 1767. 24°. 96. Das Leben des hl. Aloysius, das zum hundertsten Todestag 1691 in lateinischer Sprache mit gestochenen Kupfern in Graz erschien, erlebte 1698 eine deutsche Übersetzung in München: Spiegel der Unschuld oder Englisches Leben des sel. Aloysii Gonzaga. 24°. 318 S. Neuntägige Andacht zu Ehren des hl. Aloysius von P. Smackers, Cöllen 1727. Von demselben im selben Jahr Neuntägige Andacht zum hl. Stanislaus. Die in Neapel gedruckte Andacht der sechs Aloys. Sonntage ließ der Verlag des Goldenen Almosens in München 1763 ins Deutsche übersetzen: Der hl. Aloysius Gonzaga . . . die sechs den Heiligen zu Ehren angestellte Sonntäg mit Nutzen zu begehen. 24°. 144 S. Schon vorher, 1745, erschien in Cöllen: Der Englische Jüngling Aloysius Gonzaga ... auf sechs Sonntage. Der Taufname Aloysius, der Ende des 17. Jahrhunderts in Deutschland noch äußerst selten ist, kommt im 18. Jahrhundert besonders nach der Heiligsprechung in vielfache Aufnahme. Vergl. auch Schüller in Pastor bonus 1926.

[4] Vergl. Gesch. 3, 595 ff.

auf die Hl. Schrift stützte: Trostwahrheiten und Gebete aus göttlicher heiliger Schrift. P. Franz Schauenburg verfaßte 1757 das Büchlein, Notwendige Andacht eines Christen (Kaufbeuren 1757). Das 1760 in Mannheim erschienene Lehr- und Gebetbüchlein für die Jugend erlebte noch im 19. Jahrhundert mehrere Auflagen. Dasselbe gilt von seinem Gebetbuch, Nothwendige Gebetter eines katholischen Christen.

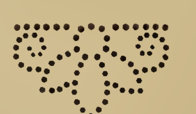
Der Empfang der heiligen Sakramente wurde nicht wenig angeregt und gefördert durch eine gute Vorbereitung der Kinder zur ersten heiligen Kommunion und eine würdige Feier dieses Hochfestes im Leben der Kinder.[1] Zwar hatten sich die Jesuiten dieser Vorbereitung schon früher an verschiedenen Orten mit großer Liebe angenommen, aber allgemeiner wurde dieselbe erst dadurch, daß die Volksmissionen die Erstkommunionen in ihr Programm aufnahmen.

Die Jülich-Bergische Mission erfand in den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts in Anlehnung an die Praxis einzelner Kollegien ein „Incitamentum", das am Schluß der Mission in seiner Lieblichkeit an Gemütswerten ein wirksames Gegenstück zu den nächtlichen Bußprozessionen der ersten Missionstage wurde: die öffentliche feierliche Erstkommunion am vorletzten Missionstage. Die feierliche Erstkinderkommunion bürgerte sich — beginnend in der Jülich-Bergischen Mission — später nach und nach in alle anderen Volksmissionsbezirke ein (besonders in den 50er und 60er Jahren) und wurde dort bis zur Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 ziemlich ständig und überall beobachtet. Es handelte sich auf den einzelnen Stationen um 50, oft um 100 und mehr Kinder, Knaben und Mädchen. Durch die Mission selbst und durch eigene Katechesen während derselben wurden sie vorbereitet. In feierlicher Prozession, bei der aller Prunk entfaltet wurde, geleiteten Missionäre, Geistlichkeit und Volk sie zur Missionsbühne. Ein Missionär betete vor. Die Kinder trugen neue Kleider, in Städten „Engelsgewandung". Das Haupt der Mädchen war mit einem Kranze frischer Blumen, die Brust der Knaben mit einem blühenden Strauße geschmückt. In der Hand trug das Kind eine Kerze und den Rosenkranz. Manche trugen auch Lilien. Die Kleinen knieten auf der Bühne. Ein Missionär hielt eine Ansprache. Die Eltern traten auf die Bühne; die Kinder fielen ihnen zu Füßen und baten um Verzeihung; dann folgte Umarmung. Das Glaubensbekenntnis wurde abgelegt, deutsch aus dem Missionsbüchlein vorgebetet und gesungen. In gut eingeübter Ordnung traten während des Amtes die Kinder zum Bühnen-Altare selbst, um dort den Leib des Herrn zum erstenmal zu empfangen.

Was die Missionäre angefangen, wurde später fortgesetzt, wie in der Geschichte der einzelnen Niederlassungen bereits früher mehrfach berichtet worden ist.

---

[1] Vergl. A. Schüller, Die Jesuiten und die Erstkommunionfeier im Rheinlande. Annalen für die Gesch. des Niederrheins 106 (1922) 138 ff.



Achtes Kapitel.

Bei den Soldaten.

Charaktere der Heere. Jurisdiktion. Bei den Heeren in Österreich, Bayern, am Niederrhein.

Das 18. Jahrhundert ist besonders in seiner ersten Hälfte ausgefüllt mit großen blutigen Kriegen. Im spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714) rangen fast alle europäischen Mächte um ihren Anteil an dem spanischen Erbe. Die Kriege mit den Türken (1714—1718) werden gekrönt durch die Einnahme von Belgrad (1717), aber das unglückliche Nachspiel (1736—1739) endigt mit dem Verluste Belgrads, Serbiens und der Kleinen Walachei. Der große Streit um die österreichische Erbschaft wird zunächst ausgefochten im österreichischen Erbfolgekrieg (1740—1748) und findet einen gewissen Abschluß im dritten schlesischen oder siebenjährigen Krieg (1756—1763).[1]

Der Charakter der in diesen Kriegen kämpfenden Truppen wird erheblich mitbestimmt durch den damaligen Stand fast aller Heere: es sind im wesentlichen Werbeheere mit all ihren Schattenseiten. Habsucht und Abenteuerlust trieb manche zu den Werbetischen. Befriedigung der Selbstsucht und Habsucht zeigte sich auch vielfach bei den aus aller Herren Länder zuströmenden Offizieren; Spielsucht und Völlerei sind bei den vielen Rauf- und Saufbolden im Offizierskorps keine seltene Erscheinung. Die Käuflichkeit von Offizierstellen wurde sehr beklagt.[2] Manche Regimenter waren zudem mit Weibern und Kindern überladen, zählte man ja bei einem 153 Weiber und 167 Kinder.[3] Im Jahre 1739 erging in Bayern der kurfürstliche Befehl, alle Malefikanten und Müßiggänger zu fangen und an die nächsten Werbeplätze einzuliefern, 1742 traf es besonders die Jagdfrevler und Wilddiebe, 1758 wurden sogar alle liederlichen Burschen beschrieben und herangezogen.[4]

Unter diesen Umständen war die Tätigkeit der für die Feldseelsorge herangezogenen Geistlichen eine doppelt schwierige.

Die Jurisdiktion der Feldpatres war schon durch Breve Urbans VIII. vom 18. September 1643 derart geregelt, daß für alle Truppen im kaiserlichen Heere der Beichtvater des Kaisers in Wien gleichsam Armeebischof (Capellanus maior) war. Derselbe erhielt seine Vollmachten vom päpstlichen Nuntius in Wien. Der Gebrauch der Fakultäten war aber nur gestattet, unbeschadet des Rechtes der Pfarrer zur Zeit der Winterquartiere.[5] Diese Einschränkung wurde nicht immer beachtet. Auf eine Beschwerde dieserhalb antwortete der päpstliche Nuntius am 2. August 1710 dem Fürstbischof von Freising, es sei seine Absicht nicht gewesen, daß die Lager-Missionäre in den Winterquartieren pfarramtliche Tätigkeit bei den

---

[1] Vergl. Stimmen der Zeit 104 (1922) 112 ff.

[2] Österreichischer Erbfolge-Krieg 1740—48, bearbeitet vom k. u. k. Kriegsarchiv 1 (1896) 414 ff.

[3] Geschichte des bayerischen Heeres, herausgegeben vom kgl. bayer. Kriegsarchiv München 1901—1908 (drei Bände von Staudinger) II 1277 ff.

[4] Staudinger III 247.

[5] Geschichte III 716, Em. Bielik, Gesch. der k. u. k. Militärseelsorge (1901) 346 ff.

Soldaten versehen sollten. „Da mir", so führt der Nuntius aus, „durch ein besonderes päpstliches Breve die Aufsicht über die Lager-Mission als apostolischem Legaten übertragen worden und ich dazu den P. Menegatti S. J. als Obern für die Lager-Mission subdelegirt habe, hatte ich verboten, in den Winterquartieren Pfarrechte auszuüben. Dies hat dann auch P. Menegatti durch ein Rundschreiben kundgemacht. Ich wundere mich, daß dies trotzdem geschehen. Inzwischen werde ich von neuem P. Menegatti anweisen, daß er solche Übergriffe schleunigst abstelle."[1]

Als mit dem Regierungsantritt Kaiser Karls VI. im Jahre 1711 dessen Beichtvater P. Veit Georg Tönneman die oberste Leitung der Militärseelsorge übernommen, suchte derselbe, um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, um weitergehende Vollmachten nach. Dem entsprach Papst Klemens XI. durch Breve vom 28. Juni 1712 an den damaligen Pro-Nuntius Kardinal Piazza, wodurch demselben neue Vollmachten für den Großkaplan der kaiserlichen Armee erteilt wurden. Manche Bischöfe verlangten Einholung der bischöflichen Approbation und Jurisdiktionsprüfung. Dieser Standpunkt war häufig für die Seelsorge sehr hinderlich. Es kam nicht selten vor, so betont der Geschichtschreiber der kaiserlichen Militärseelsorge, daß ein Regiment im Bereich zweier Diözesen disloziert war und der Regimentskaplan sich demgemäß von beiden Bischöfen die Approbation hatte erwirken müssen. Kaum hatte er sie erhalten, so wurde das Regiment verlegt, und der Kaplan war gezwungen, von neuem Approbation zu erbitten und eventuell die Prüfung abzulegen. P. Tönneman stellte diese Mißstände in Rom vor.

Durch Breve vom 28. Juni 1720 an den Nuntius erteilte Klemens XI. diesem für den vom Kaiser bestellten Oberkaplan und dessen Subdelegierte sehr weitgehende Vollmachten, darunter Ausübung aller pfarramtlichen Befugnisse, Lesung häretischer Bücher, Bination, Fastendispens usw. Ausgeschlossen sind nur die ständigen Besatzungstruppen, die in allem der pfarrlichen und bischöflichen Jurisdiktion unterworfen bleiben.[2]

Diese Fakultäten wurden von Innozenz XIII. durch Breve vom 25. September 1722 an den Apostolischen Nuntius Erzbischof Hieronymus Grimaldi für sieben Jahre erneuert und erweitert. In seinen Patenten beruft sich hierauf P. Tönneman und betont deren Gültigkeit für die Soldaten nicht nur des Feldheeres in den Winter- und Sommerquartieren, sondern auch für die Besatzungstruppen.[3] Weitgehende Vollmachten für sieben Jahre enthält auch das Breve Benedikts XIII. vom 24. Dezember 1729. Auf dieses Breve bezieht sich ein Patent, das P. Tönneman am 22. Juni 1735 für drei Jahre dem Feldpater des bayerischen Kontingents, P. Franz Heisch, ausstellte.[4] In einer späteren Streitigkeit erging am 19. November 1763 der kaiserliche Entscheid: dem hiesigen (Wiener) Erzbischöflichen Konsistorium ist zu eröffnen, daß zufolge des päpstlichen Breve für den Capellanus maior den Feldkaplänen allein die pfarramtliche Jurisdiktion in den Kasernen zusteht, auch die Begräbnisse und Stolgebühren.[5]

Neben dem „Groß-Kapellan", der letzte war P. Kampmüller, gab es noch einen Superior missionis castrensis, der für die innere Ordenszucht zu sorgen

---

[1] *Kopie, M. R. Jes. 289. Über P. Menegatti s. Geschichte III 791 ff.

[2] Wortlaut bei Bielik a. a. O. 359—365.

[3] Verum etiam cum in quibuslibet accidentalibus et temporaneis sive hybernis sive aestivis aut etiam praesidialibus stationibus detinebuntur. Ganzer Wortlaut bei Bielik 365—373. Ein gesiegeltes Exemplar für P. Bengarth vom 27. November 1723 in Wien, Staatsarchiv Geistl. Akten 454.

[4] Gef. Original Druck. 4° (7 S.) M. R. Jes. 291. In dem handschr. Katalog 1735/36 (Clm. 2316) steht S. 270 unter Missio Castr. Caesar. P. Franz Heisch als Miss. Castr. Legion. Bav.

[5] Codex Austriacus 6 (1777) 490.

hatte. Dieser Obere war nach Ausweis der Kataloge bis zuletzt stets der Obere (Praepositus) des Wiener Profeßhauses.

Nach den Jahresbriefen der österreichischen Provinz vom Jahre 1717 wirkten als Feldkapläne im Heere des Prinzen Eugen 94 Priester, Ordens-, Weltgeistliche, darunter 29 Jesuiten, 17 aus der böhmischen und je 6 aus der österreichischen und oberdeutschen Provinz. Zu den Patres nahmen Weiber ihre Zuflucht, denen in den Winterquartieren Offiziere und Soldaten die Ehe versprochen, zum Beweis zeigten sie Briefe und Ringe vor. Vagabundierenden Mönchen und Priestern wurde das skandalöse Betteln bei den Soldaten verboten; von den apostasierten Mönchen (Priester und Laien), die im Heere als Soldaten dienten, wurden einige bekehrt.[1]

Über die Tätigkeit der Feldgeistlichen erfahren wir näheres aus dem Reglament des Grafen Daun für sein Infanterie-Regiment aus dem Jahre 1733, in dem die „Observationes des Regiments-Paters" also lauten:[2] Weilen ein solcher geistlicher Mann und Seelen-Sorger, der einem jeden mit seinem ehrbaren und frommen geistlichen Leben vorgehe, bei dem Regiment soll gehalten werden, so soll derselbe auch von allen Ober- und Unter-Offizieren sowohl als Gemeinen in allen Ehren gehalten, als ein geistlicher Vater respektiert, auch in seiner Präsenz die sonst ziemlich gebräuchlichen ungeziemten skandalose Reden und Zoten nicht geredet werden, widrigenfalls der Verbrecher gestraft werden will. Wenn das Hochwürdigste einem Kranken im Lager gebracht wird, so begehrt der Regiments-Pater zwei Mann von der Fahnen-Wacht, mit ihrem Gewehr solches zu begleiten. Wenn die heiligen Zeiten herbeikommen, so meldet er sich beim Regiments-Kommandanten, damit den Kompagnien Befehl erteilt werde, daß die Mannschaft die österliche Beicht verrichte, zu welcher er sie auch ermahnen und einem jeden, der gebeichtet, einen Zettel geben soll; welche Zetteln vom Kompagnie-Kommandanten ihm sämtlich zurückgegeben werden mit dem Effektiv-Stand der Kompagnie beigelegt, wodurch der Regiments-Pater wissen kann, ob jeder seine österliche Beicht verrichtet habe; da die Zeit der österlichen Beicht verflossen, wird derjenige, so seine Beicht nicht verrichtet, in die Capelle — der Gemeine mit einer wöchentlichen Löhnung, der Offizier aber mit einem monatlichen Solde — gestraft. Ein anderer Geistlicher hat ohne seine Erlaubnis in seine Pfarre nicht einzugreifen, und so sich bei dem Regiment jemand anderer Religion befindet, so darf ein dergl. Geistlicher oder Prädikant nicht in die Kasernen oder Kompagnie-Gassen, noch vor die Front zu ihm hinaus kommen, viel weniger in Garnison oder Quartieren eine solche Zusammenkunft gestattet werden, wie es zuweilen geschieht, daß die Glaubensgenossen sich auf den Ramparten oder verdeckten Örtern zu sammeln pflegen und ihre Gesänge verrichten. Er soll dann hauptsächlich ein emsig exemplarischer Mann sein, dem Gottes-Dienst und der Seel-Sorge mit bestem Fleiß abwarten, die Kranken öfter besuchen, selbe zur Buße und Liebe Gottes ermahnen, bei Sterbenden mit Trost und Ermahnungen nicht aussetzen.

Des weiteren wird dann bestimmt, daß vom gemeinen Mann keine Stolgebühren genommen werden, daß ohne Erlaubnis des Regiments-Kommandanten keine Kopulation stattfinden darf. Wenn die Marquetender während des Gottesdienstes Wein schenken, Spiel-Leut halten, soll er sie angeben, auf daß sie mit einem Gulden in die Capelle gestraft werden. Er soll den Offizieren keine Konkubinen gestatten, wie sie sich oft unter Prätext einer Köchin aufhalten. Wenn das Regiment beisammen, soll er alle Wochen an den vom Regiments-Kommandanten aufgestellten Tagen die Kinderlehre halten, damit die Kinder nicht wie das Vieh auf-

[1] *Austria 174, 1717. [2] Bielik 60 ff.

wachsen und soll einen tauglichen Musquetier vom Regiment aussuchen, welchen man wachfrei läßt, damit er die Kinder lesen und schreiben lehre und soll der Regiments-Pater darüber die Inspektion haben. Er soll auch sowohl im Feld als Garnison alle Sonn- und Feiertage dergleichen auch in der Fasten predigen, welche in Form eines Catechismi zu machen, um daß der gemeine Mann dieses besser zu nutzen weiß, wie dem auch wegen der Akatholischen zuweilen eine Controverspredigt. Bei Schlachten soll der Pater nach erteilter General-Absolution sich hinter dem Regiment bei den Feldschaaren aufhalten, um die Blessirten trösten und disponiren zu können. Im Marsch haltet er sich mit dem Auditor bei den Fahnen auf. Er dependirt allein vom Regiment und dem kaiserlichen Beichtvater als Superior der k. Armee, so anjetzo der Pater Tönneman S. J. ist, von welchem er sein Patent nimmt und alle 2—3 Jahre confirmiren läßt.

Während des siebenjährigen Krieges hatte der Oberfeldkaplan P. Kampmüller am 25. Mai 1761 ein Reglement für die Feldkapläne der unter Dauns, Hadiks und Laudons Befehle stehenden Armeen hinausgegeben, laut dessen an jedem Sonntag nachmittag die Regimentsjugend in den Lehrsätzen des christlichen Glaubens unterrichtet, zur österlichen Zeit aber zum Empfang der heiligen Sakramente vorbereitet werden sollte. Acht Jahre später wurde in dem am 1. Juli 1769 hinausgegebenen Militär-Reglement allgemein vorgeschrieben, der Regimentskaplan solle „wenigstens die Woche einmal Kinderlehre halten, damit die Kinder nicht wie Unmenschen aufwachsen, und in Friedenszeiten einen des Lesens und Schreibens kundigen dienstfreien Mann von dem Regiment ansuchen, um solche darinnen und in dem Christentum unterweisen zu lassen, wovor diesem Mann von dem Regiments-Unkosten-Fundo etwas bezahlt werden solle"; diese Einrichtung habe der Regimentskaplan „nicht allein in Garnison, wo mehrere Eskadrons beisammen, sondern auch bei den einzeln abseits liegenden Eskadrons von dem Regiment anzubegehren und nach der Bewilligung sorgfältig darauf zu sehen."[1]

In dem Hauptheere in Österreich waren 1733 38 Feldkapläne, darunter 15 Ordensleute aus verschiedenen Orden, 6 Weltpriester, 15 Jesuiten; dazu die Patres bei den einzelnen Generälen.[2] Im Jahre 1750 waren unter den 110 Feldkaplänen 37 Jesuiten.[3] In den österreichischen Katalogen werden 1746 16 namentlich angeführt, darunter je ein Superior für das italienische, böhmische und Reichsheer.

Von den österreichischen Feldpatres zeichneten sich viele aus durch heldenmütige Ertragung von Strapazen, unverdrossene Arbeit bei Tag und Nacht, freudige Hingabe ihres Lebens.[4] Von den niederrheinischen Feldkaplänen im kaiserlichen Heere in dem österreichischen Belgien wird im Jahre 1753 ihre Sorge für den Unterricht der Soldatenkinder und die Verbesserung der Lazarette rühmend hervorgehoben.[5]

In Bayern erfolgte die Anstellung der Feldpatres in der Weise, daß sich der Kurfürst bzw. in seinem Namen das Hofkriegsamt an den Rektor des Jesuitenkollegs in München wandte und um Zuweisung von soundsoviel Feldkaplänen ersuchte. Diese wurden dann den einzelnen Regimentern zugeteilt. So schrieb Kurfürst Max Emanuel am 10. Mai 1717 an den Rektor in München: Die als

[1] Helfert, Gründung der österreich. Volksschule I, 604.

[2] Litt. ann. Prov. Austr. 1733. Bielik 78.

[3] Bielik 49, über die Besoldung ebend. 70 ff.

[4] Vergl. z. B. die Nekrologe an P. Jos. Klemmer († 1712), Germ. Plume († 1713), Ignaz Köckh († 1714).

[5] *Rhen. inf. 65 f. 572 ff. Vergl. zum Jahre 1746 *Rhen. inf. 64, 361 ff.

Patres Missionarii Castrenses gegen den Erbfeind bezeichneten Patres sollen sich wegen der Kapellen usw. an die Hofkammer wenden und dann ein jeder bei dem Kommandanten des ihm assignierten Regiments anmelden. Die Patres sind also eingeteilt: P. Friedrich Vonderbord (Vonderborch) zu den Dragonern, P. Andr. Presl zu den Grenadieren, P. Anton Sepp zum Leibregiment zu Fuß, P. Joseph Wiz zum Churprinz-Regiment, P. Leont. Eggs zu dem Lerchenfeld-Regiment.[1]

Am 17. August 1735 ersuchte Kurfürst Karl Albert den Rektor von München um Zuweisung eines Feldpaters „für Unser Contingent-Regiment, das ehestens ins Reich abmarschieren wird und wie alle anderen Regimenter mit einem Feldpater versehen werden muß".[2] Am 28. August 1738 bat Karl Albert den Rektor um vier Feldpatres für den Generalstab und acht Bataillone, die nach Ungarn ziehen, dann noch weiter um einen Pater für zwei Dragoner-Regimenter.[3] Im folgenden Jahre teilte Karl Albert am 9. März dem Rektor mit, er habe heute an Minucci in Ungarn die Weisung ergehen lassen, „daß Wir Uns entschlossen, keine andern Geistlichen zur Funktion der Feldpatres anstellen zu lassen, als die in Unserer bayerischen Provinz sich befindenden Patres Jesuiten".[4]

An Stelle eines im Felde verstorbenen Paters verlangte Karl Albert nicht allein Ersatz, sondern auch noch einen Supernumerar, wie er am 1. April 1739 dem Rektor kundgab, damit, im Fall noch einer mit Tod abgehen sollte, dessen Platz sogleich wieder ersetzt, oder in der Seelsorge, wo es vonnöten, vom selbigen mitgeholfen werden könne.[5] Am 5. Juni 1739 sandte dann Karl Albert die Abschrift eines Befehls an die Hofkammer, in dem es heißt: Er habe bereits am 3. April befohlen, daß anstatt des bei dem Lerchenfeld-Bataillon gestandenen und am 25. Februar zu Arat verstorbenen Feld Patris Ant. Kornmayr S. J. nit allein ein anderer Pater, sondern auch noch ein Supernumerarius, mithin zwei, nämlich P. Georg Jessenwanger und P. Peter Wallpach hinabkommen. Wegen gleichfalls beschehenen Absterbens des P. Pach soll ein dritter Feldpater, nämlich P. Leop. Primus neben obigen zwei dahin abgeschickt werden.[6]

Für sechs Feldpatres ließ der Kurfürst am 11. September 1741 das Antrittsgeld mit 1200 fl. ausbezahlen. Am 31. Oktober 1741 erhielt der Rektor die Weisung, drei Feldpatres sollten nach Böhmen zum General Minucci abreisen. Zwei weitere Patres wurden am 2. Januar 1742 angefordert, einer für die Infanterie, ein zweiter für die Dragoner. Einer der 1741 angeforderten, P. Ignaz Stautinger, bat am 27. Dezember 1741 von Hall in Oberösterreich aus den Provinzprokurator für sich und P. Riffelthaler um ein Anstellungsdekret vom Hofkriegsrat, ohne das sie keinen Pfennig erhielten, er habe nichts mehr und könne nicht einmal seinen Diener bezahlen.[7]

Am 1. Juli 1757 teilte Kurfürst Max Joseph dem Rektor mit, daß der zum Kontingent nominierte Pater castrensis Georg Oberberger angenommen und das Antrittsgeld von 200 fl. für ihn angewiesen sei.[8] Eine weitere Weisung vom 25. Juli 1757 besagte: Da wir beschlossen, weitere vier Bataillons marschieren

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 290. Als Feldpatres nennt die Handschrift Historia Coll. Monacensis im Jahre 1717 noch P. Dörfflinger und P. Damian Grembs.

[2] *Orig. M. R. Jes. 291.

[3] Ebd. 291.

[4] Ebd.

[5] Ebd.

[6] *Kop. M. R. Jes. 291.

[7] *Orig. M. R. Jes. 291. In dem Katalog 1743/44 (Clm. 2317 p. 209) werden als Missionarii Castrenses in castris Caesareis genannt P. Aloys Schmid, P. Karl Deichmann, P. Ign. Stautinger, P. Jos. Hommel, P. Jos. Söll, P. Paul Reitter. Über P. Stautinger, geb. 1701 in Amberg, eingetr. 1720, gest. 1766, vergl. den Nekrolog Germ. sup. 93 f. 57 und die Briefe von P. Mich. Bliemel aus dem Jahre 1742 in M. R. Jes. 358.

[8] *Orig. M. R. Jes. 292.

zu lassen, wovon zwei Regimenter formiert werden, also habt Ihr hiezu zwei Feld Patres S. J. auszuwählen und in Vorschlag zu bringen.

Im Jahre 1757 wurde auch ein Feldgeistlicher angestellt, der nicht dem Jesuitenorden angehörte. Als Kurfürst Max Joseph 4. April 1757 drei Feldpatres verlangt hatte, machte der Rektor am 12. April 1757 dem Kurfürsten den Vorschlag: Weil P. Provinzial verstanden, daß ein in vorigen Jahren in geistlichen Felddiensten geübter und sehr belobter Canonicus Regularis von Gars sich hiezu wiederum angetragen, wünscht P. Provinzial, daß diesem seine Bitte gewährt werde.[1] Darauf antwortete der Kurfürst am 13. April 1757: Wir haben den von euch in Vorschlag gebrachten Canonicum Karl Langenagger angenommen nebst den übrigen zwei aus eurer Societät.[2]

Zur Bestreitung der Ausrüstung erhielten die Feldpatres ein sog. Antrittsgeld von 200 fl. und für den Unterhalt eine monatliche Gage von 40 fl. In einer Aufzeichnung hierüber heißt es: Die fünf Patres, die der Kurfürst Mai 1717 für den Türkenkrieg erbat, erhielten jeder 200 fl. Davon mußten sie zwei Pferde kaufen, eines für den Pater und eines für den Diener, der von dem Pater Unterhalt und Kleidung erhielt, ferner ein doppeltes Zelt für den Pater und Diener usw. Nur die Kapelle wurde vom Kriegsamt gestellt. Die 200 fl. konnten auch für eine geringe Ausstattung nicht genügen, deshalb kaufte der eine oder andere Pater nur ein Pferd, indem er den Kauf des andern verschob, zumal der Abzug aus Bayern auf dem Wasserwege erfolgte. An Sold erhielt jeder monatlich 40 fl., dazu zwei Futterrationen bei dem Fußvolk, drei bei der Reiterei. Als 1734 einer der Unsrigen zum Feldpater des bayerischen Kontingents ernannt wurde, erhielt er außer den 39 fl. 20 kr. kein Geld für die Ausrüstung, sondern der Kommissar Schwenck stellte nach vielem Hin- und Herreden über die üblichen 200 fl. dem Feldpater mit Mühe und Not zwei fast untaugliche Pferde mit den nötigen Utensilien, ebenso ein Zelt. In der Zukunft soll kein Feldpater von einem andern die Ausrüstung besorgen lassen anstatt der 200 fl., für die alles besser angeschafft werden kann.[3]

Den vier Feldpatres, die 1738 nach Ungarn zogen, bestimmte Kurfürst Karl Albert außer dem Antrittsgeld und der monatlichen Gage je drei Mund (Brot)- und drei Pferdeportionen (28. August 1738). Es scheint aber Schwierigkeiten gegeben zu haben, denn am 24. Januar 1739 teilte der Kurfürst dem Rektor von München mit, er habe Befehl gegeben, daß den nach Ungarn abgegangenen Feldpatres von jetzt an statt der täglichen zwei Mund- und zwei Pferdeportionen auch eine dritte Mund- und Pferdeportion bewilligt werde, so daß sie auch hierin den kaiserlichen Feld Patribus gleichgehalten werden möchten.[4]

Später wurde die dritte Portion wieder abgeschafft, selbst für den Feldpater, der beim Generalstab angestellt war. Dieser wandte sich deshalb Oktober 1758 an den Hofkriegsrat. Obschon der Kurfürst die dritte Pferdeportion abgeschlagen, erneuere er doch seine Bitte: 1. In vorigen Feldzügen haben jederzeit die Castrenses bei dem Generalstab größeres Salarium und dazu eine Pferdeportion mehr als andere Feldpatres gehabt. Wenn andere Castrenses anderswohin kommandiert werden oder erkranken, müssen deren Regimenter besorgt werden, dazu sind zwei Pferde unumgänglich notwendig, eines für die Feldkapelle mitzuführen und den Bedienten, das andere für mich. 3. Bisher hatte ich die Milderung, daß der Kommissar Mayr meine Bagage auf dem Regimentswagen mitzubringen pflegte; weil er sich nunmehr weigert, muß ich ein Pferd mehr halten.[5]

[1] *Konzept M. R. Jes. 292.
[2] *Orig. M. R. Jes. 292.
[3] *Orig. M. R. Jes. 291.
[4] *Ebd. 291.
[5] *Konzept M. R. Jes. 292.

Ein „Verzeichniß, was ein Feld Pater um 200 fl. zur Ausfertigung seiner Person und seines Knechtes kaufen kann", zählt folgendes auf: Ganze Kleidung, Reitrock, Mantel, Hut, 6 Hemden, Strümpfe, Schnupftücher, Schlafhauben, leinene Schlafhosen, Schuhwerk, Schreibzeug, Tischtuch, Servietten, 1 Bett mit Strohsack, Matratze oder wenigstens ein paar Decken, Zelt und Zubehör, 2 Pferde mit Sattelzeug, 1 kupferner Kessel zum Kochen, eine hölzerne Schüssel zum Pferdetränken, 1 Beil, Nadel, Faden usw. Dazu kommen einige Präservative gegen Krankheiten, Pillen oder dergleichen, endlich Bücher. Wenn ein Feldprediger keinen Soldaten anstatt des Knechtes vom Regiment erhält oder seine Bagage nit mit den Regimentsfuhren geführt wird, muß das eine Pferd, wenn der Knecht nit reitet, an einen geschlossenen mit Tuch wider den Regen versicherten Karren gespannt und die Bagage darein gelegt werden.[1]

Aus einer „Ausfertigung eines Missionarii Castrensis" ergibt sich, daß vom Kolleg die gewöhnlichen Kleider und Schuhe, darüber vier Schnupftücher und zwei Schlafhauben geliefert wurden, das übrige mußte der Missionar „von ihm selbst schaffen", darunter die meisten der oben angeführten Gegenstände.

Was die Patres mit sich führten, ergibt sich auch aus den genauen Inventaren, die bei ihrem Tode amtlich aufgenommen wurden. Bei einem im Jahre 1739 verstorbenen Pater fanden sich außer den gewöhnlichen Ausrüstungsgegenständen u. a. noch „1 blecherner Caffeè Müll, 1 Chocolat Geschirr, 1 Theè Geschirr", ein Paar Pistolen, eine Reisetruhe, mit schwarzem Leder überzogen, mit Schriften gefüllt, usw.

In einer Spezifikation über die vom verstorbenen P. Ant. Kornmayr „hinterlassenen und mittels öffentlichen Trommelschlag so hoch als möglich verkauften Effekten, verfaßt Arad, 20. März 1739", wird u. a. eine silberne Uhr ohne Minutenzeiger genannt, die für 10 fl. verkauft wurde.[2] Wie aus einer andern Notiz hervorgeht, hatte der Pater dieselbe vor kurzem von einem Juden für 14 fl. erstanden.

Das Inventar, das über die Nachlassenschaft des P. Friedr. Vonderborch am 26. Juli 1719 vom Auditor aufgenommen wurde, enthält u. a. 1 braunen Wallach verkauft für 17 fl., einen 16jährigen Wallach, verkauft für 8 fl., eine braune Stute, achtjährig, ist crepiert, eine Flinte, ein S. V. kupferner Nachtstuhl, Bettstadt, Sack Uhr (verkauft für 20 fl.), Kleider, Wäsche, ein Perspektiv und Kompaß, französische und lateinische Bücher, u. a. französisches Dictionair, Bibel, Regelbuch, Nachfolge Christi usw.[3]

Den Nachlaß der im Felde verstorbenen Patres zu Handen zu bekommen, war zuweilen sehr schwer. Am 3. April 1739 wandte sich der Provinz-Prokurator Jak. Unglert an den Hofkriegsrat um Verabfolgung der nach dem Ableben des P. Ant. Kornmayr an bar verbliebenen 88 fl., die sich der Pater „gleichsam am Maul erspart". Aber die Auszahlung ließ auf sich warten. Darüber beklagte sich der Prokurator am 6. Mai 1739: Die Hinterlassenschaft des P. Kornmayr (baar 88 fl. und verkaufte Mobilien 69 fl., zusammen 157 fl.) wird nicht herausgeschickt, bis sowohl die ihm als auch dem zu Essek verstorbenen P. Nik. Pach vorgeschossenen Antrittsgelder, zus. 400 fl., dem Hofkriegszahlamt wieder ersetzt werden. Nun ist aber bekannt, daß von den im Jahre 1717 nach Hungarn abgeschickten sowohl als den verstorbenen als hernach zurückgekommenen Feld Patribus für das Antrittsgeld kein Kreuzer weder begehrt noch zurückgegeben worden, also ist es auch jetzt der Wille des Kurfürsten nicht, daß die Ersetzung sothanen Geldes von mir geschehen

[1] *M. R. Jes. 292.
[2] *Ebd. 291.
[3] *Ebd. 290.

soll. Er bittet also um Anweisung an das Hofkriegszahlamt, „daß ich mit Zurückgab der 400 fl. um so mehr verschont werde, als die beiden Patres in ihrer gefährlichen Mission ihr Leben um der Liebe des Nächsten willen eingebüßt haben".[1] Obgleich nun bereits am 20. Mai 1739 ein Befehl an den Regimentsobersten zur Auszahlung der 158 fl. erging,[2] hatte der Prokurator bis 23. Oktober 1740 noch nichts erhalten.

Über die Ausgaben im einzelnen unterrichtet u. a. eine über zwei Jahre sich erstreckende Abrechnung des P. Damian Grembs vom 1. Mai 1719: Besoldung für 2 Bediente jährlich 15 fl. = 60 fl., Pferdefutter 2 Jahre = 102 fl., Wein und Bier im Quartier 30 fl., Caveè, theè, Zuckher 9 fl., Hr. Oberst und etliche Offizier im Quartier traktirt 12 fl., 4 Pferd zur Rückreis 150 fl., Reiseunkosten aus Ungarn 114 fl., Almosen 50 fl. usw. Für 27 Monate hatte er 900 fl. Gage erhalten, die Gesamtauslagen betrugen 885 fl., es blieb also noch ein kleiner Rest übrig.

Ein vorhergehendes Ausgabenverzeichnis desselben Paters vom 1. Oktober 1717 bis 1. Januar 1719 enthält u. a. Reiskosten von München nach Ungarn zum Regiment (Maffei) mit meinen Leuten verzehrt 107 fl., ein Proviantwagen 45 fl., Krankheit auf der Reis von Belgrad nach Ofen mit einem Bedienten 40 fl., gesund wieder zurück nach Belgrad 20 fl., 2 Pferd für den Proviantwagen 60 fl., Reitpferd 35 fl., dem Wagenknecht und Kapelldiener 15 Monat, jedem 1 fl. Kostgeld die Woche hindurch macht 120 fl., jedem Lohn à 15 fl. = 30 fl., Zelt 14 fl., Zuckher, Caveè, theè 12 fl., Wein 18 fl. Im Sommer Haber für 3 Pferd 30 fl., Pferde-Portionen im Winterquartier 54 fl., zusammen 752 fl. Diesen Ausgaben standen an Einnahmen gegenüber: Gage monatlich 40 fl., für 15 Monate 600 fl., Genuß zweier Pferde-Portionen 54 fl., Antrittsgelder 200 fl., Summe 845 fl.[3]

Die Feldkapellen wurden in München gestellt und mußten nach der Rückkehr wieder abgeliefert werden. Den Inhalt gibt ein Verzeichnis aus dem Jahre 1757. „Kurf. Feld-Kapell-Sachen, wie solche von der Hofkammer bei der Kriegsdeputation jedem Patri Castrensi extradirt wird": 1. Kelch mit Patene, 1 silberne Pix (Büchse) in dem Beitl (Beutel) pro Eucharistia, 1 silb. Pix für hl. Oel, 1 Crucifix mit Postament, 2 Meß-Kändl und Schelle, 2 Altar-Leuchter, 2 Kerzen usw.

Da die Feldpatres zuweilen in ihrem Rang herabgesetzt wurden, erfolgte am 28. November 1758 ein Befehl der Hofkriegskanzlei an General Baron v. Pechmann: „Da unsere Feld Patres bei den Abgaben nit nach ihrem Platz ihr Brod, Fourage und anderes, sondern nach dem Auditor, Adjudanten und Proviantmeister empfangen, wir aber wollen, daß selbe ihrem Range gemäß geachtet und sonach als zweite Person des kleinen Stabs nämlich nach dem Quartier Meister angesehen und so traktirt werden sollen . . . sollt ihr die Ordre geben, damit das alte Herkommen und die Achtung für gedachte Seelsorger in allweg erfüllt werde.[4]

Anlaß zu Streitigkeiten und Mißhelligkeiten gab zuweilen die Habsucht und Rücksichtslosigkeit der manchmal wenig gebildeten und noch weniger humanen Obersten. Ein charakteristisches Beispiel hierfür bildet ein längerer Bericht des P. Jos. Birkle dat. Ipps, 10. Juli 1758, an den Bruder Anton Hartl.[5]

---

[1] *Konzept M. R. Jes. 291.

[2] *Orig. M. R. Jes. 291.

[3] *Ebd. 290.

[4] *Kopie M. R. Jes. 292.

[5] *Orig. M. R. Jes. 292. Br. Hartl war der Sekretär des Provinz-Prokurators. Er scheint sich mit großer Liebe der Feldpatres angenommen zu haben. Briefe von Feldpatres an ihn aus dem Jahre 1757 Jes. 292. Von Br. Hartl ist auch die lange nach seinem Tode von der bayerischen Regierung in antiösterreichischer Tendenz veröffentlichte Schrift „Österreichische Räuberei in Baiern 1742 (s. l.) 1805 Relation aller Begebenheiten vom 4. Mai bis 7. November 1742 zu München von Tag zu Tag und mit allergnädigster Genehmigung S. K. M. Karls VII. durch Endesbenannten beschrieben und nach

Einen wunderlichen und doch von allen gutgeheißenen und gerechten Streit habe ich mit meinem Herrn Obristen Gravisi, einem Manne, mit welchem kein ehrlicher Mensch auskommen kann. Während meiner gefährlichen Krankheit, von welcher ich ohne Zweifel Zeit meines Lebens ein Denkmal haben werde und niemals den rechten Gebrauch meines Fußes werde erhalten, sind zu Bautsike in Mähren 24 Mann gestorben, für einen jeden gab Herr Obrist Gravisi 2 fl. zur Bestattung. Weil aber nachmals von dem Feld Kriegs Commissariat nur 1 fl. ist concedirt worden, wurde beratschlaget, wie man den zweiten Gulden einbringen solle, so war alsogleich die Meinung des H. Obristen, daß man solchen mir abziehen solle, weil die Funktion mir zugehörig, welches ja einem jeden unbillig erscheinen muß, indem ich von Gott heimgesucht nit aus meiner Schuld tödlich krank lag und zwar wegen meiner fleißigen Besuchung der Kranken. Zu welcher Krankheit mein Herr Obrist selbst viel beigetragen, indem ich seiner Commodlichkeit zu gefallen, bei den gefährlichsten ansteckenden Krankheiten ganz spät die hl. Messe lessen müssen, mithin wenn ich die Kranken nit verabsäumen wollte, selbe ganz nüchtern besuchen und versehen mußte. Die Kranken hatte ich von zwei Regimentern, nemlich von Herzog Clemens, weil der Feldpater damals nit zugegen war, und von meinem Regiment zusammen. Es werden die hochw. Herrn PP. Augustiner zu Hohen Elb in Böheim Zeugniß geben müssen, wie wenig ich bei Tag und Nacht Ruhe gehabt, da ich täglich auf das Land eine halbe und ganze Stunde und noch weiter bin berufen worden und zwar in größter Kälte, daß ich öfters zu Nacht ein und zweimal, auch von dem Tisch, während ich bei ihnen im Quartier gelegen, zu den Kranken sei abgefordert worden. In solchen Umständen ist es ja nit zu verwundern, daß ich endlich das ansteckende Gift an mich gezogen und tödlich darniedergelegen. So scheint unbillig zu sein, daß mir, der ich in fleißiger Abwartung der Kranken und zwar aus Ursach meines H. Obristen, dem zu lieb ich, wenn ich anders friedlich mit ihm leben wollte, sehr spät die hl. Messe halten mußte, erkrankt bin, auch nur ein Kreuzer sollte abgezogen werden, wie alle Hr. Offiziers, so dieser Handel berichtet, sehr unbillig zu sein erachten, und meinen H. Obristen einer sehr großen Ungerechtigkeit beschuldigen und mich dahin verleitet, meinen Handel zu München anhängig zu machen, weil sein wunderlicher Kopf allen zu genügen bekannt ist . . . Diesem Exempel würden bald andere folgen, welche nichts anders suchen als ihr Interesse und wegen vorgeschützten Ursachen ihren Feld Patribus die Gage entziehen, wie es auch schon wirklich geschehen, indem der Hr. Obrist Graf Rambaldi seinem Feld Pater 40 fl. abgezogen während einer Krankheit. (Folgt Abrechnung.) Aus der mir von Ipps zugeschickten Abrechnung erhellt, daß mich Hr. Obrist unbefugt aus seinem Regiment verstoßen. Daß ich mich ohne Anzeige vom Regiment absentirt, ist unwahr. Wenn er die erste Abwesenheit, da ich tödlich krank darnieder gelegen, anzieht, so scheint es ja sehr unvernünftig, von einem Todkranken die Ursach seiner Abwesenheit zu fordern. Ich kann mich Gott sei Dank nit entsinnen, daß ich nur im mindesten einmal meiner Schuldigkeit ermangelt habe. Zum Bezeugniß dessen kann ich zu Zeugen nehmen alle Hrn. Offiziers von meinem Regiment, von welchen ich jederzeit mit größter Liebe bin umfangen worden. Ich kann zu Zeugen nehmen alle Hrn. Feldscheerer, welche bei den Kranken oder Blessirten sich befunden, ob ich nit jederzeit die Schuldigkeit eines Feld Patris gestellet. Dies alles habe ich Carissimum (dem Bruder Hartl) kürzlich berichten wollen, sicherlich auf seine Gütigkeit hoffend als von welcher ich schon verwichenes Jahr sehr viel Gutes empfangen, bitte also solches alles Ihro Exzellenz dem Herrn General La Rosé, dessen Gerechtigkeit allen bekannt, vorzutragen.

Der General La Rosée antwortete auf Einsendung des Schreibens 19. Juli 1758: Ich habe den hiermit zurückgehenden Extract mit Aergerniß aber nit mit Verwunderung gelesen, weil ich meine Leute kennen thue. Es muß die Sache in forma an den Hoffriegsrat gelangen, damit die gehörige Justiz dem Hrn. Pater zu teil

Frankfurt geschickt.“ Unterschrift: Anton Härtl S. J. (Hartl und Härtl schon früher nebeneinander.) (München, Staatsbibliothek Bav. 1197 qs.)

werden kann . . . Sobald ich es dann werde erhalten haben, verspreche ich die Remedirung auf kein Weis zu verzögern, sondern so willig als schuldig zu verschaffen.[1]

Das von dem General gewünschte Memorial ging am 21. Juli 1758 an den Hofkriegsrat ab (von P. Joh. Wirle Provinz Procurator) und bereits am selben Tage erging der Befehl des Hofkriegsrats an den General-Major Baron von Pechmann, die Sache zu untersuchen, weil die von dem P. Birkle angeführten Umstände allerdings eine Attention meritiren und es höchst unbillig wäre, einem auf dem Todbett gefährlichst krankliegenden Menschen, der sonst jederzeit seine Schuldigkeit verrichtet um dessen willen, weil er hierdurch seine Funktion zu machen, verhindert worden, einen Abzug zu machen. Wenn sich die Sache so befindet, wie P. Birkle geschrieben, befehlen wir gegen Hrn. Obristen Marquis de Gravisi nicht allein dieses unbillige Verfahren zu ahnden, sondern auch zugleich selbigen ohne weiteres anzuhalten, in instanti die abgezogenen 46 fl. 24 kr. dem P. Birkle zu ersetzen.[2]

Es kam auch vor, daß ein Feldpater wegen Zwistigkeiten mit dem Kommando abberufen wurde. So berichtete der Rektor Georg Hermann am 27. März 1761 an den Hofkriegsrat: „Da unser bei dem bayerischen Contingent bisher in vierthalb Jahre aufgestellt gewester Feld Missionar P. Georg Obernberger schon öfters gefährliche Krankheiten ausgestanden und zwischen ihm und dem commandirenden General sich einige Zwistigkeiten erhoben, hat unser Pater Provinzial unumgänglich sich bemüßigt gefunden, mit solchem Pater Castrensis eine Abänderung vorzunehmen. Er bittet statt dessen den P. Ignaz Merz als einen Feld Missionarius anzunehmen und nötige Anweisung zu geben und zwar auch für das Antrittgeld, weil des abgehenden Missionarii Pferd und nötige Feld Equipage durch vierthalbjährigen Gebrauch fast ruinirt, auch Bett Leingewand und Kleider wegen in solcher Zeit überstandenen Krankheiten also verderbt, daß es der neue Pater ohne Gefahr nit brauchen könnte."[3] Schon am folgenden Tage erfolgt der Bescheid, daß P. Obernberger abgefordert und für P. Merz 200 fl. Antrittgeld angeschafft würden.[4]

Die Strapazen der damaligen Feldzüge waren außerordentlich groß. Sie kamen her von den schlechten Verkehrsmitteln, den Mängeln in der Verpflegung und der ganz unzureichenden Abwehr gegen mörderische Seuchen.

In dem Türkenkriege 1717/18 hatten die Bayern Winter 1717 in Belgrad und Semlin über 1100 Kranke, von diesen erlagen auf dem Rücktransport 862, nahezu ⅓ der Kopfstärke des ganzen Korps! Das Lager bei Banovice, wo sich infolge kalter Nächte die Ruhr stark ausbreitete, nannte General Maffei 1718 halb Spital, halb Friedhof.[5]

Nicht besser ging es in dem Türkenkrieg 1738/39. Die Truppen, die bei strömendem Regen 2 Nächte ohne Zelte kampieren mußten (Oktober 1738), hatten großen Krankenstand, der sich in der Folge noch steigerte: schlechtes Wetter und schlechtes Wasser bewirkten heftige Dysenterie. Bei Szegedin waren 10 % der bayerischen Truppen krank oder gestorben. Der Gesamtverlust der Bayern betrug 5400 Mann; nicht ein Drittel der ausgezogenen Krieger sah 1740 die Heimat wieder. Ungarn hatte sich den Namen „Friedhof der Bayern" erworben.[6]

Wenn selbst so viele wetterharte und kriegsgewohnte Soldaten den Strapazen zum Opfer fielen, mußten um so mehr die Feldpatres, die bisher ein Stubenleben geführt hatten, darunter leiden. Es kann deshalb nicht verwundern, wenn manche nach kurzer Zeit erlagen.

Der Obere der Feldpatres, P. Jos. Cristelius, berichtete am 10. Juni 1704 aus dem Lager bei Elchingen dem Rektor von München: „P. Heinrich Graff ist am 23. Mai an einem bösartigen Fieber gestorben. Er hat sich dasselbe nicht von den Kranken, sondern durch die ungewohnten großen Strapazen zugezogen. Jetzt hat

[1] *Kopie ebd.
[2] *Kopie ebd.
[3] *Konzept M. R. Jes. 292.
[4] *Orig.
[5] Staudinger II 1269 ff.
[6] Ebd. III 498 ff.

er in Kürze den Lohn für seinen großmütigen Gehorsam erhalten. Ich bin fast krank vor Sorgen und Schmerz. Mit P. Stephan und P. Michael kampiere ich im Feld unter dem Zelt. Von meinem Obersten habe ich wenig Unterstützung für die Verpflegung, zu der er nicht verpflichtet ist, die ich aber sehr nötig hätte. Ich lebe ohne Koch und Geschirr von dem, was der eine oder andere Offizier zuweilen schickt und was ich teuer kaufe. Gott, der mich zu diesem Leben gerufen, möge mir auch die Kräfte verleihen, deren ich, wenn je, jetzt ganz besonders benötige bei glühender Hitze und brennendem Durste, da schon viele krank sind in Folge der frühern und jetzigen Strapazen.[1]

Am 20. Juli 1719 erlag P. Friedr. Vonderborch, der schon 1704 im Felde gestanden und im ganzen zwölf Jahre mit großem Erfolg den Soldaten gedient hatte. Sein Tod infolge des ungarischen Fiebers versetzte Offiziere und Mannschaften in große Trauer.[2] Besonders der Feldzug 1738/39 forderte viele Opfer. P. Anton Kornmayr rückte am 6. November 1738 ein und starb bereits 15. Februar 1739, ebenso nach kurzer Tätigkeit erlag P. Nikolaus Pach 2. Mai 1739; P. Leopold Primus, der April 1739 eingerückt, wurde bereits 18. (20.) September 1739 weggerafft.

P. Pach starb, nachdem er eben von dreimonatiger Krankheit genesen. Am 10. Februar 1739 hatte er von Essek darüber dem Provinzial Burkhart berichtet: Neulich habe ich geschrieben, daß die göttliche Güte mich mit einer schweren dreimonatigen Krankheit heimgesucht hat, die nicht allein meine Kräfte, sondern auch meine Kasse so mitgenommen hat, daß ich in äußerster Not gezwungen war, in Wien 50 fl. zu leihen, die ich erstatten werde, sobald ich kann. Ich habe sehr sparsam gelebt und für Kost und Logis monatlich 12 fl. ausgegeben, dem Diener jeden Tag 20 kr., dem Arzt monatlich 12 fl. Jetzt steht der Abmarsch zu meinem Bataillon bevor, das 50 Meilen weit entfernt ist. Ohne große Auslagen geht es nicht ab, für 2 Pferde, Wagen und Zelt 102 fl.[3]

Von P. Leopold Primus aus Augsburg (geb. 1704, eingetreten 1724) rühmt der Nekrolog, daß er auf den Ruf des Obern leicht seine schwache Gesundheit hätte geltend machen können. Er tat das aber nicht und fiel so als Opfer des Gehorsams.[4]

Über den P. Kornmayr berichtete der Oberstleutnant Stainer vom Lerchenfeld-Bataillon an den Hofkriegsrats-Vizepräsidenten Grafen Minucci, Arad 27. Februar 1739: Am 25. dieses ist der Feldpater Ant. Kornmayr verstorben und mit allen Ceremonien in der Franziskaner Kirche der Festung Arad beigesetzt worden . . . . „unterdessen wird dieser exemplarische Mann von jedermann schmerzlich bedauert und fast nit geglaubt, daß wir einen so gottesfürchtigen geistreichen und eifrig fleißigen Mann nit mehr werden zu sehen bekommen, indem er nit allein währenden Marsches, sondern auch im Hiersein in Haltung des Gottesdienstes (alles) so wohl und gut gemacht, als auch bei den Kranken sowohl Tag als Nachts sich unermüd eingefunden und denselben bis an den Tod beigestanden. Durch welchen großen Eifer und Fleiß er sich wahrhaftig die hitzige Krankheit über den Hals gezogen, daß er die Schuld der Natur frühzeitig hat bezahlen müssen.[5]

Im Jahre 1742 starb schnell dahin P. Anton Riffelthaler. Das Hofkriegsamt ließ am 26. Januar 1742 an das Kriegszahlamt die Weisung ergehen: P. Ign. Stautinger, P. Ant. Riffelthaler, Franz Janner sind mit Eingang October vorigen Jahres, der P. Paul Reither und Sebastian Arnold, alle S. J., seit Januar angestellt,

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 289. Kurfürst Max Emanuel war 15. Mai 1704 bis Donaueschingen und Bräunlingen vorgerückt, hatte am 4. Juni bei Ulm die Donau überschritten und in der Nähe von Elchingen sein Lager aufgeschlagen (Gesch. des bayer. Heeres II 1004 ff.). P. Heinr. Graff war geboren 1673 zu Dinkelsbühl und 1692 eingetreten. *Necrologia Prov. Germ. sup.

[2] P. Vonderborch war 1673 in Paderborn geboren und 1689 eingetreten.

[3] *Orig. M. R. Jes. 291. Vgl. den Bericht vom 15. Nov. 1740 an den Hofkriegsrat ebenda.

[4] *Necrologia Prov. Germ. sup.

[5] *Kopie M. R. Jes. 291. P. Kornmayr aus Dillingen war geboren 1689 und 1708 eingetreten.

also ist seit Anstellung die monatliche Gage à 40 fl. gegen Observirung des Gnadenabzuges ausfolgen zu lassen.[1]

P. Riffelthaler erlag schon am 27. Januar 1742 zu Linz. Ein Bericht an den Provinzial, Linz, 15. März 1742, besagt: P. Anton Riffelthaler, Feldpater im Regiment Herzog Clemens, ist am 27. Januar in unserm Colleg zu Linz fromm im Herrn verschieden. In dem Lazarett der bayerischen Soldaten, denen er fast den ganzen Tag unermüdlich mit apostolischer Liebe alle Hilfe angedeihen ließ, hatte er sich ein böses Fieber zugezogen. Er wurde in der Krypta dieses Collegs unter den Unserigen nach der Sitte der Gesellschaft beigesetzt. Uns hat er ein herrliches Beispiel apostolischen Eifers und treuer Regelbeobachtung hinterlassen. Er hatte von einigen Soldaten Geld zur Aufbewahrung erhalten. Dies hat er noch bei vollem Bewußtsein zwei zuverlässigen Offizieren vor Zeugen übergeben. Sein Nachlaß ist gering, da er von seinem Regiment keinen Sold erhalten hat.[2] Das einzige Pferd brachte sein Diener nach Amberg und behielt es für sich an Stelle seines Lohnes.

Bald darauf wurde P. Georg Jessenwanger weggerafft. Zu Passau hatte er 14. Februar 1742 200 fl. deponirt, von 2 Pferden im Werte von 80 fl. gehörte eines der Mutter des Verstorbenen, der dafür 10 fl. gezahlt wurden.[3] Er erlag dem Fieber am 4. März 1742 zu Ingolstadt.[4]

Mit dem Ende des siebenjährigen Krieges wurde der letzte Feldmissionar seines Dienstes enthoben. Am 14. März 1763 teilte der Kurfürst Max Joseph dem Rektor mit: Demnach der schon längst von dem teutschen Vaterland sehnlich erwünschte Friede von Gott erfolget und die Reichsarmee auseinandergeht, haben wir unsere drei Bataillons zurückgerufen und die Feldgage und Fourage bis Ende künftigen Monats passieren lassen. Wir teilen dies mit, damit Ihr mit dem von Eurer Societet als Feldpater mit gutem Lob dabei gestandenen P. Merz disponiren möget, ingestalten wir selbem heute bedeutet, daß er sich in andere Weg reguliren und die in dessen Verwahr gehabte Feldkapelle und Paramente unserm Feld-Kriegs-Commissar Fleischmann einantworten solle.[5]

Auch die niederrheinische Provinz stellte viele Feldmissionäre besonders im spanischen Erbfolgekrieg und im siebenjährigen Krieg, im ersteren jährlich bis zu 21, im zweiten jährlich bis zu 9. Die meisten zeichneten sich aus durch selbstlose Aufopferung und rastlose Arbeit bei Tag und Nacht. Mehrere erlagen dabei den Strapazen oder den Seuchen. So erlag 10. Februar 1702 zu Neuß P. Heinr. Peters (geb. 1660, eingetr. 1682) im Heere des Kurfürsten von der Pfalz dem Fieber, das er sich in dem Dienst bei den fieberkranken Soldaten zugezogen hatte. P. Joh. Helm (geb. 1654, eingetr. 1675), der sich schon früher (1692) bei der Belagerung von Rheinfels durch seine unerschrockene Hilfeleistung mitten im dichtesten Kugelregen ausgezeichnet, wurde 1708 Superior der Feldpatres im kurpfälzischen Heere und erwarb sich als solcher durch seine hingebende Liebe die allgemeine Achtung bei Katholiken und Protestanten. Von P. Jakob Cox (geb. 1670, eingetr. 1687) wird gerühmt, daß er 11 Jahre lang unverdrossen in der Feldseelsorge zu allgemeiner Zufriedenheit arbeitete; im Felde legte er 1703 zu Kappel (Rheinpfalz) seine Profeßgelübde ab; in den Jahren 1709—1711 war er Oberer der Feldpatres. P. Franz Kleinschmidt ertrug mehrere Jahre bei Truppen im Reiche, in Belgien und Ungarn die größten Strapazen; hoch und niedrig teuer, wurde er an die Spitze der Feldseelsorge des ganzen kaiserlichen Heeres gestellt. Er starb 1756 in Xanten.

---

[1] *Kopie M. R. Jes. 291. Der Gnadenabzug oder Gnadenhausabzug betrug für den Gulden 1 Kreuzer.

[2] *Orig. M. R. Jes. 291. — P. Riffelthaler war 1708 zu Burgau (Schwaben) geboren und 1728 eingetreten.

[3] Jes. 291.

[4] Geboren 1707 zu Landsberg, eingetreten 1727. Vergl. den Nekrolog des heldenmütigen P. Christoph Rieder (geb. 1718 in Wernberg-Oberpfalz, eingetreten 1739, gest. 1758) in *Germ. sup. 91 f. 294.

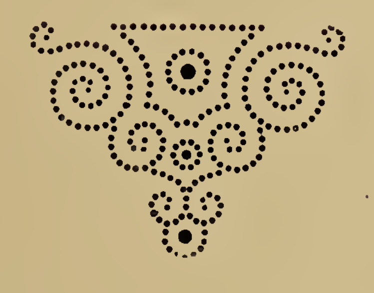
[5] *Orig. M. R. Jes. 292.

Den P. Joh. Müller (geb. 1719, eingetr. 1740) nahmen die großen Strapazen bei dem kaiserlichen Heere in Böhmen so her, daß er in seine Provinz zurückkehren mußte. Das eine Jahr 1758 entriß mehrere Feldpatres ihrem anstrengenden Berufe. Der erste war P. Arnold Coppeneur (geb. 1725, eingetr. 1742); als Feldpater bei den Münsteraner Truppen erlag er am 8. Januar zu Themar in Sachsen. Den zweiten, P. Ignatius von Wrede (geb. 1718, eingetr. 1736), raffte das Fieber fort bei dem österreichischen Regiment Bareyt in Mittelbach (Grafschaft Glatz) am 19. Februar. Infolge der Strapazen zum zweiten Male vom Fieber ergriffen, starb am 5. November 1758 P. Jos. Grupello (geb. 1715 zu Düsseldorf, eingetr. 1733) zu Sottleuben in Sachsen. Als Feldpater bei dem Regiment Althan hatte er 1749 zu Wien die Profeßgelübde abgelegt, in allen Schlachten hatte er mutig jeder Lebensgefahr getrotzt. Ein anderer Düsseldorfer, P. Franz Kesselkant (geb. 1727, eingetr. 1745), der die Truppen aus Münster betreute, erlag im August zu Nürnberg der Seuche, die er sich bei den Soldaten zugezogen hatte.[1]

Die unvergänglichen Verdienste, die der Geschichtschreiber der kaiserlichen Militärseelsorge den zahlreichen österreichischen Feldkaplänen aus der Gesellschaft Jesu zuerkannt, Verdienste, die sie durch ihr musterhaftes Leben, ihren Eifer und ihre treue Pflichterfüllung erworben, dürfen auch den bayerischen und rheinischen Feldpatres zugebilligt werden: sie haben den größten Beweis der Liebe durch freudige Hingabe ihres Lebens unwiderleglich erbracht.

---

[1] Alle Angaben nach den *Necrologia Prov. Rhen. inf. 1701—1768. Vergl. *Rhen. inf. 66, f. 438 ff.



Neuntes Kapitel.

Für die Armen.

Prediger. Schriftsteller. Niederlassungen. Waisenhäuser. Festfeiern. Arme Studenten.

Die besten Christen sind stets die besten Freunde und Helfer der Armen gewesen. Diese Tatsache zeigt uns die Kirchengeschichte auf jeder Seite. Und die Ordensgeschichte der Jesuiten bekundet dasselbe: Die besten Jesuiten, die den Geist ihres Stifters und seiner Stiftung am besten erfaßt und am nachdrücklichsten betätigt haben, waren auch die werktätigsten Freunde der Armen. Immer und immer wieder wird in den Berichten und Nachrufen dieser Männer hervorgehoben, daß sie sich durch ihre Liebe zu den Armen ausgezeichnet und den Namen eines Vaters der Armen verdient haben.

Je sicherer diese Tatsache ist, um so schwieriger ist es, im einzelnen den Beweis zu erbringen, was diese Liebhaber der Armen getan haben. Das meiste geschah in der Verborgenheit und nur ausnahmsweise trat es an das Licht der Öffentlichkeit.

Dasselbe gilt vielfach von der Liebestätigkeit der einzelnen Niederlassungen, sie war herkömmlich und selbstverständlich und deshalb der Aufzeichnung nicht wert erachtet. Deshalb kann auch hier kein vollständiges Bild dieser Liebestätigkeit entworfen werden, nur einige schwache Striche lassen die Schönheit des Bildes mehr ahnen als erkennen.

In Wort und Schrift haben sich viele Jesuiten der Armen und Unterdrückten angenommen. Was die Prediger anbelangt, so wurde schon früher bei dem Kapitel über die Kanzel hervorgehoben, wie vielfach die Prediger ihre Stimme für die Armen erhoben haben: die besten Prediger waren auch die größten Freunde der Armen. Später bei der Charakteristik der Hofprediger wird sich dieselbe Tatsache ergeben. Man könnte ein ganzes Buch schreiben mit dem Titel „Die Jesuitenprediger des 18. Jahrhunderts als Anwälte der Armen und Unterdrückten". Hier nur einige Beispiele.

Der Münchener Prediger P. Franz Höger († 1727) sagt in seinem „Evangelium den Armen und Reichen geprediget"[1] über die „große Menge der Armen und die wenige Hülf bei jetzigen Christen":[2]

Die Kirche sucht heut zu Tag eine Ordnung bei solcher Menge der Bettler einzuführen, sie machet eine Anstalt, daß den Armen ihre Nahrung nach ihrer Notdurft gereichet werde . . . Die Klage der Kirche gehet förderist wider die Mächtigen und Reichen, welche das ganze Werk hemmen, weil sie zu dem Liebswerk nichts oder garwenig von dem reichen, was ihnen doch Christus zu diesem End mitgeteilt. Diese sind schuld daran, die gern seheten, daß der Bettel aufgehebet würde, damit sie

[1] München 1724 fol. 2 Bde. [2] Höger 1, 104 ff.

unangefochten blieben von den Armen, aber auch von dem Almosengeben enthebet; sie überlassen es andern, tragen aber nichts bei. Reicher, besitzt du deinen Reichthum mit Recht, also von Gott bekommen, so hat dir Gott denselben gegeben, den Armen davon auszutheilen . . . Hat aber der Reiche seine Reichthümer mit Aussaugung der Unterthanen, mit Aufzehrung der Witwen, mit Aufbürdung neuer Scharwerk usw., so ist er unter Todsünde schuldig, dieses erpreßte Geld, so nicht sein, sondern der Armen, Witwen, Weisen, Unterthanen ist, wieder herzugeben oder so es nicht anders mehr sein kann, mit Almosen zu ersetzen . . . Einige sagen, wir haben keinen Überfluß, eben selbst für unsern Stand genug: Wie? Keinen Überfluß? wie kaufet ihr dann denn so viel Überflüssiges ein? jenes, so ihr mit Spielen, Mahlzeiten, Eitelkeiten und Beleidigungen Gottes auf die Hoffart verwendet, soll nichts überflüssiges sein? O! wenn Gott einstens eure Goldkästen durchsuchen, eure Wohnungen durchgehen, eure kostbare Speis und Trank, eure vielfältige Kleidung abzählen wird, meinet ihr wohl, Gott werde alles dies in eurer Rechnung der Notwendigkeiten gedulden können? Zu allen neuen Modi- und Kleider-Trachten habt ihr was übrig, allein für die Armen nichts . . . Andere geben vor, wir seind mit einem starken Hauswesen beladen. Ihr habt, sagt der hl. Cyprian, viele Kinder, ich aber sage euch, eben darum müßt ihr viel Almosen geben, damit diese eure Kinder von Gott nit verlassen, sondern vielmehr gesegnet werden. Der Väter ihr Almosen soll in dem Maß wachsen nach der Zahl der Kinder, welche alle des Schutzes Gottes, so dem Almosen anhängig ist, bedürfen. Und der hl. Augustin sagt: Wer einen Sohn hat, der zähle Jesum Christum für den andern Sohn und wenn er zwei hat, für den dritten; wenn aber einer 10 Söhne hat, der gebe wohl acht, daß er nit unterlasse, Jesum für den elften zu zählen, sondern, daß er ihm in der Person der Armen gebe, was er seinem elften Sohn, so er solchen hätte, geben würde, und seit versichert, daß Jesus dafür alle andern Söhne für seine Brüder annehmen, beschützen und ein ganzes solches Haus mit seinem Segen erfüllen werde.[1]

Der Wiener P. H e h e l hielt ganze Predigten für die Armen und Unterdrückten. In der Predigt am Feste des hl. Bartholomäus tritt er für die armen Tagelöhner ein:

Man schindet an manchem Menschen nicht weniger als die Peiniger an Bartholomaeo, also daß, wenn gleich die Haut an ihnen noch ganz bleibet, so ziehet man ihnen den Schweiß aus allen Adern heraus. Unter diesen sind meist die Taglöhner und Tagwerker, welche man ohne aller Erbarmnuß hinfröttet und hinrichtet durch schwerste Mühe und Arbeit, daß sie oft kaum die Haut davon tragen. Die ganze Predigt ist eine Trostpredigt für diese Armen und der Schluß lautet: Alle andern aber will ich vermahnt haben, daß eine große und schwere Sünde sei, die in den Himmel schreit gleich einer jeden Mordtat, wenn man dergl. Leut den gebührenden Lohn verhaltet und entziehet.[2] Ueber „Liedlohn ein theures Geld" hat er eine eigene Predigt. Dies theure Geld schreiet im Säckel der Herrn, wenn solches den armen Dienstboten entzogen wird und dieses Geschrei durchdringet die Himmel; es ist eine Sünde so in den Himmel schreiet, wenn man den Dienstboten den Liedlohn entziehet. Wegen Fehler darf der Liedlohn nicht geschmälert werden, ebensowenig wenn der Dienstbote wegen Krankheit seine Arbeit nicht hat verrichten können oder etwas extra zur Nahrung und zur Hülf der Gesundheit gebraucht hat. Auch die Verzögerung der Auszahlung und Auszahlung mit schlechtem Geld oder Waren ist sündhaft.[3]

Der Westfale P. Heinr. K e l l e r h a u s geißelt in einer Fastenpredigt die Völlerei und die Kleiderpracht.[4] Er ruft ein furchtbares Weh über die Reichen herab, die vom Überfluß überlaufen, die mit allerhand Kostbarkeiten prangen, da indessen

---

[1] Vergl. die eindringliche herzliche Predigt über die Unbarmherzigkeit gegen die Armen Höger 1, 212 ff.

[2] Hehel, Christl. Sittenlehre (1738) 3, 277.

[3] Hehel 3, 315 ff.

[4] Samen des göttlichen Worts (1733) 2, 381 ff.

der dritte Teil der Christenheit in Armut, Elend, Hunger und Kummer sich befindet und in Tränen zerfließt. Die Ursache der Bedrohung Gottes für diese Reichen stehet in dem, weil alle, die Gott reichlicher als andere mit zeitlichen Gütern gesegnet hat, im Gewissen schuldig sind, das Überflüssige den Armen mitzuteilen. Überflüssig ist, was von sovielen in der Welt zu unnötigen Gastereien und Gesellschaften verschwendet wird, überflüssig, was oft in einem Satz verspielet wird, überflüssig ist, was allein zur Eitelkeit und Gefallsucht verwendet wird. Wenn nur der halbe Teil von unnötigen Gastereien und Eitelkeit der Kleider hinweggelegt würde, o wieviel Überflüssiges würde gefunden werden für den armen Christ .... Was für Ehr habt ihr davon, wenn eure Bedienten in kostbaren Kleidern hinter euch daherprangen, wenn eure Gebäu das römische Capitol an Herrlichkeit übertreffen? Mehr Schand als Ehr werdet ihr davon einsammeln: als Kennzeichen eures Hochmutes, als Betrug, Ungerechtigkeit, grausame Blut-Erpressungen wird man alles dies ausdeuten und Gott wird eure Begierde zuschanden machen ... Die Liebe zum leidenden Jesu, die Liebe zu unserem notleidenden Nächsten kann uns dahin verleiten, daß wir, um ihnen zu helfen, wenn nicht das Notwendige, wenigstens das Überflüssige darreichen. Amen.

In der Predigt über die Werke der Barmherzigkeit beantwortet P. Kellerhans die Frage, ob denn nicht Gebet besser sei, als einem notleidenden Menschen zu Hilfe zu kommen. Ich antworte, obschon Gott verehren dem Absehen nach vortrefflicher ist, sind die Werke der Barmherzigkeit doch Gott angenehmer; so ist es Gott angenehmer, einem Kranken in der Not beizustehen, als die Zeit im Gebet zuzubringen. Die Barmherzigkeit macht uns Menschen Gott gleich ... Viele hat Geiz, Pracht, Spielen arm gemacht, aber zeige man mir nur ein einziges Haus, ein einziges Geschlecht, ja nur einen einzigen Menschen, welcher durch Werke der Barmherzigkeit um das Seinige gekommen ist. .. Wir leben unter Notleidenden und Armen, dieser hat Mangel an Geld, ein anderer an Brod, ein dritter an Kleidung, gib was du kannst, gib mit der armen Wittib zwei Heller. Gib ein wenig Brot, gib was Kleines und empfange dafür Großes, teile aus das Zeitliche und sammle hiermit Ewiges.[1]

Der Münchener Prediger P. Ferdinand Huber betitelt am Feste Nicolai seine Predigt: Über das reichmachende Almosen. Sehr fehlen jene, welche aus Furcht eigenen Abgangs denen Bedürftigen ein Almosen zu reichen sich abschrecken lassen. Durch selbes ist noch kein einziger Reicher arm worden, wohl aber ehender ein Armer reich. Er vergleicht das Almosengeben mit den Schiffen, die nach Ost-Indien fahren, sie führen einige Waren mit sich, bringen aber unvergleichlich mehr zurück. Zwei Klassen führt er an, die ersten mit schlechten Mitteln, die andern mit reichen Mitteln. Jene, so kümmerlich ihr Leben fortbringen, schmalen Tisch, ziemlich kalte Kuchel haben, sollten eben deswegen den noch mehr Erarmten nach Möglichkeit Hülf leisten, weil durch das Almosen die Lebensmittel anwachsen, wie Tobias so schön seinen Sohn belehrt. Man zeige mir die Kinder, die verarmt betteln gehen, deren Eltern Almosen ausgeteilet, man zeige mir die in die Armen verliebten Eltern, die ihren Kindern nichts als Armut hinterlassen haben. Die eigentliche Natur des Almosens ist, daß es den Segen Gottes und durch diesen Reichtum nach sich ziehet, weil solches, wohl zu merken, vielmehr Gott als einem Armen dargereicht wird. Der hl. Chrysostomus vergleicht das Almosen mit einem Jahrmarkt, wo jeder wohlfeil einkaufen aber teuer verkaufen will, mit einem bei Gott auf Zins angelegten Kapital, mit einem fruchtbaren Acker; Augustinus mit großer Kaufmannschaft, mit hundertfältigem Gewinn.[2]

[1] Samen des göttlichen Worts 3, 505 ff. [2] Seelen-Hirt II 2, 37 ff. Vergl. III 3, 191 ff.

In einer anderen Predigt ruft er auf zur Hilfe für die Kranken: Helfet den Kranken! Er schildert die furchtbaren Leiden, Verlassenheit der Kranken, wie mancher nie die Sonne sieht, in finsterer von allen Gesunden abgesonderter Kammer liegt. Nirgends ist ein Liebeswerk mehr angebracht als bei den Kranken. Von den Armseligen sind sie fast die Armseligsten. Manche vermögen nicht einmal einen Finger zu rühren, alle Speise und Trank muß man ihnen wie Kinder eingeben und eingießen. Andere können nie schlafen und jede Nacht gedünket ihnen eine Ewigkeit; dazu Mangel an Nahrung, liegen verlassen, aus Armuth keine Nahrung, niemand schenkt ihnen etwas. Gehet in ein Kranken-Spital von Bett zu Bett, zu den Blinden die nicht sehen, den Lahmen die nicht gehen können. Den Kranken geht es schlimmer als den bei Türken Gefangenen und den im Kerker Schmachtenden. Krank am Körper, betrübt an der Seele, fordern sie unsere Hilfe, unseren Trost geradezu heraus, Trost spenden! Ist ganz nicht nöthig, daß man sie unfreundlich der Sünden ermahne, welche die Krankheit verursacht haben, insonders da bei vielen die Krankheit nicht von den Sünden ihren Ursprung hat. Er schließt: Gedenket alle Tage an eure letzte Krankheit: verhoffe, ihr werdet auch alle Tage anderer Kranken eingedenk sein.[1]

Der Schwabe P. Ruoff († 1739) betont nachdrücklich die Pflichten der Dienstboten gegen ihre Herrschaften,[2] aber ebenso ernst und noch eindringlicher lautet seine Predigt von den Pflichten der Herrschaft gegen ihre Bedienten.[3] Die Dienstboten sind keine wilde Thiere, sondern, wenn auch dem Stand nach ihren Herrn ungleich, sind sie doch in der Natur und Gnad ihren Herrn vollkommen gleich. Sie sind Menschen wie die Herrn, erlöset mit dem Blut Christi wie die Herrn, verordnet zur ewigen Seligkeit wie die Herrn und vielleicht dermalen bei Gott größer in der Glorie als manche Herrn. Kurz: sie sind eure Diener dem Staude nach, eure Brüder der Natur nach. Unsere Dienstboten sind keine Sklaven und Leibeigenen, keine auf die Galeeren verdammte Bösewichte. Sie sind freigeboren und haben sich freiwillig angeboten, vermittelst ehrlicher Arbeit euch zu dienen. Sind die Dienstboten strafmäßig, soll die Strafe mit ernsten Worten vorgenommen werden, nit eben mit Streichen. Mit Streichen drohet man den Hunden und angeschmiedten Ruder-Knechten. In manchen Häusern werden die Dienstboten nicht wie Menschen, sondern wie das Lastthier gehalten. Bei Tag haben sie keine Ruh, zur Nacht keinen Schlaf, und da sie wachen müssen, bis ihr Herr um Mitternacht nach Hause kommt, sollen sie gleich nach Mitternacht wieder zur Arbeit aufstehen. Kein Lastvieh wird also überladen, übertrieben und hingeritten wie manche Dienstboten. Die Pferd muß man schonen, daß sie nit fallen, den Dienstboten schont man nicht. Den Dienstboten muß der schuldige Lohn ohne Abzug gegeben werden, alle die mancherlei Entschuldigungen treffen nicht zu. Ebenso unrecht handeln jene, welche anstatt des Geldes ihre Dienstboten zwingen, für den Lohn gewisse Früchte oder Waaren zum höchsten Preis anzunehmen, obwohl das bare Geld ihnen viel größeren Nutzen bringen könnte. Die Aufhaltung des Liedlohns geschieht selten ohne Sünd. Und zwar ist die Sünd um so größer, je bedürftiger der Dienstbot und je schädlicher ihm die Aufhaltung ist. Gegen die schuldige Sorge handeln die unbarmherzigen Hausherrn, die einen kranken Gesellen oder Dienstboten gleich aus dem Haus schaffen.[4]

Unzählig sind die Schriften, in denen sich die Jesuiten der Armen, Kranken, Bedrückten annehmen. Eine ganze Literatur könnte hier aufgezählt werden.

[1] Seelen-Hirt II 2, 156 ff.
[2] Ruoff, Predigten 1, 287 ff.
[3] Ruoff 1, 323 ff.
[4] Vergl. u. a. noch die Predigten von P. Franz Naßler, Gründliche Lehrstücke (1736) 1, 173 ff., 361 ff.

P. Franz Neumayr schreibt in seinem viel verbreiteten „Kern des Christentums“ (12. Aufl. 1778) über die Werke der Liebe: Ein jeder Mensch ist dein Nächster, auch dein Freund. Zeige die Liebe im Werke wie Gott. Gib acht, daß du selbe nicht übest aus rein natürlichem Antrieb, übe sie Gott zuliebe. 1. Speise die Hungrigen. Es gibt fromme Handwerksleute, welche von ihrem täglichen obwohl geringen Gewinne alle Tage ein oder andere Kreuzer beiseitslegen, und was in der Woche zusammenkommt, am Sonntag unter die Armen austeilen. Das gefällt Gott und erhält den Segen im Haus. Wohlan, tue desgleichen. 2. Besuche die Kranken, sonderlich arme, verlassene. Eine warme Suppe, ein frisches Stroh ist oft ein großes Liebeswerk, öfters ist auch eine heldenmütige Überwindung dabei, wenn du den natürlichen Widerwillen überwindest. Noch mehr, wenn du mit Geduld und sorgfältiger Liebe dem Kranken aufwartest, nicht anders als wenn Christus selbst krank läge. Bei den guten Werken heißt es: 3. Man soll Almosen geben. Wer kein Geld hat, der gebe Brot, wer kein Brot hat, der übe andere Werke der Barmherzigkeit, wer aber nicht Gelegenheit hat, gute Werke zu üben, der gebe wenigstens gute Worte. Gute Worte kosten nichts und nutzen deiner Seele, wenn es anders Worte sind, die von der Seele und nicht von der Zunge herkommen.[1]

Eine praktische Anleitung für den Caritasdienst bei Kranken, Sterbenden, Verurteilten gab der Wiener Jesuit P. Franz Partinger 1723 heraus.[2] Darin befindet sich auch eine Praxis zur Anleitung eines guten Testamentes; hier wird die Notwendigkeit eines Testamentes betont, um rechtzeitig für Frau, Kinder, Verwandte und Gläubiger zu sorgen. Wenn diesen allen Genüge geschehen ist, dann erst sollen auch durch fromme Legate die Armen, Hospitäler, notleidende Klöster (mit Maß), Waisen und Gefangene bedacht werden. Eigene Anweisungen gelten der Vorbereitung der zum Tode Verurteilten. Für die verschiedenen Stadien sind deutsche Gebete beigefügt: „Wenn man dem armen Sünder die Kleider auszieht . . . Wenn der arme Sünder zum Enthaupten niedersitzet. Wenn der arme Sünder anfangt, die Leiter aufzusteigen. Wenn er soll auf Soldatisch archibusirt werden. Wenn man den armen Sünder auf die Erden legt und ausstreckt zum Rädern. Wenn man anfängt, ihn zu rädern von unten auf beim rechten Fuß, beim linken Fuß, beim linken Arm, beim rechten Arm, auf der Brust, auf dem Hals. Wenn der arme Sünder von oben gerädert wird. Wenn der arme Sünder mit glühenden Zangen gezwickt wird. Wenn man dem armen Sünder in Riemen schneidet. Wenn der arme Sünder auf den Scheiterhaufen steigt zum Verbrennen.“[3]

Schön sind die Kapitel über die Behandlung der Gefangenen, ihre geistliche und leibliche Erquickung und Rettung, über die herablassende Liebe gegen die armen Insassen der Hospitäler, damit die Armen einsehen, es gebe noch Menschen in der Welt, die in der Armut und dem Elend den verborgenen Wert zu schätzen wissen. Christus, die Zuflucht aller Armen und Elenden, muß hier stets Leitstern sein.[4]

Aller Armen, besonders aber der so vielfach gedrückten und geschundenen Leibeigenen, nahm sich der langjährige Prediger von Glatz und Sagan, P. Johann

---

[1] Kern des Christentums 130 ff., 59.

[2] Praxis fructuosa assistendi Infirmis ac Moribundis et Reis. Augustae V. Approbation des Generalvikars 8. März 1723, im selben Jahr auch eine deutsche Ausgabe.

[3] Im Kapitel, wie man Zauberer und Hexen zu behandeln hat, weiß P. Partinger keinen anderen Bescheid, als daß er den ganzen Fragenkomplex der gewöhnlichen Hexenprozesse mit allen Torheiten abdruckt, wie ihn früher P. Georg Vogler, „ein Mann von großer Erfahrung“, in diesen Dingen aufgestellt hat.

[4] Praxis fructuosa 72 ff.

Kraus, an, der besonders durch seinen Kampf gegen den intoleranten Propheten von Sachsen, Löscher, und dessen Unschuldige Nachrichten bekannt geworden ist.[1]

Im Jahre 1712 veröffentlichte P. Kraus ein Büchlein Scrupuli non Scrupuli, d. h. Skrupel, die keine Skrupel sind. Der 7. Skrupel handelt über Hunde und Pferde, und da sagt er: „Einige unterhalten eine solche Menge von Jagdhunden, daß sie ungeheure Unkosten darauf verwenden; man läßt sogar ihre Füße in Wein baden, ihnen bestimmte Speisen bereiten und soviel Brot geben, daß man damit ganze Dörfer unterhalten könnte, während zur selben Zeit die Untertanen dieser Herren oft mit Baumrinde ihren Hunger stillen müssen. Und daraus machst du dir keinen Skrupel? Was wirst du Unglücklicher antworten, wenn du jene Stimme hören wirst: Ich habe gehungert, und ihr habt mir nicht zu essen gegeben. ... Dasselbe ist zu sagen von denen, die mit großem Aufwande unzählige Pferde unterhalten, nur zur Schaustellung, sie aufs prächtigste schmücken, ihnen Ställe bauen, die schöner sind als alle Kirchen ihres ganzen Besitztums!"[2] In dem 26. Skrupel spricht er von der Pflicht, Almosen zu geben. Es sei eine höchst verderbliche Meinung zu glauben, beim Almosen handle es sich nur um einen Rat; daher komme es, daß überall die Armen herumliegen und ihre Wunden keinen Balsam finden, da die Reichen es sich nicht zur Schuld anrechnen, in diesem Stücke grausam gewesen zu sein.[3] Im 32. Skrupel über die Prunkgärten wendet sich P. Kraus gegen die, welche ganze Vermögen auf Gärten und Treibhäuser verwenden, die Handwerker und Künstler einer ganzen Stadt dafür in Anspruch nehmen, nur um Beifall und Ruhm sich zu erwerben, während unterdessen ihre Untertanen durch nicht herkömmliche, oft ungerechte Frohnden gedrückt werden und dem Handwerker der schuldige Lohn lange vorenthalten wird.[4] Der 36. Skrupel schildert die elende Lage der Knechte und Mägde, die nach langem treuen Dienst von ihren Herrschaften im Stich gelassen werden, sobald eine Krankheit sie befällt; die dann nicht allein nicht mit dem Notwendigen versehen, sondern sogar vor die Türe gesetzt werden. Man geht mit den Dienstboten um wie mit dem Vieh. Aber für solche Herren hat die Heilige Schrift furchtbare Worte, die wohl geeignet sind, Skrupel zu machen.[5] Der 39. Skrupel ist gegen die an Juden begangenen Ungerechtigkeiten gerichtet. Es gibt zuweilen Christen, die, sobald sie einen Juden sehen, sofort mit Schimpfworten, Steinen und Fäusten über den Juden herfallen, aus keinem andern Grunde, als weil er ein Jude ist. Andere erpressen Geschenke, andere plündern ihre Läden und Häuser und machen sich daraus keinen Skrupel, und doch ist die Liebe oder die Gerechtigkeit verletzt. Auch dem Juden gegenüber gilt das Gebot Christi, auch der Jude ist unser Nächster. Die Tugend der Gerechtigkeit, die jedem gibt, was ihm gehört, ist in bezug auf die Person blind, deshalb ist und bleibt es Ungerechtigkeit, mag nun der Geschädigte ein Häretiker, Türke oder Heide sein. Mit welchem Gewissen nimmst du also dem Juden, was sein war, raubst du seine Waren, erbrichst du sein Haus, verletzest du sein Recht?[6]

In ähnlicher Weise kämpft P. Kraus gegen die Richter, die sich nur durch Geldgeschenke bewegen lassen, Recht zu sprechen, und gegen die Herren, die den schuldigen Lohn den Dienstboten oder Handwerkern vorenthalten oder ungerechterweise kürzen. Da gibt es Herren, die den Dienstboten, wenn sie auch nur einen

---

[1] Vergl. Sommervogel 4, 1219—1229.

[2] J. Kraus, Scrupuli non Scrupuli sive tractatus de iusta quorundam scrupulorum, qui scrupuli esse non videntur, materia (1712) 20.

[3] Ebd. 70.

[4] Ebd. 85.

[5] Ebd. 95 f.

[6] Ebd. 114.

kleinen Krug zerbrochen oder einen Befehl nicht sogleich vollzogen, einen halben Gulden vom Lohn abziehen, so daß die armen Dienstboten am Ende des Jahres außer einigen Pfennigen nur noch mit Schimpfworten bezahlt werden.[1] Die Beamten, welche durch ungerechte Frohnden den Ertrag eines Gutes steigern, sind Betrüger und begehen höllische Ungerechtigkeit. Von den Untertanen erbitten sie einmal eine nichtherkömmliche Frohnfuhr, ebenso im zweiten Jahr, und dann behaupten sie gegen alles Recht, die Frohnfuhr sei eine herkömmliche und müsse geleistet werden. Ein anderes Mal, bei sehr reicher Nußernte, bitten sie, die einzelnen Häuser möchten ein kleines Maß Nüsse ihrem Herrn freiwillig anbieten, dasselbe bitten sie wiederum im zweiten Jahr und geben dafür eine Kleinigkeit an Geld; deshalb erhalten sie die Nüsse auch im dritten Jahr, geben aber nichts mehr dafür, und machen so aus einem freien Geschenk eine pflichtmäßige Abgabe, die bei schlechter Ernte durch Geld erkauft werden muß. Aus alledem macht man sich keinen Skrupel und doch ist's höllische Ungerechtigkeit.[2] Andere Herren richten die Ernte ihrer Untertanen durch Jagden und Wildschaden zugrunde und verbieten dabei noch unter schwerer Strafe, ein Wild, wenn es noch so sehr dem armen Manne schadet, zu töten, und sie geben dafür keinen Schadenersatz, ja diese gegen ihre armen Untertanen so unbarmherzigen Christen machen sich nicht einmal ein Gewissensbedenken daraus.[3]

Auch die Geschichtschreiber nehmen sich bei gegebener Gelegenheit entschieden der Unterdrückten an. So beklagt z. B. P. Wagner in seiner Geschichte des Kaisers Leopold die furchtbare Härte gegen die böhmischen Leibeigenen und begrüßt die kaiserliche Verordnung, wodurch dem Dienstzwang Grenzen gesetzt und vorgebeugt wurde, daß nicht die Habsucht der Grundherren und die Härte der Beamten den Untertanen gerechten Grund zur Empörung geben könnten.[4] P. Hertenberger widmet in seiner großen Universalgeschichte ein längeres Kapitel der Barmherzigkeit und preist dieselbe mit den Worten der alten Klassiker und der Hl. Schrift. Ein großes Werk ist die Barmherzigkeit, so daß der Mensch tut, was Gott tut. Sowohl das Naturgesetz als das göttliche Gesetz verpflichtet uns dazu. Die Nächstenliebe ist das Fundament des Christentums: geben, mitfühlen, mitleiden. Dieses innere Mitleiden ist gleich einem Gasthaus der Barmherzigkeit, wo wir wie in einem Hospiz alles fremde Elend aufnehmen. Nach Augustinus und Seneca sollen wir geben, bevor wir gebeten werden, nicht warten, bis die Armen zu uns kommen, sondern sie aufsuchen. Ausführlich schildert Hertenberger den Segen des Almosens und macht dann die Anwendung auf den Fürsten: eine wahrhaft königliche Tugend wollen und können glücklich machen; alle Klassiker, Ovid, Seneca, Claudius usw. ruft er zur Erhärtung auf: Die Gabe für die Armen ist der Schatz der Reichen, und Cicero: Durch nichts kommen die Menschen den Göttern näher als durch Geben. Es folgen Beispiele aus der Geschichte, besonders Karl der Große. Tief beklagt der Hofbeichtvater die Reichen, die Hunde und Pferde füttern, die Armen aber hungern lassen; mit einem Zehntel ihres überflüssigen Luxus wäre den Armen geholfen. Um Brot fleht vergebens der Mensch, Gold und Silber kaut

---

[1] Ebd. 114.

[2] Ebd. 128.

[3] Ebd. 149. Noch 13. Februar 1777 schrieb Maria Theresia an Erzherzog Ferdinand: „Die Unterdrückung dieser armen Leute (in Böhmen) und die Tyrannei, unter welcher sie leiden, sind bekannt und bewiesen; man müßte also billigere Grundsätze aufstellen. Ich war auf dem Punkte ihrer Durchführung, als plötzlich die Grundherrn, zu denen, nebenbei gesagt, alle Minister gehören, den Kaiser wieder schwankend zu machen wußten. Schritt für Schritt haben sie es verstanden, das ganze Reformwerk von zwei Jahren zu vernichten." Fournier, Historische Studien 1, 41.

[4] Historia Leopoldi Magni 1 (1719) 512 f

unter den Zähnen das Pferd. Viele sind so von ihren wahnsinnigen Ideen verblendet, daß sie Menschen niedriger Herkunft gleichsam für eine andere Gattung von Menschen halten und deshalb jeden Verkehr, auch solchen, den die Religion gebietet, meiden; beklagenswerte Menschen![1]

In ihren Handbüchern für die verschiedenen Kongregationen wiesen die Jesuiten nachdrücklich auf das Apostolat der Liebe hin. In dem Wiener Handbuch Adolescens Mariano-Academicus vom Jahre 1736 wird beispielsweise eingeschärft, der Student solle bei seinen Eltern für die Armen Almosen erbitten.[2] In dem Neißer Schatzkästlein der Marianischen Sodalen vom Jahre 1721 werden den Kongreganisten als besondere Übungen dringend empfohlen: Krankendienst und Besuch der Gefangenen.[3]

Dem Wort entsprach die Tat. Wie die Kataloge ausweisen, waren in allen größeren Niederlassungen Patres mit der Sorge für die Armen, Kranken, Waisen, Gefangenen betraut. Die Pforten der Kollegien waren zugleich Armenpforten, die Feste der Ordensheiligen zugleich Feste der Armen. Einiges wurde schon erwähnt bei der Geschichte der Niederlassungen, hier folgen nur noch wenige Einzelheiten.

In dem Kolleg von München waren nicht weniger als 7 Patres mit der Sorge für Arme, Kranke, Gefangene, Waisen betraut, zunächst mit geistlicher Sorge, oft aber besonders in der Zeit der Not auch mit leiblicher Hilfe.[4] Bei der großen Teuerung im Jahre 1712/1713 wurden mehr als 1200 Scheffel Getreide für geringen Preis von dem Kolleg verkauft. Während der Hungersnot im Jahre 1726 wurden allwöchentlich viele tausend Arme durch Almosen unterstützt, besonders die verschämten Armen aus wohlhabenden Familien erhielten reiche Almosen an Geld und Getreide. Bei der wachsenden Zahl der Armen wurde im Jahre 1728 das bisherige Almosen an Geld und Brot um das doppelte vermehrt. In den späteren Jahren bestand am Münchener Kolleg eine besondere Almosenverteilung: „Almosen z. S. Michael-Zins". Die Liste von 1768 weist die Namen von 10 Patres auf, bei jedem eine Reihe von Armen mit Angabe des Almosens; an der Spitze steht R. P. Rektor mit 14 Armen, die je 44 kr. bis 1 fl. erhalten, darunter mehrere adelige Damen. Die folgende Liste „Almoßen für die Haus-Armen aus St. Michael-Zins pr. a. 1769" zeigt fast dieselben Angaben ebenso für 1770, hier steht an der Spitze eine Gräfin Arco: „alle diese haben an R. P. Rektorem eingeben", zum Schluß heißt es „Summa 90 Personen, jede 3 Silber oder 33 kr., Zugabe der Gräfin Arco und von Khuen à 1 fl. Ich hab paar empfangen erstlich ordinari 50 fl., item Zugab wegen der großen Zahl der Armen 6 fl. Alles nach laut denen angegebenen Bittschriften, welche alle bei Handen habe".

Eine schlimme Zeit für München und ganz Bayern war die infolge von Miß-

[1] Historia pragmatica universalis 9, 452—474.

[2] Adolescens Mariano-Academicus. Viennae 1736, 109; vergl. S. 107.

[3] Sodalis Mariani Gazophilacium, Nissae 1721, 34; vergl. S. 21. — In dem Münchener Anstandsbüchlein Institutio brevis ad morum elegantiam (Monachii 1764) wird die Höflichkeit auch gegen arme Untergebene eingeschärft, sie seien vom selben Geschlecht, nach demselben Bild Gottes geschaffen und von demselben göttlichen Blut erlöst. 84 ff.

[4] In dem Personen- und Ämter-Verzeichnis des Münchener Kollegs werden im Jahre 1714 erwähnt: 1. Curator adelphotroph. et orphanotroph., 2. Curator hospital. S. Josephi, 3. Curator Turr. Falc., Carcerum, Casarum ad portas Isaras, 4. Curator hospital. S. Elisabeth, 5. Curator orphanotroph. Civic., 6. Curator domus castig., 7. Curator dom. aegr. Casarum. Dom. Lanific. In dem Münchener Katalog für 1771 begegnen wir einem Curator Orphan. Elect., einem Curator Hospit. S. Jos. et Cust. ac Orphan. Milit., einem Curator Dom. Labor. et Orphan. Civ., einem Curat. Adelphotroph et Nosocom. Nockher ac Custod. Civ. und einem Curator Turris Falcon.

wachs eingetretene große Teuerung 1770—1772.[1] Die Jesuiten halfen auf die verschiedenste Weise. Der Geschichtschreiber der Jesuiten in Bayern berichtet darüber: Die Väter der Gesellschaft Jesu erbarmten sich bei dieser großen Noth, die vorzüglich hart von den armen Menschen gefühlt wurde, des Volkes, und unterstützten von ihren Besitzungen zu Ebersberg, Biburg und Castl als Menschenfreunde nicht nur ihre Unterthanen, sondern auch die übrigen Armen und Hilfsbedürftigen mit Getreide, Mehl und Brod, teilten auch in ihren Kollegien reichlich Brod den armen Menschen aus und verminderten nach allen Kräften das große Elend. Sehr gefiel dem Kurfürsten Max Joseph die hier von den Jesuiten bewiesene Uneigennützigkeit, ihr Eifer, bei allgemeiner Noth zu helfen, wie und wo sie konnten, daher dieser Fürst am 22. Juni 1771 ein Schreiben an den Provinzial erließ und in demselben den Jesuiten sein Wohlgefallen über dieses ihr schönes und edles Benehmen eröffnete und überhaupt die Auferbaulichkeit ihres musterhaften Lebenswandels rühmte.[2]

In Bamberg bestand seit langen Jahren die Sitte, an bestimmten Tagen der Woche Suppe mit Brot an der Pforte der Armen zu verteilen. Vor einigen Jahren, so berichtet die Geschichte des Kollegs zum Jahre 1765, riet man uns, diese Spende dem Arbeitshaus zur Verteilung zu überschicken, weil wir so von der Belästigung an der Pforte befreit würden. Wir taten dies. Aber die Armen lärmten an der Pforte so, daß wir die frühere Gewohnheit wieder aufnehmen mußten. So haben wir denn wieder selbst verteilt und dabei gelernt, daß es nicht gut ist, von den alten Einrichtungen abzulassen.

Um die Errichtung und Forderungen von Hospizen und von Waisenhäusern machten sich verschiedene Jesuiten verdient, so Orban in Düsseldorf und Landshut, Staudinger in Mannheim, Neumayr in Augsburg, Parhamer in Wien. Von letzterem berichtet ein österreichischer Forscher:

Im J. 1743 hatte der Domherr, nachmals Weihbischof Franz Anton Marxer, einen reichen Fabricanten, den menschenfreundlichen Michael Kienmayer dazu vermocht, neben seinem Fabriksgebäude auf dem Rennwege auf seinem eigenen Grund ein Haus zur Unterbringung einer Anzahl Waisenkinder zu erbauen. Die Anstalt gieng ihren stillen Gang fort bis im J. 1759 neben dem nunmehr in den Adelstand erhobenen ersten Gründer ein Mann die Aufsicht und Mitleitung des Waisenhauses übernahm, dessen erfolgreiche Thätigkeit wir früher auf einem andern Gebiete zu beobachten Anlaß hatten. P. Parhamer, der im J. 1758 Beichtvater des Kaisers Franz geworden . . . Dieselbe allseitige Rührigkeit, dieselbe Ausdauer und Unerschrockenheit, dieselbe Fruchtbarkeit an überraschenden Erfolgen, die Parhamer früher an der Spitze der Missionsanstalt entfaltet hatte, kam vom Jahre 1759 an dem Waisenhause auf dem Rennwege zustatten. . . . Als Parhamer sich um das Waisenhaus anzunehmen begann, besaß dasselbe nur acht mehr oder minder bedeutende Stiftungen; von 1761 an aber verging kaum ein Jahr, in welchem nicht wenigstens eine, meist drei bis vier Stiftungen dazugekommen wären. . . . In der Zeit vor Parhamers Wirksamkeit (1743—1759) waren durchschnittlich etwas über 100 Kinder im Jahre neu angenommen worden; 1760 war der Stand der Knaben und Mädchen 350, drei Jahre später 500, im Jahre 1770 über 650, 1774 nahe an 800, welche letztere Zahl er später theils erreichte theils überschritt . . . Die Knaben, die sich dessen nicht unwürdig gemacht, wurden außerdem in freien Stunden militärisch eingeübt. Man muß es begreiflich finden, daß eine Anstalt von solcher Großartigkeit, mit solcher Einrichtung und unter einem solchen Vorstande allgemeines Interesse erweckte. In der That kann man keine Reisebeschreibung, keine Schrift über Wien aus jener Zeit in die Hand

[1] Vergl. Kratz, Die große Teuerung in Bayern, 1770—1772 in „Stimmen der Zeit“ 93 (1917) 477 ff.

[2] Lipowsky, Gesch. der Jesuiten in Baiern 2 (1816) 314.

nehmen, wo nicht des Waisenhauses und seines Vorstandes in dieser oder jener Weise gedacht würde. Das Waisenhaus auf dem Rennweg und der „General" Parhamer mit seiner kleinen Armee gehörten unter die Merkwürdigkeiten der damaligen Hauptstadt von Deutschland. Parhamer erfreute sich der besonderen Gunst mehrerer Glieder des kaiserlichen Hauses; seine unermüdliche Rührigkeit hatte ihn mit den meisten Familien des hohen Adels und reicheren Bürgerstandes in Berührung gebracht; kein angesehener Fremde verließ die Hauptstadt, ohne das Waisenhaus mit seinem Besuche beehrt und nebst mannigfacher Belehrung auch allerhand Vergnügen davongetragen zu haben. Denn auch das verstand der an Springquellen unerschöpfliche Geist Parhamer's vortrefflich, das nützliche mit dem ergötzlichen zu verbinden. Schon beim Eintritt gewährten die vor dem Thore postierten zwei kleinen Schildwachen, im Weiterschreiten die bei feierlichem Einlaß durch alle Gänge und Zimmer vertheilten einzelnen oder doppelten Posten, im Hofraume sodann die Übungen und Manoeuvers der Knabenarmee eine belustigende Schau. Setzte man sich zur Tafel, so stimmte, je nach dem Rang der Gäste, entweder die „ordinari Banda" oder „die ganze türkische Musik" heitere Weisen an, und die geräuschlosen Pausen füllte des Hausherrn sprudelnde Laune mit guten Einfällen und schnurrigen Geschichten aus. . . . Es konnte wohl auch nicht anders kommen, als daß eine in so großartigem Maßstabe angelegte Anstalt bei dem besten Willen an manchem Gebrechen im einzelnen leiden mußte. Daß aber mit dem Wiener Waisenhause ein schöner Anfang gemacht worden, daß große und ausgedehnte Erfolge damit erzielt wurden, daß sich der wackere Parhamer bleibende Verdienste darum erworben, das zu läugnen ist gewiß den wohlwollenden unter seinen Tadlern nicht in den Sinn gekommen. Das Wiener Waisenhaus war eine der ersten Humanitätsanstalten in großartigem Maßstabe auf österreichischem Boden und hat den Ruf und das Vertrauen, das ihm seine edlen Begründer und Förderer in der theresianischen Zeit erworben, unter einer Reihe tüchtiger Vorstände bis auf den heutigen Tag bewahrt.[1]

Daß bei Pestzeiten sich stets Patres und Brüder bereitwillig für den Pestdienst meldeten und freudig ihr Leben in die Schanze schlugen, wurde früher bei einzelnen Kollegien schon mehrfach vermerkt. Am 22. November 1738 drückte der General Retz in einem Schreiben an den österreichischen Provinzial Krieger seinen Schmerz aus über den jähen Verlust einiger Patres im Dienste der Pestkranken; den Verlust werde aber Gott durch reichen Segen ersetzen; von denen, die sich nach diesem Dienst sehnen, ist es besser, zunächst die alten zuzulassen, weil sie mit gleichem Eifer doch größere Klugheit verbinden, die notwendigen Vorsichtsmaßregeln anwenden und sich so für längere Arbeiten erhalten; erst wenn diese weggerafft werden, möge er jüngere Kräfte aus dem Tertiat heranziehen.[2]

Den österreichischen Jesuiten kommt auch ein besonderes Verdienst zu um ihre Sorge für Linderung des furchtbaren Loses der gefangenen Christen in der Türkei. Im Jahre 1719 und 1720 arbeiteten 2 österreichische Patres im Gefolge des österreichischen Gesandten in Konstantinopel zugleich mit dem dortigen P. Caschod tatkräftig für die Befreiung der Gefangenen.[3] P. Sigismund Mon-

[1] Helfert, Gründung der österr. Volksschule. 1, 100 ff. 1760 erschien zum erstenmal ein „Vollkommener Bericht von der Beschaffenheit des Waisenhauses U. L. F. auf dem Rennwege zu Wien in Österreich"; 1762 der zweite; von da an verging nicht ein Jahr, in welchem Parhamer nicht wenigstens einen „vollkommenen" oder „kurzen" oder „jährlichen" Bericht über seine Anstalt oder einzelne neue Einrichtungen derselben veröffentlicht hätte. Der jährliche Bericht von 1777 enthält S. 8—11 ein „Verzeichnis aller in Druck herausgegebenen Berichte und Vorstellungen von dem Jahre 1760 bis Ende des Jahres 1776". Der „vollkommene Bericht" im J. 1774 „mit Erlaubnis der löbl. k. k. Bücherzensur zum drittenmal herausgegeben", enthält eine Ansicht und zwei Grundrisse. (157 S.) Den inhaltsreichen Bericht von 1777 druckte Schlözer 1782 im 1. Bd. seiner Staats-Anzeigen (Göttingen) ab S. 62—70.

[2] *Austria 13.

[3] *Austria 177, 1720.

dorff, der mehrere Jahre sich um diese Gefangenen bemüht, kam 1739 nach Wien, um dort für Hilfe vorstellig zu werden. Am 22. August 1739 empfahl ihn P. Retz dringend dem P. Tönneman und am 30. Januar 1740 beglückwünschte er den P. Mondorff für den Erfolg seiner Bemühungen trotz der schwierigen Zeitumstände und bat um Zusendung eines Exemplars des vom Kaiser erwirkten Dekretes.[1]

Die schöne alte Sitte, kirchliche Festfeiern auch zu besonderen Festfeiern für die Armen zu machen, wurde vielfach beibehalten. In der Geschichte des Noviziatshauses zu Mainz lesen wir zum Jahre 1727: Im Noviziatshause fand zu Ehren des hl. Novizen Stanislaus eine 8tägige Feier statt. Diese begann am Sonntag, den 14. September. Am Donnerstag, um 10 Uhr, zogen der Rektor und alle Novizen zwei und zwei in langer Reihe durch die Straßen der Stadt, teils in Ranzen über der Schulter, teils in Körben, trugen sie 230 weiße Brote mit Konfekt von dreierlei Art zu dem neuen Hospital St. Rochus vulgo Armenhaus, wo auf Kosten des Noviziats allen Insassen von jedem Alter und Geschlecht, im ganzen 260, ein Mahl bereitet worden, Suppe, besseres Gemüse, Würste, gekochtes und gebratenes Fleisch, anderthalb Ohm von unserm Tischwein. Dort bedienten die Novizen die Männer und Knaben an 8 langen Tischen (die Frauen speisten in einem anderen Zimmer), während ein Noviz von einem erhöhten Platz aus dem Leben des hl. Stanislaus vorlas. Die Zuschauer aus dem Volk, Klerus und vom Hof waren von dem Schauspiel sehr erbaut. Um 12 Uhr kehrten die Novizen zurück. Den hochw. Patres Kapuzinern wurden als Almosen geschickt 30 weiße Brote und Wein, ebendasselbe den hochw. Patres Franziskanern außer andern Almosen für die armen Studenten und andere Arme. So haben wir uns bemüht, Gott in seinem Diener, den hl. Stanislaus, unsern Patron, zu ehren.[2]

Aus Anlaß derselben Feier spendete das Kolleg in Schlettstadt 600 und mehr Armen Brot und Fleisch, ebenso den Bettelorden und dem Hospital.[3] In der Beschreibung der Festfeier des hl. Aloisius und Stanislaus zu Ingolstadt im Jahre 1727 heißt es: den Armen, die sehr zahlreich in unserer Kirche erschienen, wurden reichlichere Almosen verteilt, gut 1800 Brote, und als diese ausgingen, jedem 2½ Kreuzer, im ganzen wurden 2500 Arme beschenkt.[4]

Bei der Feier zu Ehren des hl. Franz. Regis, des Vaters der Armen, haben auch wir — so schreibt der Berichterstatter des Münchener Kollegs zum Jahre 1738 — den Vater der Armen verehrt durch reichlichere Almosen in diesen drei Tagen, auch an die Hospitäler, Armenhäuser haben wir solche gesandt und der ungeheuren Menge von Armen in unserer Kirche Geldspenden verteilt. Das Kolleg von Bamberg feierte die Kanonisation des hl. Franz. Regis (1738) u. a. dadurch, daß während der 8 Tage außer den gewöhnlichen Almosen täglich in der Frühe an die Armen 28 und mehr Brote verteilt wurden.[5]

Ein besonderes Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Jesuiten ist die

[1] *Austria 13. Vergl. den Brief des P. Retz vom 18. Juli 1739 an den Kaufmann Friedr. Hübsch in Konstantinopel, in dem er diesem mitteilte, daß er dem P. Mondorff erlaubt nach Wien zu reisen und aufgemuntert, alle erdenklichen Mittel aufzuwenden, um die Erlösung der Gefangenen am Wiener Hof zu erreichen. Epp. N. N. 30.

[2] *Historia Dom. prob. Mogunt. 1727—29. Das Protokoll der Sitzung der Kommission des St. Rochushospitales vom 18. September 1727 berichtet darüber: Hat der Herr Pater Rector des Novitiats Herr Pater Bayer bey der Canonisation des heyligen Stanislavi Costa und heyligen Aloysii alle armen im Hospital mit gesotten- und gebradenen Fleisch tractiret, auch anderthalb ohm wein und nötige Brod darzu hergeben und seine Novitzen denen armen auffwarthen lassen, auch nach geendigter Mahlzeit eine schöne Exhortation gehalten. Protokolle Bd. 1725—1727 S. 447. Mainz. Stadtbibliothek.

[3] Geny 2, 309.

[4] *Ctm. 26473 f. 257.

[5] *Suppl. hist. Coll. Bamberg. 1737—39.

Sorge für die armen Studenten. Diese war im achtzehnten Jahrhundert um so notwendiger, als Absolutismus und Aufklärung vielfach Hand in Hand gingen, die Armen vom Studium auszuschließen und talentierte Bauernkinder nur dann zuzulassen, wenn sie vermögend waren. So verlangte z. B. der Reformator der bayerischen Studien, Ickstatt, in seiner Rede vom 28. März 1770 zur Feier des Geburtstages des Kurfürsten die Ausschließung der Unbemittelten von den Gymnasien und einige Jahre später stellte er die Forderung auf, zum Studieren sollten Bauernkinder nicht zugelassen werden, es wäre denn, daß sie ganz besondere Talente und vermögliche Eltern hätten.[1]

Diese Bestrebungen setzen schon früh ein. Im Jahre 1705 plante die innerösterreichische Regierung die Durchführung eines kaiserlichen Verbotes, nach dem niemand erlaubt sein solle, seine Söhne studieren zu lassen ohne ausdrückliche Erlaubnis des Kaisers oder dessen Statthalter.[2] Der Plan wurde u. a. dem Rektor des Görzer Gymnasiums zur Begutachtung unterbreitet. Dieser, P. Scalletari (1658—1712), antwortete am 28. Sept. 1705: Ein solches Verbot wäre zu wünschen, wenn man hoffen dürfte, dadurch nur solche auszuschließen, die für Pflug und Handwerk geeigneter als für die Studien wären, zumal, wenn es sich um Söhne von Plebejern handelt, denen die Mittel zum Studieren fehlen. Aber wenn davon überhaupt die Armen auszuschließen wären, obgleich ihnen von Gott ausgezeichnete Talente zum Studieren verliehen worden, so würde ich die Veröffentlichung eines solchen Verbotes durchaus nicht im Interesse des Staates halten, denn es sind bis jetzt zu jeder Zeit viele gefunden worden, die durch hervorragende Tugend und Gelehrsamkeit aus dem niedrigsten Stande sich zu den ersten Ämtern in Kirche und Staat emporgearbeitet und dem allgemeinen Wohl die trefflichsten Dienste geleistet haben. Auch in der Folge würden sich solche in nicht geringer Zahl finden, denn es verbirgt sich, wie das Sprichwort sagt, oft unter dem schmutzigen Kittel zum Höchsten befähigte Geistesanlage. Wir erfahren es ja auch täglich, daß die Not die Mutter jeder Kunst ist, wo hingegen die Söhne der Adeligen und Reichen im Vertrauen auf den Reichtum der Eltern die Studien entweder verachten oder vernachlässigen, die Armen aber um so mehr dazu angesport werden, je mehr sie erkennen, daß auf ihnen allein jede Hoffnung der Verbesserung ihrer Lage beruht. Das haben auch unsere erlauchten Fürsten anerkannt, indem sie Seminare für den Unterhalt solcher armen Studenten errichtet haben. Welche Früchte diese Freigebigkeit gebracht hat, brauchen wir nicht länger auszuführen, das eine Ferdinandeum in Graz hat zwei seiner Zöglinge zum Kardinalat, viele zu Infuln und zu den höchsten Beamtenstellungen bei der Regierung erhoben gesehen und unzählige entlassen, die als Priester und Laien das Seelenheil und Gemeinwohl gefördert haben. Das alles wäre nicht geschehen, wenn nicht Kaiser Ferdinand II. glorreichen Andenkens eine reiche Stiftung zum Unterhalt dieser armen Studenten gemacht hätte. Es liegt also nicht allein nicht im Interesse des Staates, die Armen auszuschließen, vielmehr sollte man, wo die bisherigen Stiftungen für den Unterhalt der armen Studenten nicht ausreichen, durch Sammlung von Almosen helfen, wie es vor ungefähr 12 Jahren in Wien geschehen ist durch die Errichtung einer neuen Armen-Burse zum großen Nutzen für den Staat, da soviele fromme und tüchtige Männer daraus hervorgehen. Das geplante allgemeine Verbot würde viele befähigte Arme vom Studium fernhalten. Man möge es also bei dem bisherigen Verbote belassen, wie es in Wien, Graz und Görz gehandhabt wird, daß Kinder

[1] Kluckhohn, Ickstatt 23, 26.

[2] Ein kaiserlicher Befehl vom 20. Juli 1705 bestimmte: Kein Kind darf ohne landesfürstlichen Konsens zum Studium zugelassen werden. Geschichte der Stadt Wien 5, 439.

von Armen, die in den Studien nicht vorankommen, rechtzeitig entlassen werden, um im Handwerk usw. ihre Zeit nützlicher zu verwenden.[1]

Um dieselbe Zeit gingen von dem Geheimen Rat in Innsbruck an die Rektoren zu Hall und Innsbruck Mahnungen, daß man es keineswegs weiterhin verantworten könne, daß soviele arme und andere „Unadeliche Kinder zu den Studien appliziert" und anderen Handtierungen entzogen würden, daher solle hinfür „denen ignobilibus mehr als einen oder mehrist 2 Söhne" studieren zu lassen, untersagt sein (1706). Am 16. September 1716 wurde von der Innsbrucker Regierung verfügt, daß alle jene, „so ex poesi et majori syntax" nicht aufgestiegen, „exceptis tamen nobilibus" weiters ad studia nicht mehr admittirt werden sollten. Immer wieder werden von der Schulleitung Verzeichnisse armer Studenten verlangt. Am 19. Februar 1718 ging dem Rektor ein Dekret zu, nicht nur die armen von Almosen lebenden und schlecht studierenden Schüler, sondern auch die von eigenen Mitteln lebenden, die „in studiis honestos progressus nit machen", in seine Liste aufzunehmen, worunter aber „die praenobiles" niemals zu verstehen sein. Am 23. August 1726 erteilte die Regierung den Auftrag, es seien hiefür alle ad studia incapaces und die armen in studiis nicht eminierenden Scholaren ohne weitere Anfrage bei der Regierung usque ad Rhetoricam inclusive abzuschaffen mit specialer Ausnamb der Praenobilium. Am 31. August 1733 wurde dann weiter bestimmt, daß Söhne von Tagewerkern, Holzhackern und Lakeien überhaupt nicht mehr aufgenommen werden sollen. An die neu errichtete Studienkommission in Innsbruck erging am 2. Mai 1761 ein kaiserliches Dekret, daß an der Universität und den Gymnasien alle Bürger- und Bauernkinder, welche nicht ganz besondere Begabung besäßen, nicht mehr zu den Studien zugelassen werden sollten.[2]

Die Zurückdrängung armer Studenten aus dem Bürger- und Bauernstande nahm zu. In Graz wurde am 27. August 1762 in allen Schulen von den Examinatoren Aufgaben diktiert, die bloß die Schüler aus dem Bürger- und Bauernstande zu arbeiten hatten, die Adeligen durften zu Hause bleiben. Für Graz bestimmte ein Hofdekret vom 19. Juli 1766, nur fähige und vermöglicher Eltern Söhne dürften zu den höheren lateinischen Schulen zugelassen werden. Am 2. Mai 1767 erschien ein neues scharfes Dekret der Ausschließung unfähiger armer Studenten aus dem Bürger- und Bauernstande.[3] Im selben Jahre wurde unter rücksichtsloser Kundgabe des amtlichen Mißtrauens gegen die Jesuiten ein weltlicher Kommissar in Graz aufgestellt, welcher die Prüfungen der armen Studenten zu kontrollieren und die sonstige Aufführung derselben zu überwachen hatte, da man meinte, die Jesuiten begünstigten zu sehr die Studenten aus dürftigen Familien und aus den untern Ständen.[4]

Zu der Tatsache der Abnahme der Frequenz nach der Aufhebung bemerkt der Geschichtschreiber der Grazer Schule: Die Ursache war, daß die äußern Lebensverhältnisse bezüglich des Unterhaltes für arme Studenten schwieriger geworden

[1] *Orig. Wien. Staatsarchiv. Geistl. Akten Nr. 491.

[2] Lechner, Gymnasium in Innsbruck 137 ff. Auch sonst wurde ein großer Unterschied zwischen bürgerlichen und adeligen Studenten gemacht. Schüler von bäuerlicher Herkunft wurden mit Du, bürgerliche mit Er, adelige Schüler mit Sie angeredet, Barone und Grafen erhielten in der Anrede den ihnen zukommenden Titel und Namen und in der Kirche und Schule eigene Plätze. Im Jahre 1757 wird von der Regierung in Innsbruck eingeschärft, es soll jeder Schüler den seiner Nobilität zugehörigen Rang und die zukommende Anrede erhalten. Am 6. März 1759 wurde dem Senat der Universität in Innsbruck aufgetragen, keinem das Prädikat „praenobilis" beizulegen, der nicht das Adelsdiplom vorweisen könne. Die adeligen Schüler durften gepuderte, bürgerliche und bäuerliche Schüler nur gekämmte Haare tragen. Lechner 181 f.

[3] Peinlich, Grazer Programm 1871, 68.

[4] Peinlich 1872 S. 3.

waren. Bekanntlich hatten ja die Jesuiten für arme Studenten, insbesondere für fähige Köpfe mit ihren eigenen Mitteln und durch Anregung der Mildtätigkeit anderer Personen außerordentlich viel getan.[1] Aus einer besonderen Kasse erhielten z. B. arme Studenten Unterstützungen an Geld und täglich wurden 50—60 arme Studenten an der Pforte des Kollegs gespeist.[2]

In Bayern wurde am 27. März 1762 den Vorstehern der verschiedenen Jesuitenschulen streng befohlen, alle diejenigen Studierenden auszuschließen, die arm, talentlos oder träge und von schlechten Sitten seien. . . . Man suchte (von seiten der Jesuiten) in München die besseren Armen für die Anstalten zu retten und die Erlaubnis zu fernerem Bettel für sie zu erwirken. Das Münchener Jesuitengymnasium hatte allein 42 arme Schüler aufzuweisen, die durch Litaneibeten vor den Häusern ihrer Wohltäter sich Brot erwarben. Jetzt bat der Schulvorstand, daß denselben gestattet werden möge, statt des üblich gewesenen Litaneibetens in Zukunft alle Wochen den Rosenkranz in der St. Michaelskirche, und zwar in Gegenwart eines von dem Collegio S. J. abzuordnenden Magistri pro benefactoribus, laut abzubeten und darüber ihren Wohltätern ein schriftliches Zeugnis von dem Schulpräfekten beizubringen. Schon vorher, als die Regierung 1761 jedes Einsammeln von Unterstützung verbieten wollte, machte der Präfekt darauf aufmerksam, daß dann viele hoffnungsvolle Jünglinge von den Studien vertrieben würden.[3]

Von Amberg berichtet das Tagebuch des Gymnasiums: „Den 10. März 1731 fertigte uns die hiesige Regierung abermal einen Kurfürstl. Befehl zu: alle zum Studieren untaugliche oder armutswegen sich zu unterhalten unvermögende Schüler zu entfernen und abzuschaffen. Wir antworteten: als untauglich gelten uns nur jene, die nach zwei Jahren zum Aufsteigen in eine höhere Klasse unfähig sind; solche seien aber jetzt keine da. Wenn jedoch die Herren Regierungsräte alle jene für untauglich ansehen, die sich nicht über die Note „Mittelmäßig" erheben, so möchten sie selbst aus der Zahl unserer Mittelmäßigen diejenigen heraussuchen, die heimgeschickt werden sollten. — Sodann in Betreff jener, die zur Nachtzeit gegen alle erhaltenen Befehle vor den Hausthüren betteln, möge man uns die auf frischer That Betroffenen angeben, damit wir die Schuldigen bestrafen und den Unfug abstellen."[4]

Über die Behandlung der ärmern Schüler schreibt P. Michael Denis, welcher von 1750 an als Lehrer an den Jesuitenschulen in Graz, Klagenfurt und Wien wirkte, in seiner Autobiographie: „Bei den öffentlichen Auszeichnungen der bessern Schüler konnte man oft an erster Stelle die Namen von Waisen und Armen hören, und dieses Streben nach Gerechtigkeit wurde selbst von einem vornehmen Manne, dessen Sohn erst in zweiter Linie kam, ausdrücklich gelobt." Wie Denis in seinem Testament die Armen besonders bedachte, so stiftete er auch ein Stipendium für einen studierenden Knaben, dessen erstes Erfordernis sein sollte, „er muß dürftig, fähig und wohlgesittet sein."[5]

Ein anderer Exjesuit, Cornova, schildert in seinem Buche „Die Jesuiten als Gymnasiallehrer" fast mit einer gewissen Vorliebe die Gebrechen seiner ehemaligen Mitbrüder, wie es scheint, um so auf jede Weise dem Vorwurf der Parteilichkeit zu entgehen. Über die Behandlung der ärmeren Schüler sagt aber Cornova ganz allgemein:

„Und fand der Dürftigste in den Schulen des Ordens alle Gelegenheit zu

---

[1] Peinlich 1872, 10.

[2] Peinlich 1871, 73; 1872, 8.

[3] Bauer, Aus dem Diarium gymnasii S. J. Monacensis (1878), 14.

[4] Rixner, Studien-Anstalt zu Amberg, S. 107 f.

[5] Denis, Literar. Nachlaß I, 35. 69.

seiner Ausbildung nicht ebenso wie der Reichste? Und mutete man es selbst diesem, geschweige erst jenem zu, den geringsten Aufwand zu machen, um die Mühe des Lehrers, selbst eine außerordentliche, zu belohnen? Ich habe sie selbst gekannt, mehrere von meinen ehemaligen Ordensbrüdern, die gerade den ärmsten Schülern, bei welchen sich auch nicht das unbedeutendste freiwillige Geschenk denken ließ, in Privatstunden nachgeholfen haben. Es wäre mir nicht schwer, Männer von Ansehen zu nennen, die, im Schoße der Armut aufgewachsen, dieser Nachhilfe ihrer ehemaligen Lehrer unter den Jesuiten ihre Ehrenstellen in der Folge verdankten." An einer spätern Stelle schreibt Cornova: „Wohl weiß ich es von nicht wenigen (meiner Ordensbrüder), daß sie von dem Gelde, das ihnen die Liebe ihrer Eltern oder Verwandten, manchmal auch das Wohlwollen der Oberen hatte zufließen lassen, armen Schülern bald Bücher angeschafft, bald sie gekleidet, bald sie sonst unterstützt haben." Das habe auch nicht gut anders sein können: „Denn schon im Noviziate hörte der angehende Jesuit täglich den Grundsatz: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch wieder! Der Orden, hieß es wiederholt, lehrt dich alles Nötige ohne deinen Aufwand; du hast dafür die Pflicht, es auch andere unentgeltlich zu lehren. Mache darum durchaus keinen Anspruch auf eine Belohnung des Dienstes, den du dem Nächsten leistest und nur aus Bruderliebe leisten sollst. Der für den Eindruck des Beispiels empfängliche Jüngling sah diesen Grundsatz ausgeübt."

Von seinem „würdigen Rektor Franz Oppersdorf aus dem gräflichen Hause dieses Namens — einem Manne, der mit einem etwas finstern Äußerlichen Weisheit und wahres Wohlwollen verband" — hebt Cornova u. a. rühmend hervor: „Nichts aber rührte mich so sehr wie seine wiederholten Erinnerungen: dem Sohne des ärmsten, des in den Augen der Welt niedrigsten Vaters müßte der Professor jene Aufmunterung ersetzen, welche die Kinder reicher und vornehmer Eltern zu Hause fänden."[1]

Im Tagebuch des Gymnasiums von Amberg heißt es zum Jahre 1760: Dieses Jahr wurden vom Schulpräfekten von dem Almosengelde an dürftige Studenten 88 fl. verteilt, und zum Jahre 1770, 30. Oktober: Beim Anfang des neuen Schuljahres ward über die Weise des künftigen Almosen-Einsammelns für dürftige Studierende, welches im vorigen Jahre 150 fl. abgeworfen hatte, das an 25 dürftige verteilt worden war, mit der Regierung und dem Magistrate beratschlagt und da nichts Besseres zu finden war, am Ende gleichwohl wieder nachgegeben, daß vier Deputierte der Dürftigen mit der Armenbüchse wöchentlich in den vier Vierteln der Stadt wie bisher herumgehen sollten, dagegen aber die Privatbettelei nicht mehr gestattet werde, auch keine zum Studieren untüchtige Dürftige weiter zu gedulden seien.[2]

Für München liegen die Kassenbücher über die Ausgaben für die armen Studenten vor, sie verzeichnen jährlich große Ausgaben für Kleider, Strümpfe, Handschuhe, Schuhe, für Arzt und Medizin, für Unterricht in der Musik und Nachhilfe bei Instruktoren, für Stärkungsmittel der Rekonvaleszenten, für Reisegeld in die Ferien oder zu den Klöstern zum Eintritt, für Feder und Papier, für die Armenbibliothek, Anschaffung von Schulbüchern, für den Übergang zu einem Handwerk, für den Kollektor des gewöhnlichen Almosens von den Juden (zur Befreiung von Belästigungen durch die Studenten), auch, was weniger erbaulich, für Delatoren, schließlich auch für Begräbnisse armer Studenten.[3]

---

[1] Die Jesuiten als Gymnasiallehrer (1804) S. 212, 221 f., 214, 135.

[2] Rixner, Amberg, 125 f., 131.

[3] *Expensa pro pauperibus 1705—1770. Clm. 1983. Vgl. Clm. 1984 u. 1986. Es sind verzeichnet jährliche Ausgaben von ca. 500 fl. Es kommen jährliche Rechnungen für Schuster und Schneider vor mit 70—90, einmal 120 fl.,

Noch ein Beispiel aus der niederrheinischen Provinz. Der Geschichtschreiber des Aachener Gymnasiums hebt hervor, wie anderswo haben sich auch in Aachen im Gegensatz zum Magistrat die Jesuiten der armen Studenten mit Liebe angenommen. Verteilen von Geldspenden, Speisen, Büchern werden wiederholt erwähnt. Auch die benutzten Schulbücher sollten nach Anordnung des Präfekten ihm für den Gebrauch der Armen beim Schluß des Schuljahres übergeben werden. Zahlreiche Stiftungen wurden zugunsten der armen Studenten gemacht und deren jährliche Erträge regelmäßig verteilt. Die Ämter des Claviger (Pförtner, der auch das Läuten der Schulglocke besorgte) und der Purgatoren (Kuratoren), die für die Reinlichkeit in den Klassen zu sorgen hatten, wurden armen Studenten übertragen, die dafür ein Honorar erhielten.[1]

Zu den bereits bestehenden Wohn- und Kosthäusern für arme Studenten wurden an mehreren Orten neue errichtet. In Bamberg legten die Jesuiten das alte Pesthaus, in dem die Patres, die sich dem Dienste der Pestkranken gewidmet, getrennt von den andern, Wohnung gefunden, nieder und erbauten an dessen Stelle ein stattliches dreistöckiges Gebäude, das am 4. November 1755 unter dem Namen Hospitium Marianum den armen Studenten seine Pforte öffnete. Schon im ersten Jahre konnten 30, die besten aus dem Gymnasium, aufgenommen werden. Bald fanden sich neue Wohltäter, so z. B. der Domherr Anton von Horneck, der 1760 für das Hospitium Marianum Studiosorum pauperum 2000 fl. stiftete.[2]

Obwohl in Graz schon zwei Konvikte bestanden, darunter eines, in welchem auch ganz arme Studenten aufgenommen wurden, gründeten die Jesuiten noch im Jahre 1747 ein drittes Internat, das sogen. „Josephinum", um braven und begabten Knaben aus den Armenschulen Wohnung, Kost und Bücher zu verschaffen. Im Jahre 1749 konnten 16, im Jahre 1750 gar 31 Knaben unterhalten werden.

Im Jahre 1735 betonte P. Franz Wagner in seiner Gymnasialdidaktik, daß die Klassenbücher, die den Stoff des ganzen Jahres in einem Bande vereinigten, hauptsächlich der Rücksicht der ärmeren Eltern ihr Entstehen verdankten, weil diese den Preis für viele verschiedene Bücher nicht erschwingen könnten.[3]

Wie P. Neumayr im Jahre 1753 berichtet, bestanden für arme Studenten an allen Jesuitenkollegien Armenbibliotheken, aus welchen auch alle in der Schule nicht gelesenen Klassiker zur Privatlektüre geliehen wurden.[4] Die Verlagshonorare für Schulbücher wurden wiederholt mit besonderer Erlaubnis des P. Generals zugunsten der armen Studenten verwendet.[5]

In Graz bemühten sich die Jesuiten auch um die Trivialschulen für die

Apotheker 50—60 fl. Dem Schuster werden z. B. 1743 für 68 Paar Schuhe, die unter die Armen verteilt wurden, 87 fl. bezahlt, dem Schneider 1754 für Tuch zu 2 Mänteln 10½ Ellen 19 fl. 36, für Macherlohn 1 fl. 30, für 4 Mäntel erhielt er 1746 20 fl. 45. Da einem Kafisten und Logiker 1765 Rock und Mantel gestohlen worden, bezahlte man dem Schneider 35 fl. 21, Mantel zu 10—14 fl., Rock 8 fl. 40. Von gekauften Büchern werden genannt 1715 2 Exempl. Cicero in Verrem à 50 kr., 1737 16 Amaltheae 3 fl. 36, 1751 12 Res gestae Princ. Eugenii für die armen Humanisten 1 fl. 36, 1754 für 4 Alvarez à 30 kr. 4 Einbände à 8 kr., 1756 pro observationibus Dornblüthianis in Art und Weise besonders in die teutsche Sprach 1 fl. Wagner, Pontau etc.

[1] Fritz, Jesuiten-Gymnasium zu Aachen 89.

[2] Weber, Gelehrte Schulen in Bamberg 556. *Supplem. Hist. Coll. Bamberg. 1758—60. Im Jahre 1768 werden als besondere Wohltäter genannt der Domherr von Groß und der Abt vom Michelsberg, der schon mehrere Jahre hindurch das Marianum mit Getreide und Geld unterstützte.

[3] Instructio privata (1735), p. 4.

[4] Anhang zu den Anmerkungen über die nichtswerte Rechtfertigung des H. Franz Rothfischer (Ingolstadt 1753) S. 49.

[5] 20. Jun. 1722 P. Generalis scripsit P. Provinciali Rheni inferioris: Poterit Rª Vª Gymnasio Coloniensi ad restaurandas pauperum fundationes permittere lucrum, si quod ex typis mandatis libris scholasticis

Armen. Im Jahre 1730 wurde das Unterrichtsgeld, welches der frühere Lehrer eingeführt hatte, abgeschafft und der Gehalt des Lehrers vom Rektor des Kollegs so gesteigert, daß er es nicht nötig hatte, von den Armen ein Schulgeld zu fordern. Der Pater, der die Christenlehre in der Schule gab, sorgte dafür, daß die armen Kinder mit Kleidern, Arzneien und anderen Bedürfnissen beschenkt wurden und die Schulentlassenen als Lehrlinge bei guten Handwerkern unterkamen.[1]

In der Armenschule der Stadtpfarre waren 1735 70 Schüler; 5 von diesen brachten die Jesuiten zu Handwerkern in die Lehre; für 3 zahlten sie 50 fl., damit sie in die Zunft aufgenommen werden konnten.

Bis 1745 gab es in Graz nur eine Armenschule. In diesem Jahre bewirkte der Christenlehrprediger die Errichtung von 6 (!) weiteren. Der Prediger bettelte von den Bürgern mehrere 100 fl., um das monatliche Schulgeld zu bezahlen. 95 Schüler wurden auf diese Weise unterhalten. Neue Statuten regelten den Schulbetrieb. Anfangs fanden sich in der Armenschule 100 ein, später regelmäßig 70 Schüler, selbst Dienstboten schenkten einen Teil ihres kargen Lohnes zur Bestreitung des Schulgeldes. In den Grazer Annalen heißt es zum Jahre 1753: Die Trivialschulen waren bisher nur zum Teil unter Leitung der Jesuiten gewesen, jetzt kamen alle unter ihre Aufsicht. Es wirkten 9 Lehrer an diesen Schulen. Durch die Bemühung des Schulpräfekten erhielten 330 Kinder das Schulgeld, viele andere auch Schulbücher und Schulutensilien.

Von der Tätigkeit für die Armen läßt sich wenigstens für die größeren Niederlassungen feststellen, was der Geschichtschreiber der Grazer Niederlassung nach eingehendem Studium der Akten für Graz hervorhebt: Was die seelsorgliche Thätigkeit der Jesuiten in Graz betrifft, so war diese überhaupt niemals auf den Bereich ihrer Kirche allein beschränkt, sondern sie waltete nach allen Seiten hin, insbesondere an jenen Stätten, wo Armuth und Elend zu Hause waren. Sie besorgten zu allen Zeiten die Lazarethe, die Pesthäuser, das bürgerliche Hl. Geistspital, die Gefängnisse am Rathause und Schloßberge, die Friedhofskirche St. Georgen, wo sie die Stadtbettler regelmäßig versammelten. Und bei Gelegenheit der Aufhebung betont er: Die große Masse des Volkes war tief betrübt, die armen Leute insbesondere, welche nicht bloß an der Collegiumspforte stets Nahrung und Almosen gewärtigen konnten, sondern oft bald von diesem, bald von jenem Pater auch in ihren erbärmlichen Wohnungen aufgesucht worden waren und Trost und Hilfe erhalten hatten. Eine Wohltat von hohem Werte war es auch, daß die Armen der Stadt die Medikamente aus der Apotheke des Kollegiums in Graz unentgeltlich erhielten.[2]

Übereinstimmend meldet ein niederrheinischer Forscher nach eingehenden Studien besonders über Koblenz: Man müßte eine Chronik des öffentlichen Elendes unserer Stadt während der zwei Jahrhunderte, da das Kolleg bestand, aufstellen, um zu sehen, wie sich, einer Guirlande duftender Rosen gleich, die Liebestätigkeit der Jesuiten hindurchzieht. Bei Krieg, Pest, Hungersnot, Überschwemmungen, Winterskälte, Brand, setzten sie den letzten Mann und den letzten Atemzug darein, geistige und leibliche Not zu lindern.[3]

---

eidem obvenire et nulli praeiudicare possit. — Idem P. Gen. 8. Jan. 1723 eandem permissionem etiam pro aliis convictibus pauperum Provinciae concedit, et pro ipso Gymnasio Coloniensi, quod obaeratum sit praescribit, ut pecunia quae P. Regenti illius tum ex tenore fundationis, tum ex promotionibus praesentiae titulo obvenit, cedat in reluenda debita.

[1] Peinlich, Grazer Progr. 1870 148 ff., 1871, 9 f., 20.

[2] Peinlich, 1872, 90, 8.

[3] Schüller, Vom Armenwesen in Koblenz, Zeitschrift für Heimatkunde des Regierungsbezirkes Koblenz 2 (1921), 155.

Zehntes Kapitel.

Neue Hexenbrände.

Ermland. Die Rösseler Prediger. Würzburg. Der Prozeß Renata. Die Theologen. P. Gaar.

Inwieweit die großen Kriege in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit dem Wiederauflodern der Hexenbrände zusammenhängen, ist eine noch kaum erörterte Frage: Tatsache ist, daß während dieser Kriege oder kurz nach diesen Kriegen im Norden und im Süden viele Prozesse geführt und Hexen verbrannt wurden.[1]

So war es auch im deutschen Ermland. Kaum war — so berichtet eine handschriftliche Chronik des Jesuiten-Kollegs von Rössel zum Jahre 1705 — dieser Sturm von seiten des Königs von Schweden und seiner Soldaten vorüber, folgte ein anderer großer Sturm infolge der Ruchlosigkeit und der Lügen einer angeblich Besessenen. Dieselbe wohnte bei dem Pfarrer von Sturmhübel (Kreis Rössel) und verschrie — wie allgemein verbreitet wurde — zahlreiche Personen jeglichen Standes als Hexen, wie sie sagte, vom Teufel dazu gezwungen. Infolgedessen wurden aus Städten und Dörfern die von ihr Genannten eingekerkert und verbrannt. Die Jesuiten traten ihrem Treiben entgegen im Beichtstuhl und auf der Kanzel und mahnten das Volk, daß vom Teufel, als dem Vater der Lüge, nichts Gutes zu erwarten sei. Unschuldige würden beschuldigt, Haß und Feindschaft gesäet. Darüber wurde der Pfarrer (von Sturmhübel) aufgebracht und erging sich zuerst in Drohungen gegen die Prediger, dann schrieb er einen scharfen Brief an den Rektor (von Rössel), endlich wandte er sich an den Offizial der Ermländer Diözese mit der Klage, daß er von den Jesuiten als Beschützer der besessenen Person angegriffen, die Hexengerichte der Unwissenheit und Ungerechtigkeit geziehen, die Hexen selbst in ihrem verruchten Tun bestärkt würden usw. Das Kolleg von Rössel wurde vom Offizial vor Gericht geladen, weigerte sich aber, gestützt auf die kirchlichen Privilegien, zu erscheinen. Auf friedlichem Wege kam schließlich ein Vergleich mit dem Pfarrer zustande, der von dem Offizial gebilligt wurde.[2]

In den Jahresberichten des Rösseler Kollegs zum Jahre 1705 heißt es, die Jesuiten hätten auf öffentlicher Kanzel und in Privatgesprächen verteidigt, daß eine Beschuldigung durch den Mund einer besessenen Person für die Hexerei gar nichts beweise. Der Erfolg sei gewesen, daß die Richter ihre Schuld in betreff der verbrannten Hexen erkannt hätten.[3]

Näheres erfahren wir aus einer Klage gegen die Prediger des Jesuitenkollegs in Rössel.[4] Am 4. September 1705 richtete der damalige Generalvikar und Administrator des Bistums Ermland, Joh. Georg Kunigk, ein Schreiben an den

---

[1] Vergl. Duhr, Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen (1900) 84 ff.

[2] *Historia collegii Resseliensis.

[3] *Litterae annuae collegii Resseliensis ad an. 1705.

[4] Inhibitio contra R. R. P. P. Concionatores Collegii Resseliensis Societatis Jesu.

Klerus, in dem es heißt: Nicht aus dem einen oder anderen Bericht, sondern aus dem allgemeinen Gerücht ist uns bekannt geworden, daß einige aus den Predigern des Jesuitenkollegs in Rössel und insbesondere P. Georg Berendt in der dortigen Kirche, und P. Joh. Schröter, der Superior von Linde, in ihren öffentlichen Predigten gelegentlich der vollständig nach den Rechtsvorschriften erfolgten Verurteilung verschiedener Zauberer beiderlei Geschlechts nicht allein gegen die Richter dieser Prozesse losziehen und sie der Thorheit und Unwissenheit öffentlich zeihen, sondern auch einen Priester von erprobter Bescheidenheit, Wissenschaft und Klugheit, den sehr hochw. Christophor Gregor Kösling (Pfarrer in Sturmhübel) und dessen Exorzismen an einer besessenen Person seiner Pfarrei zum öffentlichen Ärgernis der Zuhörer in sehr verletzender Weise herabsetzen, den Pfarrer der Unwissenheit und Unklugheit, die besessene Person aber der Unzucht beschuldigen und ihren Ruf schädigen. Gegen die Regeln ihres heiligen Instituts greifen sie die Obrigkeit und geistliche Personen in unpassender und verletzender Weise an und tadeln sie öffentlich. Ihrem Beispiele folgend, haben es die Professoren des genannten Kollegs gewagt, mit Hinweis auf den Pfarrer von Sturmhübel und die besessene Person, von einem Studenten im Theater den Pfarrer und seine Exorzismen darstellen zu lassen zum Gespött für Katholiken und Protestanten. Die beiden Jesuiten sollen deshalb nicht mehr zu den Predigten zugelassen, und dem Rektor des Jesuitenkollegs soll eingeschärft werden, solchem Ärgernis in der Folge vorzubeugen.[1]

Nähere Nachrichten über dieses Auftreten der Jesuiten liegen nicht vor, wohl aber mehrere Maßregeln, welche der Administrator der Diözese Ermland in bezug auf die Hexenprozesse traf, und welche zu beweisen scheinen, daß die Jesuiten von Rössel wirkliche Mißstände angegriffen hatten.

Kunigk ließ im Oktober 1705 die römische Instruktion vom Jahre 1657 über die Hexenprozesse von neuem drucken.[2] Der Instruktion ist ein Pastoralschreiben des Bischofs von Leßlau, Kasimir Florian Czartoricki vom 11. April 1669 beigefügt. Dieses Schreiben spricht sich im Anschluß an die römische Instruktion gegen die Leichtgläubigkeit der Richter und ihr unvernünftiges und gegen alles Recht verstoßendes Foltern aus. Die Richter ließen keine Verteidiger zu oder doch nur zum Schein, in den Akten wird die Verteidigung ganz ausgelassen, um so die Ungerechtigkeit der Urteile zu verheimlichen. Besonders wird die Vornahme der Exorzismen in der strengsten Weise verboten; ohne spezielle bischöfl. Erlaubnis dürften dieselben nicht mehr vorgenommen werden, weil sie eine Quelle der Verdächtigungen und ungerechter Prozesse geworden. Die Richter sollten sich nicht mehr unterstehen, auf Denunziationen der angeblichen Hexen hin die Folter anzuwenden. Um den vielen Ungerechtigkeiten vorzubeugen, reserviert der Bischof von Leßlau die Hexenprozesse einfachhin dem Bischof. An dritter Stelle folgen in der Braunsberger Publikation einige Rechtsnormen, die für sich allein schon genügt hätten, den Bränden ein Ziel zu setzen. Endlich wird, außer einem polnischen Buche, ganz besonders das Buch die Cautio criminalis empfohlen, die zuerst in Deutschland, später in Posen 1647 gedruckt worden sei und immer und immer wieder gedruckt zu werden verdiene.

Am 13. Oktober 1705 richtete der Administrator ein weiteres Rundschreiben

---

[1] Frauenburg, Bischöfl. Archiv A. X. 25 f. 17 s.

[2] Instructio circa Iudicia Sagarum Iudicibus eorumque consiliariis accomodata. Romae primum 1657, deinde Olivae 1682 etc. nunc iterum pro bono publico Brunsbergae anno 1705 edita. Typis Collegii Societatis Jesu. Reimprimatur . . . 6. Octobr. 1705. Joa. Georg Kunigk.

an den Klerus, in welchem er ausführt, daß es gerecht sei, die Hexen wegen ihrer furchtbaren Verbrechen zu bestrafen. Die tägliche Erfahrung lehre aber, daß wegen der Verborgenheit des Verbrechens sehr viele Irrtümer von den weltlichen Richtern begangen würden, indem sie sich sehr oft von einem blinden Fanatismus leiten ließen. In der Meinung, durch die Bestrafung der Hexen ein Gott wohlgefälliges Opfer darzubringen, werfen sie Unschuldige in den Kerker, setzen sie der Tortur und dem Tode aus, schädigen dadurch ihre eigene Seele und schänden die Gerechtigkeit. Deshalb habe er für einen Wiederabdruck der Römischen Instruktion vom Jahre 1657, die bereits früher in Polen gedruckt worden, Sorge getragen. Kein Gericht dürfe von nun an gegen die Hexen die Tortur anwenden, wenn nicht vorher der Prozeß an das bischöfliche Gericht eingeschickt und dort untersucht worden sei. Auch zur Einkerkerung genüge durchaus nicht die Namensnennung von seiten der Besessenen oder der Hexen. In diesen und allen anderen Stücken sei die römische Instruktion zu beobachten. Ferner verbietet der Administrator allen Welt- und Ordensgeistlichen die Vornahme des Exorzismus ohne ausdrückliche schriftliche Erlaubnis des Generalvikariats. Ausgenommen werden nur die Jesuiten in Heiligenlinde, denen wegen der Heiligkeit des Ortes und zur Ehre der Mutter der Barmherzigkeit die Anwendung der Exorzismen nach Anweisung ihrer Oberen gestattet wird.[1]

Einen weiteren Erfolg hatte das Auftreten der Jesuiten in Ermland dadurch, daß einige Prozesse revidiert wurden, die trotz „der Beobachtung der Rechtsvorschriften" kassiert werden mußten. Weitere Prozesse im Osten waren wohl die Ursache, daß die Cautio criminalis von P. Spe im Jahre 1714 in Danzig von neuem gedruckt wurde. Diese Prozesse zeigen klar und deutlich, wie man auch im 18. Jahrhundert in den Hexenprozessen zu denselben Resultaten wie früher kam, weil man ganz mit denselben Mitteln wie früher, d. h. mit sofortiger wiederholter Folter und Suggestivfragen arbeitete.[2]

Die meisten dieser Prozesse zeigen auch wiederum klar den engen Zusammenhang zwischen Besessenheit, Exorzismen und Hexenverfolgung. Die wirklich oder angeblich Besessenen gaben bestimmte Personen als Hexen an, und dann ging die Inquisition mit all ihrem Unfug los.

So war es auch im Süden. Auch im Süden lebten die Hexenprozesse in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wieder auf.[3] Als Reaktion dagegen sind die neuen Ausgaben der Cautio criminalis von P. Spe zu Sulzbach 1718 und Augsburg 1731 aufzufassen.

Besonderes Aufsehen erregte um die Mitte des Jahrhunderts der Prozeß gegen die 70jährige Subpriorin vom Kloster Unterzell bei Würzburg, Renata Sengerin. Sie wurde am 21. Juni 1749 in Würzburg wegen Zauberei enthauptet und dann verbrannt.[4]

Die „Wahrhafte und umständliche Nachricht von dem Zufalle, so das jung-

[1] Frauenburg, Bischöfl. Archiv A. N. 25 f. 35 s.

[2] Näheres bei Duhr, Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen 89 ff.

[3] Vergl. z. B. den Prozeß der 1701 in München hingerichteten siebzehnjährigen „Hexe" Theresia Kayserin: ihr Bekenntnis ist ein Gemisch von Absurditäten und Halluzinationen. Auszug in Getreue Gefährtin zu der Isar-Gesellschaft 2 (1703) 101 ff. Weitere Prozesse bei Riezler, Geschichte der Hexenprozesse in Bayern (1896) 287 ff.

[4] „übrigens erlitt", so meint K. A. Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen 5² 366, „die als Hexe verurteilte Nonne ihre Strafe nicht schuldlos, indem sich aus den über diesen Prozeß bekannt gewordenen Berichten ergibt, daß sie nicht nur einen sträflichen Unfug mit boshaften Quälereien und Spukereien im Kloster getrieben, sondern auch durch Bereitung und Einmischung sinneberauschender Kräutersäfte mehrere ihrer Mitschwestern in einen Zustand von Wahnsinn versetzt hatte, der für Besessenheit gehalten wurde, und für die geistige und

fräuliche Kloster Unterzell bei Würzburg betroffen" ist der ausführlichste Bericht über Renatas Prozeß. Diese „Nachricht", datiert Kloster Zell, 29. September 1749, ist von dem im Jahre 1785 verstorbenen Abte des Klosters Oberzell Oswald Loschert geschrieben, der selbst in der Sache eine bedeutende Rolle gespielt und den Bericht auf Verlangen der Kaiserin Maria Theresia an diese gesandt.[1]

In der „wahrhaften Nachricht" sind alle Thorheiten enthalten, welche sich in den gewöhnlichen Hexenprozessen finden. Renata fährt aus zu den Hexenversammlungen, ist aber immer pünktlich im Chor; stiftet Unheil, wo sie nur kann. „Indessen sind nach und nach verschiedene von den tauglichsten Klosterpersonen in die außerordentlichsten und verwunderlichsten Zustände gefallen, und in ihren besten Jahren dahingestorben, von welchen die bösen Geister zwar aus den Besessenen anjetzo aussagen, daß Renata ihnen durch Hexerei solches Übel verursachet." Dann „hexte" Renata durch Kräuter und Eßwaren mehreren Klosterfrauen „einen oder mehrere Teufel in den Leib". „Mittelst der Aussagen der höllischen Geister selbsten" ließ die Vorsicht des Allerhöchsten es offenbar werden, „was für ein abscheuliches Untier unter dem geistlichen Kleid inner der vier Mauern des Klosters bisher verborgen gesteckt, damit durch solche Entdeckung ihrer Bosheit (welche ohne diese Besessenen und Offenbarung der höllischen Geister sonst vielleicht nimmermehr wär ans Tageslicht kommen) . . . ein Ende gemacht würde, in maßen ein jeder aus den bösen Geistern in den sechs Besessenen das Jahr, den Tag, die Gelegenheit und die Weise benennet hat, wo und wie Renata ihnen einen oder mehrere Teufel in den Leib gebannt habe".

Aus den angeführten Stellen ersieht man, welche Rolle die Aussagen des „Vaters der Lüge" in dem ganzen Prozeß einnehmen, ein Umstand, der das ganze Verfahren im trübsten Lichte der dunkelsten Teufelsmystik erscheinen läßt.

„Weil die nächtlichen Plagen zu Unterzell kein Ende nahmen, auch zwei aus den Kloster-Frauen, so durch die Kirchen-Beschwörungen vom bösen Feinde inzwischen befreit worden, nach etlichen Wochen wieder und zwar allen Umständen nach durch ein neues Maleficium der Renata und ihrer weltlichen Mit-Consorten besessen gemacht worden", wurde Renata dem weltlichen Gericht übergeben. Dieses verurteilte dieselbe zum Feuer, „welches aber Celsissimus in Anbetracht der zarten Jugend, in welcher Renata zur Zauberei verführt worden, dahin mitigiert hatte, daß derselben zuvor auf dem Schloß der Kopf solle abgeschlagen, hierauf der Körper verbrannt werden".[2]

Nach den Prozeßakten ergibt sich folgender Tatbestand.[3] Seit 1746 wurden in dem Kloster Unterzell bei Würzburg im Beisein anderer Nonnen an einer

---

leibliche Gesundheit dieser Nonnen die nachteiligsten Folgen entwickelte. Der Wirkung solcher Getränke war es zuzuschreiben, daß sie selbst vermeinte und noch in ihren Verhören aussagte, Wein aus dem verschlossenen Festungskeller in das Kloster geholt, als Schwein auf den Klostermauern nächtliche Umgänge gehalten, auf der Brücke die vorüberziehenden Kühe gemolken, manchmal in London auf dem Theater mitgespielt und in eine Katze verwandelt die Nonnen gequält zu haben, bis sie durch die blutigen Spuren der in dieser Umwandlung empfangenen Streiche entdeckt worden sei." Alles das scheint doch viel eher für hysterische Zustände zu sprechen.

[1] Göttingisches historisches Magazin von Meiners und Spittler 2 (1787) 594—631. Darnach Horst, Zauberbibliothek 3, 165—202.

[2] In diesem Berichte soll nach Binz, Joh. Weyer, 2. Aufl., S. 126 stehen, daß auch zwei Jesuiten die Richter der Renata gewesen. Dies steht aber nicht in dem Bericht, sondern nur, daß neben zwei geistlichen Räten auch zwei Jesuiten vom Bischof in das Kloster geschickt wurden, um von den Geständnissen Renatas und dem Zustand der sechs besessenen Nonnen Kenntnis zu nehmen. Götting. hist. Magazin, S. 615.

[3] Die Akten in der Bibl. des historischen Vereins von Unterfranken in Würzburg sind benutzt von A. Memminger, Das verhexte Kloster, Würzburg 1904, 170 ff.

kranken, angeblich besessenen Nonne, viele Teufelsbeschwörungen vorgenommen. Mit der Zeit mehrte sich die Zahl der Besessenen, die den tollsten Unfug trieben und unter anderen die alte Subpriorin Maria Renata als Hexe verschrien. Schließlich glich das Kloster mehr einem Narrenhaus. Da sich der Prälat des Klosters in Oberzell, dem die geistliche Sorge für Unterzell oblag, sich nicht mehr zu helfen wußte, machte er Anfang 1749 Anzeige bei dem Fürstbischof Anselm Franz von Ingelheim. Dieser sandte 10. Februar 1749 eine geistliche Kommission zur Untersuchung nach Unterzell. An der Spitze derselben stand der vielgefeierte gallikanische Professor des Kirchenrechts Dr. Kaspar Barthel (seit 1721 Mitglied der juristischen Fakultät). Als Beiräte gehörten der Kommission auch zwei Jesuiten aus dem Würzburger Kolleg an. Nun begannen von neuem die schon früher getätigten langen Verhöre, bei denen sich die alte Nonne allen möglichen Unfugs, auch des Hexenflugs usw. beschuldigte. Das geistliche Gericht erklärte am 28. Mai 1749 Maria Renata wegen ihrer eingestandenen Verbrechen aller Freiheiten für verlustig und überantwortete sie dem weltlichen Richter mit der üblichen Bitte, ihres Lebens zu schonen. Diese Sentenz des geistlichen Gerichtes ist unterzeichnet von Dr. Barthel, Dr. Wenzel und dem Geistl. Rat Hueber als Aktuar. Kein Jesuit hat diese Sentenz unterschrieben. Der neue Fürstbischof Karl Philipp von Greiffenklau (gewählt 24. April 1749) forderte Mai 1749 von der Würzburger theologischen Fakultät in dieser Sache ein Gutachten, das in mehrfacher Beziehung bemerkenswert ist.

Das Gutachten sollte drei Fragen beantworten: 1. Sind bei einer Besessenheit die Teufel durch die Exorzismen zur Aussage zu drängen, ob die Besessenheit durch ein Maleficium (Teufelswerk) entstanden ist? 2. Sind die Teufel durch die Exorzismen zur Aussage zu nötigen, durch welche Hexen (maleficos) diese Besessenheit verursacht worden? 3. Ob und welcher Glaube ist den durch die Exorzismen beschworenen Teufeln beizumessen, besonders wenn ihre Aussage beständig und übereinstimmend ist?

Die erste Frage wird bejaht mit Berufung auf verschiedene Auktoren, unter ihnen auch Thyräus, und auf das Rituale Herbipolense. Die zweite Frage wird dahin beantwortet, daß dies für gewöhnlich schwer sündhaft wäre, zumal eine solche Frage auch sehr gefährlich sei wegen der event. Benennung von Unschuldigen. Die Beantwortung der dritten Frage lautet im wesentlichen: E i n i g e r Glauben kann dem durch den Exorzismus beschworenen Teufel geschenkt werden. So Delrio und Thyräus. Aber ein f e st e r Glauben ist nicht zuzubilligen, auch wenn die teuflischen Aussagen übereinstimmen und beständig sind, ganz besonders dann nicht, wenn die Aussage wegen der Manifestation eines verborgenen Verbrechens zum schweren Schaden des Nächsten gereicht. Dennoch fügt Lessius zum Schluß bei: Wenn der Teufel verborgene Hexen (magos occultos) offenbart oder deren Verbrechen, so ist dies nicht ganz zu verachten, weil bei den schwersten Verbrechen keine Indizien zu vernachlässigen sind, so daß auf Grund einer solchen Denunziation der Richter im Geheimen ohne Geräusch eine Untersuchung einleiten kann, um größere Indizien zu entdecken.

Mit dem letzteren Satz war dem Hexenprozeß wieder Tür und Tor geöffnet, denn bei der Einleitung der Untersuchung tat meist die Folter ihre gräßlichen Dienste und lieferte dann alle gewünschten „größeren" Indizien. Der erste und letzte Satz des Gutachtens ist sehr zu bedauern. Eine Berufung auf die kritiklosen Delrio und Thyräus hätte sich die theologische Fakultät in keinem Falle erlauben dürfen.[1]

Sehr vermißt man in dem Gutachten die Kenntnis der betr. Traktate bei Laymann und Tanner, der Cautio criminalis des P. Spe und der römischen Ju-

[1] Über Thyraeus vergl. Geschichte 1, 751, über Delrio 1, 747 ff.

struktion von 1657, die unter keinen Umständen gestatten, dem „Vater der Lüge" irgendeinen Glauben zu schenken, zumal wenn dadurch Unschuldige in Gefahr kommen.

Das Gutachten hat vielleicht mitgewirkt bei der Verurteilung der armen Nonne. So kann es als ein warnendes Beispiel allen Theologen dienen, die in schwierigen Fragen sich auf kritiklose Autoren berufen, in der positiven Literatur aber nicht bewandert sind oder dieselbe ignorieren zu dürfen glauben.[1]

Auch die medizinische Fakultät wurde befragt. Dieselbe sprach sich einstimmig für die Existenz von Zauberei und Zauberkünsten aus.[2]

Das weltliche nur aus Juristen bestehende Gericht begann am 4. Juni mit seinen langen ermüdenden Verhören. Unter anderen wurde die Nonne gefragt, welche Personen sie auf den Hexen-Versammlungen gesehen und erkannt habe. Die kranke Nonne antwortete auf alles, wie es die Richter wünschten. Schon am 18. Juni fällte das weltliche Gericht seinen Spruch: es lautete auf Verurteilung zum Scheiterhaufen. Am 21. Juni wurde die Nonne, die nicht mehr gehen konnte, zum Richtplatz getragen, enthauptet und dann der Leichnam verbrannt.

Nach der Enthauptung hielt der Würzburger Domprediger, P. Georg Gaar, eine Anrede, welche allenthalben großes Aufsehen erregte: „Christliche Anred nächst dem Scheiter-Hauffen, worauf der Leichnam Mariae Renatae, einer durchs Schwerdt hingerichteten Zauberin den 21. Juni 1749 außer der Stadt Wirtzburg verbrennet worden, an ein zahlreich versammeltes Volk gethan, und hernach aus gnädigstem Befehl einer hohen Obrigkeit in öffentlichen Druck gegeben von P. Georgio Gaar, S. J."[3]

Nach dem Text: Die Zauberer sollst du nicht leben lassen (Exod. 22, 18), schildert der Prediger, wie Gott schon im Alten Testament verlangt, alle Zauberer auf das äußerste zu verfolgen und mit den nachdrücklichsten Strafen zu belegen. Auch im Neuen Testament ist dies Gebot nicht aufgehoben worden, und wenn überhaupt an Übelthätern die Todesstrafe vollzogen wird, so muß dies vor allem für die Zauberer gelten, wegen der entsetzlichen Greuel, die in der Zauberei enthalten sind. „Anerwogen dessen hat man billig zu allen, sonderlich zu christlichen Zeiten, wider die Zauberer eine scharfe Untersuchung vorgenommen und sich bemühet, selbe durch Feuer und Schwert auszurotten." P. Gaar führt dann mit großem Lob verschiedene Kaiser an, die Dekrete gegen die Zauberei erlassen. „Eines unsterblichen Ruhmes ist insonderheit würdig Carolus V., nach dessen Konstitution Artikul. 109 die Zauberer lebendig sollen verbrannt werden, welches auch noch heutiges Tages wird in das Werk gerichtet. Ein Exempel, über welches die ganze Welt erstaunen muß, wird uns heut vor Augen gestellt . . . Maria Renata, aus München gebürtig, wurde als ein Kind von 6—7 Jahren in der Gegend Linz in Oberösterreich durch einen Offizier, in welchen sich glaublich der böse Geist verstellt hatte, zur Zauberei

[1] Der Vorwurf der Berufung auf kritiklose Auktoren trifft auch den Heidelberger Kanonisten P. Peter Gallade (aus Lorch, 1708—1780), der Beweise für seine Dissertation Existentia pacti cum Daemone contra Wierum, Thomasium etc. invicte probata (1764) auch aus Benedikt Carpzov und Nikol. Remigius herholt, während er sonst durchaus kein Scharfmacher war, wie seine beiden Dissertationen a. d. Jhr. 1768 zeigen: Horror humani sanguinis a Christo Jesu Ecclesiae suae instillatus und Horror sanguinis in ecclesia Clericorum intercessionibus confirmatus.

[2] So Kölliker, Zur Geschichte der medizinischen Fakultät an der Universität Würzburg (1871), 21.

[3] Wirtzburg in der Hofbuchdruckerei. 4° 8 S. Ein anderer Druck: „Gedruckt nach dem Wirtzburgischen Exemplar". Weitere Ausgaben u. a. zu Köln, auch mehrmals vollständig abgedruckt, so in den Acta hist. eccles. 1749 und Horst Zauberbibliothek II, 353—364. — P. Gaar war geb. 1702 zu Niederulm und verhältnismäßig spät 1732 in die oberrheinische Provinz eingetreten.

angeführet . . . Zwölfjährig ist sie schon so weit kommen, daß ihr bei denen zauberischen Zusammenkünften der Fürst der Finsternis den ersten Rang zugestanden." Gegen ihren Willen ins Kloster eingetreten, zauberte sie mehreren Klosterfrauen durch zauberische Wurzeln und Kräuter „mehrere höllische Geister in den Leib hinein". Nachdem Maria Renata „als eine Stifterin solcher und anderer großen Übel sattsam verraten", wurde sie vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Die gebührende Straf wurde gemildert und Maria Renata ist nur durch das Schwert hingerichtet worden: jedoch ist ihr todter Leib, welcher jetzt auf diesem Scheiter-Hauffen wird verbrennet werden, dem Feuer vorbehalten, damit von der Zauberin nicht das geringste übrig bleibe." Warum Gott dieses verborgene Teufelshandwerk offenbar gemacht, ist wohl aus folgenden Ursachen geschehen: 1. Wegen der Ungläubigen, „denn es giebt zu unseren Zeiten solche Leute, welche weder an Hexen noch Zauberer, noch an Teufel, noch an Gott glauben"; 2. wegen der Gläubigen, damit sie reifer als bisher gegen das zauberische Geschwader täglich geistliche Waffen ergreifen; 3. um den Abergläubischen unter den Christen, die sich mit Punktierkunst, Zauberspiegel u. dergl. abgeben, die Augen zu öffnen; 4. um alle Unlauterkeit, die vielfach zur Zauberei führt, zu verleiden.

Schließlich erzählt der Prediger, daß Maria Renata mehrmals „auch noch öffentlich auf dem Gerichtsplatz dem Teufel abgeschworen, ihre Sünden einem wohlehrwürdigen Priester aus dem Orden des hl. Benedikt reumütig gebeichtet . . . mit vollem Vertrauen auf die unendlichen Verdienste Jesu Christi dem Tode entgegengegangen und den Schwertstreich unerschrocken empfangen . . . übrigens hab ich nach dem von Ihro Hochfürstl. Gnaden mir aufgetragenen gnädigsten Befehl alle zu ermahnen, daß sie vor des Teufels Betrug sich recht vorsehen, verbotene Bücher, so einige vorhanden, aus den Häusern schaffen und alle abergläubische Teufelsmittel vermeiden sollen."

Eine zweite Predigt hielt P. Gaar bald darauf im Dom: Heylsame Lehr-Stück und Zauberey betreffende Anmerkungen in der christlichen nach Hinrichtung Mariae Renatae einer Zauberin gehaltenen Anred zwar angeregt, hernach aber ausführlicher erläutert und am Feste St. Mariae Magdalenae 1749 in der Domkirchen zu Wirtzburg von der Cantzel vorgetragen, anjetzo mit einem Zusatz vermehrt und mit Erlaubniß deren Obern zum allgemeinen Nutzen in Druck gegeben von P. Georgio Gaar S. J.[1]

P. Gaar schildert die Laster, die zur Verhexung führen, u. a. das Fluchen der Eltern und Unlauterkeit. „Der Geiz und Unbarmherzigkeit gegen die Armen seind nicht minder Laster, welche die Bezauberung als eine Straf Gottes über den Hals ziehen" (S. 21). Auch Müßigang und Rachgier führen dazu (S. 32) wie Beispiele zeigen: „Dergleichen Begebenheiten, welche bei Delrio im Überfluß zu lesen, will ich übergehen". Delrio und Remigius werden mehrmals angeführt. (S. 16 f.) Nur die katholische Kirche hat die Macht, Teufel auszutreiben. (S. 23.) Eine Hauptursache der Zauberei ist der Aberglaube, der zur Zauberei das nächste Vorspiel und Vorbereitung ist. Zur besseren Unterweisung will er verschiedene Arten erzählen aus der 28., 29. und 30. Predigt (2. Teil) des P. Hunolt. Unter anderem führt er an: Wenn einer Morgens beim Anziehen der Schuhe nießet, so glaubt man, daß es, wofern man nicht gleich wiederum in das Bett zurückkehrt, einen unglückseligen Tag bedeute. Lauft ein schwarzer Hund in das Haus hinein, so glaubt man, es müsse notwendig bald einer im Haus sterben. Wird ein Salzfaß auf dem Tisch umgestoßen, o weh! da folgt den ganzen Tag nichts Guts daraus. Einige

[1] Wirtzburg, Gedruckt bey M. A. Engman, Hofbuchdrucker 1750. 4°. 44 S. Diese wie die erste Predigt haben kein Imprimatur.

getrauen sich nicht zu spinnen oder zu nähen auf den Samstag oder Donnerstag, weilen, wie sie sagen, an solchem Tag das Seil, womit Judas sich erhängt, gesponnen worden . . . Gebetteltes Brod, welches zu dem End von Armen erkauft wird, wirft man den Hühnern vor, alsdann sollen sie alle Tage Eier legen . . . Klingts einem im linken Ohr, da sollen liebe Freunde von ihm reden, klingts aber im rechten, so wird etwas Tadelhaftes von ihm ausgesprengt. Sind 13 Gäste an einer Tafel, so soll notwendig einer aus ihnen noch im selbigen Jahr sterben: und ist diese närrische Einbildung auch bei sonst vernünftigen Herren und Frauen also eingewurzelt, daß sie von solcher Tafel ohne Scheu hinweggehen und lieber Hunger leiden, als sitzen bleiben wollen. Lauter thörichte Beobachtungen, lauter abergläubische Sünden, lauter Erfindungen des Teufels, ein gräulicher Überrest des Heidenthums, eine Vorbereitung zur Zauberei! . . . Abergläubisch sind die Beobachtungen aus der Geburtsstunde, dem Monate, dem Gestirn. Diese Sachen hängen gar nicht aneinander und doch glauben einige steifer daran als an das Evangelium. . . Die allermeisten abergläubischen Sünden werden begangen mit Heilung und Abwendung von Krankheiten, sowohl an Menschen als am Vieh. Um die Warzen zu vertreiben, machen einige in einem Faden soviele Knoten, wieviel deren Warzen sind, vergraben den Faden in die Erden, damit gleichwie die Knoten verfaulen, also auch die Warzen vergehen. Um vom Zahnweh oder Fieber befreit zu werden, werfen sie Erbsen oder Steinlein in einen Brunnen und laufen geschwind davon, damit sie das Pumpsen nicht hören. Scharf spricht P. Gaar gegen die abergläubischen Gebete. Zwei allgemeine Regeln sind, so sagt er, woraus man merken kann, ob eine Andacht verdächtig und abergläubisch sei oder nicht. Erste Regel: Ist viel Cribes und Crabes, Hebräisch und Lateinisch unter die Kreuz und heilige Wörter eingemischt oder wird an gewisse Zeit, Zahl und Manier verbunden, so ist das Gebet abergläubisch, z. B. man sagt, das Gebet muß notwendig Morgens bei Sonnen-Anfgang vor diesem Altar, mit gebogenem Knie auf einem Stein, mit so und soviel Kreuzzeichen verrichtet werden. Alles das ist ein Zeichen schändlichen Aberglaubens. Zweite Regel, den Aberglauben zu erkennen: Wenn den Gebeten, wofern sie täglich abgelesen oder getragen werden, eine unfehlbare Wirkung zugeschrieben wird. Also tragen viele bei sich und beten das hl. Evangelium St. Johannes mit gewissen Kreuzzeichen, um sich schußfest zu machen. Man sieht unterschiedliche sogenannte Haus-Segen und Bet-Büchlein mit dem Titel: Unserer lieben Frauen Traum, Brief von Gott geschrieben, Geistliches Schild, Ein schöner hl. Segen zu Wasser und zu Land usw. Alle diese Dinge sind lauter Falschheiten, Betrügereien des Teufels, abergläubische Sünden.[1]

Die erste Predigt ist wegen ihres Mangels an Kritik gewiß sehr zu bedauern, die zweite Predigt bekundet den ernsten Willen, von der Zauberei abzuschrecken und vor allem Aberglauben zu bewahren.

Wenn man sich über die erste Predigt zu sehr entrüsten und so etwas nur bei den Katholiken für möglich halten wollte, so sei nur an die Predigt erinnert, die um dieselbe Zeit (1748) der protestantische Diakon Rinder zu Apolda im Weimarischen auf das Gerücht eines in Apolda vorgekommenen Zauberwerkes in Jena drucken ließ mit dem Titel: „Eine Hexe nach ihrer gräßlichen Gestalt und gerechten Strafe". Der protestantische Prediger „behauptet darin die Notwendigkeit des Hexenverbrennens und verwirft als konsequenter Lutheraner die milderen von den Jesuiten angewandten Verfahrungsweisen".[2]

---

[1] Heylsame Lehr-Stück, S. 35 ff.

[2] K. A. Menzel, Geschichte der Deutschen 5[2], 366. Über die protestantischen Juristen vergl. Soldan-Heppe, Gesch. der Hexenprozesse 2 (1880) 257 ff.

Elftes Kapitel.

An den Höfen.

Sachsen. Kurpfalz. Bayern. Österreich.

Zu den bisherigen katholischen Höfen in Deutschland trat im 18. Jahrhundert der Hof von Sachsen hinzu durch die Konversion des Kurfürsten August des Starken. Bei dieser Konversion sind keine Jesuiten beteiligt, wohl aber bei der Konversion seines einzigen Sohnes und Nachfolgers, deren bei der Geschichte der sächsischen Mission ausführlich gedacht wurde.

August der Starke erwählte zum Beichtvater den P. Moriz Vota. Nach dessen Abreise aus München 1711 trat zunächst kein Jesuit an seine Stelle, sondern ein Kreuzherr mit dem roten Stern, Pellet de Hundt, Propst der Kreuzherrn zu Maria Kulm.

Nach längeren Verhandlungen folgte ihm wieder ein Jesuit, P. Dußik aus der böhmischen Provinz. Am 28. August 1717 kam er in Dresden an und wohnte in dem Hause der Jesuiten; am 31. August befahl der König, ihm Wohnung und Wagen zu besorgen. Das Dresdener Missionstagebuch, dem diese Daten entnommen, meldet zum 16. April 1718, Palm-Sonntag: Heute hat der König zum erstenmal P. Dußik, seinem Beichtvater, gebeichtet und in der hl. Messe um 7 Uhr vom Beichtvater die hl. Kommunion empfangen.

P. Heinrich Dußik bezeichnet sich selbst in den Katalogen als Böhme.[1] Geboren 1661 zu Brandeis, eingetreten 1680 als absolvierter Philosoph, studierte er die Theologie in der Gesellschaft. Er lehrte 8 Jahre am Gymnasium (3 Jahre Rhetorik, 5 Jahre Philosophie, 11 Jahre Theologie), im Jahre 1717 war er im 5. Jahre Rektor des Kollegs in Znaym. Nach dem Katalog von 1734 spricht er böhmisch, deutsch, französisch über die Mittelmäßigkeit, polnisch weniger als mittelmäßig, 16 Jahre war er Beichtvater des Königs von Polen, jetzt, 1734, ist er im ersten Jahre Superior der Residenz in Maria Schein. Nach den Personalkatalogen ist er 1734—1737 Oberer der Residentia Grupnensis (Maria Schein unter Gruppen), wo er am 13. Mai 1737 starb. Er war also von 1717—1733 Beichtvater des Königs. Bei dem leichtfertigen Leben des Königs wahrhaft keine leichte Aufgabe, und es ist nicht zu verwundern, daß er sich je länger je mehr aus dieser Stellung fortsehnte. Dies gelang ihm aber erst spät.

Am 20. August 1732 schrieb ihm der General Retz: Wenn Ew. Hochw. wegen Alter und geschwächter Gesundheit sich vom Hofe in die religiöse Ruhe zurückzuziehen für durchaus nötig erachten, so mögen Sie versichert sein, daß dadurch meine ganze Liebe zu Ihnen in keiner Weise vermindert wird. Sollten aber die Beschwerden des Greisenalters zu sehr drücken, so daß er dem König nicht mehr seine Dienste leisten könne, möge er nur Freiheit von den Reisen erbitten, in keiner Weise aber mit der Bitte um Entlassung sich beeilen und zwar aus gewichtigen Gründen, die ihm selbst gut bekannt seien.[2]

[1] Brundusiensis ad Aquilam. [2] *Polonia 1.

Das folgende Jahr 1733 brachte dann mit dem Tode des Königs die ersehnte Entlassung.

Der nachfolgende Kurfürst Friedrich August II., als König von Polen August III., behielt seinen bisherigen Beichtvater bei.

Als Kurprinz hatte er als ersten Beichtvater den P. Kogler gehabt. P. Anton Kogler (Khogler) war geboren am 25. Februar 1673 zu Linz (Oberösterr.) und am 11. Januar 1693 in die Gesellschaft eingetreten. Nach mehrjähriger Lehrtätigkeit (Rhetorik und Poesie) wurde er 1711 nach Sachsen berufen. Er begleitete den Kurprinzen auf den Reisen, war bei dessen Konversion tätig und blieb nach derselben dessen Beichtvater bis zu seinem am 2. Mai 1721 in Dresden erfolgten Tod. Seine Stellung bei dem Kurprinzen war besonders in den ersten Jahren eine recht schwierige. Die Geheimhaltung seines Charakters als Priester und Jesuit verlangten von ihm große Opfer. Ganze Tage mußte er ohne Nahrung zubringen. Aus Liebe zur gelobten Armut wies er eine goldene Uhr, die ihm der Prinz zum Geschenk machen wollte, wiederholt ganz entschieden zurück.[1]

Nach dem Tode des P. Kogler trat an seine Stelle als Beichtvater P. Gall. P. Joseph Gall war aus vornehmer kroatischer Familie 1675 geboren und 1690 in Wien eingetreten. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Professor der Philosophie und Theologie zu Passau, Graz und Wien wurde er 1721 als Beichtvater an den sächsischen Hof berufen, wo er 13 Jahre zur allgemeinen Zufriedenheit seines Amtes waltete. Am 24. Januar 1722 sandte ihm der General Tamburini eine Ermutigung zu seinem neuen Amte, zugleich mit der Erlaubnis, eine eigene Taschenuhr zu gebrauchen. Er starb zu Warschau am 23. Febr. 1734.[2] 2 Jahre vor seinem Tode war am Hofe eine Kontroverse entstanden in betreffs einer Ehe zwischen Katholiken und Protestanten. Der Kurprinz hatte sich um Entscheid an den General Retz gewandt. Wir erfahren dies aus einem Briefe des Generals Retz an P. Gall vom 13. September 1732, in dem es heißt: Er habe dem Prinzen in betreff der Mischehe geantwortet; wenn derselbe nicht in allen Punkten zufrieden sei, möge der Pater ihm sagen, daß die Sache vor ein höheres Forum gehöre. Der General bedauert sehr, daß die Kontroverse über diese Frage unter den Patres in Dresden nicht beigelegt sei, sondern zum Ärgernis für andere noch weitergehe. Der Pater möge alles aufbieten, daß die Mitbrüder zu einer einhelligen Stellungnahme gelangten. In der Folge solle man auf solche Fragen nicht gleich antworten, sondern gemeinsam beraten und die Meinung vertreten, die der allgemeinen Lehre der Doktoren entsprechender und in Anbetracht aller Umstände für die Sache der Religion ersprießlicher sei.[3]

Kurz nach dem Tod des P. Gall teilte der General Retz am 10. April 1734 dem P. Franz Mossu in Ingolstadt die Bitte des Königs von Polen mit, der an Stelle seines verstorbenen Beichtvaters einen andern Jesuiten als Beichtvater wünsche. Mossu möge trotz seines Alters den Posten annehmen, falls nicht unüberwindliche Hindernisse dagegen ständen. P. Mossu war aber wegen seines Alters in Dresden nicht genehm und anstatt Hofbeichtvater wurde er Provinzial der oberdeutschen Provinz. Der General Retz schreibt am 11. Dezember 1734 an den neu ernannten Provinzial: Gleich im Anfang Ihres Amtes bin ich gezwungen, Ihre Liebe in Anspruch zu nehmen. Schon vor einigen Monaten habe ich dem König August für die Beichtvaterstelle einige Patres vorgeschlagen und unter diesen auch die PP. Malliardoz und Christophorus Müller. Seiner Majestät war die Wahl so

[1] *(Pohl), Res gestae et scripta virorum Prov. Austriae S. J. 1551—1764. Wien, Staatsbibl. Nr. 7550 f. 154.

[2] *(Pohl), Res gestae et scripta virorum Prov. Austr. S. J.

[3] *Polonia 1.

ausgezeichneter Männer zwar sehr angenehm, aber fast aus demselben Grunde, der Ew. Hochw. von diesem Amte befreite, schien er gegen diese nicht geneigt zu sein, nämlich wegen des vorgerückten Alters und ihrer vielleicht nicht hinreichenden Gesundheit, um den Strapazen der häufigen Reisen zu genügen. Deshalb sprach er seinen Wunsch dahin aus, daß ich einen jüngeren und den Strapazen mehr gewachsenen Pater auswähle und ihm zuschicke. Ich konnte nichts anderes, als dem Wunsch eines uns so zugetanen Fürsten zu entsprechen und habe nach reiflicher Überlegung den P. Ludwig Ligeritz ausgewählt, den ich nach den über ihn eingegangenen ausgezeichneten Informationen für sehr geeignet halte. Sobald also Ew. Hochw. von dem Grafen Wackerbarth Nachricht erhalten, lassen Sie den P. Ludwig mit allem Nötigen versehen die Reise antreten und sich dem König zur Verfügung stellen. Ich kann mir leicht denken, daß Ew. Hochw. und der Provinz der Verlust eines solchen Mannes hart ankommen wird, aber erleichtern wird diesen Verlust die Hoffnung des größern Guten und der, wie ich hoffe, größeren Förderung der göttlichen Ehre.[1]

Der König nahm den angebotenen P. Ligeritz an. P. Ludwig Ligeritz war von vornehmen Eltern, geboren am 2. Februar 1700 zu Neustadt in der Diözese Lausanne. Mit 16 Jahren, am 20. November 1716 in Landsberg eingetreten, hatte er 5 Jahre am Gymnasium gelehrt und die höheren Studien mit solchem Erfolg vollendet, daß er zur öffentlichen Verteidigung der Thesen aus der gesamten Philosophie und Theologie ausgewählt wurde. Nach zweijähriger Tätigkeit als apostolischer Missionär und nachdem er eben eine philosophische Professur angetreten, erhielt er die Weisung, sich dem Könige in Dresden zur Verfügung zu stellen. Er kam derselben nach, obschon dieselbe seinen Neigungen nicht entsprach.[2]

In einem Schreiben vom 12. November 1735 drückte ihm der General seine große Freude aus über sein körperliches und geistiges Wohlbefinden; er gab ihm die erbetene Erlaubnis, die ausländischen Getränke (Kaffee, Thee, Schokolade) zu gebrauchen und zugleich bat er ihn, in allen Dingen sich vertrauensvoll an den General zu wenden und bei etwaigen dem Könige mißliebigem Benehmen der Patres dem König zu versichern, daß dies von der Gesellschaft und dem General nicht gebilligt werde.[3]

Am 10. Dezember 1735 teilte der General dem P. Ligeritz (damals in Warschau) mit, er habe gehört, daß unter den von dem König zu ernennenden Bischöfen sich auch P. Ignaz Moszynski aus der polnischen Provinz befinde. Sollte dies wahr sein, so solle P. Ligeritz sofort den General benachrichtigen und alles aufbieten, den König von diesem Plane abzubringen. P. Ligeritz konnte den General beruhigen, der P. Rektor von Petricov (Moszynski) komme nicht in Frage, wofür der General am 18. Februar 1736 dankte und seinen Wunsch ausdrückte, solche Promotionen von der Gesellschaft unbedingt fernzuhalten.

Außer dem Beichtvater wünschte der König auch einen Jesuiten als Hofprediger. Am 8. Dezember 1736 meldet P. Retz dem P. Ligeritz, er werde sich alle Mühe geben, für den vom König erbetenen Hofprediger den geeigneten Mann zu suchen. Sollte P. Ligeritz einen geeigneten Pater kennen, so möge er ihn dem General nennen. Für dieses Amt wurde dann P. Bernard Weber bestimmt, dessen erste Predigten allgemeinen Beifall fanden und besonders dem König gefielen, wie Ligeritz dem General mitteilte und worüber dieser am 20. Juli 1737 seine große Freude ausdrückte.

---

[1] *Ad Germ. sup. Vergl. den Brief von Retz an Graf Wackerbarth 9. Nov. 1734. *Epp. N. N. 49.

[2] *Retz an Wackerbarth 19. Febr. 1735. Epp. N. N. 49.

[3] Dieser und die folgenden Briefe in dem Register Ad Germ. sup.

P. Ligeritz bekam seine Stelle als Hofbeichtvater bald mehr als satt und wünschte dringend, derselben erledigt zu werden. Näheres erfahren wir darüber aus einem Brief des Generals Retz vom 5. März 1740. Derselbe schreibt: Wenn Ew. Hochw. nichts anders schreiben wollten, als was Sie mir neulich eröffnet, so haben Sie gut getan, sich bei dem Rate Ihres Beichtvaters zu beruhigen, denn einen andern von dem jetzigen verschiedenen Bescheid hätten Sie nicht erhalten, nämlich fortzufahren, sich der Verfügung der Obern zu unterwerfen und die Absicht, sich von diesem heiligen Hofe zu entfernen, aufzugeben. Wenn mir andere Gründe fehlten, Ew. Hochw. auf Ihrem Posten festzuhalten, so würde mir der eine genügen, daß Sie mit Widerwillen und nur als Opfer des Gehorsams die Stelle übernommen haben. Also ausharren. Ligeritz fügte sich wieder.

Aus einem Briefe von P. Retz vom Juli 1742 erfahren wir auch etwas über die Stellung des Beichtvaters zu dem allmächtigen Minister Grafen Brühl. In dem Briefe gibt der General zunächst seine Zustimmung zu einigen Geschenken, die P. Ligeritz seinen Verwandten gemacht. Dann fügte er aber bei: Was die Geschenke anbelangt, die der erste Minister anzubieten pflegt, so halte ich dafür, daß deren Ablehnung zur größeren Erbauung gereicht, zumal wenn sie von größerem Wert sind.[1]

Am 20. April 1743 schreibt P. Retz an P. Ligeritz, er habe seinen Brief vom 20. März erhalten mit der Nachricht, daß ihm vom Papste die Fakultäten eines Generalvikars für das Gebiet des Kurfürsten von Sachsen bewilligt worden mit Ausnahme der Episcopalia.[2]

Je länger je mehr wünschte P. Ligeritz vom Hofe loszukommen. Am 27. Januar 1748 klagt ihm der General, er habe mit großem Schmerz und großer Verwunderung gehört, daß P. Ligeritz den schon öfters gefaßten und stets mißbilligten Plan, den Hof zu verlassen, nachdrücklicher aufgenommen und den neuen Provinzial um Rückkehr in die Provinz gebeten habe. Zwingende Gewissensgründe liegen nicht vor, aber großer Schaden erfolgt aus der Ausführung. P. Ligeritz solle deshalb in dem Amte bleiben, das er bisher mit lobwürdiger Erbauung verwaltet, oder wenigstens das Drängen auf Entlassung vom Hofe aufschieben. Aber Ligeritz fuhr fort zu drängen. Am 15. März 1749 meldet der General dem oberdeutschen Provinzial Amman: P. Ligeritz hat die Entlassung vom König erhalten, nun wird ein anderer Pater an dessen Stelle vom König dringend gefordert, der Provinzial möge geeignete Personen vorschlagen.[3]

An Ligeritz selbst schreibt der General am 29. März 1749: Da Ew. Hochw. für Ihr Leiden ein geeignetes Heilmittel in Ihrer Provinz erhoffen, und der König in Ihre Rückkehr einwilligt, so bin ich besorgt, einen andern an Ihrer Stelle zu finden. Ich hoffe aber, daß Ew. Hochw. nicht eher den Hof verlassen, bis ich einen Ersatzmann bestellt und bis es dem König gefällt. Im übrigen bedauere ich sehr Ihre wiederum erschütterte Gesundheit, zu deren Wiederherstellung ich alles, was in meiner Macht steht, tun werde. Am 7. Juni 1749 meldet dann der General dem P. Ligeritz, daß er dem Provinzial geschrieben, ihm bei seiner Rückkehr in die Provinz die verdiente väterliche Liebe in reichem Maße zu erweisen. Daraus mögen Ew. Hochw. entnehmen, wie hoch ich Ihre am Hofe erworbenen großen Verdienste schätze, die Gott Ihnen lohne und die ich nicht vergessen werde.[4]

In die Provinz zurückgekehrt, wurde P. Ligeritz nach einer kurzen Erholungspause Rektor zuerst in Neuburg, dann in Pruntrut. In Neuburg erhielt er den Besuch des berühmten Archäologen Winckelmann, der von Rom, 20. Dezember 1755

[1] *Epp. N. N. 48. Vergl. 19. Jan. 1743.
[2] *Bohemia 9 (Soli) f. 395.
[3] *Epp. N. N. 48.
[4] *Ad Germ. sup.

schreibt: Zu Neuburg, wo der ehemalige Beichtvater Ligeritz Rektor ist, hat es mir am besten gefallen; ehe ich noch aufgestanden bin, ist der Rektor zu mir gekommen und hat sich vor mein Bett gesetzt und wir haben zu ganzen Stunden so geplaudert.[1] Dieser freundliche Charakterzug wird auch in dem Nekrolog hervorgehoben, den ein Pater des Kollegs in Pruntrut bei seinem Tode im Jahre 1760 verfaßte: In den Missionen und am Hofe ein Apostel, war er in seiner Leitung die reine Liebe; nur durch diese zeichnete er sich von seinen Untergebenen aus, in allem übrigen war er wie einer aus ihnen. Was er an Geld erhielt, verwandte er für die Wiederherstellung von Kirchen und Unterstützung der Armen. Der Fürstbischof von Basel nannte ihn einen Heiligen und den Urheber alles Guten in Pruntrut.[2]

Am 29. März 1749 schrieb der General dem P. Hermann, dem Beichtvater der Königin von Polen, er werde dem Wunsche des Königs willfahren und den Provinzial von Oberdeutschland ersuchen, daß er den P. Rauch, den er (der General) für geeignet halte, anweise, sich reisefertig zu machen, um dem Rufe des Königs an Stelle des P. Ligeritz sofort zu folgen.[3]

P. Leo Rauch war geboren zu München am 9. Oktober 1696 und 3. Oktober 1713 in das Landsberger Noviziat eingetreten. Nach dem Noviziat studierte er ein Jahr Rhetorik, 3 Jahre Philosophie und 4 Jahre Theologie. Der Bruder Karl Albrechts, der Kölner Kurfürst Clemens August (seit 1723), muß ihn in München kennen und schätzen gelernt haben, denn er wählte ihn 1734 zu seinem Hofprediger. In dieser Stelle blieb P. Rauch 10 Jahre, wurde aber dann, wie es scheint, in Ungnade entlassen. In dem Amte als Beichtvater des Königs harrte er aus bis zu dessen Tod 1763.

Seine Ideen über Fürst und Volk hat P. Rauch deutlich ausgesprochen in der am 29. März 1745 im Dom zu Regensburg gehaltenen Trauerrede auf den Kaiser Karl VII. Da sagte er u. a.: Es ist eigentlich nur Gott allein, der die Welt regiert und sich dieser Herrschaft ebenso wenig begeben kann als seiner göttlichen Natur. Und wenn er sich auf Erden Könige nachsetzet, seind diese doch nicht mehr als seines Reichs erste Ministri und Verwalter, durch welche er die Menschen sichtbar regieren will. Es geschieht doch aus seinen unerforschlichen Urteilen, daß, ob er wohl irdischen Fürsten allzeit seine Hoheit und Ober-Gewalt erteilet, er ihnen doch nicht allzeit seine Gaben des Verstandes und Weisheit gibt, welche, gleich wie die Seel einer guten Regierung, also ein Quell der gemeinen Glückseligkeit seind. Die reichste Gabe, so der Himmel einem Reich geben kann, ist ein Fürst, der sich selbst mehr wie einen Vater als Herrscher ansieht und nicht so fast zu regieren trachtet, als die Wahrheit und Gerechtigkeit regieren zu machen. Zu dem End ist nötig, daß er nicht allein seine Unterthanen, sondern noch vielmehr sich selbst zu regieren wisse, und ein Reich inner sich habe, wo er allein sein Unterthan ist. Der herrschen will, muß nicht beherrscht werden. Und gleich sein Haupt eine Kron tragt, so soll sein Gemüt kein Joch gedulden, das ihm eine Passion anwerfen möchte. Er ist ein Tempel Gottes. Unvernünftige Thiere aber, als unsere Passiones seind, sollen da nicht geweidet, sondern nur geschlachtet werden. Zum Schluß führt der Prediger aus, daß das Leben des Kaisers die Frage entschieden, ob das Volk mehr wegen der Könige oder die Könige wegen dem Volk gesetzt seien. Die letztere Meinung war die Richtschnur des Kaisers in seinem Leben beständiger Arbeit und in seinem Tode.[4]

---

[1] Winckelmanns Briefe I (1824), 132.

[2] *Necrologia Prov. Germ. sup. P. Ligeritz war es auch, der den König veranlaßte, eine von seinem Vater für Almosen bestimmte Summe zur Errichtung einer Anstalt für Soldatenkinder zu verwenden. J. G. Krüger, Geschichte des Kurf. Sächs. Soldatenknaben-Instituts zu Annaburg (1787) 1 ff.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] Lob- und Trauer-Rede über den Tod weiland des Kaisers Caroli VII. Regensburg 1745 fol. 20 S. — Winckelmann erwähnt

Wie der König, so hatte auch dessen Gemahlin Josepha Amalia stets einen Jesuiten als Beichtvater. Der erste Beichtvater war P. Steyerer.

P. Anton Steyerer (Steyrer, Steürer) war geboren am 31. August 1673 zu Braunau (Tirol) und 12. Oktober 1689 in den Orden eingetreten. Kaum zum Priester geweiht, wurde er Instruktor und Beichtvater bei den beiden Töchtern des Kaisers Joseph I. Die ältere, Josepha Amalia, begleitete er dann 1720 nach Sachsen und blieb ihr Beichtvater 36 Jahre lang bis zu seinem am 26. April 1741 zu Dresden erfolgten Tod. Er führte durch sein Beichtkind viele fromme Übungen am Hofe zu Dresden ein, darunter auch die neuntägige Andacht zum hl. Franz Xaver. Die Königin war über seinen Tod sehr betrübt; sie ließ ihm ein kostbares Denkmal aus Marmor setzen, sein Bild, von Künstlerhand gemalt, in ihrem Zimmer aufhängen.[1]

Ihm folgte 1742 P. Georg Hermann, der am 9. Februar 1742 aus Konstanz in Dresden eintraf und sich gleich eines großen Vertrauens bei der Königin erfreute.[2] Bis zu ihrem Tod waltete er seines Amtes. Das Lebensbild, das er von seinem Beichtkinde entwarf, zeigt uns die Kurfürstin und Königin als treueste Gattin, zärtlichste Mutter und liebevollste Helferin der Armen.[3] Ihr Charakter offenbart sich besonders auch in den Ermahnungen, die sie ihren Töchtern bei deren Verheiratung an auswärtige Höfe mitgab, die sich hauptsächlich auf folgende Punkte erstreckten: 1. die beständige Erinnerung des letzten Zieles und Endes eines jeden Menschen, der Vergänglichkeit zeitlicher Ehre, des Todes usw. 2. Vollkommene Ergebung in den göttlichen Willen bei allen Vorfällen. 3. Gute Meinung bei An-

---

den P. Leo Rauch mehrmals in ehrenvoller Weise in seinen Briefen. Am 13. April 1753 schreibt Winckelmann: „Der Herr P. (Rauch) ist so aufrichtig, daß er mir selbst Einschläge gegeben, einen Aufschub (von der Konversion), von dem Herrn Nuntius zu erhalten, welcher schwer daran ging", und am 6. Juli 1754 meldet er: „Meine einzige Zuflucht ist der königliche Beichtvater gewesen, ich kann ihm aber doch mein ganzes Herz nicht offenbaren." Von Rom berichtet er März 1757: „Mein Freund und Vater (der damalige kgl. Beichtvater P. Rauch), der Wort und Glauben hält, läßt mich hier die Drangsale nicht empfinden, und gibt mir die theure Versicherung, mich nicht zu verlassen, und der gütige König versichert mich durch denselben Seiner Achtung. Ich weiß, es kommt aus dessen Händen, daß ich dies schöne Land genießen kann." Und von Neapel meldet er April 1758: „Ich schien verlassen zu sein, aber der würdige Mann (P. Rauch), der billig Freund und Vater heißt, welcher mir meinen kleinen, aber mir zugänglichen Unterhalt aus Sr. Majestät Händen besorgt, gedachte an mich in den großen Nöten, die uns betroffen haben." Winckelmanns Briefe H. v. Friedr. Förster (1824) 1, 69, 75, 2, 201, 255.

[1] *(Pohl), Gesta et scripta Prov. Austr.

[2] *Retz an Ligeritz Juli 1742. Die Königin hatte zuerst den P. Gabriel Racke, den Beichtvater der Herzogin von Sachsen-Weißenfeld, gewünscht, war aber dann infolge seines großen Sträubens davon abgestanden. Retz an Hillebrand 15. Juni 1742. Epp. N. N. 48. — In dem Tagebuch der Sächsischen Mission findet sich zum 30. März 1738 die Notiz: Advenit R. P. Hildebrandt Vratislavia novus Confessarius S^mae^ Amaliae desponsatae Reginae Siciliarum, accomodatus in aula. Briefe von Retz an Hillebrand in Neapel 1741/42 in Epp. N. N. 48.

[3] Leben und Tugenden der allerdurchl. Frauen Maria Josepha, Königin in Polen, Churfürstin zu Sachsen von weiland Ihrer Majestät Beichtvater P. Anton Hermann, Priester der Gesellschaft Jesu. Leipzig 1766, gedruckt bei Bernh. Christ. Breitkopf u. Sohn. 4° 132 S. — Am 17. März 1742 beglückwünschte der General Retz den P. Hermann, daß er nach Überwindung der harten Reisestrapazen glücklich am Hofe der Königin angelangt sei. Er lobt seinen prompten Gehorsam und sein Mißtrauen auf die eigene Kraft. Im Interesse der von dem Pater so geschätzten Armut erlaubt er ihm, die gewöhnliche Pension in einer für einen Ordensmann geziemenden Weise zu verwenden, ebenso die Annahme und Weitergabe von kleinen Geschenken. Sollten solche von größerem Wert angeboten werden, so entspreche deren höfliche Ablehnung der religiösen Erbauung. *Ad Germ. Super. P. Hermann war geboren zu Schwend 1. Dez. 1694 und 14. Oktober 1712 eingetreten. Von 1759 bis 1766 war er Rektor zu Konstanz, wo er am 5. April 1768 starb.

tretung des Ehestandes. 4. Tägliche Aufopferung aller Werke zur Ehre Gottes. 5. Zarte Andacht zu dem allerheiligsten Altarssakrament, zur Mutter Gottes, zum heiligen Schutzengel, Namenspatron und namentlich zum hl. Xaverius als erwählten Schutzpatron des königlichen Hauses. 6. Tägliche Anhörung der heiligen Messe. 7. Vertrauen zu dem Beichtvater in Gewissenssachen. 8. Liebe zu geistlichen Gesprächen und Abscheu vor Ehrabschneiden. 9. Liebe des Nächsten und Barmherzigkeit gegen die Armen. 10. Treue, Liebe, Gehorsam und Vertrauen gegen den künftigen Ehegemahl, wie auch Abscheu vor aller Eifersucht und vor allen denjenigen, welche durch heimliches Ohrenblasen sie einzuführen suchen. 11. Ehrerbietigkeit gegen die künftigen Schwiegereltern. 12. Güte und Höflichkeit gegen jedermann, ohne Hochmut, doch auch ohne zu große Vertraulichkeit.[1]

Von ihren Kindern wurde Maria Amalia (geb. 1724) Königin von Spanien, und Maria Josepha (geb. 1736) wurde als Gattin des Sohnes Ludwigs XV. Mutter dreier Könige: Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X. Diese Prinzessinnen sowie die andern aus dieser Ehe entsprossenen Prinzen und Prinzessinnen haben überall den heilsamsten sittigenden Einfluß ausgeübt, besonders durch das Beispiel eines sittenreinen Lebens. In Sachsen selbst war der Hof seit dem Regierungsantritt des konvertierten Prinzen ein Muster ehelicher Treue: „Die anstößige Mätressenwirtschaft hatte mit Augusts des Starken Tod (1736) ein Ende,[2] und die Reinheit des fürstlichen Familienglücks blieb in ihrer Reinheit ein Muster für das Volk bis auf unsere Tage."[3]

Da alle Kinder Josephas nach und nach Jesuiten zu Instruktoren und Beichtvätern erhielten, so mußte die Zahl der Jesuiten am Hofe zu Dresden immer mehr wachsen.

Der erstgeborene Sohn war Friedrich Christian (geb. 1722). Er erhielt 1730 als Instruktor P. Paul Seeries, dann 1732 P. Breinl. P. Paul Seeries[4] war geboren zu Scheibs (Österreich) am 29. Juni 1694 und 9. Oktober 1709 in das Wiener Noviziat eingetreten. Nach mehrjähriger Professur der Ethik zu Wien und Linz wurde er als Erzieher an den sächsischen Hof berufen, wo er aber nur zwei Jahre blieb. Er starb als Professor des Kirchenrechts zu Ofen am 23. Juli 1740.

P. Wunibald Breinl (Breindel) war geboren am 31. Dezember 1699 zu Seerens (Schwaben) und am 14. Oktober 1716 in das Noviziat zu Landsberg eingetreten. Nach Vollendung der Studien lehrte er drei Jahre Philosophie und wurde dann 1732 an den Hof in Dresden berufen, wo er 16 Jahre blieb.

Am 5. Juli 1732 schreibt der General Retz an den Geheimrat Graf Wackerbard (Wackerbarth),[5] er sei bereit, einen Instruktor für den Prinzen zu besorgen. Aus wichtigen Gründen sei es aber rätlich, die Hofpatres aus derselben Provinz zu entnehmen. Sehr geeignet sei P. Wunibald Breindel aus der oberdeutschen Provinz. Auf den Wunsch nach einem Pater aus der österreichischen Provinz erwiderte der General dem Grafen am 29. November 1732, in Österreich sei kein geeigneter Instruktor vorhanden, der zugleich das Französische beherrsche, deshalb werde er den Provinzial von Oberdeutschland anweisen, den P. Breinl zu schicken.[6]

---

[1] Hermann 22 f.

[2] Flathe, Geschichte von Sachsen II (1870) 405.

[3] Gretschel, Geschichte des sächs. Volkes und Staates III² (1863) 42.

[4] *In den Katalogen stets Seeries nicht Seeries.

[5] Vergl. Gretschel-Bülau, Gesch. des sächsischen Volkes ² 3 (1863) 6 Anm. Graf Wackerbarth war Obersthofmeister des Prinzen Friedrich Christian.

[6] *Epp. N. N. 47.

Auf einen günstigen Bericht hin drückte der General Retz am 6. April 1737 dem P. Breinl seine große Freude aus, daß er zufrieden am Hofe lebe und mit großer Frucht als Instruktor des Kurprinzen wirke.

P. Breinl erteilte außer dem Unterricht in der Religion auch Unterricht in Latein und in der Geschichte. Die lateinische Grammatik des P. Pomey übersetzte er für seinen Zögling ins Deutsche. Auf der italienischen Reise des Kurprinzen führte P. Breinl ein tägliches Journal über den Aufenthalt in Rom vom 18. November 1738 bis 14. Oktober 1739. Das Reisejournal des Kurprinzen selbst vom Tage der Abreise von Dresden bis zur Ankunft in Wien (13. Mai 1738 bis 22. Juni 1740) zeigt, abgesehen von den Fortschritten im französischen Stil, welchen Unterricht P. Breinl seinem Schützling erteilte.[1]

In Rom und Venedig gab P. Breinl alle Werktage eine Stunde Unterricht. Jede Stunde brachte eine Wiederholung, auf die sich der Prinz vorzubereiten hatte, die aber wohl stets zu einer erweiterten und vertiefenden Besprechung führte. Über die behandelten Stoffe gibt das Tagebuch des Prinzen einige Auskünfte. So prüfte der Pater am 30. November 1739 über die Abschnitte Glaube und Hoffnung im Katechismus, am 28. Januar 1740 über die griechischen Fremdwörter im Latein wie Typographus und Bibliopola, am 30. desselben Monats über die Geschichte des Königs Saul, „die er sehr zweckmäßig auf die persönlichen Verhältnisse des Schülers anwandte."[2] In den ersten Tagen des Februars wurden die Schöpfungsgeschichte, der Sündenfall und die Sintflut vertiefend wiederholt. Die Inhaltsangabe dieser drei Bibelstoffe mußte der Prinz in drei lateinischen Strophen, liefern.[3] Am 8. Februar wurde ein Abschnitt aus Ovid gelesen, der Gedankengang mußte in lateinischen Versen dargestellt werden. Am 23. Februar wiederholte der Pater einen Abschnitt aus der Staatsrechtsgeschichte, am 17. März alte griechische und römische Geschichte und an den folgenden Tagen persische und ägyptische Geschichte. Anfang April begann man mit der Lesung der lateinischen Annalen des P. Briet[4] und Wiederholung der deutschen Kaisergeschichte. Ende April kam die Kirchengeschichte an die Reihe, Anfang Mai die Christenverfolgungen. Es folgten Vorträge aus der Philosophie, die der Prinz nachschrieb. Je weiter das Tagebuch zeitlich vorwärts schreitet, desto ausführlicher spricht sich der Prinz über den Verlauf der Unterrichtsarbeit aus. Im Mai 1739 legte der Prinz auf Verlangen der Mutter die Perücke ab und ließ sich das Haar wachsen. Daß des Prinzen Erziehung eine ernste dauernde Neigung für Kunst und Wissenschaft geschaffen hat, so hebt der Geschichtschreiber des Erziehungswesens der Wettiner hervor, wird durch manchen Zug aus seinem spätern Leben bezeugt. Er hatte Interesse für Griechisch und richtete sich eine Münz- und Altertumssammlung ein. Mit für ihn und seine Gemahlin Maria Antonia schrieb Winckelmann seine Briefe über die Herkulanischen Entdeckungen.[5]

P. Breinl blieb in seinem Amte bis 1748, wo ihn der General aufforderte, seine Entlassung zu nehmen, weshalb ist nicht ersichtlich. Die näheren Umstände, besonders das Verbot jeder Korrespondenz mit dem Prinzen, lassen auf eine Intrige des Grafen Brühl schließen, dem der Pater vielleicht unbequem geworden. Am 16. November 1748 schreibt P. Retz dem Pater: Kluge und Ew. Hochwürden befreundete Männer glauben, es sei besser, Sie wieder in Ihre Provinz zurückzuschicken. Meine nachdrückliche Mahnung geht dahin, daß Sie sich unverzüglich zur Reise rüsten und mit Gesundheitsgründen Ihren Königl. Prinzen um Entlassung bitten. Breinl gehorchte sofort; am 4. Januar 1749 trifft ihn schon

---

[1] Vergl. Richter, Erziehungswesen der Wettiner Hauptlinie (1913) 330, 343 u. XXVIII.

[2] Richter, 344.

[3] Wortlaut bei Richter, 344.

[4] Viennae 1729. 8 Bände.

[5] Richter, 351.

ein Brief des Generals in München, worin der General dem Pater dankt, daß er seine Verfügung nicht allein geduldig, sondern freudig aufgenommen.[1]

In einem Briefe des Generals vom 25. Januar 1749 an P. „Breünl" in Amberg heißt es, er (Breinl) könne jetzt um so mehr Ruhe genießen, da dem General befohlen worden, ihm jeden brieflichen Verkehr mit den Dresdenern und andern zu verbieten; der Grund für dieses Verbot sei ihm gänzlich unbekannt, aber er komme dem Befehle nach, und der Pater möge sich dem Willen des Königs fügen. Ende 1749 teilte der General dem Nuntius in Dresden mit, dem königlichen Prinzen von Polen habe die Verfügung über P. Breinl sehr gefallen; nunmehr habe er einen Nachfolger gesucht in der Person des P. Aug. Eggs aus Schwaben, der 38 Jahre alt sei und Philosophie und Moraltheologie gelehrt habe; derselbe werde, wie er hoffe, durch seine Gelehrsamkeit, Klugheit und religiösen Eifer gefallen.[2]

P. August Eggs war am 18. Oktober 1711 zu Hohenfels (Diözese Konstanz) geboren und 13. September 1727 in Landsberg eingetreten. Er studierte in der Gesellschaft 3 Jahre Philosophie und 4 Jahre Theologie, lehrte 4 Jahre Grammatik, 5 Jahre Rhetorik und 3 Jahre Moraltheologie, dann wurde er 1749 Beichtvater der sächsischen Prinzen und blieb in diesem Amte 14 Jahre, nämlich bis zum Tode des Kurfürsten Friedrich Christian, der am 5. Oktober 1763 zur Regierung gelangte, aber bereits 17. Dezember 1763 verstarb. In dieser Zeit wurde P. Eggs apostolischer Vikar von Sachsen.

Der Kurprinz Friedrich Christian — so schreibt ein hervorragender sächsischer Historiker — war seit seiner Jugend fast gelähmt. Wiederholte Kuren, darunter eine Badekur in Ischia 1738, hatten wenig Erfolg gehabt; in dem gebrechlichen Körper wohnten aber treffliche Geisteseigenschaften, eine gute Erziehung war ihm zuteil geworden. Gerade das körperliche Leiden ... hatte seinen Sinn für Lektüre und seine künstlerischen Neigungen gefördert. Dazu kamen seine Milde und Herzensgüte und seine gewinnende Freundlichkeit und trotz seines strenggläubigen Katholizismus eine taktvolle Rücksichtnahme auf die Gefühle seiner protestantischen Landeskinder.[3] Ein älterer Historiker rühmt an ihm „Gewissenhaftigkeit, richtige Einsicht in die Regentenpflichten, gesunde Auffassung der Bedürfnisse des Landes, eine würdige Einfachheit"; „unter den Einflüssen des üppigsten Hofes und der französischen und polnischen Beziehungen bewahrte er ernstes Pflichtgefühl und sittliche Reinheit, die er als die heilsamste Erbschaft auf seine Nachkommen übertrug."[4]

Friedrich Christian heiratete 1747 Maria Antonia, eine 1724 geborene Tochter des Kaisers Karl VII. Dieselbe hatte zum Beichtvater den P. Liepure.

P. Anton Liepure war am 24. Oktober 1699 zu Pruntrut geboren und am 20. November 1716 in die oberdeutsche Provinz eingetreten. Nach Vollendung des großen Studienkursus lehrte er 2 Jahre Philosophie und wurde 1735 Beichtvater der beiden Töchter des Kurfürsten Karl Albert.[5] Er begleitete Maria Antonia

---

[1] *Epp. N. N. 48. Dort auch die folgenden Briefe. Es kam am sächsischen Hofe wiederholt vor, daß Patres, die unbequeme Wahrheiten sagten, vom General abberufen werden mußten, so wurde z. B. P. Heinr. Colendall († 1729), der 6 Jahre Hofprediger in Dresden war, vom General Tamburini abberufen zugleich mit dem Glückwunsch quod pro Catholicorum libertate Comiti de Flemming Lutherano palam obsistere non dubitarit. Er wurde dann Rektor in Düsseldorf. *Rhen. inf. 61 f. 323 f.

[2] *Epp. N. N. 49.

[3] W. Lippert, Kaiserin Maria Theresia und die Kurfürstin Maria Antonia 1747—72 (1908) L III f.

[4] Gretschel 3, 178.

[5] Ein kurfürstl. Dekret München 6. Mai 1735 verordnet, dem dermaligen Beichtvater der älteren zwei kurf. Herzoginnen (Töchter von Karl Albert), P. Liebur (!) S. J., vom 1. April ab jährlich 200 fl. zu reichen. Durch kaiserl. Dekret Frankfurt 5. Jan. 1744 wird dem Beichtvater bei der kaiserlichen Prinzessin Maria Antonia, P. Ant. Liepore(!), der Gehalt auf 300 fl. erhöht. *Konzept Historica 1, 34.

nach Dresden. Trotz der dringendsten Bitten um Entlassung vom Hofe mußte er am bayerischen Hofe 12, am sächsischen 11 Jahre ausharren bis zu seinem Tod (16. Juli 1758).[1]

Die Kaiserin Amalia schreibt am 26. Oktober 1754 an ihre Tochter Antonia: Es ist mir wohl sehr leid, meine liebste Tochter, daß dein Beichtvater wiederum so sehr an seinem Kopf Weh incommodirt ist, daß gar die Docter ein Apostem befürchten .... mir wäre wohl auch sehr leid, wenn du ihn auf eine oder die andere Art verlieren solltest und weiß ich am besten, wie hart es sei, seinen Beichtvater verlieren, und ist mir eine rechte Freud gewesen, aus deinem Brief zu sehen, daß du auch so sehr in Ängsten vor ihm seiest, welches er auch wohl gewiß von dir verdient hat; ich glaube nicht, daß, wenn der allergütigste Gott ihm wieder die Gesundheit, wie ich es wünsche und hoffe, geben wird, er wider deinen Willen und wenn er also sehen würde, daß du ein wahres Vertrauen in ihn habest, dich verlassen würde, auch solches nicht ohne den Willen seiner Obern könnte. Und am 2. November 1754 beginnt die Kaiserin ihren Brief mit den Worten: Weil du mir, meine liebste Tochter, in deinen zwei letzten Briefen gar nichts mehr von dem P. Liever (!) schreibst, hoffe ich daraus abnehmen zu können, daß selber sich wiederum besser befindet, welches mich wohl freuen würde.[2]

Der zweite Sohn August III. war der 1730 geborene Prinz Xaver; seit 1738 hatte er als Beichtvater den P. Breinl. Als dieser aber den Kurprinzen auf seiner Reise nach Italien begleitete, trat an seine Stelle P. Peter Probst. In den Jahren 1744—1746 war P. Breinl wieder gemeinschaftlicher Beichtvater des Kurprinzen und des Prinzen Xaver; seit 1748 versah dieses Amt P. Franz Boccard.[3]

Da die Zahl unserer Patres am Hofe durch das besondere Vertrauen der Königlichen Majestäten schon sehr gewachsen ist — so schreibt der General Retz am 19. Januar 1743 an P. Ligeritz — habe ich zum Trost der Patres für gut befunden, den Obern der königlichen Kapläne auch zum Obern aller Hofpatres zu bestellen und ihm alle Vollmachten zu geben, welche den Obern der Unsrigen gewöhnlich gegeben werden.

Die Zahl vermehrte sich auch weiterhin. Am 19. November 1746 teilt P. Retz P. Ligeritz mit, daß er sich im Auftrag des Königs bemühe, 3 Patres für die Mission in Dresden und 2 für den Hof zu senden, doch müsse er zuerst von den Provinzialen die nötigen Informationen einziehen, um die Auswahl zu treffen.[4] Immer neue Patres wurden angefordert. Am 13. Mai 1747 schreibt der General dem P. Ligeritz: Der durch den König geschehenen Wahl des P. Xaver Boccard, die mir Ew. Hochw. am 20. April mitgeteilt, stimme ich zu und ich habe den P. Pro-

---

[1] *Necrol. Germ. sup. 64. Die Kaiserin Amalia schreibt am 4. Jan. 1755 an ihre Tochter Maria Antonia, sie freue sich mit ihr, daß sich ihr Pater Beichtvater alleweil besser befinde; derselbe sollte mehr der Meinung der Doktoren folgen. W. Lippert, Kaiserin Maria Theresia und die Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen (1908) 293 f.

[2] *Orig. Korrespondenz in Dresden Haupt-Staatsarchiv. Vergl. 22. Dez. 1754: ist mir wohl leid, aus einem deiner Briefe zu sehen, daß dein Beichtvater wieder so krank ist usw. u. 1. Jan. u. 20. Dez. 1755 Freude über Besserung des Beichtvaters.

[3] P. Peter Probst war geboren am 17. April 1699 zu Koblenz und als Magister der Philosophie am 9. Oktober 1718 zu Wien in die Gesellschaft eingetreten. Er lehrte Hebräisch, Griechisch und Philosophie. Von 1735—42 war er Beichtvater am Hofe zu Dresden für die Hofdamen und vertretungsweise bei den Prinzen. Vergl. Retz an Ligeritz 24. März 1742. *Germ. sup. 15. Nach Wien zurückgekehrt, versah er 8 Jahre bis zu seinem Tode das Amt eines Studienpräfekten „mit großer Liebe und Maßhaltung“. Außer Tabellen zur leichten Erlernung der hebräischen Sprache (Wien 1748) gab er auch die Fortsetzung des Welt-Botts (25.—28. Teil) heraus (Wien 1748).

[4] *Ad Germ. sup.

vinzial der oberdeutschen Provinz angewiesen, den Pater frei zu machen, daß er zu der vom König bestimmten Zeit in Dresden sein kann. Der P. Xaver Widdenhofer, den ich für den Prinzen Xaver bewilligen wollte, ist seiner Provinz sehr notwendig, weshalb ich dessen Abberufung nur aus den allerdringlichsten Gründen billigen kann. Da aber Ew. Hochw. von neuen Bitten berichten, nämlich um einen französisch-deutschen und einen italienisch-deutschen Pater, so möchte ich doch bemerken, daß in den Provinzen kein solcher Überfluß von Personen herrscht, denen fremde Sprachen geläufig sind und die ich bald berufen kann.[1]

Als Instruktor erhielt Prinz Xaver 1743 den P. Malliardo, der 1745—1752 zugleich Beichtvater der Prinzen Albert und Clemens wurde.[2]

In einem Briefe vom 5. Januar 1743 gab der General Retz dem P. Malliardo folgende Fakultäten: Behalten der vom Hof bezogenen Pension und Verwendung zu guten und frommen Zwecken, Annahme und Weitergabe von Geschenken von geringerem Wert; Geschenke von größerem Wert sollen der religiösen Erbauung gemäß höflich abgelehnt werden. Kann dies ohne Anstoß nicht geschehen, so dürfen sie angenommen werden. Für diese ist aber eine besondere Erlaubnis erforderlich. Ist diese gegeben, so sollen sie, wenn dies ohne Anstoß des Gebers geschehen kann, bei guter Gelegenheit verkauft und der Erlös zu frommen Zwecken, besonders zur Unterstützung armer Konvertiten verwendet werden. Ferner erteilt der General die Erlaubnis, die für die Verwaltung des Amtes notwendigen Bücher zu kaufen und zu behalten. Wenn die Frist für die Erlaubnis, verbotene Bücher zu lesen, abgelaufen ist, möge er die Erlaubnis-Urkunde dem Sekretär der Gesellschaft zur Erneuerung einsenden.[3]

Während der Minderjährigkeit des beim Tode des Vaters erst 13 Jahre alten Kurprinzen übernahm Prinz Xaver die Regentschaft als Administrator von 1763—1768. „Es muß anerkannt werden — so betont ein sächsischer Historiker —, daß er die ihm zugefallene Landesverwesung mit wahrhafter Treue und Gewissenhaftigkeit dem Lande wie seinem Neffen gegenüber geübt hat.“[4]

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] P. Franz X. Malliardo (Maillardo) war am 9. Dez. 1693 geboren zu Rue im Gebiete von Freiburg i. d. Schweiz und 18. Oktober 1717 eingetreten. Er studierte nach dem Noviziat 1 Jahr Rhetorik, 3 Jahre Philosophie und 4 Jahre Theologie. Er lehrte 7 Jahre am Gymnasium, 2 Jahre polemische Theologie und arbeitete 6 Jahre in der Missio Genuensis (Genua). Dann kam er 1743 an den Hof von Dresden, wo er 9 Jahre Beichtvater und Instruktor der jungen Prinzen Xaver und Karl war. In die oberdeutsche Provinz, wie er so oft gewünscht, zurückgekehrt, verwaltete er noch einige Jahre das Amt des Ministers und Kirchen-Präfekten. Er starb in Freiburg 1. Oktober 1754. Der Nekrolog rühmt von ihm hohes ideales Streben, verbunden mit großer Klugheit, was ihm bei allen Ständen große Beliebtheit verschaffte. Er wurde die allgemeine Zuflucht. Sein großes Ansehen bezeugen auch die an ihn gerichteten Briefe der Prinzen.

[3] *Ad Germ. sup. — Der General Centurione erteilte am 24. Januar 1756 dem P. Rauch, Beichtvater des Königs in Dresden, ähnliche Erlaubnisse, insbesondere auch den Gebrauch einer Taschenuhr, in betreff derer dem Pater Bedenken aufgestiegen waren. Der General erteilt diese Erlaubnis um so leichter, als er sicher ist, daß daraus bei der Vorsicht des Paters keine Gefahr eines schlechten Beispiels entstehen wird. Dem P. Ferd. Löhrer, dem Beichtvater der sächsischen Prinzen Albert und Klemens, gab Centurione am 13. März 1756 ähnliche Erlaubnisse, u. a. die Verwendung der jährlichen Pension besonders zur Unterstützung seiner armen Schwester und als Almosen für die Armen. *Ad Germ. sup.

[4] Gretschel, Gesch. des sächsischen Volkes 3, 179. Auch später in seiner selbst gewählten Verbannung behielt Xaver den P. Boccard bei. Seine Anhänglichkeit an den Prinzen bekundete Boccard auch dadurch, daß er seinen Herrn im Testamente mit seinem Kruzifix bedachte. Testament Boccard vom 6. April 1785 bei Thévénot A., Correspondance inédite du prince François Xavier de Saxe. Paris 1874 248 f. P. Franz X. Boccard (Boccart) war am 30. Juli 1705 in Freiburg (Schw.) geboren und 28. September 1722 in Landsberg in den Orden ein-

Auch der 1738 geborene Prinz Albert und sein 1739 geborener Bruder Clemens erhielten Jesuiten als Beichtväter und Instruktoren.[1]

Von Prinz Albert urteilt ein österreichischer Historiker: Prinz Albert war vortrefflich erzogen und ganz tüchtig gebildet . . . Bei aller Pracht des Dresdener Hofes war er natürlich geblieben, in der verfallenen Zucht hatte er sittliche Grundsätze und ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht bewahrt.[2]

Seit 1766 war Albert verheiratet mit Maria Christina, der Lieblingstochter der Kaiserin Maria Theresia. In den Briefen der Kaiserin an ihre Tochter kommt häufig der Name ihres Beichtvaters P. Lechner vor, an den sie sich in ihren Andachten und Almosen halten solle. Wie der Biograph der Erzherzogin betont, erhielt dieselbe eine treffliche Erziehung, die auf Religion, Zucht und Gehorsam sich gründete und ein vorzügliches Resultat erzielte. Denn die Erzherzogin zeichnete sich in ihrem ganzen Leben in Freud und Leid aus durch ihre Bildung, Herzensgüte, Seelenadel und lauterste Sittenreinheit.[3] Ihren religiösen Unterricht leitete zuerst P. Franz, dann nach ihm P. Lechner.[4]

Des Prinzen Karl Beichtvater war seit 1760 P. Desiderius Griessenbeck. Derselbe hatte von 1766 an auch die Prinzen Anton und Maximilian zu betreuen.[5] Dem R. P. Krisenbeck, Beicht Vater von ermeldten Unseres Prinzen Carls Lbd., überlassen wir — so heißt es in der Instruktion für den Hofstaat des Prinzen Karl vom 20. April 1762 — nicht nur die Erteilung des nötigen Unterrichts in geistlichen Dingen, sondern auch dermalen in allen übrigen von mehrbesagten Unsern Prinzen zu erlernenden Wissenschaften.[6]

Der 1755 geborene Prinz Anton erhielt 1766 als Beichtvater und Instruk-

getreten. Nach dem Noviziat studierte er 1 Jahr Rhetorik, 3 Jahre Philosophie und 4 Jahre Theologie, lehrte 5 Jahre am Gymnasium und einige Jahre Philosophie und Moraltheologie, dann wurde er Prediger während 6 Jahren. — Dem Urteil einiger Geschichtschreiber, daß Prinz Karl gleich seinem Bruder Xaver keine höhere geistige Schulung genossen hatte, läßt sich aus dem Bekanntgewordenen entgegentreten. Richter 365.

[1] Richter 370. Vergl. F. Malcher Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen. Den Unterricht in der Religion und zugleich im Latein erteilte bei Prinz Albert der Beichtvater. Ob in den „Mémoires de ma vie du Duc Albert de Saxe-Teschen" (Wien Albertina) nur P. Maillardo, der 1745—52, oder auch P. Ferd. Sehr, der 1753—57 im Hofkalender steht, in Frage kommt, ist unsicher. Dort ist zu lesen, daß der Beichtvater den Wessenbergischen Geschichtsunterricht (Auswendiglernen ohne Erläuterung) dadurch zu mildern suchte, daß er den Prinzen Geschmack am Lesen von Geschichtswerken einflößte. Vergl. bei Richter 607 den Auszug aus den Mémoires de ma vie du duc Albert de Saxe-Teschen, wo von dem Confesseur Jesuite qui nous instruisoit dans la Religion et devoit aussi nous enseigner aussi de Latin gesagt wird: Comme il étoit un homme assés clairvoyant pour s'appercevoir que la Methode d' Education de notre Gouverneur ne tendait pas à nous former l'Esprit et le coeur et à nous donner du Goût pour la lecture il s'attacha de préference à redresser ce qu'il trouvait de defectueux en ces parties . . .

[2] A. Wolf, Marie Christine, Erzherzogin von Österreich (1813) 29. Vergl. die eingehende Charakteristik 2, 203 ff.

[3] A. Wolf, Marie Christine 1, 9; 2, 197 ff.

[4] P. Franz Lechner (eigentlich Lehner) war geboren zu Wien am 6. Februar 1712 und dort 1727 in die Gesellschaft eingetreten. Er lehrte zu Wien Rhetorik und Philosophie. Seit 1748 war er Instruktor und Beichtvater der Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Christina, bei letzterer blieb er auch nach ihrer Vermählung als Beichtvater bis zu seinem Tod in Brüssel 1788.

[5] P. Des. Griessenbeck war geboren am 24. Mai 1724 zu Griessenbach (Diöz. Freising) und am 28. Sept. 1741 eingetreten. Vergl. Verhandlungen des histor. Vereins für Niederbayern 23 (1884) 196 ff. Er bezog wie die übrigen Patres in gleicher Stellung ein Jahresgehalt von 600 Taler. Richter 411. Nach dem Catalogus tertius 1761 erhielten die Beichtväter der Prinzen und Prinzessinnen je 576 Scudi, der Hofprediger 432 Sc., die Hofkapläne zusammen 1728 Sc.

[6] Wortlaut bei Richter 610.

tor den P. Sette. P. Nikol. Sette (geb. 3. Nov. 1728 zu Burgo [Diözese Feltre] und eingetreten 23. Oktober 1746), wurde im Jahre 1773 Beichtvater und Instruktor des 1759 geborenen Prinzen Maximilian. In einer Biographie dieses Prinzen heißt es: Maximilian verwaiste, nachdem er kaum das vierte Lebensjahr zurückgelegt hatte. Die besorgte Mutter vertraute seine Erziehung den frommen und einsichtsvollen Männern, dem P. Herz und Setti (!) an, die seinen Geist bildeten, sein Herz veredelten und ihn besonders zu einem christlich frommen Menschen erzogen.[1]

Der älteste Sohn von Friedrich Christian und Maria Antonia war der 1750 geborene Prinz Friedrich August. Er erhielt 1757 als Beichtvater den P. Franz Herz (geb. 1724 zu Westhach-Allgäu, eingetreten 1739 in Landsberg), Oberhofmeister war der alte Freiherr von Wessenberg, der alles mit Strenge zu erreichen meinte.[2] Seine Erziehungsgrundsätze waren völlig verfehlt, zumal ihnen eine irrige Beurteilung der Gemütsart des Prinzen zu Grunde lag.[3] Dagegen trat P. Herz 1761 in mehreren Briefen an die Mutter, die Kurprinzessin Maria Antonia, auf. Diese Briefe verdienen es, sowohl wegen ihrer historischen als wegen ihrer praktischen Bedeutung ihrem Wortlaut nach bekannt zu werden.[4]

P. Herz schreibt (Prag, 11. Juli 1761) an die Kurprinzessin:[5] Königliche Hoheit, durchlauchtigste Chur Princessinn Gnädigste Frau. Den gnädigsten Befehl ohne Verweilung zu vollziehen, eröffne ich mit unterthänigster Aufrichtigkeit, was ich von dem Guten und Schlimmen Seiner Königl. Hoheit des Prinzen Friedrichs nach oftmaliger Überlegung zu urtheilen vermögend bin. Sein Gemüt ist in dem Grund allzeit gut gewesen, und ist es annoch: dies behaupte ich, und bin bereit, alle Einwürfe aufzulösen, die man darwider machen kann. Von Gott und der Religion hat der Prinz so schöne Erkenntniß, so gute Sentiments, so zarte Regungen, daß ich Gott dafür danken muß, von dem solche herkommen. Ich bin versichert, Er würde lieber das Leben als den Schatz der göttlichen Gnad verlieren: selten hab ich von der Glückseligkeit derjenigen, die mit Gott in Freundschaft stehen, zu reden angefangen, daß Ihm nicht aus Trost die Zäher hervorbrachen; und mußte ich aufhören, wenn ich nicht ein starkes Weinen verursachen wollte. In seinen geistlichen Verrichtungen zeiget sich zwar sehr oft auch äußerlich die Zerstreuung, doch weiß ich ebenfalls, daß Er deswegen bekümmert und selbe zu vermeiden besorget ist, obschon Seine Bemühung bis hierher vielleicht wenig ausgerichtet . . . ich kann aber zugleich bezeugen, daß Er sich in sehr vielen Stücken aus Tugend große Gewalt antut, die unordentlichen Neigungen oft recht männlich bemeistert, auch ohnschwer, wenn man anders die Sach mit Glimpf anzugehen weiß, dahin zu bringen, daß Er den begangenen Fehler erkennt und bereut. Aus allem diesem läßt sich viel Gutes versprechen.

Es folgt dann die Aufzählung der Fehler: Zerstreutheit, allerlei Unarten, unangenehmes, oft lächerliches, zuweilen schier unerträgliches Benehmen. Der Prinz erkennt gar wohl, fährt P. Herz fort, wie übel dergleichen Betragen mit seinem Charakter übereinstimmt. Er möchte sich verbessern, findet aber wegen gar zu stark gewordener Gewohnheit eine Beschwerniß, die er schier nicht überwinden kann. Er hat Sich bei mir öfters im Vertrauen beklagt: je mehr ich, sagte Er mit weinenden Augen, je mehr ich mir vornehme, desto weniger richte ich aus, es scheint mir unmöglich zu sein, ich meine, ich könne mich von diesem oder jenem nicht enthalten, also daß ich oft

[1] E. Buhle, Maximilian, kgl. Prinz und Herzog zu Sachsen (1838) 13. Aus seiner Ehe mit der spanischen Infantin Karolina gingen 7 Kinder hervor, darunter der spätere König Friedrich August.

[2] Vergl. Stimmen der Zeit 111 (1926) 387 ff.

[3] Richter 384.

[4] *Die Briefe von der Hand des P. Herz befinden sich im sächsischen Hauptstaatsarchiv zu Dresden: Korrespondenz der Kurprinzessin Maria Antonia. Vergl. Richter 384 ff. und Archiv für sächs. Gesch. VIII 8 ff.

[5] Infolge des Einfalles der Preußen hatte die kurprinzliche Familie Februar 1759 nach Prag flüchten müssen.

genug zu thun gehabt, den Prinzen aufzumuntern und gegen die Kleinmütigkeit zu bewahren. . . . Man muß demnach die Beschwernuß so viel möglich zu mildern und dem Prinzen, der in der That einen guten Willen hat, unter die Arme zu greifen bedacht sein: welches geschehen wird, wenn mit dem gnädigsten Herrn nebst emsiger Besorgung des Innerlichen, so allzeit das erste ist, in dem Äußerlichen ein Stück nach dem andern, eine Verrichtung nach der andern, ein Fehler nach dem andern vor die Hand genommen und mit allem Ernst darauf gedrungen wird, so lang, bis selber verbessert worden: geschieht es, so muß man dem Prinzen nebst der Ehre auch eine Belohnung zukommen lassen, ja Ihm diese schon im voraus versprechen, aber eine solche, die Ihm angenehm und zu einer Überwindung seiner selbst aufzumuntern fähig ist. Alles zugleich wollen verbessert wissen, wäre von dem Prinzen was unmögliches begehren, man würde das Naturel verderben und den Verstand gänzlich verwirren. Wenn der junge Herr Baron von Wessenberg den Prinzen Friedrich allein zu besorgen hätte und unter gnädigster Direction von Euer Königl. Hoheit auf besagte Art das äußerliche Verhalten des Prinzen in Ordnung zu bringen unternehmen würde, so zweifle ich gar nicht, die Frucht würde sich bald zeigen, die Klagen würden aufhören, und da die übrigen Eigenschaften dieses Mannes zu einem Ober Hofmeister für den Prinzen, dessen Vertrauen er schon gewonnen hat, sehr trefflich, ja ganz was besonderes sind, so bin ich vergewissert, daß der Prinz unter seiner Anführung zum allgemeinen Besten und zum vollkommensten Trost der Königlichen Eltern erwachsen würde.

Das alte System wurde aber nicht geändert, die Sache wurde schlimmer. P. Herz berichtet (Prag, 24. Oktober 1761) der Kurprinzessin: Ich erachte meiner Schuldigkeit gemäß zu sein (zu berichten), nachdem die Obsorge über die gnädigsten Prinzen auch nur für kurze Zeit mir aufgetragen worden. Prinz Friedrich gibt täglich und bei vielen Gelegenheiten soviel ungereimtes und lächerliches Zeug vor, daß man billig noch schlimmere Folgen befürchten muß. Alle Vorstellungen, alles Zureden, so der Prinz selbst wohl begründet zu sein erkennt, Ernst und Nachsicht fruchten gar wenig, also daß dieses Uebel nunmehr schier für eine Krankheit anzusehen welcher abzuhelfen vielleicht der Rath verständiger Medicorum wird müssen beigezogen werden. Vor allem andern aber wäre das Erwünschteste, daß Euer Königl. Hoheit den Prinzen zu Sich berufen und denselben unter den Augen hätten, damit Sie nach eigener klugster Einsicht die Umstände, in denen sich der Prinz befindet, betrachten und beurteilen könnten. Die Sach ist so wichtig, daß, wie ich glaube, gar kein Beschwerniß an diesem Vorhaben weder eine Hinderniß setzen, noch auch nur einen Verschub in dessen Vollziehung verursachen sollte: ja vielleicht würde schon die Veränderung der Luft, der Umgang mit der Welt, vor allem andern aber die Anwesenheit und die Ehrfurcht gegen die gnädigsten Eltern kräftige Mittel sein, den Verstand in die Ordnung und den Willen in die gehörige Ruhe zu bringen. Die Sach, wegen welcher hauptsächlich der Herr Baron von Wessenberg auf seine Entlassung so sehr gedrungen, hab ich nicht gleich nach seiner Abreis überschreiben wollen, weil ich zuvor erfahren mußte, ob die Verwirrungen des Prinzen nur einiger überrest einer übermäßigen Forcht gegen diesen seinen Vorgesetzten seien, welche sich nach mit Hochdemselben zu handeln abgeänderter Art verlieren würde, oder ob das übel wegen beständigen und lebhaften innerlichen Sorgen und Chagrins in das Geblüt selbst zum Theil geschlagen habe. Da sich nun letzteres aus mehreren Umständen schließen lasset, bitte ich inständigst, daß, wenn anders Euer Königl. Hoheit zur Abberufung des Prinzen Sich nicht entschließen können, wenigstens den zu ernennenden Herrn Obrist Hofmeister, von dessen großen Eigenschaften ich zu Genügen überzeugt bin, besonders über diesen wichtigen Artikul mit dem gehörigen Unterricht und mit einer großen Vollmacht zu versehen gnädigst geruhen wollen, wie auch zu verordnen, daß in Bälde ein verständiger Medicus zu Diensten der gnädigsten Herrschaften nach Prag komme, der in dieser Sach nach Erforderung der Umstände könne zu Rat gezogen werden. Unterdessen kann ich nichts anderes thun, als daß ich mich befleiße, das Gemüt des Prinzen zu ermuntern und durch gelindes Zusprechen, wie auch durch Verschaffung allerhand anständiger Ergötzungen weiteren Verwirrungen vorzubeugen.

Näheren, eingehenderen Aufschluß gibt der folgende Brief, Prag, 7. Nov. 1761, der also beginnt: Weilen Euer Königl. Hoheit befehlen, daß ich ohne Verhalt meine Meinung über die bey S. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich entstandene Unordnung eröffnen soll, komme ich mit Gegenwärtigem diesem gnädigsten Befehl nach in jener Kürze und Aufrichtigkeit, mit der immer selbe zu vollziehen mir möglich. Drei Stücke müssen in Betracht gezogen werden, das Temperament des Prinzen, die erste Erziehung und endlich die Methode, die absonderlich das letzte halbe Jahr gehalten worden.

P. Herz schildert dann eingehend das Temperament des Prinzen, welches eine Mischung von Heftigkeit, Empfindlichkeit und großer Disposition zur Melancholie darstelle. Durch die erste Erziehung mit zu großer Freiheit sei die spätere Erziehung sehr beschwerlich gemacht worden. Dann fährt er fort: Als nochmals in dem neunten Jahr seines Alters der Prinz dem alten Baron von Wessenberg als Oberst Hofmeister anvertraut worden, kam der Prinz gleichsam aus der Kälte in die Hitz, und auf die größte Nachsicht folgte eine strenge Ernsthaftigkeit, mit welcher der Prinz von seinen üblen Gewohnheiten sich ledig zu machen angehalten wurde; als der Prinz wegen Größe der Beschwerniß, indem er nichts weniger als den Gehorsam erlernet hatte, das von Sich nicht erhalten konnte, und deswegen viel Unbeliebiges hören mußte, wurde das Gemüt des Prinzen nicht wenig niedergeschlagen. Unter der Obsicht des jungen Herrn Baron von Wessenberg ging es in diesem Stück gleich viel besser; er handelte mit ebenso großer Klugheit als Bescheidenheit, nur dieses wäre zu wünschen gewesen, daß der Prinz mehr unter die Welt kommen und mit mehreren anständigen Ergötzungen hätte können unterhalten werden; denn beten, lesen, lernen sieht für ein solches Alter ziemlich traurig aus und bringt in diesen Jahren nicht allzeit die erwünschte Frucht. . . . In diesen Umständen befand sich der Prinz, als der alte Herr Baron von Wessenberg sein Amt wieder antrat und zugleich auf ganz eine andere Art gegen S. K. Hoheit zu handeln anfing. Der Grund dieser neuen Methode war das Urtheil, so er von dem Prinzen fällte, nach welchem er denselben ansah als einen Herrn ohne alle Frömmigkeit und Gottesfurcht, angesteckt mit weiß nicht was für einem Hochmut, stützig, voll der eigen Liebe, hingegen ohne alle Liebe des Nächsten, und das Gemüt betreffend ohne alles Gute. Auf diesen Grund wurde das System, so man in der Erziehung halten sollte, festgesetzt, als das einzige, durch welches ein so übel bestelltes Herz könnte zurecht gebracht werden, nemlich: man müsse dem Prinzen niemals ein gutes Wort geben, niemal eine Zufriedenheit gegen Ihn bezeugen, niemal ein Vergnügen Ihm verschaffen, also daß er von allen Sich verlassen sehend endlich in Sich gehe und seine Pflichten erfülle. Diese sind die eigenen Wort des Herrn Oberst Hofmeisters, mit welchen er mir zu verstehen gab, wie ich mich hinfüro zu verhalten hätte, mit dem Beisatz, meine gelinde Art gegen den Prinzen sei gar nicht die rechte, sondern steife vielmehr Selben in seinen Fehlern: ich würde auch besser thun, wenn ich alles, was die Wissenschaften betrifft, unterlassen, und nur von dem Gebet, Andacht, Demut, Ehrfurcht für die Vorgesetzten u. dgl. handeln würde. Diesem mir aufgetragenen Befehl wenigstens in etwas nachzukommen, setzte ich auf einige Zeit die Studien beiseits und las zur Instruction Stund mit S. K. Hoheit das Werk des Herrn Muratori Von der wahren Andacht eines Christen. Da ich aber bald sah, daß der Prinz dies als eine Buß ansehe und hiemit wenig Gutes daraus folgen würde, nahm ich meine vorige Art zu handeln an, und ließ mir gefallen, daß der Herr Oberst Hofmeister mit mir mißvergnügt war. Inzwischen fuhr er selbst in seiner Entschließung ohnveränderlich fort; dem Prinzen wurde der ganze Tag beschwerlich, dasjenige, was eine Recreation hatte sein sollen, sauer und bitter gemacht, also daß die Instruction Stunden allein Ihm auf einige Weil zu einer Ergötzung dienten, in welchen ich aber von Zeit zu Zeit genug zu thun hatte, um das in beständigen Zwang gehaltene und mit allerhand kleinen Verwirrungen geplagte Gemüt wieder in Ruhe zu bringen. Jedoch bei drei oder vier Monaten war es noch leidentlich, und konnte man noch nicht errathen, wie es ausschlagen würde; endlich nahmen die Verwirrungen überhand, der Prinz war nicht mehr mächtig, den beständigen und

täglichen Verdruß zu überwinden; es kamen Ihm allerhand finstere und desperate Gedanken zu Sinn; da fing er dann an zu protestiren, mit dem Kopf zu schütteln, mit sich zu reden, allerhand Contorsiones zu machen, also daß ich mich genöthiget sah, den Herrn Oberst Hofmeister zu bitten, er möchte doch mit dem Prinzen glimpflicher umgehen, welches mir aber anfangs gar nicht gut aufgenommen worden, bis endlich der Prinz soviel lächerliches Zeug vorgab, daß er selbst hierüber in Sorg gerieth und von seiner vorigen Strenge, soviel er von sich erhalten konnte, abzugehen anfing. Allein das Gemüt war schon in Unordnung gebracht, und es war auch sehr schwer mit dem Prinzen zu handeln, dieweilen er im höchsten Grad empfindlich geworden ist. Was nun damals in die weiche Phantasie und das Gewissen eingedruckt worden, mit dem wird er annoch geplagt. Weswegen ich vor allem vonnöthen zu sein erachtet, daß Sein Gemüt ermuntert werde; dieses ist auch bisher geschehen und hat gute Wirkung gehabt, denn das Übel scheint sich zu vermindern, wenigstens einige Sachen haben merklich nachgelassen; und wenn das Gemüt nicht durch einen Zorn oder Verdruß in voller Hitz, geht es ziemlich gut, niemals aber besser als wenn S. Kgl. Hoheit sich in seiner Gesellschaft von Freunden befindet. Mit dem Doctor Maeneven (?), mit dem ich ansonst sehr wohl bekannt bin, werde ich mich ehestens unterreden und die Sach in aller Geheim abhandeln, meinen Rapport aber alle 8 Tage richtig einliefern. . . .

Wer diese Briefe liest — so hat Karl von Weber geurteilt —, der muß mit dem tiefsten Mitleiden für den armen jungen Fürsten erfüllt werden, dem man selbst die harmlosesten Freuden des Kindesalters, selbst den Umgang mit seinen Geschwistern versagte, mit einer sinnlosen Strenge behandelte, dem man jedes Zeichen von liebender Teilnahme und Anerkennung versagte . . . Eine längere Zeit fortgesetzte Befolgung dieses Prinzips hätte notwendig dem jungen Prinzen jede Selbständigkeit und Lebenslust benehmen müssen. Diesmal war es aber ein Jesuit, der dem Verdummungsprinzip entgegentrat. Denn glücklicherweise befolgte P. Herz die Instruktion des Oberhofmeisters nicht, sondern bemühte sich vielmehr, in liebender Teilnahme den Knaben zu beruhigen und sein Selbstvertrauen zu heben und zu beleben. Wenn Friedrich August durch das völlig verkehrte Verhalten Wessenbergs nicht völlig verbittert ward, so verdankt er dies gewiß wesentlich dem guten Pater, der uns in seinen Briefen als ein wahrhaft frommer, verständiger, milder, wohlwollender, dem jungen Prinzen mit Liebe ergebener Mann erscheint.[1]

Die Vorstellungen des P. Herz erreichten alsbald ihren Zweck. Der alte Herr Wessenberg verließ Herbst 1761 ziemlich plötzlich Prag, ohne die Ankunft seines Nachfolgers abzuwarten, nachdem er seine Obliegenheiten für die Zwischenzeit dem P. Herz übertragen hatte. Im Dezember 1761 erhielt er einen Nachfolger.[2]

Der Fürst, auf dessen Erziehung P. Herz einen so heilsamen Einfluß ausgeübt, hat in der Geschichte den Namen „der Gerechte" erhalten. „Friedrich August III., der Gerechte (1768—1827), gehört in jeder Beziehung zu den ausgezeichnetsten Regenten aller Länder und Zeiten. . . . Alle Gesetze und Regierungsmaßregeln legen nicht nur von jener Gesinnung eines ehrlichen, gewissenhaften und nur das Wohl des Landes im Auge habenden Mannes Zeugnis ab, sondern sie beweisen auch die Umsicht und die tiefen Kenntnisse der Verhältnisse und Personen."[3] „In Sittenstrenge, Reinheit und edler Würde leuchtete Friedrich August und sein Haus dem ganzen Volke als Muster vor."[4]

---

[1] Archiv für sächsische Geschichte VIII 10 f.

[2] Richter 385. In einem Briefe vom 3. Juni 1765 an die Kaiserin Maria Theresia verteidigt sich Maria Antonia gegen den Vorwurf der Zulassung protestantischer Einflüsse bei Erziehung ihres Erstgeborenen: Le confesseur de mon fils (P. Herz) l'entretient seul des matieres de la foix, tout ce qui le sert et l'environne, est catholique. W. Lippert, Kaiserin Maria Theresia und Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen (1908) 249.

[3] Archiv für sächsische Geschichte X 337.

[4] Gretschel-Bülau III, 197.

Als er die Regierung antrat, behielt er P. Herz als Beichtvater bei. Derselbe blieb in dieser Stellung bis zu seinem am 8. Dez. 1800 erfolgten Tod.[1]

Am meisten wird als Hofbeichtvater in Sachsen auch von hervorragenden Historikern genannt P. Ignaz Guarini, der bald als Beichtvater des Königs bald als Beichtvater der Königin bezeichnet wird. Er war aber keines von beiden, sondern zeitweilig nur italienischer Prediger; er nahm aber daneben eine ganz besondere Vertrauensstellung am Hofe ein.

P. Ignaz Guarini aus Lecce (geb. 1676, eingetreten 1693) hatte in Rom Philosophie, Mathematik und 18 Jahre die Kontroversen gelehrt. Schon 1717 wurde er vom Papst nach Dresden gesendet. Später wünschte ihn der Papst wieder in vertraulicher Sendung nach Dresden zu schicken. Diesen Wunsch teilte der General Retz am 5. Juli 1732 dem Grafen Wackerbarth mit, fügte aber Bedenken bei wegen des Titels. Der Titel Instruktor gehe wohl nicht sowohl wegen seiner Unkenntnis der deutschen Sprache und wegen seines Alters.[2] Als Guarini den Hof wieder verlassen wollte, schrieb ihm der General am 20. April 1737, sein längeres Verweilen in Dresden sei sowohl für die Gesellschaft als auch dem Hl. Stuhl sehr erwünscht.[3] Er blieb und machte sich als italienischer Prediger nützlich, am 5. März 1738 hielt er das erstemal die italienische Predigt. Am Hofe wohnend, vermittelte er den Verkehr des Hofes mit den Hofkaplänen.[4] Sowohl bei der königlichen Familie als auch in Rom genoß er das größte Vertrauen, die Hofbeichtväter werden wiederholt angewiesen, nur in Übereinstimmung mit P. Guarini ihr Verhalten einzurichten. Bei diesem Einfluß ist es klar, daß sich der mehr und mehr zur Allmacht emporsteigende Graf Heinrich von Brühl (1700—1763) auch des P. Guarini und der Jesuiten für seine ehr- und habsüchtigen Pläne zu bedienen suchte.[5] Es wird berichtet, daß Brühl 1738 mit Hilfe der Königin und des P. Guarini den Kabinettsmeister Grafen Sulkowski stürzte, dann auch diese beiseite schob und sich der unbeschränkten Alleinherrschaft bemächtigte. Er stürzte überhaupt alle in der Umgebung des Königs, die ihm nicht zu Diensten waren. Keiner konnte ohne ihn mit dem König sprechen. Seine Vermählung mit der katholischen Gräfin Kolowrat Krakowska (sie hatte einen Domi-

---

[1] Über das große Ansehen des P. Herz, der nach P. Eggs auch apostolischer Vikar von Sachsen wurde, vgl. Forwerk, Hofkirche in Dresden 160 ff. In die erste Zeit der Regierung Friedrich August III. fällt eine Gespenstergeschichte, die durch viele Bücher die Runde gemacht hat. Karl von Weber erwähnt sie als eine Sage, die, obwohl unverbürgt, doch damals vielfach erzählt und sogar nach Warschau drang, von wo der sächsische Geschäftsträger von Essen deshalb unter dem 12. April 1769 mitteilt, daß man im Hause des Großkanzlers von Litauen offen von einem Vorfall gesprochen hat, der sich im Schlosse zu Dresden ereignet haben soll. Man sagt, daß sich während eines Unwohlseins des Kurfürsten der Frau Kurfürstin ein Geist gezeigt und ihr gesagt habe, er komme von Gott, um ihr gute Ratschläge zu geben. Der Kurfürst hatte am 29. Januar 1769 die Prinzessin Maria Amalie Auguste, Tochter des Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken, geheiratet. Bei seiner Wiederkehr in der folgenden Nacht hätten zwei Personen das Gespenst mit Stockschlägen so zugerichtet, daß es drei Tage darauf verschieden sei. Man fügt hinzu, daß die königlichen Prinzen dem P. Jdzel, der das Gespenst gewesen, diesen Streich gespielt hätten. Diese von Dresden hierher berichtete Geschichte bildet seit einigen Tagen das Stadtgespräch. Am 2. Mai 1769 antwortete der Minister Graf Sacken: Der Kurfürst hat aus ganzem Herzen über die lächerliche Erzählung von dem Gespenst gelacht. Sie ist eine der plumpsten Erfindungen und wir verachten sie zu sehr, als daß wir uns die Mühe gäben, die Unwahrheit derselben zu zeigen. K. v. Weber, Maria Antonia, Kurfürstin von Sachsen. 1, 220 f.

[2] *Epp. N. N. 47.

[3] *Epp. N. N. 48.

[4] *Diar. miss. saxon. 5. März 1738, 4. März 1740.

[5] Vergl. die Aufmerksamkeiten Brühls gegen die Jesuiten. Diar. Miss. Saxon. Dresden 21. März, 11. Juli 1741.

nikaner als Beichtvater), die katholische Erziehung seiner Kinder sowie eine erheuchelte Frömmigkeit steigerte sein Ansehen beim König. Sein Charakter wird als gewissenlos und treulos bezeichnet.

Im österreichischen Erbfolgekrieg suchte er zuerst ein Bündnis gegen Preußen zustande zu bringen, dann schwenkte er gegen den Sachsen zum Bündnis mit Österreich verpflichtenden Vertrag von 1733 zu Preußen ab. In den ersten Stadien war es ihm besonders auch um die Gewinnung der Höfe von Mannheim und Bonn zu tun, weshalb er sich persönlich dorthin begab. Um seines Erfolges sicher zu sein, bat er 21. November 1740 den General Retz, er möge die dortigen Hofbeichtväter für ihn interessieren. Retz antwortete am 12. Dezember 1740, er freue sich, Gelegenheit zu haben, dem Grafen zu dienen zur Beförderung der ihm vom König aufgetragenen Verhandlung; dafür seien zwar unsere Priester nicht nötig, trotzdem habe er an die Beichtväter von Köln und Pfalz um Unterstützung geschrieben.[1] Seinem Versprechen gemäß schrieb Retz am 17. Dezember 1740 an den kurfürstlichen Beichtvater in Bonn, P. Elspacher: Graf Brühl bittet um Empfehlung bei dem Kurfürsten von Köln. Der Graf ist Akatholik, scheint aber unserer Gesellschaft und der katholischen Religion sehr zugetan. Er bedarf zwar unserer Empfehlung nicht, aber da er diese fordert, mögen Ew. Hochwürden ihn hören und helfen, wenn die Sache, die er vorlegt, so gestaltet ist, daß wir zu deren Beförderung mithelfen dürfen.[2] Graf Brühl bedankte sich am 19. März 1741 für die Unterstützung des Generals, wie aus einem Briefe des Generals vom 27. Mai 1741 hervorgeht, in welchem dieser dem Grafen in deutscher Sprache seinerseits seinen Dank ausdrückt und seine herzliche Begierde kundgibt, Ihro Hochgräflichen Exzellenz auf alle mögliche Weise zu dienen.[3]

In die Verhandlungen für und gegen soll Brühl auch den P. Guarini hineingezogen und durch seinen Einfluß beim König freie Hand bekommen haben. Es ist nicht leicht, volle Klarheit über die von verschiedenen Gesandten an ihre interessierten Höfe berichteten Einzelheiten zu erhalten.[4]

---

[1] *Epp. N. N. 31.

[2] *Ad Germ. sup. 15. Dasselbe Schreiben erging unter demselben Datum an P. Seedorf in Mannheim und den Rektor in München P. Mossu.

[3] *Epp. N. N. 31.

[4] Am 10. April 1741 soll in den Gemächern des P. Guarinis in Anwesenheit des Grafen Brühl und 6 verschiedener Diplomaten ein sächsisch-österreichisches Bündnis paragraphiert worden sein. Koser, Geschichte Friedrichs des Großen [5] 1 (1912) 303. Weiter wird berichtet: Am 20. Januar 1742 7 Uhr in der Früh war der Beichtvater (!) der Königin von Polen Friedrichs Gast beim Frühstück in Dresden. Der König erklärte ihm, er werde niemand lieber als dem P. Guarini den Erfolg seiner häufigen Verhandlungen verdanken. Das wirkte. Bald überbrachte er von dem König die endgültige Einwilligung, daß preußische und sächsische Truppen vereint Iglau besetzen sollten. Um 10 Uhr verließ Friedrich Dresden. Koser, 1, 373. Aehnlich Grünhagen, Gesch. des ersten schles. Krieges 2 (1881) 127, der noch behauptet, daß Guarini tags zuvor (19. Januar) dem König Friedrich einen Besuch gemacht und Friedrich ihn durch die äußerste Liebenswürdigkeit für sich zu gewinnen gewußt. S. 201 bezeichnet Koser P. Guarini als Beichtvater des schlaffen Monarchen. Nach der für Preußen günstigen Schlacht bei Mollwitz soll P. Guarini versprochen haben, aus Rom von seinen geistlichen Obern Bescheid auf die Gewissensfrage einzuholen, ob König August durch seine Verpflichtungen für die Pragmatische Sanktion unbedingt gebunden sei. Vergl. auch Karl Hübner, Zur Gesch. der kursächsischen Politik beim Ausbruch des österr. Erbfolgekrieges (1892) 15, 52 ff. In einer Audienz (Juni 1742) rühmte sich Friedrich dem französischen Gesandten Marquis de Valori gegenüber: Donnerwetter, lieber Valori, ich bin stolz darauf, den Pater Guarini, diesen Schuft von Jesuiten, hinters Licht geführt zu haben. Darauf erwiderte Valori: Ew. Majestät ist im Irrthum: Guarini ist niemals so blind gewesen. Er hat stets gesagt, Ew. Majestät sei im Begriffe, eine Täuschung zu begehen oder werde dieselbe begehen. Ich kann versichern, daß ich mich deshalb mit ihm gestritten habe, da ich viel weniger scharfsichtig gewesen bin

Sicher ist, daß Klagen über P. Guarini in Rom einliefen und von Rom ihren Weg nach Wien nahmen. Infolge der nun von Wien erhobenen Klagen schrieb der General Retz am 8. Juli 1742 vertraulich an Guarini, es sei für ihn immer ein großer Trost gewesen, wie Guarini am Hof in Dresden mit solcher Klugheit und Auferbauung gewirkt, daß nie eine Klage über ihn berichtet worden sei. Jetzt aber müsse er zu seinem Schmerz erfahren, daß man am Wiener Hof Kenntnis über einen Brief an Kardinal (?) erhalten, in dem Guarini behaupte, die Besetzung Schlesiens durch Preußen nütze sehr dem Gleichgewicht der Mächte und schade auch der katholischen Religion nicht, weil der König von Preußen diese unverletzt und unangetastet lasse, der Herzog von Lothringen sei nicht würdig für die Kaiserkrone usw. Er (der General) glaube das alles nicht, aber er bitte um einen näheren Bericht.[1] In seiner Antwort lehnte P. Guarini die Äußerungen durchaus ab, so etwas sei ihm nicht in den Sinn gekommen, das Gegenteil könne bewiesen werden. Darauf versicherte der General dem Pater am 26. August 1741, er schenke seinem Bericht Glauben, mahnt aber zugleich zur größten Behutsamkeit.[2]

P. Guarini blieb in seiner Vertrauensstellung bis zu seinem plötzlichen Tod am 28. April 1748, den der General Retz in einem Briefe vom 22. Juni 1748 als einen schweren Schlag auch für den König beklagte.[3] In einem Briefe des Königs August III. an den General Retz (5. Mai 1748) bedauert der König den Tod des P. Guarini, er habe in ihm einen wahren und aufrichtigen Freund verloren, der ihm in vielen Anliegen kein geringer Trost gewesen sei.[4] —

Wir müssen auch noch kurz einer Nebenlinie des sächsischen Hauses gedenken, bei der ein Jesuit eine Rolle gespielt hat. P. Franz Schmeltzer wurde nämlich Beichtvater bei dem regierenden Herzog von Sachsen-Zeitz, Moriz Wilhelm. Dieser hatte schon seit 1702 infolge häufiger Unterredungen mit seinem Bruder, dem Kardinal von Sachsen, und eingehender Lektüre zum katholischen Glauben hingeneigt. Nur die Furcht, seine Einkünfte als Bischof von Naumburg zu verlieren, hielt ihn zurück.[5] Auch seine Gemahlin Maria Amalia, Schwester des Königs von Preußen, eine eifrige Kalvinistin, bot alles auf, um ihn bei dem Protestantismus festzuhalten. Trotzdem legte er Weihnachten 1715 das katholische Glaubensbekenntnis nach der Form des Tridentinums in die Hände seines Bruders ab, wie er selbst am 1. März 1716 dem Papste mitteilte.[6] In diesem Briefe betont er, daß er sich seit 30 und mehr Jahren bemüht, die Ruhe seines Gewissens zu finden durch die Lektüre sehr vieler Bücher und Autoren. Es brach ein Sturm gegen den Konvertiten los, sobald er am 18. April 1717 in der Kapelle zu Leipzig offen

als er. Mémoires des négociations du Marquis de Valori, ambassadeur de France à la Cour de Berlin 1 (Paris 1820) 288. Vergl. Friedrich des Großen Denkwürdigkeiten seines Lebens 1 (1886) 208. Valori urteilt von Guarini: Quoique Jésuite et Napolitain il était bon homme, modeste, peu ambitieux, fort attaché au roi et à la reine de Pologne, aber er habe ganz unter dem Einfluß des Grafen Brühl gestanden, der sich seiner bedient, um beim König die Billigung seiner Pläne zu erhalten. Mémoires 1, 216.

[1] *Austria 18 Soli. Vergl. den Brief von Retz an Kampmiller vom selben Datum.

[2] *Epp. N. N. 48. Vergl. Retz an Kampmiller 19. August 1741.

[3] *Epp. N. N. 48.

[4] *Kop. Opp. N. N. 174/75. Vergl. Retz an Wackerbarth 22. Mai 1748. Epp. N. N. 49. Die Korrespondenz des Grafen Wackerbarth mit Guarini in Dresden. Staatsarchiv Loc. 666.

[5] Vergl. Depesche des Wiener Nuntius Santa Croce vom 4. Nov. 1702 an den Kardinal-Staatssekretär bei Theiner, Gesch. der Zurückkehr der reg. Häuser Braunschweig und Sachsen 213.

[6] La Professione secondo il Concilio di Trento. Die von dem Herzog unterschriebene Formel hatte der Kardinal am 18. Jan. 1716 dem Papste eingesandt. Vergl. die beiden Briefe bei Theiner, Urkunden Nr. 105 und 106.

zum Katholizismus übergetreten war. Sofort erklärte ihn das Naumburger Kapitel für abgesetzt. König August ließ seinen Vetter im Stich, um das Bistum seinem Hause zu erhalten. Er fand ihn mit einer jährlichen Pension ab. Die eigene Gemahlin drohte, den Konvertiten zu verlassen.

Man verbreitete ein überaus gehässiges Glaubensbekenntnis, das der Herzog abgelegt haben sollte. Der Herzog protestierte dagegen und befahl, an den ihm noch unterstehenden Orten das Pamphlet durch den Henker zu verbrennen. An den kleineren Orten geschah dies, aber der Magistrat von Plauen weigerte sich, dem Befehle des Landesherrn nachzukommen und verlangte bei erneuertem Befehl ein Gutachten der theologischen Fakultät von Jena, ob er in diesem Falle verpflichtet sei, dem Landesherrn zu gehorchen. Die Theologen von Jena verneinten diese Frage und erklärten das von Gotteslästerungen und Widersinn strotzende erdichtete Glaubensbekenntnis als „den Lehrsätzen der katholischen Kirche ganz gemäß.“[1]

Gegen den Vorwurf, daß der Herzog sich von den Jesuiten habe fangen lassen, bemerkt sein Biograph: „Dieses aber ist am wenigsten zu glauben, daß ein so gelehrter und kluger Fürst von den Herren Jesuiten soll beredet worden sein“, da der Herzog in allen Wissenschaften wohl bewandert gewesen. Der Herzog habe dann ja auch, wie der Kardinal ihm vorgehalten, seinen Neffen Moriz Adolf von Sachsen-Neustadt für die katholische Religion gewonnen.[2]

In der Tat zeigte sich der Herzog zunächst als guter Katholik in allen Übungen der katholischen Religion. Als Beichtvater wählte er den P. Franz Schmeltzer, gegen den der gut unterrichtete protestantische Biograph keine Beanstandungen vorbringt.[3] P. Schmeltzer assistierte auch dem Herzog, als dieser Gründonnerstag (14. April 1718) in der Schloßkapelle zu Weyda 12 alten protestantischen Männern die Füße wusch und sie bei der Speisung bediente. Diese alten Männer erhielten dafür von dem protestantischen Oberkonsistorium eine Kirchenbuße.

Unterdessen setzten die Bemühungen immer stärker ein, den Herzog wieder zum Abfall zu bewegen. Seine Gemahlin, die nach dem protestantischen Biographen über den Abfall ihres Gemahls soviel Thränen vergossen, „daß sie sich darin hat baden können“,[4] hatte einen heftigen Brief an ihren Bruder, den König von Preußen, geschrieben mit der Bitte, alles aufzubieten, um ihren Gemahl zum Protestantismus zurückzubringen. Der König wollte den Herzog mit Gewalt wieder in sein Bistum zurückführen, wenn er vom katholischen Glauben ablasse. Für diesen Fall versprach seine Gemahlin dem wegen seiner vielen Schulden von seinen Gläubigern hartbedrängten Herzog 100 000 Thaler. Die Sendung des berühmten protestantischen Theologen Francke sollte den Abfall beschleunigen. Der unglückliche Herzog fing an zu schwanken. Noch am 8. September 1718 schrieb er an seinen Bruder, den Kardinal, daß alle Gerüchte von seinem Abfall böswillige Erfindungen seien. Professor Francke sei nur einige Male bei ihm gewesen. Dem letzten

---

[1] Wortlaut bei (Buder), Merkwürdiges Leben des Fürsten Moritz Wilhelms 2 (1719) 125 ff. „Diesem klugen Consilio“ — bemerkt Buder — ist der Stadtrat von Plauen gefolgt; die andern kleinen Städte, die die Schrift verbrannt, „haben dafür vom Ober-Konsistorium in Dresden (Leipzig) einen tapferen Verweis bekommen“. Es handelt sich um das bekannte Ungarische Fluchformular. Vergl. Duhr, Jesuitenfabeln, [4] 113 ff. Auch der Hallenser Theologie-Professor Fritzsche sucht noch 1840 das absurde Formular als echtes katholisches Glaubensbekenntnis zu erweisen in seiner akademischen Osterfestschrift De Jesuitarum machinationibus Halensis Theologi (Francke) opera ad irritum redactis. Halis 1840, wieder abgedruckt in seinen Nova opuscula academica Turici 1846 24—67.

[2] Buder 2, 53. Der Prinz war im Alter von 15 Jahren im Jahre 1716 übergetreten.

[3] Sein Bildnis bei Buder 2, 11.

[4] Buder 2, 129.

Kolloquium am 17. August habe auch P. Schmeltzer beigewohnt.[1] Doch schon am 16. Oktober 1718 schwor er öffentlich den katholischen Glauben ab, „getäuscht und verstimmt, von Gläubigern gedrängt", wie ein protestantischer Geschichtschreiber bemerkt.[2] Wenige Tage nach seiner Abschwörung erkrankte der Herzog an den Blattern und starb schon am 16. November 1718 im Alter von 54 Jahren. Protestanten verbreiteten das Gerücht, der Fürst sei an den Folgen eines ihm am 1. November von P. Schmeltzer überreichten vergifteten Briefes seines Bruders, des Kardinals von Sachsen, gestorben.[3]

Alle diese Vergiftungsgerüchte erklärt der Biograph des Herzogs für grundlos. Nach Öffnen der Leiche „hat der Medikus das Attestat gegeben, daß er die geringste Spur des Giftes nicht gefunden. Also ist er eines natürlichen Todes verstorben, an den Blattern, welche für alte Leute eine sehr gefährliche Krankheit ist. Und solchennach hat Gott seine Seele gerettet. Hätte dieser Herr ein Vierteljahr seine Bekehrung länger aufgeschoben, so wäre es um seine Seele geschehen gewesen."[4]

Über die näheren Umstände schreibt P. Salerni von Wien 3. Dezember 1718 an den Kardinal-Staatssekretär: Außer der angeborenen, aus seinen übrigen Entschlüssen wohlbekannten Unbeständigkeit des verstorbenen Herzogs von Sachsen-Zeitz und einem hypochondrischen Temperament, die nach meiner Meinung viel zu seinem Abfall haben beitragen können, sind die Beweggründe, die den letzten unmittelbaren Anstoß gegeben haben: erstens die vielen Schulden und Belästigungen von seiten seiner Gläubiger, vor denen er keinen Ausweg sah; sie machten ihn leicht dem Anerbieten seiner Gemahlin zugänglich, ihm 100 000 Thaler zu verschaffen unter der Bedingung, daß er zur alten Religion zurückkehre. Dazu kamen die Einflüsterungen eines hervorragenden Prädikanten, der ihm beizubringen suchte, daß man das Seelenheil in beiden Religionen erwirken und deshalb mit gutem Gewissen die eine mit der andern vertauschen könne, wenn, wie im vorliegenden Falle, ein wichtiger Grund dafür spreche.[5]

Weitere Einzelheiten enthält ein Brief des P. Schmeltzer an seine Schwägerin, Frau von Manhart: Ich habe zwar wohl vermerkt, daß die meinem Herzog zustoßenden Verdrießlichkeiten von Tag zu Tag unerträglicher gefallen, habe doch nicht vermeint, daß es zu einer so entsetzlichen gottlosen Resolution kommen sollte, besonders da mich Ihre Durchlaucht bis zuletzt ihrer Beständigkeit versichert und ohne Unterschied sich gut katholisch simuliert haben. Es seind nit soviel die Lutheraner als die Katholischen selbst die wahre Ursach dieses betrübten Abfalls, denn man hat den Herzog also vernachlässigt, ja sogar gepreßt und gedrückt, bis man ihn endlich aus der katholischen Kirche hinausgedrückt hat. Es ist soweit kommen, daß es öfters an den Tafelgeldern gemangelt hat und noch dazu der Kredit also gehemmt, daß niemand mehr etwas darleihen wollte, und damit des Mißtrostes nicht zu wenig sei, so hat man von Dresden aus (worin sich der König eigenhändig unterschrieb) meinem Herzog das Exercitium religionis catholicae verboten und wegen des gepflogenen katholischen Eifers inkulpiert, wie ich denn das ungütige Schreiben selbst mit meinen Augen gelesen. Ich muß unterdessen wegen anderer Leute Fehler prostituiert sein und den Spott mittragen helfen. Ich bin zwar vom Herzog soweit in allen Ehren entlassen worden, ist mir auch von

---

[1] Wortlaut Theiner, Urkunden Nr. 145.

[2] Böttiger-Flathe, Gesch. von Sachsen 2 (1870) 364.

[3] Sugenheim, Gesch. der Jesuiten in Deutschland 2, 279.

[4] Huber 2, 143.

[5] Theiner 219[1]. Vergl. eben dort den Bericht des Oratorianers P. Vermeitinger, Beichtvater des Kardinals von Sachsen, dat. Regensburg, 10. Nov. 1718.

niemand nit die geringste Unehr widerfahren; es haben vielmehr die Lutheraner selbst gegen mich ein großes Mitleiden bezeiget, allein so können doch anderer Orten die Lügenmänler nicht genug lügen und sagen, ich wäre auch lutherisch worden, ja, ich hätte dem Herzog selbst dazu eingerathen. Allein wer kann den Hunden genugsam das Bellen und Leuthen das Lügen wehren? Es haben bei dieser Änderung zwei Convertiten ihren Dienst und alles im Stich gelassen und seind mir gefolget, nämlich der Leib-Page, ein Favorit des Herzogs, und sein Privat-Cancellist. Ich habe Befehl von Ihrer Durchl. Eminenz, dessen Rückkehr von Eichstaedt zu erwarten, welche anheut gehoffet wird. Wohlan! Ich kann vor allem diesem nit davor. Wer sein Anliegen selbst vertuschet, dem ist nit zu helfen. Es ist alles noch dazu in großer Übereilung geschehen, wie es bei denen zu geschehen pflegt, die in desperate Gedanken gerathen. Denn ich fast gewiß bin, daß mein Herzog vor 2 oder 2½ Monat von dieser entsetzlichen Resolution selbst nichts gewußt habe. P. S. Bitte einen schönen Befehl an Herrn von Manhart, wie auch an R. P. Freyberger, welchen ich biten lasse, er wolle das Verlangte nach Rom an R. P. Schwartz dirigieren. — Ihre Durchl. Eminenz seind nun wirklich ankommen, hat mich zu sich kommen lassen und obwohl sie bis in den Tod bestürzet, doch mich vor unschuldig von allem anerkennet und sehr gnädig empfangen.[1] — —

Am Hofe des Kurfürsten von der Pfalz Johann Wilhelm in Düsseldorf wirkte seit 1697 P. Karl Pottier, ein Luxemburger, der als großer Freund der Armen gepriesen wird.[2] Als er wünschte, sich vom Hofe zurückziehen zu dürfen, mahnte ihn der General Gonzalez am 25. November 1702, eine Änderung dürfe nur mit völliger Einwilligung des Kurfürsten geschehen, da die Gesellschaft diesem verpflichtet sei. Am 17. Februar 1703 gratuliert der General dem Pater, daß er endlich erlangt, was er so lange gewünscht, die Entfernung vom Hofe; er freue sich sehr, daß der Kurfürst ihn so gnädig entlassen habe und sein Nachfolger bereits am Hofe angekommen sei.[3]

Dieser Nachfolger war P. Ferdinand Orban, ein Mann, der in der Folge viel von sich reden machte und der deshalb eine eingehende Charakteristik nötig macht.[4]

---

[1] *Kop. Wien, Staatsarchiv, Geistl. Akten, Nr. 413. — Die genannte Eminenz ist der Kardinal von Sachsen, der sich nach dem Abfall seines Bruders mehrere Wochen bei dem Fürstbischof von Eichstätt aufgehalten. Das Datum des undatierten Briefes dürfte also auf Nov. 1718 anzusetzen sein. Am 4. Febr. 1719 dankte der General Tamburini dem P. Schmeltzer in Wien für accurata relatione funesti obitus Smi Saxo Seilzensis et quoniam circumstantiae quae lugenda fata sunt comitatae non levia indicia ejus poenitentis animi indicare possunt, so sie wohl gratia finalis zu hoffen. Compatior R^{ae} V^{ae} quod ideireo a nonnullis . . . fama ejusdem laceratur, quasi minus rite suo munere functa fuisset. Diese Lügen könne er im Bewußtsein seines guten Gewissens mit Recht verlachen. *Austria 11, II. Ein längeres schönes Elogium des P. Schmeltzer (geb. 1678 zu Wien, eingetr. 1695, gestorben 1738) schildert ausführlich Bekehrung und Abfall des Herzogs, die Herzogin habe dem Pater 14 000 fl. angeboten, wenn auch er abfalle. Nach seinem Abfall habe der Herzog ihm mit eigener Unterschrift seiner Hochachtung auch gegen die Gesellschaft Jesu versichert. Schmeltzer ging nach seiner Rückkehr mit dem kaiserl. Gesandten Grafen Windischgrätz als Beichtvater nach Holland und blieb bei dem Grafen als Beichtvater und Erzieher von dessen Sohn noch 6 Jahre in Wien. Dann war er 12 Jahre Studienpräfekt bei den Scholastikern in Wien, die für Mathematik ausgebildet wurden. In dieser Stellung baute er selbst viele Maschinen, u. a. ein Planetarium nach dem Copernikan. System, das dasjenige des Prinzen Eugen durch vier weitere Bewegungen übertraf. Schmeltzer wird nicht allein als großer Gelehrter sondern auch als besonderer Freund der Armen, zumal der verschämten Armen gerühmt. *Austria 195 f. 274—280.

[2] *Necrolog. Rhen. inf. Pottier starb 1722 zu Trier.

[3] *Ad Rhen. inf. Vergl. Gesch. 3, 872.

[4] Vergl. Histor.-polit. Blätter 168 (1921) 369 ff.

P. Ferdinand Orban war beteiligt bei mehreren fürstlichen Konversionen und stand in Briefwechsel mit Leibniz. Als hervorragender Sammler steht er gleich neben Kircher: im Museum Orbanianum hat er sich ein Denkmal errichtet wie Kircher im Museum Kircherianum. Er wurde dadurch der Begründer des ersten naturhistorischen und völkerkundlichen Museums in Bayern. Eine äußerst verdienstvolle Tätigkeit entfaltete er für alle Armen und Notleidenden: das Hospital in Düsseldorf verdankt ihm Erweiterung und jegliche Förderung, zwei Hospitäler in Landshut ihre reiche Stiftung.

Ferdinand Orban war geboren am 6. Mai 1655 in Kammer bei Landshut (Diözese Freising). Mit 17 Jahren trat er am 24. Oktober 1672 in das Noviziat der Gesellschaft Jesu zu Landsberg. Nach dem Noviziat wiederholte er zunächst ein Jahr die Rhetorik und studierte dann drei Jahre Philosophie in Ingolstadt. Vom Herbst 1678 an war er je ein Jahr als Lehrer beschäftigt in Neuburg, Burghausen, Landshut und Regensburg, indem er von der untersten Klasse aufstieg bis zur Klasse der Humanität; letzteres ein Zeichen seiner hervorragenden Tüchtigkeit, weil die Humanität meist von Priestern geleitet wurde. In den Jahren 1682 bis 1686 treffen wir Orban in dem vierjährigen Kurs der Theologie zu Ingolstadt.

In einem Briefe des Generals de Noyelle vom 8. September 1685 an den Provinzial Truchseß heißt es: Ich erlaube Ferd. Orban im Studium der Theologie fortzufahren, wenn dies von Ew. Hochw. befürwortet werden kann, damit er Aussicht hat, zur Profession zu gelangen.[1] Es scheint also, daß er in einem der Zwischen-Examina Unglück gehabt hat. Sicher ist, daß der Provinzial dem General beistimmte, denn Orban legte die Profeß ab am 2. Februar 1690. Die Priesterweihe empfing Orban am 8. Juni 1686 in Eichstätt von dem dortigen Weihbischof Rinck von Baldenstein.[2] Nach dem Tertiat in Altötting war Orban seit Herbst 1688 in Innsbruck Professor der Mathematik und von 1689—1692 ebendort zugleich Hofprediger. Als Hofprediger hielt P. Orban bei dem feierlichen Leichenbegängnis des Herzogs Karl von Lothringen am 6. Juni 1690 in der Dreifaltigkeitskirche zu Innsbruck die Trauerpredigt.[3]

Breit im Geschmack der Zeit und an der Hand vieler Zitate aus den Klassikern, stellt Orban im zweiten Teil die hervorragenden Tugenden des Herzogs zur Nachahmung vor. Besonders preist er dessen Liebe zu den Armen: Gewiß ist's, daß er, wo er nur immer gekonnt, jederzeit den Armen freigebig gewesen; keinen ließ er von sich, dem er nit seine Mildigkeit erteilt. Des größten Verbrechens eines war bei seinem Hofstaat, einen Armen übel ansehen, verlachen oder abschaffen. Dessen Hand habt ihr erfahren, elende, verlassene Soldaten, absonderlich zur selben Zeit, als aus Lothringen etlich 1000 Dukaten ankommen, welche er also gleich zur Verpflegung der Armen und Kranken angeschaffen. Man konnte von ihm billig sagen, was von einem römischen Kaiser gesagt wird, daß er durchlöcherte Händ gehabt: Kaum war ihm was verehrt, also gleich wurds von ihm einem andern geschenkt. Seine getreuen Diener wissen zu sagen, wie auf den Reisen ihnen das ewige Befehlen gemacht: Gebts, gebts, so gibt uns auch der liebe Gott. Sein öfterer Spruch war aus dem hl. Augustin: Der wird keinen üblen Tag sehen, welcher andern einen guten Tag gemacht. Der den Armen gibt, hat Gott zum Schuldner.

Mit dem Verhalten des Hofpredigers war der Provinzial Painter wenig

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Die Subdiakonats- und Diakonatsweihe ebendort 9. u. 30. März; die Minores hatte er 22. Dez. 1674 von dem Augsburger Weihbischof Casp. Zeiler empfangen. M. R. Jes. 74.

[3] Josue des Andern Ehrenvolles Trophaeum oder Sieg-Zeichen. . . . von P. Ferd. Orban, der Zeit Hof-Predigern zu Ynsprugg. Gedruckt daselbst bei J. Ch. Wagner, fol., 60 S.

zufrieden und sandte am 30. September 1691 einen dementsprechenden Bericht an den General Gonzalez. Dieser verlangte daraufhin am 20. Oktober 1691 seine Entfernung aus Innsbruck.[1] Das scheint aber wegen des Widerspruchs von seiten angesehener Personen nicht so leicht gewesen zu sein.

In einem Briefe von Gonzalez an Painter vom 29. März 1692 heißt es: An die Sendung des P. Orban nach Portugal an Stelle des verstorbenen P. Joh. König braucht nicht weiter gedacht zu werden, da bereits ein anderer aus Böhmen dorthin geschickt worden. Ich möchte aber glauben, daß Ew. Hochw. doch Mittel finden werden, denselben ohne Schwierigkeit und Aufsehen zu entfernen. Deutlicher wird der General in dem Brief vom 26. April 1692: Der Ungehorsam des P. Orban ist nicht weiter zu dulden. Auch soll er keinen Aufschub suchen unter dem Vorwand, an mich zu rekurrieren . . . Das würde ihm nichts nutzen. Auf die Drohungen, in einen anderen Orden überzutreten, ist durchaus keine Rücksicht zu nehmen. Zuerst soll er gehorchen. Dann empfiehlt Gonzalez ein Mittel, das seinem Charakter, aber nicht dem Geiste des Instituts entsprach, nämlich die gewaltsame Entfernung von Innsbruck. Dies scheint aber nicht notwendig gewesen zu sein.

Am 10. Oktober 1692 richtete P. Orban ein Rechtfertigungsschreiben an den General, auf welches dieser am 15. November erwiderte: Vor allem gefällt mir, daß Ew. Hochw. eine gründliche Besserung versprechen in allen Stücken, in denen Sie gefehlt haben könnten. Aber für völlig unschuldig kann ich Sie im Angesicht der mir vorliegenden Beweise nicht halten. Die vielen Klagen lassen sich auf zwei Punkte zurückführen: erstens unkluge Reden bei Auswärtigen, zweitens Mangel an Gehorsam. Der ersteren Klage sollte der Boden entzogen werden durch die Versetzung an einen andern Ort, wo weniger Gelegenheit zu dergleichen Reden gegeben wäre, den zweiten Fehler haben Ew. Hochw. zu bessern begonnen, indem Sie sich nach Ingolstadt verfügt haben. Wenn P. Rektor in Innsbruck gefehlt hat, so werde ich mir dessen Besserung angelegen sein lassen.

Von diesem Schreiben machte Gonzalez am selben Tage dem Provinzial Mitteilung. Zugleich fügte er die Klagen des P. Orban über den Rektor von Innsbruck bei, der ihm den Verkehr mit dem Hofe, sogar wenn er direkt von der Königin gerufen worden, in schroffer Weise erschwert habe. Der Provinzial möge darüber eine Untersuchung anstellen und eventuell dem Rektor die entsprechende Mahnung zukommen lassen.

Um dieselbe Zeit gedachte Gonzalez den P. Orban als Professor der Mathematik nach Spanien zu senden. Am 20. Dezember 1692 schrieb er deshalb an P. Orban:

Wir benötigen den einen oder andern tüchtigen Professor der Mathematik sowohl in Spanien als in Portugal, denn es ist jetzt der berühmte Lehrstuhl von Cadix unbesetzt. In diesem Haupthafen von Spanien ist die Mathematik sehr geschätzt, besonders auch von dem Statthalter. Deshalb ist ein Mann nötig, der diese Wissenschaft ehrenvoll mit Empfehlung für die Gesellschaft vortragen kann. Da ich nun höre, daß Ew. Hochw. ein solcher Mann sind, wünsche ich sehr, daß Sie diese Last auf sich nehmen, und es würde mir angenehm sein, wenn Sie sofort nach der erhaltenen Weisung des Provinzials, dem ich heute gleichfalls schreibe, sich nach Genua begeben, um von dort nach Cadix zu fahren. Sollte inzwischen in Cadix eine Behinderung eintreten, werde ich Ew. Hochw. nach Coimbra schicken für den von dem verstorbenen P. Joh. König eingenommenen Lehrstuhl, die Hauptkanzel von ganz Portugal. Am 17. Januar 1693 teilte Gonzalez dem P. Orban mit, daß die Kontroverse wegen des Lehrstuhls in Cadix zu Gunsten der Gesellschaft entschieden sei; er bitte ihn deshalb, sich so schnell wie möglich nach Genua zu begeben. In zwei Briefen vom 20. und 27. Dezember empfahl der General dieselbe Angelegenheit dringend dem Provinzial Painter; in dem letzteren

---

[1] *Ad Germ. sup. Leider fehlen alle Briefe des P. Orban; sie wurden wie so viele andere nicht aufbewahrt.

drückte er die ungezweifelte Hoffnung aus, daß P. Orban den angebotenen Lehrstuhl bereitwillig annehmen werde.

Die Erwartung des Generals erfüllte sich nicht, weil die schwache Gesundheit des P. Orban hindernd in den Weg trat. Dies geht aus einem weitern Schreiben hervor, das Gonzalez am 31. Januar 1693 an P. Orban in Ingolstadt richtete: Auf den Brief von Ew. Hochw. vom 14. Dezember hätte ich schneller geantwortet, wenn ich nicht die Hoffnung gehegt, daß mein Anerbieten besonders in diesen Umständen Ihnen gelegen gekommen wäre. Zu Ihrem Troste erkläre ich, daß Sie nicht zur Strafe von Innsbruck entfernt wurden, sondern nur weil die Obern dies für die Ruhe und den Frieden Ew. Hochw. für gut hielten. Noch mehr gilt dies von München, das nie als ständiger Aufenthalt für Sie bestimmt war. Wenn ein Oberer zu harte Worte gegen Sie gebraucht, so billige ich das nicht, und ich habe dieser Mißbilligung auch schon Ausdruck verliehen. Zudem habe ich den P. Provinzial beauftragt, für Ihre Gesundheit mit der in der Gesellschaft üblichen Liebe zu sorgen und deshalb auf einen geeigneten Aufenthaltsort und einen Ihren Kräften entsprechenden Posten Bedacht zu nehmen. Als guter Ordensmann mögen sich Ew. Hochwürden dabei beruhigen, damit Sie nicht durch eine zu große Sorge für Ihren Ruf demselben mehr schaden. Dann werde ich fortfahren zu zeigen, daß Sie mir lieb und wert sind.

Am selben Tage ließ Gonzalez eine entsprechende Weisung dem Provinzial zukommen und er wiederholte diese am 21. Februar 1693; im letzteren Briefe hält er Augsburg für entsprechend. P. Orban sollte aber, wie Gonzalez am 4. April 1693 dem Provinzial schreibt, nicht gegen seinen Willen dorthin versetzt werden. Anstatt nach Augsburg kam Orban nach Burghausen, wo er seit Herbst 1693 die Kanzel versah.

Zu Burghausen hielt er am 23. Februar 1694 die Leichenrede auf die Freifrau Maria Franziska Eleonora von Taufkirchen, geb. Freiin von Stadion, bei deren Beisetzung in der Pfarrkirche St. Jakob. In dieser Predigt, die gedruckt vorliegt,[1] preist er besonders die große Mildtätigkeit der Verstorbenen gegen die bekannten und verschämten Armen und ihre große Andacht zum gekreuzigten Heiland.

Gegen Ende des Jahres wurde P. Orban ein neuer Wirkungskreis angeboten. Graf Zinzendorf in Böhmen erbat sich nämlich den P. Orban als Beichtvater. Dies teilte Gonzalez am 12. Dezember 1693 dem neuen Provinzial Ininger mit und fügte bei: Ich habe dem Visitator (von Böhmen), P. Willi, geantwortet, ich würde dem Wunsche des Grafen willfahren, wenn kein Hindernis vorliege, er möge deshalb sich an Ew. Hochw. wenden. Sehen Sie also zu, ob P. Ferdinand für dieses Amt geeignet ist, oder ob die Provinz auf ihn verzichten will. Der Provinzial war bereit, aber P. Orban, so schrieb der Provinzial am 22. Januar 1694 an den General, entschuldigte sich wegen seines vielfach leidenden Gesundheitszustandes; P. Orban habe dies sowohl dem Visitator als auch dem Grafen mitgeteilt. Damit erklärte sich Gonzalez in einem Briefe vom 13. Februar 1694 an den Provinzial einverstanden. Im folgenden Jahre bat Graf Max Thun, ihm den P. Orban für kurze Zeit zur Verfügung zu stellen. Der Provinzial willfahrte, und so wurde P. Orban zum Schloß des Grafen Thun gesandt, wie aus einem Briefe des Generals vom 9. Juli 1695 an den Provinzial Ininger hervorgeht. Im Herbst war P. Orban in Landshut, wo er bis 1702 als Prediger in St. Martin wirkte. Während dieser Zeit hielt er auch außerhalb der Stadt Festpredigten, von denen einige gedruckt vorliegen.[2]

---

[1] Epitaphium Grab-Schrift und Ehren-Gebäu. München 1694. 4°. 23 S.

[2] Als der Leib des hl. Victorinus im Jahre 1696 von Rom übersandt in der neuerbauten Schloßkirche des Freiherrn von Closen-Arnstorff zu Arnstorff beigesetzt wurde,

Neben dem Predigtamte war P. Orban in Landshut eifrig beschäftigt als Sammler.

Ueber seine Sammlung schreibt Gonzalez am 7. April 1696 an den Visitator der oberdeutschen Provinz, P. Mechtl: Nicht ohne Verwunderung habe ich gelesen, was Ew. Hochw. beifügen, P. Orban habe viele seltene und so kostbare Sachen, daß ihr Wert auf einige Tausende geschätzt werde, auch habe er diese Sammlung vornehmen Frauen in seinem Zimmer eine Stunde lang und länger gezeigt. Dies darf nicht ungestraft hingehen, sowohl im Interesse der Erbauung, als auch damit die Schuldigen ihren großen Fehler einsehen und Hochschätzung der Klausur lernen. Für den Besitz der Raritäten und Kostbarkeiten hat P. Orban keine Erlaubnis, wenigstens nicht von mir; der Besitz solcher besonders der Eitelkeit dienenden Dinge verträgt sich nicht mit der religiösen Armut und Bescheidenheit und erbaut weder die Unsrigen noch die Auswärtigen. Um die Sache richtig zu ordnen, mögen Ew. Hochw. diesen ganzen Apparat der Mathematik von Ingolstadt zuweisen, P. Orban nur einige weniger kostbare, mehr nützliche und für einen Ordensmann mehr geziemende Stücke belassen.

Die Ausführung dieser Weisung stieß aber auf Schwierigkeiten. Am 6. Juli 1697 schreibt nämlich Gonzalez an den Visitator: Ich widerrufe nicht das Dekret, wodurch ich im vorigen Jahre die Sachen des P. Orban der Mathematik von Ingolstadt zugesprochen habe. Wenn er nochmals auch nur einmal Damen zu deren Besichtigung zuläßt, sollen Ew. Hochw. ihre neuliche Drohung ausführen, nämlich seine genannten Sachen und den Apparat ohne jede Verzögerung nach Ingolstadt zu überführen.

Um diese Zeit gelangte ein für P. Orban sehr günstiger Bericht nach Rom, denn Gonzalez schreibt 27. Juli 1697 an den Landshuter Rektor Mülholzer: Daß P. Orban dort mit großer Frucht für seine Zuhörer predigt, vernehme ich sehr gerne. Wenn er häufiger als andere Auswärtige besucht, kann man darüber wegsehen, wenn er in Seelsorgsangelegenheiten von ihnen gerufen wird; doch soll der Besuch nicht ohne Erlaubnis und ohne Begleiter geschehen.

Im folgenden Jahre erbat Graf Max Thun wiederum den P. Orban für einige Monate nach Böhmen. Obgleich der General einwilligte, lehnte P. Orban ab, wofür Gonzalez ihn in dem Briefe vom 25. Oktober 1698 an den Provinzial Müller belobte.[1]

Einige Jahre später verlangte Kurfürst Johann Wilhelm den P. Orban als Beichtvater, aber dieser bat den Kurfürsten, ihn zu entschuldigen. Der Kurfürst nahm die Entschuldigung nicht an, und deshalb befahl der Provinzial Waibl dem Pater, sich dem Kurfürsten zur Verfügung zu stellen. So berichtet der Provinzial am 24. Oktober 1702 dem Kurfürsten.[2]

In ähnlichem Sinne schrieb Gonzalez (oder der Generalvikar Tamburini) am 13. Januar 1703 an den Provinzial Waibl: P. Ferdinand (Orban) führt für sich nicht wenige und einige gewichtige Gründe an, weshalb er vor dem neuen Amte zurückschreckt. Nichtsdestoweniger mahne ich ihn, sich wenigstens dem Fürsten zu stellen und selbst seine Sache vor ihm zu verfechten.[3] Diese Mahnung richtete der General am selben Tage an P. Orban in dringender Weise. Die Umstände erheischten Nachgiebigkeit; die Ansicht derer, die einem Anstoß bei dem Fürsten

---

hielt P. Orban die Festpredigt, die unter dem Titel Ramus Aureus das guldene Zweig im Druck erschien. „Gedruckt zu Landshut bey Simon Golowitz 1696". 4°. 46 S. — Eine weitere Festpredigt birgt der Titel Lapis philosophicus das philosophische Edelgestein. Sie wurde gehalten 1701 am ersten Tag der achttägigen Festfeier des achthundertjährigen Alters des Augustiner Chorherrn Stift Ranshoven. Augsspurg gedruckt bey M. Magd. Utzschneiderin 1702. Die Approbation des Augsb. Poenitent. Aymair ist datiert Augustae 18. Oktober 1701.

[1] Vergl. *Gonzalez an Müller 13. September 1698.

[2] *Orig. München, Staatsarchiv, Blau 55/6.

[3] *Ad Germ. sup. Vergl. 6. Jan. 1703.

geringe Bedeutung beilegten, könne er keineswegs teilen. Wenn P. Orban sich zum Fürsten begebe, werde derselbe vielleicht mit dem bloßen Gehorsam zufrieden sein.[1] Der Kurfürst gab sich aber damit nicht zufrieden. Er vermochte den P. Orban zu bleiben und ließ ihm durch Dekret vom 23. Januar 1703 als Jahresgehalt 200 Reichstaler anweisen.[2] Dem Provinzial Westhaus übermittelte der General am 24. Februar 1703 die besten Glückwünsche für den neuen Beichtvater des Kurfürsten.[3]

Im folgenden Jahre 1704 bemühte sich Kurfürst Joh. Wilhelm, die damals 17jährige Prinzessin Caroline von Brandenburg-Ansbach[4] für seinen Neffen Erzherzog Carl (König von Spanien und späteren Kaiser Karl VI.) als Gattin zu gewinnen. Dem stand aber die protestantische Konfession der Prinzessin entgegen. Sie schien nicht abgeneigt zur Konversion und deshalb sandte Johann Wilhelm den P. Orban nach Berlin-Lutzenburg, der Residenz der Königin Sophie Charlotte, wo sich die Prinzessin aufhielt — sie stand nämlich seit dem Tode ihres Vaters (1703) unter der Vormundschaft des Königs von Preußen. P. Orban begann nun den Unterricht bei der Prinzessin. Hierüber liegen verschiedene Berichte vor. Zu dieser Zeit war die Kurfürstin Sophie von Hannover mit ihrem Gefolge, darunter auch Leibniz, zum Besuche bei ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte.

Die Kurfürstin schrieb über ihre Eindrücke am 21. Oktober 1704 an die Reichsgräfin Louise[5]: „Die liebe Prinzessin von Ansbach wird wohl angefochten und sein J. L. gar nicht resolviert, etwas gegen Dero Gewissen zu tun, aber P. Urbanus hat mehr Verstand, kann die albernen lutherischen Priester, so hier sein (wie man sie mir beschreibt) leicht überwinden."

Und am 27. Oktober 1704: „Unsere schöne Princes von Ansbach hat sich noch nicht resolviert, von Religion zu ändern. Wenn es dabei bleibt, wird nichts aus der Heirat." Ferner am 1. November 1704: „Bald sagt J. L. ja, bald sagt sie nein, bald meint sie, wir haben keine Priester, bald sind die Katholischen abgöttisch und verdammlich; bald sagt sie, unsere Religion sei die beste. J. L. wollen von hier, also muß es bald Ja oder Nein sein. Wenn P. Orbanus bei J. L. kommt, liegt die Bibel auf der Tafel, und disputieren sie brav, da, der am meisten studiert hat, Recht behält, hernacher weinen J. L."[6]

Die Prinzessin entschied sich schließlich gegen die Konversion. Durch ein von Leibniz verfaßtes Schreiben verständigte sie davon Ende 1704 den Kurfürsten Joh. Wilhelm.

„ . . . Ich habe vermeint, in stand zu sein, E. Gnaden bald aufzuwarten, aber dero Beichtvater, der H. P. Urbanus, wird die Ursachen anzeigen, warum es nicht geschehen können. Die Zeit über, daß wir beide hier gewesen, habe ich mit dem P. Urban zum öftern mit großer Vergnügung und Erbauung gesprochen und muß seine Mühewaltung und zu mir bezeigte Affektion als seinen herrlichen Verstand und vielfältige Wissenschaft, großen Eifer zu Erreichung seines wohlgemeinten Zweckes und nicht geringe Moderation in Erklärung seiner Meinung zum höchsten rühmen, werde es auch allezeit mit steter Hochachtung und sonst bei aller Gelegenheit erkennen, und E. Gnaden Dank wissen, daß Sie mir zu gefallen dieses trefflichen Mannes so

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Rückwirkend vom 1. Oktober 1702. Düsseldorf, Staatsarchiv.

[3] *Ad Rhen. inf.

[4] Später vermählte Kurprinzessin von Braunschweig-Lüneburg, von Ende 1714 zugleich Prinzessin von Wales und schließlich Königin von England.

[5] Älteste der Töchter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz (Bruder der Kurfürstin Sophie) aus seiner Verbindung mit der Gräfin Degenfeld.

[6] Abdruck bei O. Klopp, Die Werke von Leibniz 9 (1873) 107 f.

lang entbehren wollen. Zeit und Ort sowohl als der Sachen Beschaffenheit haben mir nicht zugelassen, seiner länger zu genießen und in der Hauptsache weiter zu kommen. Ich werde nun wieder nach Ansbach gehen . . ."[1]

Die Prinzessin hielt den P. Orban in gutem Angedenken und ließ ihm durch Leibniz mathematische Instrumente aus Frankreich kommen.[2] Wiederholt erkundigte sie sich bei Leibniz über das Befinden des Paters und spendete ihm das größte Lob, was Leibniz in den Briefen vom 27. August[3] und 11. Sept. 1705[4] an Orban diesem berichtet. Auch auf die Kurfürstin Sophie hatte P. Orban einen sehr guten Eindruck gemacht, sie nennt ihn u. a. „einen unvergleichlichen Jesuit, so ein großer Mathematicus ist und von Herrn Leibniz sehr admirirt wird."[5]

Nachdem die Prinzessin von Ansbach die Konversion abgelehnt, suchte man in Wien für König Karl die Prinzessin Elisabeth, Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf, Enkelin des regierenden Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg zu Wolfenbüttel zu erhalten. Aus diesem Anlasse schrieb Leibniz von Hannover 2. November 1706 an Herzog Ulrich:

. . . Wollten E. Durchl. zulassen, daß sie (die Prinzessin Elisabeth) vollends nach Römischer Art unterwiesen werde, so hält die Churfürstin D. u. (wenn ich das beyfügen darf) auch ich dafür, es würden E. D. weit und breit keinen römisch katholischen Geistlichen antreffen, der die römische Lehre gründlicher und annehmlicher erkläre und glimpflicher vorstelle, als H. Pater Orbanus, des H. Ch. zu Pfalz Durchl. Beichtvater, welches die Churfürstin gegenwärtig zur genüge vernommen und ich selbst ihm nachsagen muß, daß ich ihm ganze Stunden mit Vergnügen zugehöret, wie er die Prinzessin von Ansbach, nunmehr Churprinzessin, von dieser Sach unterhalten, und theils seine Lehre nicht tadeln können, theils seine Erklärung also beschaffen gefunden, daß wenigstens nichts Unleidentliches oder Verdammliches darunter zu spüren gewesen. Dies habe ich auf der Churfürstin Durchl. Befehl bei dieser Gelegenheit schreiben sollen, zumahlen dieser pater bei der verwittibten Kayserin Maj. wegen seines guten aufrichtigen Wesens und bekannter Frömmigkeit in sonderbarer Achtung und Vertrauen steht.[6] Weiteres ist darüber nicht bekannt.

Als Kaiser Leopold am 5. Mai 1705 gestorben, ließ ihm sein Schwager Johann Wilhelm eine großartige dreitägige Leichenfeier halten. An jedem der drei Tage hielt P. Orban die Leichenrede. Wie in seinen anderen Reden kann sich Orban nicht genug tun im Lobpreis, vergißt aber dabei nicht praktische, ernste Anwendungen auf seine Zuhörer zu machen. Neben der Hl. Schrift verwendet er die schönsten Stellen aus den römischen Klassikern und anderen weltlichen Auktoren. Die Pseudopolitiker, die den Fürsten zu allerhand Ungerechtigkeiten verführen wollen,

---

[1] Prinzessin von Ansbach an Johann Wilhelm bei P. Urbani Abreise von Lutzenburg bei Berlin (Nov.?) 1704, so ich entworfen, weil die Prinzessin niemand bei sich gehabt, so ihr darinnen an Hand gehen können. Kop. ohne Dat. Klopp 9, 108 f.

[2] Caroline an Leibniz Auspach 28. Dez. (1704?) bittet bald aus Frankreich kommen zu lassen „les instruments de Mathematiques pour notre cher ami" (Orban). Klopp 9, 11. — Leibniz an Prinzessin von Ansbach, Hannover 7. Juni 1705: Er erhält zuweilen Briefe von P. Orban, hat eine schöne Sonnenuhr für die Kurfürstin geschickt. Wenn der Kurfürst von der Pfalz nach Wien reist, wird ihn P. Orban ohne Zweifel begleiten. Il ne sera point faché que le R. P. Menegatti qui n'estoit pas trop de ses amis, n'est pas confesseur de l'Empereur nouveau. Ce père quoique habile est un peu austere et difficile au lieu que nostre P. Orban est d'un autre temperament. Je les estime fort tous deux, ayent l'honneur de connaistre l'un et l'autre. Klopp 9, 122.

[3] Druck in Bemerkungen über einige Gegenden Deutschlands. Nürnberg 1788, 57 f.

[4] Bei Kopp 11, 3 f.

[5] Bodmann, Briefe der Kurfürstin Sophie von Hannover an die Raugräfinnen und Raugrafen zu Pfalz (1888) 269 ff.

[6] O. Klopp 9, 239. Auch bei Bodmann Briefwechsel der Kurfürstin Sophie 269 und in Zeitschrift des Vereins für Geschichte Niedersachsens 1888, 168.

werden scharf gezeichnet; besonderes Lob wird auch hier der großen Barmherzigkeit gegen die Armen gespendet. Wiederholt kommt in seinen Predigten die Aufforderung zu Mut und Vertrauen vor, die er mit vielen Sprüchen illustriert, so z. B.: Der himmlische Vater läßt uns nur sinken, aber nicht ertrinken; je größer die Not, um so näher bei Gott; wenn wir nur tun, was wir sollen, wird Gott machen, was wir wollen.[1]

Der vielfache Verkehr mit dem kaiserlichen Hofe und vielen anderen Fürsten mußte für die Sammeltätigkeit des P. Orban besonders förderlich sein, und so ist es nicht zu verwundern, wenn seine Sammlung immer größere Ausdehnung gewann. Darüber drangen Klagen nach Rom. Infolge davon teilte der General Tamburini am 7. Juli 1708 dem P. Orban mit, es sei ihm von mehreren Seiten berichtet worden, daß er (P. Orban) eine reiche Sammlung nicht allein merkwürdiger, sondern auch kostbarer Gegenstände, wie Uhren, Gemälde usw. besitze, dieselbe täglich vermehre und drei ganze Zimmer damit angefüllt habe. Auch Weltleute wunderten sich, wie dies einem Ordensmann, der die Armut gelobt, erlaubt sein könne. Da es nun meine und Ew. Hochw. Pflicht ist, einem daraus entspringenden Nachteile vorzubeugen, befehle ich in Kraft des heiligen Gehorsams, daß Sie die ganze Sammlung ihren dortigen Obern übergeben und deren Bestimmung überlassen. Dem Düsseldorfer Rektor P. Weiman erteilte Tamburini einen scharfen Verweis, daß er nicht besser für die Armut gesorgt habe.[2]

Der General gewann aber durch einen genauen Bericht des P. Orban ein etwas anderes Urteil, infolgedessen er am 8. September 1708 dem Pater antwortete:

Ich habe nichts dagegen, daß Ew. Hochw. sich durch Ihre kunstfertige Handarbeit zerstreuen und so für Ihre Gesundheit sorgen und daraus Gelegenheit nehmen zur Conversion andersgläubiger Besucher, aber ich wünsche durchaus, daß Ew. Hochw. derartige kostbare Dinge nicht sich zu eigen machen, oder durch die Aufbewahrung in Ihrem Zimmer bei Ihren Besuchern diesen Eindruck erwecken. Man soll an einem bequemen und ruhigen Ort ein für alle zugängliches Museum einrichten, dessen Namen nach Art des Museums von P. Kircher zu Rom an der äußern Thür angebracht wird. So wird feststehen, daß Sie der Curator, nicht aber der Eigentümer sind, da ein Teil, der sehr wertvoll ist, wieder dem Kurfürsten zurückgegeben wird, ein anderer von Ihnen verfertigter dem Colleg zu Ingolstadt zufällt nach der von meinem Vorgänger erteilten Erlaubniß, die mir hätte mitgeteilt werden müssen.

Eine ähnliche Anweisung ließ Tamburini am selben Tage dem Rektor Weiman zukommen.[3]

Diese Klagen über die Sammeltätigkeit des P. Orban bewogen den Kurfürsten, sich direkt bei dem Papst Clemens XI. für seinen Beichtvater zu verwenden. In einem Breve vom 27. April 1709 erklärte Clemens XI. dem Kurfürsten, er habe über seinen Beichtvater Maximilian (!) Orban S. J. bisher keine Klagen gehört. P. Orban sei aber in früheren Monaten vom P. General gemahnt worden, er solle sich des Gebrauches gewisser Gerätschaften in seinem Zimmer, die die Grenzen der religiösen Armut überschritten, entschlagen; der Papst wünsche, daß der Pater dem Willen des Generals, der ihm von Bischof von Spiga näher erklärt werde, Genüge leiste. In Anbetracht der Empfehlung des P. Orban durch den Kurfürsten, werde er denselben auch weiterhin mit väterlichem Wohlwollen ent-

[1] Apotheosis Leopoldi primi Caesaris deß vollkommensten Originals aller Standt Tugenden mit 10 blattgroßen Stichen der Vorbilder Daniel, Moses, Joseph, Noe, Josue, Phinus, David, Tobias, Salomon, Ezechias, Josias, Mathathias. Düßeldorff bei Wittib Bayers Churf. Hoff-Buchdr. 1705 fol. ohne die Bilder 90 S. Nachdruck Augsburg 1705. 60 S.

[2] *Ad Rhen. inf.

[3] *Ad Rhen. inf.

gegenkommen, solange er die Regeln seines Ordens befolge und den Weisungen seiner Oberen nachkomme.[1]

Der hier genannte Bischof von Spiga, der kurpfälzische Minister Agostino Steffani, war 1709 von Rom, wo er in den Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst für den Frieden gewirkt hatte und zum apostolischen Vikar von Norddeutschland ernannt worden war, nach Düsseldorf zurückgekehrt.[2] In einem Patent, datiert Düsseldorf, August 1709, erklärte er: Durch Breve vom 27. April 1709 habe er vom Papste Clemens XI. den Auftrag erhalten, eine Untersuchung über das Museum des P. Orban anzustellen. Nach genauer Untersuchung an Ort und Stelle habe er befunden, daß diese Zimmer (des P. Orban) durchaus nicht gegen die Armut der Gesellschaft seien, sondern vielmehr zur Hochschätzung der Gesellschaft und zum Nutzen des Nächsten dienten, zumal solange nur der Gebrauch (nicht das Eigentum) dem Pater verbleibe, da später alles dem Kolleg zufallen werde. Außerdem stelle er fest, daß der Kurfürst dem P. Orban jährlich eine Summe Geldes gebe zur Verteilung an die Armen und sonstige fromme Zwecke nach seinem gewissenhaften Gutbefinden. Dies führe P. Orban getreu aus.[3]

Im Jahre 1710 richtete der Kölner Nuntius lebhafte Klagen nach Rom über P. Orbans Ungehorsam, er habe ihn nach Köln berufen und er sei nicht gekommen. Auf die Anfrage des Assistenten, wie sich die Sache verhalte, erwiderte der oberdeutsche Provinzial Preiß am 10. November 1710, daß die Ursache beim Kurfürsten liege, der nicht dulden wolle, daß Leute, die in seinen Diensten stünden, ohne sein Vorwissen abberufen würden.[4] Der Kurfürst selbst trat in einem Schreiben vom 30. November 1710 an den General entschieden für P. Orban und dessen exemplarisches Leben ein. Vor einigen Monaten hat der Nuntius, der während vieler Jahre in keiner Sache die Dienste des P. Orban in Anspruch genommen, für gut befunden, den P. Orban zu sich nach Köln zu berufen, ohne mich zu benachrichtigen, und ohne um meine Einwilligung zu ersuchen. Deshalb habe ich mich der Reise widersetzt, zu der der Pater sofort bereit war. Es handelte sich dem Nuntius um die Abschaffung eines von mir erlassenen Gesetzes, das die Mitgift für die Verheiratung und den Eintritt in ein Kloster regelt. Dies ist aber eine reine weltliche, von der fürstlichen Gewalt abhängige Sache, in die sich der Nuntius nicht einzumischen hat.[5] Am 26. Dezember 1710 dankte der General dem Kurfürsten für das günstige Zeugnis in betreff des Verhaltens des P. Orban, auf dem kein Schatten mehr bleibe,[6] und am folgenden Tage forderte er den P. Orban auf fortzufahren sowohl in der Ehrfurcht gegen die Vertreter des Apostolischen Stuhles als auch in der Ausübung seines heiligen Amtes zur allgemeinen Erbauung und zu seinem eigenen Verdienste.[7]

Gerade aus dieser Zeit besitzen wir einen Bericht über den Eindruck, den P. Orban und sein Museum auf einen Besucher machten. Der Freiherr Zachar. Conrad von Uffenbach, Konsul der Stadt Frankfurt a. M. und berühmter Bibliophile, kam auf einer Sammelreise am 9. April 1710 nach Düsseldorf. Von seinen Besuchen schreibt er u. a.:

„Den 11. April ging ich in das Jesuitenkolleg, um sowohl die Bibliothek zu sehen, als auch den so hochzuhaltenden Beichtvater des Kurfürsten Franciscus Urbanus (sic) zu sprechen. Es ist ein magerer und unansehnlicher Mann, von Gesicht

---

[1] *Orig. Ges. Pergam. Clm. 26474 f. 207.

[2] Vergl. F. W. Woker, Aus den Papieren des kurpfälz. Ministers Ag. Steffani (1885) 21.

[3] *Ges. Orig. Clm. 26474 f. 256.

[4] *Orig. Germ. Epist. 1, 188.

[5] *Orig. Germ. Epist. 1, 188.

[6] *Epp. Nostr. 45.

[7] *Ad Germ. sup.

fast so häßlich wie Balthasar Becker, dem er auch gar sehr gleicht, außer daß seine Nase und sein Maul etwas klein sind. Ich fand einen durchtriebenen Jesuiten in ihm, der sehr viel gereist und als Jesuit ziemlich gelehrt war; allein in seinen Mienen, Manieren und in seinem Wesen sticht doch der Mönch gewaltig hervor. Er fiel vom Hundertsten auf das Tausendste und ließ mich fast zu keinem Wort kommen; er hatte manche sinnreiche Einfälle. . . . Seit vielen Jahren schläft er in seinem „Windbett", sitzt nie, als etwa bei Visiten, weshalb ich weder Sitz noch Stuhl sah, und genießt seit vielen Jahren nichts anderes als Brühe."

Von den Sammlungen Orbans urteilt Uffenbach: „Ich konnte mich nicht genug verwundern, als er mir nicht nur drei ziemlich große Zimmer, sondern auch zwei lange Gänge vor denselben zu schauen gab, welche mit allerhand der kuriosesten und meist kostbarsten Sachen angefüllt waren. P. Urbanus ist in der Tat ein rechter P. Kircher, was ihm ein befriedigtes Lächeln in seine von der Aszese und dem abgeschlossenen Leben zeugenden, geistreichen Züge, als ich es ausrief, hineinzauberte. Sein Schatz besteht in mathematischen und physikalischen Instrumenten, in Gemälden und Kunstsachen und in einigen Naturalien, (die) in Kästchen wie Bücher formiert, sich der Beschreibung wegen ihrer Reichhaltigkeit entziehen". „Der König von Spanien hatte ihm fast alle Edelsteine verehrt; ein schönes Rhinozeros, viele lapidiszierte Dinge standen oben, die ihm teils seine Confratres verehrten, teils große Herren auf seine Bitte hin, wie es scheint, einsandten."[1]

Durch den Tod des Kurfürsten im Jahre 1716 erlitt die Sammeltätigkeit einen gewaltigen Stoß.

Bei der Leichenfeier für den Kurfürsten am 5. August 1716 hielt P. Orban die Predigt, die im selben Jahre in Düsseldorf im Druck erschien.

Sie führt den Titel Horoscopus Herculis Palatini ... Das ist Tugent- und Lebenswandel Joannis Wilhelmi. Auffgesetzt und vorgetragen durch R. P. Ferd. Orban S. J. Weylandt der Churf. Durchl. Beicht-Vattern.[2] Auch in dieser Predigt hebt P. Orban ganz besonders die Liebe zu den Armen hervor. Der Fürst habe jährlich viele Tausend Arme begabt; selbst erkrankt habe er alle Bittschriften persönlich entgegengenommen. Die Armen im neuen Hospital zum hl. Geist seien auf hundert vermehrt, mit schönster Kirche, bester Wohnung und reicher Fundation versehen, öfters mit Brot, Fleisch, Bier und Wein bewirtet worden. Ferner habe der Fürst viele Witwen und Waisen unterhalten. Vor etlichen Jahren seien 22 Diebe und Spione gefangen worden, und da der Fürst gezweifelt, habe er den P. Orban gefragt. Als sich dieser für die Begnadigung ausgesprochen, habe er alle begnadigt. Bei dem Gebetsleben des Fürsten schildert Orban dessen großes Vertrauen auf den leidenden und sterbenden Heiland; in diesem Vertrauen sei er ohne jede Unruhe gestorben, nachdem er vorher sich bei seinem Beichtvater tausendmal bedankt für alle durch die vielen Jahre treueifrig geleisteten Dienste.

Nach dem Tode des Kurfürsten wünschte man in Rom die Rückkehr des P. Orban in die oberdeutsche Provinz. Am 29. August 1716 mahnte der General den Pater, er möge sich um seine Befreiung vom Hofe und um die Erlaubnis der Rückkehr in seine Provinz bemühen. Dort könne er ohne jede Belästigung sich seinen mathematischen Studien und den Werken der Karitas widmen. Eine Schwierigkeit bei der Übersiedlung war das große Museum, das P. Orban zusammengebracht. Der Rektor von Düsseldorf sandte im September einen von P. Orban verfertigten Katalog nach Rom, dessen Empfang der General am 19. September 1716 dem P. Orban bestätigte, zugleich gab er dem Wunsche Aus-

---

[1] Histor.-polit. Blätter 101, 207—209.

[2] Düßeldorf bey Joh. Wilh. Beyer 1716 fol. 61 S. — Andere Ausgabe 4° S. 193—272. Es folgen die weiteren Predigten bis 1716. Die S. 1—192 fehlen in dem vorliegenden Exemplar. (Düsseldorf, Staatsarchiv.) Der Drucker ist nicht genannt.

druck, daß die bereits dem Kolleg von Ingolstadt zugeschriebenen Stücke an dieses vorausgesendet und dem dortigen Museum einverleibt würden.

Um diese Zeit tauchten allerlei Gerüchte auf, als strebe P. Orban nach der Beichtvaterstelle beim Kölner Kurfürsten, dessen Beichtvater, P. Dominikus Weck, dringend um seine Abberufung gebeten. Der General war aber damit nicht einverstanden. Am 25. Juli 1716 wies er den oberdeutschen Provinzial Preiß an, P. Weck möge solange aushalten, bis ein geeigneter Nachfolger gefunden sei, den P. Orban halte er für die Höfe und besonders diesen Kölner Hof nicht für geeignet. P. Orban war es aber gar nicht um diese Stelle zu tun. Der bekannte Missionär P. Herdegen stellte September 1710 dem P. Orban ein sehr günstiges Zeugnis aus, er strebe gar nicht nach Köln zu kommen, er verlange einzig in seine Provinz zurückkehren zu können. Für diese Nachrichten bedankte sich der General am 10. Oktober 1716 in einem Briefe an P. Herdegen.[1]

Die Rückkehr wurde aber aus verschiedenen Ursachen noch verzögert, besonders auch durch Orbans Obsorge für das neue Hospital. Am 6. März 1717 drückt der General dem Rektor seine Befriedigung darüber aus, wenn für das Hospital ein Verwalter (receptor) bestimmt werde und der Fürst den P. Orban von diesem Amte befreien wolle.

P. Orban blieb noch zwei Jahre in Düsseldorf. Im Jahre 1719 gab ihm der Nachfolger Johann Wilhelms, der Kurfürst Karl Philipp, die Erlaubnis, in seine Provinz zurückzukehren, was P. Orban gewünscht hatte.[2] Der General war sehr erfreut, als ihm der Rektor Beywegh am 11. Juni 1719 mitteilte, P. Orban sei in seine Provinz zurückgekehrt; nur hätte er gewünscht, daß P. Orban das Kolleg für die vielen Unkosten, besonders den so langjährigen Unterhalt eines Socius entschädigt und nicht alle seine Kostbarkeiten mitgenommen hätte.[3]

P. Orban kam wieder in seine alte Station Landshut, wo er als Bibliothekar und Kongregations-Präses wirkte. Auch hier nahm er sich wie in Düsseldorf des Armenhospitales an und suchte mit allen Mitteln den dortigen Armen bessere Räume und Nahrung zu verschaffen. Hierbei ging er etwas gar eigenmächtig voran und zog dadurch sich und dem Kolleg Verdrießlichkeiten zu.

In seiner Geschichte des Bürgerhospitals zum hl. Geist in Landshut schreibt der Landshuter Chronist Staudenraus:[4] „Der zweite, ewiger Dankbarkeit würdige Wohltäter des Spitals — ja dessen zweiter Gründer war der berühmte Jesuit P. Ferd. Orban, ein wahrer Vater der Armen von Landshut. Dieser echte Jünger des hl. Ignatius schoß im Jahre 1721 als Gründer des neuen Spitals überhaupt 60,000 fl. her, wovon 20,000 fl. zum Spitalbau, 20,000 fl. für die bürgerlichen Armen und 20,000 fl. für die Hofschutz (Kanzlei) Verwandten (Bedienten) von ihm bestimmt wurden. Oktober 1721 übergab P. Orban dem kurfürstlichen Rat und Vizerentmeister Jos. von Rödl und dem Christ. Albrecht von Gugl, als Exekutoren seiner Intention, 20,000 Gulden bares Geld, um selbe an einem sicheren Ort zu 5 % auf Zinsen zu legen, was auch am 18. Oktober 1721 geschah. Diesen Exekutoren übergab er die von ihm an demselben 18. Oktober eigenhändig verfaßte Instruktion, des Inhalts: „Daß ihm diese Summe Geldes von verschiedenen frommen und Gott liebenden Wohltätern zu gottseligen Werken, besonders für die Armen und Notleidenden zur Errichtung eines Hospitals, und zwar auf 20 Pfründen, behändigt worden sei, daß sohin die Interessen richtig eingetrieben und ihm, so lange er lebe, zur Verteilung behändigt

---

[1] Alle angeführten Briefe *Ad Germ. sup.

[2] Tamburini an den Beichtvater des Kurfürsten P. Nik. Staudacher 10. Juni 1719. *Ad Germ. sup.

[3] Brief vom 8. Juli 1719. *Ad Rhen. inf. Vergl. Tamburini an den Visitator P. Preiß 8. Juli 1719.

[4] Chronik der Stadt Landshut. 3. Teil Landshut 1832. Anhang S. 215 ff.

werden sollen, indem die Fundation der 20 neuen Pfründen zu jährlich 50 fl. erst dann in Vollzug kommen sollte, wenn das hl. Geistspital nach seinem besondern Vorhaben neu errichtet und erweitert sein würde."

Noch deutlicheren Aufschluß gibt der § 7 dieser Instruktion. Orban sagt: „Dabei geht die weitere Intention ausdrücklich dahin, daß, weil die allhiesige Bürgerschaft für die darunter sich befindlichen Alten und Notleidenden schon mit einer ziemlichen Spitalfundation versehen, auf der kurf. Kanzlei Bedienten, wie auch der Kanzlei-Boten hinterlassene arme Witwen und Kinder, welche aller anderweitigen Hilfe und Beistandes entblößt, besonders der Antrag (Anfang?) gemacht werden soll."[1]

Am 22. Mai 1722 beurkunden Ferd. Franz von Strom, Kanzler der Regierung von Landshut, und Joh. Georg Jos. von Reckel, Rentmeister und Armen-Kommissar in Landshut, von P. Ferd. Orban für Wiederherstellung des städtischen Armenhauses 20 000 fl. erhalten zu haben, die dieser von Wohltätern empfangen.[2]

Mit diesem Vorgehen waren die Obern aus Rücksicht für die religiöse Armut nicht einverstanden.

Schon 1721 drangen Klagen nach Rom, P. Orban plane in Landshut ein Spital zu errichten ähnlich wie das in Düsseldorf. Es sei doch nicht nötig, so mahnt der General am 2. August 1721 den Provinzial Amrhyn, die vielen Beschwerden und Klagen von Düsseldorf sich in Landshut erneuern zu sehen. Der Bau solle deshalb ohne Verzug eingestellt und berichtet werden, woher der Pater das viele Geld für einen so gewaltigen Bau erhalten habe. Die Einstellung des Baues war natürlich nicht so leicht, wie der nachfolgende Provinzial Jost am 1. Mai dem General berichtete. Da aus der anbefohlenen Maßregel Schlimmeres zu befürchten war, so überließ der General, wie er am 23. Mai 1722 dem Provinzial mitteilte, alles dem Ermessen des Provinzials. Am 27. Juni 1722 forderte der General von dem Provinzial einen genauen Nachweis der Größe und der Zwecke des Geldes, das P. Orban von verschiedenen Wohltätern erhalten, damit die Absicht der Wohltäter erfüllt werde und man keine Klage wegen anderweitiger Verwendung erheben könne.

Unter dem 27. Juni 1722 drückte der General dem P. Orban sein großes Mißfallen aus, daß er alles ohne Vorwissen der Obern getan; er erwarte von ihm, daß er sich in allem den Obern unterwerfen werde. Der General billigte den Entschluß des Provinzials, den P. Orban von Landshut nach Ingolstadt zu versetzen (8. August) und hielt die Entfernung aufrecht, trotzdem sich P. Orban sehr darüber beklagte. Er befahl aber dem Provinzial, wie er am 12. Dezember 1722 dem P. Orban mitteilte, das Museum solle nach Ingolstadt überführt und seiner Leitung verbleiben.[3]

Die Versetzung des P. Orban erregte in Landshut einen großen Sturm.

Am 22. Oktober 1722 berichtete der Rentmeister v. Reckel nach München: Die Jesuiten haben den P. Orban wegen seiner Spende für das Armenhaus bei harter Kälte nach München und von da nach Ingolstadt gleich einem Übeltäter abgeführt. Weil der Kurfürst erklärt, sich nicht einmischen zu wollen, wird es dem Kurfürsten zu seiner Indignation fallen, daß ein solcher von Kaiser, Königen und Fürsten so hoch geliebter 76jähriger Emeritus in causa Dei et pauperum aus bloßem Geiz also spöttlich traktirt werden soll, worüber die allhiesige ganze Stadt insonderheit der gemeine und arme Mann sehr entrüstet und erbittert ist.[4]

Der Kurfürst blieb aber bei seinem Standpunkt, wie er am 14. Dezember 1722 der Regierung in Landshut zu wissen tat. Er befahl, sich nicht allein außer der Sach sondern über bemeldte Societät unsern Schutz kräftigst zu halten und nicht zu dulden, daß vorläufig von Jemand ohne der Sachen Information, welche wir uns reservirt

[1] *Gef. Orig. in Clm. 26474 f. 142.
[2] *Gef. Orig. in Clm. 26474 f. 142.
[3] *Ad Germ. sup.
[4] *Clm. 26474 f. 146.

haben, mit Schmähungen verfahren werde.[1] Ähnlich schrieb der Kurfürst unter demselben Datum an den Rentmeister. Zugleich gab er ihm einen Verweis, denn es gehe den Rentmeister gar nichts an, was die Obern über die Untergebenen der Societät anordneten. Andern Teils sind selbe ganz mit Unrecht daran, wenn sie von P. Orban zu wissen verlangen, wie derlei große Mittel (?) an ihn kommen, um allenfalls, wenn über kurz oder lang hierüber an die Societät ein Anspruch geschehen sollte, mit Grund Antwort geben zu können. Die Obern der Societät haben sich freimütig gegen uns erklärt, daß sie von diesen Geldern nichts an sich zu ziehen verlangen. Ist unser ernster Befehl, daß Du mit gelegentlichen Widerruf Dich aller nachteiligen Ausstreuungen enthaltest.[2]

Weitläufig sucht eine Landshuter Erwiderung vom 14. Dezember 1722 die Ausstreuungen Reckels als unrichtig darzutun. Bevor der Bau angefangen, sei der Pater gemahnt worden, einstweilen davon abzustehen, aber trotz des Verbots durch Rom habe er, zweifellos auf Anstiften Reckels, bei seinem Vorhaben verharrt. Daraufhin habe der General seine Versetzung befohlen. Alle Angaben über harte Behandlung seien falsch. Auf den Befehl des Provinzials, der ihn nach München berief, gehorchte Orban sofort und bat nur, die Reise in einem Tage zurücklegen zu dürfen. Deshalb der frühe Aufbruch bei der Kälte. Die Krankheit sei erdichtet. P. Orban ist mit Recht wegen Ungehorsam von seinen Obern aus Landshut abberufen worden und hat in Rom Abbitte geleistet. Daß ein Ordensmann so große Reichtümer zusammengebracht, gereicht zum Ärgernis, so daß das Volk meint, dies könne nur mit Hilfe des Teufels geschehen sein. P. Orban hätte für ein so großes Werk jedenfalls seine Obern um Erlaubnis bitten müssen.[3]

Eine noch breitere Rechtfertigung seines Verhaltens sandte der Rentmeister am 22. Dezember 1722 an den Kurfürsten. Darin heißt es u. a.: P. Orbans guttätige Werke sind gar nichts Neues. Schon vor etlich 20 Jahren hat er mit Vorwissen und Approbation des damaligen Provinzials Waibl und Rektors Mülholzer einige ansehnliche Meisterstücke der christlichen Liebe allhier und an andern Orten hergestellt, da er nämlich dem allhiesigen hl. Geist Spital die gesammte Bürgermeister Schwarz'sche Verlassenschaft,[4] dem Seminario S. Aloysii eine Verehrung von 6000 fl., ingleichen den Hausarmen und armen Mägdlein, so in ein Kloster oder in den Ehestand treten wollen, die allerlöblichste Fundation zu wegen gebracht, forderst aber zu Düsseldorf ein mehr als fürstliches Hospital aus dem Grund erbaut und mit seinen Benefactoribus dotiert hat . . . Von allhiesigen armen Schulhaltern ist die Lamentation erschollen, da P. Orban für 81 Kinder (ohne die, denen er ein Hantirung hat erlernen lassen) das Schulgeld bezahlt, so ihnen anjetzo mit der Wohltat der armen Kinder gänzlich entzogen worden. Deshalb habe ich meinen Rat gegeben, daß sie diese meist verwaisten Tropfen auch zum Gebet jedoch ohne geringste Vorschreibung des Modi einer Noven mit diesen Kindern in der Octav des hl. Xaverius processionaliter angestellt und in der Kirche laut um die baldige Wiederkehr des P. Orban ihr Gebet zu Gott verrichtet haben.

Des weiteren führt der Rentmeister aus, was P. Orban, als er zur heurigen Fastenzeit sehr schwach und übel auf war, gegeben, darunter 17,000 fl. in Gold usw. Er habe von dem frommen P. Orban öfters gehört, daß er die Quellen zum Teil dem P. General schon benannt, aber nur solche, die er ohne Verletzung des ihm anvertrauten Geheimnisses habe benennen dürfen. Insbesondere erinnere ich mich, daß P. Orban

[1] *Kop. Clm. 26474 f. 158. Druck bei Staudenraus 3, 222 f.

[2] *Clm. 26474 f. 160.

[3] Die 20 Seiten umfassende Erwiderung Clm. 26474 f. 147, ist überschrieben: Apologiae Orbanianae auctori salutem et judicii sanitatem! Nach den Akten des Archivs der deutschen Provinz ist der Verfasser P. Paul Hinckhman, der Prokurator des Landshuter Kollegs.

[4] Über die Stiftung des Bürgermeisters Sigmund Schwarz vom 28. April 1702 im Betrage von über 50,000 fl., s. Staudenraus 3, 212 ff. — P. Andr. Waibl war Provinzial von 1700—1704. Die Angabe bezieht sich also auf die erste Anwesenheit P. Orbans in Landshut vor seiner Berufung nach Düsseldorf.

von der allhier vor mehr als 20 Jahren verstorbenen Frau von Weix eine ansehnliche Summe für die Armen empfangen. Von P. Orban habe ich jederzeit gehört, daß die von ihm gegebenen Gelder einzig und allein für gezwungene Arme und zwar zu einem Spital gegeben und von ihm in keiner anderen Intention angenommen worden seien. Hier im hl. Geist-Spital war die Not groß, da 86 Personen in einem Zimmer Tag und Nacht, Männer und Frauen im Gestank lebten; die Betten ganz nahe neben einander, so daß die Sterbesakramente kaum erteilt werden konnten. P. Rektor und der Pater Prediger hatten das größte Mitleid mit diesem Elend, deshalb war es kein Wunder, daß der mitleidige P. Orban davon gerührt worden und geholfen hat.[1]

In den darauf erfolgten „Anmerkungen über Herrn Röckhls Verantwortung" wird sehr weitschweifig auf die einzelnen Behauptungen des Rentmeisters geantwortet, insbesondere hervorgehoben: Der Rentmeister hat viel zu dem Gerede wider besseres Wissen beigetragen, da die Sozietät sich längst vor der Abberufung des P. Orban bei Herrn Röckhl selbst erklärt, von den empfangenen 20,000 fl. nicht das Geringste zurückzuverlangen, sie habe nur einen Revers begehrt für den Fall einer Anforderung an die Gesellschaft. Sowohl der Rentmeister als der P. Orban haben ohne Erlaubnis ihrer Obern ein so großes Werk wie den Spitalbau angefangen und Satzungen für das Spital vorgeschrieben, was doch nur den geistlichen und weltlichen Obrigkeiten zustehe. Die Mitteilungen des Rentmeisters über Abreise, Einkerkerung und Drangsalierung des P. Orban seien erfunden.[2]

In einem Schreiben des Provinzials (?) an den Kurfürsten vom März oder April 1723 wird mitgeteilt, daß P. Orban versichert, er habe alles Geld nicht von außenher, sondern von lauter Guttätern in dem Land und zwar zu dem Spital erhalten; einige könne er nicht nennen teils wegen des ihm auferlegten Stillschweigens, teils wegen daraus von den Verwandten zu befahrenden großen Klagen, Beschwernissen und Zwietracht. Die Gesellschaft wünsche nur einen Revers, um nicht von denen, von welchen die Mittel herrühren, in einen Prozeß gezogen zu werden.[3]

Am 18. April 1723 teilte der Kurfürst der Regierung von Landshut die Ergebnisse der Untersuchung mit und verfügte, daß alle P. Orbanischen Gelder nach dessen Meinung verwendet werden sollten. Die Sozietät habe diese Gelder niemals an sich zu ziehen verlangt. Weil von verschiedenen ununterrichteten Personen selbiger ganz ungescheut, die eigennützige Ansichziehung vorbrüchig angeworfen worden ist, so habt ihr zu gedachter Sozietät Satisfaktion kundzutun, wie voreilig wider selbige gesprochen wurde.[4]

Auf ein Dankschreiben des Generals für den der Gesellschaft in dieser Sache erwiesenen Beistand[5] antwortete Max Emanuel am 1. Mai 1723: Es sei seine Pflicht gewesen, den P. Orban nicht dem Willen der Obern zu entziehen, dasselbe gelte für den Schutz wegen der stetigen großen Verdienste der Gesellschaft um seine Unterthanen.[6] Dem Rektor von Landshut teilte der Kurfürst am 7. Mai 1723 mit, daß er die Regierung von Landshut angewiesen, für die Unschuld der Gesellschaft einzutreten; dieselbe Weisung sei nunmehr auch an den Magistrat ergangen „der gleichmäßigen Kundmachung willen".

Die auch durch verschiedene Pasquille genährte Aufregung in Landshut flaute allmählich ab, wie der General in den Briefen vom 6. März und 21. August 1723 an den Rektor Schilcher mit Befriedigung feststellte. Dem Ver-

---

[1] *Kop. Clm. 26474 f. 166. 27 Fol.-S.

[2] *Clm. 26474 f. 187. 26 S. fol.

[3] l. c. f. 203.

[4] *Kop. Clm. 26474 f. 216. Druck bei Staudenraus 3, 233 ff. — Am 6. Mai 1723 schrieb der General dem Provinzial Jost: Ceterum totius negotii cardo in hoc verti videtur ut externi non habeant quod cavillentur circa pecunias illius (P. Orban) et eae applicentur in hunc finem in quem easdem P. Orban accepit. Ähnlich 5. Juni 1723. Ad Germ. sup.

[5] *Kop. ohne Datum Clm. 26474 f. 253. Von P. Orban sagt der General cuius zelum minus rectum probare non possum.

[6] *Kop. l. c. f. 218. Dank des Generals Tamburini 5. Juni 1723 f. 251.

langen des P. Orban nach Landshut zurückzukehren, wollte der General aber durchaus nicht stattgeben, wie er am 3. April 1723 dem Provinzial Jost mitteilt. Derselbe dürfe zwar von Ingolstadt an einen gesunderen Ort geschickt werden, wo der Verkehr mit Auswärtigen mehr beschränkt werden könne;[1] übrigens sei von einem strengeren Verfahren gegen ihn abzusehen. P. Orban bat den General wiederholt inständig, die bisherige ihm so empfindliche und bei den Auswärtigen ihn verdächtigende Strafe aufzuheben. Auch der Rektor (von Ingolstadt) sprach sich nachdrücklich für P. Orban aus, doch schien dem General die völlige Aufhebung noch verfrüht, wie derselbe am 19. Februar 1724 dem Provinzial Jost mitteilte.[2]

Ein günstiger Bericht des Ingolstädter Rektors Amrhyn über die Regelbeobachtung und Bescheidenheit des P. Orban erfreute den General sehr. Diese Freude würde noch größer sein, bemerkte er in einem Briefe vom 27. Mai 1724 an den Rektor, wenn P. Orban den Gedanken an Landshut aufgebe. Es wäre deshalb am besten, das ganze mathematische Museum nach Ingolstadt zu überführen, damit P. Orban durch die Inspektion eine passende Beschäftigung habe. Im übrigen möge der Rektor fortfahren, den Pater zu trösten.

Auf eine Klage des P. Orban, daß man Stücke aus dem Museum weggenommen, antwortete der General am 2. September 1724, er habe keinem die Erlaubnis dazu gegeben; es solle alles dem Museum zurückgestellt werden. Am 16. Dezember 1724 empfahl der General dem Provinzial Jost väterliche Liebe gegen P. Orban und drückte sein Mißfallen aus über etwa vorgekommene Härten. Schließlich gab P. Orban den Gedanken an die Rückkehr nach Landshut auf, worüber ihm der General am 30. Juni 1725 seine große Genugtuung ausdrückte. Unter demselben Datum empfahl der General dem Rektor von Ingolstadt dringend angelegentliche Sorge für den Pater und für die vollständige Erhaltung seines Museums. In dem Briefe an P. Orban vom 29. März 1727 wünscht der General ihm Glück zu seiner guten Gesundheit. Seine Pläne für das neue Museum werde er bei dem Provinzial unterstützen. Die Absicht des Generals sei einzig und allein, die Wünsche des Paters, zumal da dieselben gerecht seien, zu fördern. Für Ausbau und Ordnung des neuen Museums möge die göttliche Güte Trost und Freude verleihen.[3] So blieb P. Orban zu Ingolstadt bis zu seinem Tode.

Aus dem Jahre vor seinem Tode (1731) besitzen wir noch einen Bericht über P. Orban und sein Museum, der aber mit der größten Vorsicht aufzunehmen ist, da

[1] Quae videntur favere posse ad penitius rescindendum cum externis commercium. Ad Germ. sup. Dort auch die folgenden Briefe.

[2] Das Schreiben lautet: Pluribus instantiis nobis supplex factus est P. Ferdin. Orban pro sua in integrum restitutione, quod non modo diutius tam sensibilem sibi poenam patienter et cum domesticorum aedificatione tulerit, verum et nimia restrictione de pessimo quoque delicto externis suspicionem moveat, dum potius comprobata jam sua emendatione inustam Societati notam libertate restituta facile delere posset. Pluribus hac super re coram P. Rector nuper in favorem ejusdem nobiscum contulit et illi haud parum suffragari visus. Nihilominus insyncerus Patris Orban agendi modus eam securitatem, quam pollicetur, non spondeat, et expedire non videatur ut Landishutum gliscentibus adhuc factiosis animis (?) tantillum (?) remittatur, nequeo profecto instantiae ac postulatis illius morem gerere. Ne tamen duriorem me exhibere et nihil concedere videar, velim ut praeceptum eidem factum RVa relaxet et aliis cautelis circumscribat. Licebit hac ratione etiam experiri, an integrum sit favorem hunc extendere unaque virum continere ut hujus spe satagat religiose et tranquille vitam exigere.

[3] In einem Briefe vom 29. März 1727 an den Provinzial Hallauer spricht sich der General für die Einladung des P. Orban zur Provinzial-Kongregation und für Berücksichtigung seiner Wünsche für den Bau des Museums aus. *Ad Germ. sup.

der Verfasser ein ausgesprochener Kirchenfeind ist. Es ist der bekannte Reisende Joh. Georg Keyßler, der Februar 1731 Ingolstadt und bei dieser Gelegenheit auch den Saal des P. „Urban“ besuchte.

Er sah dort Rüstungen, Trachten, Hausrat, Antiquitäten und andere mathematische Dinge, „welche jedoch meistenteils unordentlich untereinander liegen, teils weil der Pater Urban aus Verdruß sich wenig darum bekümmert, und die übrigen hier befindlichen Jesuiten wenig davon verstehen, teils weil diese aus Haß gegen den P. Urban, den sie, wenn sie auch am glimpflichsten reden, dennoch allezeit einen wunderlichen, eigensinnigen Mann nennen, alle diese Dinge als verächtliche Bagatellen traktieren . . . Die besten und kostbarsten Sachen hat der P. Urban bei sich in seinem Zimmer, worinnen er gleichsam in enger Verwahrung gehalten wird.[1]

Über den Ursprung der Sammlung weiß Keyßler zu berichten: „Der P. Urban war lange Zeit Beichtvater des vorigen Kurfürsten Johann Wilhelm, und in hohem Ansehen bei ihm sowohl wegen seiner Wissenschaften als Ehrlichkeit...“ Wurden dem Kurfürsten rare Sachen zu Kauf gebracht, so hatte P. Urban im Kleinen etwas davon ab, jedermann suchte sich durch Schenkung einiger Seltenheiten bei ihm beliebt zu machen, der Kurfürst verehrte ihm verschiedenes: „weil der P. Urban ohnedem die meisten Raritäten in seiner Verwahrung hatte, so vermachte ihm solche vollends der Kurfürst, da er ohne Leibeserben starb“.

Woher Orban das viele Geld für seine Stiftungen hatte, erzählt Keyßler also: „Es hatte der vorige Kurfürst von der Pfalz bei 180,000 Gulden von den Holländern an restierenden Subsidiengeldern zu fordern, welche man aber zu Düsseldorf als eine verlorene Schuld ansah. Einsmals, als der Kurfürst auf diese Art davon sprach, sagte der P. Urban: wenn das Geld doch als verloren geschätzt würde, so möchte es der Kurfürst lieber ihm als den Holländern schenken, und als der Kurfürst darauf zu wissen verlangte, was der Beichtvater damit anfangen wollte, antwortete dieser, seine Absicht sei, ein Armenhaus anzulegen. Der Kurfürst ließ sich den Handel gefallen, die Cessiones an den P. Urban wurden ausgefertigt und dieser reiste damit nach Holland, woselbst er die Sache solchergestalt einzufädeln und gewisse Leute zu interessieren wußte, daß er von dieser Forderung bei 100,000 Gulden herausbrachte.“ Die Erbschaft der Gräfin von Taufkirchen, die ihm zugedacht, lenkte er ab auf deren arme Verwandte: „er ließ mit inständigen Bitten nicht nach, bis sie ihre Verwandten zu Erben einsetzte“. Dies soll, wie Keyßler berichtet, großen Unwillen bei den Jesuiten erregt haben. „Wer die Geistlichkeit an ihrem Interesse angreift, kann versichert sein, daß keine Gnade und Barmherzigkeit zu hoffen, und wenn es bei den Pfaffen stünde, so müßte dieses Verbrechen eine Art derjenigen Sünde sein, die weder in dieser noch in jener Welt vergeben wird.“ In Ingolstadt werden unter dem Prätext von Unpäßlichkeiten wenig Leute zu ihm gelassen. „Er ist 73 Jahre alt und bringt den ganzen Tag mit Studieren zu. Das gemeine Volk hält ihn für einen Schwarzkünstler, der mit Geistern ein genaues Verständnis unterhalte. Ich füge nur dieses noch von ihm bei, daß der berühmte Leibnitz sich zuerst durch diesen Mann sowohl am kaiserlichen als pfälzischen und anderen Höfen hat rekommandieren lassen.“[2]

Der Annalist der Universität Ingolstadt, P. Mederer, feiert das Andenken des P. Orban mit den Worten:

Am 30. Dezember 1732 — so schreibt er — starb im Kolleg der ehrwürdige Greis Ferdinand Orban. Dieses Mannes Gedenken muß uns um so kostbarer sein, je größer seine Verdienste um die Wissenschaft und je reicher seine uns hinterlassenen Sammlungen sind. Hohe Fürsten, einheimische und auswärtige, haben dieselben mit Vergnügen besichtigt und wunderten sich besonders darüber, wie von einem Manne so viele und so verschieden geartete Dinge gesammelt werden konnten. Das Museum Orbanianum, das erste in seiner Art in unsern Ländern, ist ein großer und prächtiger

[1] Joh. Georg Keyßlers . . . Reisen, neu herausgegeben von Gottfr. Schütze 2 (1776) 1450. Auf Keyßler stützt sich vielfach der Aufsatz in der Zeitschrift des Münchener Altertums-Vereins 6 (1884) 20 ff.

[2] Keyßler 2, 1452.

Saal, den P. Orban auf seine Kosten baute und der die ganze kostbare Sammlung umfaßt. Aus den drei Reichen der Natur kann man dort sehen eine sehr große und vollständige Mumie, seltene Tiere und Insekten in großer Zahl, zwei große Bände eines Herbariums mit zahlreichen exotischen Pflanzen und Früchten, dann Mineralien und Fossilien aller Art. Besondere Erwähnung verdienen die vielen und für ihre Zeit seltenen kostbaren physikalischen und mathematischen Instrumente. Diese wurden später in das physikalische Armarium übertragen. Ferner sind da viele Bilder und Kupferstiche, die zwar nicht alle von Künstlern ersten Ranges stammen, aber von den Kunstverständigen gerne betrachtet werden. Auch die Antiquitäten sind nicht zu verachten, darunter besonders eine Sammlung alter Münzen, die für die Anfänger der Numismatik genügen kann. Endlich findet sich dort eine Menge exotischer, besonders chinesischer Gegenstände, von denen viele im Laufe der Zeit von Privaten hinzu geschenkt wurden.[1]

Ein im Jahre 1774 aufgenommenes „Inventarium über den Orbanischen Saal zu Ingolstadt"[2] füllt einen Folioband, obgleich die schon früher ausgeschiedenen physikalischen und mathematischen Instrumente nicht einbegriffen sind. Außer vielen Raritäten und Kuriositäten[3] umfaßte die Sammlung damals alle Reiche der Natur. Die Münzsammlung zählte 500 römische Kaisermünzen, die einzeln aufgeführt werden. Manche Gegenstände waren sehr kostbar, so wurde eine sehr alte Mumie auf 4000 fl. geschätzt. Ein Rosenkranz mit Smaragden und Gold, der in Paris gekauft und von Max Emanuel dem P. Orban geschenkt war, hatte einen Wert von 2250 fl. Ein Gebetbuch des Kaisers Leopold war mit geschmolzenem Gold beschlagen. Zwei mit Gold eingelegte Pistolen hatte Kaiser Karl VI. dem P. Orban verehrt, als er mit dem Kurfürsten Joh. Wilhelm zu Wien der Krönung Karls zum König von Spanien beiwohnte. Unter den türkischen Sachen befanden sich viele Geschenke von Beutestücken beim Entsatz von Wien, so der Säbel des Großveziers; das Gold, womit der Säbel besetzt, hatte Orban für die Armen verwandt.

Eine neuere, sehr gründliche Dissertation über die Geschichte der Physik an der Universität Ingolstadt widmet P. Orban sehr anerkennende Worte. An Stelle der Trennungsmauer zwischen dem Gymnasiumhofe und dem Jesuitengarten erbaute P. Orban 1722 (?) aus eigenen Mitteln den sogenannten Orbanschen Saal, der seine großen Sammlungen aufnahm. Da die Sammlung in Ingolstadt bis 1727 noch keine Luftpumpe besaß, genehmigte die Fakultät die verhältnismäßig hohe Summe auf ein Gutachten des P. Orban hin, welches den Preis als sehr mäßig bezeichnete. Im Jahre 1732 ging mit Orbans Tod „dessen große ethnologische und naturwissenschaftliche Sammlung in den Besitz der Universität über. Der eine Teil bildet heute den Grundstock des staatlichen ethnographischen Museums in München, die mathematisch-physikalischen Apparate kamen (1754) in das Armarium. Orban war ein geistig sehr hochstehender Mann von großer Bildung".[4]

Wenn wir zum Schluß ein Gesamturteil über P. Orban fällen wollen, so ist das bei seinem etwas komplizierten Charakter nicht ganz leicht. Jedenfalls sind es besonders zwei Hauptleidenschaften, die all sein Tun bestimmten: Liebe zur Wissenschaft, deshalb sein rastloser Sammeleifer, und Liebe zu den Armen, deshalb seine unausgesetzten Bemühungen, die Mittel zur Linderung der Not zu verschaffen. Kamen beide Eigenschaften in Konflikt, so gab er der Liebe zu den Armen den Vor-

---

[1] Annales Ingolstadienses 3, 187.

[2] München, Kreisarchiv, Gerichtsregistratur 1489/19.

[3] So z. B. die Pflugscharen, über die Kunigunde gegangen, von Kurfürst Joh. Wilhelm, und ein Teil der Hirnschale Oliver Cromwels, Geschenk von Marlborough.

[4] Jos. Schaff, Geschichte der Physik an der Universität Ingolstadt 1472—1800 (1912), 11, 202.

zug. Für sich war er die Bedürfnislosigkeit selbst: er verzichtete auf jeden Genuß, lebte in der ärmsten und kärglichsten Weise. Sein Eifer war zuweilen übergroß und ließ ihn dann die nötigen Rücksichten übersehen, welche sein Stand als Ordensmann, der Armut und Gehorsam gelobt, von ihm forderte. Trotz dieses Mangels, der wohl auch mit seiner stets schwankenden Gesundheit zusammenhängt, muß sein Streben als ein überaus edles und seine Wirksamkeit als eine höchst segensreiche bezeichnet werden — auf Jahrhunderte hinaus.[1]

Auch der offizielle Nekrolog hebt mit Nachdruck die Vorzüge des P. Orban hervor: Er war ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, Rechtlichkeit und Arbeitsamkeit. Bei Fürsten und Herren, auch bei protestantischen, hatte er dadurch für sich und die Gesellschaft große Ehre und Wohlwollen erworben. Durch seine Liebe und Geschicklichkeit führte er mehrere derselben zum wahren Glauben oder zur Buße und einem vollkommenen Leben. Seine außerordentliche Liebe zu den Armen bezeugen sowohl die großen Summen, die er ihnen zugewendet, als auch besonders die beiden Hospitäler, die durch seinen Eifer erbaut wurden. Von sich und seinem Vorteil sah er vollständig ab; für sich ließ er nichts Kostbares zu und blieb stets mit dem Gewöhnlichen auch in der Krankheit zufrieden. Von Alter und Arbeit gebrochen, erlag er nach dem frommen Empfang der hl. Sakramente einem Erstickungshusten zu Ingolstadt am 30. Dezember 1732.[2] —

Am Hofe zu Neuburg treffen wir als Beichtvater den P. Staudacher.

P. Nikolaus Staudacher war geboren 7. Dezember 1660 zu Pfarrkirchen (Niederbayern) und am 28. September 1677 in das Noviziat zu Landsberg eingetreten. Nach Vollendung der großen Studien lehrte er mehrere Jahre Philosophie und Mathematik, zeitweilig versah er auch neben seiner Lehrtätigkeit die Kanzel. Als im Jahre 1701 in Neuburg der Beichtvater der verwitweten Pfalzgräfin Elisabeth Amalie Magdalena (Gemahlin des Kurfürsten Philipp Wilhelm), P. Georg Valtiner, gestorben, trat P. Staudacher an seine Stelle und blieb dort bis zum Tode der Kurfürstin. In Briefen vom 11. Juni und 31. Dezember 1701 drückt der General Gonzalez dem Neuburger Rektor Mülholzer seine große Freude aus über das Lob, das der Rektor dem neuen Beichtvater gespendet.[3]

Die Kurfürstin starb am 4. August 1709 in Neuburg. Bei der großartigen Leichenfeier in Neuburg hielt P. Staudacher die Leichenrede, die dann in pracht-

---

[1] Seine gesunden aszetischen und politischen Grundsätze finden sich treffend ausgedrückt in einem von Orbans Hand vorliegenden Manuskript. 30 S. Clm. 26481 b. — Die guten und schlechten Grundsätze der Politik faßt Orban in folgende Antithesen: Quinque p e s s i m a principia Politica: Ullula cum lupis cum quibus esse cupis. Sive sit raptum sive datum modo sit aptum: Si deficit pellis leonina assuatur cauda vulpina. Nummi sunt summi, nummi sunt numina Mundi. Si non caste saltem caute, si non recte saltem circumspecte. —

O p t i m a principia Politica: Rectum si facias, neminem timeas. A Jove principium, ne unquam negligas. Quod in alio displicet ne unquam peragas. Usque ad aram socius tantum permaneas. Lapidem amussi et non amussim lapidi admoveas. —

Unter den Morbi chronici Germaniae ist die letzte: Dissenteria ex vite nimia et mensa prodiga. Unter den Apophthegmata ascetica pro vita Christiana et perfecta instituenda stehen folgende Paradoxa ascetica: Mundi prudentia magna stultitia. Mortificatio res saluberrima. Pauperi dare merx est certissima.

Zu den Phylacteria Principum notiert Orban folgende Dictamina pro gubernatione servorum et domesticorum:

Ita tractetur servus sicut vellet herus si ipse foret servus.

Erga domesticos sit pater, erga pauperes mater, erga se judex, erga malos vindex.

Alter alterius onera portate omnes in Chro. ut viscera amate.

[2] *Necrologia Prov. Germaniae Superioris.

[3] *Ad Germ. sup.

voller Ausstattung mit 25 Stichen 1710 in Augsburg im Druck erschien.[1] Sehr ausführlich schildert der Prediger die große Liebe der verstorbenen Fürstin zu den Armen, ihre Sorge für die Kranken und Verlassenen usw.

Nach dem Tode der Kurfürstin war Staudacher Rektor des Kollegs zu Neuburg von 1709—1713, und schon sollte er eine neue Bestimmung als Rektor des Kollegs zu Hall erhalten, als der Gehorsam ihn zum Beichtvater des Pfalzgrafen Karl Philipp bestimmte, der damals als Statthalter in Innsbruck residierte.[2] Als der Kurfürst Joh. Wilhelm am 18. Juni 1716 ohne Kinder gestorben, erhielt sein jüngerer Bruder Karl Philipp die Kurpfalz. Er veranstaltete für Johann Wilhelm vom 27.—29. August 1716 in Innsbruck eine große Leichenfeierlichkeit, bei welcher P. Staudacher die Leichenrede hielt. Dieselbe erschien mit prachtvollen Stichen im Druck.[3] Mit großem Lob schildert der Prediger, wie der Verstorbene verwundete und invalide Soldaten pflegen ließ, der lieben Bürgerschaft zu Düsseldorf ein ansehnliches Soldatenhaus erbaute für die im Kriegsdienst gestandenen und durch Alter oder Wunden untüchtig gemachten gemeinen Landsknechte und für die Offiziere eine Invalidenkompagnie errichtete und die Unterhaltung dafür verschaffte. Viele Almosen gab er an die Klöster und Armen. Ein Gleiches können andeuten die in ungefähr 100 Köpfen beiden Geschlechts bestehenden Hospitäler, denen eine köstlich gebaute Kirche und Wohnung nebst reichlicher Unterhaltung ist verschafft worden. P. Staudacher erwähnt auch, daß Joh. Wilhelm verwichenes Jahr die in Welschland üblichen sogenanten Missiones eingeführt.

P. Staudacher folgte Karl Philipp, dem nunmehrigen Kurfürsten von der Pfalz in seine Residenz nach Heidelberg und bei der Verlegung derselben 1720 nach Mannheim. In Mannheim erwirkte er die Gründung eines Jesuitenkollegs, ferner die Errichtung eines Hospitales für die Armen; auch die Gründung des Seminars in Heidelberg ist sein Werk. Selbstlosigkeit und rastlose Arbeitsamkeit waren seine besonderen Vorzüge. Für sich sehr sparsam, war er gegen andere freigebig bis zum Übermaß. Seit 1720 Oberer der Residenz, dann des Kollegs in Mannheim, bat er den Provinzial, die Kranken ihm zuzuschicken, er werde für alles sorgen. Die vergebens von ihm erbetene Sendung nach Indien suchte er durch reiche Almosen für die Missionen zu ersetzen. Wenn er in Schwetzingen vormittags an Sonn- und Festtagen gepredigt, versammelte er nachmittags die Kinder, um ihnen Christenlehre zu geben; dann nahm er sich der von allen Seiten zuströmenden Armen an, um ihnen Nahrung und Almosen zu verteilen. Für sich selbst wollte er trotz aller Bitten keine Ausnahme zulassen und weigerte sich stets, die Hofspeisen für sich zu nehmen. Die Intrigen der Höflinge, die seinen Einfluß und seinen Sinn für Recht fürchteten und ihn deshalb zu verdrängen suchten, verachtete er und ließ ihnen ruhig ihren Lauf. Für seine Seelsorge am Hofe spricht des Kurfürsten fast wöchentlicher Empfang der hl. Sakramente. Nicht selten, besonders an den Tagen der monatlichen Generalkommunion gab der Kurfürst dem Volke auch das erbauliche Beispiel, öffentlich mit dem Volke am Tische

[1] Unsterblicher Tugend-Schatz Augsburg Labhart 1710 fol. 25 Embleme (Stiche) und 49 S. Text. Ein Exemplar in München Staatsb. Bavar. 970, IV, 9.

[2] Der General Tamburini schreibt am 10. Febr. 1714 an den Pfalzgrafen, er werde an Stelle des zuerst gewünschten P. Herm. Oppersdorff den P. Nic. Staudacher bestimmen und den Provinzial der oberdeutschen Provinz benachrichtigen. In einem anderen gleichzeitigen Briefe hatte der General seine Freude ausgedrückt, daß der Pfalzgraf an Stelle des verstorbenen Beichtvaters einen anderen aus der Gesellschaft wünsche. *Germ. 117 I.

[3] Lob, Nachfolg und Verg'sellschaftung deß Löwen und dem Lamb in den unsterblichen Tugenden des durchl. Fürsten Joannis Wilhelmi Heidelberg fol. 81 S. Das Trauergerüst in Riesenfolio und 16 Stiche in Folio.

des Herrn zu erscheinen. Als ein Schlagfluß am 25. Februar 1736 der rastlosen liebevollen Tätigkeit des Paters ein Ziel gesetzt, wurde seine Leiche als die erste in der einige Monate vorher vollendeten und von ihm eingeweihten Gruft des Kollegs beigesetzt. Drei Ordensprovinzen, die oberdeutsche, die niederrheinische und oberrheinische Provinz, in denen er seine segensreiche Wirksamkeit entfaltet, ließen für ihn die üblichen hl. Messen lesen.

P. Staudachers Nachfolger im Mannheimer Rektorat, P. Adam Huth, hat dem Hofbeichtvater in dem Nachruf, den er am 7. April 1736 an die Häuser der oberrheinischen Provinz versandte, ein schönes Denkmal gesetzt.[1] Außer dem bereits Angeführten hebt er hervor: P. Staudacher vereinigte in sich außerordentliche Eigenschaften des Geistes mit noch größeren des Charakters, hervorragende Arbeitskraft mit ebenso großer Arbeitsfreudigkeit, dabei ungeheuchelte tiefe Demut. Auch als Oberer sprach er mit den Seinen nur unbedeckten Hauptes und hörte sie nicht eher an, bis sie auf seine wiederholte Aufforderung selbst ihr Haupt bedeckt; in der Ansprache gab er allen einen ehrenvollen Titel. Die Abwesenden lobte er, die Irrenden entschuldigte er, kaum je befahl er, meist pflegte er zu bitten. Wiederholt bat er um Entlassung vom Hofe. Bei den vielen Verleumdungen, die alle Fehler und alles Unheil dem Hofbeichtvater zuschrieben, blieb er ruhig und freundlich. Bei Widerwärtigkeiten — so pflegte er zu sagen — freue dich, daß Gott dich seines Kreuzes gewürdigt hat; geht alles gut, so demütige dich, weil du der Insignien Christi nicht wert bist. Wenn Christus seinen Kelch anbietet, trinke tapfer, wenn er ihn weigert, so halte dich desselben unwürdig, weil er nur vertrauten Freunden Christi gebührt.

Die Stellung des P. Staudacher war besonders infolge der konfessionellen Verhältnisse eine sehr schwierige. Verlangten die Protestanten von ihrem neuen Landesherrn weitgehende Toleranz, die sie selbst aber gegen andere Konfessionen keineswegs übten, so besorgten Rom und manche katholische Kreise, der Kurfürst möchte in der Toleranz zu weit gehen und dadurch die katholische Sache schädigen. Eine Ahnung von den daraus für den Beichtvater erwachsenden Schwierigkeiten gibt ein Brief, den der General Tamburini am 10. Dezember 1718 an den P. Staudacher richtete. Aus dem Briefe Ew. Hochwürden vom 8. November — so schreibt er — habe ich mit großer Genugtuung ersehen, wie Sie sich ohne Anstoß in der schwierigen Lage des Kurfürsten benommen. Ich billige durchaus, daß Sie auch gemäß der Meinung des Hl. Vaters ihrem Amte entsprechend dem Kurfürsten ausdrücklich die Verpflichtung vor Augen geführt, in seinen Provinzen für die gefährdete katholische Religion zu sorgen. Wenn er aber dieser Verpflichtung aus vielleicht weniger starken verborgenen Gründen nicht nachkommen will, so liegt kein Grund für Ew. Hochwürden vor, noch mehr zu tun, da es über Ihr Vermögen hinausgeht. Was in diesen Umständen, die nur wenigen bekannt sind, zu tun ist, kann ich nicht entscheiden, sondern Ew. Hochwürden müssen das tun, was dem Gewissen, den Regeln der Gesellschaft und nicht weniger für die Ehre des Fürsten zuträglicher erscheint.[2]

---

[1] *Epp. Prov. Rhen. sup., auch in Historia Collegii Mannh. 1736. Rhen. sup. 38.

[2] *Ad Germ. sup. In der protestantisch orientierten „Neueste Geschichte der Reformirten Kirche in der Untern Pfalz, Dessau 1791" wird S. 182 der große Einfluß des P. Staudacher betont und dann bemerkt: „Glücklicherweise fand sich in seinem Charakter nicht jene feine Intrigue und das alles umfassende Bestreben nach zeitlichen Gütern, das bei diesen Vätern sonst immer der erste Gegenstand ihres Einflusses zu sein pflegt, (!) und die Protestanten hatten es wahrscheinlich dieser Gemütsstimmung zu danken, daß ihre Lage erträglicher blieb, als sie selbst aus der Verbindung der Umstände vermuthen konnten".

Als P. Staudacher gestorben, trat an seine Stelle P. Seedorf (Seedorff). P. Franz Fegeli, von einem Familiengut von Seedorf genannt, war geboren am 31. Dezember 1691 zu Freiburg in der Schweiz.[1] Wahrscheinlich besuchte er das Jesuitengymnasium in Freiburg. Im Oktober 1709 trat er in das Noviziat zu Landsberg. Von 1712—1714 hörte er die Philosophie in Ingolstadt, unterbrach dann die Studien von 1714—1717, in denen er jedes Jahr aufsteigend zu München Untere, Oberste Grammatik und Humanität lehrte. Den vierjährigen theologischen Kurs absolvierte er 1717—1721 zu Ingolstadt. Während er in Ingolstadt studierte, schrieb der Provinzial Peckh 1714 an den Rektor des Freiburger Kollegs: Der Carissimus Seedorf führt sich ausgezeichnet und in den Studien entreißt er allen die Palme: dazu beglückwünschen wir die erlauchten Eltern.[2] Als Professor der Philosophie und Theologie wirkte er an verschiedenen Kollegien, in den Jahren 1729—1732 lehrte er die Theologie zu Ingolstadt, und zwar mit großem Erfolg.

Als er Ende 1732 von Ingolstadt abberufen wurde, erregte dies dort große Betrübnis. Der Pollinger Profeß Herculan Vogl berichtet darüber am 17. Dez. 1732 an den Propst Albert von Polling: Unser Theologie-Professor P. Franz Seedorf, ein überaus tüchtiger und ganz hervorragender Mann, wurde vor 3 Wochen auf plötzlichen Befehl seiner Obern fast augenblicklich abberufen. Er erhielt die Weisung, auf Bitte des Kurfürsten von der Pfalz nach Mannheim zu reisen, um dort das Amt eines Hofpredigers und zugleich für den jungen Herzog von Sulzbach dasjenige des Beichtvaters und Instruktors zu übernehmen. So betrauert die theologische Fakultät den Verlust ihres Lombardus, die akademische Kongregation den ihres Demosthenes.[3]

Der Annalist der Universität schildert zum Jahre 1732, wie Seedorf den Bau eines herrlichen Oratoriums für die akademische Kongregation begonnen und dann kaum ein halbes Jahr nach der Grundsteinlegung plötzlich abberufen wurde, um bei dem achtjährigen Prinzen Karl Theodor das Amt des Instruktors und Beichtvaters zu versehen. Zu diesem Behufe — so fährt der Annalist fort — reiste er am 22. November nach Brüssel oder vielmehr nach Drogenbusch bei Brüssel, wo der Prinz unter der Obsorge seiner Großmutter Maria Henrietta, der Herzogin von Aremberg, erzogen wurde. Wegen seiner großen Kenntnisse in allen Fächern, besonders aber in der Theologie, erntete er an unserer Universität allgemeinen Beifall. Als der Kurfürst Karl Philipp den P. Seedorf, der in den Ferien die rheinischen Provinzen besuchte, nur einmal gesehen, wollte er für den Prinzen von Sulzbach, seinen mutmaßlichen Erben, keinen andern Instruktor als Seedorf. Er erbat ihn zwar nicht namentlich, verlangte aber für den neuen Instruktor solche Eigenschaften, die nur bei Seedorf verwirklicht waren: nämlich einen Ausländer, von vornehmer Familie, gleichmäßig der französischen und deutschen Sprache kundig, endlich Doktor der Theologie, so daß dem Obern kein Zweifel blieb, daß er Seedorf im Auge hatte.[4]

Nach einem Briefe des Generals Retz scheint es aber, daß der Kurfürst den P. Seedorf auch namentlich begehrt hat. Denn der General schreibt am 13. Dez. 1732 an den Provinzial Mayr: Ihre Mitteilungen über die Versetzung des P. Seedorff an den Sulzbacher Hof wage ich nicht zu tadeln, da der Kurfürst von der Pfalz denselben dringend verlangt, aus Furcht, bei einem so großen Wohltäter an-

---

[1] In einem Nekrolog wird er „Rottodimontanus“ genannt.

[2] *Helvetii S. J. S. 216. ff.

[3] *Orig. München, Reichsarchiv, Kloster Polling Nr. 149. Vergl. Histor. Jahrbuch 1904, 163. — Ein Tractatus de jure et justitia Professore R. P. Seedorff (excepit Jos. Söll) 4° 164 p. findet sich in Clm. 25176.

[4] Mederer, Annales Ingolstad. 3, 185.

zustoßen; ich hätte aber gewünscht, daß man Zeit gelassen, um den Kurfürsten von diesem Vorhaben abzubringen. Ich hoffe aber, daß die Stelle dieses Paters durch einen nicht weniger tauglichen wieder besetzt wird.[1]

Der Aufenthalt in Belgien dauerte nicht lange. Während bei P. Seedorf in dem Katalog der Oberdeutschen Provinz von 1734/35 steht: zu Brüssel, wird in dem Katalog der oberrheinischen Provinz von 1734/35 als Aufenthaltsort Mannheim angegeben. Dort blieb er am Hofe des Kurfürsten von der Pfalz von 1735—1758, d. h. bis zu seinem Tod, der ihn am 10. Juli 1758 in Schwetzingen ereilte.

Zu seinem Amte als Erzieher des Erbprinzen erhielt P. Seedorf 1736 auch das Amt als Beichtvater des Kurfürsten. Darüber schreibt am 21. April 1736 der General Retz an P. Seedorf: Daß Ew. Hochwürden von dem Kurfürsten von der Pfalz zur Leitung seines Gewissens erwählt wurden, beweist mir deutlich die hohe Zufriedenheit des Kurfürsten mit Ihrer Erziehung des Prinzen von Sulzbach: Sie haben dadurch die Gunst des Kurfürsten in so hohem Grade erworben, daß er Sie trotz Ihres Sträubens zu seinem Beichtvater und Theologen erkoren hat . . . Obgleich ich nun sehr wünsche, daß Ew. Hochwürden in der Sorge für den Prinzen von Sulzbach nicht nachlassen, wünsche ich doch zugleich eine solche Führung des neuen Amtes, daß Sie den Kurfürsten vollauf zufrieden stellen . . . Sie brauchen kaum eine andere Instruktion als die des P. Claudius für die Beichtväter der Fürsten, die ja ohne Zweifel Ihnen bereits bekannt ist. Die neuliche Empfehlung für die Gräfin Stryensky bitte ich lieber durch Laien besorgen zu lassen, damit wir nicht bei dem Eintreten für die eine Partei die andere Partei, das uns so wohltätige Haus Radziwil, gegen uns aufbringen. Die Sache ist also so vorsichtig zu betreiben, daß nicht zugleich unsere Mithilfe an den Tag tritt. Es wird nicht unnütz sein, dies auch dem Kurfürsten mitzuteilen.[2]

In seiner doppelten Stellung erlangte P. Seedorf einen großen Einfluß. In der Instruktion für den französischen Gesandten am Hofe zu Mannheim, Marquis de Tilly, vom 20. Dezember 1740 heißt es: Den größten Einfluß beim Kurfürsten haben Baron von Sickingen, der Kanzler von Halberg und der Jesuit Seedorf . . . P. Seedorf hat in den letzten Jahren einen solchen Einfluß auf den Kurfürsten gewonnen, daß dieser in einer Sache, wo die Religion so wesentlich interessiert ist, ihm vor allem seine geheimsten Absichten in Bezug auf die nächste Kaiserwahl mitteilen wird, aber da dieser Ordensmann sich wohl hütet, dieses große Vertrauen des Kurfürsten zu ihm bekannt werden zu lassen, wird der Gesandte wenig von ihm erfahren. Trotzdem soll er sich alle mögliche Mühe geben, dessen Vertrauen und Freundschaft zu gewinnen und ihm bei allen Gelegenheiten zu verstehen geben, daß dem König bei dieser heiklen Sache nichts mehr am Herzen liegt als das Interesse unserer hl. Religion und er nichts sehnlicher wünscht, als den auf den kaiserlichen Thron zu erheben, der am meisten die katholische Religion zu schützen und gegen die Protestanten zu verteidigen vermag.[3]

Dieser Einfluß nahm noch zu, als Karl Philipp am 31. Dezember 1742 gestorben und beim Fehlen eines männlichen Erben die Sulzbacher Linie mit Karl Theodor am 1. Januar 1743 zur Kurwürde gelangte.

Ein lebhaftes Echo findet dieser Einfluß in der Instruktion vom 2. August 1753 für den französischen Gesandten am Mannheimer Hofe, Baron von Zuckmantel, worin gesagt wird: Der brave und fleißige Kurfürst Karl Theodor hat

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] Recueil des instructions données aux ambassadeurs de France 7, 434 ff.

drei Minister, P. Seedorff, Jesuit, sein Beichtvater, Schweizer von Geburt und Bruder des verstorbenen Herrn von Seedorff, General-Lieutnants im Dienste des Königs, Baron Wachtendonk und Baron von Wrede. Auf P. Seedorff hat der Kurfürst absolutes Vertrauen; die andern Minister tun nichts ohne seinen Rat; ohne ihn kann man in keiner Sache etwas erhoffen. Er hat Geist und Scharfsinn, aber er ist argwöhnisch und versteckt; seine Neigungen regeln sich nur nach den Interessen für den Kurfürsten. Im übrigen ist P. Seedorff empfänglich für Rücksichten und Aufmerksamkeiten, und der Baron von Zuckmantel wird große Sorge dafür tragen und ihn versichern, daß der König volles Vertrauen zu seinen Absichten und Einsichten hat.[1]

Bei dem großen Einfluß des P. Seedorf bei Karl Theodor und wegen der wirklichen oder vermeintlichen Teilnahme an dessen Aktionen konnten Klagen nicht ausbleiben. Am 13. April 1745 schreibt der General Retz an P. Seedorf: Ich erinnere mich noch dessen, was Ew. Hochw. früher zu Ihrer Verteidigung vorgebracht und was andere zu Ihren Gunsten geschrieben. Aber neue Klagen, und zwar von mehreren Orten sind an mich gelangt, daß Ew. Hochwürden Partei ergreifen und sich zu sehr in Staatsgeschäfte (publica negotia) einlassen, und daß darunter an verschiedenen Orten die Liebe zur Gesellschaft leidet. Obgleich ich nun nicht alle diese Klagen glaube, so wollte ich doch gemäß meines Amtes, wodurch ich das Gesamtwohl des Ordens zu fördern verpflichtet bin, und auch in meiner väterlichen Liebe für Ew. Hochwürden mahnen, alle Gelegenheiten, die Anlaß zum Verdacht geben, zu meiden und sich am Hofe so zu benehmen, daß Ihre

[1] Recueil des instructions 7, 464 f. — Beim Regierungsantritt Karl Theodors soll P. Seedorf diesem ein längeres Gutachten gleichsam ein Regierungsprogramm übergeben haben. In seiner Geschichte der Rheinischen Pfalz (2² 908) schreibt Häusser: „Wir sehen aus einem Gutachten, das Karl Theodor von P. Seedorf erhielt, daß dieser Jesuit zwar ein wohlmeinender Mann sein mochte aber mit seiner pedantischen Beschränktheit in dem künftigen Fürsten nimmermehr große und eigentümliche Ideen zu wecken fähig war." Und später (2, 209): „Die materielle Wohlfahrt seines Landes läßt er ihm als das höchste Ziel erscheinen, Geld und Kredit als den Prüfstein einer guten Regierung, und ihm selbst gibt er die gefährliche Lehre, daß der Landesherr verwenden und dispensieren dürfe, was er wolle, wenn das Geld nur im Lande bleibe." Für dieses Gutachten zitiert Häusser Meiners und Spittler Göttingisches Magazin (3, 322 ff.). Dort steht allerdings ein Gutachten mit der Überschrift: Weisheit und Thorheit in einem Gutachten, so dem Kurfürsten Karl Theodor bei Antritt seiner Regierung übergeben worden. (Aus beglaubigter Handschrift.) Nirgends wird aber auch nur angedeutet, daß Seedorf der Verfasser ist. Auch Häusser hat nicht einmal versucht, für seine Behauptung den Beweis zu erbringen. Von einem weiteren Gutachten, das in dem Göttingischen histor. Magazin (1, 648 ff.) veröffentlicht wurde: „Karl Theodors Regierungsgrundsätze wie sie 1742 zum Gebrauch desselben aufgesetzt worden" meint Häusser (2, 909), es sei „aus einer noch mehr jesuitischen Feder als das Seedorf'sche geflossen". Der Verfasser dieses Gutachtens ist aber „höchst wahrscheinlich der Erzieher und Minister Karl Theodors, Marquis d'Itre", wie der Herausgeber angibt. Da die Ideen sich mit dem andern Gutachten decken, wird diese Vermutung auch dem ersten Gutachten gelten können. Beide Gutachten stehen auf einem absolutistischen, stellenweise machiavellistischen Standpunkt, beide behandeln in der eingehendsten Weise Kameralien und Finanzen. Das Seedorf zugeschriebene behandelt (S. 331 ff.) fachmännisch Ökonomie, Forstwesen, Hüttenwerke, Manufakturen, Kreditwesen, alles Dinge, von denen P. Seedorf nichts oder nicht viel verstanden haben dürfte. S. 335 heißt es bei der Sorge für das Volk im Gegensatz zur historischen Wahrheit: „Allein man trifft oftmals und am mehresten bei geystlichen Höfen das Gegenteil, ihre Bauern sind Sklaven und ihre Knechte sind von dem Vieh kaum noch zu unterscheiden." Das wird dann in den schwärzesten Farben ausgemalt. Es ist ganz unmöglich, daß P. Seedorf in solcher Weise geschrieben. Also Wissensbereich und Charakter schließen die Autorschaft Seedorfs aus. Vergl. Neueste Gesch. der Reformirten Kirche in der Untern Pfalz (1791), wo S. 196 die „Regierungsgrundsätze" von 1742 den „Marquis d'Itres" zugeschrieben werden.

Nicht-Einmischung in politische Dinge offenbar ist. Ew. Hochwürden werden diese Mahnung gewiß gut aufnehmen, da Sie ja wissen, wie sehr solche Gerüchte uns schädigen und die Gesellschaft an anderen Höfen verhaßt machen können. P. Seedorf suchte den General zu beruhigen, indem er ihm ein glänzendes Zeugnis des Kurfürsten für seine Unschuld einschickte. Retz zeigte sich dadurch etwas beruhigt, wie er am 8. Mai 1745 Seedorf mitteilte. Er erneuerte aber in diesem Briefe die Mahnung, doch jeden Schatten von Verdacht zu meiden, der die Gesellschaft schädigen könnte.[1]

Die Klagen kamen besonders von Wien, wo man sich über die Verhandlungen in betreff der Union von Kurpfalz und Kurbayern sehr beunruhigte.[2] Infolge der von Wien an den General Retz gelangten Klagen schreibt dieser am 21. September 1745 an P. Kampmiller, dem Beichtvater Maria Theresias: Um die Königin zu beruhigen wegen der scharfen Parteinahme des P. Seedorf für die Gegenpartei kann ich nichts besseres tun, als meinen und des Kurfürsten Brief für P. Seedorf zu schicken. Daraus wird hervorgehen, daß ich es an nichts habe fehlen lassen. Ew. Hochwürden können dies gebrauchen, denn es ist in der Tat schwer, einen Schweizer, der einen Bruder im französischen Heere hat, von allem Verdacht zu reinigen. Dem war in der Tat so, denn am 27. November 1745 klagt der General dem P. Bittermann (Beichtvater von Franz Stephan), daß ihn die Nachrichten über P. Seedorf sehr geschmerzt; ich habe trotzdem durch einen neuen Brief insistiert und werde wiederum insistieren, da er von seinem Amte und dem Hofe, was allein das radikale Heilmittel wäre, kaum entfernt werden kann.[3]

Daß sich Seedorf in manche politische Verhandlungen einließ, zeigt seine Korrespondenz mit dem kurpfälzischen Gesandten, dem bayerischen Geheimrat Baron von Schroff. Schroff stand in vielfacher Verbindung mit Seedorf, wie die noch erhaltenen Briefe beweisen.[4] Im Jahre 1751 war das Verhältnis ein sehr gespanntes, weil Seedorf mit Schroff sehr unzufrieden war. Wenn die Aufzeichnung Schroffs vom 31. März 1751 nicht übertrieben ist, muß Seedorf sich von seiner Heftigkeit haben fortreißen lassen. Schroff klagt: P. Seedorf habe ihm in Mannheim in seinem Zimmer Grobheiten gesagt, er (Schroff) leide an Einbildungen wegen Köln und habe in München nichts ausgerichtet, er könne seine Demission haben, wenn er wolle, „so er (Seedorf) öfters in furia repetiert". Ich sei ein fauler, und es hätte nicht viel gefehlt, daß er beigesetzt, Kerl, zu etlichemal hatte es das Ansehen, als ob er mir eine Ohrfeige ziehen wolle. Über „ein weiteres Entrevue" mit Seedorf am 14. April nachmittag berichtet Schroff: Derselbe trabte aus seinem Zimmer hervor und ließ schon wieder die nämliche Furie blicken, sagt, die Herren Ministri hätten die Konsideration für ihn, ihm alles zu kommunizieren. Er hielt mir mit großem Ungestüm vor, warum ich den Kurfürsten von Bayern allezeit so loben täte.[5]

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Vergl. Th. Bitterauf, Die Wittelsbachische Hausunion von 1746/47 in Festgabe Heigel (1903) 456 ff. Seedorf soll engen Anschluß an Bayern und Frankreich empfohlen haben.

[3] *Ad Germ. sup. Vergl. die Briefe des Generals an den Mannheimer Rektor Hoch 6. März 1745, an den Provinzial Huth, 15. Juni 1745 mit Warnungen vor irgendwelcher Einmischung und Parteinahme. Am 8. Jan. 1746 schreibt der General an den Provinzial Huth: In defensione P. Seedorf allata mihi quidem viri innocentiam probant, utinam etiam efficacia forent ad ingestam de ipso externis opinionem evellendam.

[4] München Staatsbibl. Oefele 98 I und 230 V.

[5] *Ex autogr. Schroff. Oefele 98 I. Im folgenden Jahre wurden alle Papiere Schroffs in München beschlagnahmt. Diese Maßregel von Kurpfalz wurde als eine Wirkung der heftigen Handlungsart des P. Seedorf bezeichnet. Aretin 6, 506 f.

Weitere Briefe aus den folgenden Jahren lassen auf gebesserte Beziehungen und gemeinsame Bemühungen schließen.

Nach Mitteilungen des österreichischen Gesandten Widemann bekam Seedorf bei einem Besuch in München „von allen hiesigen Ministri die Visite";[1] der Kurfürst von Bayern habe selbst gesagt, P. Seedorf sei nicht nur Beichtvater sondern auch Konferenz-Minister und mithin befugt, sich in Geschäfte zu mischen.[2]

P. Seedorf spielt auch eine große Rolle bei der Konversion des Herzogs Friedrich Michael von Zweibrücken, dessen jüngster Sohn Max Joseph (geb. 1756) im Jahre 1799 Kurfürst von Bayern und 1806 der erste König von Bayern wurde. Herzog Friedrich heiratete am 6. Februar 1746 die sulzbachische Prinzessin Maria Franziska Dorothea, eine Schwester Karl Theodors. Bei seiner Vermählung versprach er, die katholische Religion anzunehmen, sobald er in derselben genügend unterrichtet sei. Das war als Bedingung für die Heirat gemacht worden. Nach eingehendem Unterricht durch P. Seedorf, den er am kurpfälzischen Hofe kennen gelernt, legte er am 27. November desselben Jahres das katholische Glaubensbekenntnis ab. Die Bekanntmachung der Konversion fand statt am 8. Dezember 1746 in Düsseldorf. Auf die Mitteilung der Konversion dankte der General Retz am 7. Januar 1747 dem P. Seedorf in Düsseldorf für die Anzeige und beglückwünschte ihn zu dem Resultat.[3]

Die Unterweisungen für den Konvertiten veröffentlichte P. Seedorf im Jahre 1747.[4] Im Vorwort berichtet Seedorf, sein Buch sei keine methodische

---

[1] Aretin 6, 498.

[2] Aretin 6, 519 ff. — Der Kabinettssekretär Stephan von Stengel, der 1773 sein Amt antrat, schreibt in seinen Aufzeichnungen (Heigel Quellen und Abhandlungen Neue Folge 1890 S. 329): „Bekanntlich war der Kurfürst Karl Theodor in den ersten Jahren, besonders nachdem sich sein erster Minister Marquis d'Ylres zurückgezogen hatte, ganz unter der Leitung der Kurfürstin und des P. Seedorfs, seines Beichtvaters, gestanden. Kein Minister wagte es, etwas in Vortrag zu bringen, ohne die Meinung dieser Regentschaft zuvor erholt zu haben. Gegenstände von größerem Umfange wurden außer den Konferenzen dem Kurfürsten in das Kabinett geschickt, der sie dann in einen Schrank im Schlafzimmer legte und den Schlüssel stecken ließ. In der Frühe kamen dann die Kurfürstin und P. Seedorf zu ihm zum Frühstück, dann holte der Pater die Papiere aus dem Schranke, es wurde darüber unter ihnen debattiert und die Entscheidungen dieser vertraulichen Konferenzen den Ministern zur Richtschnur bei ihrem Vortrage in den Staatskonferenzen gegeben. Dies dauerte ein paar Jahre, als auf einmal P. Seedorf an den Schrank kam und den Schlüssel abgezogen fand: weder die Kurfürstin noch P. Seedorf wagten es, nach dem Schlüssel zu fragen, und von nun an wußten sie, daß der Kurfürst ihres Rathens genug hatte". Man gab dem Minister Freiherr von Wrede die Schuld, dafür vergalt „die Partey" 1775 damit, daß sie die Entlassung von Wrede erreichte. Wrede habe sich 1775 an P. Seedorf gewandt, der ihm aber geantwortet: „Eure Exzellenz selbst haben mich außer Stand gesetzt Ihnen zu dienen." P. Seedorf war aber bereits 1758 gestorben! Die Aufzeichnungen Stengels verlangen sehr scharfe Kritik, er war „der rücksichtslose Feind des Aberglaubens und des Jesuitismus". Heigel, S. 323.

[3] *Ad Germ. sup. Ebendort ein Brief des Generals vom 23. April 1746 an Seedorf, der mit den Worten beginnt: Gaudeo Rae Vae ultimas meas solatio fuisse in quibus significavi acta Serenissimi in causa Serenissimorum Bipontinorum a Beatissimo Patre approbari. Das bezieht sich wahrscheinlich auf die Abmachungen wegen der Heirat und Konversion. Vergl. Trost-Leist Pfalzgraf Friedr. Michael von Zweibrücken (1892) XXI.

[4] Lettres sur divers points de controverse. Contenant les principaux motifs qui ont determiné S. Alt. Ser. Msgr. le Prince Fréderic . . . a se reunir a la S. Eglise Catholique. Am 18. Nov. 1747 spricht der General dem P. Seedorf wärmsten Dank aus für die Zusendung der Schrift. *Ad Germ. sup. Die erste Ausgabe erschien zu Lüttich in 2 Bändchen von 301 und 431 S. (Die Approbation des Generalvikars von Lüttich am Ende des 2. Bandes trägt das Datum 23. Juni 1747); eine deutsche Übersetzung „mit Wissen und Gutachten des Verfassers" in einem Band von 630 S. in Mannheim 1748, ebenfalls in Mannheim 1749 eine ver-

Kontroverse, sondern enthalte nur die Instruktionen, die er auf Wunsch des Herzogs Friedrich Michael von Zweibrücken für dessen Unterricht geschrieben habe. Er bittet um Nachsicht, da er bei der Abfassung nur seine Hefte und einige wenige Bücher zur Hand gehabt und die Veröffentlichung nicht beabsichtigt habe, zumal er in einer Sprache schreiben mußte, die er nur halb besitze. Im Verlaufe des Buches betont er, der Herzog habe während der Verhandlungen über die Vermählung mit der Pfalzgräfin (von Sulzbach) nichts von Konversion hören wollen, jedes persönliche Interesse sollte ausgeschlossen und nur die erkannte Wahrheit zur Richtschnur genommen werden.

Die Briefe fanden vielen Beifall bei den Katholiken, wurden aber auch heftig angegriffen besonders von Tübinger Theologen. Mit zwei derselben setzte sich Seedorf auseinander in der Vorrede zur französischen Ausgabe Mannheim 1749.[1]

Dem Beispiel des Herzogs Friedrich folgte im Jahre 1755 dessen ältester Bruder, der regierende Herzog Christian. Näheres schildert Seedorf in einem Briefe vom 20. Januar 1755 an den General Visconti. Auf Weisung des Herzogs von Zweibrücken teile ich Ew. Paternität eine sehr freudige Nachricht mit, die aber noch für einige Monate streng geheim gehalten werden muß und nur dem Papste mitgeteilt werden darf, nämlich, daß der regierende Herzog Christian von Zweibrücken, der ältere Bruder des Herzogs Friedrich, zu Paris im Geheim-Kabinett des Königs das Glaubensbekenntnis ablegen wird. Er läßt nun Ew. Paternität durch mich bitten, in seinem Namen den Hl. Vater zu begrüßen und demselben im Vertrauen seinen Entschluß mitzuteilen. Nach einigen Monaten wird der Herzog ein ausführliches Ergebenheitsschreiben an den Papst richten. Er wünscht noch vom Papst insgeheim die Erlaubnis zu erhalten, an den verbotenen Tagen Fleisch zu essen. Die Gründe für die Erteilung der Dispens sind wirklich gewichtig und zwar besonders, weil die ungewohnten Fastenspeisen seiner Gesundheit abträglich sind.[2]

Weiter schreibt Seedorf am 10. April 1755 dem General: Neulich ist der Herzog von Zweibrücken zurückgekehrt, und wie er mir bei seiner Abreise fest versprochen, hat er die Lutherischen Irrtümer am 25. März zu Paris abgeschworen vor dem Kardinal Soubise, das Original der Abschwörung von der Hand des Fürsten wird im Geheimarchiv des Königs aufbewahrt. Ich darf beifügen, daß die Schönheit des Gottesdienstes in der Hofkapelle, Unterredungen zwischen beiden Fürsten, sehr häufige Mahnungen des Kurfürsten und besonders die leuchtenden Beispiele einer soliden Frömmigkeit, die der Herzog von Zweibrücken bei ihm sah, haben diese so erwünschte Konversion bewirkt. Es wurde mir aufgetragen noch die Geheimhaltung zu empfehlen, obgleich die Sache durch ungewisse Gerüchte schon verbreitet wird zur großen Freude der hiesigen Katholiken, die leicht glauben, was sie sehr wünschen.[3]

In dem Nekrolog, den das Mannheimer Kolleg im Jahre 1758 dem P. Seedorf widmete, wird hervorgehoben, daß der Pater für sich sehr karg lebte, seinen Gehalt und Almosen für Arme und Kirchen verwendete. Im Verkehr mit den Frauen sei er sehr zurückhaltend gewesen und habe, wenn nötig, nur an einem

besserte und vermehrte Auflage der französischen Ausgabe, eine weitere deutsche Ausgabe Prag 1749.

[1] Auf die Briefe des Tübinger Kanzlers Pfaff antwortete Seedorf: Lettres d'un docteur catholique 1750 und 1754. Vergl. außer Sommervogel Hurter, Nomenclator 4³ (1910) 1378 f, wo den Briefen großes Lob gespendet wird und Mémoires de Trevoux 1748 p. 531 ff.

[2] *Austria 22 fol. 330.

[3] *Austria 22 fol. 333.

allen sichtbaren Orte mit ihnen gesprochen. Die Briefe, die sich auf Anliegen des Hofes bezogen, habe er rechtzeitig in seiner letzten Krankheit dem Kurfürsten übersandt mit der Versicherung, daß keine weiteren den Hof angehenden Papiere bei ihm vorhanden seien.[1]

Das Freiburger Kolleg blieb bei P. Seedorf stets in dankbarem Andenken. Er wendete ihm für die Restauration der Jesuitenkirche reiche Almosen zu. Der General Centurione schrieb hierüber am 14. August 1756 an den oberdeutschen Provinzial Hermann: Eine angenehme Nachricht war es für mich, daß unsere Kirche in Freiburg in der Schweiz schön wiederhergestellt wird, und zwar zum großen Teil auf Kosten des P. Seedorf, des Beichtvaters des Kurfürsten von der Pfalz. Dies gefällt mir so, daß ich wünsche, Ew. Hochw. möchten gelegentlich dem P. Franz dies mein Wohlgefallen für seine Wohltätigkeit gegen das Haus Gottes zu erkennen geben.[2]

In den letzten Jahren scheint mit der zunehmenden Leichtlebigkeit des Kurfürsten der Einfluß des Beichtvaters nicht mehr so groß gewesen zu sein. Wenn man liest, wie im Jahre 1753 „der nicht einmal reinliche" Voltaire, der Abgott der aufgeklärten Fürsten, auch in Mannheim 14 Tage am dortigen Hofe weilte, „gefeiert und geehrt gleich einem der Mächtigsten der Erde",[3] so fragt man unwillkürlich, wo bleibt da der Einfluß des Beichtvaters? Im Jahre 1758 war Voltaire wieder in Mannheim. Karl Theodors Duldsamkeit erstreckte sich später sogar auf die Pucelle, „ein Werk von ebenso ausgesprochen antikirchlicher Tendenz wie obszöner Leichtfertigkeit".[4]

Der Katalog der oberrheinischen Provinz für das Jahr 1773 kennt bei Mannheim keinen Beichtvater des Kurfürsten, sondern nur einen solchen der Kurfürstin. P. Ignaz Franck war damals nur Pfarrer der Hofkapelle, seine Rolle gehört einer späteren Zeit an. — —

Die Geschicke von Bayern werden im ersten Viertel des Jahrhunderts durch den ebenso tapferen wie leichtlebigen Kurfürsten Max Emanuel bestimmt. Sein Beichtvater war kein Jesuit, sondern zuletzt der Augustiner-Eremit Peter de Bretagne.[5] Erst kurz vor seinem Tode ließ der Kurfürst auch einen Jesuiten an sein Sterbebett rufen. P. Daniel Stadler berichtet darüber in seiner bayerischen Geschichte im Jahre 1762: Der Kurfürst begehrte, daß man ihm jenen Jesuiten, welcher schon lange Zeit hier in München die zum Tode verdammten Übeltäter zur Richtstätte hinausbegleitet hatte, rufe, damit derselbe auch gleichen Beistand ihm leisten möge.[6] Genaueres erzählt die handschriftliche Geschichte des Münchener Kollegs: Schon hatte der Kurfürst in dem dritten Monat krank gelegen, als er auf die Kunde von seinem bevorstehenden Tod aus dem Kolleg unseren Priester P. Nikolaus Simerl, den Präses der Bürger-Kongregation, namentlich begehrte, sowohl um bei ihm zu beichten als auch um sich besonders mit seiner Hilfe auf den Tod vorzubereiten. Volle sechs Tage stand der genannte Priester dem Sterbenden bei. Auf dessen Mahnung hin bat der Fürst den ganzen anwesenden Hof in innigster Weise um Verzeihung. Seine Söhne, unter denen auch der eiligst herbeigekommene Kurfürst von Köln (Clemens August) war, segnete er und

---

[1] *Germ. sup. 64.

[2] *Ad Germ. sup. Vergl. den Brief Centuriones vom selben Datum an den Freiburger Rektor Gady, aus dem hervorgeht, daß auch ein anderer Freiburger, P. Franz Broccard (!), Beichtvater zweier sächsischer Prinzen, für die Restauration der Kirche beisteuerte.

[3] Heigel, Karl Theodor und Voltaire in Essays aus neuerer Geschichte (1892) 145 ff.

[4] Heigel 155.

[5] Vergl. Gehaltsdekret vom 19. März 1726 in *Historica 1, 34 und Parnassus. Boicus (1726) 99 ff.

[6] Bayerische Geschichte 576.

mahnte sie eindringlich, das Beispiel seines vergangenen Lebens nicht nachzuahmen.[1] Der Kurfürst starb am 26. Februar 1726.

Wenige Tage später, zum 3. März 1726, findet sich in dem handschriftlichen Tagebuch des Münchener Jesuiten-Gymnasiums folgender Eintrag: Sonntag Quinquagesima. Vollkommener Monats-Ablaß: Schon vor 4 Uhr in der Früh erschien die Kurfürstin Witwe incognito in der Kirche (St. Michael) und beichtete mitten unter dem Volke ihrem Beichtvater dem hochw. P. Schmackers (!), dann empfing sie von seiner Hand in der hl. Messe die hl. Kommunion und suchte so als erste für ihren verstorbenen Gemahl den Ablaß zu gewinnen.[2]

Der hier genannte P. Smackers war seit 1697 Beichtvater der zweiten Gemahlin des Kurfürsten Theresia Kunigunde.[3]

Theresia Kunigunde Karoline, Tochter des Königs Johann III. Sobieski von Polen, war geboren in Warschau 4. März 1676. Sie erfreute sich in Polen großer Beliebtheit, und die Berichte der bayerischen Gesandten, die für den Kurfürsten Max Emanuel um ihre Hand anhielten, lauten sehr günstig. Bei den Verhandlungen über die Mitgift im April 1694 kam es zu ärgerlichen Szenen, weil Sobieski in seinen letzten Lebensjahren fast ausschließlich Wert auf die Mehrung seines Hausschatzes legte. Da erklärte die Prinzessin Kunigunde, sie wolle lieber ins Kloster gehen, als Anlaß geben zu so betrübenden Zornesausbrüchen ihres Vaters. Diese Erklärung führte endlich einen günstigen Abschluß der Verhandlungen herbei.[4] Am 15. August 1694 erfolgte zuerst durch Prokuration und dann am 2. Januar 1695 zu Wesel persönlich die Vermählung.

In Belgien lernte die Kurfürstin den P. Smackers kennen. Theodor Smackers war geboren am 3. März 1659 zu Lüttich und am 2. Oktober 1676 in die Gesellschaft eingetreten.[5] Nach seinem zweijährigen Noviziat treffen wir ihn im Herbst 1678 in dem Wiederholungskurs der Rhetorik zu Augsburg, also in der oberdeutschen Provinz. In Ingolstadt studierte er drei Jahre Philosophie (1679—1682) und ebendort in den Jahren 1687—1691 vier Jahre Theologie.[6] In der Zwischenzeit von 1682—1687 war er fünf Jahre Lehrer der Grammatik und Humanität an den Gymnasien zu Luzern, Freiburg i. d. Schweiz (drei Jahre) und Innsbruck. Nach Empfang der Priesterweihe (17. April 1691) und Vollendung seiner Theologiestudien wirkte er im Jahre 1691—1692 als Seelsorger für die Franzosen in München, im folgenden Jahre 1692—1693 ist er in dem dritten Prüfungsjahr zu Altötting. Das Jahr 1693—1694 sah ihn als Professor der Logik in Freiburg i. d. Schweiz, wo er zugleich den Missionsposten in Londeron besorgte. In derselben Eigenschaft als Logikprofessor wirkte er 1694—1697 zu Pruntrut; auch hier war er zugleich in der Seelsorge tätig als Stellvertreter des französischen Predigers. Im Jahre 1697 wurde er mit P. Jakob Seitter nach Belgien geschickt für die Seelsorge der Deutschen in Cauwenberg.

Von Brüssel aus richtete P. Smackers an den General Gonzalez die drin-

[1] *Historia collegii Monacensis II ad an. 1726.

[2] *Diarium Gymnasii Monacensis Clm. 1553.

[3] Vergl. Stimmen der Zeit 108 (1925) 283 ff.

[4] Heigel, Die Beziehungen des Kurfürsten Max Emanuel zu Polen 1694—1697, in Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns (1884) 61.

[5] Die Schreibweise Smackers steht durch eigenhändige Unterschrift fest; unrichtig sind die häufig vorkommenden Namen Schmacker, Schmackers, Schmacke usw. Über eine Familie de Smackers te Weert vgl. Publications de la soc. hist. dans le duché de Limbourg 9 (1892) 275.

[6] In den *Acta facult. theol. Ingolstad. findet sich unter dem 16. März 1691 folgender Eintrag: Disputatio publica impressis thesibus ex universa theologia defendente P. Theodoro Schmackers S. J.

gende Bitte, seinem lang gehegten Herzenswunsch zu willfahren und ihn in die Missionen zu schicken. Gonzalez antwortete ihm am 2. Oktober 1700, in einem nach Brüssel gerichteten Briefe, es sei recht gewesen, seinen Herzensdrang zu eröffnen; er werde ihn in das Verzeichnis derer, die nach den Missionen verlangten, eintragen; trotzdem seine etwas geschwächte Gesundheit ein Hindernis bieten könnte, möge er doch gutes Mutes sein.

Diesen guten Mut hatte P. Smackers auf einem neuen schweren Posten zu bewähren. Schon im Jahre 1697 wählte ihn die Kurfürstin Kunigunde zu ihrem Beichtvater. Dies geht hervor aus einem Briefe des Kurfürsten Max Emanuel vom 23. August 1697 an P. Smackers, der ihm eine Klage der Kurfürstin übermittelt hatte.[1]

Dieser Brief beweist, daß die Kurfürstin ihren zweisprachigen Beichtvater gleich anfangs als Geheimsekretär in Anspruch nahm. Da die Kurfürstin deutsch gar nicht und französisch sehr mangelhaft schrieb, mußte P. Smackers fast die ganze Last der Korrespondenz mit Ministern und Räten verschiedener Höfe, mit der königlichen Familie in Polen und teilweise selbst mit dem Kurfürsten auf sich nehmen.[2]

Bei der ehrgeizigen, sehr verwickelten Politik des Kurfürsten lag die Gefahr nahe, daß auch der Beichtvater seiner Gattin, bald da, bald dort, in das politische Getriebe hineingezerrt wurde. So konnten Mahnungen nicht ausbleiben. Aus den Jahren 1704 und 1705 liegen zwei Schreiben des Generalvikars Tamburini vor, das eine vom 27. Dezember 1704 an den Provinzial Waibl, das zweite vom 9. Mai 1705 an dessen Nachfolger Preiß, in welchen beiden Obern eingeschärft wird, darüber zu wachen, daß der Beichtvater der Kurfürstin sich nicht in Dinge einmische, die dem Institut fremd seien. Wahrscheinlich beziehen sich diese Mahnungen auf die Friedensverhandlungen mit den verbündeten Kaiserlichen und Engländern. Am 2. Juli 1704 waren die mit den Franzosen verbündeten Bayern bei Donauwörth von Marlborough besiegt worden. Infolgedessen zog sich Max Emanuel unter den Schutz von Augsburg zurück. Dort bat ihn seine Gemahlin dringend, mit dem Kaiser Frieden zu schließen, aber der Kurfürst wollte nicht. Am 13. August 1704 vollendete der Sieg Eugens und Marlboroughs bei Blindheim-Höchstädt die Niederlage der Bayern, und der Kurfürst war gezwungen, mit etwa 10 000 Mann nach Brüssel sich zurückzuziehen. Auf seine Anordnung übernahm seine Gemahlin die Regierung in Bayern. Diese wandte sich an den Kaiser mit der Bitte um Frieden. Am 7. November 1704 kam zu Ilbesheim (Pfalz), wo sich damals der römische König Joseph I. aufhielt, ein Vertrag zustande, der die Kurfürstin und ihre Kinder nur im Besitze des Rentamtes und der Stadt München beließ.

Der Kurfürstin hatten die Bedingungen zu hart geschienen, und sie wollte nicht ohne Anfrage beim Kurfürsten einwilligen. Dieser erwiderte am 28. September, der Bericht habe ihn zwar tief betrübt, doch sei es für ihn kein geringer Trost, erfahren zu haben, wie ernst die Regentin ihre Aufgabe auffasse, wie charakterfest sie in so schwierigen Verhältnissen aufgetreten sei. Am meisten verdrieße ihn, daß sie am Staatsrat nicht bloß keine Stütze finde, sondern von dieser Seite nur Schi-

[1] Der charakteristische Brief Du Camp de Rousselaer ce 23. Aout 1697. *Orig. München, Geheimes Hausarchiv 756 III. Druck in Stimmen der Zeit a. O. 284.

[2] Allein im Geheimen Hausarchiv in München liegen einige hundert Briefe an P. Smackers, die auf vielfach wöchentliche Briefe antworten, alles im Interesse der Kurfürstin, so die Briefe des Ministers Malknecht, des polnischen Prinzen Jakob Ludwig, des Domherrn Moski, des P. Max Wolckra S. J. usw. (754 1/6).

fane zu erleiden habe. Die Kurfürstin möge in Gottes Namen auf die kaiserlichen Forderungen eingehen.[1]

Bei den Unterhandlungen hatte sich die Kurfürstin auch des P. Smackers als Vermittlers bedient. Daß derselbe dabei Bayern verraten, ist weiter nichts als eine gehässige Erfindung.[2]

Während ihrer Regentschaft fand die Kurfürstin — auch als Fremde, die der deutschen Sprache und dem deutschen Wesen fernstand — die größten Schwierigkeiten. Jedermann wollte kommandieren, niemand gehorchen. Es gab höhere Beamte, die lieber auf ihren Gütern blieben, als ihrem Amte nachzukommen. Anfang Dezember sandte die Kurfürstin P. Smackers nach Brüssel mit einer Instruktion voll von Klagen und Fragen, besonders sollte sich der Beichtvater erkundigen, wie es mit der bewußten Frau (Mätresse in Brüssel) stehe. Von einer solchen Kreatur abzuhängen, dazu würde sie sich nie verstehen. Ein Leben ohne den Kurfürsten würde für sie alle Qualen der Welt bedeuten, aber unter solchem Kummer wie in Brüssel (wegen der Mätresse) möchte sie nicht wieder leben. Lieber wollte sie in das Kloster der Karmelitessen eintreten. Zu ihrer Freude habe ihr der Papst bereits gestattet, eine kleine Türe in der Galerie ihrer Bibliothek brechen zu lassen, durch die sie in das nahe Kloster kommen könne.[3]

Nachdem Kunigunde am 21. Dezember 1704 ihr zehntes Kind (Max Emanuel) geboren, reiste sie ohne Wissen ihres Gatten am 15. Februar 1705 nach Venedig zu ihrer Mutter und ließ ihre Kinder in München zurück. Nach dem Tode des Kaisers Leopold I. (6. Mai 1705) behandelte sein Nachfolger Joseph I. Bayern härter als zuvor. Schon am 15. Mai 1705 wurde München von den Kaiserlichen besetzt, und als die Kurfürstin dorthin zurückkehren wollte, verweigerte man ihr das Überschreiten der Grenze. Weitere harte Maßregeln, wie die gewaltsamen Aushebungen für das kaiserliche Heer und die geplante Entfernung der kurfürstlichen Kinder aus München, entfachten einen großen Aufstand, der aber in der Sendlinger Mordnacht Weihnachten 1705 und 28. Januar 1706 bei Aidenbach gebrochen wurde. Obschon der Kurfürst von dem Aufstande nichts gewußt, wurde Bayern nunmehr aufgeteilt. Die vier ältern Prinzen, Karl Albrecht, Philipp Moriz, Ferdinand Maria und Klemens August wurden nach Klagenfurt gebracht,

[1] Heigel, Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns. Neue Folge (1890) 218.

[2] Heigel schreibt a. a. O. 215[2]: „Hormayr (Die Mordweihnachten von Sendling: Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1835, 65) bezeichnet P. Smackers als Werkzeug der kaiserlichen Kamarilla und den Ilbesheimer Vertrag als trügerisches Jesuitenwerk, das die Vernichtung Bayerns bezweckte. Wenn er zur Begründung dieses Urteils sagt: ‚Aber Eugens vertraute Briefe rühmen uns den trefflichsten Bundesgenossen Österreichs in der Kurfürstin Vertrauten und Beichtvater, dem Jesuiten Theodor Schmackers aus Lüttich‘, so muß dahingestellt werden, ob Hormayr wirklich solche Briefe Eugens vor sich hatte; in den bisher veröffentlichten Briefen des Feldherrn ist ein derartiges Lob des Jesuiten nicht aufzufinden. Unrichtig ist jedenfalls die Behauptung, daß die Jesuiten dem Kurfürsten feindlich gesinnt waren. Die von Lipowsky (Kurfürst Max Emanuels Statthalterschaft in den Niederlanden S. 100) mitgeteilten Auszüge aus Chroniken der bayerischen Jesuitenkollegien beweisen das Gegenteil." Hormayrs Schriften, so urteilt Heigel S. 205, „soweit dieselben nach der Festungszeit von Munkats verfaßt sind, verraten leidenschaftlichste Gehässigkeit gegen sein Vaterland Österreich. Von ihm gilt Lessings Verdikt über jene Historiker, die sich kein Gewissen daraus machen, ihre Vermutungen für Wahrheit zu verkaufen und die Lücken der Zeugnisse aus ihrer Erfindung zu ergänzen". Zur Charakteristik Hormayrs vergl. E. Ringseis, Erinnerungen von Joh. Nepomuk von Ringseis, 3, 55 ff.

[3] Die Instruktion für Smackers, vom 6. Dezember 1704, in München, Staatsarchiv Schw. 524 XVII. Vgl. Riezler, Geschichte Bayerns 8 (1914) 17 f.

nur die zwei jüngsten, Karl Theodor und Max Emanuel, sowie die neunjährige Prinzessin Maria Anna Karoline durften in München bleiben. Nach dem Tode Josephs I. ließ sein Nachfolger Karl VI. 1711 die Prinzen nach Graz bringen und ihren Hofstaat glänzend erweitern. Erst der Rastatter Friede gab 1714 dem Kurfürsten sein Land zurück. Am 3. April 1715 traf er nach elfjähriger Trennung wieder mit Frau und Kindern zusammen, und am 11. April erfolgte die Rückkehr nach München.

Die Kurfürstin hatte ihren Beichtvater nach Venedig mitgenommen. Dorthin ist ein Brief des Generalvikars Tamburini vom 27. Juni 1705 an P. Smackers gerichtet, in dem die Bereitwilligkeit des Beichtvaters in der Beobachtung der Vorschriften für die Hofbeichtväter gelobt und diese zugleich von neuem eingeschärft, außerdem die Erlaubnis erteilt wird, auf den Reisen außerhalb der Ordenshäuser im Dienste der Kurfürstin zu bleiben. Diese Erlaubnis, so fügte der Generalvikar eigenhändig bei, erteile ich um so lieber, je größer die Verdienste der Kurfürstin gegen die Gesellschaft sind, und ich freue mich, daß wir durch Ew. Hochwürden einen Teil des Dankes bezeigen können, den wir ihr schulden. Zur bereitwilligen Gewährung der Erlaubnis bewog mich zudem die große Gewissenhaftigkeit Ew. Hochwürden, die mir außer von andern auch von dem Herrn Baron Scarlatti sehr gerühmt wurde.

Tamburini wurde am 31. Januar 1706 General der Gesellschaft. Als solcher berief er am 12. November 1707 den P. Smackers nach Rom, um mit ihm eine dringende, nur mündlich zu besprechende Angelegenheit zu verhandeln. Der Pater möge die Kurfürstin bitten, die Reise sofort antreten zu dürfen.[1] Bald darauf kehrte P. Smackers nach Venedig zurück.[2]

Zehn Jahre später, bald nach der Rückkehr nach München, muß sich P. Smackers eine größere Unklugheit oder ein Vergehen zuschulden haben kommen lassen, das die Obern veranlaßte, dringend auf seiner Entfernung vom Hofe zu bestehen. Der General Tamburini schreibt am 2. November 1715 in einem vertraulichen Briefe an den oberdeutschen Provinzial Preiß: Auch mich hat der Vorfall, den Ew. Hochwürden am 11. Oktober berichtet haben, sehr betroffen. Er billigt alle Schritte, die der Provinzial zum Schutze der Gesellschaft getan. Über den weitern Verlauf und ob der Schuldige sich nach Pruntrut verfügt und alles sich beruhigt hat, erwartet er weitere Nachricht. Der Schuldige war P. Smackers; denn in einem an Smackers gerichteten Schreiben vom selben Datum mahnt der General den Beichtvater, er möge eifrig beobachten, was er Gott versprochen, und zudem allen

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Gegen das Verhalten des P. Smackers in Venedig ist eine schwere Anklage erhoben worden. In seinen Memoiren behauptet Ritter v. Lang: „Der Hofkammerrat Aretin war ein leiblicher Sohn der Kurfürstin Therese Kunigunde, geborener königlicher Prinzessin von Polen, zu Venedig mit ihrem Beichtvater, dem Jesuitenpater Dorotheus Schmacke (!) erzeugt, den man zu einer Amme nach Arezzo (daher Aretin) gab." (Lang, Memoiren II [1881] 144.) Für diese Geschichte hat Lang keinen Beweis erbracht. Ebensowenig haben seine Nachbeter es für nötig gefunden, diese schwere Beschuldigung irgendwie zu belegen. Historiker von Namen haben sich deshalb wohl gescheut, dieses Ammenmärchen auch nur zu erwähnen. Die bedeutendsten bayerischen Historiker, die sich am eingehendsten mit dem Kurfürsten Max Emanuel und seiner Familie beschäftigt haben, wie Heigel und Riezler, tadeln wohl an der Kurfürstin Launenhaftigkeit und Eigensinn, lassen aber nicht den geringsten Verdacht gegen ihre eheliche Treue durchblicken. Über Lang vergl. Heigel, Aus drei Jahrhunderten (1881) 230, Wittmann, Die Jesuiten und der Ritter von Lang (1845) 42 ff., Raumer, Der Ritter v. Lang und seine Memoiren (1923) 192. Vergl. dort S. 244 ff. die Charakteristik Langs durch den Grafen Drechsel vom 3. Mai 1819. Über die Aretinfabel speziell Erwin von Aretin, Promemoria (Göttingen 1912) 3 f., Stimmen der Zeit a. a. O. 287 f.

Weisungen des Provinzials genau nachkommen. Wegen des Übertritts in eine andere Provinz werde er sich die Sache überlegen.[1]

P. Smackers wurde nach Pruntrut versetzt. Der handschriftliche Personalkatalog der oberdeutschen Provinz verzeichnet ihn für das Jahr 1715/16 als deutschen Prediger und Kongregationspräses zu Pruntrut, und die folgenden Jahre von 1716/17 an ebendort als Direktor des Seminars. Das Seminar, das Smackers in Pruntrut leitete, war zum großen Teil von ihm für den Klerus der Diözese Basel gestiftet worden, wie der Nekrolog mit großem Lobe hervorhebt. Er habe demselben sehr vorzügliche Statuten gegeben und es selbst mehr als zwei Jahre mit großer Klugheit und reicher Frucht geleitet. Ein Schreiben des Generals Tamburini vom 11. Februar 1719 ist an P. Smackers in Pruntrut gerichtet. Es belobt die Bemühungen des Paters gegen den Jansenismus, mahnt aber zur Maßhaltung und weist ihn an den Nuntius in Luzern. Um diese Zeit war P. Smackers wieder in München. Die Kurfürstin scheint mit der Entfernung ihres Beichtvaters nicht einverstanden gewesen zu sein, wenigstens verlangte sie wiederholt seine Rückkehr, worüber der Provinzial Amrhyn dem General berichtete, der davon nicht sehr erbaut war und nachdrücklichen Widerstand anempfahl.[2] Dieser Widerstand war vergebens. P. Smackers mußte zurückgerufen werden und gab bald wieder Anlaß zu Klagen über Verletzung der Ordenszucht. Der General schreibt darüber am 25. Februar 1719 an den Provinzial: „Sehr schmerzlich hat mich die Schilderung dessen berührt, was neulich dem P. Smackers zu München nicht ohne Anstoß bei dem Kurfürsten und seiner Gemahlin passiert ist. Der Provinzial möge um die Genehmigung der Abberufung Smackers bei dem Kurfürsten und der Kurfürstin bitten, falls nicht die vom General ins einzelne formulierten Bedingungen für das Verbleiben angenommen würden. Im Falle der Annahme gestatte er gerne das weitere Verbleiben des P. Smackers; von seinem religiösen Eifer erhoffe er die bereitwillige Ausführung, da seine jetzige, aus frommem Eifer entsprungene freiwillige Entfernung dafür bürge, daß derselbe nur mit dem Beispiel eines auferbaulichen Lebens sein Amt verwalten wolle.[3]

P. Smackers befolgte die Mahnungen des Generals, denn Tamburini schreibt an ihn am 6. Januar 1720: „Sehr erfreut hat mich das Lob, das neulich Pater Provinzial Ew. Hochwürden gespendet wegen Ihres erbaulichen Verhaltens bei

[1] *Germ. Soli 1678—1773. — Wahrscheinlich bezieht sich auf diesen Fall ein undatiertes Schreiben von Max Emanuel an seine Gemahlin, worin er dieser mitteilt, die Obern verlangten in der dringendsten Weise die Entfernung Smackers vom Hofe, weigerten sich aber mit Rücksicht auf den Ruf des Beichtvaters und der Gesellschaft, die Gründe dafür anzugeben. Französ. Konzept von der Hand des Sekretärs Franz v. Wilhelm, Geh. Hausarchiv München 753.

[2] *Brief von Tamburini 7. Jan. 1719, Ad Germ. sup. Vergl. Tamburini an Preiß 10. Juli 1718, ebd.

[3] Über diese Bedingungen schreibt der General: Porro conditiones, quas Patri Smacker munus Confessarii S^mae^ Electricis resumpturo ponere visum est et Ser^mis^ Ducibus ac ipsi Patri exponi poterunt, sunt sequentes: 1^0^ ut nullis aulae negotiis se immisceat; 2^0^ ut nulla pertractanda quoque praeter conscientiae negotia a S^ma^ suscipiat; 3^0^ ut non singulis diebus in aula horas complures consumat; 4^0^ ut non assistat S^mae^ spiritualibus vacanti nisi peracto competenti ejusdem vestitu nisi aegritudo aliud poscat; 5^0^ non haereat in aula ad multam noctem cum perturbatione ordinis et disciplinae domesticae et clausurae; 6^0^ non vagetur passim in aula et urbe, praesertim sine socio praesente, in quam non crebro excurrat; 7^0^ nihil habeat eximii in victu, vestitu, habitatione, nec utatur fratre Coadjutore tamquam famulo; 8^0^ non instituat in cubiculo commessationes, et quae in hoc genere leges vetant accurate observet; 9^0^ quae denique circa Principum Confessarios decretis nostris cauta sunt diligenter exequatur nec a disciplina domestica se faciat eximium studeatque minus bona exempla optimis compensare.

der geistlichen Leitung der Kurfürstin. Dies scheint auch dem Prinzen Jakob von Polen, der jetzt in Augsburg weilt, sehr gefallen zu haben. Sein Schwiegervater, König Jakob von England, hat mich gebeten, Ew. Hochwürden auch mit der geistlichen Leitung des Prinzen Jakob zu betrauen. Sowohl aus Rücksicht auf den Prinzen als auch auf den König komme ich diesem Verlangen gerne nach, soweit es die Kurfürstin gestatten wird. Wenn also die Kurfürstin in diese Hilfeleistung für ihren Bruder, wie ich glaube, leicht einwilligt, so bitte ich, diesem Wunsche zu entsprechen. König Jakob von England scheint aber auch für andere Dinge den P. Smackers in Anspruch genommen zu haben. Denn am 3. August 1720 erteilt Tamburini dem Beichtvater die Erlaubnis nach Rom zu reisen wegen der vom König Jakob betriebenen Verhandlungen. Es müsse aber vorher die Erlaubnis des Kurfürsten und der Kurfürstin eingeholt werden, die aber wahrscheinlich schon vor seiner Bitte vom König geregelt worden sei. Am 28. Dezember 1720 drückte Tamburini dem Provinzial seine große Genugtuung aus über die erfolgreichen Bemühungen des P. Smackers, den Frieden zwischen dem Kurfürsten und der Kurfürstin wiederherzustellen![1]

Dem Kurfürsten Max Emanuel folgte 1726 sein Sohn Karl Albert. Trotz der erschwerten Lage blieb P. Smackers in München und konnte durch sein Benehmen manche frühere Verdächtigungen zuschanden machen. „Mit Freude", so schreibt General Tamburini am 14. Dezember 1726 an den Münchener Rektor Jost, „habe ich aus Ihrem Briefe vom Ende November vernommen, daß der Kurfürst mit P. Smackers durchaus zufrieden ist, und auch die Herrn am Hofe sich von seiner Unschuld überzeugt haben. Dies wird ihm um so größeren Trost bereiten, je mehr Unannehmlichkeiten für ihn selbst und die Gesellschaft zu fürchten waren. Ich wünsche, daß er als Reisebegleiter seiner Herrin, der Kurfürstin, die gute Meinung über ihn durch seine Tugend auch anderwärts noch weiter bekräftigen wird."

Auch nach dem Tode des Kurfürsten blieb Smackers bei der verwitweten Kurfürstin und begleitete sie auf ihren Reisen und zu ihrem Ruhesitz in Venedig. Am 24. Mai 1727 schreibt Tamburini an Smackers in Bonn: Da Herr Joseph Berardi vernommen, daß die Kurfürstin-Witwe von Bayern in nächster Zeit nach Venedig kommen und dort längere Zeit bleiben wird, wünscht er, seinen Sohn an ihrem Hofe unterzubringen. Deshalb hat er um meine Fürsprache bei Ew. Hochwürden gebeten. Da derselbe eine solche Ehre wirklich verdient, bitte ich, wenn möglich, seine Bitte unterstützen zu wollen.[2]

Ende 1727 ist P. Smackers in Venedig, denn hierhin sind an seine Adresse zwei Briefe des Provinzprokurators Jak. Bissel gerichtet, die in mehrfacher Hinsicht Erwähnung verdienen. P. Bissel schreibt von München am 19. Dezember 1727: Wegen der vielen Diebstähle bitte er die Serenissima (Kurfürstin), das Depositum von 14 895 Gulden ihm abzunehmen, und die weitere größere Summe lasse er dringend bitten nicht bei ihm zu deponieren. Zum Schluß drückt der Prokurator sein Bedauern aus über die wiederum erschütterte Gesundheit des Adressaten. In einem weiteren Briefe, vom 23. Januar 1728, bedauert P. Bissel, daß die Serenissima erzürnt sei, aber die Obern wollten das Depositum nicht länger in Verwahrung behalten, da ihnen die Hofleute darüber Besorgnis eingeflößt hätten. Man fürchte auch Diebe, da das Depositum bekannt geworden sei.[3]

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Etwas vorher (29. März 1727) hatte der General an den Provinzial Hallauer geschrieben, obgleich P. Smackers in der niederrheinischen Provinz weile und wahrscheinlich nicht zur Provinzial-Kongregation kommen werde, solle er doch zur Kongregation eingeladen werden, um der herkömmlichen Praxis zu genügen. *Ad Germ. sup.

[3] Hormayr, Taschenbuch für vaterländische Geschichte 15 (1844) 250 f.

Die Gesundheit des P. Smackers hielt nicht mehr lange stand. Am 30. April 1729 schrieb Tamburini an ihn: „Ich höre, daß die Gesundheit Ew. Hochwürden so geschwächt ist, daß Sie ohne größere Gefahr die Änderung des Klimas und den Gebrauch der Bäder in Deutschland nicht verschieben dürfen. Deshalb erteile ich Ew. Hochwürden die Erlaubnis, sich für einige Zeit in Ihre Provinz zum Gebrauch der Bäder zu begeben. Ich hoffe, daß die Kurfürstin um so lieber ihre Einwilligung geben wird, da ich ja hierbei auch ganz besonders ihren Dienst im Auge habe, denn sich Ew. Hochwürden nach wiedererlangter Gesundheit besser und länger widmen können, als wenn Sie in Ihrer jetzigen Krankheit dahinsiechen."[1]

P. Smackers reiste also in das Bad nach Aachen, fand aber dort nicht die gesuchte Heilung. Wie der Nekrolog hervorhebt, kam er völlig gebrochen aus dem Bade zurück und war unfähig, nach Venedig zurückzukehren. Er bat also die Obern um Entlassung vom Hofe und um die Stelle des geistlichen Vaters im Kolleg zu Neuburg. Diese Stelle versah er aber nur wenige Wochen, da die Krankheit (Krebs) so zunahm, daß er unter großen, mit heldenmütiger Geduld ertragenen Schmerzen bereits am 30. Januar 1730 seinen Geist aufgab.

Das Lebensbild des P. Smackers müßte unvollständig sein, wenn nicht auch seine schriftstellerische Tätigkeit Erwähnung finden würde. Sie hängt enge mit seiner Stellung als Beichtvater zusammen. Schon in Brüssel im Jahre 1699 übersetzte P. Smackers ein Büchlein aus dem Italienischen: „Die Andacht der zehn Freitage zu Ehren des hl. Franz Xaver", und widmete es der Kurfürstin.[2] Als er dann mit der Kurfürstin nach München gekommen, benutzte er seine Mußestunden, um eine ganze Reihe von Büchlein in der Größe von 200 bis 300 Seiten herauszugeben, die das Leben in allen seinen Beziehungen christlich gestalten sollten. Er widmete jedes einzelne einem Mitglied des kurfürstlichen Hauses. Als Titel wählte er nach einem älteren Muster: „Christliche Gedanken auff alle Tage des Monats".[3]

Näheres über diese Büchlein erfahren wir aus einer Vorrede des Buchhändlers Remy im Jahre 1715, der Folgendes „erinnert": „Der, so diese Christlichen Gedanken auf das Papier gebracht, hat schon in dem Eingang (Januar) des 1705. Jahres sie durch den Truck zu verfertigen, der Bücher-Handlung anbefohlen. Dieselben waren dem vor wenig Wochen geborenen Durchl. Herzog Maximiliano dedicirt worden[4] . . .

[1] *Ad Germ. sup.

[2] P. Sommervogel schloß auf den Autor durch die Initialen T. S. S. J., die nach dem Katalog der flandro-belgischen Provinz nur auf Smackers paßten (Bibliothèque 7, 1298). Diese Vermutung wird zur Gewißheit erhoben durch den Münchener Buchhändler Joh. Jak. Remy, der 1715 schreibt: „Mein Vorfahrer in der Bücherhandlung hat Ihro Durchl. (Prinzessin Maria Anna) vor erst verlossenem Krieg die neuntägige Andacht zu dem hl. Franzisco Xaverio in teutscher Sprach mit des Werklein Urhebers Erlaubnuß überreicht, welcher aber diese Andacht in französischer Sprach Ihro Durchlaucht der Churfürstin zu Brüssel unterthänigst übergeben hat." (Christliche Gedanken auf alle Tag des Monats Ihro Durchl. Maximiliano zugeschrieben. München 1715, Vorrede).

[3] Als Vorbild diente das Büchlein: Christliche Gedanken auff alle Tag deß Monats. Aus dem Französischen übersetzt (München 1677), das die Pfalzgräfin Eleonore Magdalena Theresia ihrer Mutter widmete. Eine weitere Übersetzung des beliebten Büchleins, von einem Augustiner-Eremiten, erschien in zweiter Auflage in München 1747. In der Vorrede zu den „Christl. Gedanken Joa. Theodoro zugeschr." (1712) weist Smackers selbst darauf hin, wie das sogenannte Büchlein „Die Christl. Gedanken auff alle Tag deß Monats" „von der ganzen Welt empfangen, so daß dasselbe in underschiedliche Sprachen sogar von hohen Standes-Personen übersetzt worden". Er wolle diese Gedanken fortsetzen und dadurch Trost und Erleichterung in der Betrachtung bieten. Manches habe er aus französischen Büchern entnommen, aber bisweilen so viel verändert, daß es nicht als Uebersetzung gelten könne.

[4] Geb. 21. Dezember 1704, gest. 18. Februar 1709.

Weilen aber der bald sich empörende Krieg und die darauf folgende Reis des Wercklein Urhebers, daß diese Schriften das Tag-Licht nit ansehen kunten, unverhofft verhindert, habe ich für gut befunden, diese Zuschrift zu umgehen (auszulassen)." Dann gibt der Buchhändler die Ordnung der Büchlein an, „welche der Anfänger (Autor) dieses Büchleins zu halten beliebet": „Die erste Christliche Gedanken schließen in sich die Gegenwart Gottes . . . dem Chur-Prinzen[1] zugeschrieben. Das andere, so Ihro Durchl. Hertzog Philipp[2] zugeeignet, stellet die Andacht des seligen Aloysii vor. Das dritte J. D. Printz Ferdinand Schutz anbefohlen,[3] begreifet in sich, was für Gefahren ein . . . Jüngling sich entschlagen solle, das vierte, so J. D. Hertzog Clemens gnädigst angenommen,[4] schreibet von der Liebe Christi, das fünfte, so dem verstorbenen Printzen Wilhelm vermeinet gewesen,[5] unterweiset einen Kranken in der Weiß zu einem gottseligen Tod sich vorzubereiten, das sechste zeiget die Buß-Manier an, wie eine in die Sünde gefallene Seel Buß wirken solle und ist dem D. Printzen Aloysi den 21. Juni an seinem Geburtstag eingehändigt worden,[6] das siebente, so J. D. dem Printzen Theodoro auch an seinem Geburts-Licht in die Wiegen beigelegt worden,[7] meldet von allen Christl. Gedanken in der achttägigen Versammlung . . . Das achte ebenfalls von der Buß, ist dieses gegenwärtige Werklein (dem Printz Maximilano[8] zugeschrieben) . . . Alle diese Bücher, ein oder das andere ausgenommen, hab ich auf mein Unkosten in Truck verfertigen lassen. . . ."[9]

Eine Ergänzung zu dieser „Erinnerung" gibt Smackers selbst in der Widmung der „Christlichen Gedanken" an den Kurfürsten Max Emanuel im Jahre 1722. Er zählt in einem Überblick über die bisher von ihm in den Druck gegebenen Christlichen Gedanken die verschiedenen Personen auf, denen er seine Schriften gewidmet, zuerst „den nach einander geborenen acht Durchl. Printzen, der in dem Kloster Anger verglübten Durchl. Prinzessin, dann der aus dem Churhaus Neuburg mit Ihro Durchl. Hertzog Ferdinand verehelichten Durchl. Hertzogin, jüngsthin aber der Durchl. anjetzt regierenden Churfürstin. Deshalb hab ich nunmehr mich schuldig erachtet, dieses der Zeit nach zwölftes, der Würde nach erstes Werklein Ew. Churf. Durchl. zu dediciren, damit das ganze Durchl. in soviel Personen als Monat im Jahr ausgeteilte Churhaus der Nachwelt auch durch meine wie wohl wenigste Schriften bekannt werde."[10]

---

[1] Carolo Alberto Chur-Printzen . . zugeschrieben (geb. 6. August 1697). (212 S.) München 1715, Remy.

[2] Philippo Mauritio zweiten Printzen . . . zugeschrieben (geb. 5. August 1698). (260 S.) München 1716, Straub.

[3] Ferdinando dritten Printzen . . . zugeschrieben (geb. 5. August 1699). (255 S.) 1715, Remy.

[4] Clementi Augusto . . . zugeschrieben (geb. 17. August 1700). (183 S.) 1715, Remy.

[5] Wilhelmo fünfften Printzen . . . zugeschrieben (geb. 12. Juli 1701, gest. 12. Febr. 1704). (278 S.) 1715, Remy.

[6] Aloysio Joanni sechsten Printzen . . zugeschrieben (geb. 21. Juni 1702, gest. 18. Juni 1705). (188 S.) 1715, Remy. Die Dedikation endet: An dem Geburts- und Namenstag Aloysii den 21. deß Brachmonat 1702. E. D. untertheinigster getreuister und gehorsamster Diener in Chr. Theodorus Smackers S. J.

[7] Joanni Theodoro siebenden Printzen . . . zugeschrieben (geb. 3. Sept. 1703). 2. Aufl. (243 S.) München 1712, Straub. Die Dedikation ist von P. Smackers unterschrieben 3. Sept. 1703.

[8] Maximiliano achten Printzen . . . zugeschrieben. (249 S.) 1715, Remy.

[9] Remy a. a. O., Vorrede.

[10] In der Zuschrift der Ausgabe München Schaur 1722. — Diese Feststellungen waren nötig, weil die Bibliographie der Schriften Smackers vollständig im argen liegt. Sommervogel macht Angaben unter Schmackers (7, 794) und Smackers (7, 1298). Er hat nur das eine oder andere der Büchlein gesehen und ist ratlos. Die Schwierigkeiten rühren daher, weil der Titel der Büchlein keinen Verfasser nennt und nur in einigen bei der Widmung der Name genannt oder in Initialen angedeutet wird. Dazu kommt, daß die Büchlein besonders in ihren ersten Auflagen zu den größten bibliographischen Seltenheiten gehören. — Über die „verglübte Prinzessin" vergl. Emanuèle Thérèse, par la Princesse Louis Ferdinand de Bavière (1902). Dort S. 16 ff. ein längerer Brief des P. Smackers (München, 18. Jan. 1715) an die Kurfürstin über die Befreiung von München. Dieser und weitere Briefe von der Hand Smackers an die Kurfürstin liegen im Geh. Hausarchiv zu München (754). So schreibt er z. B. von München am 22. Febr. 1715: Le mardi sui-

Außer diesen zwölf Bändchen „Christliche Gedanken" hat P. Smackers im Jahre 1727 der Kurfürstin auch eine „Neuntägige Andacht zu dem Heiligen Stanislaus Kostka gewidmet.[1] Ein weiteres: „Christliche Gedanken auff alle Tag der H. Fasten", ist „Ludovico Georgio, Markgraffen zu Baden-Baden", zugeschrieben.[2]

Alle diese Büchlein zeigen klar, auf welche Art der Frömmigkeit P. Smackers besonderes Gewicht legt.

In der Zuschrift der „Christlichen Gedanken" an die Kurfürstin betont der Verfasser die Wichtigkeit, die ganze Lebensform nach der Lehre des Evangeliums einzurichten. Die Kurfürstin habe diese Lehre in ihrem Leben verwirklicht, „gestalten Eure Churf. Durchlaucht in selbst eigner Person die Kranken besuchen, die Hunger und Durstleidenden mit von eignen Händen angerichten Speisen und dargereichtem Trank laben und erquicken, denen Armen die Füß waschen, die übel Bedeckten kleiden, die bedürftigen Fremdling mit einer Herberg und Lagerstatt versehen lassen. . . . Was soll ich von jenem reichen Almosen reden, welches E. Ch. D. den verborgenen Hausarmen monatlich bei den E. D. sowohl als dem ganzen Chur-Haus schweren und harten Zeiten ausgeteilt und annoch freigebigst austeilen?" Dann betont Smackers, wie die Kurfürstin schier alle Jahre ganze acht Tage abgesondert bei den Klosterfrauen den geistlichen Übungen des hl. Ignatius abwartet. Er will nicht sprechen von dem oftmaligen Empfang der heiligen Sakramente, „von dem schier skrupulosen Fasten und von dem allgroßen Seelen-Eifer", von ihrer Mühe für die Friedensstiftung unter streitenden Parteien, für Handhabung der Gerechtigkeit, für den Schutz von Waisen und Witfrauen. All dies sei offen und bekannt und von jedermann mit Augen gesehen.[3]

Eine Ergänzung zu dieser Charakteristik gibt Smackers 1727 in der Widmung der „Neuntägigen Andacht" zum hl. Stanislaus Kostka. Er erinnert die Kurfürstin an die geduldige Ertragung der größten und weltbekannten Widerwärtigkeiten und fährt dann fort: „Was Freud, was Herzenstrost hat E. Hoheit mitempfunden, da Ihro Durchl. erstgeborene Tochter nit nur allein in dem Geist die Reichtumb, die Ehren, die Erlustigungen verachtet, sondern an dem Werk selbst die Armut erkiesen und sich mit den drei Gelübden in dem seraphischen Orden der hl. Clara verbunden, was Freud, da etwelche aus ihren Hofdamen und Kammerbedienten in dem Werk selbst die Welt verlassen, damit sie in dem geistlichen Stand Gott allein dienen könnten. . . . Und damit dieser Geist Christi, das ist die Lieb der freiwilligen Armuth auf ewig könnte bestätigt werden, haben E. Hoheit neben 12 Mägdlein, welche von dem Durchl. Haus Bayern auf Anhalten E. H. gestiftet worden, 12 andere Adelige, wenn dieselben vorhanden, in den berühmten Orden der Serviten aus eigenem Geld gestiftet, mit der Bedingung, daß sie umsonst aufgenommen werden. . . . Ich will allhier verschweigen die tägliche Betrachtung, die Ablesung geistlicher Bücher und andere gute Werke, ich übergehe mit Stillschweigen die reichen Almosen, welche E. H. täglich in dem Schoß der bedürftigen Hausarmen verbergen. Die Kranken heimsuchen,

vant les Peres Jesuites chanterent une grande Messe et le Tedeum en musique. Toute la noblesse et la ville y estoient present pour voir l'illumination au l'exposition du S. Sacrement à l'Italienne mais pas avec tout de magnificence qu'a Venise. Apres le diner on invita par la cloche tous les pauvres mendians dans l'eglise, on dit un chapelet pour l'Electeur, un second pour V. A. et pour les Princes le troisieme. Apres les litanies on donna la benediction et a chaque pauvre un Landminz. Il y en avoit jusques a cinque mille. Der Schluß des Briefes vom 18. Jan. 1715 lautet im Stil des 18. Jahrhunderts: Je prie tres humblement que V (Votre) A (Altesse) aye la bonté de me souffrir a ses pieds estant d'un respect le plus profond et le plus soumis le tres humble et tres obeissant et tres fidelle serviteur Theodore Smackers S. J.

[1] Sie trägt eine lobende Approbation des Kölner Kurfürsten Clemens August (Bonn, 21. Febr. 1727) und ist gedruckt zu „Cöllen, Bey Peter Pütz, unter der Fetten Hennen Anno 1727" (187 S.).

[2] 238 S. München 1722, Schaur.

[3] Die große Wohltätigkeit der Kurfürstin steht auch durch andere Berichte fest. Vergl. Riezler, Gesch. Bayerns 8, 398 f.

wenn sie gleich die ärmsten sind, ihnen die nötige Speis und Artzeneien verschaffen, die Nackenden bekleiden, die Fremden beherbergen, die Gefangenen besuchen, die Todten begraben, ist bei E. D. nichts neues."

Obgleich dem Beichtvater der Kurfürstin mehr wie jedem andern das schwere Herzeleid bekannt war, das der Kurfürst seiner Gemahlin durch seine Mätressenwirtschaft so viele Jahre bereitet, sucht P. Smackers doch in seiner Widmung des zwölften Bändchens auch die guten Seiten des Kurfürsten, besonders in den letzten Jahren, hervorzuheben. Der Kurfürst lege seinen Glauben an den Tag, indem er zur größten Erbauung des ganzen Volkes täglich dem heiligen Meßopfer und andern Gottesdiensten mit ungemeiner Andacht öffentlich beiwohne, indem er sowohl dem geistlichen und weltlichen Stand jederzeit reichliche Almosen spende, welches ja nit leicht geschehen konnte, wenn nit der in dem Herzen leuchtende Glauben innerlich anmahnen täte, daß die rechten Schätz nirgends können besser aufbehalten werden als in den Händen der Armen. Es ist hell und klar, daß, wenn E. Ch. D. zum Tisch des Herrn gehen, solches mit einer auserlesenen und aus dero Angesicht scheinender Herzensneigung geschehe, also zwar, daß es denjenigen, welche sonst nit leicht zu bewegen sind, öfters schon die häufigen Zäher aus den Augen gepresset, darauf sie in sich gegangen und dero Exempel nachgefolget sind.

Sind die Widmungen dieser Fürstenbüchlein auch teilweise im Stile der Zeit gehalten, so gibt der Inhalt derselben die volle ungeschminkte Wahrheit des Evangeliums; sie drängen auf Betätigung der christlichen Lehre im praktischen Leben für alle Stände, auch die hohen und höchsten.

„Viele leben", so schreibt Smackers, „als wenn sie Gott einzig und allein erschaffen hätte, daß sie sich erlustigen und mit diesen Freuden die Zeit verzehren sollten. Alle Tag haben ihre Ordnungen, alle Stunden sind ausgeteilt in unterschiedliche Erlustigungen. Und du bedienst dich derselbigen, nit das von den hochwichtigen Geschäften abgemattete Gemüth zu erquicken, sondern du erquickest das von den allzuviel eingenommenen Ergötzungen abgemattete Gemüth durch die Geschäfte.[1] Einen Teil der damaligen Hofdamen kennzeichnet Smackers, wenn er schreibt: „Die andern sind jene verwirrte Menge des weiblichen Geschlechts, so alle nach der Welt leben und sich gleich beschlagen lassen mit einer äußerlichen Andacht, so in das Herz niemal eindringet, so in einem voll von Zerstreuungen abgepläpperten Rosenkranz bestehet, in Ablesung des einen oder andern Gebets, an der auch oft wiederholten Beicht ohne erfolgte Besserung, in Tragung eines Skapuliers aus menschlichem Respekt. . . . Dieses alles würde lobwürdig vorgenommen, wenn der innerliche Geist Christi, die Lehre des Evangeliums, die Zerknirschung des Herzens, die Besserung des Lebens darauf folgte. Diese Betschwestern sind der Lehre Christi ein Spott und Schand und der ganzen katholischen Religion ein Ärgerniß. Sie beten wie Christen und leben als wie die Heiden.[2]

Für die Buße des Christen will er Werke, nicht Worte: Man klagt sich an bei den Füßen eines Beichtvaters, das sind Wort, man bittet Gott um Verzeihung, das sind Wort, man verspricht sich zu bessern, das sind Wort, und alsdann spricht man etliche Vaterunser, etliche Psalmen, einen Rosenkranz und dieses ohne Andacht, ohne Zerknirschung, das sind ja Wort, aber keine Werk, das sind ja keine Früchte der Buß, das heißt die Buß sagen und nit wirken. Die Buße muß sich zeigen u. a. in der Beobachtung der Fasten, die nicht allein darin besteht, an den Fasttagen sich vom Fleischessen zu enthalten, sondern auch von dem Spiel, von den auch zulässigen Ergötzlichkeiten usw. An Stelle der überflüssigen Besuche soll eine büßende Seel die Spitäler besuchen, die Gefangenen, die Kranken, die Hausarmen, das gewöhnliche Almosen verdoppeln, die Todten begraben, die Nackenden bekleiden, die Hungernden speisen, die Dürstigen tränken, die Fremden beherbergen.[3]

[1] Geistl. Gedanken der Kurfürstin gew. 18.
[2] A. a. O. 102.
[3] Christl. Gedanken Maximiliano gew. 147 153 f.

Die Lehren des christlichen Lebens gelten für alle, auch für die Hochgeborenen: „Bin ich ein Edelmann, ein Fürst, ein großer Herr, so bin ich schuldig, meine Zeit, meine Ruhe, meine Ergötzlichkeit, oft meine Gesundheit, mein Leben für das gemeine Wesen in die Schanz zu schlagen. Wenn ich meiner Natur nachgehe, wenn ich die Ruhe suche, die auch zulässigen Wollüst zuviel gebrauche, werde ich meiner Pflicht genug thun? Wird Gott mit mir zufrieden sein? Bin ich nicht in Gefahr, verdammt zu werden, wenn ich mähe, wo ich nicht gesäet hab, das fremde Gut nehme, ungerechte Krieg anfange, die Unterthanen mit zuviel Anlagen unterdrücke, ihre Güter zu meinem Ehrgeiz mißbrauche?"[1]

Ein anderes Mal hält er den Richtern einen treuen Spiegel vor, wie sie die Gerechtigkeit beugen, arm und reich ganz verschieden behandeln, wie sie dulden, daß ihre Weiber Geschenke annehmen usw.[2]

In dem Büchlein für den Kurfürsten Max Emanuel stehen die Worte: „Unter dem Vorwand des standesmäßigen Reichthums wird das Thor geöffnet zu dem Ziel des Lucifers, das ist, daß König und Herrn niemals zuviel haben; die mittleren und niedrigen Standespersonen tun soviel zusammenscharren, als sie vermeinen vonnöten zu haben, ihre Familie höher und höher zu bringen. . . . Wie geht es mit den Ergötzlichkeiten? Unter dem Vorwand der standesmäßigen Erlustigung ist keine für einen König zuviel. Der König ziehet den Adel nach sich, der Adel den mittlern Stand. Also ist das ewige Essen und Trinken, Hupfen und Tanzen, Spielen und Jagen, es kunte der reiche Prasser nit mehr thun: warum ist er verdammt worden? Daß er gelebt wie du jetzt lebest. Du führest ein heidnisches, kein evangelisches Leben."[3] Wem das galt, mußte der Kurfürst am besten wissen.

Zusammenfassend, teilweise etwas überschwenglich, schildert der Nekrolog von 1730 das Leben und den Charakter des P. Smackers. P. Smackers war ein Mann, der sich in Freud und Leid stets gleich blieb. Er besaß eine reiche Erfahrung, ausgebreitete Gelehrsamkeit, eine große, durch lange Erfahrung erworbene Sicherheit in der Seelenleitung, ausgezeichnete Klugheit in der Erledigung der häufig sehr wichtigen Aufträge. Mitten in dem Lärm des Hofes war er nie müßig, sondern entweder mit Predigten oder mit der Verfassung von Druckschriften beschäftigt. Von seiner Hand liegt ein vorzügliches druckfertiges Werk vor: „Universalgeschichte zum Gebrauch für die bayrischen Prinzen", die er nach einer neuen Methode und mit weitreichender Erudition bis zur Jetztzeit fortführte. Das Kolleg von Ingolstadt bewahrt unter vielen andern Büchern, mit welchen er die Bibliothek bereicherte, eine kostbare Handschrift in mehreren großen Bänden, in der er viel Material zur Förderung des geistlichen Lebens und zur Heranbildung des Klerus, besonders fromme Betrachtungen zusammengetragen, die er früher sowohl täglich als auch zur Zeit der geistlichen Übungen mit großem Eifer vorgetragen hatte. Seinem Seeleneifer verdanken ihren Ursprung die großen Volksmissionen in Pruntrut und in der Diözese Basel.[4] Mit großem Eifer verfolgte er mündlich und schriftlich die Lehren und die Praxis der Jansenisten, die er in Belgien kennen und verabscheuen gelernt hatte. Zu Pruntrut gründete er eine Gelehrten-Akademie, auch Gelehrten-Konferenz genannt, zu der jede Woche aus Stadt und Nachbarschaft hervorragende Gelehrte erschienen, um schwierige gelehrte Fragen zu erörtern, wo-

[1] Christl. Gedanken Maximiliano zugeschr. 1715, 195.

[2] Christl. Gedanken Ferdinando zugeschr. 1737, 223 ff.

[3] München 1722, 153 ff.

[4] Aus dem von der Hand des P. Carl Malliardo vorliegenden Tagebuch Missiones Dioecesis Basiliensis 1718 geht hervor, daß P. Smackers hervorragenden Anteil an der Berufung der Missionäre hatte. Unter anderem bemerkt P. Malliardo: Obtulerat pro missionis expensis P. Theodorus Smacker, Director Seminarii, 12 dublones gallicas. Auch tätigen Anteil nahm P. Smackers: so nennt ihn P. Malliardo an erster Stelle unter den Missionären in Pruntrut; seine Predigten in der vom 3. bis 18. April andauernden Mission werden mehrfach erwähnt.

bei meist einer der Fragesteller die Entscheidung gab. Diesen Konferenzen wohnte auch der Fürstbischof mit seinem Hofe bei und beteiligte sich bei den Erörterungen.[1] Von seinen Tugenden hebt der Nekrolog ganz besonders hervor seine unerschütterliche Geduld in den vielen Widerwärtigkeiten, die ihm nirgends fehlten, weder in Deutschland noch in Italien.

Den Worten des Nekrologes ist nur wenig beizufügen. In der überaus schwierigen, von Gefahren und Gegnern umringten Stellung am Hofe mag P. Smackers sich vergriffen, auch nicht nur einmal gefehlt haben; durch selbstlosen, rastlosen Eifer in Wort und Schrift hat er diese Fehler ausgeglichen und wettgemacht.

Der Nachfolger Max Emanuels, der 1697 zu Brüssel geborene Kurprinz Karl Albert hatte schon früh einen Jesuiten als Beichtvater. Der erste bekannte Beichtvater war P. Franz Waldtner aus Wien.

Infolge der Niederlage der verbündeten Bayern und Franzosen bei Höchstädt im Jahre 1704 war ganz Bayern in die Gewalt der kaiserlichen Truppen gekommen, und der Bauernaufstand im Jahre 1705 (Sendlinger Mordweihnacht) hatte die Lage noch verschärft. Die kurfürstlichen Prinzen wurden auf Befehl des Kaisers 1706 zuerst nach Tirol, dann nach Klagenfurt, endlich 1712 nach Graz gebracht. Die Märchen über harte und grausame Behandlung der Prinzen sind jetzt gründlich ausgeräumt: „Wahrhaft väterliche Sorglichkeit spricht sich aus in der Instruktion, welche Kaiser Karl VI. am 9. April 1712 dem mit der Oberdirektion über den Hofstaat der Prinzen betrauten Grafen von Brenner zu Graz erteilte."[2] Unter anderem bestimmte der Kaiser für die Prinzen „drey Beichtväter ex S. J., von welchen sie praeter officium confessarii die humaniora et philosophiam zu erlehrnen haben.". Wegen dieser 3 Patres S. J. soll sich der Graf mit den Patribus Soc. J. (in Graz) unterreden.

Infolgedessen wurden drei Patres bestimmt und ihnen in der Tagesordnung der Prinzen genaue Anweisungen gegeben. In dieser Tagesordnung heißt es: Der erste, so Ihro Durchl. dem Prinzen Karl die Philosophiam gibt, nennt sich Walter. Der andere, der Prinz Philipp und Prinz Ferdinand instruiert, den ersten in der 5., den andern in der 4. Schule, nennt sich Mannersberger; der dritte, P. Adlmayer, instruiert Ihre Durchl. Prinzen Clemens in der andern und Prinz Theodor in der ersten Schule.[3]

Der hier Walter genannte Beichtvater und Instruktor des Kurprinzen Karl Albert heißt richtiger Waldtner (Waldner). Franz Waldtner war geboren am 4. Oktober 1666 zu Wien und am 31. Oktober 1682 in das Wiener Noviziat St. Anna eingetreten. Wegen des Türkenkrieges mußte er schon vor Ablauf des ersten Noviziatsjahres nach Leoben flüchten, wo er nach Vollendung des zweijährigen Noviziats und Überstehung einer schweren Krankheit die Humaniora wiederholte. Dann studierte er drei Jahre Philosophie zu Graz, lehrte 4 Jahre am Gymnasium und krönte sein vierjähriges Theologie-Studium in Wien mit einer glänzenden Disputation aus der gesamten Philosophie und Theologie. Er lehrte 1 Jahr Rhetorik, 6 Jahre Philosophie, dann 5 Jahre Moral und Kirchenrecht. Mit dieser wissenschaftlichen Ausbildung trat er 1712 sein Amt bei den Kurprinzen an. In

[1] Eine ähnliche Akademie mit dem besonderen Zweck für neue Publikationen und Kritik plante P. Smackers in München; sie fand aber nicht den Beifall der Obern. Tamburini an den Provinzial Amrhyn 28. Dez. 1720. *Ad Germ. sup.

[2] Die Gefangenschaft der Söhne des Kurfürsten Max Emanuel 1705—1714 in Heigel, Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns Neue Folge (1890) 253.

[3] Heigel 258. Über den Humanisten Maurisperg vergl. oben S. 80.

bündiger und klarer Methode vollendete er bei dem sehr begabten Prinzen in einem Jahre den ganzen Kurs der Philosophie, so daß er es wagen konnte, ihn Frühjahr 1714 in öffentlicher Disputation Thesen aus der ganzen Philosophie verteidigen zu lassen. Die Disputation war ein großer Erfolg für den Schüler wie für den Lehrer.[1]

Über diese Disputation sandte P. Waldtner am 25. April 1714 einen Bericht an den Rektor des Münchener Kollegs, in dem er die Geistesschärfe des 17jährigen Prinzen in der anderthalbstündigen Disputation besonders gegen die sublimsten Argumente der Atheisten hervorhebt; er sei zwar bei dem Talente des Prinzen über den Ausgang der Disputation nicht zweifelhaft gewesen, aber seine Erwartung sei doch übertroffen worden. Er habe während der ganzen Disputation nicht einzugreifen gebraucht, nur zweimal, wo der Prinz ein Wörtchen des angreifenden Paters ausgelassen, habe er dies erinnert.[2]

Auch nach dem Berichte des Grafen Bremner vom selben 25. April 1714 an den Kaiser wußte sich der Prinz gegen zwei ihn angreifende Jesuiten ohne geringste Sekundierung seines Patris professoris (Waldtner) sowohl in Reassumirung der proponirten Argumenten, als Beantwortung und auch Distinguirung derenselben gebenden Disparitäten und anderer Responsionen zu jedermanns Verwunderung dergestalt woll zu halten, daß ihm von sämtlichen ein billiges Lob ausgesprochen worden ist und also er hiedurch auch seine angebohrene guette Talenta und sonderbahre Application genugsam erwiesen hat."[3]

Der ganze philosophische Kurs, wie ihn P. Waldtner dem Prinzen vorgetragen, liegt vor und ermöglicht einen genauen Einblick in den Gegenstand und die Methode.[4] Für jeden der drei Teile gibt eine Ansprache oder Brief des P. Waldtner an den Prinzen Inhalt und Bedeutung des Gegenstandes an. Die trockensten Gegenstände weiß der Lehrer mit Anekdoten zu würzen, die besonders der Fürstengeschichte entnommen sind. So gibt er z. B. bei der Lehre über die Verursachungen folgendes Beispiel: Dergleichen Verursachungen sind bei dem Fürsten gute oder böse Reden der Hofleute. Dies erfuhr König Karl von Schottland. Er hatte einen Mörder zum Tode verurteilt. Als dieser sich in herben Klagen gegen den König ergoß, die der König nicht recht verstand, fragte er die Hofleute, was der Mann gesagt. Ein guter Hofmann antwortete: Der Arme ruft den Segen des Himmels auf die herab, die den Schuldigen mildreich verzeihen. Gerührt schenkte daraufhin der König dem Mörder das Leben. Aber ein anderer boshafter Schwätzer beschuldigte den guten Hofmann der Schmeichelei, bauschte die Beschimpfungen des Mörders gegen den König auf und reizte den König so, daß er seine Gnade widerrief. Aber nachdem der König sich beruhigt, fuhr er den harten Ankläger an und sagte: Die Schmeichelei des einen, der zu Milde treibt, ist mir lieber als deine böswillige Treue. Daran knüpft der Lehrer die Mahnung, die Fürsten sollen sich hüten vor Hetzern, damit sie sich nicht von diesen zu harten Maß-

---

[1] Nach dem Nekrolog in *Litterae an. Germ. Superioris 83, 422 und dem kürzern Nekrolog in *Austria 175, 94.

[2] ². . . et in sublilissimis probis negatarum a se propositionum prolatis quales tres in 2° argumento Atheistico de demonstratione Dei attulit, unam quod processus caussarum contingentium infinitum sursum versus, quem Atheus admitlit sit impossibilis, alleram quod debeat dari natura omnium optima in omni perfectione infinita, tertiam quod Atheus a suamet malae conscientiae naturali synteresi debeat aliquem Deum agnoscere si possibilem eo ipso semper existentem. Der ganze Wortlaut bei Heigel 260² ohne Namen des Briefschreibers. Daß Waldtner der Schreiber ist, geht daraus hervor, daß er die Disputation leitete. Der Name steht aber auch schon unter dem gleichen Bericht bei Hormayr, Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1833, 34 f.

[3] Heigel 261. Vergl. Hormayr, Taschenbuch 1833, 33 ff.

[4] *Clm. 9433 fol. 162 S., Clm. 9424 fol. 238 S., Clm. 9425 fol. 47 S. (Metaphysik) und 28 S. (Dialektik).

regeln bestimmen lassen. Sie müssen unterscheiden zwischen wahrer und erheuchelter Treue, jene können sie in dem guten, diese an dem schlimmen Effekt erkennen. Bei den Hindernissen für die Handlungen erzählt er von einem Perser König, der bei seinen großen Palastbau auf eine Witwe stieß, die nicht zu bewegen war, ihr altes Häuslein zu verkaufen. Der König wollte nicht mit Gewalt dies Hindernis wegräumen; er ließ der guten Alten ihr Häuslein obschon sein Bau dadurch verschandelt wurde. Dies zog ihm die Liebe des ganzen Volkes zu. — Hat der Traktat durch schwierige Fragen den Schüler ermüdet, so legt der Lehrer zur Abspannung eine Reihe anderer Fragen vor, wie z. B. nach der Untersuchung über die Verursachungen fragt er: Was ist am seltensten an den Höfen? Antwort: die Wahrheit. Wenn der Fürst zeigt, daß diese ihm nicht angenehm, bringt sie keiner hinein und an deren Stelle schleichen sich ein Schmeichelei, Irrungen und schließlich der Ruin. Ein anderes Mal: Was muß ein weiser Mann an einem Orte tun, wo es nur Unweise gibt? Antwort: Er muß sorgen, daß er unter den Unweisen weise bleibt. Es ist für den Fürsten immer gefährlich, wenn er von seiner Seite die Weisen entfernt, durch die der Fürst beim Volke an Autorität gewinnt, und sich mit Spaßmachern und Lebemännern umgibt, mit denen er den Ruf eines Weisen und den fürstlichen Sinn verliert. Die damals an den Höfen vielfach grassierende Goldmacherkunst wird gegen die Alchemisten mit den saniores Physici ausführlich bekämpft und auf die Betrügereien des Bragadinus in Bayern verwiesen, der seinen Betrug eingestanden habe. In dem zweiten Bande werden u. a. ausführlich die verschiedenen Weltsysteme von Ptolomaeus, Copernicus und Tycho Brahe entwickelt und dem letzteren der wissenschaftliche Vorzug eingeräumt. Der dritte Band behandelt den Urheber der Natur, die Gottesbeweise und widerlegt eingehend die Einwendungen der Atheisten.

Im Herbst des Jahres 1714 hielt der Prinz eine zweite Disputation, deren Gegenstand in einem dünnen Folioband vorliegt.[1] Es ist eine Fürsten-Moral oder ein Fürstenspiegel, der die gesamte Pflichten- und Tugend-Lehre für einen Fürsten in philosophischer Weise behandelt und mit reichlichen Zitaten, besonders aus den klassischen Autoren und den Vätern belegt. Da wird z. B. die Frage behandelt, ob die Zügelung der Leidenschaften auch von den Fürsten verlangt werde, da doch das Axiom lautet: Principi quod libet licet. Die Antwort betont, daß alle Menschen besonders aber die Fürsten ihre Leidenschaften beherrschen müssen. Der erste Untertan des Fürsten ist der Fürst selbst. Er muß zuerst sich selbst regieren lernen, bevor er die Herrschaft über andere ausübt. Die Beherrschung der eigenen Person ist das Fundament für die Herrschaft über seine Untertanen, zumal der Fürst wegen seiner größeren Freiheit vielmehr der Gewalt der Leidenschaften ausgesetzt ist. Bernard, Basilius, Claudian und Seneca helfen diese Wahrheit mit ihren schönsten Aussprüchen erhärten. Daß die Glücksgüter der Welt gerade für den Fürsten zerbrechlich sind wie Glas, wird eingehend durch Beispiele besonders aus der römischen Kaisergeschichte illustriert. Dasselbe geschieht bei dem Beweis für die Notwendigkeit der Arbeitsleistung bei Fürst und Volk, der Flucht vor jeder Schmeichelei, in der Mahnung vor den falschen Maximen der Gewalt- und Willkür-Politik. Ausführlich wird die Gerechtigkeit als das Fundament des Staates erwiesen, besonders die Gerechtigkeit der Gerichte und die Unbestechlichkeit der Richter. Nichts empfinden die Völker schmerzlicher, als wenn sie sehen, wie der Fürst die Gelder verschleudert, die sie von ihrem Schweiß ihm beigesteuert zur Aufrechterhaltung seiner Würde. Je höher der Fürst steht, um so weniger muß er seine Macht zeigen. Der Traktat schließt mit den Worten: Das Laster des Fürsten kann ohne Richter sein aber nicht ohne Ankläger und nicht ohne Strafe, denn der Ankläger ist das eigene Gewissen und die Strafe sind die Gewissensbisse. Je höher der Fürst steht, um so weiter sind seine Fehler den Augen

[1] Philosophia moralis Principum . . . discursibus illuminata maxime vero Ser. Princ. Elect. Caroli . . . facundia qua in . . . specimen coram excelso . . . Auditorio eam explanare dignatus est illustrata. Am Ende Tempore restitutae pacis in congressu Badensi (1714), Clm. 11480.

aller ausgesetzt. Jedes Laster ist um so verdammenswerter, je größer die Macht dessen ist, der dem Laster fröhnt.

Dieser Fürstenspiegel spiegelt nach allen Richtungen eine ernste Gebärde gegen den damals grassierenden Fürsten-Absolutismus. Wenn P. Waldtner nichts anderes getan, als diese philosophischen und besonders ethischen Grundsätze dem künftigen Herrscher einzuprägen, so wäre das allein schon ein großes Verdienst gewesen.

Durch den Frieden von Baden am 7. September 1714 erhielt Max Emanuel sein Land wieder, und die Gefangenschaft seiner Söhne hatte ein Ende. P. Waldtner blieb, jedenfalls auf Bitte des Kurprinzen, bei ihm und begleitete den Prinzen nach München. Von München aus dankte der Kurfürst am 14. April 1715 für „die beste Edukation", die der Kaiser den Prinzen habe angedeihen lassen. Noch wärmer lautete der Dank des Kurprinzen und noch in späteren Jahren (1733) ließ er den Kaiser seiner kindlichen Liebe versichern „wegen der bei seiner Erziehung bezeugten väterlichen Obsorge".[1]

Im folgenden Jahre begleitete P. Waldtner den Kurprinzen nach Rom. In zwei längeren Briefen, dat. Rom 23. März und 25. April 1716 an Baron Malknecht, berichtet er über die große Frömmigkeit des Kurprinzen, sein großes Ansehen in Rom und sein erbauliches Beispiel. P. Waldtner bietet sich zu allen Diensten seines Berufes an und freut sich, daß der Kurfürst mit ihm zufrieden.[2]

Kaum nach München zurückgekehrt mußte P. Waldtner wieder zum Wanderstab greifen. Auf Einladung des Prinzen Eugen begaben sich Mai 1717 Karl Albert und sein Bruder Ferdinand mit den bayerischen Hilfstruppen nach Wien und von dort nach Ungarn in das Lager des Prinzen bei Futack. Es handelte sich um die Belagerung von Belgrad. P. Waldtner begleitete den Kurprinzen und wich nicht von seiner Seite, trotzdem er bei seiner schwachen Gesundheit das Schlimmste voraussah. Kaum im Lager angelangt, befiel ihn eine heftige Dissenterie, die ihn bereits am 16. August 1717 hinwegraffte. Groß war der Schmerz des Kurprinzen. Er ließ die Leiche seines Lehrers und Beichtvaters nach Peterwardein schaffen und in der dortigen Jesuitenkirche beisetzen. Der Nekrolog, dem diese Notizen entnommen sind, preist die große Selbstlosigkeit und Arbeitsamkeit des nie müßigen Paters, der sich am ganzen Hofe bei Vornehm und Gering großer Beliebtheit erfreut habe.[3]

An Stelle des Verstorbenen trat P. Jos. Falck, der seit 1715 Beichtvater des Prinzen Ferdinand war und diesen nach Ungarn begleitet hatte.

P. Joseph Falck war geboren am 2. Mai 1680 in Freiburg (Schw.) als Sproß einer angesehenen vermögenden Familie. Nach Vollendung seiner humanistischen Studien hatte er Reisen durch Frankreich, Italien und Spanien gemacht und sich besonders philosophischen und mathematischen Studien gewidmet.[4] Ende 1701 meldete er sich in Rom zur Aufnahme in die Gesellschaft. Am 31. Dezember

---

[1] Heigel 266.

[2] *Orig. München, Staatsbibl. Oefele 86. Dort auch der von dem kaiserlichen Gesandten Gelasso ausgestellte Reisepaß dat. Rom 26. April 1716 für Reise nach Neapel; er lautet auf El Padre Walter Confesor del Conde de Traniz con Schulberg Secretario y el medico Riedenauer, otros seis oficiales y lacayos, familiares del menc. Conde. Orig.

[3] Auch ein weiterer Jesuit im Gefolge der Prinzen, P. Leontius Eggs (geb. 1616 in Rheinfelden, Aargau, eingetr. 1686) erlag dem Fieber am selben Tage, 16. August 1617, und wurde im Lager begraben.

[4] P. J. Gerard S. J., Studienpräfekt in Avignon bescheinigt unter dem 18. Aug. 1697 Josephum Thad. Falc (!) audivisse per biennium in Philosophia in eaque pietatis, ingenii et doctrinae specimen non vulgare tum privatim tum publice dedisse. *Orig. München Staatsbibl. Oefele 63 II.

1701 kündigt der General dem Landsberger Novizenmeister den Herrn Joseph. Nikol. Falck als Novizen an mit dringender Empfehlung desselben, da die in Rom gegebenen Proben zu den besten Hoffnungen berechtigten.[1] Der junge Falck hatte in Rom eine vornehme eheliche Verbindung ausgeschlagen, um sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Die Aufnahme erhielt er zu Rom am 14. Februar 1702. Außer vier Jahren Grammatik lehrte Falck in der Gesellschaft besonders Mathematik, mit der damals vielfach Ethik oder Hebräisch verbunden war. In Ingolstadt hatte er zu Schülern die später berühmt gewordenen Mathematiker Hiß und Grammatici. Sein heißes Verlangen stand nach der Mission in China. Eben hatte er die Zusage vom General erlangt, als er im Jahre 1715 von Ingolstadt an den Hof in München berufen wurde als Instruktor und Beichtvater des Prinzen Ferdinand. So hart ihm die Vereitelung seines Lebenswunsches war und so sehr er das Hofleben verabscheute, so fügte er sich ohne Widerstreben, wenn auch nicht ohne Tränen. Von 1717 war er dann Beichtvater des Kurprinzen und spätern Kurfürsten Karl Albert 20 Jahre lang bis zu seinem Tode 1737. Bei der gefährlichen Belagerung von Belgrad harrte er an der Seite der beiden Prinzen aus und holte sich dabei den Keim der Krankheit, mit der er sein ganzes Leben zu kämpfen hatte. Er kannte wie früher bei der Belagerung von Freiburg im Breisgau durch die Franzosen keine Schonung; die Ärmsten und Elendesten waren die besondern Kinder seiner Liebe; bei sich sparte und entbehrte er, um so andern mehr helfen zu können. Der Nekrolog, der dies erwähnt, rühmt an ihm deutsche Geradheit und Haß gegen alle Schmeichelei. Außer dem notwendigen Dienst am Hof hielt er sich stets zu Hause ganz seinen Studien hingegeben; Besuche und Gastereien mied er, stets zufrieden mit dem gewöhnlichen Tisch zu Hause. Im Verkehr am Hofe war er klug und zurückhaltend, aber ebenso beherzt, wenn es nötig war. In Dinge, die nicht seines Amtes waren, mischte er sich nicht, die Sache der Armen und Bedrängten aber machte er zur seinigen.

Mit seinem früheren Schüler Grammatici und andern Gelehrten unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel, besonders über astronomische Beobachtungen.[2] Lange arbeitete er an einem größern Werk über die Herrlichkeit der Welt in philosophischer Beleuchtung. Eben hatte er den ersten Druckbogen erhalten, als ihn, die Hand auf dem Bogen, ein Schlagfluß traf, der seinem Leben in wenigen Stunden ein Ziel setzte. Es war der Karfreitag (19. April) des Jahres 1737. Noch am Morgen hatte er der ganzen kurfürstlichen Familie die hl. Kommunion gereicht. Für den Kurfürsten war der Tod seines Beichtvaters hart. Er hatte ihm stets großes Vertrauen geschenkt; konnte der Pater wegen Krankheit nicht an den Hof kommen, so scheute sich der Kurfürst nicht, wiederholt selbst zum Kranken zu gehen und in dessen Zimmer zu beichten.[3]

Das Werk des P. Falck über die sichtbare Welt in philosophischer Betrachtung, das im folgenden Jahre 1738 erschien,[4] betont in der Widmung an den Kurprinzen Max Joseph die Wichtigkeit der Bildung für den Fürsten. Es will den Klagen begegnen, die manche von dem Studium der Philosophie abschrecken; bei der alten Philosophie die vielen manchmal unnützen Subtilitäten, bei der neueren Philosophie die sublimen mathematischen Beweisführungen. Sein Buch soll die Mitte halten sowohl in der

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] Eine Reihe von Briefen Falcks an Gramatici u. a. aus den Jahren 1720—28 in Clm. 1609. Briefe von und an Oefele 1730/34 Oefele 63 II.

[3] Nekrolog in Germ. sup. 87, 153 v. und kürzer in Germ. sup. 64, 379. Nach den Rechnungen des Hofzahlamtes (München Kreisarchiv) vom Jahre 1735 bezog P. Falck nach Abzug der Steuer von 20 fl. jährlich 380 fl. Gehalt.

[4] Mundus aspectabilis philosophice consideratus. Augustae (1738) fol. 458 p. und 5 Tafeln. Druckerlaubnis 18. Dez. 1737.

subtilen Metaphysik als auch in der sublimen Mathematik. Die alte und neue Philosophie soll zu Wort kommen, indem jedes System auch die neueren, Spinoza und Cartesius, ihre Gründe vorbringen. Sehr ausführlich werden die Gründe für und gegen Copernicus auch mit mathematischen Beweisen wiedergegeben. Die astronomischen Schwierigkeiten gegen Copernicus sind aber noch nicht gelöst, zudem stehen das verwerfende Römische Dekret vom 5. März 1616 und die von Galilei geforderte Abschwörung vom Jahre 1633 entgegen. Bei der Frage über die Constitution der Körper kommen Peripatetiker und Atomisten ausführlich zu Wort. Nicht allein die Fragen über Welt, Himmelskörper, Pflanzen, Tiere, Seele und über den Urheber der Welt werden eingehend behandelt, auch die Ethik mit der Tugendlehre erhält ihren Platz. Bei der Politik interessiert besonders die Frage über die Staats-Verfassung. Die Wahl der Staatsform, sei es Monarchie, Aristokratie, Demokratie, steht beim Volke; hat das Volk sich aber einmal für eine Staatsform, z. B. die Monarchie, entschieden, so darf es diese nicht pro arbitrio ändern. Wer das durchaus wissenschaftliche Werk des P. Falck studiert hatte, der konnte sich sagen, daß er ein gebildeter Mann war und in der alten und neuen Philosophie Bescheid wußte.

Nach dem Tode des P. Falck verlangte der Kurfürst wiederholt und nachdrücklich als Beichtvater den P. Franz Hallauer, damals Assistent in Rom. Er war auf der General-Kongregation 1730 zum Assistenten für die deutsche Assistenz gewählt worden. Es ist ein Beweis für die außerordentliche Bedeutung, die man damals dem guten Einvernehmen mit den Fürsten und dem Beichtvateramte an den Höfen beimaß, daß man in Rom den Bitten Karl Alberts nachgab und ihm einen Mann zur Verfügung stellte, dessen hervorragende Leistungen in seinem Amte für die ganze Gesellschaft von der größten Bedeutung waren. Frühjahr 1738 trat P. Hallauer sein Amt an.[1]

P. Franz Xaver Hallauer war am 29. September 1674 in Rheinfelden (Sundgau) geboren und am 28. September 1690 in Landsberg eingetreten. Nach glänzender Vollendung seiner Studien und vierjähriger Professur der Philosophie wurde er (1705?) Beichtvater des kaiserlichen Generals Herbeville und verweilte bei diesem 2 Jahre in den harten ungarischen Feldzügen. Er erwarb sich hier die allgemeine Zuneigung auch bei den gemeinen Soldaten, für deren Wohlergehen in jeder Beziehung er sich unausgesetzt abmühte. In die Provinz zurückgekehrt, versah er neun Jahre im Nebenamt die Kanzel, wo er ohne allen Prunk in der eindringlichsten Weise die Zuhörer für das Wort Gottes gewann. Später war er 6 Jahre Rektor, 5 Jahre Provinzprokurator und drei Jahre Provinzial der oberdeutschen Ordensprovinz (1724/28). Bei all seinen wichtigen Ämtern hielt er fest daran, daß das Heil der Gesellschaft nicht in einer Vergrößerung ihrer Ehre und ihres Rufes, sondern in dem innern Wachstum an solider Tugend bestehe. Besonderen Wert legte er auf die Förderung der Studien und ihm ist in erster Linie die allgemeine Einführung der Geschichte an den Gymnasien und Akademien der oberdeutschen Provinz zu verdanken. Seine Berufung zu dem Hofbeichtvater-Amt, dessen Disteln und Dornen er sehr wohl kannte, war ihm sehr unangenehm, aber er fügte sich in Gehorsam. Am Hofe gewann er bald alle Herzen durch seine gütige Art und Weise, mit der er auch den geringsten Diener behandelte und überall half, wo er nur helfen konnte. Und wenn er nicht helfen konnte, so suchte er wenigstens durch ein gütiges Wort teilnehmender Liebe zu trösten. Er pflegte zu sagen, denen, die wir

[1] Ein Kurfürstl. Dekret vom 18. März 1738 bestimmt für den Beichtvater P. Hallauer zu seinem jährlichen Besoldungsgehalt 500 fl. und nach einer Note vom 30. März 1738 sind dem P. Hallauer für die Reise, die er vergangenes Jahr von Rom nach Loretto und zurück gemacht, 110 fl. und für die Reise von Rom bis hierher 352 fl., zusammen 462 fl. gegen Schein zu zahlen (B. v. Unertl). *Konz. Historica 1, 34 f. 362.

nicht durch die Tat unterstützen können, müssen wir wenigstens durch ein gütiges Wort, und wenn sie allzu lästig sind, durch unser Beispiel liebevoller Geduld helfen. Ganz besonders zeigte er eine wahre Vaterliebe für die Armen und solche, die durch schwere Schicksalsschläge heimgesucht wurden; alles was er an Geld, als Almosen oder Geschenk erhielt, spendete er den Armen, besonders solchen, die in verborgener Not sich schämten zu betteln. Dafür zog er sich selbst sogar das Notwendige ab. Deshalb war es ihm selbst in der letzten schweren Krankheit eine Herzenssache, daß keine größere Auslagen für ihn gemacht und keine teuren Medizinen verordnet würden, die sich, wie er glaubte, für ihn als armen Ordensmann nicht geziemten. Diese Krankheit befiel ihn schon zwei Jahre nach dem Antritt seines Amtes und raffte ihn bereits am 5. Mai 1740 fort. Noch wenige Tage vor seinem Tod besuchte ihn der Kurfürst. Der Kranke legte ihm seine letzten Mahnungen ans Herz. Der Nekrolog rechnet den P. Hallauer zu den größten Zierden nicht allein der Provinz, sondern der ganzen damaligen Gesellschaft Jesu.[1]

Das Amt des Verstorbenen übernahm bald P. Meinrad Rosé. In einer Verfügung des Kurfürsten Karl Albrechts, datiert Linz, 3. Oktober 1741, an die Kammer, heißt es: Nachdem Kurfürstl. Durchlaucht aus besonderem Vertrauen den P. Meinrad Rosé S. J. zu ihrem Beichtvater erklärt, hat er ihm den gewöhnlichen Gehalt wie solchen der Abgeleibte P. Hallauer genossen (500 fl.), bewilligt ab 1. September 1741.[2]

P. Meinrad Rosé war geboren im Jahre 1690 zu Pruntrut (Schweiz) und am 19. Oktober 1708 in Landsberg in den Orden eingetreten. Nach dem Noviziat studierte er 3 Jahre Philosophie und 4 Jahre Theologie. Er lehrte 3 Jahre am Gymnasium, 6 Jahre Philosophie, 3 Jahre Moraltheologie und 8 Jahre Dogma. Als der Ruf an den Hof von München an ihn erging, war er Rektor des Kollegs in Freiburg (Schw.). Am 9. Dezember 1741 spendete ihm der General Retz großes Lob, daß er dem Rufe des Gehorsams ohne Verzug gefolgt. Als der Kurfürst zum Kaiser gewählt worden, schickte der General dem P. Rosé am 10. März 1742 einen Brief für den Kaiser, in dem er ihm die Aufopferung von 6000 heil. Messen und Rosenkränzen für den glücklichen Fortgang seiner Regierung anzeigte. Im folgenden Jahre nahm der General den Kaiser in die Verdienstgemeinschaft der ganzen Gesellschaft auf, worüber der Kaiser sein Wohlgefallen ausdrückte, wie aus Briefen des Generals vom 5. Januar und 23. November 1743 an Rosé hervorgeht.[3]

Der Kaiser lebte nicht lange. Drei Jahre nach der Wahl riß ihn der Tod vom Throne. Ein Biograph berichtet: Nachdem sich der Zustand des Kaisers am 19. Januar 1745 sehr verschlechtert, „so blieb ihm nur sein Seelenarzt P. Rosé und zwar in den letzten Augenblicken seines Lebens der einzige Trost, dem er unter anderm auch befohlen, nach seinem Ableben die Kanzeln in der Hofkirche, in der Kirche der Theatiner, dann die der Jesuiten sogleich zu besteigen, wo er den versammelten Gläubigen zu verkündigen hätte: Der nun gestorbene Kaiser ließe seine lieben und getreuen Untertanen, wessen Geschlechts und Standes dieselben immer wären, ersuchen, aus christlicher Nächstenliebe ihm zu verzeihen, daß er durch den Krieg, dann sonstige Dinge, soviele Drangsale, Jammer und Elend denselben zugefügt habe, und daß, wenn Gott ihm länger sein Leben gefristet hätte, er nach allen

---

[1] Größerer *Nekrolog in den Litt. an. Prov. Germ. superioris 87, 453. Vergl. Germ. sup. 64, 403.

[2] *Konz. Historica 1, 34 f. 356. Später als Kaiser erhöhte Karl Albrecht dem P. Rosé den bisherigen Gehalt auf 1000 fl. durch Dekret dat. Frankfurt 5. Jan. 1744. P. Rosé verwendete seinen Gehalt für die Kirche in Pruntrut.

[3] *Ad Germ. sup.

Kräften sich würde bemühet haben, die dem Volke geschlagenen Wunden zu heilen und dessen traurigen Zustand zu verbessern." Als in der Theatiner-Hofkirche „der Jesuit Meinrad Rosé, dem Befehle des Kaisers genügend, die von demselben auf dem Sterbebette gemachte Äußerung kundmachte, zerflossen alle Anwesenden in Tränen und fielen nieder auf die Knie, betend für den herzguten christkatholischen Kaiser."[1]

Am 20. Februar 1745 dankte der General Retz dem P. Rosé für den ausführlichen Bericht über den vom Kaiser mit heroischer Tapferkeit bestandenen Todeskampf und für den tröstenden Beistand, den der Beichtvater bis zum letzten Augenblick geleistet.

Nunmehr frei geworden, bot sich P. Rosé dem General zu jedem beliebigen Amte in der Gesellschaft an, nur dem Hofdienst möchte er entgehen, schon allein deshalb, um die Gefahren von Unzuträglichkeiten für die Gesellschaft abzuwenden. Dieser Gesinnung spendete der General am 13. März 1745 großes Lob und stellte ihm einen anderen, seinen Verdiensten und Talenten entsprechenden Posten in Aussicht. Schon bald darauf erfolgte die Ernennung zum Rektor des Kollegs in Augsburg. Als man ihn am Hofe festhalten wollte, überwand P. Rosé alle Hindernisse und machte sich von den Hoffesseln frei, um dem Rufe des Gehorsams zu folgen, wie der General in einem Briefe vom 7. August 1745 an P. Rosé lobend hervorhob. Aber nicht lange sollte sich der neue Rektor der wiedergewonnenen Freiheit erfreuen.

Der Sohn und Nachfolger Karl Alberts, Max Joseph, hatte sich am 9. Juli 1747 mit der sächsischen Prinzessin Anna Sophia, Tochter des Königs Friedrich August III. von Polen, vermählt. Die Kurfürstin hatte als Beichtvater den P. Jos. Reichenau mitgebracht. Von diesem berichtet der herzogliche Sekretär Felix Oefele zum Jahre 1748: P. Duffrene (!) erzählte mir, der Rektor des Kollegs habe dem P. Reichenau nach seinem neulichen tödlichen Anfall nahegelegt, seinen Abschied vom Hof zu nehmen. P. Reichenau habe zugestimmt und zu diesem Zweck der Kurfürstin einen Brief geschrieben, in dessen Einleitung er seinem gerechten Schmerz Ausdruck verliehen, sie sei die Ursache seiner zerrütteten Gesundheit und seines baldigen Todes. Die Patres hätten aber dafür gehalten, die Sache nicht schriftlich, sondern mündlich zu erledigen. Später berichtet Oefele weiter: P. Reichenau hat trotzdem den Brief durch einen sächsischen Boten an die Kurfürstin geschickt. Darüber wurde die Kurfürstin sehr aufgebracht, so daß jetzt die Sache auf Trennung steht. Er wird also nächster Tage nach Österreich, woher er gekommen, zurückgeschickt werden. Er wäre schon früher in Dresden geblieben, wenn ihn nicht die Kurfürstin sogar unter Tränen von ihrem Bräutigam erpreßt hätte. Man sagt, P. Rosé, der frühere Beichtvater Karls VII., werde an die Stelle des P. Reichenau treten, dem zu große Strenge und zu freie Rede vorgeworfen wird.[2]

Dies Gerücht bestätigte sich. Ein kurfürstliches Dekret vom 20. April 1748 besagt: Der Kurfürst hat den ehemaligen Beichtvater P. Meinrad Rosé aus vorzüglich gnädigstem Vertrauen in dessen erprobte ausnehmende Eigenschaft zum Beichtvater bei der geliebtesten Gemahlin anstatt des nunmehr in seine Provinz abgereisten P. Jos. Reichenau angenommen und ihm des vorigen Gehalt mit jährlich 400 fl. beigelegt, quatemberlich zu zahlen.[3]

Am 11. Mai 1748 gratulierte der General Retz dem P. Rosé zu dem neuen Amte: Oder soll ich den Anlaß dazu beklagen? Einen Glückwunsch verdient die

[1] F. J. Lipowsky, Leben des Churfürsten Karl Albert (1830) 266 f.

[2] München Staatsbibl. *Oefele 61, 1748 f. 19, 23.

[3] *Konz. Historica 1, 34 f. 356.

große Zuneigung und Hochschätzung des Hofes für die geistlichen Dienste Ew. Hochwürden, Mitleid, weil es Ew. Hochwürden, wie Sie schreiben, so überaus hart fällt, der religiösen Ruhe entzogen zu werden. Schließlich spricht der General die Hoffnung aus, daß der gütige Gott das Opfer mit reichem Troste vergelten werde.

18 Jahre harrte nun P. Rosé am Hofe aus bis zu seinem Tode am 20. September 1767. Seine Sittenreinheit, Geradheit und Klugheit auch in den verwickeltsten Fragen bewahrte ihm die allgemeine Hochschätzung, so daß nicht einmal eine Klage erhoben, wohl aber hohes Lob seiner Tätigkeit gespendet wird.[1]

Das will in der damaligen Zeit des Absolutismus und der höfischen Intrigen viel heißen. Die Gesinnungen des P. Rosé lassen sich an einem einzelnen Fall bestimmter nachweisen.

Dem Kurfürsten Karl Albrecht hatte die Kaiserkrone von Frankreichs Gnaden keinen Segen, seinem Bayernvolke nur neue Lasten und Kriegsleud gebracht. Die Kosten des kaiserlichen Aufwands hatten die Schulden riesenhaft vermehrt — kostete ja allein der in Paris gebaute Galawagen für die Kaiserkrönung 100 000 Gulden. Unglück über Unglück schlug über den neuen Kaiser zusammen. Leibliche und seelische Leiden brachen die Kraft des erst 48jährigen Fürsten. „Ich sehe, daß mich die Welt verläßt, ich verlasse sie ohne Leid", so äußerte sich Karl Albrecht zu dem französischen Gesandten.[2] Die Ausführung des Vermächtnisses seines ehrgeizigen Vaters: „Wir müssen die Kaiserkrone an unser Haus bringen", hatte ihm nur Leid gebracht. Kurz vor seinem Tod (30. Januar 1745) erklärte er den noch nicht 18 Jahre zählenden Erbprinzen Max Joseph für volljährig. Nach Beendigung des Krieges durch den Füssener Frieden war die nächste Aufgabe des neuen Kurfürsten die Tilgung einer Schuldenlast von gegen 40 Millionen Gulden. Aber wie? Die verschiedensten Mittel wurden vorgeschlagen. Waren aber alle diese Mittel erlaubt? Die Theologen wurden gefragt.

Der Kurfürst befragte auch den P. Rosé über eine neue, dem Volke aufzulegende Last. P. Rosé erklärte sich dagegen und sagte gerade heraus, der Kurfürst möge sein eigenes Gewissen über die Billigkeit solcher Ratschläge befragen; er werde sehr gut daran tun, wenn er, so oft dem Volke eine neue Last aufzulegen sei, selbst die Schultern unterhalte und sich vorstelle, er sei für kurze Zeit ein Bauer und in diesem Augenblick möge er auf den Spruch des Gewissens hören, dann sei kein theologisches Gutachten mehr nötig.[3]

Näher geht auf diese Sache ein Gutachten Münchener Jesuiten aus dieser

[1] Vergl. *Nekrolog Germ. sup. 93, 140. — Nach dem Tode des P. Rosé beichtete die Kurfürstin kurze Zeit bei P. Daniel Stadler, bald darauf wurde aber P. Leo Rauch zu ihrem Beichtvater ernannt. Ein kurfürstl. Dekret vom 1. Febr. 1768 besagt, daß der Kurfürst bei der Frau Gemahlin am Platz des letzthin verstorbenen P. Rosé zum Beichtvater den ehemals beim Kurfürsten von Sachsen gewesten Beichtvater P. Leo Rauch aus besonderm in dessen vortreffliche Eigenschaften gesetztes vorzügliches Vertrauen angenommen und gleich seinem Vorfahr einen jährlichen Gehalt von 400 fl. angewiesen, laufend seit 1. Okt. 1767. *Konz. Historica 1, 34 f. 365. Über Rauch vergl. oben S. 325. P. Rauch blieb in seiner Stellung bei der Kurfürstin über die Aufhebung hinaus, 1771 war er auch zeitweilig Beichtvater des Kurfürsten.

[2] Auch der Hofprediger P. Mich. Hofreither erwähnt diese Worte in seiner Trauerrede bei den Leichenfeierlichkeiten in der Theatiner Kirche am 24.—27. März 1745. Er betont stark die große Buße, die der Kaiser für seine Sünden getan. Eines seiner letzten Worte sei gewesen: Ich sterbe gern, daß ich meinem Gott nicht mehr untreu werde. Der Kaiser wollte auch deswegen gern sterben, wenn sein Tod den lieben Frieden bringen sollte. Der heldenmütige Christl. Kaiser, München 1745, S. 25, 32.

[3] So Felix Oefele in seinem Tagebuch 18. Mai 1748. *Oefele 61.

Zeit ein, das mit den Ansichten des P. Rosé genau übereinstimmt und vielleicht von ihm als dem langjährigen Theologieprofessor verfaßt oder wenigstens veranlaßt wurde. Das vom Fürsten verlangte Gutachten behandelt die Frage, ob der Fürst zur Tilgung seiner Schulden außerordentliche Steuern auferlegen dürfe. Die Antwort lautet: Ja, wenn die Schulden für das allgemeine Staatswohl, nein, wenn sie für sein eigenes Haus gemacht wurden; letzteres war der Fall, also sind die Untertanen nicht zur Tilgung verpflichtet. Der Fürst hat kein Eigentumsrecht über das Eigentum seiner Untertanen und die Untertanen sind nur gehalten, dem Fürsten die Unkosten zu bestreiten, die für das Allgemeinwohl nötig sind, wozu freilich auch der geziemende Unterhalt des Fürsten gehört. Das Gegenteil wäre für die Fürsten nur eine Gelegenheit zu sündigen und der Verschwendung die Zügel schießen zu lassen, so daß sie mit unwiederbringlichem Schaden für den Staat die Untertanen aussaugten und deren Leistungsfähigkeit für die notwendigen Ausgaben vernichteten. Die unnützerweise kontrahierten Schulden muß der Fürst selbst nach und nach tilgen durch Sparsamkeit usw. Deshalb ist der Fürst aus Gerechtigkeit verpflichtet, die Ausgaben für den Hof zu beschränken und die überflüssigen Hofbeamten zu entlassen. Dann betont das Gutachten einen wichtigen Satz: Sehr ist darauf zu achten, daß der Titel des allgemeinen Wohles nicht falsch angeführt wird, indem vielleicht durch diese Forderungen die Untertanen so ausgesogen werden, daß sie hernach zur Verteidigung schon nichts mehr beisteuern können oder vielleicht viele Untertanen aus Furcht vor so schweren Steuern sich zur Auswanderung entschließen. Deshalb ist es nicht zu verstehen, wenn die Stände mit gutem Gewissen unter dem Titel des Allgemeinwohles so schwere außerordentliche Steuern und Abgaben während sovieler Jahre den Untertanen auflegen können, durch die das Allgemeinwohl in der Tat gefährdet wird. Die Erfahrung lehrt, daß die reichsten Staaten allmählich durch übermäßige Auflagen so geschwächt wurden, daß sie schließlich in den äußersten Verfall gerieten.[1]

Auch an einem weitern Gutachten in dieser Sache dürfte P. Rosé in hervorragendem Grade beteiligt sein. Unter den Mitteln der Schuldentilgung hatte man auch einen um das Doppelte erhöhten Aufschlag auf das Salz vorgeschlagen und P. Stadler hatte sich unter gewissen Bedingungen dafür ausgesprochen. Ein Gutachten des Münchener Kollegs spricht sich unter Ablehnung der vorgebrachten Gründe gegen jede Erhöhung des Salzaufschlages aus:[2]

Unter anderem wird darin ausgeführt: Der Salz Consum ist nicht nach der Portion der Güter und des Einkommens sondern nach der Anzahl der Hausgenossen zu regulieren. Eine reiche Wittib mit einer Dienstmagd bedarf lang so viel Salz nit als ein armer Mann mit 7—8 Kindern, so ist aber auch unter den Armen ein großer Unterschied. Wir finden keinen Grund, auf den könnte behauptet werden, daß man mit gutem Gewissen bevorab bei jetzigen Zeiten den vorhin ganz erschöpften Unterthanen die besagte Salz Erhöhung noch weniger ein mehreres zumuthen könne. Wenn auch schon einige Theologi und Juristae unter gewissen Bedingungen zugeben, daß auch die täglichen Eßwaren mit Auflagen können beschwert werden, so können wir

[1] Consilium Patrum Soc. Jesu secundum, quad Jesuitae Monacenses per suum P. Jos. Mair tradi fecerunt. Schluß: „Ita sentiunt quatuor Theologi e Soc. Iesu". München, Kreisarchiv, Gen.-Registr. 1305/20. Die betr. Akten im Kreisarchiv verdanke ich der Güte des Herrn Geheimrats Dr. Schrandtner. Abschrift ohne Namen in Clm. 27491. P. Jos. Mayr und andere Theologen, darunter auch P. Rosé, waren im Gegensatz zu P. Stadler für völlige Ablehnung. Über die weitern die Schuldentilgung betr. Verhandlungen vergl. Schreiber, Max Joseph III. (1863) 96.

[2] *Consilium Theologicum Patrum Soc. Jesu (aus dem Colleg von München) deutsch München, Kreisarchiv l. c.

doch nit glauben, daß unter diesen auch das Salz begriffen sei. Dahero erkennen wir für keine theologische Argumentation: das Fleisch, Bier etc. kann mit Accise belegt werden, ergo auch das Salz. Das Fleisch und Bier sind solche Nahrungen, die von den Menschen ohne Gefahr der Gesundheit können entbehrt werden, auch de facto von dem größten Theil nit nur der Paurschaften, sondern auch andern ohne Nachtheil und zwar mit besserer Gesundheit gar wohl zu entrathen seind: hingegen ist das Salz ein zum Brod sowohl als anderen Speisen so nothwendiges Ingrediens, daß ohne solches fast alle gekochte Nahrung wo nit schädlich, doch ohne allen Geschmack ist, mithin gedünket uns, daß eine Verordnung, welche dem armen Unterthan, dessen einzige Nahrung das Brod ist und ein ungeschmalzen Suppen, sowohl das Brod theurer und die Suppen ungeschmak machet, nit nur contra charitatem subditis debitam sondern auch contra jus naturale laufe. Da ferner ohne allen Zweifel der größte Theil des Landes aus Unvermöglichen besteht, betrifft diese Anlag mehr die Armen als die Reichen contra justam proportionem in tributis imponendis observandam.

Karl Albert hatte 1722 Amalia Maria, eine Tochter des Kaisers Josephs I., geheiratet. Dieselbe brachte von Wien als Beichtvater mit den P. Ludwig Panigalli. Panigalli, ein geborener Wiener (1678), war von 1716—1720 Leiter des Gymnasiums in Graz und dann einige Jahre Professor der Theologie. Als er am 18. Juli 1729 gestorben, berichtete der Rektor des Münchener Kollegs nach Wien über seinen schönen Tod; die Trauer am Hofe und beim Volke sei allgemein, besonders aber bei den Armen, denen er ein wahrer Vater gewesen. Der Rektor dankt der österreichischen Provinz für ein solches Tugendbeispiel. Gestern sei er zur Kurfürstin gerufen worden, die über den Verlust ganz untröstlich sei; sie verlange wieder einen Beichtvater aus der Gesellschaft nach dem Gefallen der Obern aus jeder beliebigen Provinz: „wen ihr auch geben werdet" — sagte sie — „es wird kein Pater Panigalli sein."[1]

An Stelle des Verstorbenen trat P. Ignaz Stauffert. Nach dem Diarium des Münchener Rektors Aman war P. Stauffert häufig krank, dann kam die Kurfürstin ins Kolleg und beichtete auf seinem Zimmer. Er starb bereits am 20. September 1737.[2]

Dem P. Stauffert folgte als Beichtvater P. Albert Weinperger. P. Weinperger aus Neumarkt-Bayern (geboren 1685) wurde nach dreijähriger philosophischer Lehrtätigkeit Hofprediger in München und blieb in dieser Stellung 14 Jahre lang. Im Jahre 1735 berief ihn Karl Albrecht zum Beichtvater und Erzieher seines 1727 geborenen Sohnes Max Joseph. Seit 1737 war er gleichzeitig Beichtvater der Kurfürstin. Die fürstliche Gunst benützte er, wie der Nekrolog hervorhebt, nie zu seinem Vorteil, nur für die Armen trat er ein und suchte ihr Elend nach Möglichkeit zu lindern. In seiner Kleidung und in seinem Zimmer war nichts, was der gelobten Armut irgendwie widersprach. Er starb zu München am 28. Juli 1746.[3]

---

[1] *Austria 186 (1729) f. 103 s. Vergl. Peinlich, Grazer Progr. 1870, 146.

[2] *Clm. 1977. Nach der Rechnung des Hofzahlamtes vom Jahre 1735 erhielt Stauffert abzüglich der Steuer von 20 fl. jährlich 400 fl. Zur selben Zeit erhielt ein Kammerdiener jährlich 700 fl. und ein Sänger (Castrat) 1500 fl.

[3] Felix Oefele schreibt Lovanii XII Cal. Aug. 1730 an den Hofprediger Weinperger sub quo adolescentia mea crevit. Etsi serius intelligens quanti ponderis consilium illud tuum fuerit quod ante annos plus minus novem de graecis litteris non negligendis praesente viro doctissimo meique dum vixit amantissimo Francisco Langio (S. J.) prudenter admodum atque amanter a Te mihi juveni admodum et talium incapaci suggestum est bittet seine Arbeit (Syntagma mythologicum) dem Kurfürsten zu empfehlen; er wünscht die Erlaubnis zu erhalten, dieselbe dem Kurfürsten widmen zu dürfen. Kop. Am 2. August 1730 antwortet P. Weinperger dem Stud. juris Felix Oefele in Löwen, der Kurfürst lobe seine Studien und habe die Dedikation gestattet: cave tamen ne quid nimis et festina

Nach dem Tode des P. Weinperger wählte die Kaiserin Amalia 1747 zu ihrem Beichtvater P. Max Dufréne. Ein kurfürstliches Dekret vom 13. Jan. 1747 befiehlt: Demnach Ihre verwittw. Kaiserl. Majestät an Platz des letzthin verstorbenen P. Weinperger S. J. den P. Max Duffrene (!) aus besonderen in dessen trefflichen Eigenschaften setzenden Vertrauen zu Dero Beichtvater ausersehen haben, soll ihm gleich seinem Vorfahr zu seinem künftigen Unterhalt ab 1. October 1746 alljährlich 400 fl. verabfolgt werden.[1]

P. Max Dufréne war geboren am 26. Juli 1688 zu Landshut und als Magister der Philosophie in Landsberg eingetreten am 7. September 1707. Nach dem Noviziat lehrte er 5 Jahre am Gymnasium und sollte dann zur Theologie übergehen. Da man aber in Not war wegen eines auch des Französischen kundigen Lehrers bot er sich den Obern an, noch ein Jahr die unterste Grammatik zu übernehmen, was gern angenommen wurde. Später lehrte er zwei Jahre Philosophie. Nach Ablegung der Profeßgelübde (2. Februar 1722) wurde er als Erzieher und Lehrer an den Fürstenbergischen Hof gesandt, wo er 25 Jahre blieb und in den spätern Jahren geistlicher Rat und Beichtvater des Fürsten war.[2] In dieser Zeit verfaßte er seine viel gerühmten und viel geschmähten Lehrbücher für den Geschichtsunterricht (Rudimenta historica). Als der Fürst Karl Friedrich von Fürstenberg nach erst dreijähriger Regierung, kaum 31 Jahre alt, vom Tode weggerafft wurde, hielt ihm Dufréne eine ergreifende Leichenrede am 17. Sept. 1744 zu Mößkirch.[3]

Sehr rhetorisch schildert Dufréne das fromme Leben des so jung und so jäh gestorbenen Fürsten: Wenigstens monatlich empfing er die hl. Sakramente und nahm an allen öffentlichen Andachten teil, täglich hörte er die hl. Messe, hielt tägliche geistliche Lesung; er war sehr arbeitssam; die geistlichen Pfründen verlieh er nur an würdige Priester. Mich seinem Beichtvater pflegte der hochsel. Fürst nach abgelegter heiligen Beicht gemeiniglich zu fragen, ob ich etwas zu erinnern hätte. Es war auch eine jeweilige unterthänige Erinnerung gnädigst aufgenommen und derselben sorgsam nachgelebt. Seine Unterthanen liebte der unvergleichliche Fürst als seine Kinder und war fleissigst besorgt, deren Nutzen zu befördern und allen Schaden nach Möglichkeit zu wenden. Schmerzlich empfand er ihre Drangsale bei verschiedenen Unglücksfällen, wobei er jederzeit zu helfen suchte. Kaum 14 Tage vor seinem End war zu Erleichterung seiner lieben Unterthanen eine herrliche Jagd zu Riedpöringen angestellt, wobei eine große Anzahl des schädlichen Gewilds zu seiner und der liebsten Unterthanen größten Freud erlegt worden ist. Arme bedürftige Scharen! Wer wird euch hinfüro bei dem Kirchgang das fürstl. Almosen reichen? Arme Kranke und Presthafte! Wieviel Gutes habt ihr an von der Hoftafel übergebliebenen Speisen und aus der fürstlichen Hofküche genossen! Den Schluß bildet eine ernste eindringliche Mahnung an die Zuhörer zur Wachsamkeit: vigilate, estote parati![4]

---

lente mit Rücksicht auf seine Gesundheit. P. Falck grüßt, er ist fast immer krank und kann wegen seiner kranken rechten Hand nicht antworten. *Orig. Oefele 63 XII. Dort auch einige weitere Briefe von 1733/34 aus der Zeit des Aufenthaltes Oefeles in Paris.

[1] *Konz. Historica 1, 34 f. 355.

[2] Auf den Titeln der in dieser Zeit herausgegebenen aszetischen Schriften steht bei seinem Namen der Zusatz: Principi Carolo Furstenbergio a sacratioribus consiliis et sacris confessionibus.

[3] Der schönste Anfang preißwürdigster Regierung des weyl. durchl. Fürsten Carl Friedrich Reichs-Fürsten zu Fürstenberg. In einer trauervollen Lob-Red ab der Cantzel vorgetragen 17. Sept. 1744 in der Hf. Hof- und Pfarr-Kirchen zu Mößkirch von P. Maximiliano Dufréne, der Gesellschaft Jesu Priester, Seiner in Gott ruhenden Hochf. Durchläucht bißherigen geistlichen Rath und Beicht-Vattern. Costanz bey Joh. Ign. Neyer, fol. 9 Bl.

[4] Das Tagebuch der Reise Carl Friedrichs 1731/32 in Cgm. 1281 ist wohl kaum, wie es dort heißt, von Dufréne; schon allein die oftmalige Wendung „bei den Herren Jesuiten" scheint dagegen zu sprechen.

Nach Vollendung seiner Tätigkeit am Hofe zu Mößkirch kam Dufrêne nach München und blieb in seiner Stellung als Beichtvater der Kaiserin Amalia volle zehn Jahre, während deren er ebenso segensreich wirkte wie früher. Er konnte aber schließlich die Skrupel der immer ängstlicher werdenden alten Kaiserin nicht überwinden, weshalb man seine Enthebung wünschte. Mit Freuden verließ er Anfang November 1756 den Hof und widmete sich ganz dem auf seine Veranlassung von der Kaiserin gestifteten ersten Exerzitienhaus in München, dessen Leitung er bis zu seinem Tode am 6. Dezember 1765 beibehielt. Der Nekrolog rechnet P. Dufrêne unter die Leuchten der Provinz. Jedenfalls war er ein Mann rastlosen Seeleneifers, was allein schon seine Schriften, seine Arbeiten für die Priester-Exerzitien und das Exerzitienhaus hinreichend beweisen; dabei ein Mann der Selbstlosigkeit und Entsagung: eine einzige Mahlzeit am späten Abend genügte ihm für seinen Lebensunterhalt.[1]

Seinem Nachfolger bei der Kaiserin, P. Ernst Geppert, gelang es, die alte Kaiserin völlig zu beruhigen, im tiefsten Frieden verschied sie schon am 11. Dez. 1756. Bei der dreitägigen Leichenfeierlichkeit am 17.—19. Januar 1757 hielt P. Geppert die Leichenrede.[2] Ausführlich schildert er die vielseitige Bildung der Kaiserin in den Sprachen deutsch, lateinisch, französisch und italienisch und in der Musik, dabei ihre strengen Bußübungen, die vor Geißeln und Bußgürtel nicht zurückschreckten. Große Summen verwendete sie für das Münchener Exerzitienhaus und für die chinesische Mission. Ganz besonders preist der Prediger die Kaiserin als Mutter der Armen: Tausende Arme hat sie unterstützt, für viele hundert Taglöhnerkinder von Nymphenburg und Forstenried hat sie jährlich Schul- und Lehrmeister bezahlt, damit sie lesen, schreiben und rechnen lernen; vielen hundert Waisen in München hat sie das Lehrgeld für ein Handwerk gespendet; vielen Witwen von Bedienten gab sie eine Pension, selbst der Christengefangenen in der Türkei gedachte sie. Jährlich gab sie gegen 30 000 fl. Almosen. Am Josephitag diente sie den Armen bei Tisch und am Grünen Donnerstag wusch sie zwölf Armen die Füße. Im Krankenbesuch war sie unermüdlich, selbst in den schlechtesten Bauern- und Tagelöhner-Hütten. Weder häßliche Unsauberkeit, weder übler Geruch, weder Grausen vor Wunden und Krankheiten, weder Blöße der äußersten Armut noch Ekel konnte sie abhalten, daß sie nicht in die Kranken-Kämmerlein vielmehr einkroch als hineinging. Im Gegenteil war ihre tausend Freud, nächst an der Seite der Kranken zu sitzen, sie zu trösten und zu ermuntern mit herzeindringenden Worten.[3]

Die Kaiserin Amalia litt von früher Jugend an sehr durch krankhafte Gewissensängste, die sich zeitweilig bis zu einer Art Verdammungsmanie steigerten. P. Dufrêne bot alles auf, um die Kaiserin zu beruhigen, wie er ausführlich in sei-

[1] Vergl. Nekrolog *Germ. sup. 92, 347 f. — Am 20. April 1749 schrieb die Kaiserin an ihre Tochter Antonia: Mein P. Dufrêne hat unsere Recollection so gar unbeschreiblich schön und tröstlich gehalten, daß die erstern, so du gehört und du wohl auch unvergleichlich gefunden hast, dieser gewiß nicht vorzuziehen waren. *Orig. Korrespondenz der Kaiserin Amalia in Dresden, Hauptstaatsarchiv.

[2] Die vor den Augen Gottes und der Menschen große, in ihren selbst eigenen kleine Maria Amalia, Kaiserin, München (1757) fol. 53 S.

[3] Auch in dem Punkte, in dem so manche sonst gute Frauen feige sind, in der Mode, machte sie keine Konzessionen. Am 4. Januar 1755 schrieb sie ihrer Tochter Antonia: Wegen des Catarrhs ist höchst notwendig, die Brust bei Tag und Nacht warm zu halten, „will nicht hoffen, daß du dich nach der garstigen Modi bloß zu gehen, tragen thust, denn mag man mager oder fett sein, so ist solches allezeit imodest und ärgerlich absonderlich bei denen, welche andern ein Exempel der Ehrbarkeit zu geben schuldig sein". *Orig. Korrespondenz der Kaiserin Amalia in Dresden, Haupt-Staatsarchiv. Vergl. Lippert, Antonia 294.

nem Leben der Kaiserin schildert; aber es gelang ihm nicht. Über seinen Abschied berichtet er: Fünf Wochen vor dem seligen End meiner allergnädigsten Frauen, war ich gezwungen, wegen schlechter Gesundheit und derweilen meine Kräfte nit mehr zulänglich waren, Ihro Majestät bei dero immer zunehmenden Unpäßlichkeit die notwendigen Dienste zu tun, um meine Entlassung allerunterthänigst zu bitten, welche auch endlich erhalten hab. Die höchsten Gnaden, so ich in zehn Jahren allzeit erfahren hatte, gingen doch zu meinem größten Trost immerzu fort bis ans End; obwohl mir auch im Gegentheil ungemein schwer gefallen, von meiner Allergnädigsten Frauen zu weichen. Ihro Majestät beliebten also R. P. Ernestum Geppert anstatt meiner zu deren Beicht-Vattern anzunehmen. Anfang Dezember wurde die Kaiserin kränklich und 8. Dezember merkte die Kaiserin große Gefahr. „Alle bisherige Furcht des Todes verschwand mit allen so langwierigen Gewissensängsten auf einmal.“[1]

Der Nachfolger des P. Dufréne, P. Ernst Geppert, war geboren am 11. Aug. 1705 in Offenburg (Breisgau) und am 23. August 1722 zu Landsberg in die Gesellschaft aufgenommen worden. Er studierte 3 Jahre Philosophie und 4 Jahre Theologie, lehrte 5 Jahre am Gymnasium und ebenso lange war er Professor der Philosophie, dann wirkte er als Prediger zu Neuburg und Innsbruck (1750), Amberg (1753) und seit 1754 als Hofprediger in München. Als P. Daniel Stadler im Jahre 1762 gestürzt wurde, ernannte der Kurfürst den bisherigen Hofprediger zu seinem Beichtvater, wie der Geheimsekretär von Erdt am 4. Dezember 1762 dem Rektor des Kollegs offiziell kund tat. Erdt scheint den P. Geppert vorgeschlagen zu haben, weil dieser als ein überaus milder Mann bekannt war, von dem die Intriganten und Kirchenfeinde bei Hof nichts zu fürchten hatten. Ob P. Geppert, der fromm und durchaus selbstlos war, nicht besser getan, unter den damaligen Umständen mit ihren kirchenfeindlichen Maßnahmen auf sein Beichtvateramt zu verzichten, ist eine Frage, bei der die damaligen Verhältnisse und Anschauungen eingehend berücksichtigt werden müssen. P. Geppert harrte bis zu seinem Tode am 3. Mai 1772 aus. Als er in seiner Krankheit nicht mehr an den Hof gehen konnte, kam der Kurfürst zu ihm und beichtete auf seinem Zimmer.[2]

---

[1] Tugenden Mariae Amaliae von P. Maximiliano Dufréne, München 1757. S. 112 ff. — Auch die Töchter der Kaiserin hatten Jesuiten zu Beichtvätern. Der Münchener Rektor Magnus Amman notiert in seinem Diarium zum 7. Oktober 1748: Es reiste zum Rektorat von Pruntrut P. Leo Rauch, bisher Hofprediger, mit ihm reiste P. Peter Uffleger, der einige Jahre Instruktor der beiden kaiserlichen Prinzessinnen gewesen war, seine Stelle übernahm P. Jos. Göldlin. Clm. 1978. — Ein kurfürstl. Dekret vom 3. Dezember 1753 bestimmt für den bei der kaiserlichen Prinzessin Josepha dermalen sich befindenden Beichtvater P. Ars. Odett (!) einen jährl. Gehalt wie der vormalig hier gewesene nun aber an den Markgräfl. Hof gekommene P. Göldin S. J. von der Zeit von dessen Abgang 3. Dez. 1755 an. — P. Uffleger aus Freiburg Schw. (geb. 1693, eingetr. 1701) war Professor, dann 5 Jahre französischer Prediger und 7 Jahre Instruktor der kaiserl. Prinzessinnen. — P. Jos. Göldlin aus Luzern (geb. 1708, eingetr. 1725) hatte 9 Jahre am Gymnasium 4 Jahre Philosophie und Theologie gelehrt und war nach dem Katalog von 1752 4 Jahre Instruktor der beiden bayerischen Prinzessinnen. — P. Arsen Odet aus Freiburg Schw. (geb. 1720, eingetr. 1736) hatte nach dem Noviziat 1 Jahr Rhetorik, 7 Jahre Philosophie und Theologie studiert und 5 Jahre am Gymnasium gelehrt, so nach dem Catalogus Personarum et Officiorum Prov. Germ. sup. 1752. München, Reichsarchiv. Jes. 199.

[2] *Nekrolog in Historia Collegii Monach. II, 718. — Nach dem Tode des P. Geppert beichtete der Kurfürst bei dem P. Engelbert Belassy, der seit 1771 Rektor des Münchener Kollegs war. Ende 1772 erhielt dieser einen Nachfolger im Rektorat und er steht nunmehr als offizieller Beichtvater des Kurfürsten im letzten Katalog 1772/73. P. Belassy war geboren zu Rauschenberg (Diözese Salzburg) am 1. Nov. 1709 und 13. Sept. 1726 zu Landsberg eingetreten. Er studierte 3 Jahre Philosophie und 4 Jahre Theologie, lehrte 5 Jahre am

Die Grundsätze, die Max Joseph von früher Jugend an eingeprägt wurden, lassen sich nachweisen durch einen Fürstenspiegel, den das Münchener Kolleg im Jahre 1739 dem Prinzen zu seinem 12. Geburtstag widmete: „Axiomata divinae Sapientiae", in dem der Prinz alle Tugenden eines Fürsten hell leuchtend erblicken konnte.[1] Gottesfurcht und Gerechtigkeit werden vor allem eingeschärft, Gerechtigkeit und freier Zutritt auch für den Bauer und den Armen,[2] scharfes Auge auf die Gerichte und die Richter, die oft schlimmer als die Räuber.[3] Liebe und Milde sind die sichersten Stützen des Thrones, bei Steuern muß Maß gehalten werden,[4] der Reichtum des Bürgers ist der Reichtum des Fürsten,[5] Verzweiflung treibt das Volk zum Aufruhr mit all seinen Greueln.[6] Furcht ist keine Stütze des Thrones, nicht Wälle und Burgen schützen den Fürsten, seine sicherste Burg ist die Treue der Unterthanen,[7] gewalttätige Macht hat stets ein trauriges Ende.[8] Klugheit und Weisheit müssen den Fürsten leiten: Er muß die Wahrheit hören,[9] den Schmeichlern aber sein Ohr verschließen, die dem Fürsten alles erlauben, was ihm beliebt und in der Politik kein Verbrechen gelten lassen.[10] Kriege sind aufs äußerste zu vermeiden, furchtbar ist es, die wilden Thiere an

---

Gymnasium, je 6 Jahre Philosophie und Theologie und hatte 16 Jahre ein Seminar geleitet.

[1] Axiomata Divinae Sapientiae olim data Salomoni Regio Davidis Filio: nunc Paraphrasi elegiaca explicata et Maximiliano Caroli Alberti S. R. Imp. Electoris . . . Primogenito annum XII complenti et spes maximas impleturo submississime dicata a Collegio Monacensi Soc. Jesu anno 1739 Monachii, Typis et impensis Joan. Vötter (4° 36 p.) Spätere Ausgaben 1766, 1773 und 1787. Der Verfasser ist der langjährige Prediger P. Franz Müller aus Brixen (1680—1752).

[2] Fac intrare tuam liceat quoque civibus aulam,
Nec timeat frontem rustica turba tuam.
Excipe tractantes miserorum jura patronos,
Vel, si defuerint, ipse Patronus eris.

[3] Esse quod optarem, non est quodcunque tribunal.
O quoties melior judice latro fuit!
Mille dolis nummos emunguet, mille figuris:
Ingenium ad fraudes erudiére suum.
Ilis tu judicibus praecide rapacibus ungues:
Atque carere oculis jus, manibusque doce.

[4] Utque tributa petes, non quae potes, omnia posces;
Quae metit, haec semen dextra relinquit agro.
Crudelem dices, qui mulserit ubera Pastor,
Donec lacte fluat deficiente cruor.

[5] Plebs tibi fortunas servat: tibi colligit auri
Pondera. Rex populo divite dives erit.

[6] Spes ubi consumpta est, mala desperatio mentem
Incitat ad quodvis, qua data porta, nefas.
Nil mediocre audet, plebs irritata quod audet:
Insanis offert ultima tela furor . . .
Murmura prima cave populi, justasque querelas.
Saepe habuit tristem justa querela sonum.

[7] Quod metus aedificat fundo caret. Optet amari,
Non metui, tuto qui cupit esse loco.
Valla struant alii; tibi sint tua moenia cives:
Tutior est horum qualibet arce fides.

[8] Semper habet tristem violenta potentia finem;
Hic etiam asperitas aspera poma feret.

[9] Ne tamen alliciant ipsi sua damna Monarchae,
Intrepidus coram Rege Senator agat,
O quis Principibus non semper amabile V e r u m
Sistere regales audeat ante fores!

[10] Quid refert, scelus an virtus det adire triumphum?
Quod libitum est, licitum regibus esse, puta.
Regna ubi quaeruntur, iam nulla licentia culpa est,
Nec quod habent alias, crimina nomen habent.

Wildheit zu übertreffen, wegen eines Besitzstreites ihre Gefilde zu verwüsten und in Leichenfelder zu verwandeln, Angst und Schrecken zu verbreiten.[1] Das allerwichtigste für den Herrscher ist, daß er lernt, sich selbst zu beherrschen, seine Leidenschaften zu überwinden.[2] Ohne Zügel stürzt Roß und Reiter in den Abgrund.[3] Auch in Kleinem muß der Fürst sich überwinden lernen.[4] Der Herrscher darf nicht Sklave der Leidenschaften sein; der einzig wahre Sieg ist der Sieg über sich selbst, er gilt mehr als alle Trophäen.[5] —

Am meisten Einfluß erlangte bei dem Kurfürsten Max Joseph der Beichtvater P. Daniel Stadler.[6] Seine Stellung war keine leichte, denn die Gegensätze des 18. Jahrhunderts finden wir am Hofe zu München, besonders während der Regierung des Kurfürsten Max Joseph (1745—1777) scharf ausgeprägt. Einerseits zeigt sich der Kurfürst als überzeugter Katholik treu katholisch, andererseits ergreift er Maßregeln gegen die Kirche und kirchliche Einrichtungen, die durchaus im Widerstreit zu den katholischen Grundsätzen stehen. Max Joseph hatte von seinem Vater, dem Kaiser Karl Albert, zwei Männer zu Erziehern erhalten, die diese Grundsätze verkörpern, neben Stadler den Juristen Joh. Adam Ickstatt.

Von Diplomaten und Geschichtschreibern ist P. Stadler wiederholt scharf angegriffen worden; von ersteren, weil er ihren Interessen nicht unbedingt dienen wollte, von letzteren, weil er ihren antikatholischen Instinkten zuwider war. Unter den Diplomaten hat besonders der österreichische Gesandte Baron Widmann häufig über Stadler geklagt.[7]

Ein zeitgenössischer Biograph des Kurfürsten Max Joseph, der Bibliothekar W. Rothammer, hat ohne jeden Beweis die schwersten Anschuldigungen gegen Stadler erhoben, er sei bedacht gewesen, „den Wissensdurst in Maxen zu ersticken. Er sann mit Beihilfe seines Anhanges auf Mittel, seine glühende Einbildungskraft durch eitle Gegenstände zu reizen, das feine Gefühl durch schale Freuden des Hofes zu betäuben, den Geist zu verdrängen und so Maxen von würdigen Geschäften abzuwenden. So handelte der Lehrer, der Beichtvater ging noch weiter. Er machte aus dem Triebe zur Arbeitsamkeit eine Gewissenssache und benutzte jeden Anlaß,

---

[1] Quis pudor est, campos humano sanguine tingi,
Et superare ipsos in feritate feros . .
An tanti est vastare agros, vexilla movere,
Arva cadaveribus, cuncta replere metu?

[2] Non satis est populis servandas ponere leges;
Ipsemet imperio disce subesse tuo.

[3] Si careat fraenis, in aperta pericla trahendus
Cum sessore suo diripietur equus.

[4] Majestas iram exornet. Vel parva monemus;
Parva etiam in magno Principe magna putem.
A tenui ad magnos paulatim assuescimus ausus;
In minimis Victor maximus esse potes.

[5] Nam quid habet Regis, qui cum det Jura ministris,
Prona cupidinibus det quoque colla suis? . . .
Rex ille est . . .
Qui vitiis subdi ignoret, mentemque pudendo
Ut possit, nolit supposuisse jugo.
Una sui vera est Victoria: nulla trophaeis
Dignior, et plausu tam resonante cani.

[6] Vergl. Miscellanea Fr. Ehrle 3 (1924) 235 ff. und Hist.-polit. Blätter 70 (1872) 158 ff.

[7] Viele seiner Depeschen wurden veröffentlicht von Seb. Brunner, Der Humor in der Diplomatie des 18. Jahrhunderts, Wien, 1872, I, 47 ff. Ergänzungen dazu bieten Auszüge aus den gesandtschaftlichen Berichten des K. Gesandten Joh. Wenzel, Freiherrn von Widmann 1744—1756 in Aretin, Beiträge zur Geschichte der Literatur VI (1806), 49—99, 373—628. Aretin benützte den Copialband Cgm. 1983 (aus der Pollinger Bibliothek).

um in Maxens Seele förmliche Ordensgrundsätze zu prägen; man müsse sich des Zeitlichen nicht angelegen sein lassen, und wer viel wisse, dem läge auch die Bürde einer großen Verantwortung ob. Grundsätze von der andächtelnden Dummheit erdacht und von der heuchlerischen Bosheit zum Verderben der Staaten ausgeführt! .... Man mag aus dem schnellen Entschlusse Maxens, der seinem ersten Erzieher nicht eine einzige Nacht mehr in seinen Staaten vergönnte, auf Kühnheit und Größe der Stadlerischen Anmaßungen schließen."[1]

Trotzdem feststehende Daten und die gedruckten Werke Stadlers diese Behauptungen als unwahr erweisen, haben sie doch namhafte Historiker ohne Prüfung übernommen.[2] Zunächst die Daten und Tatsachen.

Daniel Stadler war geboren am 10. Juli 1705 zu Amberg (Oberpfalz) und trat am 9. Oktober 1722 in das Noviziat zu Landsberg. Nach Vollendung des Noviziats treffen wir den Neunzehnjährigen bereits als Lehrer der untersten Grammatik im Kolleg zu Mindelheim. Doch scheint dies ein Notbehelf gewesen zu sein, der nur ein Jahr dauerte, da Stadler 1725—1728 Philosophie und Mathematik studierte. Herbst 1728 bis Herbst 1731 war er dann Lehrer der mittleren Grammatik und Humanität zu Pruntrut. Den theologischen Kurs absolvierte er 1731—1735 zu Ingolstadt. Am 4. Juni 1735 Priester geworden,[3] lehrte er an verschiedenen Kollegien (Straubing, Freiburg i. Schw., Dillingen, Freiburg-Breisgau) Philosophie und versah zur selben Zeit in den meisten dieser Kollegien die Kanzel als Sonntagsprediger. Von Freiburg i. Brsg., wo er 1741—1742 Metaphysik vorgetragen, wurde er nach Frankfurt an den Hof des Kurfürsten Karl Albert gerufen, der am 28. Januar 1742 zum Kaiser gewählt worden war, um dort das Amt eines Instruktors und Beichtvaters des kaiserlichen Sohnes Max Joseph zu übernehmen. Dieser Prinz war damals 15 Jahre alt (geb. 1727). Er wurde zwei Jahre später, am 19. Januar 1745, am Tage vor dem Tode seines Vaters, für großjährig erklärt. Auch als Kurfürst behielt Max Joseph P. Stadler bei sich. In einer Zahlungsanweisung vom 9. Februar 1745 heißt es: Ihre Kurfürstl. Durchlaucht, welche mit den beeiferten Diensten dero Beichtvaters P. Daniel Stadler S. J. vollkommenste Zufriedenheit tragen, haben demselben zu einem jährlichen Unterhalt vom 1. April 1745 anfangend 500 fl. ausgeworfen.[4]

Während des Sommeraufenthaltes des Hofes zu Nymphenburg wohnte P. Stadler im dortigen Schlosse, wie die Daten seiner Briefe beweisen, sonst hatte er seine Wohnung im Kolleg zu München.

In die Frankfurter Zeit fallen zwei Trauerreden Stadlers. Am 27. März 1743 starb in Frankfurt Maria Emanuele, die Tochter des Herzogs Ferdinand Maria, eines Bruders von Karl Albert. Bei ihrem Leichenbegängnis in Frank-

[1] Wilh. Rothammer, Biografie Maximilian III. von Bayern, Regensburg 1785. Im Verlag des Verfassers, 9 f. Rothammer gefällt sich in dem schwülstigen Aufklärerton eines Nicolai ohne Kritik und ohne Angabe der Quellen. Er schreibt wie ein fanatischer Jesuitenfeind. Vergl. Biografie, 162 f.

[2] Aug. Kluckhohn, Der Freiherr von Ickstatt und das Unterrichtswesen in Bayern unter dem Kurfürsten Maximilian Joseph, München, Akad. d. Wissensch., 1869, 33. Kluckhohn findet mit Mannert, Gesch. Bayerns II, 334, bei Rothammer zwar einen widrig gekünstelten Stil, aber treue Anzeige der Tatsachen.

[3] Er wurde geweiht von dem Eichstätter Suffragan Johann Adam zu Eichstätt; von demselben erhielt er ebendort am 26. und 27. März 1735 die Subdiakonats- und Diakonatsweihe. M. R. Jes. N. 74.

[4] *Konzept in Historica f. 354. Nach den Rechnungsbüchern des Hofzahlamtes betrug der Gehalt nach Abzug der Steuer 475 fl., der in halbjährl. Raten mit 237 fl. 30 Kr. ausbezahlt wurde. München, Kreisarchiv, Hofzahlamts-Rechnungen 1750 f., 743, 1760 f., 549. Die Beichtväter der Kurfürstin und der Kaiserin-Witwe erhielten je 380 fl. Stadler hatte den Gehalt der unteren Hofbediensteten wie z. B. der Hofköche (475 fl.).

furt hielt Stadler die Trauerrede, die das Leben der frommen, durch eine besondere Verehrung des Leidens Christi sich auszeichnenden Prinzessin in apostolischer Weise schildert.[1] Dasselbe gilt von der Leichenrede auf die am 29. März 1743 gestorbene zweitälteste Tochter des Kaisers, Theresia Benedikta.[2] Auf dem Titelblatt beider Predigten nennt sich Stadler „Ihrer Kgl. Hoheit des Cron- und Churprinzen von Bayern dermaligen Instruktor und Beichtvatter".

Im Juni desselben Jahres 1743 ließ Stadler seinen Zögling eine öffentliche Disputation halten, die Aufsehen erregte und dem Prinzen und seinem Lehrer großes Lob einbrachte.

Die Thesen dieser Disputation liegen in wahrhaft kaiserlicher Ausstattung im Druck vor und gestatten einen Einblick in die Auffassung und Lehrmethode des Lehrers.[3] Wie die Bilder des Aristoteles und des Cartesius schon andeuten, bieten die Thesen ein Gemisch von peripatetischer und cartesianischer Philosophie. Bei den Thesen über die Seele und Gott werden gegen Cartesius und Leibniz Sätze von Tournemine verteidigt; bei der Astronomie sowohl Copernicus „Hypothese" als auch Tycho Brahe's „System" als gute Erklärungen bezeichnet. Die Astrologie wird verworfen, die Alchemie (das Goldmachen) zwar als möglich, aber doch als sehr gefährlich bezeichnet. „Die sicherste Alchemie ist eine gute Ökonomie". Den Schluß bilden Thesen aus der Pyrotechnik mit Berechnungen von Größe, Tragweite, Richtung der Geschütze. Die Tafeln zeigen Experimente und interessante praktische Messungen. Das Ganze gibt einen guten Inbegriff des damaligen philosophischen, physikalischen, astronomischen Wissens in kurzer prägnanter Thesenform mit zahlreichen Anwendungen. Schon früher hatte Stadler über ähnliche Fragen mehrere Schriften erscheinen lassen. So hatte er über den Magnet 1740 in Dillingen eine große Disputation (342 S.) und 1741 zu Freiburg eine solche über das Verhältnis von Leib und Seele nach der Auffassung des P. Tournemine (Freiburg Brsg. 112 S.) veröffentlicht.

Im Jahre 1751 gab Stadler eine Schrift über das Duell heraus.[4] Das Buch wurde veranlaßt durch die Zunahme der Duelle, besonders im Heer, infolgedessen der Kurfürst kurz vorher im Jahre 1749 eine scharfe Verordnung gegen die Duelle an alle Truppen gesandt hatte.[5] Da auch Stadler mit praktischen Duellfragen in Berührung gekommen war, lag es nahe, die Verwerflichkeit des Duells einmal eingehend darzulegen.

In der Widmung an den Kurfürsten sagt Stadler offen, man habe befürchtet, der Kurfürst werde erschreckt von den Schwierigkeiten der Lage sich der lästigen Geschäfte entschlagen und die Regierung andern überlassen. Aber das Gegenteil sei eingetreten.

Nun gibt Stadler in der Form eines Tugendkatalogs des Fürsten einen trefflichen Regentenspiegel. Friede für das durch den Krieg erschöpfte Land war die Hauptsorge des Kurfürsten. Bei der ungeheuren Schuldenlast mußte gespart

---

[1] Druck, München, Vötter, 1743, fol., 18 S.

[2] Ebd. 18 S.

[3] Principia philosophiae ac matheseos in publica luce gemina concertatione propugnata a Maxim. Josepho Principe Regio ac electoriali Bavariae anno 1743 Mens. Junio. Francofurti ad Moen. Excudeb. Fr. Varrentrapp, 1743, Groß-Folio, 30 S. mit 3 Tafeln. Eine Tafel zeigt das schöne Bild des Prinzen, die beiden andern Tafeln enthalten Abbildungen von physikalischen Instrumenten. Die Thesen aus der alten Philosophie ziert das Bild des Aristoteles und aus der neuen das des Cartesius.

[4] R. P. Daniel Stadler S. J. Ser. Elect. Bav. Ducis Confessarii Tractatus de duello honoris vindice. Ingolstadii 1751, 4°, 463 p. Die Druckerlaubnis des Provinzials Burckhart ist datiert vom 24. Okt. 1650 (1750).

[5] Vergl. Stadler, De duello, 66, 68 f.

werden, und da begann der Fürst bei sich selbst: kostspielige Jagden, Prunkgewänder schaffte er ab, er suchte die Schulden abzutragen, keine neuen zu machen, denn es sind schlechte Ratgeber, die den Fürsten raten, mehr auszugeben als die Einkünfte reichen. Mag ein solcher Ratgeber ein guter Mensch sein, er ist ein schlechter Bürger, ja ein Feind des Vaterlandes. Die Gerichte wurden verbessert, das rückständige Gehalt der Richter bezahlt, nur unbescholtene angestellt, die schon lange anhängigen Prozesse beschleunigt. Der Kurfürst sorgte für Handel und Wandel, gute Straßen und neue Fabriken, er schritt ein gegen das Bettlerunwesen, er beförderte die Wissenschaft. Häufig hielt der Fürst Beratungen mit seinen Ministern, forderte in schwierigen Fragen auch anderweitige Gutachten.

Nachdem Stadler dieses und anderes aufgezählt, was der Kurfürst für die Förderung des Staatswesens getan, wendet er sich den persönlichen Eigenschaften und Tugenden des Fürsten zu, die er aber nur mit großer Zurückhaltung schildern, in einer späteren Zeit aber offener preisen kann. Er rühmte des Fürsten Frömmigkeit, Sittenreinheit, Großherzigkeit, Milde und Mäßigkeit.

Wenn bei allem dem das Fürstenlob nach dem allgemeinen Stil der Zeit auch in sehr hohen Tönen gesungen wird, so verdient zweifellos das Hohelied des Fürsten als des Vaters des Landes und des edlen reinen Menschen als eines Vorbildes für die Untertanen alle Anerkennung.[1]

Während Stadler im allgemeinen das Duell entschieden bekämpft, suchte er im Anschluß an andere angesehene Theologen in einigen sehr schwierigen mit Verlust von Stellung und Lebensunterhalt verbundenen Fällen die Annahme eines Duells zu verteidigen. Diese Stellen wurden in Rom denunziert und gaben Benedikt XIV. Anlaß zu einer Bulle mit einer neuen Verkündigung des absoluten Verbotes aller Duelle und der darauf gesetzten Strafen. Die Bulle ist datiert 4. Id. Nov. 1752 und wurde angeschlagen am 24. November 1752. Die Gegner Stadlers und der Jesuiten wiesen mit Fingern auf Stadler, gegen den allein die Bulle gerichtet sei.

Dagegen wandte sich Stadler Januar 1753 direkt an den Papst.[2] „Ew. Heiligkeit hat mir die neuliche Constitution durch einen Priester unserer Gesellschaft zukommen lassen und dadurch einen neuen Beweis Ihrer Güte gegeben. Aus dieser Constitution habe ich erkannt, welche Sätze in der Folge zu meiden sind.

[1] Stadler hatte die Widmung zur Durchsicht dem ihm befreundeten Hof-Bibliothekar Felix Oefele übergeben. Dieser schrieb dazu „Notae quaedam ad P. Stadleri Epistol. nuncupatoriam ipsius operi de Duello praefigendam ipsius rogatu exaratae hac XIII. April 1751". Manche seiner Bemerkungen nahm Stadler an, so z. B. „dotibus Te instruxit (Providentia), non unius populi, sed generis humani felicitati suffecturis". Stadler hatte weniger schmeichlerisch geschrieben „Te dotibus instruxit quae vel in duos divisae principes utrumque insignem redderent". Einer andern kleinen Bemerkung fügt Oefele bei: „reliqua praeclare ut omnia". München, Staatsbibl. Oefele 63, X. — Andreas Felix von Oefele war mit mehreren Jesuiten befreundet und stand auch mit Stadler in den besten Beziehungen. Mehrere Briefe sind erhalten, in denen er in finanziellen und andern Verlegenheiten die Fürsprache Stadlers beim Kurfürsten dringend erbittet (z. B. 31. Dez. 1745, 13. Jan. 1746, 10. Sept. 1752 in München, Staatsbibl. Oefele 63, X). In späteren Briefen an den als Jesuitenfeind bekannten Pollinger Propst Toepsl, der dem Sohne manche Wohltaten erwies, zeigt sich Oefele als erbitterter Gegner der Jesuiten (z. B. 13. Aug. 1766, 21. Febr. und 20. März 1767 a. a. O. Oefele 65, II u. III). Auch in den Bemerkungen Oefeles zu den Briefen Stadlers an Schroff finden sich scharfe Ausfälle gegen die Jesuiten (Oefele 98, I).

[2] Das Schreiben Stadlers und die Antwort des Papstes gedruckt als Epistola S. D. N. Benedicti P. XIV ad authorem tractatus de duello P. Danielem Stadler S. J. Monachii, typis Fr. Thuille, 1761, 4⁰, 8 p. Im Jahre 1751 druckte sie P. Zaccaria in der von ihm besorgten Ausgabe der Theologia moralis von Busenbaum-La Croix ab (Venetiis, 1761, I, 246).

Was daher in meinem Traktate an die verworfenen Sätze anklingt, verwerfe ich von Herzen. Dazu wünsche ich mir aber nichtsdestoweniger Glück, daß die 5 verworfenen Sätze nicht so in meinem Buche enthalten sind, daß sie mir allein oder als ihrem Urheber zur Last gelegt werden können". Er zeigt dann, daß die ersten Propositionen von andern Autoren aufgestellt, von ihm aber nur in abgemilderter Form vorgetragen worden. Nur die beiden letzten Sätze über die Erlaubtheit des Duells in gewissen äußersten Fällen vom Standpunkt der reinen Natur aus habe er so gelehrt, weil dieselbe Lehre sich finde bei Laymann, Reiffenstuel, Pichler, Sporer, Milante und vielen andern Autoren. „Daher, so fährt Stadler fort, hat es mich betrübt, daß mein Buch überall auch in den Zeitungen, sowohl den venezianischen wie in den deutschen, als eine Brutstätte neuer Irrtümer bezeichnet wird". Diese Gelegenheit benützen die Gegner, wie sie an den Höfen einem Beichtvater nie fehlen, der seinen Fürsten im Kampfe gegen das Böse stärkt. Die Achtung, die sie nicht rauben können, suchen sie wenigstens zu verkleinern, indem sie den Beichtvater als schlechten Theologen verschreien. Er nehme deshalb seine Zuflucht zum Papste, um Abhilfe und Trost zu suchen.

In einem Breve vom 3. März 1753 antwortete der Papst dem Beichtvater. Er lobte ihn, daß er sich der Bulle unterworfen. Der Zweck der Bulle sei einzig gewesen, dem Duell jede weitere Fürsprache zu entreißen, die katholische und auch sonst gute Doktoren schon vor dem Erscheinen des von Stadler verfaßten Werkes etwas zu nachsichtig demselben hätten zuteil werden lassen. Deshalb haben wir nicht so sehr die Sätze Deines Buches als die von andern gelehrten Sätze untersucht und verworfen. Denn der erste ist von P. Reiffenstuel O. M., der zweite von P. Sporer M. R. und der dritte von P. Milante O. Pr. Die Auswahl haben wir auch deshalb so getroffen, damit die Zensur nicht als gegen Dich allein gerichtet erscheine. Um übrigens für Deinen Ruf väterlich zu sorgen, haben wir die von der Kongregation gegen Dein Buch verhängte Zensur suspendiert und nicht gestattet, Deinen Namen unter die verbotenen Autoren zu setzen. Die falschen Gerüchte möge er als kluger Mann verachten. Allen diesen Gegnern steht die Wahrheit und unsere hohe Meinung von Dir entgegen. Bei dem Fürsten werde ihm dies alles nicht schaden, wenn er fortfahre wie bisher, durch Beispiel und Arbeit sich um den Staat wohl verdient zu machen. Dadurch werde er das Lob der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, das er sich bei allen Guten erworben, befestigen und das bisherige Wohlwollen des Papstes noch vermehren.[1]

Das Lob, welches von dem Philosophen Christian Wolff und auch später noch dem Werke Stadlers gezollt wurde,[2] ist wohlverdient, es ist nicht allein theologisch gründlich, sondern auch historisch wertvoll durch die Benützung der ganzen

[1] Benedikt XIV. schrieb am 3. Januar 1753 an Cardinal de Tencin: „Nous voyons dans votre lettre du 14 l'accueil que vous avez eu la bonté de faire à notre constitution sur le duel. Le Jésuite dont nous vous parlions est précisément celui que vous nommez le Père Stadler, confesseur du duc de Bavière. Très certainement il ne peut pas se plaindre de nous et nous ne croyons pas non plus qu'il le fasse. C'est nous qui avons arrêté pendant un certain temps la condamnation de son ouvrage, pour le faire avertir de notre part de travailler aux corrections necessaires, ce qu'il a ponctuellement exécuté. Mais il n'était pas possible de garder le silence sur quelques propositions qui se trouvent non seulement dans la première édition, mais encore dans d'autres livres composés par des Dominicains même sur la matière du Duel, parce que quoique ce monstre soit comme détruit en France il ne se soutient que trop en Allemagne, et les impériaux qui ont séjourné en l'Italie, entre autres maux, en ont causé beaucoup par rapport à cet article". Emile de Heeckeren, Correspondance de Benoît XIV, 2 (Paris 1912), 235.

[2] Vergl. Hist.-polit. Blätter 70, 159 und Hurter, Nomenclator, 3. 179.

damaligen Literatur und Aufführung der gegen die Duelle erlassenen staatlichen Edikte.[1]

Dasselbe Lob gebührt einem andern Buche Stadlers, seiner „Bayerischen Geschichte".

Stadler gab mehrere Jahre an dem 1756 errichteten „Kurfürstlichen Cadettenhaus" zu München Unterricht in der Geschichte Bayerns. Zur Erleichterung der Schüler verfaßte er im Jahre 1758 ein Schulbuch, das den Titel führt: Kurzer Abriß Bayrischer Geschichte, wie sie im churfürstlichen Cadetten-Haus zu München wöchentlich erklärt wird. Denen Anhörenden, zum Behuf der Gedächtnuß, in Druck vorgelegt.[2] Dieser Abriß enthält zuerst eine kurze geographische Beschreibung Bayerns und einen noch kürzeren Überblick über die Weltgeschichte. Dann beginnt eine ausführliche Geschichte Bayerns bis Max Emanuel, dem die letzten 60 Seiten gewidmet sind. Stadler schließt ab mit dem erbaulichen Tode dieses Kurfürsten, der „bei den Niederlanden Bayern eingebrockt" und fügt die Verse bei:

> Nun hoff ich, daß von mir nichts weiteres wird begehrt;
> Die Sache ist zu neu, die Wahrheit mir zu werth.

Die zahlreichen katholischen und protestantischen Quellen, darunter besonders Adlzreiter (Vervaux) und Wagner, werden jeweils angemerkt. Das Schulbuch kann den Vergleich mit jedem gleichzeitigen Geschichtsbuch dieser Art aushalten. Als Schulbuch der Nationalgeschichte dürfte es in Deutschland eines des ersten sein.

Diesen Abriß erweiterte Stadler in den nächsten Jahren zu einer Bayrischen Geschichte, die er vier Jahre später (1762) herausgab: Bayrische Geschichte zu bequemen Gebrauch verfaßt und an das Licht gestellet. Wie der Verfasser in der Vorrede ausführt, will er eine kurze aber hinreichende Geschichte Bayerns in deutscher Sprache geben, die er in seinen Nebenstunden zusammengetragen. In der einleitenden Übersicht über die benutzte Literatur ist kein bedeutendes Werk übergangen. Gegen Gundling verteidigt er den P. Vervaux: Man soll den P. Vervaux nicht einer dem Geschichtsschreiber unanständigen Parteilichkeit in Bezug auf katholische Dinge beschuldigen, sonst würden alle protestantischen Geschichtschreiber gleichen Tadel tragen müssen. Am Schluß des Werkes wünscht der Verfasser, daß seine gegenwärtigen Blätter doch einigen Nutzen bringen mögen, hoffet es auch desto sicherer, als die schönsten Tugendbeispiele darin vorkommen, an denen sich jedermann zur größeren Ehre Gottes spiegeln kann.

Stadler hat die katholischen und protestantischen Autoren über Bayern gut benutzt. Von Handschriften zitiert er öfters die Geschichte Bayerns von Rader. Die Darstellung ist übersichtlich und klar, auch durch die Aufführung mancher Einzelheiten gewürzt. Bei der Sorge der Fürsten für die Armen verweilt er mit Vorliebe (vgl. z. B. Herzog Wilhelm).[3]

---

[1] Vergl. De Duello, 65 ff. 383 f.

[2] Gedruckt bey Joh. Vötter, München 1758, 4°, 316. Das Buch fehlt bei Sommervogel VII, col. 1469 und ist auch bei E. Kemmer, Entwicklungsgeschichte des K. B. Kadetten-Korps (1906) 12 f. nicht erwähnt.

[3] Mit Erlaubnis der Obern, München, Vötter (1762), 4°, 580, und Register. Bei der Schilderung des Streites Kaisers Ludwig mit dem Papste hält sich Stadler an Adlzreiter (Vervaux). „Die Feder muß dabei — so schreibt er — von der Bescheidenheit sich leiten lassen, damit weder der päpstlichen noch der kaiserlichen Autorität zu nahe getreten werde: jedoch zugleich die Wahrheit ihren Platz habe, wie es Adlzreiter gethan". Die Schreiben Ludwigs an den Papst Johann XXII. „waren nach dem Gedünken Herrn Adlzreiters für dieselbigen Zeiten um etwas zu heftig. Allein die Wahrheit zu gestehen, es ginge auch den Päpstlichen an Eifer nichts ab. Es ist nämlich eine alte

Je mehr sich Stadler der neuesten Zeit nähert, um so vorsichtiger muß er sein. So berichtet er nichts von dem leichtfertigen Leben Max Emanuels, nur schöne Züge werden angeführt. Über seinen Tod erzählt er: „Wie er denn großmütig im Leben gewesen, war er es auch im Tod. Er bat auf die demütigste Art den großen Gott um Verzeihung seiner Mißtritte, und begehrte, man solle ihm jenen Jesuiten (P. Nicol. Simerl), welcher schon lange Zeit hier in München die zum Tode verdammten Übeltäter zur Richtstätte hinaus begleitet hatte, rufen, damit derselbe auch gleichen Beistand ihm leisten möge. Sein Herz wurde dadurch also zerknirscht, daß er Gott bat, er wolle ihm doch kein längeres Leben verleihen, sofern seine Allwissenheit vorsähe, daß er sich noch einmal schwer versündigen würde. Seinem Sohn band er nachdrücklich ein, er solle seine nachgelassenen Schulden fleißig bezahlen."[1]

Ob trotz aller Vorsicht diese Bayerische Geschichte von den Gegnern benutzt wurde, um Stadler zu stürzen, ist wohl möglich, aber positive Angaben dafür fehlen.

Bevor wir auf die Frage des Sturzes näher eingehen, müssen wir die Stellung Stadlers in den politischen Wirrnissen der Zeit ins Auge fassen.

Je kleiner die Zeit um so größer die Intrige. Das gilt besonders vom 18. Jahrhundert und darin wieder ganz besonders von der Zeit vor dem siebenjährigen Krieg und während desselben. Nur zu sehr berechtigt war das Wort, das Kurfürst Max Joseph zu dem englischen Gesandten sprach: Il est vrai que c'est le temps d'intrigues.[2] Es ist die Signatur für die Verhältnisse am Münchener Hofe. Österreichische, preußische, französische, englische Interessen kreuzten sich, alle waren bemüht, bayerische Macht und bayerische Truppen für sich zu gewinnen. Die bayerischen Minister intrigierten in Eifersucht gegeneinander. Es ist begreiflich, daß die verschiedenen Parteien auch die Unterstützung des einflußreichen Beichtvaters zu gewinnen suchten.

Sehr großen Einfluß besaß der Baron Joh. Adam Schroff, der erst als pfälzischer Gesandter, dann seit Januar 1754 als bayerischer Geheimrat das besondere Vertrauen des Kurfürsten genoß. „Als Charakter wenig anziehend, als Staatsmann in der Scheidung fiskalischer und persönlicher Interessen nicht immer gewissenhaft, hatte Baron Schroff vor den meisten andern bayerischen Staatsmännern dieser Periode den einen unleugbaren Vorzug, daß er von Anfang der

---

Klage, daß jene, so bei dem Tinten-Faß sitzen, immer heftiger darein schreiben als es die Gesinnung ihrer Herrn verlangt, denen insgemein ein weit größerer Geist beiwohnet als ihren Federfechtern". Über die Krönung des Afterpapstes Nicolaus V. bemerkt Stadler: „Es sind die Fehltritte der Mächtigen um so viel gefährlicher, als sie glauben, die Ehre verbinde sie mehr denn andere Leute, dieselbe zu verteidigen. Vielleicht aber hat Ludwig selbst die Schwere dieser Mißhandlungen nicht genugsam begriffen, als zu welcher ihn sogar einige Geistliche und sonst gelehrte Männer verleitet haben, an denen er aber mehr ihre Frömmigkeit, von der sie wenig hatten, als ihre Gelehrsamkeit hätte sollen in Betracht ziehen". Über Luther schreibt Stadler: „Während der Regierung unseres Giulielmi zerteilte Luther, welcher noch als Ordensmann eine zeitlang in München gewohnt hat (?), durch seine neue Irrlehre das liebe Deutschland in zwei Partheien, dadurch es mitlerzeit teils von auswärtigen Mächten, teils von innerlichen Unruhen an Kräften also geschwächt und an Ländern also beschnitten worden ist, daß es jedem guten deutschen Patrioten billig zu Herzen dringen, und jeder wünschen sollte, daß Lutherus immer in seinem Kloster still geblieben wäre: oder wenn dieser Mann je einen Eifer für die Ehre Gottes gehabt, denselben vielmehr wider die Mißbräuch und üblen Sitten als wider die Glaubenswahrheiten der unfehlbaren Kirche Christi verwendet hätte". Bayr. Gesch., 330.

[1] Bayr. Gesch., 576. Vergl. *Historia Coll. Monac. ad 1726 und oben S. 368.

[2] Th. Bitterauf, Die kurbayrische Politik im siebenjährigen Kriege (1901), 16.

Regierung Max Josephs an in pfälzischem wie in bayerischem Dienst, einer Idee treu blieb, der Idee der Vergrößerung des Wittelsbachischen Hauses."[1]

Mit dieser Idee der Förderung des Wittelsbacher bezw. des bayerischen Interesses traf er völlig zusammen mit P. Stadler, der bei seiner ganzen politischen Tätigkeit nichts anderes im Auge hatte. Es ist daher erklärlich, daß Stadler sich enge an Schroff anschloß. Dieser Anschluß entwickelte sich dann bald zu einem vertrauten Freundschaftsverhältnis. Da beide stets für die bayerische Hausunion eintraten, mußten sie deshalb den ganzen Groll der kaiserlichen Gesandten, die diese Union zu hintertreiben suchten, erfahren.

Am 28. Januar 1752 berichtet der österreichische Gesandte Baron Widmann von einer Unterredung mit Stadler, in der sich dieser alle Mühe gegeben habe, glauben zu machen, daß er sowohl in allem, was nur Geschäfte heißen könnte, keinen Teil hätte noch haben wolle. In den folgenden Depeschen drückt Widmann wiederholt die Hoffnung aus, daß Stadler sich vielleicht noch gewinnen lasse.[2]

P. Stadler ließ sich aber nicht für die österreichische Politik einfangen, und deshalb versuchte man wiederholt, ihn vom Hofe zu entfernen. Die Entfernung Stadlers taucht zum ersten Male in der Depesche Widmanns an Kaunitz vom 29. Oktober 1754 auf. Widmann schreibt: „Ich kann aber Ew. Exzellenz zugleich nicht verhalten, daß der P. Stadler und die demselben anhängenden Übelgesinnten sonderlich aber Schroff und Kreitmayer bei dem Kurfürsten noch immer das Obergewicht haben, wie denn diese letzten auch in der gestrigen Konferenz mit zugegen gewesen sind, daher es sehr zu besorgen ist, wofern man nicht Mittel und Wege findet, den Beichtvater von hier zu entfernen, weder in dem Münzgeschäft noch in anderen Sachen etwas von unserm allerhöchsten Hof allhier könne ausgerichtet werden, indem durch diesen Weg alle guten Absichten und Anschläge fruchtlos gemacht werden."[3]

Der Kabinett-Sekretär Erdt teilte Widmann mit, wie dieser am 26. Oktober 1755 an Kaunitz berichtet, daß Kreitmayer sich durch den Stadler und Schroff leiten ließe, welch letzterer die beiden ersteren doch in der Tat auslachete.[4] Für Frankreich arbeite Stadler, so versichert bald darauf wiederum Erdt: „Dies geschehe täglich bei dem Morgengebet durch den Beichtvater, welcher sich dermalen in alles mischete, und zwar soweit ginge, daß seine eigenen Partisans darüber aufgebracht wären, ohne daß jemand etwas dawider sagen dürfte."[5] Am 6. Dezember 1755 wiederholt Widmann: „Ich vernehme glaubwürdig, daß heute wiederum bei dem Morgengebet der Beichtvater dem Kurfürsten zum Behufe der von Frankreich anbietenden Neutralität stark zugesetzt habe, worauf dann der Beichtvater immer unter der gewöhnlichen Protestation, daß er sich in Geschäfte nicht mische, sich mit dem Freiherrn von Berchem über den nämlichen Gegenstand eingelassen und seine Neigung dafür bezeuget, doch aber nicht in Abrede gestellt hat, daß Neutralität gegen Neutralität, solche mit Österreich und England einzugehen vorteilhafter wäre als mit Frankreich. Berchem hat ihm dagegen nebst seinem ersten Satz von 15 m. (Tausend) Mann im Land dasjenige eingewendet, was ich diesem darüber beigebracht habe. Der Kurfürst hat sich von den Einstreuungen des Beichtvaters ganz eingenommen zu sein, bloß gegeben."[6]

[1] Bitterauf 163.
[2] Aretin VI, 426, 465.
[3] Brunner I, 66 f.
[4] Brunner I, 79.
[5] Depesche vom 18. Nov. 1755 l. c. I, 79.
[6] Brunner I, 83. Vergl. Depesche vom 12. Dez. 1755. Für das Vorgewicht der franz. Partei ist Schroff teils durch sich selbst, teils durch den Beichtvater das eigene Sprachrohr wie auch das erste Werkzeug. Ebenso 16. Dez. 1755.

Die fortwährenden Anklagen gegen den Beichtvater lösten in Wien eine Aktion gegen denselben aus, über die der Kurfürst sehr ungehalten war. Widmann berichtet darüber am 20. Januar 1756 an Kaunitz. Der Kurfürst habe ihn rufen lassen und gleich beim Eintritt folgendes gesagt: „Es ist zwar nur eine Kleinigkeit, doch liegt mir solche am Herzen und besteht darin, daß mein Beichtvater in Wien angeschwärzt worden ist, als ob er sich hier in die Geschäfte mischte und gänzlich französisch wäre. Da ihm nun solches um so empfindlicher ist, als er gar besorgt, daß die Societät darunter leiden dürfte, so ersuche ich Sie, Ihren Hof deshalb zu abusieren und erkläre Ihnen, daß man ihm Beichtvater diesfalls Unrecht tut, ja ich selbst würde ihm so wenig gestatten, an Geschäften teilzunehmen, daß, sobald ich bei ihm eine Neigung oder Beflissenheit, sich darin einzudringen, bemerken wollte, er nicht lange bei mir zu bleiben hätte. Ich will keinen P. Seedorf bei mir haben, und wissen Sie selbst, wie oft ich auch bei Ihnen über die von dem Kurfürsten von der Pfalz diesem Jesuiten eingeräumte Vermögenheit in Ministerialgeschäften losgezogen habe, welches letztere von ihm gegen mich beschehen zu sein, mich nicht, wenigstens nicht oft erinnere." Widmann berichtet dann weiter, er sei nicht darauf gefaßt gewesen, daß der Kurfürst bei der auch ihm bekannten notorischen Sachlage „wiederum die Schwachheit zu haben fähig sein sollte, den Beichtvater unmittelbar gegen mich zu rechtfertigen. Es fiel mir zwar gar wohl bei, daß anno 1750, als das erste Jahr meiner hier habenden Gesandtschaft, ich mit ihm Kurfürst eben wegen dieses Beichtvaters fast gleiche Szene gehabt hatte, allein dermalen waren die Umstände bei weitem nicht so wie jetzt beschaffen, die Probe wider den Beichtvater auch nicht so häufig und so klar als dermalen vorhanden, und endlich hatte ich zu selbiger Zeit dazu durchaus gewisse gegen den mittlerweilen abgetretenen Beichtvater des Herzogs Clement wider ihn P. Stattler gelegentlich ausgestoßene Reden einigen Anlaß gegeben, so aber dermalen von mir auf keine Art geschehen", da ich den P. Stadler beim Kurfürsten nie erwähnt, um nicht dadurch den Freiherrn von Berchem und den von Erdt bei dem Kurfürsten verdächtig zu machen. Dieser Betracht machte meine Antwort desto schwächer, denn mir sonst gar leicht gewesen wäre, Ihm den Umgang seines Beichtvaters mit dem Schroff, Brancas und v. Eck, die mit diesen dreien bei ihm haltende geheime Zusammenkünfte, und endlich viele von ihm Beichtvater bei dermaligen Umständen geführte Reden als unwidersprechliche Beweise anzuführen, unter welchen eines von den stärksten jenes gewesen wäre, was er selbst so vielen andern bereits vor 4 Wochen gegen den Freiherrn von Berchem zu Hag fallen lassen, da er nämlich wider England geschmälet und deutlich auszusagen sich nicht gescheut, daß Frankreich nur gar gewiß bei dermaligen und nächsten Weltläufen die größere Partie auf dem Reichstag und in dem Reich vor sich haben würde." Widmann antwortete dann dem Kurfürsten, er könne nicht anders als alles, was ihm der Kurfürst gesagt, „vor ein Evangelium halten". Er werde alles getreu berichten. „Es scheint aber, dieser gute Geistliche kenne die Kaiserin Königin nicht recht, denn sonst er vor die Societät nichts fürchten und sich verbescheiden würde, daß diese große Fürstin viel zu edel denke", um bei der Ungnade gegen die Person des Beichtvaters der Societät dies entgelten zu lassen. — Berchem meint, man solle den Beichtvater opfern. Erdt hält dafür, man solle sich für die allgemeine Meinung gegenüber Stattler auf die Druckschrift des bekannten Rothfischer berufen, der „in dem Sendschreiben an den Kardinal Querini, namentlich und deutlich" Stattler erwähne.[1] Es ist jedenfalls sehr

[1] Gemeint ist Francisci Rothfischeri in Jul. Carol. Helmsladii Philos. Professoris Animadversiones apologeticae et criticae ad Em. Card. Quirinum, Lipsiae,

bedenklich, so schließt Widmann, daß der Kurfürst den Beichtvater, weil dieser es verlangt, gegen fremde Ministri rechtfertigt, „welches doch, wenn der Beichtvater so unschuldig wäre, als er es gewiß nicht ist“, schon dem Kurfürsten nicht viele Ehre macht, da des Beichtvaters Ergebenheit an die französische Partei bekannt ist. Das ganze ist wohl ein mit dem so verächtlichen und doch bei dem Kurfürsten so hoch angesehenen Schroff „concertierter Streich“.[1] Am 12. Juni 1756 versichert dann Widmann wieder: „Meiner Einsicht nach werden die Intrigen des Schroffs, des Beichtvaters und ihrer Anhänger hier doch nicht aufhören.“[2]

An Stelle Widmanns wurde dann März 1757 Graf Alois Podstasky bevollmächtigter Minister am Bayerischen Hofe. Podstasky berichtet am 21. Juni 1757: Freiherr Schroff und der mit ihm eine Stimme führende Beichtvater Stadler sind die Anführer der Abgeneigten, das Verfahren des Freiherrn v. Schroff sei niederträchtig wegen seiner Doppelzüngigkeit.[3] Am 1. Juli 1757 mutmaßt Podstasky: Der P. Stadler mag an allem auch wohl seinen guten Teil haben und ist selber weder durch die Grundsätze der Religion noch der Politique auf eine andere Gedankensart zu lenken, ja selber soll sogar dem Kurfürsten zugesprochen haben, er solle sich auch alleinig der Regierung annehmen wie der König von Preußen und er habe keines andern Ratgeber notwendig als seiner Vernunft und selbstigen Einsicht, wodurch dann er denselben von all seinen aufrichtigen und wohlmeinenden Ratgebern abzuwenden und sich desto mehr in dem Sinn des Kurfürsten zu befestigen trachtet.[4]

Der kaiserliche Hof ließ es gegen Stadler bei Vorstellungen in München nicht bewenden, er wandte sich auch nach Rom, um von dort einen Druck auf den Beichtvater zu erwirken. Am 18. Juni 1758 schrieb Maria Theresia an den Kardinal Rodes: Die Haltung des bayerischen Hofes schadet sehr den Interessen der Religion. Der dortige Kurfürst läßt sich von früher Jugend an leiten von seinem Beichtvater P. Stadler, der stets gegen die österreichischen Interessen war, früher für Frankreich, ist er jetzt für Preußen. Baron Schroff ist ein Commissar von Preußen und Stadler für Schroff, seinen intimsten Freund. Ich habe alles versucht, die Gesinnung des P. Stadler zu bessern und für mein Haus günstig zu stimmen, aber alles vergebens. Nunmehr möge der Papst den P. General veranlassen, auf Stadler einzuwirken und ihm befehlen, die Grenzen seines Amtes nicht zu überschreiten, das Vertrauen des Kurfürsten nicht zu mißbrauchen zum Schaden von Österreich und der Religion, deshalb mit Schroff und dessen Partei sofort brechen. Zum Schluß bittet Maria Theresia den Kardinal, er möge mit

---

1754. Der apostasierte Mönch Franz Rothfischer verbreitet sich in dieser Schrift p. 155 auch über die Hofbeichtväter, deren großes Ansehen, Unwissenheit und Heuchelei. Ihm (Rothfischer) gegenüber habe sich ein Hofbeichtvater gerühmt, der Fürst sei so gewissenhaft, daß er nichts entscheide, ohne den Beichtvater gefragt zu haben. Dies geschehe stets in der Morgenbetrachtung, die der Fürst vor den Geschäften, während einer halben Stunde abhalte. Der Beichtvater bereite die Betrachtung, die er dem vor dem Kruzifix knieenden Fürsten vorlese, am Tage vorher nach einer Art Exherte. Diese müsse so eingerichtet sein, daß sie auf die Geschäfte des Tages passe, die dem Beichtvater zu diesem Zwecke mitgeteilt würden. — Es ist charakteristisch für Erdt, daß er sich auf den Apostaten beruft, um Stadler zu schaden. Die Angabe, daß Stadler die Morgenbetrachtung dem Kurfürsten hielt, dürfte richtig sein, denn so war es auch bei dessen Nachfolger P. Geppert († 1772), in dessen Nekrolog es heißt: „Dirigebat conscientiam Principis ad omnes virtutes per pias meditationes, quas post preces matutinas praeire (vorlesen) quotidie iussus est“. Vergl. auch den folgenden Brief des Provinzials Hermann vom 8. Okt. 1758.

[1] Brunner I, 89 ff.

[2] Brunner I, 97.

[3] Brunner 101.

[4] Brunner 102. Vergl. 23. Jan. 1759, S. 106.

großem Nachdruck diesen Wunsch dem Papste vortragen, der die Art und Weise, wie der General vorzugehen habe, schon finden werde.[1]

Diese Klage der Kaiserin übermittelte der General dem P. Stadler, denn am 8. Oktober 1758 schrieb der derzeitige Provinzial Georg Hermann vertraulich an General Ricci: Als ich neulich nach Nymphenburg ging, um den Kurfürsten zu begrüßen, begegnete mir der P. Stadler, der Beichtvater des Kurfürsten. Derselbe berichtete mir, er sei bei Ew. Hochw. Paternität verklagt worden, daß er sich in Staatsgeschäfte mische und der katholischen Sache schädliche Ratschläge gebe. Er zeigte mir zwei Briefe, der eine von dem Obersthofmeister Preysing, der andere von dem Kurf. Kanzler Kreittmayer. P. Daniel bat mich, die beiden Briefe auch Ew. Hochw. Paternität zu schicken, da, wie er glaubte, dadurch die Anklagen hinlänglich widerlegt würden. Diese Bitte wollte ich nicht abschlagen. Oft habe ich sowohl mit den andern Hofbeichtvätern als auch ganz besonders mit P. Daniel über ihr Amt gesprochen und ihnen die Befolgung der Ordination des P. Claudius[2] anempfohlen. P. Daniel erwiderte mir, er spreche über die Geschäfte, besonders über diplomatische, nicht mit dem Kurfürsten, es sei denn, wenn er als Theologe gefragt würde, ob das oder jenes mit gutem Gewissen angeordnet werden könne. Dieser gute Pater hat sich deshalb vielleicht den Verdacht zugezogen, weil er nicht selten (aus Unbedachtsamkeit wie ich glaube) bei andern zu frei erzählt hat, was der Kurfürst über das oder jenes geäußert hat, zumal da feststeht, daß er täglich dem Kurfürsten die Morgengebete vorbetet. Er hat mir aber kürzlich brieflich versprochen, er werde in der Folge alle Vorsicht gebrauchen. Übrigens hat P. Daniel neulich vom Kurfürsten die Entlassung vom Hofe und seinem Amte erbeten, aber der Kurfürst, mit dem ich auch über diese Angelegenheit gesprochen, wollte dieser Bitte nicht entsprechen, indem er versicherte, P. Daniel sei ihm lieb und wert.[3]

Die beiden Briefe von Preysing und Kreittmayer liegen im Original vor, sie weisen die von Wien erhobenen Beschuldigungen mit aller Entschiedenheit ab.[4]

Bei der Einmischung in politische Fragen soll P. Stadler auch des eigenen Vorteils nicht vergessen und insbesondere für französischen Sold nicht unempfindlich gewesen sein.[5] Französische Gelder nahmen damals nicht allein die Minister, sondern auch die Fürsten und Fürstinnen an. Der Bund Bayerns mit Frankreich schien, vom bayerischen Standpunkt betrachtet, in der Richtung der Förderung der bayerischen Interessen zu liegen. Aus der Instruktion für die französischen Gesandten geht nun hervor, daß, während die Minister große Summen erhielten, P. Stadler ein Geschenk von Zucker, Kaffee, Schokolade, Kerzen und Wein empfing, aber kein Geld. Wäre er für Geld zugänglich gewesen, hätten die Franzosen nicht diesen harmlosen Weg gewählt.[6]

Nachdem Baron Schroff am 27. März 1760 gestorben, erlangten die Gegner Stadlers, darunter besonders der Geheimsekretär von Erdt, die Oberhand und ihnen gelang es endlich, den Beichtvater zu verdrängen. Doch kam der Sturz vielen unerwartet.

Am 4. Dezember 1762 berichtet der österreichische Gesandte Podstasky an Kaunitz, daß der bekannte kurfürstl. Beichtvater P. Stadler ganz unerwartet

[1] *Kop. Epistolae Externorum, vol. 39, f. 253.

[2] Gemeint ist die Instruktion des Generals Claudius Aquaviva v. d. 1602. Vergl. Geschichte II, 207.

[3] *Orig. Germ. sup., vol. 18, f. 241.

[4] *Orig. Epp. Princip. XI, 111. Druck Festschrift Ehrle 252[3].

[5] Bitterauf 22.

[6] Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France, 1648—1789 (1899) p. 281 Instruktion für Renaud 30. Nov. 1745. Vergl. p. 307, 345 f.

seines Amtes entsetzt und an dessen Stelle der ehemalige Hofprediger P. Gerbert (!), ein geistreicher Mann, von dem Kurfürsten ausgewählt sei. Es sucht zwar der P. Stadler mit dem Vorgeben sich zu beschönigen, daß er sich freiwillig seines Amtes begeben, allein es scheint vielmehr Wahrscheinlichkeit zu haben, daß der Graf von Baumgarten und der Kabinettssekretär von Erdt dessen Fall befördert und ihn von dem Kurfürsten entfernt haben.[1]

In dem Diarium des Rektors des Münchener Kollegs findet sich zum 4. Dezember 1762 folgender Eintrag: P. Rektor wurde heute 8¼ mit P. Geppert zur Exzellenz Erdt, dem Geheimsekretär des Kurfürsten, gerufen. Erdt vermittelte dem P. Rektor im Namen des Kurfürsten die gnädige Entlassung des P. Daniel Stadler von seinem Amte als kurfürstl. Beichtvater und an dessen Stelle die Ernennung des P. Ernst Geppert.[2] Nach demselben Diarium stellte der Rektor am folgenden Tage um ½2 dem Kurfürsten den neuen Beichtvater vor, der sehr gnädig empfangen wurde. Am 20. Januar 1763 reiste P. Stadler nach der Schweiz ab.

Dieses Datum gibt auch Oefele an und fügt bei, daß Stadler vom Kurfürsten 100 fl. Reisegeld erhalten. Den P. Stadler charakterisiert Oefele als einen Mann, der den Seinen oft nicht genug Jesuit, andern oft mehr als Jesuit erschienen sei.[3]

Dafür, daß die Ordensobern beim Sturze Stadlers beteiligt waren, läßt sich kein Beleg beibringen. Andere haben den Sturz Stadlers mit seiner Stellung zu der neuen Akademie der Wissenschaften in Verbindung gebracht. Doch ist es wahrscheinlicher, daß dies nicht die direkte Veranlassung war, weil die Daten wenigstens über ein Jahr auseinander liegen, aber es ist möglich, daß die Gegner auch diesen Umstand für ihre Zwecke benutzt haben.

Am 19. August 1761 schrieb nämlich Stadler von Nymphenburg aus an den kurfürstl. Leibarzt von Wolter, den Direktor der philosophischen Klasse, einen für die Arbeiten der Akademie ziemlich abfälligen Brief, in dem er besonders hervorhob, daß die neuen Auslagen für die Astronomie in München überflüssig seien, da die Professoren in Ingolstadt dafür genügten; so unwissend seien die Bayern nicht, daß sie einen Astronomen von auswärts und dazu noch einen Heterodoxen nötig hätten.[4] Zum Schluß versichert er, daß weder er noch seine Mitbrüder sich in Angelegenheiten der Akademie einzumischen wünschten.[5] Diesen Brief mit der langen stellenweise sehr gehässigen Antwort Osterwalds übergab Graf Seinsheim dem Kurfürsten,[6] auf den besonders die übertriebenen Anschuldigungen wegen starren Konservatismus ihren Eindruck kaum verfehlen konnten.

Jedenfalls scheint sicher, daß in der Umgebung des Kurfürsten fast nur noch Gegner der Jesuiten und insbesondere des P. Stadler Einfluß hatten, während die früheren Freunde teils gestorben, teils arbeitsunfähig waren. So konnte es geschehen, daß trotz aller Anhänglichkeit an seinen Erzieher und Beichtvater der

---

[1] Brunner I, 118.

[2] *Diarium Rectoris Collegii Monacensis, Clm. 1978.

[3] Vergl. die Notizen in den Adversaria Fel. Oefele in der Staatsbibliothek zu München, Oefele 5, vol. XII f. 181d und vol. XI, 316.

[4] Über die Berufung des Protestanten Lambert und dessen spätere Verabschiedung s. Histor.-polit. Blätter, 70, 165 f.

[5] Wortlaut bei Westenrieder, Geschichte der bayr. Akademie der Wissenschaften (1807) 1, 196 f. Dort auch die Antwort Osterwalds. Ein weiterer ebenfalls gehässiger Brief Osterwalds an P. Stadler vom 26. Jan. 1762 bei Kluckhohn, Beitr. zur Gesch. des Schulwesens in Bayern (1875) 62 ff. Osterwald spricht darin auch von der „Probabilisterei, dieser fruchtbaren Gebärerin so vieler monströsen Sittenlehrsätze, worüber auch sogar gesittete Heiden erröten würden".

[6] Westenrieder, a. a. O. 1, 219.

leicht zu beeinflußende Kurfürst allmählich irre gemacht und die Bahn für die Gegner frei wurde.

Mit P. Stadler war eine Vormauer gegen die kirchenfeindlichen Bestrebungen der Aufklärer gefallen. Bald nach dem Sturze Stadlers folgten von 1764—1770 Schlag auf Schlag die kurfürstlichen Verordnungen gegen die Klöster, gegen die Immunität und Gerichtsbarkeit der Kirche, gegen die Bruderschaften, gegen die Verbindung der Orden mit den auswärtigen Obern, über das Placet usw. Mit dem Siege über Stadler hatten die Gegner zugleich einen Sieg über die Kirche davon getragen.

P. Stadler „huldigte — so der neueste Geschichtsschreiber Bayerns — keiner extremen Richtung, wie seine bayerische Geschichte und sein Briefwechsel mit protestantischen Gelehrten wie Christian Wolff bezeugen".[1] Als Hofbeichtvater ist P. Stadler nicht allen Fallstricken seines schwierigen Amtes entgangen, und hat der menschlichen Schwäche seinen Tribut bezahlt. Wie die Korrespondenz Stadlers mit Schroff beweist, mischte sich der Beichtvater, durch die enge Freundschaft mit dem Diplomaten verleitet, in politische und höfische Dinge ein, von denen er sich besser ferngehalten hätte. In der Ausführung von Aufträgen Schroffs glitt er dann weiter aus, indem er zuweilen Mittel gebrauchte, die der Einfachheit und Geradheit des Ordensmannes nicht mehr entsprachen. Auch die Briefe Stadlers an den Herzog von Zweibrücken machen nicht immer einen angenehmen Eindruck: sie sind in dem damals üblichen kriechenden, uns heute anwidernden Ton gehalten, die dann der Herzog mit großer Herablassung und übertreibenden Schmeicheleien erwiderte.[2]

Im übrigen war P. Stadler ein seeleneifriger Ordensmann und ein besonderer Freund der Armen. Viele Jahre hindurch gab er an bestimmten Tagen den Pagen Katechese.[3] Während des Sommeraufenthaltes in Nymphenburg erklärte er fast jeden Sonntag in den umliegenden Dörfern die Christenlehre als ein „wahrer Apostel der Armen", wie der Nekrolog sich ausdrückt. Außer andern Tugenden rühmt auch der Nekrolog an P. Stadler seine große Liebe zu den Armen und Notleidenden, denen er reiche Almosen verteilte. Als Armer Christi hinterließ er bei seinem Abscheiden so gut wie nichts. In einem Briefe vom 23. September 1745 an Schroff heißt es: In unserm Regelbuch lese ich, die Armut sollen alle lieben wie eine Mutter und hüten wie eine Mauer. Im übrigen verspricht er: wenn ich etwas zur glücklichen Erledigung der Sache beitragen kann, werde ich es tun, freilich nur insoweit als unser Institut dies zuläßt.[4] Daß P. Stadler sich der Interessen der Armen auch bei seinen Ratschlägen annahm, ist sicher. „Selbst aus dem Bauernstande entsprossen, hatte P. Stadler ein Herz für die Armen, und von seinem Fürsten und Schüler um seine Meinung gefragt, hielt er es für seine Pflicht, in schroffem Gegensatze zu dem Adelsregiment, mit andern Theologen, lieber eine Anlage auf seidene Kleider, Silbergeschirr, Reifröcke und dergleichen nur zu Pracht und Wollust dienenden Sachen zu empfehlen, als eine höhere Besteuerung des Unterhaltes der unteren Volksschichten zuzulassen.

[1] Doeberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns II², 290.

[2] Die Korrespondenz mit Schroff und mit dem Herzog in München, Staatsbibl. Oefele 98 I. Vergl. z. B. die Briefe Stadlers vom 16. Sept. und 29. Nov. 1751. Ein Teil dieser Korrespondenz in München, Geh. Staats-Archiv K. schwarz 518—7, 518—43, 518—44. K. blau 87—18.

[3] In den Katalogen der oberdeutschen Provinz steht seit 1755 neben dem Amt: Conf. Seren. Elect. Bav., noch: Cat. (Catechista) Epheb. Elect. und später: Cat. Epheb. Elect. et Nobil. Tyron. Milit.

[4] *Orig. München Staatsbibl. Oefele 230, V.

Denn die Unterdrückung des Bauernstandes bedeutete in den Augen dieser Männer ebensoviel als wenn man den Holländern das commercium ruinieren würde.[1]

P. Stadler überlebte seine Entfernung vom Hofe nicht lange. Bereits am 25. September 1764 verstarb er und zwar zu Pruntrut, wo er früher von 1728—1731 als junger Lehrer gewirkt und wo er sich zuletzt als geistlicher Vater und Prediger neue Verdienste um das Kolleg erwarb. Noch wenige Wochen vor seinem Tode predigte er mit gewöhnlichem großen Erfolg. Das Kolleg widmete ihm in seinen Annalen einen sehr ehrenden Nachruf. Einen solchen Nachruf verdient er auch als treuer Diener seiner Kirche, seines bayerischen Vaterlandes und seines kurfürstlichen Herrn.[2]

Wie die Kurfürsten und Kurfürstinnen, so hatten auch alle Prinzen des bayerischen Hofes Jesuiten zu Beichtvätern.

Die Söhne des Herzogs Ferdinand (des jüngsten Sohnes von Max Emanuel) erhielten P. Egiz als Beichtvater. P. Ignaz Egiz aus Innsbruck (geb. 1685) lehrte 6 Jahre am Gymnasium und 5 Jahre Philosophie. Aus dem Schulstand in Ingolstadt wurde er 1722 an den Hof in Hechingen berufen als Erzieher des jungen Prinzen von Hohenzollern und nach dessen Tod nach München für die beiden Söhne des Herzogs Ferdinand. Der ältere der beiden Prinzen, Max, war 1720, der jüngere, Clemens (Franz v. Paula), 1722 geboren. Öfele spricht in seinem Tagebuch im Jahre 1735 von den schlechten Grundsätzen des Hofmeisters, des Baron von Perfall, der den Prinzen beibringe, Großmut, Gunst und Höflichkeit sollten sie nur den Adeligen bezeigen, die übrigen aber von oben herab

[1] Vitterauf 22. Vergl. Theologicum concilium Patris Stadler et sociorum ejus in Clm. 1384. f. 94 ff. Um den Geldnöten des Kurfürsten zu steuern, dachte man 1746 daran, durch eine außerordentliche Auflage in Form von Steuer oder Accise zu helfen. Um Gewissensbedenken zu beheben, ließ der Kurfürst mehreren Theologen den „Casus cameralis" vorlegen. Stadler und andere Jesuitentheologen erklärten, die Auflage verstoße nicht gegen das Gewissen und werde am besten in Form des projektierten Salzaufschlages erhoben. Damit aber die armen Leute dadurch nicht getroffen würden, sollte an diese zu gewissen Zeiten öffentlich Salz verteilt werden. Indessen ist dies vor allem zu erwähnen, wenn es in Bayern nur immer heißt: Steuer! Steuer! Baur! Baur!, so kann sich der vom Krieg her noch erschöpfte Landmann nimmer mehr erholen, und geratet der auch noch Vermögende in Ruin. Ruinieren wir aber den Bauersmann, so ist es bei uns ebensoviel, als wenn bei den Holländern das Commerzium ruiniert würde. Das Gutachten schließt: ob der Aufschlag wenn auch erlaubt rätlich sei, das erforschet der Theologus nit, will auch keineswegs die Vollstreckung sothanes Projektes angeraten haben, ja auch quoad obligationem conscientiae will er gern andern ihre Meinung lassen und sich dadurch berichten lassen. Vergl. oben S. 389 f.

[2] Noch jahrelang nach seinem Tode wurde P. Stadler verunglimpft in dem Pamphlet: Gespräche im Reiche der Todten zwischen dem bayr. Pombal Graf B. (Berchem), dann dem ehemaligen Beichtvater P. St. (Stadler) und dem geistl. Raths-direktor P. v. O. (Osterwald) aus sicheren Urkunden und Handschriften zusammengetragen, so noch dem Vulcan entrissen worden (46 S. 1778). Berchem und Stadler schreiben sich alle möglichen Schandtaten zu. Stadler rühmt sich seiner Habsucht, Wollust usw. und legt seinem Orden zahlreiche Greuel zur Last, so die Bluthochzeit, Unzucht des P. La Chaise, das Gespenst in Sachsen usw. Durch die Häufung solcher Verbrechen hat sich die Schrift selbst gerichtet. Über diese Fabeln vergl. Duhr, Jesuitenfabeln [4] (1904), 839 ff. Berchem war ein durchaus gewissenhafter und pflichttreuer Beamter, vergl. Rosenlehner Aus dem Briefwechsel des kurb. Ministers Max von Berchem mit seinem ältesten Sohne 1759—76. Oberbayer. Archiv 61, 55 ff. — Wie gegen andere Hofbeichtväter wurden auch gegen Stadler noch bei seinen Lebzeiten die schändlichsten Fabeln verbreitet. Am 20. Dez. 1747 schreibt die Kaiserin Amalia an ihre Tochter Antonia in Dresden: Die garstige Historia von P. Stadler hab ich auch gehört, ist aber eine Zeitung, wie es hier und wie ich glaub fast überall hundert gibt, die in der Sach ganz falsch und ohne Fundament geglaubt und erzählt werden. *Orig. Korrespondenz der Kaiserin Amalia in Dresden Haupt-Staatsarchiv.

und hart behandeln. Zur selben Zeit bemerkt er von P. Egiz: Er ist ein sehr rechtschaffener Mann, er weiß, daß der Prinz (Max?) nicht freigebig ist, er hat ihm deshalb in Geist und Herz eingeprägt, den Zehnten von seinem Spargeld den Armen zu geben und er tut es, indem er jeden Monat etwas einer armen Witwe und einem armen Studenten gibt.[1]

Prinz Max starb bereits 1738 im Alter von 18 Jahren. P. Michael Hofreither hielt ihm am 6. Mai 1738 eine schöne Trauerrede, die sich auf Mitteilungen des P. Egiz stützt.[2] Die Rede des P. Hofreither, die im Druck erschien,[3] hebt besonders die großen Talente des Prinzen für Wissenschaft und Musik hervor, ferner sein streng geregeltes geistliches Leben, seine Liebe zu den Büchern und seine vielen wissenschaftlichen und geistlichen Aufzeichnungen. „Vor den zwei letzten Jahren seines jungen Lebens hatte er schon den 15. Teil des P. Croiset zu Ende gebracht, also daß er täglich die Frucht seines geistlichen Lesens oder was ihm darin am meisten zu Herzen gedrungen, mit eigener Hand aufgeschrieben, würdig, daß dies sein geistliches Tagebuch, so ich selbst in die Hand zu bekommen die Ehre gehabt, in Gold gefasset und als das reichste Stück in eine Schatzkammer geleget werde, allen Freunden zu zeigen." Der Prinz pflegte zu sagen: „Der Geist der Andacht werde durch geistliches Lesen so warm erhalten, daß, wenn dieses unterlassen werde, alsbald auch jener anfange zu erkalten."[4]

Noch im selben Jahre folgte dem Prinzen im Tode dessen Vater, Herzog Ferdinand. In der Lob-Predigt auf Herzog Ferdinand Maria, gehalten in St. Cajetan am 17. Dezember 1738,[5] hebt Hofreither u. a. die außerordentliche Liebe des Herzogs zu den Armen hervor, der nie einen Armen ohne Trost von sich gelassen. Was mildes Herz hatte er gegen die Notleidenden! Hörte er von einer großen Drangsal reden, rief er: Ach das ist erschröcklich! O wie erbarmet mich das arme Volk. Bei dem bloßen Erbarmen und Worten ließ er es nicht bewenden. Wieviel Almosen gab er! Besonders nahm er sich der verschämten Armen an, um ihnen das harte Wort Rogo zu ersparen. Sogar auf der Jagd gedachte er der Armen. Sie kamen ihm auch allda häufig entgegen, weil sie wußten, daß keiner aus ihnen, wo nit ohne Geld (denn zuweilen hatte er sich schon gänzlich vergeben) doch gewißlich nicht ohne Trost entlassen werde. Dann kann sich der Prediger nicht genug tun, an der Hand der Väter und der Schrift den Segen des Almosens besonders für den Sterbenden zu preisen. Die Väter der Kirche schreiben, sie gedenken nicht, daß ein Almosengeber eines bösen Todes gestorben, weil er an den Armen allzeit Fürbitter habe, deren Gebet unmöglich nicht erhöret werde. Ferner: Obschon einen Almosengeber seine Sünden anklagen, so werden seine Almosen ihn entschuldigen. Ein anderes Mal: die Barmherzigkeit steht vor der Höllen Pforte und läßt keinen Almosengeber hineinkommen. Andere Väter benamsen das Almosen eine zweite Tauf, ein Opfer, durch welches Gott sonderlich versöhnt wird, das Bild, welches Gott erkennt als seine Abbildung, denn es habe der Mensch nichts so Göttliches als andern Gutes erweisen. Der Psalmist spricht jenen selig, der sich über den Armen erbarmet, der Apostel nennt jene Auserwählte

---

[1] *Oefele, Tagebuch 61, 1735 f. 30, 12.

[2] *Oefele 95.

[3] Gott wohlgefällige Seel des Durchl. F. Maximiliani München fol. 34 S.

[4] Die Aufzeichnungen des Prinzen aus Croiset liegen in einer Abschrift von der Hand Oefeles vor in *Oefele 95. Andere Aufzeichnungen des Prinzen über Arithmetik (1736) in Clm. 1251, über Physik und Ethik 1735/36 im Geh. Hausarchiv zu München. Vergl. Schmidt, Geschichte der Erziehung der bayer. Wittelsbacher 426, 428.

[5] Die letzte Predigt von dem Durchl. H. Ferdinando Maria München (1738 fol. 36 S.) 9 ff.

Gottes, die ein mildes Herz anziehen und der Sohn Gotts selbst verspricht Barmherzigkeit den Barmherzigen.

Beim Tode des P. Egiz (6. Januar 1748) rühmt Oefele: Im Kolleg ist P. Ignaz Egiz aus Innsbruck gestorben, ein sehr gelehrter und mit mir seit 1734 innigst befreundeter Mann. Möge er für mich und die Meinigen, die er im Leben geliebt, ein Fürsprecher bei Gott sein.[1] Die letzte Krankheit hatte sich Egiz während des Aufenthaltes am Rhein 1747, wohin er den Herzog Clemens begleitet, zugezogen. Dort scheint er auch Mangel gelitten zu haben. Am 19. Februar 1747 schreibt er von Bonn an Oefele: Hier in Bonn ist keine Bibliothek und kein Buchladen. Im hiesigen Kolleg herrscht große Armut. Einen Leuchter, den unser Haus nicht stellen konnte und der Hof nicht liefern wollte, habe ich mir aus Holz verfertigt und gebrauche ihn, solange ich hier bin.[2]

An die Stelle von P. Egiz trat P. Stöcken. Ein kurfürstliches Dekret vom 8. April 1748 verfügt für den Beichtvater des Herzogs Clemens P. Stöcken S. J., ab 1. Januar 1748 eine Reichung von 150 fl. jährlich.[3] P. Karl Stöcken war geboren am 28. Januar 1699 zu Oedenburg (?), eingetreten 20. September 1716 und nach Vollendung der 7 Jahre Philosophie und Theologie 13 Jahre Missionär in Schwerin gewesen.

Oefele notiert in seinem Tagebuch zum Jahre 1748: Ankunft des P. Stecken (!), des zukünftigen Beichtvaters des Herzogs (Clemens), ist ein vornehmer Däne, Sohn des dänischen Gesandten in Regensburg, nach dem Tode seines Vaters von den Jesuiten in München erzogen; später in die Gesellschaft Jesu eingetreten, hat er als Missionär mehrere Jahre im Herzogtum Mecklenburg und den Hansastädten als Missionär gewirkt. Später, zum 17. März 1753, schreibt Oefele: Der Hochw. P. Carl Stöcken, der an Kolik gefährlich erkrankt liegt, hat mir seine letzten Bitten an den Herzog aufgetragen, sie bestanden in einer Empfehlung der Armen und in der Erneuerung der ihm gegebenen christlichen Ratschläge. Der Herzog hat diese Mahnungen mit Tränen in den Augen entgegengenommen. Nach 14tägiger Krankheit starb P. Stöcken am 27. März 1753.[4]

Zum 22. Mai 1753 berichtet Oefele: P. Jos. Mair, Präfekt in St. Michael, starb plötzlich bei der Wandlung. Seit dem Tode des P. Stöcken war er Beichtvater des Herzogs bis P. Wiel (!) aus dem Elsaß gekommen wäre. P. Mair war ein sehr resoluter, wenig zur Schmeichelei aufgelegter Mann. Er sagte der verwittweten Kaiserin, es werde ihr nicht gut gehen, solange sie suche, ihren Beichtvater zu leiten, anstatt sich von ihm leiten zu lassen.[5] —

---

[1] *Oefele 61, 1748. S. 4.

[2] *Oefele 63 II. Dort mehrere Briefe von 1742—47. Am 28. Dez. 1747 schreibt die Kaiserin Amalia an ihre Tochter Antonia: Der Herzog Clement ist wohl billig in großer Betrübnuß, weil der P. Egiz sehr übel und ohne all Hoffnung seines Auffkommens ist; ich bin versichert, daß auch dem P. Liebert (Liepure) sehr leid um ihn sein wird, denn er wohl von allen Weltlich und Geistlichen absonderlichem allen Hof Patres sehr beliebt und aestimiert allezeit war, wie er es auch wohl meritirt hat; ich schicke ihm schon einige Wochen Suppen von unseren Köchinnen, welche noch das einzige waren, so er hat genießen können, weil ich gewußt „was vor miserable Kuchl absonderlich vor Kranke die Jesuwiter haben". *Orig. Korrespondenz der Kaiserin Amalia in Dresden, Hauptstaats-Archiv.

[3] *Konz. Historica I, 34 f. 360.

[4] *Oefele 61, 1748 f. 14, vergl. f. 17; 1753, März. — Über die Tätigkeit Stöckens in Schwerin von 1730—43, wo er den Namen Buchardius führte, vergl. oben 1. Teil S. 105 f.

[5] *Oefele, 1753, 31. Mai. Den Platz des P. Stöcken beim Herzog Clemens nahm dann P. Karl Beil aus Straßburg ein (geb. 1714, eingetr. 1730). Ein kurfürstl. Dekret vom 9. Januar 1754 bestimmt für den damaligen Beichtvater bei Herzog Clemens P. Karl Viele (!) alljährlich 150 fl. *Konz. Historica I, 34 f. 385. — Über das tugendhafte Leben des Herzogs Clemens vergl. den

Eine besondere Erwähnung verdienen die Beichtväter bei den bayerischen Prinzen, die für den Dienst der Kirche bestimmt, als Kirchenfürsten eine große Rolle gespielt und weitreichenden Einfluß ausgeübt haben.

Ein hervorragender bayerischer Geschichtsforscher hat über diese kirchlichen Berufe geurteilt: „Die Vererbung von Talenten ist ein edles Gut, die Vererbung von Ämtern, namentlich geistlichen Ämtern, eine bedenkliche Sache. Unausbleiblich war, daß manche zum Hirtenamt berufen wurden, ohne den innern Beruf in sich zu tragen. Manches fürstliche Weltkind mag nur ungern, vielleicht mit blutendem Herzen auf kriegerische Ehren und Familienglück verzichtet haben. Es ist der Kirche wie dem Staate Glück zu wünschen, daß mit der Gepflogenheit, die Bischofssitze als Versorgungsanstalten im bezeichneten Sinne zu gebrauchen, gründlich aufgeräumt worden ist."[1]

Bei diesen Bewerbungen ging es vielfach nicht ab ohne Simonie. Einer, der sich da auskannte, der Kölner Kurfürst Joseph Klemens, schrieb 25. August 1716 gelegentlich der Wahl in Münster an den Grafen von Rechberg: „Weil sowohl der Bischof als Domherrn absolut nichts ohne Geld tun wollen, und dieses so ärgerlich öffentlich zu erkennen geben, daß sie darvon also ohne Scheu reden, als redete man von einem Pferdskauff. Wieder diese so ärgerliche Simonie verpflichtet mich mein erzbischöfliches Metropolitanamt öffentlich dawider zu reden, welches ich auch ohne reflexion, obs nun schadet oder nuzet, nach meinem Gewissen gethan sowohl in den Gesellschaften als auch bei der Tafel, nicht weniger habe ich und der P. Pistorini öffentlich darwider also gepredigt, wie es mein Gewissen uns andiktirt, allein leider noch bis heut kein ander Frucht geschöpfet, als daß ihre bereits in dem Geldgeiz versenkte Herzen frei ausgestoßen haben, daß das Bistum Münster Niemand, er sei auch wer er wolle, ohne Geldgeben bekommen werde. Diese Deklaration ist mir schon genugsam, daß ich für mich wenigstens die Partei quittire, denn um ein zeitliches Bistumb zu besitzen nicht des Deuffels werden will, ob in dieser Gefahr seine Liebd. mein Herr Bruder und einer meiner Neven sich wollen begeben, des lasse ich Ihren Theologis über zu urtheilen.[2]

Der Herr Bruder ist der Kurfürst Max Emanuel, der alles daransetzte, für seinen Sohn Philipp Moriz das Bistum Münster zu erlangen. Dieser Prinz bietet auch ein Beispiel, wie ein bayerischer Prinz ganz gegen seinen Charakter und Willen schließlich sich doch zum geistlichen Stand entschließt. Nach unerhörten Geldopfern wurde er am 14. März 1719 zum Bischof von Paderborn und am 21. März 1719 zum Bischof von Münster erwählt, nachdem er bereits einige Tage zuvor, am 12. März in Rom gestorben war. Ende 1717 reiste er mit seinem Bruder Clemens August nach Rom, um die dortigen Kreise für sich zu gewinnen. Als Beichtvater und Präzeptor wurde ihm P. Germanus Molitor beigegeben. Die Berichte der

Aufsatz von P. Otto Pfülf in der (Passauer) Theologisch-praktischen Monatsschrift 5 (1895) 81 ff. und die Trauerrede auf den Herzog von P. Ign. Reisenegger in der Hofkirche der Theatiner 13.—16. Aug. 1770. München, fol. 32 S. Er empfing wöchentlich die hl. Sakramente und war eifrig tätig für die Verbreitung der Herz-Jesu-Andacht. Für seine Diener war er väterlich besorgt, sie konnten zu jeder Zeit zu ihm kommen. Ein wahrer Vater der Armen, spendete er jährlich an 40000 fl. Almosen, bezahlte viele Lehr- und Kostgelder und sorgte dafür, daß nach seinem Tode alle Besoldungen und Pensionen weiter laufen sollten.

[1] Heigel, Die Wahl des Prinzen Philipp Moriz von Bayern zum Bischof von Paderborn und Münster, Neue geschichtl. Essays (1902) 261 f.

[2] L. Ennen, Der spanische Erbfolgekrieg und der Churfürst Joseph Clemens von Cöln (1851) Nr. 218. P. Max Pistorini S. J. war seit 1708 Hofprediger des Kurfürsten.

weltlichen Vorgesetzten über Charakter und Benehmen des 1698 zu Brüssel geborenen Prinzen lauten sehr ungünstig. P. Molitor nimmt eine vermittelnde Stellung ein, sucht vor zu großer Strenge zu warnen und hebt das Gute gerne hervor, wenn sich der Prinz zeitweilig gebessert.[1]

Die wiederholten, sehr ernsten Mahnungen des Kurfürsten Max Emanuel, dann ein schwerer Unglücksfall infolge eines bübischen Streiches des Prinzen bewogen diesen schließlich zu ernstlicher Einkehr und zu dem bestimmten Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Eine Episode in diesem Kampfe ist besonders charakteristisch. Der Prinz hatte Nachricht erhalten, daß sich sein jüngerer Bruder Ferdinand mit der Prinzessin Maria Anna von Pfalz-Neuburg verloben werde. Nun verlangte er vom Vater diese Prinzessin, die er immer geliebt, für sich: auf die kirchlichen Würden verzichte er gern, ja er müsse diese ablehnen, da er nur im weltlichen Stand sein Seelenheil wirken könne. Der Kurfürst antwortete, er werde niemals einen seiner Söhne zwingen, in den geistlichen Stand zu treten, Philipp habe sich freiwillig dazu erboten. Die Braut werde er aber nicht erhalten. Die Aussicht auf Münster, die einen so erheblichen Zuwachs der Hausmacht bedeute, aufzugeben, sei eine Torheit. Für die Wahl seien schon große Summen ausgegeben worden, für Entschädigung der Familie des Bischofs allein nicht weniger als 100 000 Gulden (im ganzen über 500 000 Gulden). Er solle bedenken, was die Ehre des Hauses heische und seinerseits beitragen, daß der Gewinn der mit so großen Opfern angestrebten Würden für das kurfürstliche Haus in Sicherheit gebracht werde. „Suchen Sie sich also durch treuen Gehorsam der Fortdauer meiner väterlichen Fürsorge würdig zu machen.“[2]

Abgesehen von der Vermehrung der Hausmacht und dem Gehorsam gegen den Vater spielte auch noch ein anderes Moment eine Rolle: das Interesse der katholischen Kirche. Gegen die Wahl des bayerischen Prinzen arbeiteten mit aller Macht die protestantischen Mächte, England, Holland und besonders Preußen, sie wollten zum Schaden der katholischen Religion in Münster keine starken Fürsten, sondern einen schwachen „particularis“, und so konnte die Wahl als „eine Aktion um das katholische Wesen“ bezeichnet werden.[3]

Wenn man alle diese Momente zusammenfaßt, Vermehrung der Hausmacht, Gehorsam gegen den Vater, Interesse der Kirche, so konnte es einem Beichtvater schwer werden, trotzdem den einzig richtigen Standpunkt zu vertreten: Der Beruf ist Gewissenssache, dies gilt ganz besonders von dem geistlichen Berufe, nichts in der Welt darf dazu verleiten, den geistlichen Stand zu ergreifen, wenn man seine Pflichten nicht erfüllen will oder nicht erfüllen kann. Daß P. Molitor diesen Standpunkt verlassen, dafür haben wir keine Anhaltspunkte. Der Prinz bewahrte ihm bis zum letzten Augenblick sein volles Vertrauen. Auf dem Todesbett verlangte er selbst, daß ihm sein alter Lehrer P. Molitor die Beichte abnehme, dann empfing er die Wegzehrung „mit einer unaussprechlichen Andacht, sagend, daß er am Tod

[1] Die Berichte bei Heigel, l. c. 280 ff. — P. Germanus Molitor war geboren am 11. Mai 1659 zu Pruntrut und 30. Juli 1682 zu Landsberg eingetreten. In den Jahren 1716/17 war er in geistlichen Dienstleistungen am Hofe des Kurfürsten von Köln und 1721/22 kurze Zeit am badischen Hof zu Rastatt. Am 5. Dez. 1716 wies der General den Provinzial Preiß an, den Kurfürsten zu bitten, er möge gestatten, daß die beiden Patres, wie es bisher stets Sitte gewesen, über Nacht nicht in dem Palast der Prinzen, sondern in dem Hause der Gesellschaft wohnen dürften, zumal dieses in der Nähe der für die Prinzen bestimmten Wohnung liege. *Ad Germ. sup.

[2] Heigel, a. a. O. 286 f.

[3] Dies Moment betont auch stark Kurfürst Joseph Clemens in dem angef. Briefe vom 25. Aug. 1716.

gar nicht erschrecke und Gott nur allein bitte, daß, wenn er vorsieht, daß er ihm im geistlichen Stande nicht recht dienen würde, er ihn jetzt zu sich nehmen sollte."[1]

Auf seinem Todesbett hatte Prinz Moriz dem Papste seinen Bruder Clemens August als den würdigsten für die päpstliche Unterstützung empfohlen. Clemens August (geboren 1700) wurde Koadjutor von Regensburg 1715, Bischof 1716, Bischof von Münster und Paderborn 1719, Erzbischof und Kurfürst von Köln 1723, Bischof von Hildesheim 1724, Osnabrück 1728, Hoch und Deutschmeister 1732. Er studierte 1717—1719 in Rom, empfing die Priesterweihe 1725, die Bischofsweihe von Papst Benedikt XIII. 1727. In einem Briefe vom 4. November 1715 schildert sein Oheim Joseph Klemens den Prinzen als „ein hauptguter Herr, still, aber das beste Gemüth von der Welt". Der Abneigung gegen den geistlichen Beruf scheine ein „kindisches Sistema" zu Grunde zu liegen „namblich es ist ihm angst, er muß als Abbé aufziehen und seine schöne lange Haare ihm abschneiden müssen lassen."[2] Auch die Berichte über ihn während seines Aufenthaltes in Rom, 1717—1719, lauten sehr günstig.[3] Nach Rom begleitete ihn als Beichtvater und Instruktor P. Franz Ellspacher, der 1715 als Instruktor für seinen Bruder Ferdinand an den Hof berufen worden war.[4] Ellspacher blieb Beichtvater von Clemens August auch als derselbe Kurfürst geworden war.

Die Stellung wurde immer schwieriger; je mehr sich der Kurfürst seinen weltlichen Passionen hingab. Ein kompetenter rheinischer Historiker schreibt:

„Die unlösliche Verbindung von geistlicher und weltlicher Gewalt hatte es mit sich gebracht, daß der Papst bei disziplinären Mißständen nur väterlich rathen und ermahnen konnte. Vielfach wurde dem Clemens August von Rom aus bedeutet, daß Ballsäle und Komödienhäuser nicht die geeigneten Plätze, Hoffeste und Maskeraden nicht die passenden Gelegenheiten seien, wo sich ein katholischer Erzbischof zumeist finden lassen dürfe. Den ärgerlichsten Anlaß nahm man in Rom gerechter Weise an seinem allzufreien Umgang mit Personen weiblichen Geschlechtes. . . . Die schönen Vorsätze seiner zarten frommen Jugend hatten so ziemlich den allgemeinen Zeit- und Standesansichten weichen müssen. Wie fast allerwärts so auch bei ihm in seinem äußeren Leben wenig Zeichen bischöflichen Ernstes, kirchenfürstlicher Strenge, sondern ein Leben voll von Eitelkeit, Flatterhaftigkeit, Prachtliebe, Genußsucht; sein Sinn gestellt auf die Freuden des Spiels, der Jagd, der Bälle und der Gastereien." Wenn nicht durch die Etiquette gebunden, „bewahrte er aber auch dem geringsten Unterthanen gegenüber eine solche Herablassung, Liebenswürdigkeit, gemütliche Cordialität, behülfliche Leutseligkeit, daß es Niemand zu wundern braucht, wenn Clemens August namentlich beim Landvolke zu einer sprüchwörtlichen Popularität gelangte." Auch muß bei seinem ganzen kirchlichen und religiösen Auftreten die Absicht jeglicher Heuchelei und vorsätzlichen Blendwerks geleugnet werden: religiöse Übungen entsprangen seiner Überzeugung.[5]

Es kann deshalb nicht verwundern, daß der Hofbeichtvater und auch später der Hofprediger die unschöne Seite je nach irgendeiner Mahnung oder Äußerung,

---

[1] Heigel 301. — Die Trauerrede des P. Alb. Weinperger „Wunder-Trostvolle Heimreiß" in Liebfrauen 28. März 1719, München, fol. 28 S., weiß viel Lobenswertes von Philipp Moriz zu berichten. Ebenso der Kongregations-Präses P. Ign. Agricola in seiner Allocutio funebris ad DD Sodales 12. März 1719, Monachii 1719 fol.

[2] Ennen, Der spanische Erbfolgekrieg und der Churfürst Joseph Clemens von Cöln (1851) Nr. 212.

[3] Heigel, a. a. O. l. c. 279, 285, 302 ff.

[4] Im Jahre 1680 zu Baden geboren und 1695 in den Orden eingetreten, hatte P. Ellspacher mehrere Jahre Philosophie in Dillingen und Ingolstadt gelehrt.

[5] Ennen, Frankreich und der Niederrhein 2 (1856) 370 ff. Aehnlich urteilt der neueste Biograph E. Renard, Clemens August (1927) 6 f.

zu fühlen bekamen. Auf Knall und Fall wurde der so hochgeschätzte P. Ellspacher Ende 1733 vom Kurfürsten entlassen. Am 30. Januar 1734 schreibt der General Retz dem oberdeutschen Provinzial Jos. Mayr: Ich habe den unerwarteten Vorfall mit P. Ellspacher gelesen; die Ursache kann bei der Klugheit und Tugend dieses Paters doch wohl nur bei dem Serenissimus liegen. Dieser plötzliche Wechsel wird seinem Nachfolger, dem P. Friedr. Maralt, als lebendige Regel dienen, sich stets getreu an den Vorschriften für die Hofpatres zu halten. Dem P. Ellspacher, der inzwischen nach Neuburg versetzt worden, drückte der General am 26. August 1734 seine große Befriedigung über den gesandten Bericht aus; derselbe habe seine frühere Meinung über ihn nur noch bestärkt; die ihm vom Kurfürsten ausgeworfene Pension könne er zu religiösen Zwecken verwenden.[1]

P. Maralt aus Freising (1682—1761) hatte ebenfalls unter der Haltung des Kurfürsten zu leiden und fiel bald als Opfer seiner Pflicht.

Am 26. Februar 1735 schreibt ihm der General Retz: Unter Tränen hat der Papst mich beauftragt, dem Beichtvater Bericht zu geben von seinem Schmerz, weil Serenissimus nicht allein über alles Maß Jagden veranstaltet, sondern auch zum größten Ärgernis beständig eine verheiratete Person bei sich hat. Der Papst will noch nicht zum Äußersten schreiten, zuerst soll der Beichtvater ernste Vorstellungen machen. Diese müssen mit Bestimmtheit gemacht und darüber Bericht erstattet werden. Der Papst ist ganz niedergeschmettert. Dann mahnt der General am 13. August 1735 weiter: Der Papst hat ihm mitgeteilt, daß die gegebenen Versprechungen in betreff des Hauptpunktes bisher nicht ausgeführt worden sind. Er hat deshalb seinen Befehl erneuert, daß ich wiederum Ew. Hochwürden schreibe und Ihnen dringend empfehle, nicht nachzulassen im Drängen nach Erfüllung der Versprechungen und in der unerschrockenen Ausübung Ihres Amtes.[2]

Das tat denn auch Maralt mit Entschiedenheit und glücklichem Erfolg, wofür ihm der General am 23. Dezember den Dank des Papstes aussprach.

Bei den Mißhelligkeiten zwischen dem Kurfürsten und dem Kölner Nuntius scheint der Nuntius auch Klage über P. Maralt geführt zu haben. Wenigstens schreibt der General am 13. Juli 1737 an P. Maralt: Weder vom Papst noch vom Staatssekretär habe ich bisher Klagen gegen Ew. Hochwürden gehört, sollten solche kommen, werde ich berichten. Da aber die Klagen der Nuntien gefährlich sind, empfehle ich inzwischen Ew. Hochwürden dringend, daß Sie, soweit es möglich ist, den Wünschen des Kölner Nuntius entsprechen und sie unterstützen, zumal die Meinungen der Gegenseite nicht immer vollständig genügen. Die Mahnungen des P. Maralt scheinen dem Kurfürsten auf die Dauer lästig geworden zu sein. Er entledigte sich Ende 1738 des Mahners und verlangte wiederum seinen früheren Beichtvater Ellspacher.

Am 20. Dezember 1738 lobt der General Retz den Provinzial Burkhart, daß er dem dringenden Verlangen des Kurfürsten willfahrt und den P. Ellspacher nach Bonn geschickt und diesem wünscht der General 3. Januar 1739 Glück zu seiner Rückkehr an den Rhein.[3]

Dem P. Maralt, der inzwischen in Augsburg eingetroffen, schreibt der General 17. Januar 1739: Ich bin nicht verwundert, daß P. Franz Ellspacher zum geistlichen Dienst des Kurfürsten zurückgerufen worden ist, da ich sehr gut weiß, wie der Kurfürst stets gegen ihn gesinnt war. Daß er aber auch mit Ihren Diensten zufrieden war, geht hinlänglich daraus hervor, daß er Sie in allen Gnaden ent-

---

[1] *Germ. sup. 15.

[2] *Epp. Nostr. (Ad diversos) 47.

[3] *Germ. sup. 15.

lassen und dafür einen unzweifelhaften Beweis gegeben hat in der Zuweisung der neuen Pension.[1]

Am 10. Januar 1739 bewilligte der General Retz den P. Ellspacher die erbetenen Erlaubnisse in betreff des Gebrauches einer Taschenuhr und des Genusses ausländischer Getränke (Thee, Kaffee usw.); wegen der Absolvierung der Häretiker und der Lesung verbotener Bücher möge er sich an den Erzbischof oder an den Nuntius wenden, „da wir diese beiden Fakultäten von hier aus nicht zu geben pflegen."[2]

In zwei weiteren Schreiben vom 28. Februar und 25. April 1739 bedauert der General, daß er die weiter erbetenen Erlaubnisse nicht geben könne: mein Amt verpflichtet mich, alles das, was bei den Unsrigen in betreff der Erbauung bei den Auswärtigen und des guten Rufes schaden könnte, fernzuhalten, ja bei etwaigen Verstößen dagegen einzuschreiten. In einer Nachschrift drückt der General die Hoffnung aus, der Pater werde es nicht übel nehmen, wenn, wie der Pater für sein Gewissen sorge, auch der General für das seinige zu sorgen trachte, indem er nicht alles so leicht, wie er selbst wünschen möchte, gestatte. Was ohne Beleidigung nicht abgeschlagen werden könne, dafür kann die Erlaubnis vorausgesetzt werden, was aber abgelehnt werden kann, soll löblich abgelehnt werden.[3]

In diese Zeit des P. Ellspacher fällt die Entlassung des Hofpredigers P. Rauch, der bereits 10 Jahre seines Amtes gewaltet. Am 20. Januar 1744 schreibt der Kurfürst an den Provinzial in Bayern: Mit des mir ausgesuchten P. Rauch bisherigen Predigen habe ich zwar alle Zufriedenheit, indem aber diese Funktion demselben in der Länge an seiner Gesundheit schädlich sein möchte, so gereicht es mir zu gnädigster Wohlgefälligkeit, wenn Ew. Ehrw. zu desselben Abberufung mir ohnverweilt die behörige Obedienz mit dem Anhang beischließen wollen, daß bei deren Überhändigung P. Rauch die Rückreis ohnaufhaltlich antreten und sich nach meiner Residenz des Correspondiren auf allezeit enthalten solle. In Beantwortung dieses Schreibens sandte der Provinzial am 25. Januar 1744 das gewünschte Patent mit der Bitte, den P. Rauch in höchster Gnade zu entlassen. Darauf verlangte der Kurfürst am 7. Februar 1744 weiter von dem Provinzial Unglert, „daß auf den Fall der P. Rauch zu einem andern Hof erfordert würde, demselben ernstlich beigebunden werden möge, meinen Hof und den Ort, wo mich befinden werde, auf jeden sich ergebenden Vorfall zu meiden."[4] Das versprach der Provinzial am 19. Februar. Am 18. März 1744 klagte aber der Kurfürst bei dem Provinzial, daß über des P. Rauch drei- und mehrwöchentlichen Aufenthalt an diesem oder jenem Ort durch seine eigene Correspondenz die Nachricht anhero gebracht worden. Deshalb wiederhole er sein Ansinnen, daß dem P. Rauch die Correspondenz in meine hiesige Residenz Stadt ohne Unterschied der Person eingestellt werden möge. Am 6. April antwortete der Provinzial auf dieses und ein weiteres Klageschreiben vom 26. März, daß P. Rauch am 9. Februar von Bonn abgereist und am 15. Februar in Ingolstadt angelangt, mithin einen so weiten Weg nebst

---

[1] *Ad Germ. sup. Maralt blieb in Verbindung mit dem Kurfürsten. Am 29. Dez. 1746 sendet er in allerunterthenigsten Ausdrücken dem Kurfürsten Glückwünsche zum neuen Jahr (Orig.) und der Kurfürst dankt am 21. Jan. 1747 dem „Churfürstl. Geistl. Rath" und Kanzler der Universität mit der Versicherung, daß er ihm „in Gnaden beständig gewogen" bleibe (Konzept). Staatsarchiv. Düsseldorf, Kurköln, Geistl. Arch. 451.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] *Ad Germ. sup. Dies bezieht sich wohl auf die Teilnahme an den Liebhabereien des Kurfürsten an Jagd und Spiel. — In dem Briefe vom 28. Febr. 1739 erlaubte der General die Verfügung der Pension von 500 fl. „in honestos usus".

[4] *Orig. München, Reichsarchiv, Jes. 362.

langer Verweilung in besagter Weise mit habe zurücklegen können. Den einen oder andern Brief habe P. Rauch abgehen lassen, die aber rein private Angelegenheiten enthalten hätten, wie den an P. Ellspacher, den er wegen lang gepflogener brüderlicher Vertrautheit die schuldige Danksagung abgestattet habe. In der Folge sollten aber alle Briefe nach Wunsch des Kurfürsten unterbleiben.[1]

Der Anlaß, warum der Kurfürst die langjährigen Dienste seines Hofpredigers mit diesen rigorosen Forderungen belohnte, ist aus den vorliegenden Papieren nicht ersichtlich, jedenfalls war das Vertrauen der Obern zu P. Rauch nicht erschüttert, wie auch die Ernennung zum Rektor des Kollegs Pruntrut und seine spätere Berufung an den Hof von Sachsen beweisen.[2]

Als P. Ellspacher 1748 gestorben, wählte der Kurfürst zu seinem Beichtvater den P. Kellerhofen. Franz von Kellerhofen, aus vornehmer hessischer Familie geboren im Jahre 1700, wollte nach glänzender Vollendung der Philosophie 1718 in die Gesellschaft eintreten. Da sein Vater aber durchaus dagegen war, nahm er Kriegsdienste, die ihn als Offizier nach Ungarn und Italien führten. Erst 1725 gelang ihm der Eintritt in das Trierer Noviziat. Nach Vollendung der Studien wirkte er 13 Jahre als ebenso eifriger wie erfolgreicher Missionär in der Jülich-Bergischen Volksmission. Von 1744—1747 war er Rektor des Bonner Kollegs, dann leitete er von 1747—1749 das Kolleg zu Düsseldorf, von wo er nach Bonn berufen wurde. An diesem Hofe machte er sich besonders als Friedensstifter und Patron der Armen verdient.[3] Er blieb bei dem Kurfürsten bis zu dessen Tod (1761).

In der Tragödie der mit Verrat und Hinterlist arbeitenden protestantischen Intoleranz gegen den Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel, der Februar 1749 das katholische Glaubensbekenntnis in die Hände des Kurfürsten Clemens August abgelegt, spielt P. Kellerhofen insofern eine Rolle, als er sich um Hilfe für den in seinen heiligsten Rechten vergewaltigten Prinzen umsah; hatte man ja den Prinzen gezwungen, seine Kinder protestantisch erziehen zu lassen und diese ihm schließlich ganz weggenommen. Der Vater, der fanatische Landgraf Wilhelm VIII., hatte zur Sicherung nicht allein Preußen, sondern auch alle ausländischen protestantischen Mächte mit Erfolg aufgerufen.[4] Wahrscheinlich im Auftrage des Kurfürsten wandte sich P. Kellerhofen am 2. Februar 1756 an den Beichtvater Ludwigs XV. von Frankreich und bat ihn um Beistand für den Prinzen.[5] Der Brief hatte insoweit Erfolg, daß bereits 21. Februar 1756 die französischen Gesandten in Berlin und Wien dementsprechende Weisungen erhielten.

Auch der folgende Kurfürst wählte den P. Kellerhofen zum Beichtvater, und so blieb er am Hofe bis zu seinem Tode, der ihn am 23. März 1763 im Kolleg zu Bonn ereilte, nach allgemeinem Urteil zu früh für seine großen Geistes- und Charaktereigenschaften, die ihn bei hoch und niedrig in außerordentlichem Grade beliebt gemacht hatten. Für sich selbst wäre er am liebsten, wie er oft betonte, Volksmissionär geblieben.[6]

---

[1] *Orig. München, Reichsarchiv, Jes. 362.

[2] Vergl. oben S. 325.

[3] Vergl. *Rhen. inf. 67 f. 207 ff.

[4] Th. Hartwig, Der Übertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel zum Katholizismus (1870) 31 ff.

[5] Wortlaut bei H. Brunner, Die Umtriebe Frankreichs und anderer Mächte zum Umsturz der Religions-Verschreibung des Erbprinzen von Hessen-Kassel 1755 und 1756 in Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte 12 (1886) 78 f. Vergl. den Brief vom 16. Dez. 1754 an den Kurfürsten S. 15. Der hier genannte kurköln. Geh. Rath von Harthausen, „welcher ebenfalls der Gesellschaft Jesu angehörte", ist natürlich kein Jesuit, wie ja schon aus seinem Titel hervorgeht.

[6] *Necrologia Prov. Rhen. inf. Orig. Briefe von Kellerhofen an den Geheim-

Einen sehr schwierigen Stand hatten die Beichtväter bei einem weiteren Sohn des Kurfürsten Max Emanuel, dem Prinzen Johann Theodor. Johann Theodor war, als der vorletzte Sohn des Kurfürsten Max Emanuel und seiner zweiten Gemahlin Theresia Kunigunde, am 3. September 1703 geboren. Mit 15 Jahren wurde er 1719 Bischof von Regensburg, 8 Jahre später (1727) Bischof von Freising und 1744 Bischof von Lüttich, Kardinal seit 1743 und Propst des Kollegiatstifts Altötting seit 1759. Die Priesterweihe ließ er sich geben 1728, die Bischofsweihe 1730. Seine Erziehung war eine sorgfältige. Von 1729—1731 studierte er in Ingolstadt.[1] Das Leben des Kirchenfürsten war kein reines, es war durch Mätressenwirtschaft befleckt. Häufig war er in Versailles und Paris. Anläufe zur Besserung und Rückfälle wechselten, so April 1748.[2] Zuletzt unterhielt er sträfliche Beziehungen zu der Gattin seines Hofstallmeisters Agliardi. Der sechzigjährige Kardinal ließ sich von seiner Favoritin ganz beherrschen. Alle Verleihungen von Pfründen gingen durch ihre Hand. Wiederholt mahnte Papst Klemens XIII., so 1762, immer vergebens; schließlich sah sich der römische Stuhl gezwungen, schärfer vorzugehen, als der Kardinal am 27. Januar 1763 zu Lüttich starb.[3]

Daß bei dieser Sachlage die Stellung der Beichtväter bei dem Kirchenfürsten keine leichte war und die meisten sich sehnten, von einem solchen Hofe fortzukommen, ist nur zu begreiflich.

So schreibt der General am 1. Mai 1728 an den Beichtvater P. Franz Xav. Vest, er möge die Entfernung vom Hofe des Herzogs Theodor, die er in seinem Briefe vom 7. April so dringend wünsche, so einrichten, daß dieselbe ohne Anstoß beim Herzog und der kurfürstlichen Familie erfolge.[4]

An seine Stelle trat der „Galgenpater" P. Nikol. Simmerl.[5] Am 6. Januar 1736 notiert der Rektor des Münchener Kollegs in seinem Tagebuch: P. Rektor hat dem Bischof von Freising und Regensburg den Tod seines Beichtvaters P. Nik. Simmerl angezeigt und von ihm vernommen, daß an seine Stelle der bisherige Hofprediger P. Marquard Dirrheim treten solle.[6]

P. Dirrheim war zugleich Beichtvater und Prediger,[7] bekam aber bald Bedenken, bei dem Bischof zu bleiben. Am 5. Juli 1738 schreibt ihm der General Retz vertraulich, er habe den Brief mit der Entfernung vom Hofe erhalten; daß Ew.

---

rat Schroff in München aus den Jahren 1751—53 in München, Staatsbibl. *Oefele, 230 III. Ein weiterer Brief an P. Stöcken, dat. Bonn 30. Nov. 1750, über ein wegen Formfehler für ungültig erklärtes Testament (der Gräfin von Horsch) *Oefele 63 X.

[1] Mederer, Annal. Ingolst. 3, 148 f. Dort auch 151 ff. die vom Prinzen sich selbst vorgeschriebene Tagesordnung, die zuerst von Chlingensperg in Memoria Ser. Ducum qui Universitatem Ingolst. illustrarunt 1719 veröffentlicht wurde. Neuer Abdruck bei Schmidt, Erziehung der bayer. Wittelsbacher 395 ff. Darin werden P. Mayr S. J. als Beichtvater und P. Ring S. J. als Lehrer der Mathematik genannt.

[2] Vergl. *Oefele 61. 1748 3. April: Kardinal Theodor macht geistl. Übungen zu Freising. Die Bekehrung wird nicht standhalten, wie auch die früheren nicht; 15. April: Der Kardinal hat seiner Mätresse gekündigt und ihr den Brief des Papstes gezeigt; 29. April: Der Kardinal hat sich wieder mit seiner Mätresse versöhnt.

[3] Dengel, Die Tätigkeit des Msgr. Jos. Garampi in Deutschland (Rom 1905) 67 f.

[4] P. Xaver Vest, seit 1727 Beichtvater, war geboren zu Pruntrut 1677 und 1692 in Landsberg eingetreten. Vergl. Tamburini an Vest 29. Mai 1728.

[5] Vergl. oben S. 368.

[6] P. Dirrheim, geb. 1691 aus Marisburg (Konstanz).

[7] Der General schreibt 11. Febr. 1736 an den Provinzial Mossu, es freue ihn, daß P. Dirrheim dem Fürstbischof so gefalle, daß er ihn sowohl für die Predigten als auch für die Beichten bestimmt, deshalb sei aber doch keine doppelte Pension notwendig gewesen, da es ja eine und dieselbe Person sei. *Germ. sup. 15.

Hochwürden bei dieser Sache das getan, was Sie als mit Ihrem Gewissen und Ihrer Pflicht für vereinbarer gehalten, kann und darf ich nicht mißbilligen. Im übrigen solle er guten Mutes sein, Gott werde alles zum besten lenken.[1]

Auf diese Sache bezieht sich wohl ein Gutachten, das der General am 4. Juli 1739 dem kurfürstlichen Beichtvater P. Hallauer schickte über Titius, den Beichtvater des vornehmen Sempronius: Ich meine, Titius sei nicht verpflichtet, sein Amt als Beichtvater niederzulegen, wohl aber nach Möglichkeit seinem Amt allseitig gerecht zu werden. Der Grund ist, weil die Niederlegung weder zum geistlichen Nutzen des Beichtkindes noch des Beichtvaters Titius nötig zu sein scheint. Zum ersten nicht, weil man nicht hoffen kann, daß Sempronius, wenn ihn Titius verläßt, sein Leben ändern wird, wohl aber scheint mehr zu fürchten, daß er es noch schlimmer treibt, wenn er entweder einen andern Beichtvater, zu dem er geringeres Vertrauen und geringere Ehrfurcht hegt, oder überhaupt keinen ständigen Beichtvater wählt. Aber auch zum zweiten nicht, da für sein eigenes Seelenheil hinreichend gesorgt ist, wenn er seiner Verpflichtung nachkommt, das Beichtkind zum würdigen Empfang der Absolution und zur Besserung seines Lebens zu disponieren und im Falle er dies nicht kann, die Absolution zu verweigern oder aufzuschieben. So ist ja auch der Beichtvater einer religiösen Kommunität oder der Pfarrer einer Gemeinde nicht verpflichtet, sein Amt niederzulegen, weil unter seinen Pönitenten auch solche sind, die sich nicht bessern wollen. Also ist dem Titius zu raten, diese so lästigen Gewissensunruhen fahren zu lassen.[2]

Am 14. November 1739 meldet der General dem P. Hallauer, er habe zu seiner Überraschung gehört, daß der Bischof von Freising den P. Karl Troilo als Beichtvater verlange; er werde deshalb an den Provinzial von Böhmen schreiben, daß er denselben alsbald zur Verfügung stelle.[3]

P. Troilo hielt nur einige Monate aus und nahm dann im Einvernehmen mit dem Fürstbischof 1740 seinen Abschied. Am 3. September 1740 schrieb ihm der General Retz: Ich will gewiß nicht Ew. Hochwürden verpflichten, mit solcher Qual für Seele und Leib, ja wie Sie am 12. August 1740 berichten, sogar mit Gefahr für Ihre Seele in dem jetzigen Amt noch länger zu bleiben. Von meiner Seite können Sie also nach dem Rat und der Leitung der dortigen Obern und mit möglichster Vermeidung des Anstoßes bei dem Fürsten, die Rückkehr in Ihre Provinz beantragen.[4] Am 3. Dezember 1740 zeigt Retz dem P. Troilo in Troppau den Empfang seines Berichtes vom 25. Oktober an; er freue sich, daß er in Gnaden von dem Fürstbischof entlassen worden und jetzt endlich Troilo's Wunsch erfüllt worden sei.[5]

An Stelle des P. Troilo trat noch im selben Jahre 1740 P. Jos. Mayr (Mair), ein sehr resoluter Ordensmann.[6] Geboren zu München am 1. Januar 1680 und 19. Oktober 1697 in Landsberg eingetreten, studierte er 7 Jahre Philosophie und Theologie, lehrte 9 Jahre am Gymnasium und war dann 4 Jahre Volksmissionär.

---

[1] *Germ. sup. 17 Soli.

[2] *Epist. Nostr. 48. — Auf den offiziellen Hofbeichtvater scheint das Gutachten nicht ganz zuzutreffen, da es sich um den Beichtvater eines einzigen bekannten Beichtkindes handelt, dessen unverbesserliches Sündenleben auch der Nachsicht des offiziell bekannten Beichtvaters zur Last gelegt werden und so das Ärgernis vermehren konnte.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Soli Germ. sup. 1678—1773. — P. Troilo wurde Ende 1740 auf einer Reise nach Olmütz in ganz ungerechter Weise als Spion verdächtigt, er sei Beichtvater des Kurfürsten von Bayern gewesen und zur Auskundschaftung nach Mähren geschickt worden (Beginn des österr. Erbfolgekrieges). Näheres darüber in Species facti de Calumnia P. Carolo Troilo S. J. an. 1741 impacta in Wien, Geh. Staatsarchiv, Geistl. Akten Nr. 461.

[5] *Bohemia 8.

[6] Vergl. oben S. 410.

Als solchen lernte ihn die Markgräfin von Baden kennen und erbat ihn als Beichtvater. Der General gab in einem Briefe an P. Mayr in Heidelberg am 6. August 1718 seine Zustimmung.[1] Aus schwerwiegenden Gründen verließ er den Hof zu Rastatt im Jahre 1723, wie aus Briefen des Generals vom 4. September und 2. Oktober 1723 an P. Mayr hervorgeht.[2] Auch die Stelle bei Johann Theodor wurde ihm bald verleidet. Schon 1744 wollte er den Hof des Fürstbischofs verlassen, aber der General meinte in einem Briefe vom 18. April 1744, da er dem Serenissimus so angenehm, solle er sich dem Hofe nicht entziehen, sondern seine eigene Ruhe hintansetzen und aus Rücksicht auf die Förderung der kirchlichen Disziplin noch ausharren. Nachdem aber P. Mayr trotzdem den Hof verlassen, schrieb ihm der General am 12. Juli 1745 nach München, da er aus gerechten Gründen und wegen der schwerwiegenden Umstände dem Hofe Lebewohl gesagt, beruhige er sich um so lieber bei diesem Entschluß, als der Pater alles in kluger Weise so eingerichtet, daß er in Gnade vom Hofe geschieden sei.[3] Später war P. Mayr Prediger und Kirchenpräfekt in St. Michael.[4]

Als Bischof von Lüttich stand Johann Theodor auch in Verkehr mit den Jesuiten der gallo-belgischen Provinz. Da sich die deutschen Jesuiten immer schwieriger gezeigt, entnahm er nun seinen Beichtvater aus dieser Provinz, und zwar zunächst 1745 den Joh. Bapt. de Marne aus Douay (geb. 1699), der sich besonders durch Studien über die Grafschaft Namur einen Namen gemacht.[5] Derselbe starb 9. September 1756 zu Lüttich. Als sein Nachfolger wird seit 1756 genannt P. Matthias Poot, wohl aus derselben gallo-belgischen Provinz. —

Auf Verwicklungen ganz eigener Art stießen die Beichtväter bei dem Onkel dieses geistlichen Prinzen, dem Kölner Kurfürsten Joseph Clemens, dem Bruder des Kurfürsten Max Emanuel.

Joseph Clemens wurde geboren am 5. Dezember 1671 als jüngerer Sohn des Kurfürsten Maria Ferdinand. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung.[6] Im Jahre 1678, ein Jahr vor seinem Tod, bestimmte der Kurfürst seinen eigenen Beichtvater, den ebenso gelehrten wie gewissenhaften Jesuiten P. Bernhard Frey zum Beichtvater des Prinzen.[7] Als P. Frey 1685 gestorben, trat an dessen Stelle der berühmte Geograph P. Heinrich Scherer, dem der Prinz ein besonderes dankbares Andenken bewahrte, wie dessen Brief vom 23. März 1700 zeigt.[8] Der religiösen Gesinnung des für kirchliche Würden bestimmten Prinzen stellte P. Scherer 1697 ein sehr günstiges Zeugnis aus.[9]

Kirchliche Würden wurden dem Prinzen schon in früher Jugend überreich zuteil. Noch nicht 14 Jahre alt, wurde er 1685 Bischof von Regensburg und Freising, einige Jahre später, 1688, Erzbischof und Kurfürst von Köln, im selben Jahre Propst von Berchtesgaden, 1694 Bischof von Lüttich und 1714 Bischof von Hildesheim. „Er war nichts weiteres als ein Werk der Politik: das Haus Wittelsbach

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Ad diversos; Epistolae Nostr. 46.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Catalogus (primus) Personarum et Officior. Prov. Germ. sup. 1752.

[5] Schriften und Lebensabriß bei Sommervogel 5, 592. Die Kaiserin Amalia erwähnt in den Briefen an ihre Tochter mehrfach lobend die französischen Predigten des Beichtvaters des Kardinals (P. de Marne), sein Französisch versteht sie gut, aber sein Latein wegen der Aussprache gar nicht. Vergl. 30. Aug. 1750 ff. *Orig. Korrespondenz der Kaiserin Amalia in Dresden, Haupt-Staatsarchiv.

[6] Vergl. die Instruktionen vom Jahre 1678 bei Schmidt, Gesch. der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher (1892) 196 ff.

[7] Gesch. 3, 844.

[8] Gesch. 3, 859 f. P. Frey und P. Scherer erhielten von dem Kurfürsten später ein tägliches Memento bei der hl. Messe. Vergl. Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein 92 (1912) 128 ff.

[9] Annalen 98 (1916) 24 f.

suchte auf diese Weise seine Machtstellung zu vergrößern, und der römische Stuhl glaubte mit Rücksicht auf die Wichtigkeit eines starken Schutzes für die katholische Kirche in Deutschland über die kirchenrechtlichen Bestimmungen, die sowohl das vollendete dreißigste Lebensjahr für das bischöfliche Amt fordern, als auch die Vereinigung mehrerer Bistümer in einer Hand verbieten, hinwegsehen zu müssen."[1]

Die Neigungen des Prinzen gingen mehr auf weltliche Pracht und Lebensfreude, als auf die Entsagungen des geistlichen Berufes. Deshalb suchte er auch so lang als möglich einer endgültigen Bindung durch den Empfang der Priesterweihe zu entgehen. Erst Ende 1706 ließ er sich die Priesterweihe und 1707 die Bischofsweihe erteilen auf Drängen von weltlichen und geistlichen Faktoren. Seit der Weihe verlor ein unsittliches Verhältnis mit einer französischen (niederländischen) Dame Madame de Ruysbeck, dem zwei Kinder entsprossen, nach der Versicherung des Kurfürsten seinen unsittlichen Charakter und verwandelte sich in ein inniges Freundschaftsverhältnis wie zwischen Bruder und Schwester. Mit einem Eide hatten sich beide Teile gegenseitig verpflichtet, sich für immer zu trennen, wenn sie aus Schwäche oder durch einen unvorhergesehenen Unglücksfall zurückfielen nicht bloß in die Fleischessünde, sondern auch in die geringste sündhafte Berührung.[2]

So kann man es verstehen, wenn der Kurfürst Februar 1715 bei der Rückkehr aus der Verbannung in Frankreich, wo er infolge des Bündnisses mit Frankreich seit 1702 gelebt, glaubte, die Freundin nach Bonn mitnehmen zu dürfen, wo er ihr ein eigenes Haus in einer größeren Entfernung vom Schlosse anwies. Der Verkehr blieb wie früher ein täglicher und öffentlicher. Dieses Verhältnis des geistlichen Oberhirten erregte beim gläubigen Volke großes Ärgernis.[3]

Schon früher, im Jahre 1701, hatte der Kölner Nuntius Spada durch den Beichtvater auf den Kurfürsten einzuwirken gesucht wegen dessen nicht sündhaften, aber zu freien Verkehr mit Damen seines Hofes; aber der Kurfürst drohte, um sich vor solchen Mahnungen zu sichern, sich einen fremden Jesuiten aus München kommen zu lassen.[4] Nunmehr, nach der Rückkehr, erfuhr der Kurfürst ernste Beunruhigungen wegen der Freundin: Der Nuntius Archinto machte 1715 dem Kurfürsten ernste Vorstellungen, er sei verpflichtet, dem Anlaß zu üblem Gerede ein Ende zu machen. Der Kurfürst berief sich auf ein Gutachten eines Karmeliter Theologen aus Lille (10. August 1715), das seinen Verkehr mit der Freundin durchaus billigte.[5] Er beschuldigte in seiner Erregung seinen Bruder, den Kurfürsten, der ihn getrieben, gegen seinen Willen sich zum Priester und Bischof weihen zu lassen, und die Jesuiten der bayerischen Provinz, die dabei mitgeholfen hätten; von diesen sei auch sein Beichtvater angetrieben worden; er habe vor, ihn zu ändern und einen Beichtvater aus einem andern Orden zu nehmen. Der Nuntius erwiderte, je mehr dieser Plan der Person des Kurfürsten schade, um so mehr werde er der Gesellschaft Jesu zur Ehre gereichen. Dagegen meinte der Kurfürst, er wolle

[1] Schrörs, Die Berufskämpfe des Kurfürsten Joseph Clemens Annalen für die Gesch. des Niederrheins 98, 1. — Der hier mehrfach 15, 25 ff. als Jesuit bezeichnete Hofbeichtvater Bonomo ist nicht Jesuit, sondern Theatiner, wie schon die Unterschrift D. (Don) Gaetano Bonomo zu erkennen gibt.

[2] Schrörs, Kurfürst Joseph Clemens und Madame de Ruysbeck in den Annalen 97 (1915) 1 ff.

[3] In seiner Predigt am 26. Febr. 1715 in der Münsterkirche zu Bonn hatte der Kurfürst mit tränendem Blick und gedämpfter Stimme seine verderblichen Fehler und Mißgriffe gestanden und das ernstgemeinte Versprechen abgelegt, die begangenen Fehler wieder gut zu machen. Ennen, Der span. Erbfolgekrieg und der Churfürst Joseph Clemens (1851) 201.

[4] Bericht des Nuntius 11. Dez. 1701 Annalen 97, 10 f.

[5] Wortlaut des Gutachten Annalen 97, 46 f.

nicht zu einem Schritte gezwungen werden, der den Glauben erwecke, die Jesuiten hätten über ihn den Sieg davongetragen. Die Sache kam so weit, daß der Beichtvater dem Kurfürsten die Absolution verweigerte. Dafür wurde er vom Kurfürsten entlassen.

Durch sein Bistum Lüttich stand der Kurfürst in engen Beziehungen zu den Jesuiten in Belgien, deren Interessen er sich annahm.[1] Er ließ also einen Beichtvater aus der gallo-belgischen Provinz kommen.[2] In einem Brief von Lüttich, 9. September 1716 an den Kanzler Karg heißt es: Ich beantworte Ihr Schreiben vom 7. hujus hiermit kürzlich und sage, daß der P. Pistorini keine Ursach habe, sich über die Mitbringung eines Socii für den neuen Beicht-Vattern zu allarmiren, massen selbiges nur zu dem End geschieht, damit meine Hofbediente, welche der teutschen Sprache in großer Zahl nicht kundig, in dem Wort Gottes unterwiesen werden können, so dem P. Pistorini in seinen teutschen Predigen keinen Eintrag thuen wird.[3]

Und am 15. September 1716 klagt der Kurfürst dem Kanzler: „Die Jesuiten zu Bonn und in der Kölnischen Provinz führen sich auch gegen mich dergestalt auf, daß es scheine, Sie wollen sich meiner Gnaden nicht mehr würdig machen, und hab ich vor, deshalben einen scharfen Brief an Ihren Provincialen zu schreiben. Es kommt fast darauf an, als wenn diese Leuthe Mir Gesätz vorzuschreiben gedächten, und thuet sich der nuntius aplicus einer Manier mit mir umzugehen anmaßen, als wenn Ich ein schlechter Bischoff aus dem Königreich Neapel wäre." Am 27. September schreibt er: Wegen Rom „förchte mir gar nicht, so lang Ich Mich in Meinem Gewissen frey weiß, worüber Gott allein und demnächst Mein Beichtvater, so ein wackerer, gelehrter und auferbaulicher Mann ist, die Richter seynd, welchen allein, nicht aber dem Papst noch dessen Ministro Ich von Meinen Thaten Rechenschaft zu geben schuldig."[4]

Ein eingehender Bericht des Nuntius Archinto an den Kardinalstaatssekretär vom 22. Oktober 1717[5] und anderweitige Klagen veranlaßten den Papst Clemens XI. am 27. November 1717 ein sehr ernstes Handschreiben an den Kurfürsten zu richten, in dem er es als eine unerläßliche Gewissenspflicht bezeichnete, die Frau trotz des Aufhörens des sündhaften Umganges vom Hofe und aus der Diözese zu entfernen.[6] Das väterliche Schreiben rief bei dem Kurfürsten die lebhafteste Entrüstung hervor; den Nuntius ließ er seine volle Ungnade fühlen. In der Instruktion für seinen römischen Agenten Scarlatti vom 9. Juni 1718 spricht der Kurfürst von 13—14 theologischen Gutachten, darunter eines einer ganzen Provinz der Gesellschaft Jesu, die sich für die Erlaubtheit seines Verhaltens ausgesprochen.[7] Schon vorher in dem Schreiben an Scarlatti vom 11. Mai 1718 hatte er sich auf seinen Beichtvater berufen: Mein gegenwärtiger Beichtvater ist eine Perle seiner Provinz; er heißt P. Franz Weider (Weidert), gebürtig von Luxemburg, wo er Rektor war, vorher war er 15 Jahre Professor der Theologie an der Universität von Douay, dort hat er mit großem Lob die Rechte des Heiligen

---

[1] Vergl. den Brief vom 12. April 1714 bei Ennen, Nr. 169.

[2] Die belgische Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu wurde 1612 geteilt in die flandrobelgische und gallobelgische Provinz; zu letzterer gehörten u. a. Lille und Lüttich.

[3] Ennen, Nr. 221.

[4] Ennen, S. 266 f.

[5] Wortlaut Annalen 97, 47 ff.

[6] Wortlaut nach der eigenhändigen Minuta Clemens XI l. c. 52 f. Das Breve schon früher gedruckt in Clementis XI Epistolae et Brevia selectiora Romae 1724, 2, 642 aber ohne Namen (N. N.) und für ritorno di Francia steht ritorno d . . .

[7] Wortlaut l. c. 65 ff. Eine ganze Provinz (hier ist wahrscheinlich die gallo-belgische gemeint), hat wohl schwerlich in dieser Sache ein Gutachten abgegeben.

Stuhles gegen die Jansenisten verteidigt. Ich habe ihn nicht selbst gewählt, sondern auf Empfehlung des Nuntius habe ich die Gesellschaft Jesu gebeten, mir einen gelehrten, exemplarischen, entschiedenen und frommen Beichtvater zu geben, so hat mir die gallo-belgische Provinz diesen gegeben, weil ich keinen mehr aus der Kölner oder der bayerischen Provinz haben wollte.[1]

Verschiedene Ereignisse, besonders der Kampf gegen die Jansenisten, trugen dazu bei, daß die Sache einstweilen ruhen blieb, trotzdem die Dame noch mehr als zuvor ihre täglichen Besuche fortsetzte und ihren Einfluß geltend machte. Das Ärgernis dauerte fort. Am 11. Januar 1721 mahnte der General Tamburini den Provinzial Schmitman: Gar sehr peinigt es mich, daß das Ärgernis in Bonn noch nicht gehoben ist. Es dient zur Schande für die Gesellschaft, wenn der Beichtvater lässig seines Amtes waltet und nicht alles daransetzt und das Ärgernis zu heben sucht. Dringend wünsche ich daher, daß Ew. Hochwürden bei der Visitation diese Sache ihm vorhalten und ihn mahnen, seiner Pflicht eingedenk zu sein und alles zu tun, was Gewissen und Amt ihm vorschreiben.[2] Der Kurfürst ging soweit, nach dem Tode des Papstes Clemens XI. seinen Agenten am 15. Dezember 1721 zu beauftragen, von dem neuen Papst Innocenz XIII. (seit 8. Mai 1721) ein Breve mit positiver Anerkennung des tadellosen Lebenswandels der Madame de Ruysbeck zu erbitten. Die Bitte war vergebens.

Wenn man auch die fortwährende Berufung des Kurfürsten auf sein reines Gewissen gelten lassen will und auch seiner Behauptung, daß gerade dieser Umgang ihn von wirklichen Verfehlungen abhalte, eine gewisse Berechtigung zuerkennen mag, so bleibt doch bestehen, daß neben der Gefahr der Gelegenheit ein öffentliches Ärgernis vorlag, welches bei der Stellung von Joseph Clemens als Kurfürst und besonders als Erzbischof unbedingt gehoben werden mußte.

Das Verhältnis des Kurfürsten zum Beichtvater ist für manche große Herren typisch. Stimmt der Beichtvater mit ihren Plänen und Wünschen überein, so gilt er als unfehlbare Deckung für das eigene Gewissen, macht er Schwierigkeiten oder droht er sogar mit Verweigerung der Absolution, wird er ebenso unfehlbar entlassen und ein anderer milder gesinnter oder mehr gefügiger Ordensmann an seine Stelle berufen.

Übrigens hat das Charakterbild des Kurfürsten durch neuere Studien mehr und mehr gewonnen. Ein Grundzug von Joseph Clemens' Wesen war Milde und Versöhnlichkeit.[3] Gegen niemand führte er persönlichen Haß im Herzen. Das gütige Herz zeigte sich auch gegen die letzten Diener und alle Untertanen, täglich gedenkt er bei dem Memento pro defunctis einer Reihe schlichter Ordensmänner, P. Scherer, P. Anreitter,[4] P. Frey usw. Für den gegenwärtigen Beichtvater machte er das Memento, daß Gott denselben erleuchte, auf daß er ihn nicht hart und nicht mild, sondern nach seinem Gewissen leite. An Beweisen seiner durchaus religiösen Gesinnung ließ Joseph Clemens es nicht fehlen. Dabei zeigte er eine streng kirchliche Gesinnung. Fénelon, sein geistlicher Führer bei der Vorbereitung zur Bischofsweihe, durfte von ihm sagen, „daß er einen solchen lebhaften Glauben noch nie gefunden" und der Trauerredner im Kölner Dom konnte dieses Zeugnis öffentlich anrufen. In bußfertiger Gesinnung verhehlt er seine sittlichen Verfeh-

---

[1] Annalen 97, 59.

[2] *Arch. Prov. Rhen. inf. Cl. 10.

[3] Schrörs, Zum Privatleben des Kurfürsten Joseph Clemens Annalen 92 (1912) 125 ff. Vergl. Ennen, Span. Erbfolgekrieg und der Churfürst Joseph Clemens 257 ff.

[4] P. Balthasar Anreitter, geb. 1639 in Innsbruck, eingetr. 1658, war die längste Zeit Prediger, von 1692—1702 bei Joseph Clemens, dann wurde er Rektor des Kollegs zu Freiburg in der Schweiz, wo er am 4. Dez. 1704 starb. *Necrol. Prov. Germ. sup.

lungen nicht, für die er Gott um Verzeihung und um Beistand gegen den Rückfall bittet.

In dem „Beständigen Memento-Büchlein“ des Kurfürsten vom Jahre 1707 bis 1711 wird bei dem täglichen Memento pro defunctis auch sein früherer Beichtvater, P. Paul Glettle, genannt, aber mit der Note sub conditione,[1] weil derselbe in der Häresie gestorben war. Das Verhalten des Kurfürsten gegen diesen Beichtvater wirft auf den Charakter des Kirchenfürsten ein besonders günstiges Licht.

P. Paul Glettle war geboren zu Augsburg 1661 und 1679 in das Noviziat zu Landsberg eingetreten. Im Jahre 1691 lieferte er in Eichstätt die Musik für das Herbsttheater: „Unseliges End verschobener Bußwirkung in Amone, König zu Jerusalem“.[2] Die feierlichen Gelübde legte er am 2. Februar 1695 ab. Nachdem er 4 Jahre Philosophie doziert, wurde er 1697 (?) Hofprediger und Beichtvater bei Joseph Clemens.

Über ihn schrieb der Kurfürst Insulis (Lille) 14. Juli 1706 an den Provinzial der „Bayrischen Provinz“: Es wird in den nächsten Tagen in Ihre Provinz P. Paulus Glettle zurückkehren, mein bisheriger Beichtvater, den ich wegen seiner großen Talente und Verdienste noch nicht entlassen hätte, wenn er nicht seit einiger Zeit die Grenzen seines Amtes überschritten und sich in unzeitigem Eifer mit Angelegenheiten beschäftigt hätte, die mehr die Politik als die innere Leitung meiner Seele angehen, so zwar, daß von seinem weiteren Verweilen an meinem Hofe für mich große Schwierigkeiten zu befürchten gewesen und übler Verdacht gegen mich bei denen, deren Freundschaft ich in der jetzigen Lage zu bewahren trachte, erstanden wäre. Damit aber Ew. Hochwürden, deren Institut ich aufrichtig liebe und schätze, nicht argwöhnen, meine Liebe zur Gesellschaft, die ich von früher Jugend an gegen dieselbe gehegt, sei deshalb gesunken, so bitte ich Ew. Hochwürden zum Zeichen meines fortdauernden Wohlwollens hiermit, zwei Priester Ihrer Provinz, die sich von allem Parteihader fernhalten, sobald als möglich mir zu schicken, von denen der eine mein Gewissen leiten, der andere das Hofpredigeramt so verwaltet, daß keiner von beiden die ihm anzuweisenden Grenzen überschreitet. Dies gilt besonders von dem ersten, den ich weder zu alt noch zu jung wünsche und der sich in gleicher Weise von Laxität und Skrupellosität fernhält, der ferner nicht weniger in der Theologie als im Kirchenrecht bewandert, überhaupt ein Mann ist, dem ich sicher mein Gewissen offenbaren und dessen Hilfe ich mit Nutzen gebrauchen kann in allem, was die Erhaltung der mir anvertrauten Kirchen, zumal bei dem hier stark anwachsenden Jansenismus, und mein eigenes Seelenheil betrifft. Alle Kosten für die Reise werden ersetzt. Den von Ew. Hochwürden bestimmten Patres bitte ich, die Beobachtung der obigen in der jetzigen Zeit so notwendigen Punkte ernstlich einzuschärfen. Endlich bitte ich dringend, dem in seine Provinz zurückkehrenden P. Glettle alle väterliche Liebe zu erweisen.[3]

In einem späteren Brief des P. Jos. Preiß, Provinzial der „oberdeutschen“ Provinz, datiert Hall, 22. November 1706, heißt es:[4] Da Ew. Durchlaucht in Ihrem vorletzten Brief mir gnädigst mitgeteilt, daß Sie von Paris nach Rom reisen, habe ich meine Antwort ebenfalls nach Rom gesandt und zugleich den P. General und den deutschen Assistenten, P. Andreas Waibl, gebeten, aus ihrer großen Personenkenntnis heraus die am besten geeigneten Patres zu bezeichnen. Da nun aber Ew. Durchlaucht nach Lille zurückgekehrt ohne nach Rom gereist zu sein und befohlen, sobald als möglich diejenigen zu benennen, die ich zu schicken ge-

[1] Annalen 92, 128.
[2] Sommervogel 3, 357.
[3] *Lat. Konzept Staatsarchiv Düsseldorf, Kurköln. Geistl. Arch. 451.
[4] *Orig. Düsseldorf, Staatsarchiv l. c.

denke, so erlaube ich mir folgendes zu berichten: Es ist für das Beichtvater Amt P. Dominicus Weck, ein in Genua geborener Schweizer, der außer der deutschen und lateinischen sowohl die französische und italienische Sprache beherrscht; er ist 40 Jahre alt, wissenschaftlich gebildet, von tadelloser Sittenreinheit und großer Klugheit. Zum Prediger hatte ich bezeichnet den P. Max Pistorini, gebürtig aus München, 38 Jahre alt, aus einer dem Bayrischen Hause sehr ergebenen Familie. Wegen seines großen Predigertalentes hat er schon auf mehreren berühmten Kanzeln, jetzt zuletzt im Dom zu Regensburg, zu großer Zufriedenheit gepredigt. Diese sowie auch andere geeignete Patres stehen zur Verfügung. Welche schlimmen Dinge werden über Paul Glettle gemeldet! Möchten sie doch nicht wahr sein! Hätte ich davon vorher Kunde erhalten, so hätte ich Ew. Durchlaucht um seine Entfernung vom Hofe und Rückkehr in die Provinz gebeten. Wenigstens möge es mir jetzt erlaubt sein, Ew. Durchlaucht inständig zu bitten, bei Ihrer großen Liebe zur Gesellschaft etwaige in der Folge bemerkte Fehler der Hofpatres beizeiten dem Provinzial zu melden.

In der Antwort, datiert Lille, 22. Dezember 1706, dankt der Kurfürst dem Provinzial für die bereitwillige Erfüllung seiner Wünsche. Da es aber jetzt wegen der verschiedenen Friedensgerüchte unsicher ist, wie lange wir hier bleiben, so soll die Ankunft der beiden Patres bis zu meiner Rückkehr nach Deutschland verschoben werden. Sobald diese erfolgt ist, werde ich Ew. Hochwürden benachrichtigen und die Mittel für eine sichere Reise an die Hand geben. Inzwischen schmerzt mich wieder und wiederum das Los des unglückseligen Flüchtlings (Glettle). Als er im Haag seine Erwartungen, sich mit den Träbern zu sättigen, enttäuscht sah, ist er von dort nach Berlin gereist, wo er vielleicht mehr wohlwollende und freigebige Aufnahme finden wird. Ich wünsche ihm von ganzem Herzen heilsame Umkehr.[1]

Wie ernst dieser Wunsch dem Kurfürsten gemeint war, zeigt ein längeres Schreiben, das er am 19. November 1706 an den Flüchtling richtete. Der Brief, der für Charakter und Haltung des Kurfürsten gerade in dieser Zeit hochbedeutsam ist, lautet:[2]

Revde in Cho Pater. Obzwar dieser Titul einem Apostata, wie der gemeine Rueff von Ihnen lautet, nicht gebühren sollt, nichts destoweniger kan mich nit enthalten (?) solchen Euer Ehrw. zu geben, massen ich annoch iren unauslöschlichen Charakter eines von Gott geweihten Priesters in Ihnen erkenne. Ich glaube, diese Erkenntnus allein solle schon genug seyn, um dieselbe ertattern zu machen von einer profeßion, welche ich leider höre, daß selbe sollen ergriffen haben. Wem nicht bekandt ist, daß Gott auch die allerverständigsten mit der Straff der Blindheit wegen ihrer villfältigen Sinden straffen kann, dem sollte billich ein Schauder ankommen, wenn er einen nun eine Sect ergriffen sehet, welche so lang er bestritten hat; die Beweise unseres allein seligmachenden Glaubens, so sie in ihren Controversen vielmals klar erwiesen, sollen ja selbst Eur Ehrw. erkennen machen, in was gefährlichen Standt sie da seel und leib gesetzt haben, um eines mit dem anderen ewig zu verlieren. Ist es

---

[1] Lat. Konzept im Staatsarchiv Düsseldorf l. c. — Die beiden Patres kamen erst 1708 zum Kurfürsten. In einem Briefe des Generals an P. Preiß vom 7. Juli 1708 heißt es: P. Max Pistorini et P. Dominicus Weck (ibunt) ad religiosa obsequia Ser. Arch. Colon. *Ad Germ. sup. P. Weck war 1666 geboren und 1684 eingetreten und hatte nach Vollendung der Studien mehrere Jahre Philosophie und Kontroverse doziert. — P. Pistorini war geboren 1668 und 1683 in Landsberg eingetreten. Nach dem siebenjährigen Studienkursus und vierjähriger Professur der Philosophie wurde er Prediger und als solcher nach Köln berufen. Am 25. Sept. 1712 hielt er vor dem Kurfürsten eine Predigt „von der Höll, daß einem die Haut schautterte". Journal des Landlebens zu Reims, 15. Mai—1. Okt. 1712. Annalen 24 (1872) 87.

[2] *Clm. 26471. Copia Litterarum Serenissimi Josephi Clementis ad Paulum Glettle Apostatam.

wohl möglich, daß gleich einem Esau umb ein Linsen Muß Eur Ehrw. ihr ewiges Erbrecht verkaufen wollen? Einem Mann, der das Wort Gottes so lang und kräftig als Sie andern vorgetragen, ist hierüber nit ein mehreres zu sagen, massen doch dero eigener Verstand und Gewissen weit mehreres selbe lehren kann, als ich ihm vortragen könnte, der lang nit das Studium und Erkenntnus der theologischen Warheiten soviel als Eur Ehrw. hat. Schreibe also dieses erschröckliche Unglück nichts anderes als der menschlichen Blindheit zu. Allein ruffen dieselbe mit dem Evangelischen Blinden: Praeceptor miserere mei zu dem ewigen Licht, Ich versichere, Er werdt selbe wider mit seiner Gnade erleuchten, denn Gott nit den Tod des Sünders sondern dessen Bekehrung haben will und daß solcher lebe. Ach! Ich falle also Ihnen um eines so barmherzigen Gottes zu lieb zu Füßen, und bitte, dero allerschätzbarsten Seel kein solches ewiges Unheil aufzubürden, vor welche sogar der allerhöchste Gott hat müssen leiden und sterben, wollen dann derselbe soviel kostbares Blut lassen zu schanden gehen, so Ihnen zu lieb vergossen worden? Ach! erinnern sie sich dessen, waß eben in letzter Beicht selbe mir für eine Buß auferlegt, Hodie si vocem ejus audieritis, nolite obdurare corda vestra! Vielleicht redet die unendliche Barmherzigkeit des gueten Hirtens durch mich Ihnen als einen damals irrenden Schaaf zu, dieser Jesus, aus dessen Societet selbe seynd, rueffet selbe wider in seinen Schaafstahl: ist es möglich, daß selbe die Societet Jesu mit einer Societet deß Teuffels vertauschen können? . . . Es ist zwar wahr, die Aergernuß, so E. Ehrw. der Kirchen gegeben und die Sünd ist groß, aber ist die Barmherzigkeit Gottes nit weit noch größer? Seindt E. Ehrw. also ein gleich denen Aposteln hochgeweihter Priester gefallen, so stehen selbige mit dem hl. Petro wiederum auf und verzweifeln nit mit einem gottlosen Juda. Ach kehren selbe wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirchen, welche als eine getreue barmherzige Mutter selbe mit offenen Armen erwartet. Ich offerire mich anbey E. Ehrw. ein Schutzmantel zu seyn, umb daß selbe von Ihrer Societet dem Rigor nach sollen gestrafft werden, obzwar selbe mit allen Freunden sich allen zeitlichen Peinen freiwillig unterwerfen sollte, um deren ewigen so Ihnen vom Teufel bereit stehen zu entgehen. Erfreuen mich also E. Ehrw., daß ich dieses verlorene Schäfl wider meinem Erlöser eintreiben möge. Sollte zu solchem intent ihnen an gelt oder anderm manquiren, so offerir ich mich biß auff mein hemmet von meinem Leib zu verkauffen, und solches ihnen mitzuthailen. Denn kann man genug thuen, eine Seel zu erlösen, da für solche ein Gott sovil Marter und Pein auß Liebe ja den Tod selbst gelitten? Betrachten also E. Ehrw. die Würde einer so schätzbaren Seele und umb Gottes willen verliehren sie selbe doch nit! Gott, der allein die Herzen erleuchten kann, wolle das ihrige nun gleich einem Saulo bewegen, und ihnen, alß dessen Namen selbe tragen, zu rueffen, Saule, Saule, quid me persequeris? Und gleich wie auß einem Sauli der vas Electionis genent worden, ein Paulus worden, also auch E. Ehrw., die ein solches Gefäß seyndt, durch dero priesterliche Würde, eben nur wan selbe die Stimme Gottes nit anhören, förchten dörffen, daß Gott zu ihnen schreye Ego sum Jesus quem tu persequeris, durum est tibi, contra stimulum calcitrare.

Ich werde in meiner ersten Messe, die ich nun verhoffe, bald mit der Gnade Gottes zu celebriren, diese Gnad von Gott begehren, damit durch E. Ehrw. ware Reue und Buß, unser allein seligmachenden Kirchen ein Exempel der unergründlichen Barmherzigkeit Gottes eben sovil mit größter Freud gegeben werde, alß viel Leid solcher sie mit ihrer apostasirung angethan haben. Kommen also E. Ehrw. widerumb zu Gott! wo können selbe eine bessere, sichere, ein beständigere Ruhe finden? Apud Deum misericordia, et apud eum redemptio. Hören also dieselbe die Stimme, die ihnen ruffet: vergessen doch selbe nit die Ermahnung, so vielleicht Gott durch mich zwar großen Sünder ihnen machen lasset. Ach wegen einer so spöttlichen Wollust wollen sie einer unsterblichen seel den ewigen Todt geben? Gustans gustavi etc. Ich verzweifle ganz und gar nit, E. Ehrw. werden in sich gehen, und ehestens mir die Consolation vernemmen lassen, selbe widerumb in der Societet ihres liebsten Jesu

zu sehen, in dessen unendliche Barmherzigkeit ich sie und mich empfehle. Ryßel[1] den 19. Febr. 1706 Jos. Clemens etc.[2]

Dieser Brief hatte keinen Erfolg. Glettle wurde protestantisch und hielt am 22. Dezember 1706 zu Duisburg eine Absagepredigt mit vielen Schmähungen gegen die katholische Kirche. Kaum ein halbes Jahr später starb er im Mai 1707.[3]

Unter den vielen trotz aller Gefahren und Lockungen des Hoflebens treu gebliebenen Hofbeichtvätern ist er der einzige Abtrünnige in diesem Zeitraum. —

Wenn wir die Wirksamkeit der zahlreichen Beichtväter am Münchener Hofe und seinen Ausläufern überschauen, so muß dieselbe im allgemeinen als eine segensreiche für die sittliche Haltung sowohl der Fürsten und Prinzen wie des Hofes überhaupt bewertet werden. Die meisten dieser Beichtväter traten nur ungern auf den glatten Hofboden und suchten nach Möglichkeit sich wieder von demselben zu entfernen. Daß sie nicht noch mehr als geschehen den Auswüchsen des Absolutismus entgegengetreten sind, findet, wenn nicht Rechtfertigung so wenigstens Erklärung in der allgemein anerkannten und unangefochtenen Überspannung der Fürstenmacht in der damaligen Zeit, wodurch entgegenstehende Bestrebungen und Vorstellungen von vornherein zur Nutzlosigkeit verurteilt waren. Auch am Münchener Hofe sind Fürsten gestrauchelt. Es heißt aber, Zeit und Umstände verkennen und von den Beichtvätern unmögliches verlangen, wenn man ihnen alle Sünden der Fürsten zur Last legen wollte. Alles konnten sie nicht verhindern, wie vieles sie aber verhindert haben, das weiß vielfach nur Gott allein. In jedem Fall muß die so häufig aufgestellte Behauptung von der verderblichen Tätigkeit der Jesuitenbeichtväter am Münchener Hof als wissenschaftlich unhaltbar bezeichnet werden. — —

Große Schwierigkeiten für die Jesuiten am Hofe in **Wien** brachte der Spanische Erbfolgekrieg und das Ringen um die Weltmacht zwischen den beiden Häusern Habsburg und Bourbon (1701—1714). Nach der Erbfolge in den Erbverträgen fiel das spanische Erbe nach dem Tode des kinderlosen Königs von Spanien, Karl II., mithin nach dem Aussterben der spanisch-habsburgischen Linie, dem Repräsentanten der deutschen Linie des Hauses Habsburg, also dem Kaiser Leopold I., beziehungsweise dem von diesem bezeichneten Erben zu, nach dem durch französische Intrigen erlangten Testament Karls II. aber dem Hause Bourbon beziehungsweise Ludwig XIV.

In dem entbrennenden Kampfe neigte der Papst Clemens XI., vielfach befangen im Banne der französisch gesinnten Partei in Rom, besonders des ränkesüchtigen Kardinals Forbin, mehr auf die Seite Frankreichs. Auch fürchtete der Papst eine Steigerung der kaiserlichen Macht in Italien, obschon ihm der Kaiser sagen ließ, der Papst werde, mit dem Kaiser verbündet, Papst sein, wenn mit Frankreich verbündet, nur dessen Kaplan. Hatte dies schon unter Kaiser Leopold zu großen Mißhelligkeiten zwischen Kaiser und Papst geführt, so steigerten sich diese nach dem Tode des Kaisers (5. Mai 1705) zur äußersten Erbitterung und den schärfsten Maßnahmen auf beiden Seiten. Leopold hatte den Bruch mit Rom vermieden, auch sein Nachfolger Joseph I. (1705—1711) suchte trotz seines energischen Charakters denselben hintanzuhalten, ließ sich aber durch den von dem Papst in

---

[1] Vlämischer Namen für Lille.

[2] Durch diesen Brief wird auch die Frage entschieden, ob der unerlaubte Verkehr des Kurfürsten mit der Madame von Ruysbeck zur Zeit der Priesterweihe noch angedauert hat. Der ganze Inhalt und besonders die Worte „als einem damals irrenden Schaf“ sprechen dagegen und dadurch dürften sich die gegenteiligen Vermutungen (Annalen 97, 4) erledigen.

[3] Nach dem Rheinischen Antiquarius III 13 (1867) 581 f. wurde sein Verhältnis zu einer jungen Duisburger Witwe, in deren Wohnung er die letzte Zeit seines Lebens zubrachte, vielfach als Hauptgrund seines Abfalles angesehen.

der schärfsten Form angedrohten Bannstrahl in seinen politischen Maßregeln nicht behindern.

Am Ende des langen, vielfach sehr verwickelten Streites erfolgte im Konsistorium vom 14. Oktober 1710 die Anerkennung Karls III. (Bruder Josephs I.) als katholischen Königs von Spanien. Als ein halbes Jahr später (13. April 1711) Kaiser Joseph I. an den Blattern gestorben, an derselben Krankheit und in derselben Woche wie der französische Dauphin, konnte der Papst im Konsistorium erklären, daß der Kaiser beschlossen hatte, nach der von seinen Vorfahren ererbten Sitte, den Papst alles das reichlich zu gewähren, was und wie es einem gehorsamen Sohne gezieme.

Trotz aller Schärfe im politischen Kampfe hatte der Kaiser Joseph I. in seinem Privatleben durch häufigen Empfang der Sakramente und täglichen Besuch der Messe, selbst in den schwierigsten Umständen, nie den eifrigen katholischen Christen verleugnet.[1] Das zeigte sich auch in seinem Verhältnis zu den Jesuiten.

Es ist eine allgemeine, von den meisten Historikern vertretene Annahme, daß Joseph I. den Jesuiten abgeneigt gewesen und daß auch von seiner Erziehung Jesuiten ausgeschlossen worden seien.[2] Diese Annahme ist unrichtig. Sie widerspricht von vornherein dem Charakter seines Vaters, des Kaisers Leopold, der bis zu seinem Ende Jesuiten als Beichtväter hatte und auch seine Kinder den Jesuiten anvertraute.[3] Das gilt auch von dem Erzherzog Joseph. Als derselbe 7 Jahr alt geworden, erbat der Kaiser als Beichtvater für denselben den P. Ferdinand Walthauser, wie der Brief des Kaisers vom 14. Juni 1686 beweist.[4] Als P. Walthauser schon im folgenden Jahr, Oktober 1687, infolge einer nicht näher aufgeklärten Intrige den Hof verließ, trat Herbst 1687 (?) an seine Stelle P. Franz Franzin.

In dem gleichzeitigen Nekrolog des P. Franz Franzin, den der Obere des Wiener Profeßhauses, P. Albert Mechtl, am 7. Februar 1702 an die Häuser der österreichischen Provinz versandte, wo sich die genauesten Angaben über den Lebensgang des Verstorbenen finden, heißt es, daß P. Franzin vom Kaiser Leopold zuerst mit der Instruktion seiner Tochter Maria Elisabeth und dann nach drei Jahren mit der Instruktion des Erzherzogs Joseph betraut wurde, dem er Rhetorik und Philosophie vorgetragen. Später habe Joseph öffentlich erklärt, er liebe und schätze seinen Beichtvater als einen Mann, der ihn in richtiger Weise mahne und sich in fremde Dinge nicht einmische. Auch später behielt Joseph den P. Franzin bis zu dessen Tod im Jahre 1702 bei.

---

[1] Wagner, Historia Josephi I (1745) 412 ff. — Über das Verhalten des Kaisers bei dem Vorgehen der kaiserlichen Truppen auf päpstlichem Gebiet bemerkt P. Wagner: Inhibuit ille litteris quas suamet manu curate conscriptas inspexi Duces ne quid ecclesiae solo facerent hostile causamque foro relinquerent, Clementem XI., etsi Austriae rebus parum faventem Galliae causa nihil non cupientem depingebant, vel medias inter simultates observantia summo Pastori debita prosecutus.

[2] Sie findet sich schon in der ersten Biographie des Kaisers: (Rinck) Josephs des Siegreichen Leben 1 (1712) 24.

[3] Vergl. Geschichte 3 789 ff. — Über den letzten Beichtvater des Kaisers P. Menegatti 3, 792 f. P. Menegatti starb 1719. Der Nekrolog kann von ihm rühmen, daß er viele Stunden der Nacht im Gebete in der Kapelle zugebracht, nie bei Hofe gespeist und trotz aller Einladungen nie einer Theater-Vorstellung am Hof beigewohnt. Vergl. *(Pohl) Res gestae et scripta virorum Prov. Austriae S. J. 1551—1764 f. 191. Wien, Staatsbibl. Nr. 7550.

[4] Wortlaut Geschichte 3, 797. Instruktor des Prinzen Joseph war seit 1684 Baron Rummel, der spätere Wiener Fürstbischof. Vergl. Kopallik, Regesten zur Gesch. der Erzdiözese Wien 2, 326 f. In einer für den Papst geschriebenen geheimen Denkschrift vom Jahre 1705 sagt Fénelon: „Der Erzieher des Kaisers, Fürst Salm, ist ein Jansenist". Oeuvres 15, 596. Vergl. Reusch, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens (1894) 150.

P. Franzin, der 1645 zu Wien geboren und 1661 in den Orden eingetreten war, wird uns als ein durchaus selbstloser Mann geschildert, dem das Hofleben widerstrebte, und der sich stets auf seinem Zimmer mit Studien beschäftigte, wenn ihn nicht Amtspflicht oder die Sorge für die Armen, denen er ein Vater war, oder die von ihm übernommenen Beichten der Schüler abberiefen.[1] An seine Stelle trat P. Engelbert Bischoff.

P. Bischoff war zuerst Beichtvater und Instruktor der Erzherzoginnen am Wiener Hofe.[2] Im Jahre 1698 wurde er Beichtvater der Gemahlin des römischen Königs Josephs, Amalia. Als P. Franzin 1702 gestorben, wählte der König den P. Bischoff auch zu seinem Beichtvater und behielt ihn bei bis zu seinem Tode (1711). In dem Nekrolog, den der Obere des Wiener Profeßhauses am 21. Nov. 1711 an die Häuser der österreichischen Provinz sandte, wird hervorgehoben, daß da der P. Bischoff die letzten zwei Jahre durch Krankheit an das Zimmer gefesselt war und nicht an den Hof gehen konnte, der Kaiser in aller Früh ohne jede Begleitung sich ins Profeßhaus begab und vor dem Bette des Beichtvaters kniend seine Beicht verrichtete. Diesem Vertrauen des Kaisers entsprach die Offenheit des Beichtvaters. Einer der intimsten Vertrauten des Kaisers schrieb nach dessen Tod: Ich weiß, daß P. Bischoff mit Beiseitestellung aller menschlichen Rücksichten den Kaiser frei getadelt und wenn nötig, an seine Pflicht erinnert; wenn er seine Entlassung vom Hofe in der inständigsten Weise, nicht zum Schein, wiederholt erfleht, habe der Kaiser ihn geheißen, alle Hoffnung darauf aufzugeben. Als P. Bischoff die erste Kunde von dem Blatternanfall des Kaisers erhielt, fühlte er seine Kräfte so wachsen, daß er sich nicht allein in einer Säufte an den Hof bringen ließ, sondern auch bei dem Kranken wachte und dessen Generalbeicht hörte. Er blieb bis zum letzten Augenblick bei dem Sterbenden, den er so tröstete, daß der junge Kaiser den Tod in der Blüte der Jahre und Macht mit vollständiger Ergebung in den Willen Gottes hinnahm. Die verwitwete Kaiserin-Mutter erklärte, sie schulde Gott den größten Dank, daß es dem P. Engelbert vergönnt gewesen, diesen letzten Dienst ihrem Sohne zu erweisen, da derselbe gegen niemand andern ein gleiches Vertrauen gehegt. Diesem Vertrauen entsprach auch das große Ansehen des Paters, selbst im Ausland. Bei seinem Tode wurden bei ihm mehrere apostolische Breven und viele Briefe von Fürsten und Feldherrn an ihn gefunden. Zahlreich waren die Briefe, die der König Karl von Spanien an ihn gerichtet, in denen er ihn scherzweise Herr Onkel und sich als seinen Neffen bezeichnete.[3] Bei alledem blieb

[1] *Necrologia Prov. Austriae 1699 ff.

[2] Vergl. Gesch. 3, 797 f.

[3] Ein Beispiel des herzlichen Verkehrs zwischen dem Erzherzog Karl und dem P. Bischoff ist der Brief den Karl von Belem (Lissabon) 22. Juli 1705 an den Pater richtete: Hochw. und mir immer sehr lieber P. Engelbert: Meinen Brief vom 6. Juli wird Ew. Hochwürden erhalten und daraus meine intimsten Gedanken, die ich nur Ew. Hochwürden anvertraut, erfahren haben. Ich setze unsern vertraulichen brieflichen Verkehr fort und indem ich Ew. Hochw. gnedigst grüße sage ich zugleich freundschaftlichstes Lebewohl bei der Abreise in mein fernes Reich. Die Königin von England hat mich durch einen Eilboten dringend gebeten, mich der englisch-holländischen Flotte so bald als möglich anzuvertrauen und mir zu diesem Zweck den Oberbefehl über das ganze Heer und die Flotte übertragen. Da ich dies großmütige Anerbieten ohne Verletzung meiner Ehre nicht ablehnen konnte, habe ich meine Einwilligung gegeben. Deshalb werde ich morgen die Flotte besteigen und geradewegs, wenn der Himmel günstig ist, nach Catalonien fahren. Bei mir sind 20,000 Soldaten, denen sich 8000 Catalanen anschließen werden, die mich einladen und gegen meinen Mitbewerber den Herzog von Anjou die Waffen ergreifen. Was in Ziffern geschrieben ist, wollen Ew. Hochw. nur dem Kaiser und der Kaiserin Witwe mitteilen und meine vertraulichen Anliegen bei diesen wie bisher gut vertreten. Zum Schluß empfehle ich mich für meine Seereise dem Gebete Ew. Hochw. in ganz besonderer Weise. Mit aller Zuneigung und österreichischer Liebe werde ich stets blei-

P. Bischoff stets klein und demütig. In seiner Lebenshaltung war er, wie der Nekrolog hervorhebt, äußerst mäßig, Wein trank er nur mit Wasser vermischt. Als besondere Gabe wird bei ihm gerühmt die Stiftung des Friedens bei Mißhelligkeiten, die Wiederherstellung des gefährdeten Rufes und die liebevolle Sorge für die Kranken.[1]

Was hier von den Breven und Briefen gesagt wird, läßt sich auch anderweitig belegen. Wiederholt nahm Clemens XI. zu P. Bischoff seine Zuflucht.

Am 30. August 1705 mahnte Clemens XI. den P. Bischoff wegen der Entlassung des Wiener Nuntius und der Zurückberufung des kaiserlichen Gesandten aus Rom, der Kaiser sei unrichtig informiert, der Streit gereiche der Kirche zu großem Schaden, sei eine Freude für die Feinde.[2] Später, 22. Januar 1707, stellt der Papst in beweglichen Worten das Benehmen der vielen Häretiker im kaiserlichen Heere vor, die auf päpstlichem Gebiet offen den Papst schmähen und ihren häretischen Gottesdienst halten. Er habe den Kaiser gemahnt: was aber Deine Pflicht ist in dieser die Ehre Gottes direkt berührenden Sache, wirst Du in Deiner Einsicht klar erkennen.[3] Noch dringender wird die Sprache in dem Schreiben vom 2. Juni 1708: Der Kaiser hat durch Einbruch in päpstliches Gebiet schwere Schuld auf sich geladen und die kirchlichen Strafen verwirkt. Deine Pflicht ist es, den Kaiser aufzuklären und ihm die Schwere seines Vergehens mit gebührendem Eifer vor Augen zu stellen.[4]

Am 2. Mai 1711 meldet der General dem P. Bischoff, der Papst habe sich beklagt, daß der Beichtvater auf das an ihn gerichtete Breve noch nicht geantwortet habe. Der General bittet, den Wünschen des Papstes nach Möglichkeit zu entsprechen. Wie dann der General am 19. August 1711 dem Beichtvater mitteilt, wurde der Papst durch die Antwort des Beichtvaters zufrieden gestellt.[5]

---

den in höchster Gewogenheit und höchstem Vertrauen Ihr Carolus „Mein lieber Goett P. (?) Engelbert vale et mihi vale!“ *Copia litterarum a Seren. Hispan. Rege Carolo Tertio ad P. Bischof datarum Clm. 26471.

[1] *Necrologia Prov. Austr. 1699—1716. Das Hofzeremoniell-Protokoll berichtet: 1711, den 10. April haben Se. Majestät bei dem Beichtvater P. Bischoff, der sich Unpäßlichkeit halber nach Hof tragen ließ, gebeichtet . . . den 12. haben Se. Majestät wieder gebeichtet . . . den 17. den Freitag haben Se. Majestät wieder gebeichtet.“ C. Wolfsgruber, die K. und K. Hofburg-Kapelle (1905) 186 f. — Dadurch erledigen sich die vielen Fabeln über das Verhältnis Joseph I. zu den Jesuiten, so wenn Noorden, Europäische Geschichte im 18. Jahrh. 3 (1882) 430 schreibt, daß Joseph „dem Jesuitenorden dauernd gram blieb“. Die so oft aus einem Briefe Josephs II. an Choiseul zitierte Berufung des Beichtvaters Joseph I. nach Rom ist eine Fabel und einem gefälschten Briefe Josephs II. entnommen. Vergl. Duhr, Jesuitenfabeln [4] 690. — Schon bei (Rinck) Josephs des Sieghaften Leben (2, 40) findet sich die Nachricht, die dann in viele spätere Schriften übergegangen ist, Kaiser Joseph habe den bisherigen Hofprediger P. Widmann S. J. sofort entfernt wegen seiner Lobhudeleien auf die Jesuiten und der Ausfälle gegen die Protestanten in der Trauerrede auf den Kaiser Leopold. Aber beides ist unrichtig. P. Widmann blieb noch $1^1/_2$ Jahre in seinem Amte und die Trauerrede erschien im Druck: „Morgenstern bey der Sonne. Der Kaiser mit Gott“. Wien 1705. Vergl. Wolfsgruber, die K. und K. Hofburg-Kapelle 179 ff. — Übrigens betont Rinck, daß Joseph I. trotz seiner wenig jesuitenfreundlichen Erziehung (Fürst Salm) später keine Abneigung gegen die Jesuiten zeigte. Es ward ihm vom Kaiser ein Beichtvater S. J. gegeben worden, und „als dieser starb, wählte er sich seiner Gemahlin Beichtvater, so aus eben diesem Orden, den P. Bischoff, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und Eifer im Gottesdienst und Religion, welcher auch bis an des Kaisers Ende bei dieser hohen Funktion bei beiden Majestäten geblieben, welches viel Wunder genommen, weil man in dem Haus Österreich kaum ein Exempel hat, daß der Kaiser und die Kaiserin nur einen einzigen Beichtvater sollten gehabt haben“. Und als der Kaiser zur Regierung kam, hat er den Patres S. J. nicht weniger Gnade erwiesen als Kaiser Leopold. Josephs des Siegreichen Leben 1, 55 f.

[2] Clementis XI. Epistolae et Brevia selectiora Romae 1724 1, 279.

[3] l. c. 1, 353.

[4] l. c. 1, 473. Vergl. 1, 492 f.

[5] *Epp. Nostr. (Ad diversos) 45.

Nach dem Tode Josephs I. wurden manche Züge aus seinem Leben allgemeiner bekannt, die seinen Charakter in hellerem Lichte erscheinen lassen. So hebt der Hofprediger P. Christoph Zenegg in der ersten Leichenpredigt hervor:

O wie oft haben wir mit freudenvollen Augen gesehen, als Seine Majestät Josephus I. auch mitten in dem Koth aus ihrem Leib-Wagen herausgestiegen und das hochw. Gut sehr geraume Wege zum Kranken und von dannen wiederum zurück in die große Dom-Kirche zu Fuß begleiten haben. Wer hat auch jemals S. Maj. gesehen, der jährlichen achttägigen Umbringung des Heilands nicht auferbaulichst beywohnen? Sie trugen selbst die brinnende Dortsche bis in die dritte Stunde mit unermüdender Hand . . . Öffentlich geschah dieses. Weit größer aber war, was S. Majestät heimlich und vor Menschen Augen verborgen forderist an allen Vor-Abenden Ihrer Beichttage geübet. Sie wurfen sich mit einem Abraham auf Ihr Angesicht zur Erden, lagen da unter reumüthigen Seufzen mit ausgespannten Armen. Es begab sich, daß sothane Andacht ein vertrauter Hof-Bedienter wahrnahm und sich darüber herauszulassen erkühnte, als wären solche Andachten wohl anständig geistlichen Ordensgenossen und Wüsten-Wohnern nicht aber höchsten Welt-Monarchen. Ach widersetzte der gottselige Kaiser, ich halte darvor, daß man gegen den großen und lieben Gott in schuldigster Ehrerbietigkeit, Unterwerfung und Demuth niemals könne zuviel thun. Was sollte ich sagen von jenem gottseligen Werkzeug der Buße, mit welchem unser in Gott ruhender Kayser an den Vor-Abenden seiner Beicht-Tage in sich selbst sehr empfindlich gewütet, um durch sothane Bestrafung seines Leibes wie er meynte bei Gott einigen Abtrag zu thun von seinen Verbrechen. Schmeicheley, das angenehme Laster, welches keine Macht zu genüge abhalten kann, daß es nicht auch in die innerste Cabinet der Fürsten sich eindringe, haßte über alles unser Kayser und wollte forderist auf den Kirchen-Kanzeln die platte Wahrheit gepredigt haben mit Vermelden, Kanzeln müssen Frey-Häuser der Wahrheit sein und wäre das Evangelium als die Richtschnur unseres Lebens sowohl vor große Herrn als dem Pövel geschrieben . . . Um reiner vor dem Angesichte des Schöpfers zu erscheinen, vereinigten Sie Ihr Gewissen durch sakramentalische Lossprechung fast täglich in Ihrer zehntägigen Krankheit. Ach mein Gott, hörte man Sie seufzen, dieses mein Wehe und Schmerzen Bett solle der Altar sein, an welchem ich alles Zeitliche, alle meine Begierden, mein Leben und junge Jahre dir opfern und schlachten will.[1]

Über die Stellung des P. Bischoffs und der Jesuiten überhaupt zu dem großen Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen sind viele Fabeln in einem großen Teil der historischen Literatur[2] übergegangen. Es steht aber fest, daß Prinz Eugen

[1] Riesen-Schritte des Großen Kaisers Joseph von der Bahn irdischer Ehren zur unverwelflichen Himmelskrone. Wien 1711. Auszug bei Wolfsgruber, Hofburgkapelle 187 f.

[2] So schreibt z. B. Noorden in seiner „Europäischen Geschichte im 18. Jahrhundert" 1 (1870) 156, „die Jesuiten haßten Eugen und verdächtigten den römischen König (Josef I.) und seinen Kreis. Schon um der katholischen und stuartschen Interessen willen verurteilten sie ein neues Bündniß mit Wilhelm von Oranien und den protestantischen Mächten überhaupt". Zum Beweis fügt er die Worte einer Denkschrift an: „Felices non esse Catholicorum principum expeditiones si foederata secum trahant acatholicorum auxilia". Diese Denkschrift und speziell der angeführte Satz hat mit den Jesuiten nichts zu tun. Der Verfasser ist der Abt Wilhelm von Mattighofen, wie dieser selbst angibt. Vergl. Notizenblatt-Beilage zum Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen 9 (1859) 177 ff. Die Ansicht des kaiserlichen Beichtvaters Menegatti über Bündnisse mit den Protestanten s. Geschichte 3, 792. — Wie unbegründet die Sage von dem Haß der Jesuiten gegen Eugen ist, zeigen auch die Schriften der Jesuiten über den großen Feldherrn, in denen er mit den größten Lobsprüchen gefeiert wird. Vergl. Duhr, Jesuitenfabeln [4] 788 Anm. 3. Den dort genannten Schriften könnte beigefügt werden die große noch heute bedeutende Historia Josephi I (1745) von P. Franz Wagner, in der die großen Charaktereigenschaften und Verdienste des Prinzen wiederholt lebhaft hervorgehoben werden. Vergl. z. B. S. 34, 175, 463. Der Friede von Rastatt ist besonders zu verdanken der Eugenii constantia, prudentia et firma bonae fidei existimatio 548.

in manchen Nöten keinen bessern Helfer finden konnte als den P. Bischoff. Der bedeutendste Biograph des Prinzen hebt dies ausdrücklich hervor. „Da ihm durch den Hofkriegsrath keine Abhilfe seiner Beschwerden wurde, suchte Eugen seine Bitten und Klagen in außerordentlichem Wege vor den Thron zu bringen. Er schrieb an den Pater Bischoff, den Beichtvater des römischen Königs, der ihm als ein wohldenkender Mann geschildert worden und dessen Einfluß auf den Kaiser sowohl als auf den König Joseph wohlbekannt war". Und an einer andern Stelle: „Glücklicher Weise waren sowohl dieser (P. Bischoff, der Beichtvater des römischen Königs) als der Beichtvater des Kaisers, P. Menegatti, durchaus würdige Männer, welche ihren großen Einfluß in keiner Weise mißbrauchten, sondern sich dessen nur mit Gewissenhaftigkeit und zum wahren Besten des Kaiserhauses und seiner Länder bedienten."[1]

In dem großen Werke des österreichischen Generalstabes über die Feldzüge des Prinzen Eugen heißt es: Am 18. März 1702 schrieb der Prinz den ersten Brief an P. Bischoff, mit diesem Brief einen Verkehr beginnend, der von Einfluß wurde für den Prinzen, vor allem aber für die gute Sache der Dynastie, denn P. Bischoff erwies sich als ein treuer und patriotischer Mann. Mit Offenheit spricht der Prinz über die maßlosen Angriffe, die er persönlich erdulden müsse, über die Schädigung, die man dem Dienste des Kaisers antue.[2] Der Brief schließt: Ew. Hochwürden werden mir solchemnach erlauben, daß in dieselbe mein Vertrauen setze und Sie angelegentlich ersuche, Ihrer K. Majestät von diesen meinen Zeilen Rapport zu geben; sodann zugleich in meinem Namen allerunterthänigst zu bitten, daß wenn ich noch länger dergleichen Passionen unterliegen sollte ... Kais. Majestät mich dieses schweren Commandos zu entlassen geruhen möchten. Ich habe zwar um Ew. Hochwürden kein Verdienst, mittelst welchen gleich für das erste Mal von deroselben ein solches Freundschaftsstück ansuchen sollte, allein dero durchgehends gepriesene Aequanimität macht mich hierinfalls so freie Kühnheit zu brauchen. Sie vergönnen mir also die Freude dero beständig werthesten Affektion.[3]

Bei der Schilderung des Todes des Kaisers Joseph erzählen die Jahresbriefe der österreichischen Provinz vom Jahre 1711, daß Joseph drei Beichtväter aus der Gesellschaft gehabt, der erste nur kurze Zeit (oppressus quorundam invidia), dann einige Jahre P. Franzin, endlich 12 Jahre P. Engelbert Bischoff, mit dem der Kaiser bis zu seinem Tode sehr vertraulich und freundschaftlich verkehrte. Wiederholt bat Bischoff um seine Entlassung vom Hofe, die der Kaiser aber stets entschieden verweigerte, obschon anderweitige Ratschläge gegen die Jesuiten arbeiteten und den Ersatz des Jesuiten durch einen hohen Prälaten als der kaiserlichen Würde mehr entsprechend nahelegten. Dieselben Jahresbriefe widmen dem P. Bischoff einen sehr ehrenvollen Nachruf.[4]

[1] Arneth, Prinz Eugen von Savoyen 1 (1858) 171, 193. — Über den P. Bischoff urteilt der venetianische Botschafter P. Dolfin: Il Padre Bischoff buon Alemanno in tutto, e di quella tempra che dovrebbero essere li prescielti a reggere le conscienze de' Principi, quanto basta per conoscere e purgare le colpe, non per entrare negl' affari di stato . . . Der badische Geheimrat von Forstnern schreibt an den Markgrafen Ludwig: Wien, 4. April 1703: Le Père (Bischoff) qui effectivement est le tout puissanz près de l'Empereur, m'a tout promis . . . j'y ay rancontré M. le Prince de Savoye qui me dit que c'étoit encore le seul homme par lequel on pouvoit quelque foys faire prendre une resolution à l'Empereur. Röder von Diersburg, Kriegs- und Staatsschriften des Markgr. Ludwig Wilhelm von Baden 1 (1850). Urkunden S. 147. Vergl. Arneth 1, 465.

[2] Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen I 4 (1877) 154 f.

[3] L. c. I 4, Supplement 72. Vergl. die Briefe an Bischoff 22. April und 2. Juni 1702 l. c. 111 f., 149.

[4] *Austria 168 (1711) f. 16 sq., 109 sq.

Wie Joseph I. hatte auch sein Bruder und Nachfolger, Karl VI., von frühester Jugend an Jesuiten als Beichtväter. Schon mit 8 Jahren erhielt er 1693 als Instruktor und Beichtvater den P. Andreas Pauer. Nach dessen Tod (1704) trat an seine Stelle P. Tönneman. Es ist interessant, zu verfolgen, wie dieser Westfale nach Wien kam.

P. Veit Georg Tönneman war geboren zu Corvey (Westf.) 4. Oktober 1659, 7. Dezember 1677 in die Gesellschaft eingetreten und hatte 2. Februar 1692 zu Münster (Westf.) die Profeßgelübde abgelegt. Nachdem er zu Münster mit großem Erfolge Philosophie vorgetragen, wurde er nach Büren geschickt, um in die dortigen sehr verwickelten Rechtshändel Einsicht zu nehmen. Zur Verteidigung der Bürenschen Sache mußte er nach Wien. Dort zog er bald aller Augen auf sich. Herzog Joseph von Lothringen wählte ihn zu seinem Beichtvater. Nach dessen Tod schickte Kaiser Leopold den P. Tönneman 1705 nach Spanien als Beichtvater des Erzherzogs Karl (König von Spanien), dessen Beichtvater, P. Andreas Pauer, am 8. Oktober 1704 gestorben war.[1] Auch als Kaiser behielt Karl den Pater bei während 34 Jahre, bis zu dessen Tod am 15. März 1740. Am Todestage des Paters machte ihm der Kaiser noch einen langen Besuch und besprach mit ihm wichtige Angelegenheiten, weil er den Rat seines Beichtvaters überaus hochschätzte. An P. Tönneman rühmt der Nekrolog eine ungewöhnliche Regeltreue, beständige Vereinigung mit Gott, unerschütterliche Ruhe in den verzweifeltsten Geschäften; er preist ihn als eine Zierde und Säule der Gesellschaft, als einen Mann, der sich um die Kirche, den Kaiser, die Gesellschaft, die niederrheinische Provinz und das Kolleg von Büren unsterbliche Verdienste gesammelt.[2]

P. Tönneman suchte wiederholt, sich vom Hofe freizumachen. Am 14. Juni 1712 schrieb ihm der General, er habe gehört, daß er (Tönneman) den Kaiser bitten werde, ihn vom Hofe zu entlassen. Wenn das wahr sei, so müsse er dringend abraten wegen der Eigenschaften, die Gott ihm gegeben und die ihn für dieses Amt so geeignet machten, sein religiöser Sinn, seine Klugheit und seine Maßhaltung. Das werde überall anerkannt. Er möge wohl erwägen, wie schwer ein geeigneter Ersatz zu finden und wenn ja, ob dies auch dem Kaiser angenehm sei. Wir sind nach dem Institut verpflichtet, dem Nächsten zu helfen, besonders auch dem Kaiser, dem wir so vielen Dank schulden. Unsere eigene Ruhe usw. muß dem allem nachgesetzt werden, deshalb bitte ich nochmals, jeden Gedanken an Abdankung aufzugeben.[3]

Die Meldung war dem General wohl von dem Beichtvater der Kaiserin-Mutter, P. Balth. Miller, zugekommen, denn unter demselben Datum (14. Juni 1712) schreibt der General an P. Miller, er habe alles getan, um P. Tönneman von seinem Gedanken abzubringen, P. Miller möge auch die Kaiserin-Mutter bitten, in derselben Richtung zu wirken. P. Tönneman kam nach anfänglichem Einlenken bald wieder auf seinen Plan zurück, denn am 14. Januar 1713 bittet der General ihn dringend, das Hofbeichtvateramt nicht aufzugeben und am 11. März 1713 dankt er dem P. Miller, daß er dem P. Tönneman abgeraten, seine Stelle aufzugeben. Wiederum mahnte der General am 8. Juli 1713 den P. Miller: der Rückfall des P. Tönneman erregt neue Furcht. Möge Gott helfen, das Heilmittel zu treffen.[4]

[1] Vergl. Gesch. 3, 798. — August 1705 hatte P. Tönneman den Auftrag erhalten, die Reise über Wolfenbüttel zu machen, um die für Karl ausersehene Braut, die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig kennen zu lernen. P. Tönneman konnte nebst dem Porträt der Prinzessin die beruhigendste Auskunft nach Spanien überbringen. Landau, Kaiser Karl VI. als König von Spanien (1889) 391.

[2] *Necrol. Rhen. inf. 1700—1773. Rhen. inf. 47.

[3] Epp. Nostrorum Nr. 45 (Ad diversos).

[4] L. c. Vergl. 11. März 1713.

Einige Jahre später, 25. Mai 1720, mußte der General den P. Tönneman mahnen, nicht durch zu große Abtötungen seine Gesundheit in Gefahr zu bringen, so sehr auch seine diesbezügliche Bitte ihm zur Erbauung gereicht habe.[1]

P. Tönneman harrte aus zur größten Zufriedenheit des Generals und des Kaisers. Am 19. Juli 1738 wünschte ihm der General Glück zu den großen Ehrenbezeugungen, wodurch der Kaiser der ganzen Welt kundgeben wollte, wie hoch er Ihre geistlichen Dienstleistungen während sovieler Jahre schätze. Über die kostbare Denkmünze, die er Ew. Hochwürden umgehängt, können Ew. Hochwürden nicht anders verfügen als wie der Kaiser bestimmt hat, nämlich für Ihre Familie, wozu ich alle Erlaubnis gebe.[2]

In den politischen und kirchlich-politischen Streitigkeiten zwischen Wien und Rom wurde vielfach die Hilfe des Paters in Anspruch genommen. So mahnte Papst Clemens XI. am 12. Dezember 1717 den P. Tönneman wegen der großen Seelengefahr, in der der Kaiser sich durch die Vertreibung des Nuntius aus Neapel befinde; der Papst vertraue, daß der Kaiser sich entsetzen werde, wenn er den Beichtvater als gerechten und aufrichtigen Mahner hören werde. Schwere kirchliche Strafen stehen auf diesem großen Ärgernis. Es wird Deine Aufgabe sein, dem Kaiser die Wahrheit zu enthüllen, die Schwere der Tat ihm mit der gebührenden priesterlichen Freiheit zu zeigen, wie wir Dir kraft der uns vom Herrn verliehenen Gewalt nachdrücklich befehlen.[3] Mit einem weiteren Eingriff in die kirchliche Freiheit in Neapel hängt der Brief des Generals vom 29. Aug. 1733 zusammen, in dem der General dem P. Tönneman mitteilt, der Papst habe ihn gemahnt, Schritte zu tun gegen das Dekret in Neapel, das alle Geistlichen und Ordensleute für unfähig erklärt, weiterhin Immobilien im Königreich zu erwerben. Der Beichtvater möge seine Bemühungen mit denen des Nuntius vereinigen, um die Aufhebung dieses Dekretes zu erwirken.[4]

In der Sache der Salzburger Emigranten vertrat P. Tönneman mit dem kaiserlichen Hof den Rechtsstandpunkt, die Bestimmungen des Westfälischen Friedens sollten genau eingehalten werden. Am 2. August 1732 schrieb er darüber an den Wiener Nuntius: In der Salzburger Sache, die in der ganzen Welt soviele Unruhe hervorruft, trifft keinen Jesuiten eine Schuld, da keiner weder am Hofe noch in der Stadt, noch in der ganzen Diözese ist, und dennoch fällt die ganze Wucht der Repressalien fast allein auf die Jesuiten. Der König von Dänemark hat die Kirche der Jesuiten in Altona geschlossen, der König von Preußen hat die Ausweisung der Jesuiten aus Tilsit befohlen. Die Holländer vertreiben alle (Jesuiten-)

---

[1] Quoad secundum postulatum est illud sane mihi aedificationi et admirationi, quod Rev. Vestra inter mundi et aulae delicias et illecebras tam eximium abstinentiae praebeat exemplum; nec possum non illud laudare ac probare; opto tamen ut etiam moderatoris conscientiae suae judicium exquirat ne scilicet nimis fervore abrepta valetudini suae detrimento sit. Magni siquidem facio ejus incolumitatem quam ei firmam ac diuturnam a Deo impense precor. *Epp. Nostr. 46.

[2] *Epp. Nostr. 48. Cfr. *Diar. dom. prof. Vienn. ad. 15. Jun. 1738. — In dem Hof-Ceremoniell-Protokoll heißt es: Sonntag 15. Juni las P. Tönneman „vor Ihro kais. Majestäten und Erzherzoginen in der k. Hofkapelle zu Laxenburg während den Gottesdienst seine anderte Primizmeß und gab hernach allerseits den Herrschaften den Segen. Zu Mittag wurde ihm vom Hof ein Tractement auf 30 Personen und durch den k. Kammerzahlmeister eine Medalia mit Brillanten garnirt gegeben". Wolfsgruber, Hofburgkapelle 226.

[3] Clementis XI. Epistolae et Brevia selectiora (1724) 2, 648.

[4] *Epp. Nostr. (Ad diversos) 45. Giannone, der in seiner Geschichte von Neapel (1723) den starrsten Absolutismus gegen die Kirche vertritt, weilte 1725 in Wien und unterstützte dort die Sache der Jansenisten. (Bellegarde) Vie de M. van Espen (1767) 170.

Missionäre. Gott möge denen verzeihen, durch deren Schuld eine solche Aufregung des Volkes in Salzburg entstanden; ich habe auf Befehl des Kaisers dem Herrn Erzbischof geschrieben, ich habe ihm Ratschläge unterbreitet, und eine Rechtsdarlegung geschickt, aber das Übel war schon zu weit fortgeschritten. Inzwischen ist bereits im Auftrage des Kaisers an die Staaten Hollands und ebenso an die Reichsstände in Regensburg geschrieben worden, daß diese Art Repressalien weder an sich erlaubt, noch in dem gegenwärtigen Falle durch irgendeinen Schein des Rechts gerechtfertigt werden könne, da den Salzburger Emigranten gestattet wurde, was ihnen nach den Reichsgesetzen zukam. Aber die meisten akatholischen Stände und Fürsten thun, auf ihre Macht vertrauend, was ihnen gefällt, und ihre Kühnheit scheint noch dadurch zu wachsen, daß in dem österreichischen Hause die männliche Nachfolge fehlt. Gott möge alles zum besten wenden.[1]

Auch in anderen Streitfragen hielt sich P. Tönneman streng an den Rechtsstandpunkt, so in der Sache des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin, der 1731 die Vermittlung des Paters angerufen hatte.[2] Ebenso weigerte er sich, der Gemahlin des Nassauer Prinzen Emanuel Ignatius, geb. Mailly de Nesle, die 1722 einen Sohn außerehelich geboren hatte und dessen Legitimation als Prinz von Siegen durchzusetzen suchte, behilflich zu sein. Der diese Episode am genauesten schildernde Historiker bemerkt: „Der Beichtvater des Kaisers, P. Tönneman, hatte sich keineswegs durch die Nesle täuschen lassen, gab vielmehr die uneheliche Geburt des Prätendenten zu und äußerte sich in einem Schreiben nach Dillenburg (1736?), wie er zwar seines Standes nach die katholische Religion möglichst zu befördern, ein sehnliches Verlangen trage, jedoch habe ein solches Verlangen seine gehörige Schranken und gehe nicht soweit, einer übel fundirten Sache Vorschub zu leisten."[3]

Kurz nach dem Tode des Beichtvaters schrieb der Prokurator der österreichischen Provinz, P. Michael Bliemel, am 16. März 1740 an den oberdeutschen Prokurator, P. Jak. Unglert: Gestern haben wir eine große Zierde und Säule der Gesellschaft verloren, den P. Vitus Tönneman aus Kalkar (!), einen Mann von unsterblichem Verdienst um die Kirche, die ganze Gesellschaft und unsere Provinz, dessen Tod zwar von allen, von keinem aber mehr als vom Kaiser beklagt wird. Wenige Stunden vor dem Tode besuchte der Kaiser den Kranken und nahm in mehr als einstündiger Unterredung Abschied von ihm. Bei der Rückkehr an den Hof versicherte er einem Minister, wenn ihn je der Verlust eines Menschen tief geschmerzt, so sei es sicher der Verlust dieses Mannes.[4]

Am 30. April 1740 teilt dann P. Bliemel weiter mit: Zum neuen Beichtvater hat der Kaiser den P. Ignaz Choler, den Studienpräfekten am Wiener Kolleg, ernannt. Er ist ein vorzüglicher Theologe, Kanonist, Historiker und Mathematiker.[5] Da der Kaiser noch im selben Jahre starb, waltete P. Choler nicht lange seines Amtes. Er trat in seine frühere Stellung am Wiener akademischen Kolleg zurück und starb dort am 28. Mai 1750.[6]

---

[1] *Kopie Rom. Archiv. Vaticano Nunziat. di Germania Nr. 289. Vergl. Arnold, Die Ausrottung des Protestantismus in Salzburg 2 (1901) 8 ff. und die Akten in Wien, Staatsarchiv: Salzburger Emigration 11, 12 und 22.

[2] Lisch, Graf Heinrich 24. Reuß und Herzog Carl Leopold von Mecklenburg-Schwerin (1849) 18. Vergl. 55 den Brief Tönnemans vom 11. Juni 1731 an den Mecklenburger Rat Schröder.

[3] Keller in den Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde 9 (1868) 120. Vergl. Annalen 44 (1918) 43 f.

[4] *Orig. M. R. Jes. 358.

[5] *Orig. l. c.

[6] *Nekrolog in Gesta et Scripta Prov. Austr. unter Choler. Wien, Staatsbibl. Nr. 7550 und *Historia coll. Vienn. zum Jahre 1750. Wien, Staatsbibl. Nr. 8342.

Auch die Gemahlin des Kaisers Karl, Elisabeth Christine von Braunschweig, hatte einen Jesuiten als Beichtvater, P. Plöckner. Er war unter sehr schwierigen Umständen zu diesem Amt gelangt.

Auf der Suche nach einer Braut für Erzherzog Karl, König von Spanien, hatte Herzog Anton Ulrich von Braunschweig seine Nichte, die Prinzessin Elisabeth Christina, Tochter seines jüngeren Bruders, des Herzogs Ludwig Rudolf, willig gemacht, die katholische Religion anzunehmen, nachdem Kaiser Joseph I. um ihre Hand für seinen Bruder geworben hatte. Wegen der Konversion verlangte der Kurfürst von der Pfalz 19. Juni 1706, daß „zur nötigen Information der allerliebsten Prinzeß ein gelehrter, diskreter und moderater Mann erwählet werde". Als solcher wurde aus Wien Oktober 1706 P. Wolfgang Plöckner an den Hof Anton Ulrichs gesandt, der dort als Weltlicher unter dem Namen Leopold von Engelburg erschien. Um ihre Schwierigkeiten besser formulieren zu können, wurde der Prinzessin auch ein protestantischer Theologe, der Generalsuperintendent Böhm, zur Verfügung gestellt. Es gab manche Unruhen der Prinzessin zu beseitigen. Anton Ulrich konnte aber 10. November 1706 ihrer Mutter mitteilen: „Mit der Information gehts ganz gut und ist P. Plöckner gar moderat, Herr Leibniz hilft ihm erziehen, und ist die destinirte Königin nunmehr ganz ruhig." Man einigte sich schließlich zu einer „moderirten Profession", die von der Prinzessin abgelegt werden sollte.[1] Am 19. April 1707 reiste die Prinzessin nach Wien; in ihrer Begleitung war auch P. Plöckner. Am 29. April traf sie in Bamberg ein. Den folgenden Tag brachte sie unter geistlichen Übungen zu, beichtete dem P. Plöckner, und am 1. Mai (Weißer Sonntag) legte sie im Dom in die Hände des Erzbischofs

[1] Hoeck, Anton Ulrich und Elisabeth Christine (1845) 139 ff. 192 ff. Leibniz gab bei dieser Gelegenheit ein Gutachten ab, in dem es über die Lehre der Jesuiten in betreff der Protestanten heißt: „Unter den Römischen wird ja Niemand für eifriger gehalten, als die Jesuiten, welche die Hoheit des Papstes zu verfechten sich durch ein eigen Gelübde verbunden und daher von den hitzigen Protestanten vor Andern angefeindet werden; und dennoch findet sich, daß die Jesuiten solche Lehren führen, so der wohlmeinenden Protestanten Seligkeit allerdings zulassen. Sie gestehen solches selbst an vielen Orten ihrer Schriften, welche den Gelehrten bekannt und auf bedürfen angeführt werden können. Und damit man nicht etwa vermeine, als ob solches aus Ohnbedacht geschehe, so findet sich, daß es auch ihre Principia mit sich bringen. Sie lehren nämlich, man könne in der christlich-katholischen Kirche sein, nicht nur formaliter, sondern auch virtualiter das ist nicht nur förmlich und sichtbarlich, sondern auch unsichtbarlich und nach der Kraft; wie denn ein solches Statt hat, wenn einer unrechtmäßig in den Kirchen-Bann gethan und von dem Gebrauch der hl. Sakramente doch clave errante das ist durch Mißbrauch des Kirchenschlüssels ausgeschlossen worden. Und also halten sie dafür, daß unzählig viele Protestanten in der katholischen Kirche sein, obschon nicht nach der äußerlichen Form, doch nach der inwendigen Kraft. Von diesen sagen sie auch, daß sie in der Kirche sein in voto, indem Gott einen rechtschaffenen guten Willen vor die That nehme. Ein solches folget auch aus ihrer Definition eines Ketzers. Denn ein Ketzer ist bei ihnen nicht nur der eine irrige Lehre in Glaubenssachen heget, sondern auch bei dem sie mit einer Bosheit und Halsstarrigkeit, und mit einem Worte zu sagen, mit einem bösen Willen begleitet wird, der solche schädliche Lehre verursachet oder unterhält. Daher machen sie einen Unterschied zwischen einem haeretico formali und materiali, einem rechten Ketzer und einem solchen, der nur bloß eine ketzerische Lehre glaubet, und also zwar die Materie bei sich hat, die zu einem Ketzer gehört, aber der Form ermangelt, die vollends den Ketzer macht. Solche Materie ist der Glaubens Irrthum; die Form aber ist die Bosheit, so dabei einfließet." „Ein Gleichmäßiges schließen sie aus dem Unterschied" zwischen attritio contritio, letztere tilget die Sünde schon vor der Beicht. „Gestehen also römische Theologi und sonderlich die Jesuiten, daß ein sogenannter Haereticus materialis ... wofern er eines rechtschaffenen guten Willens ist und also das Böse aus Liebe des höchsten Gutes meidet, außer Zweifel Vergebung der Sünde erhalte und durch das Verdienst Christi selig werde." Hoeck 117 f. Das Gutachten auch vollständig bei Obelem, Allerhand auserlesene curiose Rechtssachen 2 (1730) 83 ff.

und Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn das katholische Glaubensbekenntnis in der gewöhnlichen Form ab.[1] Am folgenden Tage schrieb sie an Anton Ulrich: „Im übrigen befinde ich mich anitzo ganz ruhig in meinem Gewissen, ausgenommen in dem Punkt wegen des heiligen Abendmahls, da mich dahin wiederumb tröstet die Versprechung, daß ich solches unter beiderlei Gestalt haben soll.“[2]

Am 14. Mai 1707 kam die Prinzessin in Wien an und am 23. April 1708 wurde sie Kaiser Joseph als Stellvertreter seines Bruders Karl angetraut. Zwei Tage später trat sie die Reise nach Spanien an. In Spanien zeigte sich Elisabeth stets als überzeugte Katholikin. Ihr protestantischer Biograph urteilt: „So wurde sie aus einer eifrigen Lutheranerin eine Katholische, die mit mehr Liebe an ihrem Heiland hing als viele ihrer neuen Glaubensgenossen. Als sie einst, so berichtet Imhoff aus Spanien im Jahre 1712, mit ihrem Hofstaate auf einer Promenade sich befand und ein Priester ihr begegnete, welcher einer armen kranken Frau den Leib Christi bringen wollte, da steigt sie herab vom Wagen, kniet nieder vor dem Hochwürdigsten, folgte ihm zu Fuß bis in das Haus der Kranken, von da wiederum bis in die Kirche und setzt dann erst ihre Promenade fort. Es sei, fügt Imhoff bei, diese ehrerbietige Bezeigung, als eine von einer Königin von Spanien niemals erhörte Sache, von dem Volke sehr bewundert und gepriesen worden. Daß die Königin hier des Volks wegen sich gläubiger gestellt haben sollte, als sie wirklich war, liegt nicht in ihrem Charakter. Wir können uns recht gut denken, daß ihr religiöses Gemüt jetzt auch in solchen Dingen Erbauung fand, welche ihr protestantisches Gewissen in früherer Zeit zurückgewiesen hätte. So aber konnte sie sich auch nicht unglücklich in ihrem Glauben fühlen.... Wir haben in ihren Briefen aus Spanien nirgends eine Andeutung gefunden, wodurch die bisher (durch vorgefaßte protestantische Meinungen) allgemein angenommene Meinung von der Gewissensunruhe der Elisabeth bestätigt würde.“[3]

Damit stimmt überein, was der Hofprediger P. Tausch über die Kaiserin Elisabeth Christina in seiner Trauerrede berichtet, in der er u. a. die Liebe zu den Armen preist: Wenn wir in die Schaaren der Armen eindringen, finden wir nicht soviel eine Kaiserin als eine Mutter, die manches auch ihrer Würde entzogen, damit sie den Hunger sovieler Kinder befriedigen und die Blöße bedecken könnte. Das Schönste an ihren Erbarmnissen war die so nachdrücklich anbefohlene und unverletzt gepflogene Verschwiegenheit jener Person, dero sie sich durch 19 Jahre als eines geschenkten Werkzeuges bediente, den Strom ihrer Guttaten bald in die Spitäler der Armen, bald in die Behausungen der Preßhaften, bald in die Gefängnisse der Verschuldeten, bald in die Kerker der Übelthäter einzuleiten. Verschiedene Töchter von besserer Geburt, die in den Frauenklöstern durch Jahr und Tag sowohl ihres zeitlichen Unterhalts als emsiger Anweisung zur Tugend versichert waren, haben erst nach Elisabethaes Hinscheiden erfahren, daß sie an selber ihre Nährmutter verloren, und haben sich nach dem Ableben der Kaiserin mehrere hundert Notleidende eingefunden, an denen man, solang Elisabeth lebte, nicht das mindeste Kennzeichen der Armuth bemerkte, so ernstlich war ihnen das Stillschweigen geboten. Auch die Schiff auf der Welt-See waren vielmal von ihrem Almosen beladen. Die Schwellen ihrer Burge waren keinem versagt, ja es hatten fast jene freien Zutritt, denen man den Mangel an Lebensmitteln an der Stirn gelesen. Für die Kranken bereitete sie die heilsamsten Arzneien, meistenteils durch ihre Hände.[4]

---

[1] Wortlaut Hoeck 194 ff.

[2] Hoeck 199.

[3] Hoeck 303. Schauerte, Die Konversion der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-W. (1884) 161 ff.

[4] Ehren- und Trauerrede über den

P. Plöckner hatte die Königin nach Spanien begleitet und blieb dort ihr Beichtvater. Als die Königin nach dem Verzicht des Kaisers Karl auf Spanien nach Wien zurückkehrte, war P. Plöckner in ihrem Gefolge. Am 19. März 1713 schied sie aus Spanien und kam am 28. März glücklich in Genua an. Dann setzte sie ihre Reise über Mailand nach Wien fort. P. Plöckner sollte Wien nicht wiedersehen. Auf der Reise durch die Lombardei ertrank er in der durch Regengüsse angeschwollenen Scrivia, als sein Wagen am 8. April 1713 statt über die Brücke den Weg durch den Fluß suchte und umschlug.[1]

P. Plöckner war geboren 24. Dezember 1659 zu St. Pölten und 31. Oktober 1675 in die Gesellschaft eingetreten. Nach neunjährigen Studien war er mehrere Jahre Professor der Rhetorik und Philosophie in Graz, später Professor der Theologie in Wien. Das Leben am Hofe war ihm zuwider. In Barcelona gab er den Deutschen Christenlehre.[2]

Sein Nachfolger bei der Kaiserin Elisabeth Christina war P. Consbruch. Am 15. Juli 1713 schreibt der General Tamburini an Spiga: Ich weiß, daß der Kaiser als Beichtvater für seine Gemahlin den P. Consbruch bestimmt hat, aber da diese schon angefangen, bei P. Kresa zu beichten, so zweifle ich, ob sie diesen lassen wird.[3] Dieser Zweifel war unbegründet. P. Consbruch blieb Beichtvater der Kaiserin bis zu seinem Tod 1723.

In dem Tagebuch des Wiener Profeßhauses heißt es zum 28. November 1723: Sehr fromm, wie er gelebt, starb heute der Beichtvater der regierenden Kaiserin, P. Friedrich Consbruch. Dann wird unter dem 12. März 1724 gemeldet: P. Stephanus Dinarich, der nach dem Tode des P. Consbruch von der Kaiserin selbst als Theologe erbeten wurde, legte vor der Zeit sein zweites Provinzialat nieder und ernannte den P. Max Galler, den früheren Rektor von Klagenfurt, zu seinem Nachfolger.[4] Am 1. April 1724 dankt der General dem P. Dinarich für die ausgezeichnete Leitung der Provinz und fährt dann fort: Obgleich ich Ew. Hochwürden und der ganzen Gesellschaft nur ungemein Glück wünschen kann, daß Sie zur geistlichen Leitung der Kaiserin berufen worden, so hat mich doch der Verlust geschmerzt, den die Provinz dadurch erlitten hat. Aber dieser Schaden wird reichlich aufgewogen durch die hohe Ehre und die Größe des allgemeinen Nutzens, den das Ew. Hochwürden auferlegte Amt mit sich bringt.[5] P. Dinarich blieb Beichtvater der Kaiserin Elisabeth ein Jahrzehnt bis zu seinem Tod am 19. Sept. 1734.

Zu seinem Nachfolger wählte die Kaiserin 1734 den P. Franz Gögger, der bereits 5 Jahre lang Beichtvater ihrer Hofdamen gewesen war. P. Gögger war geboren 16. Oktober 1681 zu Wien und ebendort, 27. Oktober 1696, eingetreten. Nach Vollendung der großen Studien hatte er verschiedene Kanzeln, zuletzt in Graz und Wien, versehen und wurde dann an den Hof berufen. Er blieb Beichtvater der Kaiserin bis zu deren Tod (Dezember 1750). Nach dieser Zeit widmete sich P. Gögger trotz seines Alters eifriger Arbeit im Beichtstuhl und in der Kranken-Seelsorge. Er war unermüdlich bei Tag und bei Nacht. Am 3. November 1760 setzte ein tödlicher Schlaganfall dieser eifrigen Arbeit ein Ziel.[6] Der Präpositus

---

schmerzl. Hintritt Elisabethae Christinae (18.—20. Jenner 1751) von Frz. Borg. Tausch. Wien. Trattner (1751) 38 f.

[1] Hoeck 305.

[2] *Necrologia Prov. Austriae 1713.

[3] *Epp. Nostr. 45.

[4] *Diarium P. Ministr. dom. prof. Vienn. 1724.

[5] *Epp. Nostr. (Ad diversos 6, 114.) P. Stephan Dinarich war geb. 21. Dez. 1668 in Fiume, 1691 eingetr., 1715—18 Provinzial, seit dem 7. Dez. 1721 wiederum Provinzial.

[6] *(Pohl), Res gestae et scripta virorum Prov. Austr. S. J. f. 91.

des Wiener Profeßhauses rühmt den Pater in einer Note zu seinem Begräbnis am 5. November 1760 als einen Mann, höchstwürdig eines ewigen Gedächtnisses: ein wahrer Jesuit.[1]

Wie die Gemahlin des Kaisers Karl VI., so hatten auch seine beiden Kinder, darunter die erstgeborene Erzherzogin Maria Theresia (geb. 1717) von früher Jugend an Jesuiten als Lehrer und Beichtväter.

Als Maria Theresia 1740 auf den Thron gelangte, zeigte sie neben ihren außerordentlichen Charakter-Eigenschaften und einer tiefbegründeten Frömmigkeit auch eine ganz hervorragende Bildung. Über Jugendjahre und Erziehung der großen Kaiserin ist trotz des monumentalen Werkes von Arneth, auf dem alle folgenden Arbeiten beruhen, noch wenig Licht verbreitet. Einen guten Anteil an ihrer Erziehung haben sicher einige Jesuiten, über die aber auch nur spärliche Nachrichten erhalten sind.

In dem Tagebuch des Wiener Profeßhauses heißt es zum 23. April 1723: Zum Tisch kam der Rektor von Ödenburg, der hochw. P. Franz Xav. Vogl, der zukünftige neue Hofpater, Instruktor der beiden Erzherzoginnen des Kaisers Karl.[2] Die eine dieser beiden Erzherzoginnen war die zukünftige Kaiserin Maria Theresia, jetzt noch ein Kind von 6 Jahren. P. Vogl blieb in dieser Stellung als Instruktor und Beichtvater volle 11 Jahre bis zu seinem Tod 10. Juli 1734. Dann trat an seine Stelle der Hofprediger des Kaisers, P. Franz Brean, der aber bereits 16. Juli 1735 starb.

Während über P. Vogl eingehendere Nachrichten fehlen, sind wir über P. Brean besser unterrichtet; wir werden ihm später bei den Hofpredigern begegnen.

Ihm folgte alsbald P. Ignaz Kampmiller. Am 1. Oktober 1735 schreibt ihm der General Retz, er habe mit großer Freude vernommen, daß der Hof ihn zum Beichtvater der Erzherzoginnen bestimmt, er wünscht der Kirche und der Gesellschaft Glück dazu.[3]

P. Ignaz Kampmiller war 1693 in Wien geboren und dort 1709 in die Gesellschaft eingetreten. Nach Vollendung der Studien lehrte er mehrere Jahre Philosophie zu Graz und Wien, dann 1734 und 1735 Moral in Wien. Im Jahre 1739 begleitete er die Erzherzogin Maria Theresia nach Florenz, im Jahre 1741 die Königin nach Preßburg. Er blieb Beichtvater bis zur schweren Erkrankung der Kaiserin (1767). Aber auch da behielt er noch den Titel eines kaiserlichen Beichtvaters, und die Kaiserin bewahrte ihm ihr Wohlwollen bis über die Aufhebung hinaus. Er starb gebrochen und erblindet im hohen Alter von 84 Jahren in Wien 1777.

P. Kampmiller verweilte nicht gern auf seinem schwierigen Posten. Wiederholt mahnte der General auszuharren. So ermunterte ihn der General am 5. Mai 1753: Im übrigen weiß ich, von welchen Nöten (angustiis) Ew. Hochwürden

[1] *Diarium P. Praepositi dom. prof. Viennensis 1760/61.

[2] *Diarium P. Ministr. dom. prof. Vienn. 1723—34. Schon vom 16.—19. Febr. hatte P. Vogl in Wien geweilt, wahrscheinlich um sich vorzustellen. P. Franz Vogl war geboren 1679 zu Pöchling (Österr.) und 1695 eingetreten. Als Prediger und Oberer (Belgrad, Ödenburg) hatte er sich ausgezeichnet. Der Nekrolog (*Austria 191) rühmt von ihm, daß er sein Amt als Instruktor und Beichtvater mit der größten Zufriedenheit des Hofes verwaltete und sein Tod dort sehr bedauert wurde.

[3] *Austria 12 II. Gleichzeitig erteilt der General die erbetene Erlaubnis für die Polus peregrini, die Taschenuhr sowie die Verwendung der Pension. Als der Oberſthofmeister am 14. Januar 1736 seine Aufstellung über den Hofstaat Maria Theresias einreichte, beantragte er, daß P. Kampmiller und sein Socius Fr. Michael Schröck zu bleiben hätten. Hofzeremoniell-Protokoll bei Wolfsgruber, Hofburgkapelle 224.

in diesen schlimmen Zeitumständen bedrückt werden, von denen auch ich nicht wenig zu leiden habe, aber ich verzweifele deshalb nicht und hoffe auf bessere Zeiten. Inzwischen empfehle ich Ew. Hochwürden dies eine ausdrücklich, Ihren Posten nicht zu verlassen. Denken Sie daran, daß Sie der Gesellschaft sehr nützen können, wenn auch nicht durch Abwendung aller Übel so doch wenigstens durch Verhinderung größerer Übel. Am 18. August 1753 spricht der General dem P. Kampmiller seinen großen Dank aus, daß er sich bei seinen Ratschlägen und Mahnungen beruhigt und bereit sei, das Kreuz, das Gott auf seine Schultern gelegt, standhaft weiter zu tragen; freilich weiß ich, daß dieses Kreuz in den gegenwärtigen Umständen viel schwerer zu tragen ist, dafür wird aber Ew. Hochwürden ein viel größeres Verdienst bei Gott und der Gesellschaft haben.

Vielfach wurden sowohl der Beichtvater als auch der General durch die Wünsche der absolutistischen Kaiserin in eine Zwangslage versetzt. Ew. Hochwürden ist gezwungen — so schreibt der General am 17. November 1753 — dem P. Kampmiller, die Aufträge (mandata) der Kaiserin mir zukommen zu lassen und ich bin gezwungen, sie auszuführen. Obgleich ich dies nur ungern thue (es handelt sich um die Ernennung von zwei Obern in Wien) werde ich doch ohne Zögern willfahren.[1]

Wie die Kaiserin zu ihrem Beichtvater stand, erfahren wir aus ihren Briefen. Am 4. Oktober 1771 schreibt Maria Theresia an ihre Tochter M. Christine über P. Kampmiller: „Heute habe ich die zweite Messe gehört von meinem alten P. Kampmüller, welchen ich 36 Jahre als Beichtvater habe."[2]

Das „Gedenkbuch" der ehemaligen Kirche des Profeßhauses in Wien berichtet unter dem 14. Oktober 1771: „Secundiz des P. Ignaz Kampmüller, vormaligen Beichtvaters der Kaiserin Maria Theresia. Dieses erhebende Fest fand um ½8 Uhr früh in Gegenwart der Kaiserin und mehrerer Glieder des kaiserlichen Hauses im Oratorium des hl. Ignatius statt. Erzherzog Maximilian ministrierte. Die Kaiserin spendete bei dieser Gelegenheit ein Meßkleid und ein Altarpolster, die von ihrer Hand gearbeitet waren."[3]

In zwei Briefen vom 9. und 10. September 1773 spricht die Kaiserin von P. Kampmiller als mon pauvre père Kampmüller und mon pauvre vieux, der die Militärjurisdiktion nicht mehr fortführen kann, da er zu nichts mehr fähig ist.[4] P. Kampmiller war auch der erste gewesen, dem die Kaiserin die Ankunft des Aufhebungsbreve hatte mitteilen lassen. In dem handschriftlichen Tagebuch des alten Wiener Profeßhauses heißt es unter dem 30. August 1773: „Heute langte das unglückselige Breve unserer Aufhebung in Wien an. Die Kaiserin ließ dies durch den Baron v. Pichler (Direktor des geheimen Kabinetts) dem P. Kampmiller mitteilen."[5]

---

[1] *Epistolae secretae P. Visconti, Centurioni, Ricci.

[2] Dazu macht Arneth folgende Anmerkung: „Der Jesuit P. Ignaz Kampmiller, seit 1767 nicht mehr bei ihr als Beichtvater in Function. Während er sich noch in dieser Stellung befand, richtete Maria Theresia — etwa 1766 — eigenhändig die folgenden Zeilen an ihn: ‚Weil morgen ein so großes Fest ist, wünschte ich meine Andacht zu verrichten, wenn Sie nicht vielleicht wegen meines so lauen und zerstreuten Lebens und Gewohnheiten mir selbes verbieten. Wie gewöhnlich um 6 Uhr'". Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde II (1881) 373.

[3] J. Kurz, Gedenkbuch der Stadtpfarre zu den neun Chören der Engel am Hof (1891) S. 68. Vergl. Wolfsgruber, Hofburgkapelle 292.

[4] Arneth a. a. O. IV, 315, 401. Die oberste Militärjurisdiktion war bis zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu in Händen des kaiserlichen Beichtvaters: von ihm erhielten die „Feldpatres" ihre Vollmachten.

[5] P. Kampmiller erhielt die für die damalige Zeit sehr hohe Pension von 1200 fl.

Auch wurde erst jetzt der Prälat von St. Dorothea öffentlich ernannt. Am 18. September 1773 meldet der spanische Gesandte nach Madrid: „Der Beichtvater der Kaiserin, der sehr alt ist und zu der aufgehobenen Gesellschaft gehörte, zog sich in ein Kloster zurück, und an seine Stelle als Beichtvater trat der Prälat von St. Dorothea . . ., der seit einigen Jahren Gewissensführer dieser Souveränin war, aber ohne öffentlichen Titel."[1]

Die Stellung Maria Theresias ihrem Beichtvater gegenüber läßt sich auch schließen aus der Instruktion für ihre Tochter Karoline, die Braut des Königs Ferdinand von Neapel vom Jahre 1767. Darin schreibt sie: Wiederholt habe sie den Beichtvater daran zu erinnern, daß er ihr gegenüber keinen anderen Maßstab anwenden dürfe als bei jeder anderen Frau. Sie möge seine Aussprüche und Ratschläge mit Unterwürfigkeit aufnehmen, auf daß er sich überzeuge, die Stimme der Wahrheit sei ihr willkommen. Niemals aber solle sie sich seiner in anderen Angelegenheiten bedienen noch ihn teilnehmen lassen an ihrem Privatleben oder sich auf einen vertraulichen Fuß mit ihm stellen.[2]

Bevor nicht politische Rücksichten auf die bourbonischen Höfe sie entscheidend beeinflußten, gab Maria Theresia auch all ihren Kindern Jesuiten als Lehrer und Beichtväter.

Instruktor und Beichtvater des erstgeborenen Erzherzogs Joseph wurde bereits 1747 der Wiener P. Anton Höller (geb. 1698). Am 26. August 1747 drückt ihm der General Retz seine Freude über die Wahl der Kaiserin aus, aber schon am 7. Dezember 1748 schreibt der General dem Provinzial Hingerle, die Nachricht über die Aenderung mit P. Anton Höller sei ihm ganz unerwartet gekommen, ein Trost sei ja, daß die Kaiserin den neuen Instruktor wieder aus der Gesellschaft genommen habe. Dieser neue Instruktor war P. Ignaz Weikhard aus Millstadt (geb. 1716). Daß die Kaiserin, so schreibt der General am 1. Febr. 1749 demselben Provinzial, trotz der anderweitigen Gegenbemühungen einen aus den Unserigen zum Instruktor des Erzherzogs Joseph gewählt hat, ist ein Zeichen großen Vertrauens; der Provinzial möge den P. Weikhard gut instruieren, damit er den Erwartungen entspreche. Dies war der Fall, denn der Provinzial konnte melden, daß der P. Weikhard für sein Amt geeignet und seinem Schüler sehr angenehm sei.[3]

P. Weikhard lehrte die lateinische Sprache (1750), seit 1751 vorübergehend auch Geschichte und Deutsch.[4] Im Oktober 1751 nahm P. Weikhard Anteil an einer Beratung mit dem Aja des Erzherzogs, dem Grafen Karl Batthyany und dem Staatssekretär Bartenstein über einen neu einzuschlagenden Weg bei der Erziehung des Thronerben, nachdem wenige Monate zuvor der eigentliche Erzieher, der Augustiner Franz Joseph Weger, gestorben war.[5] P. Weikhard blieb in seiner Stellung bis 1760.

Als Beichtvater blieb P. Höller. Über 20 Jahre versah er das Beichtvateramt bei Joseph II. bis zu seinem Tod. Sowohl Joseph als auch seine Mutter setzten auf ihn das größte Vertrauen.[6] Nachdem er vier Jahre Philosophie und ein Jahr Kontroverse zu Wien doziert hatte, wurde er 1736 an den Hof gerufen,

(Wolfsgruber, Migazzi S. 177), die übrigen Exjesuiten bekamen nicht einmal 200 fl. (Arneth, Maria Theresia IX, 106, 569).

[1] *Orig. Simancas, Est. 6509.

[2] Arneth, Maria Theresia 9, 354.

[3] *Austr. 14. Vergl. Brief von Retz an Hingerle 13. Juni 1750; am 5. April 1749 gibt Retz dem P. Weikhard die erbetenen Erlaubnisse, Taschenuhr, Polus peregrini und Verwendung der Pension.

[4] Arneth, Maria Theresia 4, 158.

[5] Archiv für österr. Gesch. 46 (1871) 55.

[6] Vergl. Archiv für österr. Geschichte 76 (1890) 120.

als Beichtvater zuerst der Hofdamen der regierenden Kaiserin, dann 1739 der Erzherzogin Magdalena und 1744 der Erzherzogin Maria Anna, der Statthalterin von Belgien, die er auch nach Brüssel begleitete. Nach deren Tod kehrte er bereits 9. März 1745 nach Wien zurück. Am 1. April 1745 wurde er Beichtvater der älteren Erzherzogin Maria Anna und 7. August 1746 Instruktor und Beichtvater des Kronprinzen Joseph. Der Obersthofmeister der Kaiserin, Fürst Khevenhüller Metsch vermerkt zum 25. Dezember 1770 in seinem Tagebuch: Am 25. Dezember starb im 73. Jahr an einer Blutstürzung des Kaisers Beichtvater P. Anton Heller (!) S. J., ein frommer gottsfürchtiger Geistlicher, welcher ehedessen in dem nämlichen Amt der Erzherzogin zu Brüssel die Seele ausgesegnet, und den ich auch zu meinem extraordinari Beichtvater erkisen hatte, wenn ich den P. Lehner wegen seiner langen Abwesenheit zu Preßburg als Direktor der Erzherzogin Maria nicht haben konnte.[1]

Als Instruktor in der Philosophie wirkte bei Joseph der als Physiker und Orientalist bekannte P. Joseph Franz, der Begründer der orientalischen Akademie in Wien. Er war geboren am 23. Februar 1704 zu Linz und mit 15 Jahren in den Orden eingetreten. 20 Jahre leitete er die Sternwarte in Wien, die er 1734 erweitert hatte. Im Jahre 1740 begleitete er den kaiserlichen Gesandten Graf Uhlfeld nach Konstantinopel und machte bei dieser Gelegenheit größere Reisen in Kleinasien. Seinem Charakter nach war er sehr liebenswürdig und wohltätig, gegen sich sehr hart, indem er seinen Schlaf meistens auf nur drei Stunden beschränkte, sich mit einer Mahlzeit begnügte und statt Wein sehr dünnen Kaffee trank. Nach seinem Tod 12. April 1776 ließ ihn der Kaiser Joseph II. auf seine Kosten mit glänzendem Gepränge begraben.[2] Gleichzeitige und spätere Schriftsteller spenden seinen Verdiensten großes Lob.[3]

Für seinen Schüler verfaßte P. Franz ein eigenes Lehrbuch, das im Druck vorliegt.[4] Dieses zwischen 1752 und 1756 verfaßte Lehrbuch zeigt P. Franz auch als tüchtigen Philosophen. Mit Glück verteidigt er im Eingang den Wert der Metaphysik und weist die Einwände Spinozas und der Skeptiker auch mit schlagenden Beispielen zurück. Die modernen Irrtümer werden auseinandergesetzt und widerlegt, die Monadenlehre von Leibniz verworfen, die Möglichkeit der Wunder, die Unsterblichkeit der Seele, die Existenz Gottes, die Notwendigkeit der natürlichen Gottesverehrung eingehend bewiesen. Dem damals immer mehr grassierenden Atheismus geht er mit allen Waffen scharf zu Leibe. Der Herausgeber des Lehrbuches urteilt: „Wer aus der mitunter etwas zu energischen Art und Weise, in welcher P. Franz seine Anschauungen vertritt, auf einen hochfahrenden eigen=

---

[1] Tagebuch des Fürsten Khevenhüller Metsch 1770—73, 54. — In demselben Tagebuch heißt es von P. Lehner: Am 21. Dez. 1770 fingen die gewöhnlichen Exercitien in der Kammer Kapelle an, welche wie sonst von P. Lehner gegeben wurden. Abend des 24. Schluß der Exercitien, S. 53 f. Zum 22. Dez. 1771: Die Kaiserin wohnt nach alter Gewohnheit den abermals von P. Lehner gegebenen Exercitien bei, S. 109. Am 21. Dez. 1772 fingen in der Kammer Kapelle die alljährl. Exercitien des P. Lehner an, S. 153. P. Franz Lehner (geboren 1712 zu Wien und dort 1727 eingetreten) war seit 1748 Beichtvater der Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Christina, letztere begleitete er nach Brüssel, wo er als deren Beichtvater 1788 starb. In den Ordenskatalogen steht 1727—43 stets Lechner, dann immer Lehner. Stöger und dessen Quelle Pohl, sowie auch Sommervogel schreiben Lechner.

[2] (Stöger), Scriptores Prov. Austriacae (1855) 86.

[3] Einige Urteile bei Duhr, Jesuitenfabeln [4], 292 ff.

[4] Wehofer, Das Lehrbuch der Metaphysik für Kaiser Josef II., verfaßt von P. Jos. Frantz, Ergänzungsheft 2 zum Jahrbuch für Philosophie und spek. Theologie. Paderborn 1895.

sinnigen Charakter schließen sollte, der befände sich sehr im Irrtum . . . Zudem müssen wir uns gegenwärtig halten, daß wir einen Naturforscher von Fach vor uns haben, der mit der exakten Beobachtung gar wohl vertraut ist und sich nicht sobald ein X für ein U vormachen läßt. Gewohnt mit scharfen Augen nach den Sternen zu sehen — verdankte doch eine Sternwarte in Wien ihm ihren Ursprung —, weiß er sich auch am Himmelszelt der Ideen vortrefflich zu orientieren; aber wo er nicht mit aller Bestimmtheit gesehen hat, sagt er es auch."[1]

Über den Erfolg dieses philosophischen Unterrichtes urteilt der Kritiker: „Dennoch war der logische und metaphysische Unterricht des gelehrten Jesuiten nicht ganz ohne bleibende Frucht. Die bei Joseph II. allenthalben zutage tretende Klarheit der freilich oft unrichtigen Ideen, die eiserne und nur zu oft allzu rücksichtslose Konsequenz in der Durchführung eines Gedankens wird nicht nur natürlicher Veranlagung, sondern wenigstens teilweise auch der unter P. Franz erhaltenen geistigen Schulung zuzuschreiben sein . . . Jedenfalls konnte Maria Theresia unter den obwaltenden Umständen kaum eine Persönlichkeit ausfindig machen, welche die gewünschten und eben bei P. Franz vorhandenen Eigenschaften eines für den Kronprinzen geeigneten Lehrers der Philosophie in höherem oder doch in demselben Maße besessen hätte."[2]

Nach dem Tod seines Beichtvaters P. Höller (26. Dezember 1770) wählte Joseph II. keinen Jesuiten mehr an dessen Stelle, wohl aus politischen Gründen wie seine Mutter.[3]

Auch der Gemahl Maria Theresias, Herzog Franz von Lothringen, hatte einen Jesuiten zum Beichtvater, seit dem 1. Oktober 1745 P. Ignaz Pittermann (Bittermann), der seit November 1732 Feiertags-Hofprediger gewesen war (geboren 1694 in Wien, eingetreten 1711, gestorben 1758). Er gab viele Predigten, besonders über das bittere Leiden heraus.

Sein Nachfolger als Beichtvater wurde P. Ignaz Parhamer. Geboren 1715 in Schwannstadt (Oberösterreich) und eingetreten 1734, begann er 1747 seine überaus segensreiche Wirksamkeit für die Unterweisung der Jugend, durch die katechetischen Volksmissionen und durch die originelle Leitung des großen Wiener Waisenhauses am Rennweg. Der Biograph Maria Theresias schildert Parhamer als einen Mann, dessen ganzes Wirken für den katechetischen Unterricht der Kinder und für sein großes Waisenhaus aufging.[4] Am 9. Oktober 1758 schreibt P. Parhamer an den General, daß er gegen sein Erwarten vom Kaiser zum Beichtvater erwählt worden sei, jedoch auf Bitten des Erzbischofs von Salzburg vom Kaiser die Erlaubnis bekommen, die katechetische Mission in Salzburg halten zu dürfen.[5] In dem Hof-Ceremoniell-Protokoll des Wiener Obersthofmeisters heißt es zum 14. Mai 1766, daß der geweste kaiserliche Beichtvater Parhamer zum Beichtvater der Erzherzoginnen Maria Elisabeth und Maria Amalia ernannt und ihm der vorige Gehalt von 500 fl. belassen worden.[6]

---

[1] Wehofer 124 f. Über seine gefällige Latinität S. 145.

[2] Wehofer 167. Andererseits brachten starre Absolutisten oder Aufklärer wie Martini und Sonnenfels als Prinzenlehrer Joseph II. die absolutistische Auffassung der Majestätsrechte auch in kirchlichen Dingen bei. Vergl. F. Geier, Die Durchführung der kirchl. Reformen Josephs II. im vorderösterr. Breisgau (1705) 2 ff.

[3] Am 7. April 1771 wurde Burgpfarrer Krenner Josephs Beichtvater mit jährlich 500 fl. Wolfsgruber, Hofburgkapelle 291.

[4] Arneth, Maria Theresia 4, 112 f. Vergl. Helfert, Die österr. Volksschule 1, 42 f. Vergl. oben S. 239 ff.

[5] *Orig. Austr. 229 f. 165.

[6] Wolfsgruber, K. Hofburgkapelle 286. Bei dem plötzlichen Tod des Kaisers Franz I. in Innsbruck 1765 war P. Parhamer als einer der ersten zugegen gewesen. Rieder, Ignaz Parhamers und Franz Anton Marxers

Wenn nun soviele Jesuiten als Beichtväter und Instruktoren am Wiener Hof wirkten, so liegt die Frage nahe, warum dieser Hof nicht entschieden für die Erhaltung des Ordens eingetreten, wie es sogar geschehen konnte, daß die fromme und gewissenhafte Kaiserin, die dankbare Schülerin der Jesuiten, die große Gönnerin der Gesellschaft Jesu, zuletzt in entscheidender Weise auf die Aufhebung dieser Gesellschaft eingewirkt, ja man möchte fast sagen, ihr geradezu den Todesstoß versetzt hat.[1]

Früher hat man zur Lösung dieses Rätsels zu den gewagtesten Kombinationen seine Zuflucht genommen, ja abenteuerliche Berichte, wie die von einer durch die Jesuiten verratenen Generalbeicht der Kaiserin, in die Welt gesetzt. Diese Märchen sind endgültig abgetan.[2]

In dem spanischen Staatsarchiv zu Simancas liegt ein goldgerändertes, zwanzig Folioseiten umfassendes Gutachten des portugiesischen Staatsrates vom 24. August 1767, in welchem zum ersten Male offiziell die Vereinigung der drei Höfe von Portugal, Spanien und Frankreich gefordert wird, um den Papst zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu zu nötigen.[3] Der Zeitpunkt war insofern gut gewählt, als Spanien eben dem von Portugal 1759 und von Frankreich 1764 gegebenen Beispiel der Vertreibung der Jesuiten gefolgt war, und nunmehr die drei leitenden Minister Pombal, Choiseul und Aranda ein gemeinsames Interesse daran hatten, ihre Gewalttaten gegen den Orden durch die allgemeine Aufhebung von

---

Leben. Wien 1872. S. 30. — In Betreff der Besoldungen wird in dem Hofzeremoniell-Protokoll zum Jahre 1712 vermerkt: Zu des Hofpredigers Besoldung hat man noch 4 fl. zugesetzt, damit er dadurch numerum completum der 100 fl. habe. Beichtvater sammt Diener 336 fl., supponierend, daß das gewöhnliche Almosen der 2000 fl. dem Profeßhaus gegeben werde für die Unterhaltung der Hofpatres. Wenn ihnen aber auch die Tafel zu Laxemburg, Eberstorff und Favorita und andere Reisen nicht wie vorhin sollte gegeben werden, wäre für den Beichtvater und seinen Socius täglich 5 fl., für Wachs- und Insletkerzen beiden jährlich 50 fl., für des Beichtvaters Schreiber jährlich 36 fl. und Kostgeld täglich 45 Kr. Wolfsgruber 191 f. Als die regierende Kaiserin Januar 1724 anstatt des verstorbenen P. Consbruck den hinterlassenen Beichtvater der Kaiserin Eleonore P. Steph. Dinaritsch (!) annahm, vergönnte sie ihm alles, was sein Vorfahrer genossen, für ihn und seinen Gespan zu einem jährlichen Deputat 300 fl., für Wax und Insletkerzen 50 fl., für dessen Schreiber die gewöhnlichen 36 fl. jährlich nebst täglichem Kostgeld zu 45 Kr., und so oft er mit dem Hofstaat auf Reisen, wo ihm die Hoftafel nicht gereicht werden sollte, für sich und seinen Gespan zum tägl. Kostgeld 4 fl. Wolfsgruber 210 f. Bei außergewöhnlichen Anlässen gab es Zulagen, so erhielt bei dem Tode Joseph's I. nach den Leichenfeierlichkeiten 1711 der Hofprediger 100 fl., der Beichtvater 150 fl. Wolfsgruber 189. — Am 1. Oktober 1745 bestellte der Kaiser den bisherigen Hofprediger Pittermann zu seinem Beichtvater mit jährl. 500 fl. An Stelle Pittermanns traten 1. Oktober 1745 P. Tausch und P. Tusseng. Sie erhielten jeder 100 fl. und die einem vorigen Prediger zur Anschaffung von Büchern und anderen Notwendigkeiten jährlich ausgeworfenen 150 fl. L. c. 241. — Im Jahre 1769 erhielt P. Kampmiller 300 fl., für seinen Schreiber 309 fl., P. Parhamer 500 fl., Lechner, Richter, Friz 185 fl. Der Hofdamen-Beichtvater P. Vogl 240 fl., P. Franz 300 fl. ohne Schreiber. L. c. 289. — Was den Rang der Hofpatres anbetrifft, so haben sie seit 1770 den Rang vor den wirklichen Domherrn und sind nach Maßgabe der k. k. Räthe mit dem Sitze und dem Titel Herr zu beehren. Sie tragen seit den ältesten Zeiten im weltlichen Umgange ihre Halsbinde gleich den Domherrn veilchenblau und ihr Hut ist mit einem veilchenblauen mit Gold durchwirkten Quastenband geziert. L. c. 291.

[1] Vergl. Stimmen der Zeit 110 (1925) 207 ff.

[2] Vergl. Duhr, Jesuitenfabeln [4] (1904) 40 ff. — Trotzdem schleppt Lea in seiner History of auricular confession II (Philadelphia 1896) 455 die Fabel wieder mit.

[3] *Simancas, Estado Leg. 5054. Über die Vorgänge vergl. die Aufsätze: „Die Etappen bei der Aufhebung des Jesuitenordens nach den Papieren in Simancas" in der Zeitschrift für katholische Theologie 22 (Innsbruck 1898) 432 ff. und „Zur Charakteristik Pombals", ebd. 23 (1899) 444 ff.

Rom gleichsam sanktionieren zu lassen. Es dauerte aber noch 1½ Jahre, bis die Höfe ihre gemeinsame Forderung offiziell dem Papste Klemens XIII. kundgaben. Am 16., 20. und 24. Januar 1769 überreichten die Gesandten von Spanien, Neapel und Frankreich die Drohnote ihrer Höfe.[1] Tief erschüttert, aber starkmütig antwortete Klemens XIII.: Es liegt nicht in der Macht der Menschen, mich zu zwingen, gegen mein Gewissen zu handeln. Wenige Tage später, am 2. Februar 1769 starb der Papst plötzlich. Der offenbare Zwang, den die Höfe dem Gewissen antaten, töteten ihn — so meint Reumont.[2]

Einige Monate später wurde auf Betreiben der jesuitenfeindlichen Höfe der Kardinal Ganganelli zum Papst gewählt, nicht zwar infolge eines simonistischen Paktes, wie man behauptet hat,[3] wohl aber infolge von Zusagen, die der Kardinal schon früher wiederholt gegeben hatte.[4] Im Anfang seines Pontifikates stellte Klemens XIV. die Unterdrückung des Jesuitenordens in baldige Aussicht. Besonders in dem Briefe vom 30. November 1769 an den König von Spanien gibt er bestimmte Zusicherungen, daß er seine Verpflichtungen erfüllen werde. Er sammle Material, um in dem vereinbarten Motu proprio vor der ganzen Welt die weise Maßregel des Königs bei der Vertreibung der unruhigen und turbulenten Jesuiten zu rechtfertigen. Der König möge den Aufschub nicht übelnehmen. Der Papst wird auch bald dem König einen Entwurf vorlegen in Betreff der völligen Aufhebung der Gesellschaft.[5]

Je näher der Papst an die Ausführung gehen wollte, um so mehr schreckte er davor zurück. Vor seinem Gewissen erhob sich drohend die furchtbare Verantwortung für die Vernichtung so vieler apostolischer Arbeiten in Schule und Kirche, in den auswärtigen Missionen, in der ganzen Welt.

Aber er hatte den kleinen Finger gereicht, und die Höfe ließen nicht nach, die ganze Hand zu fassen. Es begann nun ein Drängen und Hetzen bei dem armen Papste, das in den Jahren 1772 und 1773 seinen Höhepunkt erreichte. Man muß die fast wöchentlichen, viele Folioseiten umfassenden Depeschen des ebenso gewandten wie brutalen spanischen Gesandten Moñino in Simancas lesen, um

[1] Portugal hatte damals wegen seines Bruches mit Rom keinen Gesandten beim Heiligen Stuhl.

[2] Geschichte Toskanas II (1877) 191. — Egli ne morì di crepacuore, come assicurò il cardinale Negroni. So Rosa, I Gesuiti dalle origini ai nostri giorni (Roma 1914) 389.

[3] Vergl. Zeitschrift für katholische Theologie 22 (1898) 437 f.

[4] Schon 1767 hatte der Kardinal Ganganelli eine solche Zusage gemacht, was aus der Depesche des französischen Gesandten in Rom, D'Aubeterre, vom 27. Mai 1767 hervorgeht. Wortlaut bei Carayon, Documents inédits XVI (Poitiers 1867) 407.

[5] „Sottoporremo poi un nostro piano alle savie riflessioni della Maestà Vostra toccante la totale abolizione di questa società e non passarà molto tempo della transmissione che le faremo." Der ganze Wortlaut bei Theiner, Clementis XIV Epistolae et Brevia (1852) 37. — Auf das Breve vom 30. Nov. 1769 antwortete der König am 26. Dez. mit dem verbindlichsten Dank für die bestimmten Versicherungen des Papstes und dessen besondere Bemühungen der Sammlung von Materialien para la expedicion del motu proprio aceptado y la formacion del plan tocante la absoluta abolicion de la Compañia, que Vuestra Santitad ofrece communicarme. Druck bei Ant. Ferrer del Rio, Historia del reinado de Carlos III en España 2 (Madrid 1856) 311 f. Bezüglich der Versprechungen des Papstes schreibt der Kardinal de Bernis am 1. Mai 1770 an den spanischen Gesandten Erzbischof Azpuru: . . . Le St. Père m'a assuré qu'il tiendroit les promesses contenues dans sa lettre au Roi d'Espagne, qu'il était incapable de manquer à sa parole: que dans peu les corrections du bref motu proprio seraient achevées . . . Quoique Sa Sainteté affecte toujours un grand courage, il n'est pas douteux qu'elle n'apprehende la vengeance des Jésuites (!). Il est donc très essentiel de fortifier le Pape sans quoi il sera difficile de le conduire au but desideré . . . *Orig. Simancas, Estado Leg. 5037.

einen Begriff zu bekommen, wie der Papst unausgesetzt beunruhigt, geängstigt und bedroht wurde. Jeden Strohhalm ergriff er, um dem Verhängnis der wirklichen Ausführung zu entrinnen.[1]

Nicht ein Strohhalm, sondern ein gewaltiger Balken im Kampfe mit dem Spanier wäre nun für den gehetzten Papst die Berufung auf den Widerstand durch die damals bedeutendste katholische Macht, auf Österreich und seine Kaiserin Maria Theresia, gewesen. Aber diese Berufung war nicht möglich. Maria Theresia hatte sich vorerst selbst die Hände gebunden, und im entscheidenden Augenblick versagte sie gänzlich.

Die Wichtigkeit, den kaiserlichen Hof für die Aufhebung des Ordens zu gewinnen, hat der französische Gesandte in Rom, D'Aubeterre, schon kurz nach der Vertreibung der Jesuiten aus Spanien in einer Depesche an Choiseul vom 17. Juni 1767 stark betont: der Hof von Wien müßte absolut mit uns übereinstimmen. Solange der Wiener Hof nicht sprechen wird, kann man stets dem Papst vorstellen, wie ungerecht die Forderung des Hauses Bourbon sei, nach der Vertreibung aus ihren Ländern auch noch die andern Souveräne der Jesuiten zu berauben, obgleich diese, wie man beifügen wird, mit der Führung dieser Ordensleute zufrieden sind und nichts Schlechtes an ihnen finden.[2]

Um diese Zeit neigte die Stellung Maria Theresias mehr nach einer positiven Stützung der Jesuiten. D'Aubeterre schreibt am 27. Januar 1768: Die Kaiserin hat positiv zuletzt noch dem päpstlichen Nuntius erklärt, daß, solange sie lebe, die Jesuiten nichts zu fürchten hätten und ruhig in ihren Staaten bleiben sollten.[3] Im selben Jahre versicherte die Kaiserin dem Missionär P. Koffler bei einer Audienz: „Mein lieber Pater, sei er nur ohne alle Sorgen, solange ich lebe, habt ihr euch nichts zu fürchten.[4]

Aber schon in den Worten, die Mahony, der spanische Gesandte in Wien, in seiner Depesche vom 9. Februar 1768 berichtet, ist eine kleine Schwenkung bemerkbar. Die Kaiserin habe erklärt, sie könne nicht direkt vorgehen gegen Ordensleute, die in ihren Ländern nicht schuldig seien; sie werde aber auch nichts für die Jesuiten tun. Weil die Mächte so sehr darauf erpicht seien, daß der Hof von Wien sich ihnen anschließe, könnten sie wohl zufrieden sein mit dem Anerbieten, sich ihnen nicht widersetzen zu wollen.[5]

Es kam die Papstwahl. In der Audienz vom 2. April 1769 äußerte sich die Kaiserin dem Nuntius Visconti gegenüber dahin: Nicht um ihretwillen, sondern wegen der Denkungsweise der übrigen Höfe wäre es gut, wenn der neue Papst nicht aus der jesuitischen Partei gewählt würde, um jenen Höfen nicht wieder Anlaß zu neuer Erbitterung gegen den Heiligen Stuhl zu gewähren.[6] Im Mai 1769 ging von Wien die Weisung nach Rom, alle dem österreichischen Hofe ergebenen Kardinäle sollten mit den Anhängern der bourbonischen Höfe zusammenwirken.[7] Wenige Monate nach der Wahl meldet der päpstliche Nuntius am 16. Dezember 1769 als Worte der Kaiserin nach Rom: Wenn der Heilige Vater die Unterdrückung der Jesuiten für notwendig erachte, werde sie die erste sein, sich zu unterwerfen.[8]

Um Zeit zu gewinnen, verlangte der Papst die positive Mitwirkung aller katholischen Mächte. Wie der kaiserliche Gesandte zu Paris, Graf Mercy, am

---

[1] *Simancas, Estado Leg. 5036 ff.

[2] Carayon a. a. O. XVI 411.

[3] Carayon a. a. O. 426.

[4] Koffler, Historica Cochinchinae descriptio, ed. Chr. de Murr (1803) 6.

[5] *Simancas, Estado Leg. 6504.

[6] Arneth, Maria Theresia IX 37.

[7] Ebenda 41.

[8] *Rom, Archivio Vatic. Nunziatura di Germania 389.

25. Juni 1769 nach Wien berichtete, hat der Papst sich dahin erklärt, zur Auflösung der Jesuiten schreiten zu wollen, wenn dieselbe von allen katholischen Mächten verlangt werden sollte.[1]

Bei den im Jahre 1770 zum Abschluß gelangten Verhandlungen über die Heirat des Dauphin (Ludwig XVI.) mit der Erzherzogin Maria Antonia, die von der Kaiserin sehr gewünscht und von Choiseul gefördert wurde, kam auch der Wunsch Choiseuls zur Sprache, der kaiserliche Hof möge gemeinschaftlich mit den anderen Höfen die Aufhebung verlangen. Daraufhin gab der kaiserliche Gesandte Mercy Anfang 1770 die Erklärung ab: Die Kaiserin werde sich mit großer Freude den Wünschen des Papstes in bezug auf die Aufhebung fügen. Daraus machten nun die Franzosen ein Verlangen des kaiserlichen Hofes.[2] Dies stellte die Kaiserin persönlich in einer Audienz dem Nuntius dahin richtig, sie habe nur erklärt, daß sie, ohne zu drängen und ohne zu widersprechen, die Entscheidung des Heiligen Vaters über das Los der Jesuiten erwarte: sollte Seine Heiligkeit es für ersprießlich erachten, sie zu reformieren oder aufzuheben, so würde dies ihr gleich sein.[3] Unter den gegebenen Umständen lag in diesen Worten eine starke Förderung der jesuitenfeindlichen Absichten. Wie sehr dem Papste ein positives Widerstreben der Kaiserin erwünscht gewesen, verrät die Depesche Moñinos vom 27. August 1772: „Der Papst habe erklärt, für die Aufhebung beständen große Schwierigkeiten von seiten der Länder, wo die Jesuiten noch nicht vertrieben seien; in Deutschland ständen die Bischöfe auf Seiten der Jesuiten; es sei notwendig, mit Klugheit vorauzugehen."[4] Diese „Ausflüchte" gefielen dem Spanier sehr wenig; er überreichte am 10. September 1772 dem Papste einen Entwurf für die Aufhebungsbulle und drohte, im Falle weiteren Zögerns, mit dem Bruch Spaniens. Nach heftigen Auseinandersetzungen mit dem Papste konnte er am 11. Februar 1773 den Entwurf der Aufhebung seinem Hofe übersenden. Sobald der König von Spanien im Besitze desselben war, schrieb er am 5. März 1773 der Kaiserin, der Heilige Vater habe ihn beauftragt, den Breveentwurf der Kaiserin mitzuteilen, da er vorher nichts endgültig bestimmen wolle. Zugleich erinnerte der König an die Erklärung der Kaiserin vom Jahre 1770, daß dieselbe einer etwaigen Aufhebung durch den Papst sich nicht widersetzen werde.[5]

Es hing also nochmals alles von der Kaiserin ab. Aber hier versagte sie vollständig. Maria Theresia antwortete dem König bereits am 4. April, sie erteilte ihre Zusage in verbindlicher Weise: „Die Anhänglichkeit und die Hochachtung sind bekannt, die ich für Ihre Person hege, und ich freue mich, Ihnen in einer Sache willfährig sein zu können, die Ihnen so sehr am Herzen liegt"; die Klauseln über den Besitz nehme sie aber nicht an, da „ich dem Papste das Recht nicht zuerkennen kann, über die Güter und über die Personen, welche dem Orden angehören, zu verfügen". Aber selbst wenn diese Klauseln nicht geändert werden, will sie „die Kundmachungen der Bulle nicht aufhalten", sondern nur die Verfügungen über den Besitz nicht zulassen, selbst wenn die Bulle veröffentlicht sei. „Ich hoffe, daß Ew. Majestät zufrieden sein werden, da Ihnen nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. In diesem zuversichtlichen Vertrauen bitte ich Sie um die Fortsetzung Ihrer Freundschaft, insbesondere für unsere geliebten Kinder in Neapel und Toskana, und sogar zu seiner Zeit für die in Parma."[6]

[1] *Wien, Geh. Staatsarchiv, Frankreich 1769.

[2] *Brunati an Kaunitz am 12. Mai 1770; Wien, Geh. Staatsarchiv, Rom 1770.

[3] *Rom, Arch. Vatic. Nunz. di Germania 389.

[4] *Simancas, Estado Leg. 5039.

[5] Wortlaut bei Arneth, Maria Theresia IX 564 f.

[6] „Mon attachement et estime étant connus, que j'ai pour votre personne, étant charmée de pouvoir lui complaire dans

In der Tat konnte der König von Spanien sehr zufrieden sein: die letzte Waffe war dem Papst aus der Hand geschlagen. Moñino triumphierte. Nach erneuertem, aber vergeblichem Sträuben mußte der Papst sich fügen. Endlich, so berichtet Moñino am 17. Juni 1773, hat der Papst das Breve unterzeichnet und mir zur Drucklegung übergeben, da er der Apostolischen Kammer nicht trauen kann.[1]

Hätte sich Maria Theresia nicht auf die Verwerfung der Besitzklauseln beschränkt, sondern den erpreßten Entwurf einfach zurückgewiesen, so wäre das Breve vielleicht nie unterzeichnet worden. So aber bedeutete der besonders aus Liebe zu ihren Kindern so bereitwillig dem König erwiesene Freundschaftsdienst den unabwendbaren Todesstoß für die von ihr hoch geschätzte Gesellschaft Jesu.

Wenn wir nun eine Erklärung des Verhaltens der Kaiserin versuchen wollen, so muß vor allem die Frage erhoben werden: Wie konnte sich Maria Theresia ihren Standpunkt zurechtlegen?

Die Aufhebung der Gesellschaft zu verlangen, wäre direkt gegen ihr Gewissen gewesen, denn sie kannte von ihrer frühen Jugend an die Jesuiten zu genau, um nicht die schreiende Ungerechtigkeit einer solchen Forderung einzusehen. Schreibt sie ja am 30. August 1773 ihrem Sohne, dem Erzherzog Ferdinand: „Durch eine Stafette erfahre ich soeben die Unterdrückung der Jesuiten. Ich gestehe es, ich bin davon schmerzlich berührt, indem ich nie anderes als Erbauliches bei ihnen gesehen habe."[2] Und am 16. Oktober 1773 klagt sie ihrer vertrauten Freundin, der Gräfin Enzenberg: „Wegen der Jesuiten bin ich untröstlich und in Verzweiflung. Mein ganzes Leben habe ich sie geliebt und hochgeachtet und nichts als Erbauliches von ihnen gesehen."[3]

Sehr bezeichnend sind auch die Worte der Kaiserin in ihrer Instruktion vom 21. April 1770 für ihre Tochter Maria Antonia vor deren Abreise nach Paris: „Laß dich in kein Gespräch ein weder für noch gegen die Jesuiten. Du darfst dich auf mich berufen und sagen, daß ich von dir verlangt habe, nicht davon zu sprechen, weder in günstigem noch in ungünstigem Sinne; du wüßtest, wie ich sie schätze, wie sie in meinen Ländern sehr viel Gutes getan haben, wie ich betrübt sein würde, sie zu verlieren; wenn aber der römische Hof glaube, diesen Orden aufheben zu

une chose qui lui tient tant à coeur." Der ganze französische Text bei Arneth a. a. O. IX 565 f. Im selben April 1773 schrieb der Assistent P. Rhomberg mit Billigung des P. General an P. Parhamer und schilderte ihm die harten Verfolgungen und Drohungen in Rom. Er bat ihn, dem Wiener Hofe dies mitzuteilen und auch im Namen des Generals den Schutz des Hofes anzurufen. Im besonderen möge er die Kaiserin bitten, daß sie, wie sie früher durch den Canal des Assistenten Rhomberg dem General ihre Zufriedenheit mit den Mitgliedern der Gesellschaft in ihren Staaten erklärt habe, dasselbe jetzt dem Papste erklären zu lassen. P. Parhamer antwortete dem Assistenten, er habe bei der Kaiserin eine große Gleichgültigkeit und Kälte angetroffen, sie habe erklärt, sie wolle sich nicht in diese Dinge einmischen und den Papst tun lassen, was er für besser halte. *Termanini, Vita del P. Lor. Ricci 80. — Nach dem Tod des P. Anton Lindner, des Assistenten für Deutschland im Jahre 1758, wurde als dessen Nachfolger P. Ign. Rhomberg, Provinzial der oberdeutschen Provinz, nach Rom berufen. Er erhielt von P. Ricci den Auftrag, seine Reise über Wien zu nehmen und bei der Kaiserin im Auftrage des Generals anzufragen, wie sie mit den Jesuiten in ihren Staaten zufrieden sei. Die Antwort der Kaiserin lautete, sie sei sehr zufrieden mit den Diensten, welche die Patres der Gesellschaft in ihrem Reiche leisteten; sie fügte bei, daß sie auf das Drängen der bourbonischen Höfe, mit ihnen gemeinsame Sache gegen die Gesellschaft zu machen, immer geantwortet habe, sie sei mit den ihren (Jesuiten) zufrieden und wolle sich deshalb in diese Sache nicht einmischen. Patrignani-Boero, Menologio 1, 262.

[1] *Simancas, Estado Leg. 5040.

[2] Arneth, Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde I (1881) 228.

[3] Arneth, Maria Theresia IX 568.

müssen, so würde ich kein Hindernis setzen; im übrigen hätte ich immer mit Auszeichnung von ihnen gesprochen, aber selbst nicht gern von dieser unglücklichen Angelegenheit sprechen hören."[1]

Könnte man aus diesen letzten Worten nicht vielleicht heraushören, daß es der Kaiserin bei ihrer letzten Stellungnahme selber nicht recht geheuer war? Zu ihrer Beruhigung meinte sie sich sehr wohl sagen zu dürfen, daß ihr Standpunkt, kindliche Unterwerfung unter die Entscheidung des Papstes, der kirchlich korrekte sei. Und rein formell betrachtet, war das ja auch richtig; aber materiell unter den gegebenen Umständen beruhte diese Meinung auf einer Selbsttäuschung: sie läßt das Unrecht geschehen, obschon sie es verhindern kann. Denn tatsächlich handelte sie gegen den Wunsch des Papstes und gegen die Interessen der Kirche, und was es in diesem Falle mit dem kindlichen Gehorsam gegen den Papst auf sich hatte, das wußte sie selbst am besten.

Dieser Gehorsam gegen den Papst lag nach den damals in Wien herrschenden Maximen ganz in der Gewalt der Kaiserin. Diese Maximen bewegten sich in kirchlich politischer Hinsicht stark in jansenistischen Bahnen. Je mehr die Jansenisten sich sträubten, die Entscheidungen des Papstes anzuerkennen, um so mehr riefen sie die weltliche Macht auf gegen die „römischen Übergriffe". Der Löwener Kanonist Van Espen verteidigte in eigener Schrift das staatliche Plazet und den Appell ab abusu. Auf Van Espen gestützt, geht der Neapolitanische Jurist und Historiker Giannone in der schroffsten Weise gegen die Rechte der Kirche an und statuiert den Absolutismus des Staates über die Kirche. Schon unter dem Vater der Kaiserin hatten die Jansenisten am Wiener Hofe Einfluß. Der Leibarzt Karls VI., Garelli, vorher Professor der Medizin in Löwen und ein Freund Van Espens, war Jansenist. Er überreichte und befürwortete November 1725 bei dem Kaiser die Bittgesuche der Jansenisten. An ihn wandte sich 27. Dezember 1725 die Löwener medizinische Fakultät in längerem Schreiben für Van Espen. Zur selben Zeit trat Giannone persönlich in Wien entschieden für Van Espen ein und hetzte gegen Rom, mit dem der Kaiser wegen der Monarchia Sicula und Investitur von Parma im Streite lag.[2] Dieselben Gesinnungen hegte der Leibarzt der Kaiserin Van Swieten, der von Haus aus Jansenist war und überall, besonders in der ihm unterstehenden Zensurbehörde für die Beförderung von Jansenisten und Jansenisten-Freunden mit Erfolg tätig war. Sein Nachfolger als Leibarzt war wiederum ein Jansenist, der von ihm berufene Professor de Haen.[3]

So ist es nicht zu verwundern, wenn Maria Theresia 1746 für alle Apostolischen Bullen ihr kaiserliches Plazet einführt und sogar kein Bedenken trägt, der Bulle Klemens XIII. vom 7. Januar 1765 zur Verteidigung des Ordens gegen die maßlosen Schmähungen das Plazet zu verweigern und trotz der Bitten der Jesuiten die Veröffentlichung der Bulle am 8. März 1765 zu verbieten und den Verkauf unter Strafe zu stellen.[4]

Auch die Verkündigung des Aufhebungsbreves erfolgte nur nach Erteilung des Plazet in kaiserlicher Machtvollkommenheit; denn in der Verfügung an die Regierungen vom 10. September 1773, in der Maria Theresia die Mitteilung des

---

[1] Arneth-Geoffroy, Maria Antoinelle. Correspondance secrète I (Paris 1874) 5 ff.

[2] Vergl. (G. Dupac de Bellegarde) Vie de M. Van Espen (Louvain 1767) 170, 126 ff.

[3] Fournier, Historische Studien I (1885) 104 ff. — Über andere Jansenisten am Wiener Hof den Bischof Simon von Stock, den Domherrn Simen usw., s. Histor.-polit. Blätter 86 (1880) 645 ff., 720 ff.

[4] Hock-Bidermann, Der österreichische Staatsrat (1879) 48. — Näheres, Stimmen der Zeit Bd. 110, 213.

Breve an die Bischöfe erlaubte, schärfte sie ein: „Ihr werdet denselben das Placetum regium in Unserm höchsten Namen, jedoch mit der ausdrücklichen Clausula schriftlich erteilen, daß das Breve nicht anders als salvis juribus Regiis . . . publicirt werden dürfe."[1]

Kann der Gehorsam gegen den Heiligen Stuhl mithin kein entscheidendes Moment in unserer Frage bilden, so legt sich die weitere Frage nahe, welche Faktoren denn auf die Haltung der Kaiserin eingewirkt haben. Es sind deren besonders zwei: erstens das Interesse ihres Hauses (besonders ihrer Töchter), und zweitens die starke Einwirkung kirchenfeindlicher Ratgeber.

Die Rücksicht auf ihre Familie, besonders die Versorgung ihrer Töchter, ist bei Maria Theresia vielfach ausschlaggebend. „In Dingen, von welchen die von ihr gewünschte Verheiratung eines ihrer Kinder abhing, war Maria Theresia nicht so leicht zu erschüttern", so bemerkt ihr bedeutendster Biograph.[2] Neben Rücksichten auf die hohe Politik wünschte die Kaiserin sehr dringend die Verheiratung ihrer Töchter mit bourbonischen Erbprinzen. Bourbonen waren damals nicht allein die Herrscher in Paris und Madrid, sondern auch in Neapel und Parma. An den hier in Betracht kommenden Höfen führten jesuitenfeindliche Minister das Regiment: Choiseul in Paris, Tanucci in Neapel, Du Tillot in Parma. Diese Minister mußten für die Erreichung der Heiratspläne von großer Bedeutung sein.

Schon bei der Verweigerung des Plazet für die Verteidigungsbulle Klemens XIII. spielt die Rücksicht auf den französischen Hof eine entscheidende Rolle; noch mehr machte sich diese Rücksicht geltend seit den Verhandlungen über die Heirat Maria Antonias mit dem französischen Dauphin, auf die Maria Theresia großen Wert legte und für deren Förderung sie Choiseul stets dankbar blieb. Ähnliche Rücksichten leiteten Maria Theresia in ihrem Verhältnis zum spanischen König, den sie, wie wir oben vernommen, um die Fortsetzung seiner Freundschaft bittet, „insbesondere für unsere geliebten Kinder". Die Rücksicht auf ihre an Bourbonen zu verheiratenden oder verheirateten Kinder hat ihr Verhältnis zu den bourbonischen Höfen auch in der Jesuitenfrage nicht unwesentlich beeinflußt.[3]

Wie sehr das Familieninteresse den Eifer für die kirchlichen Interessen bei Maria Theresia überwog, zeigt sehr deutlich ihr Verhalten zu dem kirchenfeindlichen Minister Du Tillot in Parma. Als Herzog Philipp von Parma am 18. Juli 1765 gestorben, schrieb die Kaiserin dem Infanten Ferdinand von Parma, dem für ihre Tochter Amalia ausersehenen Bräutigam, der damals vierzehn Jahre zählte, einen Brief, den Arneth „bemerkenswert" findet; er ist es in mehr als einer Beziehung. Darin heißt es: „Darf ich es wagen, Ihnen einen Rat zu erteilen? Halten Sie fest an den Leuten, welche Ihr verstorbener Großvater und Ihr geliebter Vater verwendeten, insbesondere an dem getreuen Du Tillot, diesem unvergleichlichen Manne."

„Diese warme Empfehlung Du Tillots aus dem Munde der Kaiserin ist um so wichtiger" — meint Arneth —, „als gerade er der Urheber jener vielfältigen Reformen auf kirchlichem Gebiete war, welche schon in der letzten Zeit der Regierung des Herzogs Philipp denselben in schroffen Konflikt mit dem Heiligen Stuhle

[1] Der ganze Wortlaut bei Peinlich, Grazer Programm (1872) 4.

[2] Arneth, Maria Theresia IX 376.

[3] Guglia urteilt in seinem Werke über Maria Theresia II (1917) 336: Der Brief der Kaiserin an die Gräfin Enzenberg (1773) läßt erkennen, „wie sie innerlich für die Jesuiten Partei genommen und nur aus politischen Erwägungen heraus keine Einsprache gegen ihre Vernichtung erhoben hat".

gebracht hatten, Vertreibung der Jesuiten, Abschaffung der Inquisition, Schmälerung der Kirchengüter, Aufhebung der Klöster."[1] Der Brief, der Du Tillot zu Gesicht kommen mußte, war augenscheinlich darauf berechnet, dessen Wohlwollen für ihre Tochter zu gewinnen.

Der Plan gelang. Am 27. Juni 1769 fand die Vermählung der Erzherzogin Amalia mit dem Herzog Ferdinand durch Prokuration in Wien statt. In der Instruktion für ihre Tochter mahnt die Kaiserin dieselbe, zu Du Tillot zu halten und „auf nichts zu hören, was man dir wider ihn wird beibringen wollen",[2] trotzdem sich dieser französische Freigeist immer mehr als gewalttätiger Kirchenfeind entpuppt hatte. In Parma mußte sich dann Amalia von den schreienden Ungerechtigkeiten des Ministers überzeugen, und die Folge war, daß sie sich der Opfer des Ministers annahm. Darüber war Maria Theresia sehr beunruhigt. Sie „befürchtete, daß diese Vorgänge in Frankreich, von woher schon die Bewerbung ihrer jüngsten Tochter Antonia für den Dauphin bei ihr eingegangen war, einen für dieselbe sehr nachteiligen Eindruck hervorbringen könnten". Sie ließ deshalb den König von Spanien bitten, gegen seinen Neffen in Parma energisch vorzugehen und ihm ihre entschiedene Mißbilligung des Verhaltens ihrer Tochter kundzutun. Dies tat denn auch Karl III. in einem Briefe vom 15. September 1769 in sehr scharfer und drohender Weise, in dem er im Namen von Frankreich und Spanien verlangt, daß der Herzog „den Ratschlägen des vielfach bewährten und vertrauenswürdigen Du Tillot nachkomme". Der österreichische Gesandte, Freiherr v. Knebel, verteidigte aber die Herzogin: Es wäre fast undenkbar gewesen, daß die vielen Personen, welche unter dem Drucke eines harten, willkürlichen und absolutistischen Regiments seufzten, sich nicht an die Erzherzogin gedrängt, ihr Elend ihr vorgestellt und sie dringend gebeten hätten, ihrer sich anzunehmen und sie zu retten. Maria Theresia setzte sich aber weiter für Du Tillot ein.[3]

Neben diesen Rücksichten waren es besonders kirchenfeindliche Ratgeber, die einen weitgehenden Einfluß auf die Kaiserin ausübten, da ihr Charakter eine solche Einflußnahme sehr begünstigte. „Mir selbst überlassen", so gesteht die Kaiserin in einem Billett vom Mai 1771 dem Fürsten Kaunitz, „bin ich unentschlossen, da ich meine Unzulänglichkeit kenne und nichts besitze als einen wahrhaften und guten Willen, den man jedoch leicht ins Schwanken bringen kann."[4] Übereinstimmend urteilt die scharfsinnige Erzherzogin Isabella, die erste Gemahlin Josephs II., im Jahre 1752: „Es wäre zu wünschen, daß sie (die Kaiserin) von ihrer Erfahrung und ihren Talenten für sich selbst Gebrauch machen würde. Aber sie hält sie für schwach; sie mißtraut ihrer eigenen Einsicht; sie vergißt, daß wenige Menschen aufrichtig und daß wahre Freunde eine Seltenheit sind. Daher stammen die Fehler, die sie begeht; darin wurzelt die Unentschiedenheit, in der sie sich häufig befindet, und daher kommt es, daß sie sich leicht an diejenigen um Rat wendet, welche, unverschämter als andere, ihren falschen Eifer zur Geltung bringen wollen."[5]

In der äußeren Stellungnahme zur Jesuitenfrage übte Kaunitz einen mächtigen Einfluß auf die Kaiserin aus. Noch in den letzten Jahren versicherte sie dem Fürsten: „Habe mich des Fürsten Aurath bei denen Jesuitensachen so wohl befunden."[6]

---

[1] Arneth a. a. O. VII 373. Die Gewalttaten Du Tillots begannen 1764, die Vertreibung der Jesuiten erfolgte Anfang 1768.

[2] Ebd. VII 383.

[3] Ebd. VII 387 f. 391, 399 ff.

[4] Französischer Wortlaut bei Arneth a. a. O. IX 561.

[5] Ebd. VII 51.

[6] Ebd. IX 152.

Der Biograph Maria Theresias preist Kaunitz, der in allem macchiavellistischen Grundsätzen folgte, als den „wahrhaft großen Staatsmann"; aber er betont doch auch dessen kleinliche, oft an das Kindische streifende Charaktereigenschaften, seine armselige Eitelkeit, die unglaubliche Furcht vor Krankheit und Tod, den freien Verkehr des seit 1749 Verwitweten mit Frauen, seinen Egoismus usw. „Er verhehlte auch nicht, wie lebhaft und innig er den antikirchlichen Ideen sich anschloß, wie sie damals durch die Schriften Voltaires und seiner Gesinnungsgenossen in ganz Europa verbreitet wurden."[1] Alles das wußte die Kaiserin, und doch schenkte sie ihm auch in kirchlichen Dingen das größte Vertrauen. Ein Vorfall ist für das gegenseitige Verhältnis sehr bezeichnend. Trotz seines antikirchlichen Standpunktes nahm Kaunitz stets an der Osterkommunion des Hofes am Gründonnerstag teil. Als er am Gründonnerstag des Jahres 1774 durch Krankheit daran verhindert wurde, ging er soweit, der Kaiserin den Beichtzettel zu senden, der ihr beweisen sollte, daß er am Vortage seiner religiösen Pflicht genügt habe, wie er am 31. März 1774 der Kaiserin berichtet.[2] Charakteristisch ist auch das Entlassungsgesuch des Fürsten vom 4. Juni 1766, in dem er die von ihm verbesserten Verhältnisse als „einen Gegenstand gerechter Bewunderung für ganz Europa" und sich selbst als ehrlichen Mann und treuen Diener preist, der „blindlings der Vorsehung Gottes und der Milde der Kaiserin" vertraut. Die gerührte Kaiserin nimmt in ihrer Antwort vom 7. Juni 1766 alles für bare Münze und bietet dem Schmeichler ihre „ganze Freundschaft und ihr volles Vertrauen" an.[3]

Außer dem Voltaireaner Kaunitz war es besonders der kaiserliche Leibarzt Van Swieten, der die Haltung der Kaiserin in vielen Stücken bestimmte. Der Obersthofmeister Fürst Khevenhüller-Metsch notiert am 18. Juni 1772 in seinem Tagebuch: Eodem starb im 72. Jahr unser berühmter Prothomedicus Baron van Swieten . . . Selber hat anno 1745 in meine als damals angesetzten Obrist-Cämmerer Hände das Jurament als Leib-Medicus abgelegt und bekannter Maßen nach der Hand eine große Rôle zu Hof gespillet, indem die Kaiserin ihn nicht allein in sua sphaera und zu Einrichtung der Studien consultiret und recht blindlings seinen Rathschlägen und Vorschlägen gefolgt, sondern ihr Vertrauen in selben immer so weit erstrecket hat, daß sie auch in internis, zumalen in Religionssachen, sich von ihm zum öftern und leider nicht allzeit zum Besten leiten lassen.[4] Die Kaiserin schreibt nach seinem Tode an Erzherzog Ferdinand am 18. Juni 1772: Sein Verlust ist unersetzlich besonders für mich: Ich hatte großes Vertrauen zu ihm in sehr vielen Angelegenheiten, und ich habe mich dabei sehr wohl befunden.[5]

Als Jansenist war Van Swieten ein geschworener Feind der Jesuiten. Trotz dieser Feindschaft gegen die Jesuiten ließ sich die Kaiserin in Jesuitenangelegenheiten viele Jahre lang von Van Swieten beraten: Gefühlsmomente überwucherten hier wie in andern Fällen die Gründe der Vernunft. Es kam ihr, wie es scheint, gar nicht zum Bewußtsein, wie unkritisch es war, von dem erbitterten Feinde über den Gegenstand der Feindschaft sich beraten zu lassen.[6]

---

[1] Ebd. IX 923.

[2] Wortlaut bei Arneth IX 572. Der gerührte Dank der Kaiserin ebendort.

[3] Arneth a. a. O. VII 299 ff.

[4] Tagebuch des Fürsten Johann Joseph Khevenhüller-Metsch, Kaiserlicher Obersthofmeister 1742—1776. Herausgegeben von Rudolf Graf Khevenhüller-Metsch und Hanns Schlitter. 1770—1773 (1925) 132. Zur Würdigung dieser Tagebücher vergl. Guglia, Maria Theresia I 353 ff.

[5] Arneth, Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder I 132. Vergl. IV 235 „mon meilleur ami, confident et bienfaiteur" und IV 236 den Dank für ein sehr schmeichelhaftes Gedicht Van Swietens auf die Kaiserin.

[6] „Man muß staunen", so urteilt Albert Jäger, „daß Maria Theresia die unter ein-

Neben und nach Van Swieten war es weiter der wahrscheinlich von ihm vorgeschobene Prälat Müller, Propst des Augustiner-Chorherrenstiftes St. Dorothea zu Wien, der die Kaiserin in der Jesuitensache stark beeinflußte.

Fürst Khevenhüller, der langjährige Obersthofmeister der Kaiserin, der sich in allen Vorgängen des Hofes genau unterrichtet zeigt, schreibt in seinem Tagebuch Ende August 1773:[1]

„Mit Ende dieses Monaths langte die merkwürdige Bulla oder das Breve Pontificium vom 21. Juli jüngsthin in Wien an, wodurch endlichen nach den so eifrigen Betreibungen der bourbonischen Häuser und der Jesuitischen Antagonisten dieser berühmte Orden, welcher der Religion und dem Staat — zumalen denen österreichischen Landen — so große Dienste geleistet, vollends aufgehoben worden. Unser Cardinal-Erzbischof (Migazzi), der zwar sonsten kein besonderer Freund der Sozitet gewesen, hatte dennoch sein mögliches angewendet und nicht allein der Kaiserin, sondern auch dem Papste hierüber sehr bündige Vorstellungen gemacht und in seinem mir vorgezeigten Gutachten dahin angetragen, daß man diesen nützlichen Orden allenfalls per modum congregationis beibehalten möge. Es ist mir von glaubwürdigen Leuthen versichert worden, . . . man habe Mittel gefunden, die Kaiserin durch die geheime Korrespondenz mit dem König in Spanien und durch zudringliche Vorstellungen des Probsten von St. Dorothe irre zu machen. Letzterer (der Probst) hat schon einige Jahr und zumal seit ihrer letzten Blattern-Krankheit sich ihres in der Tat zarten Gewissens dergestalten zu bemächtigen gewußt, daß — ob sie schon dem P. Kampmiller (der von den Kinderjahren her ihr Beichtvater gewesen) noch immer gebeichtet — sie sonsten in allen nur etwas wichtigen Fällen ohne obbemelten Herrn Probsten zu consultiren nichts vorgenommen und monatlich den 18. als ihren Jour de retraite mit ihm geheime Gewissens-Unterredungen zu halten gepflegt; wie sie dann auch selben nach beschehener Resignation erst benannten Patris sogleich zu ihrem Gewissens-Rath mit einem jährlichen Gehalt von tausend Gulden (worüber ich ihm von Obristhofmeisters-Amt wegen das Decret ausfertigen müssen) benennet hat. Dieser geistliche Herr war immer und, wie es verlauten wollen, aus persönlicher Pique, daß ihn die Jesuiten in ihrem Orden nicht angenommen, ein abgesagter Feind derenselben; und weilen er bei jeder Gelegenheit ihre Doctrin in specie die Quaestiones de probabilismo und restrictione mentali attaquiret, so wurde er sogar eines heimlichen Jansenismi beargwohnt. Es ist also leichtlich vorzustellen, daß er den Enthusiasmum des schwachen Königs in Spanien bester Maßen secundirt haben werde, welchem man zu bereden gewußt, daß ihm die Jesuiten nach dem Leben strebten, also zwar, daß er, wie mir erzählet worden, sich niemalen zu Bett geleget, ohne eher eine genaue Visitation gehalten zu haben, ob nicht ein Meuchelmörder in seinen Wohnungen sich verstecket befände."

Der Propst Müller arbeitete vielfach im Sinne der Aufklärer. Später (1777) mußte Kardinal Migazzi ihn mahnen, „nicht die letzte Hand zu dem gänzlichen Umsturz der Kirchenzucht und Ordnung zu reichen. . . An dem Jüngsten Tage werden die Wortansflüchte nichts helfen. Herr Prälat! praeterit figura huius mundi!" — „Vielleicht hat sich der Prälat", so bemerkt der Biograph Migazzis, „dieser Worte seines Erzbischofs erinnert, als er vernehmen mußte, daß man nur seinen Hintritt abwarte (30. August 1782), um St. Dorothe in Kraft der Grundsätze aufzuheben, denen er seine geistliche Pflicht zum Opfer gebracht."[2] Obgleich der Prälat der Kaiserin auch im Tode beigestanden,[3] so hinderte das Joseph II.

---

schmeichelnder Hülle schlecht verborgene Verfolgungssucht (Van Swietens) nicht merkte". Zeitschrift für katholische Theologie. Innsbruck 2 (1878) 298. Dort auch Näheres über seine Verleumdungen gegen die Jesuiten „mit dem ganzen ihm innewohnenden Haß" 301.

[1] Tagebuch des Fürsten Johann Joseph Khevenhüller-Metsch 181 f.

[2] Wolfsgruber, Kardinal Migazzi 328 ff.

[3] Arneth, a. a. O. X 724.

nicht, zwei Jahre später, sobald der Prälat gestorben, dessen Stift aufzuheben und in ein Arbeitshaus zu verwandeln. Das war 1782, also noch nicht zehn Jahre nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu, zu der Müller mitgewirkt.[1]

Wie sehr sich die Kaiserin von jansenistisch gesinnten Gegnern der Jesuiten beeinflussen ließ, zeigt ein Vorfall vom 2. Oktober 1773. Das Protokoll der Sitzung der Hofkanzlei vom 2. Oktober 1773 berichtet über die Verwendung der Jesuiten: „Was die höheren Schulen betrifft, läßt sich nach der Allerhöchsten Gesinnung den gewesten Jesuiten kein Lehrstuhl der Moral oder Ethicae, der Theologiae, der Historiae Sacrae und der Metaphysic anvertrauen." Die Kaiserin genehmigte nicht allein diese Ausschließung, sondern verschärfte sie noch: „bey Expedirung an die Länderstellen müssen diejenigen Lehrstühle genau bestimmt werden, welche den aus der Societaett ausgetrettenen Individuis zu benehmen wären, als nemlich in der Philosophie, der Logik und Metaphysik, dann die Ethik, in der Theologie die scholastico-dogmatica, die moralis, die Theologia polemica, die scriptura sacra, die eloquentia sacra, die griechische und hebräische Sprache, wobey auch vorzüglich noch darauf zu sehen wäre, daß, wo etwan auf den Universitäten noch das Ius canonicum von den Jesuiten docirt worden, hierzu ebenfalls ein anderer Lehrer gewählt würde."[2]

An die Spitze der Kommission über die Jesuitenangelegenheiten stellte die Kaiserin den Staatsrat Freiherrn v. Kreßl, der „mit Herz und Sinn jener freidenkenden Schar von Männern angehörte, welche auch in konfessionellen Dingen die Devise des Fortschrittes auf ihre Fahne geschrieben haben."[3] Auch die andern Personen, die Maria Theresia zu Mitgliedern der Kommission ernannte, waren entschiedene Jesuitenfeinde: der Propst Ignaz Müller, Professor Martini und der Hofrat Greiner.

Als diese antijesuitische Jesuitenkommission die Kaiserin am 14. Januar 1774 zu schärferen Maßregeln gegen die Exjesuiten antrieb und zum Beweis die unglaublichsten Dinge von Millionenverschleppung, falschen Eidschwüren, von dem Wiener Profeßhaus, „wo gleichsam der Mittelpunkt aller geheimen Verhandlungen von Europa war", anführte, erwiderte die Kaiserin: sie habe mit Verlangen erwartet, daß von Rom nach so langer Zeit etwas Positiveres würde kommuniziert werden, nach welchem mein Gemüt beruhigen könnte wegen der künftigen Maßregeln; leider aber niemals als Worte, supposita und keine reele facta mir vorgelegt worden. Und dann betont sie, daß sie durchaus nicht den Vorwurf der Voreingenommenheit für die Jesuiten verdiene: Ich war seit langen Jahren schon nicht so eingenommen von der Sozietät; mich selbst und meine Kinder entzohe selber sowohl in der Erziehung als im Beichtstuhl. Niemand als ich allein trachtete bei Aufhebung der Sozietät so nachdrücklich, ihnen alle Professuren der Theologie sogleich zu benehmen; wo die Stellen es unmöglich findeten, hielt ich so genau darauf, daß lieber ein ganzes Jahr allen Studien wollte Einhalt tun, als selbe zu gestatten.[4]

Rücksichten auf die Interessen ihres Hauses und starke Beeinflussung durch jesuitenfeindliche Ratgeber lassen also die Haltung der Kaiserin erklärlich erscheinen. Die große Herrscherin zeigt sich hier als schwache Frau und zärtlich besorgte Mutter. Zu bedauern bleibt immerhin, daß sie stärkerem Willen unterlegen und so gegen ihre eigenste Überzeugung gehandelt hat — zu ihrem eigenen Leidwesen.

---

[1] Näheres über die Aufhebung des Stiftes in der Topographie des Erzherzogtums Österreich XV (1836) 124 ff.

[2] Arneth a. a. O. IX 569 f.

[3] Ebd. IX 104.

[4] Ebd. IX 118 f.

Ihr Vertrauter in schweren Stunden, ihr Obersthofmeister Fürst Khevenhüller, meint: „Was nun dieses Evènement (die Aufhebung) für ein Aufsehen und Ärgerniß in publico erweckt, ist sich unschwer vorzustellen, und hierbei aber die gutte Frau (die Kaiserin) am meisten zu bedauern, als welche wider ihre Inclination und, wie ich sicher bin, wider ihre eigene innerliche Überzeugung zu einem solchen Schritt verleitet worden, den sie noch im Todbett bereuen und nicht mehr zu repariren im Stand sein wird."[1]

Diese Reue scheint in der Tat eingetreten zu sein, denn Kardinal Migazzi versicherte 1793 in einem Schreiben an Kaiser Franz II.: „Ich hörte aus Höchstderselben (der Kaiserin Maria Theresia) eigenem Munde, nach der Aufhebung, beiläufig drei Monate vor Ihrem Tode diese ausdrücklichen Worte: ‚O hätte ich Ihrem Rate gefolgt und von Ihren Vorstellungen Gebrauch gemacht.'"[2]

Hätte die große Kaiserin ein Jahrzehnt länger gelebt und die Hinrichtung ihres Schwiegersohnes Ludwig XVI. (21. Jan. 1793) und ihrer Tochter Maria Antonia (16. Okt. 1793), mit deren Verheiratung die Preisgabe der Gesellschaft Jesu verknüpft erscheint, noch erlebt, so würde ihre Reue wohl um nicht wenig größer gewesen sein.[3] — —

Es ist eine stattliche Reihe von Jesuiten, die an unserem Auge vorübergezogen; es sind aber nicht alle, die den Höfen nahegestanden, denn noch manche andere haben an anderen Höfen und speziell bei dem Hofstaat und einzelnen Erzherzoginnen als Beichtväter und Lehrer gewirkt.[4]

Die Stellung all dieser Jesuiten war in der Zeit des Absolutismus im 18. Jahrhundert eine besonders schwierige und verantwortungsvolle. Vielfach berührten sich politische und kirchliche Interessen sehr nahe. Dazu kamen noch ganz eigentümliche Schwierigkeiten, die von seiten der vielen Empfehlungen und den widerstreitenden Interessen der verschiedenen Höfe herrührten.

Auf der 16. Generalkongregation 1730—1731 forderte eine Kommission die Erneuerung der Präzepta für die, die sich in politische Geschäfte einmischen. Die Kongregation beschloß am 2. Januar 1731 davon abzusehen, da hinreichend vorgesorgt sei. In der Sitzung vom 12. Januar wurde aber ein Antrag eingebracht, der verlangte: Wenn ein Pater Beichtvater bei einem Fürsten wird, soll er denselben gleich anfangs dringend bitten, ihn nie in politischen Dingen zu gebrauchen. In der Sache war allgemeine Übereinstimmung, über die Art und Weise gingen die Meinungen auseinander. Einige meinten, erst dann den Fürsten zu bitten, wenn solche Dinge an den Hofbeichtvater heranträten; andere meinten, diese Dinge seien oft so mit Gewissensfragen vermischt, daß sie kaum von einander getrennt werden könnten. Der Fürst fragt den Beichtvater, ob der beabsichtigte Krieg gerecht oder

---

[1] Khevenhüller-Metsch, Tagebuch 1770/73 182 f.

[2] „Migazzi und die Jesuiten", in „Stimmen der Zeit" 38 (1890) 491. Die Stelle auch bei Wolfsgruber, Kardinal Migazzi 186.

[3] Ein französischer Historiker, der sich eingehend mit dieser Periode beschäftigt hat, meint wohl etwas übertreibend, die Zustimmung der Kaiserin zur Aufhebung sei das Nadelgeld für Marie Antoinette gewesen: „Choiseul a obtenu son consentement (de l'impératrice): C'a été les épingles de mariage de Marie-Antoinette d'Autriche avec le Dauphin". Masson, Le Cardinal de Bernis (Paris 1884) 217.

[4] Die einzelnen Namen wie Carl Granelli, Ferd. Richter, Steph. Amiodt usw. finden sich in den jährlichen Personal-Katalogen der österr. Provinz mit Angabe ihres Wirkungskreises verzeichnet; über die meisten auch biographischen Notizen bei (Stöger) Scriptores Provinciae Austriacae, und etwas weitläufiger in dessen Hauptquelle, der Handschrift Res gestae et scripta virorum Prov. Austr. von P. Pohl. Schöne Nekrologe über P. Ignaz Pittermann und P. Stephan Amiodt in *Austria 215 (1758) und 216 (1759).

ungerecht sei, ob die Auflagen auf die Unterthanen billig seien usw. Wie wird der Beichtvater auf jene Fragen, die auf die gute Leitung, das Gewissen des Fürsten und die gute Regierung sich beziehen, antworten können, ohne Verhältnisse der Politik zu berühren? Die Kongregation beschloß, die vorhandenen Dekrete genügten; wenn aber der Fürst Einmischungen verlange, müsse der Beichtvater das Verbot entgegenhalten.[1]

Vielfach glaubte man, durch die Hofbeichtväter von den Höfen alles und jedes erreichen zu können. Fürsten, Kardinäle, Bischöfe, Prälaten und Laien meinten, ein Recht auf Unterstützung durch sie zu haben und verlangten dieselbe von den Generalen in oft sehr nachdrücklicher Weise. Nicht selten waren es Bittsteller, denen die Gesellschaft zu Dank verpflichtet war. Einige der Bittsteller hörten nicht auf, die Generale mit Briefen gleichsam zu bombardieren. So gerieten die Generale in ein wahres Kreuzfeuer. Auf der einen Seite konnten sie manche Bitten nicht einfachhin abschlagen, anderseits mußten sie sich gestehen, daß so vielfältige Bitten um Interzession den Hofbeichtvätern sehr lästig sein mußten und ihre so notwendige Freiheit den Fürsten gegenüber zu beeinträchtigen geeignet waren. Manchmal wählten die Generale deshalb einen Mittelweg. Sie schrieben dem Beichtvater, daß es unmöglich gewesen, den Bittsteller abzuweisen, aber die Weitergabe bleibe ganz dem Gutbefinden des Beichtvaters überlassen. Das Unzuträgliche in diesen Empfehlungen haben die Generale selbst gefühlt und vielfach zum Ausdruck gebracht.

Am 6. Januar 1720 dankte der General Tamburini dem P. Consbruch, dem Beichtvater der Kaiserin Elisabeth, für die tatkräftige Unterstützung eines empfohlenen Prälaten und fügt dann bei: Diese Herren sind oft wunderlich; sie meinen, die Unsrigen könnten alles, wenn sie nur wollten. Ew. Hochwürden mögen Mitleid mit ihnen haben und gleicherweise auch mit mir, da ich zuweilen gezwungen werde, mit dergleichen Aufträge andere zu belästigen, von denen ich mich aber soweit als möglich zu befreien suche.[2]

In einem Brief vom 4. Januar 1721 an P. Fonseca in Wien klagt derselbe General, daß er fürchte, in der folgenden Woche mit einer Empfehlung lästig fallen zu müssen: unzählige habe ich abgewiesen, die etwas ähnliches von mir verlangten, aber es ist unmöglich, allen zu widerstehen.[3]

Indem der General Retz am 28. Mai 1740 dem P. Choler zu seiner Erwählung als kaiserlicher Beichtvater Glück wünscht, macht er ihn zugleich darauf aufmerksam, daß er viele Beschwerden von seiten des Generals zu erwarten habe, die dieser ihm zu verursachen gezwungen sein werde infolge von Empfehlungen, die er auf höhere Autorität oder durch ungestümes Drängen zahlreicher anderer Personen an ihn richte.[4]

Wiederum bin ich gezwungen, Ew. Hochwürden lästig zu fallen — so schreibt der General Tamburini am 1. Februar 1727 an P. Tönneman, um den Bitten derer zu entsprechen, denen ich eine Empfehlung nicht abschlagen kann.[5]

Am 21. Mai 1735 versichert der General Retz dem P. Tönneman, er sei stets bemüht, mit allen Mitteln die Einmischung der Unsrigen in politische Geschäfte zu verhindern. P. Tönneman solle Mitleid mit dem General haben, der in einer Zwangslage sei und nicht verhindern könne, was er gern verhindern möchte. Es handelte sich um die vom sächsischen Hofe verlangte Reise des P. Guarini nach

[1] *Acta Congreg. XVI.
[2] *Epp. Nostr. Ad diversos 6, 82.
[3] L. c. 6, 189.
[4] Epp. Nostr. 48.
[5] *Austr. II, 12.

Posen, die der Papst durchaus nicht wollte, wie P. Retz am 4. Juni 1735 dem Beichtvater meldet.[1]

Lästig muß ich Ew. Hochwürden scheinen — so entschuldigt sich P. Retz am 3. August 1737 bei P. Tönneman, da ich das schon öfters empfohlene Anliegen des hochwürdigsten Grafen Tirheim wiederum empfehle.[2]

Dem P. Kampmiller in Florenz verspricht der General am 28. Januar 1739, sich alle Mühe zu geben, ihn nicht mit Empfehlungen zu belästigen, aber es sei unmöglich, alles abzuschlagen wegen des Ranges und der Verdienste der um Empfehlung Bittenden; er überlasse aber alles der Entscheidung des Beichtvaters.[3] Aber am 17. September 1741 bittet er denselben Beichtvater, es nicht ungütig aufzunehmen, daß er heute wiederum mit einer Empfehlung komme, er habe dieselbe nicht abschlagen können.[4]

Dem P. Ign. Pittermann setzt P. Retz am 23. Oktober 1745 auseinander: Obgleich ich Ihnen wegen Ihrer vielen anderen Arbeiten sehr lästig falle, sehe ich doch voraus, daß ich wegen der Menge derer, die sich an mich wenden, und von denen ich wegen ihrer Autorität und Verdienste um die Gesellschaft mich häufig nicht frei machen kann, besonders um die primae preces (Vorschlagsrecht für geistliche Ämter) bei dem Kaiser zu erlangen. Es ist eine allgemeine Überzeugung von der Macht der Unsrigen an den Höfen, und man hofft nicht selten, durch die Fürsprache der Hofbeichtväter, mehr Gnaden zu erwirken, als diese selbst durch ihre Bitten zu erreichen vermögen.[5]

Derselbe General schreibt am 21. Dezember 1737 an P. Ulrich Assel, den Beichtvater des Herzogs Franz von Lothringen (Großherzogs von Toscana): Als ich im vorigen Monat einem Brief ein Bittgesuch beischloß, habe ich es ausdrücklich dem klugen Ermessen Ew. Hochwürden anheimgestellt, ob die Überreichung ohne Anstoß beim Serenissimus geschehen könne. Deshalb konnten Sie in dieser Voraussicht die Überreichung unterlassen und nur dies mitteilen. Im übrigen mögen Ew. Hochwürden glauben, daß ich dergleichen Postulate, obgleich ich sie sehr ungern übernehme, sehr oft aus wichtigen Gründen nicht zurückweisen kann, und zwar wegen des Wohles der Gesellschaft, in deren Interesse es oft liegt, daß ich suche, solche Bitten durch die Unsrigen zu befördern. So sehr ich es auch möchte, werde ich deshalb schwer von allen dergleichen Empfehlungen absehen können, es sei denn, ich würde durch Ew. Hochwürden verständigt, daß Serenissimus Ihnen verboten, irgendeine Empfehlung anzunehmen.[6]

Die Initiative zu dem hier von dem General angedeuteten Auswege aus dem Labyrinth der Empfehlungen hätte wohl von manchen Hofbeichtvätern selbst ergriffen werden können. Wenn der Beichtvater zu seinem fürstlichen Beichtkinde sagte: Empfehlungen haben mit dem Amte des Beichtvaters nichts zu thun, auch fürchte ich dadurch lästig zu fallen und in meiner eigenen Freiheit behindert zu werden, ich bitte deshalb, mir den Wunsch auszudrücken, ein für alle Mal keine Empfehlungen mehr anzunehmen, — so würden wohl wenige Fürsten dieser Bitte nicht entsprochen haben: manche Schwierigkeiten wären dann beseitigt worden.

Besonders heikel wurde die Lage des Generals, wenn von dem Papste Ein-

---

[1] *Epp. N. N. 47. Vergl. Retz an Guarini 24. Nov. 1736: er verbietet Pontificio oraculo impulsus die Reise.

[2] *Epp. N. N. 48. Vergl. die Briefe von Retz 12. Sept. 1733. Pareat quaeso molestiis non nisi invitus ac molestatus infero und 7. Aug. 1734: Cogor, Rev. Vestrae operam denuo implorare. *Epp. N. N. 47.

[3] *Epp. N. N. 20.

[4] *Epp. N. N. 48.

[5] *Austria 13.

[6] *Rhen. sup. 5.

wirkung auf den Beichtvater in kirchenpolitischen Dingen verlangt wurde. So schreibt der General Retz am 12. April 1736: Bei den jetzigen Verhandlungen zwischen den Fürsten will der Papst, ich soll nachdrücklich empfehlen, daß der Beichtvater alles aufbiete, damit in dem Friedenstraktat nichts aufgenommen werde in Betreff von Parma und Piacenza, was den Rechten des Hl. Stuhles zuwiderläuft. Obgleich bei dieser Sache die Bemühung des Beichtvaters wenig opportun oder nützlich sein kann, empfehle ich die Sache Ihrer Klugheit, um dem Papste zu gehorchen.[1]

Neue Schwierigkeiten ergaben sich, wenn von dem General für die Einwirkung auf die Hofbeichtväter Dinge verlangt wurden, die sich direkt widersprachen. Während des spanischen Erbfolgekrieges schreibt der General Tamburini am 31. März 1708 an den P. Balthasar Miller in Wien: In Neapel, wo mehr als 100 Jesuiten wohnen, sind 3 oder 4 von der antiösterreichischen Partei, dasselbe kann von ganz Italien gesagt werden. Aus Spanien kommen mir von der antiösterreichischen Partei fortgesetzte Klagen zu gegen die Unsrigen in Madrid, weshalb man die Gesellschaft für eine österreichische Parteigängerin hält. Daraus können Ew. Hochwürden schließen, daß den wenigen, die in Barcelona anders gesprochen haben, zahlreiche andere entgegengestellt werden können, die ganz entgegengesetzt denken. Viele, die man als antiösterreichisch verdächtigt, sind ganz unschuldig. Von den vielen Beispielen nur eins. Bei dem Einzug der Kaiserlichen in Neapel brach eine Verschwörung aus. Ein Jesuit schrieb, zwei Jesuiten des Franz Xaver-Kolleg seien beteiligt: eine Verleumdung, die öffentlich als solche gebrandmarkt wurde. Wenn nun einer der Unsrigen so evident Falsches berichtet in einer für die Gesellschaft so gefährlichen Sache, was werden erst die Auswärtigen berichten, unter denen es so viele uns feindlich Gesinnte gibt, die jede Gelegenheit benutzen, um die Mißgunst der Fürsten gegen uns zu erregen? So könnte es auch mit den Beschuldigungen in Barcelona sein, aber wenn sie auch wahr wären, was könnten einige wenige gegen so viele andere beweisen![2]

Ähnlich wie in Madrid ging es in Rom. Am 27. August 1707 meldet P. Tamburini dem P. Bischoff in Wien: Martiniz (der kaiserl. Gesandte) verlangt die Entfernung des spanischen Substituten, die Gründe sind absolut haltlos. Bei so leeren Beschuldigungen ist ja überhaupt keine Regierung mehr möglich. In Neapel und Rom wimmelt es von Böswilligen, die mit leeren Beschuldigungen gleich zur Hand sind.[3]

Diese Gegensätze erstreckten sich natürlich auch auf die überseeischen Gebiete, auf die Missionsländer. Am 25. Juli 1716 klagt der General dem P. Balth. Miller in Wien: An solche ganz entgegengesetzte Forderungen von zwei Regierungen, hier in Paris und Wien, bin ich gewohnt. In China will der portugiesische Hof die Unterstellung der französischen Patres unter die Jurisdiktion der portugiesischen Patres, der französische Hof verlangt ihre Exemption; die eine und die andere Forderung schließen sich aus und unter Drohungen verlangt man von beiden Seiten deren Ausführung.[4]

Wie früher im spanischen Erbfolgekrieg, wo Bourbon und Wittelsbach gegen Habsburg kämpften, so mußte noch mehr der österreichische Erbfolgekrieg, wo sowohl Wittelsbach als auch Wettin Anspruch auf das Habsburger Erbe erhoben, für die Jesuiten überhaupt und für die Hofbeichtväter insbesondere fast unlösbare Schwierigkeiten mit sich bringen. War es ja kaum möglich, daß die den betreffen-

[1] *Austria 18 (Soli).
[2] *Epp. N. N. 45.
[3] *Epp. N. N. 45.
[4] *Epp. N. N. 45.

den Höfen so nahestehenden Beichtväter nicht in der einen oder anderen Weise in die jeweiligen politischen Ansichten und Ansprüche verwickelt wurden.

Man kann deshalb die Mahnung des Generals Retz verstehen, die er in dem Briefe vom 31. Dezember 1740 an P. Kampmiller zum Ausdruck brachte, es sei die größte Sorge der Gesellschaft, unter den jetzigen Umständen bei keinem Fürsten anzustoßen.[1] Dieser Anstoß war schon bald da. Man hatte von Rom nach Wien über sehr unliebsame Äußerungen eines Paters am sächsischen Hof berichtet. Darüber große Entrüstung. Auf die Nachricht davon schreibt der General am 8. Juli 1741 an P. Kampmiller, er sei sehr betrübt über den P. N. Der Beichtvater möge sorgen, daß die Schuld des einen Gliedes nicht zur Strafe dem ganzen Körper angerechnet und daß der Äußerung des einen in diesen gefährlichen Umständen nicht mehr Gewicht beigemessen werde als der Meinung aller, oder des größeren Teiles aller anderen Jesuiten, die in glühender Begeisterung auf der Seite des Kaiserhauses stehen und für dasselbe beten. Im übrigen ist bei den Berichten des hiesigen Gesandten Vorsicht geboten, da er der Gesellschaft weniger geneigt ist.[2] Der P. N. war P. Ignaz Guarini.[3] Nach näheren Erkundigungen schrieb der General am 19. August 1741 an P. Kampmiller, der betreffende Pater lehne durchaus die Beschuldigung ab.

Im folgenden Jahre klagt der General am 28. Juli 1742 dem P. Kampmiller: Alles ist voll von Verleumdungen gegen uns. Wenn wir dort hart hergenommen werden wegen der Parteinahme einiger für andere Häuser, so leiden wir hier und anderswo wegen der treuen Anhänglichkeit an Österreich, und was Lob verdiente wird als Verbrechen angerechnet. Könnten sich doch die Unsrigen überall von allen Fürsten Händeln fernhalten, aber das dulden wieder die Fürsten selbst nicht, wie es mit dem von Ew. Hochwürden am 14. Juli berichteten Pater (in Turin) der Fall ist.[4]

Wiederholt gaben die Generale der Meinung Ausdruck, daß die am meisten dem Hofdienst widerstreben, am ehesten geeignet erscheinen. Die tugendhaftesten Jesuiten haben am meisten der Berufung an den Hof widerstrebt und nur dem Wunsche der Obern Folge geleistet. Manche ließen es dann nicht an Anstrengungen fehlen, vom Hofdienst befreit zu werden, was dann in einzelnen Fällen auch gelang. Dieser Stimmung gab u. a. P. Retz Ausdruck, indem er an den Landgrafen Joseph von Hessen in Mantua am 26. Januar 1732 schreibt, er habe vernommen, daß P. Jos. Harzheimb (!) einigen Anstand macht, Köln zu verlassen und die aufgetragene Reise zu Ihro Durchl. anzutreten. Es ist mir nun schon nit unbewußt, daß bei unsern Priestern derlei ansehnliche Bedienungen hoher Fürsten und Höfe, falls sie etwa hierzu erkieset worden, gemeiniglich vieles Nachdenken und wenig Neigung erwecken.[5] —

Während Wirksamkeit, Ratschläge und Einfluß der Hofbeichtväter vielfach in Stille und Dunkelheit verborgen bleiben und sich deshalb der Beurteilung oftmals entziehen, treten Gesinnung und Einfluß bei den Hofpredigern vor die volle Öffentlichkeit durch ihr Wort auf der Kanzel. Wenn einzelne dieser Hofprediger 20 und mehr Jahre ihre Wirksamkeit auf der Hofkanzel fortsetzen konnten, so bürgt diese Tatsache allein schon für einen tiefgreifenden Einfluß bei ihrem hohen Zuhörerkreis. Über die Richtung dieses Einflusses können wir uns nun ein genaues Urteil bilden, da von mehreren Hofpredigern die vor dem Hof gehaltenen Predigten in zahlreichen Bänden im Drucke auf uns gekommen sind. Das gilt

[1] *Epp. N. N. 47.
[2] *Epp. N. N. 48.
[3] Vergl. oben S. 337 ff.
[4] *Epp. N. N. 48.
[5] *Epp. ad. Extern.

besonders von den Predigern am Wiener Hofe im 18. Jahrhundert. Wie diese Predigten Gesinnung und Wirksamkeit der Prediger charakterisieren, so bieten sie zugleich einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte, indem sie die Punkte aufweisen, die die Prediger der damaligen Zeit dem Hofe vorzuhalten für besonders notwendig erachteten.

Die auf die Wiener Hofkanzel berufenen Prediger waren ausschließlich Jesuiten, die sich als hervorragende Prediger bereits auf anderen Kanzeln bewährt hatten.[1] Daß sich diese Prediger durch vaterländischen Sinn und treue Anhänglichkeit an die Dynastie auszeichneten, ist selbstverständlich. Ihre zahlreichen Trauerreden auf Mitglieder der Dynastie zeigen dies klar und deutlich. Daß sich die Hofprediger aber auch durch große Freiheit der Rede hervortaten, mit der sie einerseits die Pflichten der Fürsten betonten, und die Laster der Hofleute und Reichen geißelten, anderseits sich mit der größten Wärme aller Armen, Bedrängten und Unterdrückten annahmen, ist besonders in dieser Zeit der höfischen Allmacht nicht so selbstverständlich und deshalb um so mehr anzuerkennen. Wie bei den meisten Hofbeichtvätern, so ist auch bei den meisten Hofpredigern die Liebe zu den Armen und zum Volke ein besonders hervorstechender Zug, der allgemein Anerkennung verdient; ist ja diese aus gläubigem Herzen entspringende warme Liebe zu den Armen und Unterdrückten ein charakteristisches Merkmal des wahren Christen und besonders des vom Geiste seines Instituts durchdrungenen Jesuiten.

Nur einige Beispiele sollen die Belege erbringen. An der Schwelle des 18. Jahrhunderts begegnet uns zuerst P. Brean, der Instruktor der späteren Kaiserin Maria Theresia. P. Franz Xaver Brean war geboren zu Wien am 20. Dez. 1678 und im Alter von 16 Jahren in die Gesellschaft eingetreten. Er erwarb sich bald als Prediger einen großen Ruf und Kaiser Karl VI., der ihn in Frankfurt predigen hörte, berief ihn als Prediger an den Hof, wo er dann über 20 Jahre als Hofprediger einen großen nachhaltigen Einfluß ausübte. Ein Biograph des 18. Jahrhunderts, der der Zeit des P. Brean näher stand, nennt ihn den Fürsten unter den Rednern seiner Zeit in der österreichischen Provinz. Er redete mit solcher Kraft, daß er mehrmals einen Venenbruch erlitt. Infolge des wiederholten starken Blutverlustes sehr geschwächt, mußte er zum großen Leidwesen von hoch und niedrig auf die Kanzel verzichten. Aber der Kaiser ließ ihn noch nicht los. Er gab ihn (1734) seinen beiden Töchtern Maria Theresia und Maria Anna als Lehrer und Beichtvater. Mitten unter dem allgemeinen Beifall blieb der Pater stets demütig und bescheiden, ja er konnte eine lobende Erwähnung nicht ertragen und erwiderte dann unwillig, alles was er getan, sei nichts, von der Barmherzigkeit Gottes allein hoffe er die Verzeihung seiner Sünden. Ein schöner Tod, bei dem er alle um Verzeihung bat und der Gesellschaft den innigsten Dank abstattete, krönte ein segensreiches Leben.[2]

P. Brean benützte seine letzten Lebensjahre zur Herausgabe seiner Predigten, die unter dem Titel „Christliche Wahrheiten" 1733—1735 und später in mehreren Neuauflagen erschienen. In der Zueignung an den Kaiser Karl VI. betont er, daß er als einfacher Ordensmann stets mit günstigem Gemüt angehört worden, wenn er die allerhöchsten Welt Häupter an ihre Schuldigkeiten unerschrocken gemahnt. Dieses wäre ihm nicht nur erlaubt gewesen, sondern er wäre darum sogar geschätzt worden. Ew. Majestät haben der ganzen Welt an Sich gezeigt, was Ambrosius an Theodosium den Großen geschrieben hatte: an Kaisern wäre nichts so schätz-

[1] Ein Verzeichnis mit Angabe der Lebensdaten bei P. Cölestin Wolfsgruber Die K. u. K. Hofburgkapelle. (Wien 1905) 605 ff.

[2] (Pohl), Res gestae et scripta virorum Prov. Austr. S.J. Wien, Staatsbibl. 7550. f. 26.

bar und liebenswerth, als daß dieselben die Freiheit auch in denen lieben, welche in tieffster Dienstbarkeit ihnen unterworfen seynd. Es wäre der Ausspruch Athalarici des Gothen Königs in der That erfüllet worden: Ein guter Fürst wäre derjenige, vor dem es erlaubt ist, für die Gerechtigkeit zu reden, welche einen jeden gegen die Menschen und noch mehr gegen Gott verpflichtet, der allerbeste Fürst dann, welcher dies auch verlangt und anbefiehlt.

In der Vorrede zu den Predigten hebt Breau hervor: Obschon an dem ersten Hof der Welt zu reden mir ist aufgetragen worden, so habe doch dafür gehalten, ich hätte mit meinen Reden fürnehmlich dahin anzutragen, damit hiedurch gute Christen gestaltet würden . . . Was nützte es, Reich und Länder durch kluge Rathschläg oder mit bewaffneter Hand erobert, erhalten und erweitert haben, sofern man dabei an seiner Seele sollte Schaden leiden? Diese sind die Ursachen, warum zwar immerhin, doch nicht gar zu oft von den besonderen Schuldigkeiten eines Hof-Menschen, sondern mehreren Theils von der allgemeinen eines Christen jedoch also gehandelt habe, daß die Rede auf die Gattung meiner Zuhörer sich schicken sollte . . . Weilen auf eine Hofkanzel bin berufen worden, darum mußte ich immerzu von Tugenden, Sünden und Schuldigkeiten, welche insonderheit einen Hof betreffen und zwar mit Evangelischer Freiheit reden, damit hierdurch mein Gewissen entladen und deren (Gewissen), so mich angehöret, nicht beschwöret oder in falscher Ruhe und Sicherheit mithin in Gefahr gelassen werde. Ich erinnere mich dessen, worüber ein Prophet geseufzet hatte: Wehe mir, wenn ich geschwiegen oder zu wenig geredet habe. Dieselbe Wahrheit betont er in der Widmung des folgenden Bandes an die Kaiserin Elisabeth Christina: Menschliches Ansehen entschuldigt einen Priester vor Gott nicht. Er habe die Freiheit zu reden verlangt und erhalten und der Nichtgebrauch derselben hätte ihn vor Gott und dem Hofe weit sträflicher gemacht. Die Wahrheiten des Evangelii sind scharf und bitter.[1]

Diese scharfen Wahrheiten brachte der apostolische Prediger gegen die Schäden der Zeit, besonders am Hof und beim Adel, übergroße Pracht, Schuldenmachen, Freigebigkeit auf Kosten der Gerechtigkeit, Rechtsbeugung usw. zu eindringlicher Geltung.

Wo er von der Bezahlung der Schulden spricht, begegnet Breau dem Einwurf: man kann nicht bezahlen, warum? weilen man nach seinem Stand leben muß. Hierüber sei mir eine Frage erlaubt: was ist notwendiger, nach seinem Stand zu leben; daß ein armer Bauer sein Häuslein, daß er seinen Pflug und ein paar Ochsen behalte, womit er den Acker bauet? Daß einem Handwerker sein Laden nicht gesperrt und sein Werkzeug nicht genommen werde, wodurch er sein Gewerb treibet, mithin ihm und den Seinigen das Brod gewinnet? oder daß wir soviel Zimmer mit solcher Einrichtung bewohnen, soviel Pferd oder Hund im Stall, soviel Speisen auf und soviel Gäste an der Tafel, solche Kleider oder Geschmuck am Leib oder im Kasten haben? Was ist nothwendiger? . . . Gutes thun, schenken, freigebig sich erzeigen, ansehnlich und prächtig leben, von dem, was nicht unser ist, sondern einem oder mehrern aus unsern Nebenmenschen zugehöret, das sind Sünden, welche unter dem Schein und Namen der christlichen, adelichen, fürstlichen Tugend einer Freigebigkeit und Gutthätigkeit verborgen seynd."

---

[1] Christliche Wahrheiten in Gegenwart Ihro Kaiserl. Majestäten und dero Hof-Staat in öffentlicher Predigt vorgetragen. 1. Teil Wien 1733, 2. Teil Wien 1735. In der Vorrede wendet er sich auch scharf gegen die damals grassierende Possenreißerei auf der Kanzel: Auf der Kanzel leichtsinnige Bossen vorbringen und die Zuhörer, welche man über ihre Sünden reumüthig und zerknirscht oder zur Tugend angeeifert entlassen sollte, zum Gelächter bewegen: dieses habe ich jederzeit für eine Entheiligung des Hauses Gottes und billiche Aergerniß gehalten.

[2] Christliche Wahrheiten 1, 156 f.

Wer Schulden hat, soll kein Almosen geben, sondern zuerst seine Schulden bezahlen.

Wer einen Gulden schuldig ist, der gebe keinen Kreutzer weder zum Almosen, weder in den Opferstock einer Kirch, weder zu einem Werk der Gottseligkeit aus, wenn er darum den ganzen Gulden nicht sollte bezahlen können: solche Guttätigkeit wird von Gott keinen Lohn wohl aber die Ungerechtigkeit ihre Straf zu erwarten haben. Hüte dich, so schließet der hl. Augustinus, daß einer oder viele Arme, welche du gemacht hast, unter dir nicht weinen und heulen, damit andere, obschon ebenfalls Arme, über deine Guttätigkeit sich erfreuen mögen. Wenn nun Almosen und Werk der Gottseligkeit in solchen Umständen sträfliche Sünden, was sollte von der Freigebigkeit zu halten sein, welche in Verschenken, Verschwenden und Hinauswerfen, welche in der Tafel, in der Kleidung, in der Bedienung, in Spielen, in Gebäuen, in Ergötzungen groß und herrlich vor der Welt scheinen will und darum nicht bezahlt, was man schuldig ist.[1]

Gegen die übermäßigen und ungerechten Auflagen und Belastungen des Volkes mahnt der Prediger:

Wenn es sich unter Christen ereignete, daß Herrschaften und Obrigkeiten den Untergebenen, obschon ohne ausdrückliche Gewalt, wider Recht ein mehreres auftrugen, folglich auch hinwegnehmten, als sie befugt waren, um solches ihren Vertrauten zu schenken, daß man von Einkünften, die Jemand in Besonderheit oder einer ganzen Gemeinde zugehören, sich freigebig erzeige, oder daß Gelder, die zum allgemeinen Nutzen und gewissen Absichten eingefordert und hergegeben werden, daß dergleichen Gelder, welche man obgemeldte Ausgaben zu bestreiten, nur zu verwalten und wo niemand anderm doch Gott Rechenschaft dafür zu geben hat, daß dergleichen Gelder zu Schenknussen oder auf andere Weis nach Belieben verwendet würden, dann wären das Sünden und nach Maß des Entnommenen schwere Sünden der Ungerechtigkeit, welche vor Gott und im Gewissen eine Schuldigkeit aufbürden, alles dies nach Möglichkeit denen zu ersetzen, welchen es wider Recht und ihren Willen ist entzogen worden. Ursach dessen ist klar und unwidersprechlich, weil man nämlich auf solche Weis verschenket von dem, was nicht unser und worüber man nicht Herr, sondern nur Verwalter gewesen ist.

Die Nöte des Volkes liegen dem Hofprediger am Herzen, und er nützte jede Gelegenheit, für das Volk einzutreten, zu mahnen und zu drohen. Seine besonderen Schützlinge sind die Armen und deshalb ist die Pflicht des Almosengebens einer seiner beliebtesten Vorwürfe. Almosen geben und zwar nicht nach Belieben, sondern nach Vermögen, ist ein so schweres Gebot, daß von dessen Erfüllung die Seligkeit vieler Menschen abhängt. Niemand wundere sich, so hebt er hervor, daß ich bei vorfallender Gelegenheit mehrmals von dieser Schuldigkeit handle: Das Anliegen sovieler Armen und die gefährdete Seligkeit sovieler Christen verbindet mich hierzu. Auch Chrysostomus hat so oft von der Barmherzigkeit gegen die Armen gepredigt, daß man ihn insgemein den „Almosenprediger" genannt hat. Mit großer Wucht legt Brean dann die Gründe dar, und über das Wieviel verbreitet er sich in maßvoller und doch sehr eindringender Weise. Wieviel? Nach der Größe unseres Vermögens und dem Grad der Bedürftigkeit der Armen. In äußerster schwerer Not, wo der Arme ohne fremde Hilfe das Leben, oder was dem Leben gleichsteht, verlieren muß, sind wir verpflichtet, auch von dem, was uns nach Standesgebühr notwendig ist, dem Armen soviel zu geben, daß er sein Leben fristen kann.[2]

Auch vor der in der Zeit des Absolutismus so maßlos emporgeschraubten Höhe des Thrones macht der unerschrockene Hofprediger nicht halt.

---

[1] Christliche Wahrheiten 1, 455.

[2] Christliche Wahrheiten 2, 404 ff. Vergl. 2, 567 ff.: Homo homini Deus in Gutes tun und Almosen geben.

Die Höhe des Thrones — so führt er aus — glaubet man, sei keinem Gesetz unterworfen, woraus dann folget, daß man für die Regel seiner Macht allein den eigenen Willen nehme. Welche auf dem Throne sitzen, denen schmeichelt man zuweilen, als wären sie über alles Gesetz erhaben, als lägen alle Gesetze zu ihren Füßen, als dürften sie thun was sie wollen und vermöchten. Ein schädlicher Betrug, eine falsche Einbildung, ein Irrthum! Die Gesetze der Gerechtigkeit, die Gott uns eingepflanzt oder die er allen Menschen auferlegt, dergleichen Gesetze sind über die Könige, auch Krone und Szepter sind diesen unterworfen. Dasselbe gilt von den Richtern, nicht nach Belieben, sondern nach Recht und Gerechtigkeit müssen sie richten. Wider die Gesetze zum Nachtheil der Gerechtigkeit steht es nicht bei euch, weder ein Härlein des Unschuldigen zu berühren, noch dem, der billig zu fordern hat, einen Heller abzusprechen. Alle Macht der Menschen, auch der Thron und Richterstuhl, alles ist der Weisheit, Wahrheit und Gerechtigkeit unterworfen.[1]

In einer anderen Predigt geht er direkt dem Absolutismus scharf zu Leibe:

Alle Gewalt ist von Gott. So groß und mächtig ihr immer seid, so habt ihr doch alle eure Gewalt von Gott, der selbe seinem Gesetz und seiner Macht will unterworfen haben. Gott will und kann keine Gewalt wider die Unschuld und Ungerechtigkeit ertheilen. Wenn ihr wider diese nach bloßer Macht und Belieben verfahret, dann maßet ihr euch eine Gewalt an, die ihr nicht habt, sondern euch fälschlich einbildet. Wenn es auf Gnaden allein ankommt, dürft ihr mit dem evangelischen Hausvater sagen: Ist uns nicht erlaubt, was wir wollen? Wenn es sich aber handelt um die Gerechtigkeit, wenn durch eure Gnaden einigen unrecht geschieht, dann ist es nicht erlaubt, dann seit ihr durch die Gesetze gebunden und habt keine frei Gewalt darüber.[2]

Nicht weniger unerschrocken war der am 1. Oktober 1745 zum Hofprediger berufene P. Franz Borgia Tausch. Im Jahre 1701 zu Klagenfurt geboren und 1717 eingetreten, hatte er sich als tüchtiger Prediger schon in Linz, Graz und Wien bewährt. Er starb 1775 bei den Barnabiten in Wien. Nachdem er 17 Jahre die Hofkanzel versehen, ließ er auf allerhöchsten Befehl seine Predigten drucken, die dann seit 1765 in vier Bänden erschienen unter dem Titel: Christliche Erinnerungen über die sonntäglichen Evangelien.[3] In der Widmung an die Kaiserin Maria Theresia betont er nachdrücklich, daß seine Arbeit nicht darauf gezielet zu gefallen. Er habe sich zum Grundsatz gemacht, sich einzig und allein an das Beispiel des göttlichen Lehrmeisters zu halten, nämlich der Wahrheit Zeugnis zu geben. Das fromme Beispiel der Kaiserin habe ihm dies sehr erleichtert. In dem „Vorbericht an den Leser" erinnert er: In dem Zeitlauf von 17 Jahren auf der Hofkanzel habe mir selbsten ein strenges Gebot aufgetragen, meine Sittenlehre also einzurichten, damit an selber nicht das mindeste nach dem Geist der Herrschsucht riechen sollte. Doch habe mich gleichwohl in meinen Verrichtungen von jenen nicht irre machen lassen, welche vorgaben, ein Prediger von dieser Gattung hätte von seinem Amt keinen ächten Begriff, wenn er sich einbildet, seine Obliegenheit verhalte ihn, den Königen von ihren Pflichten zu reden . . . Allein dergleichen spitzfindige Anmerkungen würdigte ich keines Aufmerkens und befliß mich allein, alles, was ich zu reden hatte, mit Bescheidenheit abzuhandeln. Von dem zu sprechen, was geschieht oder nicht geschieht, überließ ich, welchen erlaubt ist, sich den Stufen des Thrones zu nähern, von dem aber, was geschehen oder nicht geschehen sollte, redete ich zu-

[1] Christl. Wahrheiten 2, 355 ff. Ueber die Ungerechtigkeit der Richter vergl. 1, 368, 381, 427.

[2] Christl. Wahrheiten 1, 389. — Wohl eine der ersten Herz-Jesu-Predigten findet sich 1, 584 ff., sie ist gleich der im 3. Band (Karfreitags-Predigten) Wien 1739 213 ff. abgedruckten Predigt über das verwundete Herz Jesu.

[3] Verfasset und auf kaiserlich-königlichen Befehl in Druck gegeben von P. Franc. Borgia Tausch, der Gesellschaft Jesu. Wien und Prag, Trattener 1765—73, 4 Bde.

weilen öffentlich und konnte mir nichts weniger beifallen, als daß die Fürsten nur in gemeinen Schuldigkeiten eines Christen nicht aber in ihren besonderen Pflichten von dem Prediger unterrichtet sein wollten. Die Ehrerbietigkeit gegen ihre höchste Person würde wider ihren eigenen Willen zu hoch getrieben, wenn man dem Prediger die Beschwerde aufbürdete, alle seine Worte auf die Goldwage zu legen und von dem nichts zu melden, was ein Fürst als Fürst zu thun oder zu lassen hat. Die Zunge des Predigers auch in dem einschränken wollen, was er von den Obliegenheiten eines Regenten vorträgt, ist gemeiniglich eine Gattung der allerniederträchtigsten Schmeichelei und erinnere ich nur gar zu wohl, daß Karl VI. den Prediger seines Hofes, der selber von feindseligen Tadlern umrungen war, in seinen Schutz genommen und jene empfindlich abgefertigt, denen der freie Mund dieses geistlichen Redners in Vorstellung der fürstlichen Pflichten zu mißfallen schien. Was die Sprache anbelangt, betont Tausch, daß er in Österreich predige und gebunden sei, nach seinem Vermögen nützlich zu reden, nicht aber schön zu reden.

Diese Vorsätze hat Tausch in den Predigten befolgt und nicht selten auch an die Fürsten ernste Mahnungen gerichtet. In einer eigenen Predigt stellt er den Heiland als Beispiel für die Könige dar.

Wie hätte Gott deutlicher reden können, um große Könige zur Erkenntniß zu führen, sie würden nur dann den Pflichten ihrer Würde Genüge leisten, wenn sie mit ihren Untergebenen wie eine Amme mit ihrem Kinde Erbarmen hätten. Wer mächtig ist und ein König sein will, der muß zugleich gegen das Volk barmherzig sein. Der barmherzige Fürst muß aber auch die Augen offen halten: Es sitzet oft ein König auf dem Thron, von dessen Milde alle Welt versichert ist; durch ganze Länder redet man von ihm, daß er die Güte selbst sei, und dennoch ist dem Unterthan nicht geholfen. Warum nicht? Weil der Fürst das Elend der Untergebenen nicht in Augenschein genommen, weil er hiervon keinen Begriff hat. Wer alles nicht mit eigenen, sondern fremden Augen sieht, wird leicht betrogen. Zuweilen forschen die Könige auch nach, wenn ein Geschrei und Wehklagen gehört wird, allein durch wen? Oft nur durch jene, denen vielleicht sehr vieles daran gelegen, daß der Fürst die Wahrheit nicht erfahre, dahero oft der Wolf die Schafe frißt und der Herr weiß nichts davon. Manchen Beamten ist nicht zu verzeihen, daß sie allein ihr eigenes Wohlergehen vor Augen haben, die äußerste Not hingegen ihres Nächsten garnicht beherzigen und noch zudem allen Einfluß der königlichen Güte verhindern.[1]

Auf den letzten Punkt kommt er in einer anderen Predigt zurück, in der er den Fürsten die Pflicht der Gerechtigkeit und Wahrheit gegen ihre Untertanen sehr ernst einschärft.

Nichts ist seltsamer (seltener), als daß ein Fürst den wahren Zustand seiner Untergebenen recht erfahre, indem sich allezeit Leute finden, denen sehr viel daran gelegen, daß dem König die Bedürftigkeit, das Elend und die Mühseligkeit der Unterthanen verborgen bleibe. Deshalb soll ein Fürst jenen vor allen die Thür zu seinem Thron offen halten, die der schwächere Teil seiner Staaten, mithin meistens von allen verlassen sind; er soll vor allem jenen ein geneigtes Gehör leihen, die fast niemand hören will; dieses halte ich für die erste Pflicht der königlichen Würde. Dem Unterthanen gibt es ein ungemeines Vergnügen, wenn er seinem Fürsten unter die Augen treten und sein gedrücktes Gemüth in etwas entladen kann. Er wird vor Verwunderung entzückt, wenn der Fürst seine Hoheit so tief erniedrigt und die klägliche Vorstellung seiner Beschwerden aller Aufmerksamkeit würdig achtet. Dann widerlegt der Prediger den Einwand, die Unterthanen können ihre Angelegenheiten durch die Beamten vortragen lassen und zeichnet dabei die Beamten, die nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht sind, die alle unangenehmen verdrießlichen Wahrheiten vor dem

---

[1] Tausch, Christliche Erinnerungen 1, 244 ff.

König zu verbergen trachten, die aus Furcht eines mißfälligen Blicks sich nicht getrauen heraus zu sagen, was dem Fürsten von dem Unheil der Unterthanen einen wahren Begriff machen könnte.[1]

Gott über dem absoluten Fürsten ist die Mahnung einer weiteren Predigt.

Alle Gewalt der Menschen ist eine Gabe der göttlichen Allmacht. So hoch auch immer die Stelle, so weit auch immer die Macht, sie ist jederzeit einer höhern Gewalt unterworfen. Wir sind nicht befugt zu thun, was wir wollen, sondern was der Billigkeit und Gerechtigkeit gemäß ist, und wie es derjenige zulasset, der alle Macht erteilet hat. Ihr seid nicht Herrn, sondern nur Verwalter jenes Reichs, über welches euch Gott gesetzt hat. Die oberste Gewalt hat Gott sich vorbehalten. Als seine Verwalter werdet ihr Red und Antwort geben müssen, da werdet ihr erfahren, was schweres Gericht über jene ausfalle, die andern vorstehen, die alles nach Belieben verordnen, ohne nachzuforschen, ob es zuläßig sei, ohne Absehen zu haben auf den Willen Gottes, auf die Gerechtigkeit und Billigkeit . . . Obwohl die Fürsten ihrer Macht und Würde halben keiner menschlichen Gewalt unterworfen, so sind sie doch dem natürlichen Recht und der Billigkeit unterworfen . . . Wie würden wir vor dem göttlichen Richter bestehen, wenn wir zu Stellen und Ämtern nur jene beförderten, die uns ein mächtiger Fürbitter vorgeschlagen, dem wir uns nicht getrauen, etwas abzuschlagen, mithin auf die Fähigkeit und auf die Verdienste keine Absicht hatten? Wenn wir aus falscher Einbildung einer unbeschränkten Macht, das Gut der Unterthanen, das sie zum Schutz des gemeinen Wesens abtragen, nur in unnütze Ausgaben, nicht aber auf die Bedürftigkeit unserer Staaten verwendeten, oder, so wir durch Freigebigkeit, die diesen oder jenen nützlich, hundert anderen schädlich wäre? Würden wir nicht einst vor dem Richterstuhl Gottes zittern, wenn wir die Freiheiten und Vorrechte, die der Untergebene von uns erkaufet, nach unserer Willkür umstoßeten?[2]

Es ist bekannt, wie schlimm es damals vielfach mit den Gerichten und Richtern bestellt war. Wiederholt kommt P. Tausch auf die herrschende Ungerechtigkeit zurück.

Auch der Angeklagte muß gehört werden, mag der Ankläger auch der ansehnlichste Mensch von der Welt sein. Einen Menschen auf seine ganze Lebenszeit unglücklich machen, wäre bei Gott nicht zu verantworten, es sei denn, man habe ihm vorher zu seiner Vertheidigung Zeit und Gelegenheit an die Hand gegeben. Und wenn alles untersucht wird, wem überlasset man aber die Untersuchung? Zuweilen eben demjenigen, der wider den Schuldigen die Klag geführet; der Ankläger wird zugleich ein Richter des Beklagten; wird wohl dieser Richter wider sich selbst reden? Wird er wohl denjenigen lossprechen, den er als schuldig hat angegeben? Der Beklagte hat den Kläger zu seinem Feind, wenn er nun auch dessen Ausspruch überlassen wird, was kann er wohl für eine Gerechtigkeit hoffen?[3]

Gerichtshöfe — sagt P. Tausch in einer anderen Predigt — sind ein geheiligter Ort, sollte wohl auch da ein Greuel der Verwüstung zu finden sein? . . . Es sind auf der Welt in Gerichtsstellen Richter, Räth, Beisitzer, Beamte gesehen worden, welche nicht die Erfahrniß der Rechte und Gesetze, sondern Glück und Gunst dazu befördert, welche der Hochmuth hineingedrückt, welche die Stell erkaufet haben; es sind gesehen worden, welche unter ihren eigenen Geschäften, unter immerwährenden Ergötzungen und Wohlleben obenhin die Gerechtigkeit abgehandelt; es sind gesehen worden, welche aus Begierd mehr heraus zu zwingen, die Streitigkeiten liegen lassen oder mit Fleiß ohne Ende hinausgezogen; es sind gesehen worden, welche ihre Vernunft durch Neid, Haß und andere Verwirrungen vorher haben einnehmen lassen, welche hierüber der Gerechtigkeit den Lauf gesperret und ehe das Urteil gefället, bevor sie die Klag haben angehöret, welche sich nicht so viel beflissen, die Streithändel zu untersuchen, als Scheinursachen auszudenken, kraft derer der Mühselige zu unter-

[1] L. c. 1, 478 ff.
[2] L. c 1, 557 ff. Vergleiche 4, 453 ff. gegen Machiavelli und den Absolutismus.
[3] Christl. Erinnerungen 1, 651 f.

drücken und dessen Unterdrückung vor der Welt zu behaupten wäre; . . . es sind in großer Menge geschehen worden, welche durch Geschenke gewonnen, die Wagschale der Gerechtigkeit auf jene Seiten gedrücket, auf welcher das Gewicht von Gold und Silber vorgeschlagen, welche das Gerichtsort als ein Feld angesehen, auf dem ein goldner Schnitt einzuernten, welche an der Richterbank als einem Wechseltisch sitzen, von dem sie ein Stück Papier hinausgeben und dafür einen Sack Geld hereinfordern; es sind geschehen worden, welche die Gerechtigkeit verkaufet unter dem Vorwand, es wäre ihnen zulässig, dasjenige wieder hereinzubringen, was sie für ihr Amt hätten ausgeben müssen.[1]

Und neben dieser Bestechlichkeit die Ungleichheit in Beförderung der Gerechtigkeit bei Groß und Klein! Meine Brüder! so ruft der Prediger aus, glaubet es, es gehöret viel dazu, daß man im Gericht keine Ungleichheit der Personen mache, sondern zwischen Großen und Kleinen ein gerechtes Urteil erhalte, daß man nicht ungerecht den Großen in Besitztum und Genuß lasse, daß man dem Schwachen den notwendigen Beistand von Schriften und Menschen nicht verhindere, daß man den Großen nicht größer, den Kleinen nicht kleiner mache... Gott ist ein Vater aller Kleinen und Bedürftigen, aller unrecht Verfolgten und unschuldig Unterdrückten, und so will er auch, wenn es auf die Gerechtigkeit ankommt, daß sie auch den Allergrößten gleich gehalten, ja wenn die Hilfeleistung vonnöthen, sogar diesen sollen vorgezogen werden.[2]

Es ist auch kulturhistorisch interessant, wie sich der Hofprediger in dieser Predigt über den Unterschied der Stände äußert. Ich habe gar nichts darwider — so führt er aus — daß in äußerlichen Ehrenbezeugungen zwischen Großen und Kleinen der gebührende Unterschied gemacht werde . . . wenn es aber zur Untersuchung der Wahrheit, zur Belohnung der Verdienste, zur Strafe der Laster, zu einem Ausspruch kommt im Gericht, da ist kein Unterschied zu dulden, da ist der Sammet dem Bettlerlumpen, der Palast der Bauernhütte, die Macht der Verlassenheit, der Reichtum der Armuth nicht vorzuziehen. Da hütet euch ihr Große und Mächtige, daß ihr niemand aus den Kleinen verachtet . . . Christen! sehet auf die wilden und grausamen Thiere, diese mißbrauchen sich ihrer Gewalt nicht wider die Schwächeren und wir dürfen uns einbilden, Gott habe uns darum groß gemacht, daß wir die Kleinen, ohne sie anzusehen unter unseren Füßen liegen lassen oder wohl gar unter diese hinabdrücken sollten? . . . Gott hat zwar eine allgemeine Sorge gegen alle Menschen, gegen die Armen, Schwachen, Bedrängten und Unterdrückten, d. i. gegen die Kleinen und Geringschätzigen hat er jederzeit eine absonderliche Sorge und Liebe bezeuget.[3]

Die Vorrechte des Adels bedeuten für diesen größere Verpflichtungen. Aber Leichtfertigkeit und Ausgelassenheit, Frechheit und Übermuth findet sich oft in einem Übermaß bei der adeligen Jugend, bei jener Jugend, an der die Tugend am allermeisten hervorleuchten sollte. Wie ungerecht gegen Gott, der euch eure Vorrechte hat zukommen lassen: prächtige Wohnungen, Scharen von Bedienten, ausbündige Erziehung, Landgüter, Ehre, Pracht und Reichthum.[4] Es ist billig, sagt man, daß man diesem bedürftigen Menschen beistehe, denn er stammt aus einem edlen und alten Geschlecht, wer kann ein so vornehmes Blut verderben lassen. Ich bin selbst dafür, Leuten von Adel, von Verdiensten muß man in ihrem Notstand an die Hand gehen, das fordert die belohnende Gerechtigkeit, aber die Barmherzigkeit richtet sich niemals nach der Person des Menschen, sondern nach seinem Elend, nach seiner Bedürftigkeit.[5]

Das gemeine Volk galt dem Adel vielfach nichts, man vergaß diesen gegen-

[1] L. c. 1, 685 f.
[2] L. c. 3, 517 ff.
[3] L. c. 3, 505 ff. Vergl. 3, 78 ff.
[4] L. c. 1, 549 f.
[5] L. c. 1, 502 f. Vergl. 1, 663 ff.

über die allerersten und allerwichtigsten Pflichten des Christentums. Da stellt der Prediger das Beispiel Christi vor, der sich für diesen Pöbel erklärte und ihm in besonderer Weise seine Guttätigkeit erzeigte. Die Beispiele Christi sind Lehrstücke für alle Christen: aber der geringe Pöbel und das gemeine Volk, seine Erhaltung und Versorgung wird zuweilen dermaßen außer Acht gesetzt, gleich als ob sie in die menschliche Gesellschaft nicht gehörten, da doch alle, vornehmlich die, welche Gott über den Pöbel erhoben, nicht allein aus dem göttlichen, sondern auch aus dem natürlichen Gesetz hierzu höchst verbunden sind . . . Gott verlangt von den Großen dieser Erde, welche er vor sein Gericht beruft, nicht allein, daß sie die Armen, die Kleinen, die Mühseligen nicht quälen, verfolgen oder unterdrücken, sondern er gebietet ihnen unter entsetzlichen Bedrohungen, daß sie ohne Absehen auf irgendeine Macht oder Herrlichkeit selbe schützen, aus den Händen ihrer Feinde oder Verfolger erretten sollen.[1]

Immer wieder, bei jeder passenden Gelegenheit, zeigt P. Tausch ein Herz voll Erbarmen gegen die Armen.

Ich halte es für gewiß, so sagt er, jene Fürsten sind ihrer Hoheit am meisten würdig, die dem Elend ihrer Unterthanen abzuhelfen am allermeisten beflissen sind.[2] Gleichen Vorteil haben alle Reichen und Großen der Welt. Viele sind aber der Tugend der Barmherzigkeit gegen die Notleidenden sehr wenig eingedenk; sie bilden sich ein, ihre Hoheit bestehe in einer stolzen Unempfindlichkeit gegen die Armen. Die Höfe sind eigentlich der bequemste Ort, allwo man den Armen das Wort reden muß. Er geht dann zu einer eingehenden Begründung über. Alle Menschen sind gleich geboren und zu demselben Ziel erschaffen und haben zu dem Genuß der von Gott für die Menschen bereiteten Güter einen gleichen Anspruch. Der Überfluß des Reichen ist ein Erbteil seines notleidenden Nebenmenschen. Das Hauptgebot der Liebe gilt besonders gegen Arme und Bedrängte. Die Guttätigkeit gegen Arme und Notleidende ist jenes Opfer, welches alle andern Opfer ohne Vergleich übertrifft. Wenn wir gegen die Notleidenden nicht barmherzig sind, achtet Gott unseres Gebetes und aller Opfer nicht. Die Armen sind der Augapfel Gottes. Nach unserm Verhalten gegen die Armen und Notleidenden werden wir gerichtet werden und deshalb wird der Tag des Gerichtes den unbarmherzigen Reichen so erschrecklich sein. Zu ihnen wird der Richter sprechen: Ich wollte ein Vater der Armen genannt werden, und da ich euch ihr Reiche als Vormünder der Armen bestellt, habt ihr für sie nicht nur keine Sorge getragen, ihr habt sie in ihren Bedrängnissen zu Grunde gehen lassen. Sie haben gar oft eure Thürschwellen mit Thränen benetzt und mit Heulen und Wehklagen Himmel und Erde erfüllet. Wieviel Kinder sind aus Not in dem Schoße ihrer Mutter verschmachtet? Wieviel Hungrige haben aus Mangel an Nahrung ihre entkräfteten, einem ausgedörrten Todtengerippe fast ähnlichen Körper mühselig herumgeschleppet? Wieviel Bedürftige hatten kaum genug, ihre Gliedmaßen also zu bedecken, damit sie einem schamhaften Auge nicht beschwerlich fielen und dem Frost nur in etwas widerstehen konnten? Wieviele Kranke und Preßhafte hatten in ihrem Schmerzensbett keine andere Labung, als die traurige Hoffnung, daß der Tod sie bald von ihrem Elend befreien werde? Alles das habt ihr Reiche mit gleichgültigen Augen angesehen, ihr seid bei euren Mahlzeiten gesessen und hattet nicht einen Brosamen für den hungrigen Lazarus vor der Hausthür. Nachdem er den Reichen das furchtbare Urteil gesprochen, geht der Prediger über auf die Beantwortung ihrer Entschuldigungen, so die schweren Zeiten: Für wen sind die Zeiten schwer, für den Armen oder für den Reichen? Wenn die Zeiten so hart wären für den Reichen, so würde man ja die Verschwendungen einstellen; geschieht wohl dieses? Ganz und garnicht; man erlustigt sich anjetzo wie in den glückseligsten Zeiten, kostbare Mahlzeiten, hohes Spielen . . .

Ein anderer Einwand, man ist nur verpflichtet das Überlässige zu spenden,

[1] L. c. 3, 501 ff.

[2] L. c. 2, 304 ff.

nicht aber was wir selbst für unseren Stand nötig haben, beantwortet Tausch mit den Fragen:

So haben wir denn gar nichts Überflüssiges? Ist denn unter uns kein Überfluß bei den Tafeln, in den Kleidungen, in den Ergötzlichkeiten? Wird wohl Gott jene Ausgaben, die wir auf soviele phantastische Eitelkeiten verwenden, wohl für unsere Nothdürftigkeit gelten lassen, unsern Stand zu erhalten?[1]

Zu den häufigsten Zeitklagen gehört die schlechte Behandlung der Dienstboten gleich als ob sie keine Menschen wären. Eben die Dienstboten sind es, so schildert P. Tausch, die wir am meisten die Ungestüme unseres Hochmuths empfinden lassen. Wir stellen uns oft diejenigen, die sich unserm Dienst gewidmet haben, nur als halbe Menschen oder in einer so verächtlichen Abbildung vor, gleich als hätte uns der höchste Erschaffer aus einem weit vortrefflicheren Stoff als sie verfertigt, da doch ein geringschätziger Erdkloß der gemeinschaftliche Ursprung aller Menschen ist; wir alle haben ein gleiches Stammhaus, und so wir uns doch von unserer Herkunft rühmen wollen, so hat doch der niederträchtigste Knecht sowohl als der größte Monarch das unstreitige Recht, einen allmögenden Gott seinen Werkmeister zu nennen. Dessen ohngeacht verfahren wir oft mit unsern Bedienten wie mit einem Lastvieh, und ist keine Unbild so schmerzhaft, keine Schmach, keine Erbitterung, keine Wuth so heftig, durch die das arme Hausgesind nicht beunruhigt wird; von ersten Morgenstund bis in die tiefe Nacht werden Bediente mit überhäuften Befehlen beladen und durch solche Verrichtungen abgemattet, die ihnen kaum zu athmen, eine Zeit vergünstigen, und wird noch bei alledem ein jeder Seufzer, den ihre Bemühungen ihnen auspressen, ja das unschuldigste Klagwort, womit sie die Beschwerde ihres Schicksals abschildern, ihnen wie das größte Verbrechen in die Rechnung geschrieben. Ich melde allda nichts von der Kargheit mancher Herrschaften, die zuweilen ihren Bedienten eine so schmale Nahrung abreichen, welche mehr den Hunger zu reizen als zu stillen dienlich ist. Ich melde nichts von der unverantwortlichen Zurückhaltung des gedingten Liedlohns, auf welchen manche nur darum auf späte Zeiten warten lassen, weil die Eitelkeiten und Ergötzungen einen merklichen Teil ihrer Einkünfte verschlucken, mithin selbe außer Stand setzen, den Bedienten die Bezahlung zu leisten. Spielschulden werden sofort bezahlt, die Bedienten können mit allen Bitten keinen Heller erzwingen, hierüber empfindet man nicht den geringsten Gewissenszwang, ohngeachtet, daß alle Gottesgelehrten ein solches Benehmen unter jene Sünden rechnen, durch welche das Gewissen auf das schwerste verletzt wird. Und doch sind auch unsere Bedienten Menschen, mit unsterblichem Geist, oft von viel edlerer Gemütsart und größern geistigen Fähigkeiten als tausend Hochgeborene![2]

Glaube nicht, so mahnt der Hofprediger ein anders Mal, daß es wider die Gebühr sei, wenn du mit deinen Dienern etwas vertraulich, will sagen, gütig und sanftmütig bist. Sie sind Diener, aber auch Menschen; sie sind Diener, aber deine Hausgenossen; sie sind Diener, aber eben darum, daß sie treu, deine untergebenen Freunde . . . Herren können und sollen gegen gute und treue Diener Güte und Wohlgewogenheit, Vertrauen und auch Liebe erzeigen.[3]

Auch der armen Kinder, besonders der armen Waisen, nimmt sich P. Tausch mit großer Liebe an: die Welt ist voll von armen, verlassenen, verwaisten Kindern, von Kindern, die ohne alle Zucht aufwachsen. Was wäre es denn, wenn ein jeder nach seinem Vermögen aus diesem unglücklichen Haufen nur ein einziges Kind erwählte, selbes in seine Versorgung nähme, um dieses verworfene Geschöpf zur Ehre der Kirche und zum Dienst der Welt tüchtig zu machen . . . Dies würde weit reicheren, göttlichen Segen über euch und eure Häuser herabziehen, dann die kostbarsten Geschenke, die ihr in dem Tempel opfert, oder das vielfältige Almosen, welches ihr hingebet, ohne zu wissen, wie es genutzt wird.[4]

---

[1] L. c. 2, 310 ff. Vergl. 4, 585 ff.
[2] L. c. 1, 175 f. Vergl. 4, 79.
[3] L. c. 3, 175.
[4] L. c. 1, 505 f.

Für die Lebensauffassung des Hofpredigers sind noch besonders charakteristisch seine Lehren über das Verhältnis von Berufspflicht und Gebet.

Das Gebet muß, so betont er nachdrücklich, mit treuer Erfüllung der Berufspflichten verbunden sein, sonst ist es Gott mißfällig.[1] Wollet Ihr euer Gebet verdienstlich machen, lernet euren Nebenmenschen Gutes tun, urteilet nach Recht und Billigkeit, kommet dem Unterdrückten zu Hilf, vergönnt ihm doch soviel, daß er unter dem Joch, welches ihm auf dem Hals liegt, könne Athem schöpfen, sprechet das Recht den Waisen, lasset die Witwen nicht so lang in ihrem Elend schmachten, beschützet, vertheidiget selbe, höret ihre Klagen an, entreißet sie den Klauen jener Raubthiere, die ihr Hab und Gut verzehren, die ihr Haus und Hof verschlucken, waschet von euren Händen jenes Blut hinweg, welches ihr diesen Mühseligen ausgepresset, alsdann kommet und strecket eure Hand nach dem Himmel. Die Werke, die unser Beruf von uns erfordert, sind Gott dem Herrn das anständigste Gebet. Seine Pflichten genau erfüllen ist ebensoviel, als einem langwierigen Gebet abwarten. Gott dem Herrn ist nichts Angenehmeres, als wenn wir uns vor allem mit dem beschäftigen, was unser Stand und Beruf erfordert.

Pflichterfüllung geht vor Gebet, so mahnt er besonders auch die Hohen.[2] Nimm dich wohl in Acht, daß du wegen dem Eifer zu beten die Zucht und den Nutzen des Volks nicht vernachläßigest; nimm dich wohl in Acht, daß du wegen deinem Andachtseifer deine Schuldigkeiten für den Wohlstand des armen Pöbels, welcher von dir Gerechtigkeit fordert und deine Hilf erwartet, zu sorgen, zu arbeiten nicht unterlässest; du würdest durch solches Gebet keinen Segen Gottes haben, sondern vielmehr dich sträflich machen. Das gilt für den Herrn und den Knecht, ganz besonders für diejenigen, die zu wichtigen Verrichtungen bestimmt sind. Sollte Jemand von denjenigen, an deren Thürschwelle soviele Bedrängte liegen und nach nichts anderm als nach einem geduldigen Gehör und nach schleuniger Gerechtigkeit verlangen, sollte jemand von dergleichen sich ganz ruhig im Gebet aufhalten, indessen aber soviel Hülfbedürftige um Schutz und Beistand schreien lassen, da könnte man sich mit dem Kaiser Aurelio verwundern, daß derlei große und dem gemeinen Wesen nothwendige Leute eine Zeit zum Beten finden, da sie doch ihrem Nebenmenschen entweder von großem Schaden, da er nämlich mit Warten und Umlaufen sein halbes Vermögen aufzehret oder wohl gar vom äußersten Verderben erretten sollten. Der hl. Bernardus bekennet von sich, es sei ihm öfters begegnet, daß er, da er zum Altare treten wollte, um die feierliche Messe zu halten, die priesterliche Kleidung habe ausgezogen, als man ihm eine Verrichtung angedeutet, die ohne Nachteil des Nächsten nicht könnte verschoben werden. Dies heißt Gott wegen Gott verlassen und Gott selbst befiehlt, daß man seinen Dienst verlasse, um die Schuldigkeiten seines Standes und seines Berufs in das Werk zu setzen.

Die Gerichtsversammlungen, in denen man strittige Händel abgleichet, sind Gott weit gefälliger als jene Zusammenkünfte, in denen man den freiwilligen Andachten beiwohnet, aber anbei die leidenden Parteien weit über die Zeit hinaus zu ihrem Schaden und Untergang auf einen gerichtlichen Urteilspruch warten läßt. Der Thron, auf dem der Vorsteher sitzet und anhört, entscheidet, verordnet, bestraft und belohnt, macht bei Gott ein größeres Aufsehen als der Altar, vor dem man sich auf die Knie wirft, dabei aber die Bedrängten seufzen, die Gedrückten Qual leiden, Mißbräuche und Gewalttätigkeiten überhand nehmen laßt. Wir können den Palast in den prächtigsten Tempel verwandeln, wenn man anstatt zu beten, den Hilflosen den Zutritt vergünstigt, ihre Klagen erwägt, mithin jene Pflichten vollzieht, die Gott unserm Stand, unserm Beruf, unserer Würde hat einverleibet. Hierin besteht das wahre Lob Gottes . . . Er schließt: Wenn wir unsern Lustbarkeiten eine Zeit entziehen und selbe zum Gebet anwenden, wird Gott darob das größte Belieben tragen, nicht aber, wenn wir wegen dem Gebet unsere Pflichten beiseits setzen. Dergleichen Gebet ist dem Willen Gottes entgegen und ebendarum kann es ihm ganz und garnicht wohlgefällig sein. —

[1] L. c. 2, 95 ff. [2] L. c. 2, 101 ff.

Was hier der Hofprediger in einer uns auch noch heute ansprechenden Form lehrt, ist wahre christliche Lebensweisheit.

Der letzte Wiener Hofprediger aus der Gesellschaft Jesu war P. Joh. Nepom. Tschupick, der noch zehn Jahre über die Aufhebung hinaus seines Amtes waltete. Ein geborener Wiener (7. April 1729), war er mit 15 Jahren in das Wiener Noviziat eingetreten. Nach Vollendung der Studien wurde er wegen seiner hervorragenden oratorischen Begabung für die Kanzel bestimmt. Schon 1763 als Prediger an den Hof berufen, blieb er in dieser Stellung bis zu seinem Tode (20. Juli 1784). Seine Predigten liegen in 15 Bänden vor; sie erlebten Übersetzungen und Neuauflagen noch bis in das 20. Jahrhundert. Bei all seinen Predigten zielte er nur auf den Nutzen seiner Zuhörer, alles Wortgepräng lehnte er ab. Sein Charakter wird als ein überaus frommer und milder bezeichnet.[1]

Der neueste Herausgeber der sämtlichen Predigten Tschupicks urteilt von dem Prediger: „Getragen von dem Bewußtsein, die Seelen zu retten, lag dem glaubenseifrigen Kanzelredner nichts mehr am Herzen als die ewigen Wahrheiten, die Geheimnisse der Erlösung den Zuhörern recht eindringlich zu verkünden und in so ungekünstelter, ungezierter, durchsichtiger Sprache, daß der Hochgebildete wie der einfache Mann den gleichen Nutzen aus seinen Kanzelreden zu ziehen im Stande war. Auch heute, nach mehr denn 100 Jahren, redet er noch in anmutender, ergreifender Weise zu unseren Herzen. Verständige Auswahl des Stoffes in maßvoller Kürze, einfache, übersichtliche Gliederung, ruhige Logik, wohltuende Wärme der Darstellung, überraschende Vergleiche, geschickte Anwendung passender Schrift- und Väterstellen: Diese und noch andere Vorzüge machten ihn ein Säkulum hindurch bei den Verkündigern des göttlichen Wortes diesseits und jenseits des Ozeans außerordentlich beliebt."[2]

In seinen Predigten zeigt sich P. Tschupick wie seine Vorgänger vor allem als ein Anwalt der Armen und aller Unterdrückten.

---

[1] (Stöger), Scriptores Prov. Austriacae S. J. Viennae 1855, 371. Die bibliographischen Angaben bei Stöger und Sommervogel sind teilweise irreführend. — In der Vorrede zum 9. Bande der ersten Ausgabe (Wien 1786 Ghelen) heißt es: „Der so unerwartet allgemeine Beifall, mit welchem diese vortrefflichen Predigten aufgenommen wurden . . . das so häufig wiederholte Zudringen wahrer Kenner forderte uns auf, diese so mühsame schon ein volles Jahr fortgesetzte Arbeit noch auf zwei (weitere) Theile zu erstrecken . . . Und hiemit beschließen wir dieses Werk ganz getrost, zur Unsterblichkeit eines Mannes, der in seinem Leben nur Seelenheil atmete und zum offenbaren Seelennutzen . . . etwas beigetragen zu haben". Die zweite Ausgabe in ebenfalls 10 Bänden erschien 1789 bei Nikolaus Doll in Augsburg, der als 11. Band ein vollständiges Sachregister zu den 10 Bänden beifügte (440 S.), weil „der allgemeine Beifall, welchen sich die salbungsvollen Kanzelreden des hochw. H. Joh. Nep. Tschupick billig erworben haben, eine wiederholte Auflage derselben nothwendig macht". Derselbe Augsburger Verleger veröffentlichte 1803/4 noch weitere 5 Bände „Tschupick . . . Neue bisher ungedruckte Kanzelreden", in deren Vorrede er berichtet: „Der Herausgeber der ersten zehn Bände von Tschupicks Kanzelreden starb bald nach ihrer Vollendung. Lange fand sich Niemand, der von den armen Erben desselben die noch vorräthigen Manuscripte an sich bringen wollte, denn der unselige Krieg war dazwischen gekommen. Endlich nach hergestelltem Frieden ward das Hinderniß beseitigt. Wer an der Ächtheit derselben zweifeln wollte, kann durch die Handschrift des seligen Verfassers leicht vom Gegenteile überzeugt werden . . . Der Werth dieser Kanzelreden bedarf wohl keiner weiteren Anpreisung, da es bekannt ist, daß der sel. Verfasser durch 22 Jahre Kais. Kön. Hofprediger war, und wegen der Auswahl der nützlichsten, meist praktischen Materie sowohl, als wegen der deutlichen ungekünstelten Bearbeitung derselben stets gern gehört wurde: die 10 ehevor im Druck erschienenen Bände derselben wurden auch so schnell und begierig aufgekauft, daß in wenigen Jahren eine fünfte Auflage davon gemacht werden mußte".

[2] Hertkens, Tschupicks Sämtliche Kanzelreden 1898—1902, 6 Bde.

Gott — so führt er aus — erklärt sich selbst für einen besondern Beschützer der Armen und Hilflosen. Er gibt sich den Namen eines Vaters der Armen und Waisen, eines Richters für die Witwen. Gegen die Armen trägt Gott ein Vaterherz. Diese sind seine geliebten Kinder, seine erstgeborenen Söhne und gleichsam die Lieblinge seines Herzens. Sich direkt an seine hohen Zuhörer aus dem Erzhause wendend, ruft der Prediger aus: O du glückseliges Haus! wenn inner deinen Grenzen das Recht ohne Verzug und Aufschub gesprochen wird; wenn bei öffentlichen Auflagen der Arme, soviel es möglich ist, geschonet wird; wenn ihre Bittschriften allzeit mit gnädigen Augen aufgenommen werden; wenn man ihren Klagen und Vorstellungen allzeit ein günstiges Gehör verleihet; wenn man vor allen andern für die verlassenen Witwen und Waisen gütige Ausnahmen macht, so stehst du in Sicherheit: diese unterstützten Armen werden allzeit dein sicherstes Heerlager sein, mit welchem du allen Feinden, allem Unglück Trotz bieten kannst. Der Schluß der Predigt gilt den Beamten, die diese Mahnung besonders nötig hatten: Wenn wir für das Vaterland eine aufrichtige Liebe tragen; wenn uns die Länder des Landesfürsten am Herzen liegen; wenn wir in der That jene eifrigen Beamte unserer allerhöchsten Monarchen sein wollen, für welche wir uns in der Welt ausgeben, so zeigen wir es an der Beschützung der Armen, als von welchen das Glück oder Unglück der Länder abhängt.[1]

In einer eigenen Predigt geht Tschupick den Entschuldigungen zu Leibe, mit denen man sich von der Pflicht des Almosengebens entbinden zu können glaubt. Die Zeiten sind hart, heißt es; wir leben in einem Jahrhundert, wo man sich selbst kümmerlich durchbringen kann, und es ist schier kein Stand, wo man nicht über Abgang und Mangel zu klagen hätte. Wenn man, um den Armen beizuspringen, warten wollte auf solche Zeiten, wo die Menschen genug haben und nichts mehr werden zu klagen finden, so wird das Gebot des Almosens bis an das Ende der Welt nicht erfüllt werden . . . Harte Zeiten sind keine Entschuldigung, sondern der allerdringendste Antrieb zum Almosengeben. Sind die Zeiten hart, so empfinden sie die Armen am allerhärtesten, folglich sind sie des Almosens mehr als je bedürftig. Eine andere Ausflucht: Der Armen sind zuviele, wer wird erklecken, allen Hilfe zu schaffen? Aber, antwortet der Prediger, warum ist die Zahl der Armen so hoch angewachsen? Darum, weil der Geist des Christentums, der Geist der Liebe gegen die Armen heutigen Tages in den Herzen der Reichen schier gänzlich erloschen ist. Darum, weil die Reichen nur bedacht sind, bequemer zu leben und sich durch übertriebenen Aufwand mehr Ansehen zu geben; darum, weil kein Reicher sich mit seinem Stande mehr begnügen will; darum, weil ein jeder prächtiger gekleidet, niedlicher gespeiset, weitschichtiger bewohnet, von mehreren bedient sein will als seine Väter; darum, weil seine Lust an neuen Moden, die Begierde nach Pracht, Glanz und Ansehen die Oberhand gewonnen, und die Liebe zu den christlichen Pflichten beinahe ganz erloschen ist; darum, weil man seine Ergötzungen und seine Spiele unterhalten will, koste es, was es immer wolle. Diese Ausschweifungen, diese Verschwendungen sind es, welche die Zahl der Elenden vermehren, diese machen, daß soviele Arme ihr Nothwendiges nicht haben, weil soviele Reiche auch das Überflüssige verschwenden.[2]

In erschütternder Weise brennt er ein anders Mal in die Herzen der Reichen ihre strenge Pflicht, den Armen zu helfen. Das Almosen ist kein Geschenk, das freisteht, sondern eine Schuldigkeit, denn wir geben was ihrer und nicht was unser ist. Einen Theil unseres Vermögens müssen wir als fremdes Gut betrachten, welches uns nicht geschenket, sondern nur anvertraut worden ist, um es unter die Dürftigen zu vertheilen. Hat Gott die Reichen reich gemacht, um ihren Geiz und ihren Hochmuth zu unterstützen? Hat Gott sie reich gemacht, um sich mitten im Überfluß zu ergötzen? Hat er sie reich gemacht, damit sie ihre Pracht und ihre Verschwendung von Stunde zu Stunde höher treiben? Nein, ein solches Leben ist vor Gott ein Greuel. Die Güter der Reichen sind heilige Güter, welche ihnen Gott nur anvertraut hat, damit

[1] Kanzelreden 5, 414 ff.

[2] Kanzelreden 2, 325 ff. Vergl. 1, 317 ff.; 7, 457 ff.; 8, 42 f. 456 ff.

sie dieselben für die Witwen und Waisen aufbewahren. Wenn Gott diese Schuldigkeit den Reichen nicht auferlegt, würde man nicht zweifeln können, ob Gott auch ein Vater der Armen sei, da er eine solche Ungleichheit unter seinen Kindern gemacht hat, daß einige kaum ihre Blöße bedecken können, die andere mit einem solchen Putz prangen? Würde man glauben, daß Gott für alle gleich sorget, wenn man sieht, daß einige in ihren prächtigen Häusern unter Gold und Silber in Pracht und Weichlichkeit leben, der Arme aber kaum ein Obdach wider Wind, Regen und Kälte hat; wenn man sieht, daß die Tafeln der Reichen unter der Last der aufgetragenen Speisen, die Schenktische unter der Schwere soviele Gefäße seufzen, da indessen die Armen kaum ein irdenes Gefäß zu ihrem nötigsten Gebrauch, kaum eine gesunde und hinreichende Speise zu ihrem nöthigsten Unterhalt haben; da man sieht, daß die Reichen auf den kostbarsten und weichlichsten Betten ruhen, der Arme aber nicht einmal Stroh genug hat, um seinen siechen Leib darauf ausruhen zu lassen.[1]

Dem Luxus der Reichen hält der Prediger das Gelöbniß der Taufe entgegen, aller Pracht der Welt zu entsagen. Wenn wir aber so hitzig trachten nach kostbarem Hausgeräth, nach schimmernden Kleidern, theurem Geschmucke, köstlichen Gastereien, hohem Spiele, zahlreicher Dienerschaft und dergleichen prächtigen Wesen, was über unsern Stand oder über die Einkünfte geht, heißt das die Pracht der Welt hassen oder unsinnig in sie verliebt sein? . . . Die unersättliche Pracht verschlingt alles, was den Armen zugehörig wäre. Für die Pracht ist man allzeit reich, und will man auch für reich gehalten werden, aber für das Almosen hat man kaum die Nothwendigkeit. Wenn es zu thun ist, um eine zahlreiche Dienerschaft zu unterhalten, um eine neue Mode in Kleidern und andern Putz sich anzuschaffen, dazu findet man noch immer Geld. Sollte man aber einer verarmten Familie, vor Alter und Krankheit schmachtenden Menschen, kleinen verwaisten Kindern den nöthigen Unterhalt verschaffen, so hat man kaum das Nöthige für sich . . . Diese Sucht nach Pracht verführt dann viele zu Betrug, Ungerechtigkeit und Gewaltigkeit. Daher soviele Arme. Daher soviele des Ihrigen beraubte Witwen und Waisen, soviel um ihren Lohn gebrachte Diener und Handwerker.[2]

In einer besonderen Predigt verlangt P. Tschupick gerechten Lohn für geleistete Arbeit: Es tut einem redlichen Menschen nichts mehr wehe, als wenn er sehen muß, daß er arbeitet und sich erschöpfet, dabei aber kaum soviel hat, daß er sich kümmerlich durchbringen kann . . . Wo die Arbeit nicht nach Gebühr gelohnt wird, da verschwindet Emsigkeit und Treue.[3]

Der geleisteten Arbeit, der Tüchtigkeit gebührt Lohn, nicht aber der Gunst und Protektion, was damals besonders bei der Anstellung der Beamten sehr wenig beachtet wurde. Deshalb hält der Prediger dem Hofe vor: Sobald man bemerken würde, daß die höhern und einträglichsten Stellen nicht nach Maßgabe der Verdienste, sondern nach Gunst und Größe des Herkommens und der Fürsprecher verteilt werden, so werden sich untüchtigste Menschen durch Schmeicheleien, Geschenke und mächtige Fürsprache den Weg bahnen. Es würde folgen, daß tüchtige und rechtschaffene Arbeiter den Müth sinken ließen, sie würden alle Hoffnung auf weitere Beförderung verlieren und die Hand von ferneren Arbeiten zurückziehen . . . Länder und Reiche, so schließt der Prediger, werden die tauglichsten Arbeiter, die arbeitsamsten Beamten haben, sobald man wissen wird, daß nicht Gunst, sondern Verdienst die Entscheidung macht. Sollte man aber nur auf Adel, auf Reichthum usw. dann das Aug richten, so würde dies nichts anders sein, als den untüchtigsten und niederträchtigsten Leuten den Weg zu Ehren und Würden öffnen, rechtschaffenen Leuten aber die Lust zum Arbeiten benehmen.[4]

Wegen der vielen Mißbräuche bei Anstellung der Beamten führt der Prediger dem Hofe die große Verantwortung vor Augen. Die Wahl der Beamten nach dem Verdienste fordert der Nutzen des Gemeinwohls. Nur wenn die Obrigkeiten

[1] Ungedruckte Kanzelreden 5, 81 ff.
[2] Kanzelreden 8, 80 ff. Vergl. 2, 73 ff.
[3] L. c. 4, 117 ff.
[4] L. c. 4, 473 ff.

gute und gewissenhafte Beamte bestellen, wird das Klagen und Murren des Volkes aufhören. Ein einziger würdiger Beamter trägt zum Besten des Volkes weit mehr bei als hundert andere schwache durch Fürsprache eingedrungene Beamte. Ein oberster Befehlshaber würde von jedermann als strafbar erkannt werden, der in einer Festung zu ihrer Vertheidigung nur schwache und unbrauchbare Soldaten zurückließ. Das gilt auch von der Bestellung schwacher Beamter für die Besorgung des gemeinen Besten.[1]

In ganz besonderer Weise ist die Anstellung guter Gerichtsbeamter nötig. Mit tiefer Ergriffenheit droht der Prediger den Richtern:

Gott wird alle ihre Sprüche, auch wenn die ganze Welt sie gutheißen sollte, noch einmal streng revidieren. Wenn ihr also Gericht ausübet, so stellt euch also Gott und seinen Richterstuhl vor Augen. Lasset die Unschuldigen nicht durch die Kunstgriffe der Mächtigen unterdrücken, lasset die Armen nicht Unrecht leiden, aus Furcht, die Gnade der Reichen zu verlieren. Ziehet die Rechtshändel nicht auf die lange Zeit, um von ihrem Schaden euren Vortheil zu schöpfen.[2]

Alle Vorgesetzten, alle Beamten müssen gegen die Bedrängten des Volkes ein so zartes Mitleiden empfinden, gleich als litten sie selbst in ihrer eigenen Person jene Blöße, jene Armuth, jene Schmerzen, jene Unterdrückung, jene Verfolgung, welche die armen Untergebenen bisweilen leiden müssen. Gott will, daß sie Väter der Untergebenen sind. Sie sind Gewaltsträger und Statthalter Gottes. Sie sind dies aber nicht, wenn ihr Mitleiden mit dem Mitleiden Gottes keine Gleichheit hat . . . Wenn sie sein wollen, was sie sein sollten, so ist es nicht genug, daß man das Bitten und Klagen der Bedrängten nur obenhin auf einige Augenblicke anhöre oder ihre Bittschriften flüchtig durchlese . . . man muß helfen oder wenigstens suchen zu helfen; man muß seine eigene Ruhe, seine eigene Ergötzlichkeit, seine eigene Bequemlichkeit aufzuopfern wissen, damit man den Hilflosen nützlich sein könne.[3]

In einer weiteren Predigt beweist P. Tschupick die Notwendigkeit, daß der Vorgesetzte selbst nachsehe, um den Bedürfnissen der Untergebenen abzuhelfen, das sei eine Pflicht, eine von Gott auferlegte Schuldigkeit. Es ist ein großer Unterschied zwischen hören und sehen, zwischen den Nachrichten des Beamten und dem Nachsehen des Vorgesetzten . . . Man wird Elend sehen und das Herz wird sich nicht enthalten können, Hilfe anzuschaffen.[4]

Für das Benehmen der Herrschaften gegen ihre Diener muß Gott Vorbild sein, der gegen alle Menschen eine gewisse Achtung und Ehrerbietigkeit erzeigt, der auch in den Dienern Menschen sieht, die sein göttliches Ebenbild an ihrer Stirne tragen, die es werth waren mit dem kostbaren Blute seines Sohnes erkauft zu werden. . . Ich habe also Ursache zu fordern, daß die Herrn ihre Diener ehren und gegen sie eine gewisse Achtung und Ehrfurcht tragen sollen, nicht zwar in äußerlichen Ehrenbezeugungen, wohl aber im Herzen und in den innerlichen Gesinnungen.[5]

Ganz besonders liegen dem Hofprediger die Gefangenen am Herzen, deren Los zu seiner Zeit vielfach so traurig war. Er will in einer eigenen Predigt zeigen, daß die Guttätigkeit gegen die Gefangenen nicht nur ein gutes Werk, sondern eine gebotene Pflicht und Schuldigkeit des Christen ist. In ergreifenden Worten schildert er dabei das Elend der Gefangenen. Werde ich wohl genug Worte finden, die Größe ihrer Mühseligkeit lebhaft abzuschildern? Sie sind die allerunglücklichsten Menschen, weil sie die Freiheit, das größte unter allen Gütern verloren haben. Was sind ihre Kerker anders als traurige Gräber, worin man sozusagen

---

[1] Kanzelreden 6, 257 ff.
[2] Kanzelreden 8, 342.
[3] Kanzelreden 8, 216 ff.
[4] Kanzelreden 2, 473 ff.
[5] Kanzelreden 2, 456 f.

noch lebende Menschen begräbt? . . . Bei diesen armseligen Menschen ist alles Elend vereinigt. Sie leiden nicht nur Gefangenschaft und Sklaverei, sondern sie leiden auch den Hunger, den Durst, die Blöße, die Krankheit und Schwachheit und überhaupt alles Elend des menschlichen Lebens.[1]

Wie die übrigen Hofprediger, dringt auch P. Tschupick auf eine solide durch treue Erfüllung der Berufspflichten getätigte Frömmigkeit.

Wo christliche Lebensführung fehlt, so führt er aus, mag ich immerhin Andachten auf Andachten und Gebete auf Gebete häufen, so ist doch meine ganze Frömmigkeit nichts als ein leerer Rauch, der in der Luft verschwindet; sie ist eine eingebildete Frömmigkeit, die bei Gott nicht das geringste gelten kann. Da ist eine Frau, die bei allen heiligen Versammlungen und Kirchenandachten die erste sein will; sie ist gewohnt, täglich geistliche Lesungen und Betrachtungen anzustellen; sie würde es sich selbst als einen Hauptfehler anrechnen, wenn sie eines aus ihren Gebeten oder Andachten auch nur ein einziges Mal unterließe. Wie sieht es aber in ihrer Wirtschaft aus, wie führt sie sich in ihrem Hause auf? Sie erweiset ihrem Mann keine Gefälligkeit, ihren Kindern keine Liebe, ihren Hausleuten keine Sorgfalt, alles im Haus muß ihren Eigensinn empfinden und einer nach dem andern etwas von ihrem verdrießlichen Wesen erfahren. Wenn sie nur in der Kirche war, dann mag im Hause alles zu Grunde gehen. Das ist keine Frömmigkeit. Die wahre Frömmigkeit besteht in dem, daß man das Freiwillige mit dem Gebotenen vereinbare, daß man das Gebotene erfüllt, weil es Gott befiehlt und das Freiwillige hinzusetzt, weil es Gott angenehm ist.[2]

Wahre Frömmigkeit verlangt ein Leben der Arbeit, denn ein müßiges Leben ist schon an und für sich ein sündhaftes Leben. Arbeit und Aufwendung seiner Kräfte ist eine allgemeine Pflicht aller Menschen, der Großen und der Geringen, des Reichen wie des Armen, des Adels wie des Pöbels.[3]

Auch die Fürsten sind von dieser Pflicht nicht ausgenommen. Gott hat den Fürsten und Königen der Welt den Purpur nicht bloß zur Zierde an die Schultern angeheftet, sondern auch zu einem immerwährenden Merkmale, welches sie durch die Blutfarbe erinnern soll, daß sie für das Heil ihrer Unterthanen ihre Ruhe aufzuopfern und Beschwerden auf sich zu nehmen und fast Blut zu vergießen bereit sein sollen.[4]

Die hier mit den Worten der Prediger entwickelten Grundsätze und Anschauungen müssen wir auch für die Hofbeichtväter in Anspruch nehmen. Denn Beichtväter wie Prediger gehörten demselben Orden und derselben Ordensprovinz an, hatten dieselbe geistliche und wissenschaftliche Bildung genossen, gehorchten denselben Obern, wohnten im selben Hause, speisten am selben Tisch, lebten in vertrautester Lebensgemeinschaft. Zudem hätten im Widerspruch mit den einflußreichen Beichtvätern die Prediger nicht Jahrzehntelang ihres Amtes walten, hätten ihre Kanzelreden das Licht der Welt nicht erblicken können.

Die Lichter, die uns aus all diesen Predigten entgegenstrahlen, zeigen uns die Kulturschäden der Zeit in greller Beleuchtung. Diesen Schäden stellen die Hofprediger die Heilmittel aller Zeiten immer und immer entgegen: ächte christliche Lebensweisheit, reiner lauterer Lebenswandel, treueste Erfüllung aller Berufspflichten, Gerechtigkeit und Liebe besonders gegen alle Armen und Unterdrückten, und dies alles mit apostolischem Freimuth, der auch vor den damals fast vergötterten Hohen und Mächtigen, selbst vor dem Kaiserthron nicht erzittert oder zusammenbricht.

So bilden diese auch kulturhistorisch bedeutsamen Predigten ein Ehrendenkmal wie für die Wiener Hofprediger, so auch für den Wiener Hof, der solche Prediger berufen und Jahrzehnte lang ihren ernsten Mahnungen mit der gleichen christlichen Demut gelauscht hat.

[1] Kanzelreden 8, 305 ff.
[2] Kanzelreden 4, 61 ff.
[3] Ungedruckte Kanzelreden 5, 32 f.
[4] Kanzelreden 9, 3.

Zwölftes Kapitel.

Zu Hause.

Aufnahme. Aszetische und wissenschaftliche Ausbildung (Noviziat, Scholastikat, Tertiat). Entlassung. Lebenshaltung. Essen und Trinken. Potus peregrini. Sackuhr. Obere. Haushaltung. Verwaltung. Brauhäuser. Apotheken. Zwangsanleihen.

Die innere Geschichte der deutschen Jesuiten verläuft auch in dieser letzten Zeit in denselben Bahnen wie früher. Dieselben Regeln, dieselben Gewohnheiten bleiben in Kraft, auch Menschlichkeiten unterlaufen wie früher: ubi homines humana, wo Menschen, da auch Menschlichkeiten. Kriegszeiten und Notzeiten wirken zuweilen ungünstig ein, da aber fehlt es nicht an dem Mahnruf von Rom zur rechten Zeit.

Die Generale haben es zu keiner Zeit an zuweilen sehr scharfen Mahnungen fehlen lassen über Gebrechen, die von Mitgliedern des Ordens oder Auswärtigen nach Rom gemeldet wurden. Diese Mahnbriefe sind mehrfach in unkritischer Weise verwertet, dazu noch verstümmelt und gefälscht worden, wodurch die Mahnungen ein ganz unrichtiges Bild ergaben.[1]

Was zunächst die Aufnahme in den Orden betrifft, so hielt man im allgemeinen fest an dem Prinzip der Auswahl in bezug auf sittliche und geistige Kraft. Zuweilen ertönt die Warnung, nur nicht den Reichtum der Eintretenden als ausschlaggebendes Moment zu berücksichtigen.

An den niederrheinischen Provinzial Neander erging am 16. März 1709 von dem General Tamburini die Mahnung, bei der Aufnahme darauf zu achten, daß nicht arme, aber an Charakter und Talent hervorragende Kandidaten hintangesetzt werden, weil sie den Unterhalt für das Noviziat nicht bezahlen können; diese schmutzige Neuheit verbiete ich, wie auch jene Art des Verzichts auf das Vermögen, die, wie mir berichtet wird, den Novizen am Ende des zweiten Jahres aufgedrängt zu werden pflegt gegen die Freiheit des Disponierenden und gegen die Mahnung unseres Herrn im Evangelium (für die Armen!).[2]

Auch der oberrheinische Provinzial Haas wurde von dem General Retz am 5. Mai 1738 gemahnt, bei der Auswahl der Kandidaten ganz besonders nicht zuerst auf das Geld zu sehen, so daß aus dieser Rücksicht weniger taugliche zugelassen würden.[3]

Während man in der niederrheinischen Provinz für den Eintritt die erfolgreich vollendete Philosophie verlangte, begnügte man sich in Österreich mit dem

---

[1] Beispiele bei Rupert Ebner, Offizielle ungedruckte Briefe von Jesuiten-Generalen und Mißbrauch derselben, Innsbruck 1883 6 ff., 337 ff., gegen die auch in wissenschaftlichen Zeitschriften viel gelobte Schrift des Prager Professors Kelle, Die Jesuiten-Gymnasien in Österreich, München 1876.

[2] *Rhen. inf. 12. Vergl. 1. Teil S. 22.

[3] *Rhen. sup. 5.

absolvierten Gymnasium. Wegen der großen Ausdehnung und Vielsprachigkeit der Provinz brauchte man viele Kandidaten, weshalb also die Informationen doppelt wichtig waren. Dieserhalb schreibt der General Retz am 16. März 1737 an den österreichischen Provinzial Krieger: Da der Provinzial nicht gleichmäßig überall hinkommen könne und somit vielfach auf Informationen anderer angewiesen sei, solle er den Lokalobern streng vorschreiben, daß sie nicht Kandidaten empfehlen trotz schlimmer Gewohnheiten, trotz mangelhafter Gesundheit und trotz geringen Talentes.[1]

Ein schlimmer Habitus konnte bei den deutschen Trinksitten das Trinken sein. Darauf richtete der General Tamburini am 6. April 1709 die besondere Aufmerksamkeit des niederrheinischen Provinzials Neander, er möge bei den Kandidaten darauf achten, ob sie sich der Nüchternheit beflissen oder mehr auf das Pokulieren als auf Aneignung von Wissenschaft und Tugend verlegen: wenn solche Kandidaten Trinker und fleißige Wirtshausbesucher sind, sollen sie nicht aufgenommen werden, damit sie nicht von dem Hang der Unmäßigkeit beherrscht, jede Gelegenheit zum Trinken suchen und andere mit sich ins Verderben stürzen.[2]

Scharf rügt der General Retz in einem Schreiben an den österreichischen Provinzial Krieger vom 13. Sept. 1738 die Obern und Informatoren, die Kandidaten mit unheilbaren Krankheiten empfehlen und es dadurch an der Treue gegen die Gesellschaft oder an hinreichender Untersuchung haben fehlen lassen.[3]

Immer noch kamen Schwierigkeiten vor in bezug auf die Aufnahme von Kandidaten, deren Eltern Leibeigene oder Hörige waren. Auf eine diesbezügliche Anfrage erging von P. Retz am 9. Februar 1737 an den oberrheinischen Provinzial Hoeglein die Weisung: Obgleich die deutschen Theologen mit P. Laymann der Meinung sind, daß die Leibeigenen und Hörigen, wie sie in Deutschland einer gewissen Sklaverei unterworfen sind, nicht eigentliche Sklaven, sondern Freie seien, so ist doch nicht jeder Zweifel ausgeschlossen. Ew. Hochwürden können deshalb einen solchen Kandidaten aus dem Noviziat seiner Zeit herausnehmen und wenigstens zu den Devotionsgelübden zulassen, bis diese dann nach Ablauf von zwei Jahren nach erlangter Freilassung bei der ersten Gelübdeerneuerung die volle Wirkung der Gelübde erlangen.[4]

Der Geist der Noviziate als Schule freudiger Tugendübung blieb andauernd gleich, wofür wir später noch einige Zeugnisse vernehmen werden.

Was den Novizen vorgetragen wurde, läßt sich ersehen aus den Exhorten, die P. Joh. Dirckinck als Novizenmeister in Trier in deutscher Sprache seinen durchschnittlich 50 Novizen hielt, und die er dann in lateinischer Übersetzung 1704 veröffentlichte.[5] Es ist die auf Schrift und Tradition gestützte katholische Aszese, die er in rein sachlicher Weise ohne rhetorische Ausschmückung vorträgt. Sehr eindringlich spricht er u. a. gegen den übertriebenen Nationalismus und den deutschen Nationalfehler, die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, die er in einer eigenen Instruktion auch als die größten Feinde der Gesundheit erweist. Bei der Begründung, warum Ignatius seine Gesellschaft minima, die geringste, genannt hat, kann er sich nicht versagen, vier Gründe beizubringen, warum die Gesellschaft auch groß genannt werden kann. Trotzdem aber, wenn wir auch Großes für die Ehre Gottes leisten — so schließt er — sollen wir uns stets für die geringsten halten,

---

[1] *Austria 13.
[2] *Rhen. inf. 12.
[3] *Austria 13.
[4] *Rhen. sup. 5.
[5] Exhortationes ad Religiosos. Coloniae 1704. 4°. 675 und 324 S. Neue Ausgabe Romae 1826.

uns anderen Orden nicht vorziehen und deren Alter, Verdienste um die Kirche, ihre glänzende Wissenschaft und Heiligkeit hochhalten.

Auf das Noviziat folgte fast in allen deutschen Provinzen die von den Generalen wiederholt empfohlene sogenannte Repetition, Wiederholung der humanistischen Studien oder Vorbereitung auf Spezialfächer.

Der Exjesuit Dominik Roos, der 1757 die Repetition in der oberrheinischen Provinz machte, schildert dieselbe in seinen Erinnerungen also:[1]

Von meinen Mitnovizen kamen etliche in die Lehrschulen, nämlich welche das Repetirjahr nicht bezahlen konnten und ohnedes alt genug waren.[2] Ich aber verblieb mit ohngefähr zwölfen, die untere Schule nebst Philosophie und Mathematik zu repetiren. Es ging mir alles wohl von Statten. Ich bestund sehr wohl in dem philosophischen Examen, wie mich P. Veringer, ein unvergleichlicher, guter Freund von mir, versicherte. Dieser Mann kam auch bald zu mir in das Zimmer, wo ich wegen Erhitzung krank lag und besuchte mich, obschon selbst krank und gichtbrüchig. Gott vergelte diesem seinen Diener, was er an mir getan. Fürwahr, er unterstützte mich als ein wahrer Schutzengel. Er war unser Pater Spiritualis. Nach dem philosophischen Examen ging die Mathesis an, welche wir so ziemlich weit brachten. Dabei mußte auch das Zeichnen geübt werden, welches mir Wasser auf meine Mühle war. Ich lernte da, was ich nirgends gesehen hatte, nämlich die Proportionen des menschlichen Leibes, der Säulenordnung. Ein Mitbruder hat aus seinem Kopf ohne Vorbild das Porträt des R. P. Visconti verstorbenen Generals mit Kreide so kunstreich gezeichnet, daß sich alle darüber wunderten. Aus der Mathematik, worin ich stark wurde, kamen wir zur griechischen Sprache. Es fanden sich unter uns, die sehr stark darin waren, ich suchte ihnen beizukommen. Wir legten die griechische Bibel des P. Goldhagen aus, die uns nebst andern gut zustatten kam. Hierauf folgten die Rhetorik, Poetik und lateinische Grammatik nebst anderer Literatur. Wir gaben darin unsere Specimina mancherlei Art... Meine katechetische Mission war zu Mombach, eine kleine Meile unterhalb Mainz, wo eine Herrschaft wohnte, die selbst manchmal darin erschien.[3]

Von der Repetition in der böhmisch-schlesischen Provinz rühmt der Exjesuit Cornova:

Noch jetzt preise ich mein Glück, daß ich in der Repetition in den Jahren 1759/1760 den ehrwürdigen Greis Franz Pubitschka zum Lehrer gehabt. Er fing meinen und meiner Mitrepetenten Unterricht mit dem großen Grundsatze an, daß wahre Latinität nur aus den Schriften der Alten geschöpft werden müsse, und daß alle Neueren, so nahe sie den Alten auch kämen, hierin doch keine zuverlässigen Quellen wären. Eine Folge dieses Grundsatzes war sein uns eröffneter Wunsch — er scheint der Meinung gewesen zu sein, daß sich mit der Leitung in Sachen des Geschmackes keine Art Zwang vertrage; darum pflegte er, anstatt vorzuschreiben, nur zu raten, höchstens über das Unzweckmäßige zu satirisieren — sein Wunsch war es also, daß wir Roms schöne Geister unausgesetzt und wiederholt läsen, daß sie vorderhand unsere einzige Lektüre beinahe wären; auch für die Folge riet er uns, von dem Lesen neuerer Lateiner uns lieber so lang zu enthalten, bis wir mit den Alten, vorzüglich mit denen vom ersten Rang, vertraut sein würden. Aber bei der bloßen Aufmunterung zu dieser vor allen anderen fruchtbringenden Lektüre blieb er nicht

---

[1] Gény, Die Jahrbücher der Jesuiten in Schlettstadt 2, 791 ff.

[2] Als die Repetition in der oberrheinischen Provinz 1726 eingeführt wurde, beschloß man, die Kosten auf die Kollegien und auf die Repetenten je nach ihrem Vermögen zu verteilen. *Consultationes Rhen. sup. 17. Dez. 1726 und 12. Juni 1727. Vergl. die Akten der oberrheinischen Provinzial-Kongregation vom 13. Juli 1727, nach denen der General gestattete, den Unterhalt für die Repetenten und ihre Professoren aus Beiträgen der Kollegien und den Pensionen der reicheren Novizen zu bestreiten. *Orig. Congreg. provinc. 89, 167 f.

[3] Vergl. Gény, 2, 292.

stehen; er vereinigte jene Leitung zum Studium des Gelesenen mit ihr, die ich immer die einzige, zweckmäßige nennen werde. Er ließ uns über die gelesenen Autoren in den gewöhnlichen Schulstunden kommentieren, vorzüglich aber ihre ästhetischen Schönheiten nach unserem Gefühle entwickeln...[1]

Von der Repetition und den weiteren Studien in der österreichischen Provinz berichtet der Exjesuit Franz Schrank in einer biographischen Skizze über Erasmus Frölich:

Die Jesuiten der österreichischen Provinz nahmen ihre Candidaten am liebsten gleich nach zurückgelegten niedern Schulen auf und schickten sie dann nach vollendeten Probejahren nach Leoben oder Raab, um da ein Jahr lang die schönen Wissenschaften zu wiederholen. Beides war den jungen Leuten und den höhern Wissenschaften gleich vorteilhaft. Durch das zweijährige Noviziat und die darauf folgende Wiederholung wurden die Jünglinge drei volle Jahre von der Philosophie und den übrigen hohen Wissenschaften zurückgehalten, kamen also erst mit reifer gewordenen Seelenkräften dazu, und konnten dann sehr natürlich darin mehr leisten, als bei jüngeren Jahren, in welchen man gewöhnlich mehr lernt als studiert . . . Die Uebung der Beredtsamkeit und Dichtkunst verschaffet Reichthum der Sprache, Fertigkeit in Ausdruck, Deutlichkeit und Ordnung im Vortrag, lauter Eigenschaften, die einen hellen Kopf bilden. Ich habe wenigstens bemerkt, daß alle diejenigen, welche in ihrer Jugend die schönen Wissenschaften vernachlässigt hatten, die ernsthaften mit Mühe studirten und mit Verworrenheit vortrugen. Nachdem Fröhlich die Philosophie gehört hatte, schickten ihn seine Obern nach Klagenfurt, die Jugend in den Elementen der schönen Wissenschaften zu unterrichten. Er erfüllte nicht nur den doppelten Zweck, welchen sich die Gesellschaft bei ihrer beschwerlichen Schularbeit zum Augenmerk genommen hatte, vollkommen, indem er seine Schüler zur Tugend und Gelehrsamkeit mit Glück hinleitete, sondern er benutzte diese Beschäftigung auch zur eigenen Vervollkommnung, indem er während dieses Zeitraumes alle griechischen und lateinischen Dichter, Redner und Geschichtschreiber las, und sich ebensoviele Fertigkeit im Griechischen als in der lateinischen Sprache erwarb. Von Klagenfurt kam er nach Wien, um die Mathematik ein Jahr lang, von allen andern Geschäften frei, zu hören. Er gewann diese Wissenschaft aber so lieb, als vorher die angenehmern Musen, und erwarb sich in der Folge durch dieselbe so vielen Ruhm, daß er mit den berühmtesten Mathematikern seiner Zeit im Briefwechsel stand. Von der Mathematik ging er endlich zur Theologie über und nährte sich in derselben sorgfältig mit Lesung der Heiligen Schrift und ihrer Ausleger, der Kirchenväter, der Konzilien und der Kirchengeschichte, erlernte dabei das Hebräische, was jedem Theologen so notwendig ist, so vollkommen, daß er nicht nur die göttlichen Bücher des alten Bundes, sondern auch die rabbinischen mit Fertigkeit las.[2]

Von dem Studiengang in der oberdeutschen Provinz wird berichtet: Grammatici machte sich (während der Studien) nebenher mit den neueren Entdeckungen in der Naturkunde gründlich bekannt und wählte sich vorzüglich die Mathematik zu seiner Lieblingswissenschaft, die er auch nachher, während er zu Trient drei Jahre lang die Grammatik mit ihren Fortsetzungen und darauf ein Jahr lang die Dichtkunst lehrte, fleißig studierte. Nachdem er vier Jahre lang Lehrer gewesen war, wurde Grammatici im Jahre 1710 nach Amberg, um da die Theologie zu studieren, geschickt. Amberg war sonst nicht der Ort, wo die Jesuiten der bayerischen Provinz ihre jungen Leute die Philosophie oder Theologie studieren ließen, sondern Dillingen, Ingolstadt oder Innsbruck. Aber Bayern befand sich damals in bedenklichen Umständen, das Collegium der Jesuiten zu Ingolstadt war teils durch die Erpressungen der feindlichen Völker, teils durch die Schäden, welche es auf seinen Gütern erlitten hatte, außerstande gesetzt, die große Anzahl seiner sonstigen Mitglieder zu ernähren; die Kollegien an den

[1] Cornova, Die Jesuiten als Gymnasiallehrer (1804) 47 f.

[2] Franz v. Paula Schrank, Nachrichten von den Schriften berühmter Gelehrten 1 (1797) 206 f.

beiden auswärtigen Universitäten waren es ebenso sehr: die Jesuiten sahen sich also genötigt, die Lasten auf die verschiedenen Ordenshäuser zu verteilen, welche weniger gelitten hatten . . . Gleichwohl war er nicht so sehr Theologe, daß er darüber die mathematischen Wissenschaften ganz hintangesetzt hätte. Er wendete vielmehr alle diejenigen Stunden, welche ihm die Theologie frei ließ, dazu an, sich in Lösung der schwersten mathematischen Aufgaben zu üben und trug nebst Heinrich Hiß, welcher damals ebenfalls die Theologie hörte, und im Jahre 1716 Professor der Mathematik zu Ingolstadt ward, nicht wenig dazu bei, daß in der Folge die jetzige Methode, die Finsternisse zu verzeichnen vom P. Joseph Falk eingeführt wurde.[1]

Über das auf die Repetition oder Philosophie folgende Magisterium der jungen Scholastiker urteilt Westenrieder in seiner Biographie Mederers: Er wurde „Lehrer in den humanistischen Schulen, wo ein junger Jesuit, wenn er den höheren Trieb in sich fühlte, die schönste Gelegenheit hatte, in der klassischen Litteratur sich umzusehen und seine künftige Ausbildung zu begründen. Mederer lehrte vom Jahre 1755 an zwei Jahre zu Ingolstadt und andere zwei zu Landshut. Dort fand er an dem Lehrer der Rhetorik, Joh. B. Seidel, einen zu seiner Zeit recht wackeren Humanisten und ächt witzigen Kopf, einen Freund, der ihn an seiner Hand in den Tempel der Musen führte, ihm die Redner, Dichter und Geschichtschreiber alter und neuer Zeiten und, was dabei das Vorzüglichste ist, ihn mit dem wahren Gebrauch derselben und mit der besten Art, sie zu lesen, bekannt machte . . . Zwei von Mederers Antrittsreden und zwei seiner Lustspiele, welche in seiner Handschrift vor mir liegen, zeigen schon einen Mann von Sachkenntnis und von einem nicht gemeinen Geschmack."[2]

Speziell über den nach dem Magisterium einsetzenden vierjährigen theologischen Kursus in der österreichischen Provinz schreibt P. Denis folgendes:

Unter den Professoren schien mir P. Franz Xaver aus dem Hause der Barone von Pejachevich den Katheder ganz vorzüglich zu zieren und ich hörte ihn sehr gern. Er war schon in das 6. Jahr Lehrer der Theologie, und, da wir durch Lehren selbst lernen, so hatte er aus allen heiligen Quellen einen reichen Schatz von Kenntnissen gesammelt; denn in der Tat, wer ein wenig tiefer in das Wesen der Wissenschaften hineindringt, sieht leicht, daß zu jeder Gattung derselben nur von einer vieljährigen Übung etwas Reifes und Vollendetes zu erwarten sei. Deswegen erlaube ich jetzt meinem Alter ein Urteil, welches ein Jüngling, wie ich damals war, nicht ohne Verwegenheit und Anmaßung vielleicht hätte fällen dürfen: daß nämlich unsere österreichische Provinz für ihren wissenschaftlichen Ruhm weit besser gesorgt haben würde, wenn sie nach dem Beispiel anderer Provinzen den Professoren Zeit gelassen hätte, sich in einem Fach zu vervollkommnen, statt sie gleichsam von Katheder zu Katheder zu reißen. Ich wünschte, Sachen zu hören, nicht Worte, und (denn wozu sollte ich es mir verhehlen?) ich konnte mich überhaupt nicht mit jenen spitzfindigen, scholastischen Fragen und den Meinungen der verschiedenen Systeme aussöhnen, für die man oft wie für Herd und Altar kämpfen und um derentwillen man oft göttliche Dinge gar zu menschlich, um nicht zu sagen unmenschlich behandeln sieht; sei es nun, daß ich weniger dafür geistig veranlagt war, sei es, daß ich schon zu kühl für solche hitzige Disputationen geworden war, sei es endlich der Gedanke, der mir oft vorschwebt, es heiße seine Zeit nicht am besten anwenden, Dinge zu erforschen wollen, von denen man nie eine sichere Kenntnis erlangen kann, und von denen man sich für das übrige Leben wenig oder beinahe gar keinen Nutzen versprechen darf. Auch die Ehre am Ende des Cursus, Thesen öffentlich zu verteidigen, war nicht vermögend, mir andere Gesinnungen beizubringen. Deswegen wendete ich meinen Fleiß auf andere Beschäftigungen, doch so, daß meine Lehrer keine Ursache hatten, sich darüber zu beklagen. Der Präfekt der Bibliothek hatte als Gehilfen einen Scholastiker Theologen, aus

[1] Schrank I, 312 ff.

[2] Westenrieder, Mederer 11.

dessen Zimmer eine Türe in die Bibliothek führte. Als ich dessen Freundschaft gewonnen, hatte ich, wenn es andere Beschäftigungen erlaubten, stets freien Zutritt zur Bibliothek. Mit Freude erinnere ich mich daran, wie sehr ich diese Gelegenheit benützt habe, die größten auf die Theologie sich beziehenden Werke kennen zu lernen. Hier begann meine Kenntniß der verschiedenen Ausgaben der Polyglotten, der bedeutendsten Bibelerklärer, der Werke der Kirchenväter, besonders in der Ausgabe der Mauriner, der Konzilien Sammlungen, der päpstlichen Bullarien, der Controversen Bellarmins, des Petavins, Sirmond, der Kirchenschriftsteller und der Bollandisten. Trotzdem dann im dritten Jahre der Theologie die sonntägliche Katechese bei den armen Waisenkindern in der Vorstadt zu den übrigen Arbeiten hinzukam, setzte Denis, auf jede Minute bedacht, seine Studien und Auszüge in der Bibliothek fort, die ihm später zu großem Nutzen gereichten.[1]

Von dem gesamten Studiengang eines Scholastikers kurz vor der Aufhebung des Ordens hat uns Sailer ein Bild entworfen in dem Leben seines Freundes Sebastian Winkelhofer aus Munzing (Bayern). Er schreibt:[2]

Nachdem Winkelhofer die ersten sechs Schulen vollendet hatte, trat er in einem Alter von sechzehn Jahren im Jahre 1759 in das Noviziat der Gesellschaft Jesu zu Landsberg. Nach ausgehaltener Probezeit von zwei Jahren kam er nach Ingolstadt, wo er sich drei Jahre lang der Philosophie und zugleich dem Studium der griechischen und hebräischen Sprache widmete. Schon damals litt er an einem so bedeutenden Husten und Auswurfe, daß sie ihn für lungensüchtig erklärten, und kein Arzt hätte es glauben können, daß er bei seinem Predigen, das so früh anfing und mit einer so erschöpfenden Anstrengung der Kräfte fortgesetzt ward, sein Alter auf dreiundsechzig Jahre bringen würde. Seine Gewandtheit in der lateinischen Sprache und in der elegischen Poesie war nicht gering. Er schrieb an seinen Freund Delaschad in Amberg einen Brief in lateinischen Versen, der, obgleich er nur ein Jugendspiel ist, doch nicht bloß seine Übung in der lateinischen Sprache, sondern auch seinen zarten Sinn für Freundschaft verrät.[3] Nach vollbrachtem cursus philosophicus fing er die Humaniora zu lehren an und lehrte sie zwei Jahre in Dillingen, ein Jahr in Ellwangen und ein Jahr in München. Als Lehrer in Dillingen hielt er eine Rede vor der Universität bei Eröffnung der Studien. Diese Rede zeigte seine Gabe, mit leichtem Spiele des Witzes zu gefallen und zu nützen. Er sprach über das bekannte Dillingae nix, nox, und ermunterte die Akademiker, die von den Herbstferien zurückkamen, zum Fleiße, indem er den Fleiß der Dillinger Studenten rühmte, und, wie er beschaffen sein sollte, lehrte.[4] Die Liebe zur lateinischen Sprache unterdrückte in ihm aber nie die Neigung für die Muttersprache, und, ob er gleich in der deutschen Poesie weniger Übung hatte, so zeigten doch schon seine Versuche vom Jahre 1767, daß er auch darin nicht zurückblieb und seiner Zeit vielmehr vorsprang. Er hat nach der damaligen Sitte auf die Zöglinge, die Ehrenpreise erhielten, sogenannte Spieße, kurze Gedichte, die, um dem Volk zu gefallen, sich nicht weit über das Gemeine erheben durften, und fast ein Wortspiel sein mußten, verfaßt.[5] Wie lieb er als Lehrer seine Schüler hatte, läßt sich nicht aussprechen; aber, wie sie ihn wieder liebten, läßt sich kaum denken. Um nur eine Probe anzuführen: Ägidius Jais, der treffliche Volksschriftsteller und Prinzenerzieher in Würz-

---

[1] Ejusmodi cognitionum usus frequens et multiplex, hypothesium scholasticarum vix ullus. Retzer Nachlaß 44 ff., Jugendgeschichte 88 ff. Am Ende des dritten Jahres erhielt Denis die höheren Weihen und feierte Oktober 1757 am Hochaltar der Jesuitenkirche in Graz seine erste hl. Messe, wobei ihm der Physikprofessor P. Lainix assistierte vir ad tumulum usque mei perstudiosus.

[2] J. M. Sailer, Winkelhofer, der Mensch und der Prediger (1807) 5 ff.

[3] Der eine Ingolstadii 29. Mai 1764, der zweite Dillingae 17. April 1765. Wortlaut bei Sailer, 213 ff.

[4] Das Wortspiel im Latein war für Dillingen besonders angenehm: „Diligentia, ut sit genuina laborem diligat, et labor erit facilis, hoc primum: laborem deligat, et erit labor utilis, hoc alterum oratiunculae meae caput statuo."

[5] Beispiele bei Sailer, 8.

burg, kann nie von seinem Lehrer Winkelhofer reden, ohne daß sein Ernst Freude, sein Herz lauter Dank wird. In München hatte ich als Schüler des Gymnasiums ihn schon kennengelernt, blickte mit Ehrerbietung und Freude auf ihn, ahnte aber damals noch nicht, wie mir dieser junge, freundliche, stille Magister einst zum Heile werden sollte — als Freund und Engel Gottes. Im Jahre 1768 kam er das zweitemal nach Ingolstadt, um in vier Jahren die Theologie zu studieren. Wie er aber als Hörer der Philosophie sich in der griechischen Sprache vervollkommnete, so fing er an, als Hörer der Theologie, durch fortgesetztes Studium der hebräischen chaldäischen Sprachen den Grund zu jener Schrifterkenntnis zu legen, die er in seinem ganzen übrigen Leben, das dem Prediger-amte angehören sollte, bewiesen hat.

Wirklich machte er auch schon im zweiten Jahre seines theologischen Cursus den Eingang zu seinem Predigerleben, indem er als Praeses des sogenannten Colloquii externorum angestellt ward. Diesem Amte, das ihm den schönen Beruf gab, Vater und Freund studierender Jünglinge zu sein, stand er vor bis zum Jahre 1772, in dem er zum Priester geweiht und nachher als Praeses internorum in den Convictus S. Ignatii Martyris versetzt wurde. Von einem so geräuschlosen als tiefgehenden Fleiße in seinen philosophischen und theologischen Studienjahren hat er mir selbst gestanden, daß ihm die damalige Philosophie Zeit genug gelassen hatte, die griechischen Weltweisen in der Ursprache zu lesen, so wie ihm die damalige Theologie Zeit genug ließ, die griechischen Väter in der Ursprache zu studieren . . .

Mehr die Lebensweise während des Studienganges berührt Denis, wenn er zum Jahre 1754 erzählt:[1]

. . . Je zwei und zwei hatten ein gemeinschaftliches, und zwar nicht heizbares Zimmer, welches von den Bewohnern selbst gekehrt werden mußte. Doch wurde im Winter der Tag in einem sehr großen, geheizten Zimmer, das Museum genannt, zu-gebracht, wo sie durch Zellen voneinander getrennt ohne Störung ihren Studien ob-liegen konnten. Ueber die Stunde des Aufstehens und Niederlegens hatte der Minister die Aufsicht. Eben derselbe besuchte nach Gutdünken die Zellen, oder im Sommer die Schlafzimmer, in Stunden, die der Andacht oder dem Studieren gewidmet waren, und bestimmte die Begleiter derer, welche ausgehen wollten. Sie mußten den Brüdern beim Mittag- und Nachtessen wechselweise aufwarten. Sie mußten alle Jahre acht Tage lang die aszetischen Exerzitien des St. Ignatius verrichten, mußten halbjährlich, nach vorangegangener dreitägiger Einsamkeit ihre Ordensgelübde vor dem Altare erneuern, und noch mehr dergleichen Dinge, welche ziemlich den Anschein eines ersten Noviziates hatten. Fürwahr in allem dem war gewiß nichts, was aufgeblasen machen, was den Sinnen schmeicheln, was Müßiggang und den Hang zu einem bequemen Leben begünstigen konnte. Aber in der Ueberzeugung, daß es dem Manne nützlich sei, wenn er von Jugend auf das Joch trug und durch gegenseitiges Beispiel ermuntert, unterzogen wir uns allem dem mit desto größerer Bereitwilligkeit, weil wir frei von allen anderen Sorgen nur Gott, den Wissenschaften und der Ausübung brüderlicher Liebe gegeneinander leben konnten. Und oft habe ich Männer unter uns in späteren Jahren, jenen Schulkursus als die glücklichsten Tage ihres Lebens preisen hören. Auch dieser Art des Zusammenlebens fehlte es nicht an Annehmlichkeiten. Denn welche witzigen Einfälle, welche Fröhlichkeit, welche Anmut des Umganges durfte man nicht in einem auserlesenen Kreise vorzüglicher Köpfe erwarten, die sich schon der Reife des männlichen Alters näherten? Die angenehmen Unterhaltungen zu Hause, die munteren Spiele auf dem Lande, die in den Oster- und Herbstferien unter uns angeordneten theatralischen Belustigungen brachten also in die Strenge unseres Studierens eine angenehme Abwechslung . . .

An dem dritten Probejahr, dem sogenannten Terziat, hielt man bis zum Schluß unverbrüchlich fest. Nur der General konnte davon dispensieren, und er tat dies nur in den seltensten Notfällen und dann mußten wenigstens die vier-

---

[1] Literarischer Nachlaß, Retzer, 43 ff. Jugendgeschichte 86 f.

wöchigen großen Exerzitien im Tertiathause gemacht werden. Von dem österreichischen Tertiat in Judenburg berichtet Denis zum Jahre 1758:[1]

Zu Judenburg zogen wir, obschon bereits in der Dämmerung, unter einem großen Zusammenlauf des Volkes ein, denn durch eine vieljährige Gewohnheit war den Bewohnern der Stadt und der benachbarten Gegend der Tag bekannt, an welchem die Tertiarier (so nannte man uns) ankamen, von denen diese frommen redlichen Leute mannigfaltige Dienstleistungen in Absicht auf die Seelsorge teils verlangten, teils erwarteten. Die Gesellschaft hatte einen doppelten Endzweck dabei, daß sie die Ihrigen am Schlusse der Theologie auf ein Jahr hieher schickte: zuerst, daß sie ganz in sich selbst zurückkehren, und sich wieder in die Zeit ihres ersten Noviziates versetzen möchten: deswegen wurden sie außer den geistlichen Uebungen wie damals mit den niedrigeren Diensten des Hauses beschäftigt, sie mußten die Zimmer kehren, den Speisenden teils vorlesen, teils aufwarten, die Schüsseln und Küchengeräte waschen; und ich sah einst bei diesen unseren Verrichtungen einen von den Hausknechten, einen redlichen Mann, Tränen vergießen, daß Männer von einem solchem Alter, und wie er sagte, Priester, gelehrte und geschickte Verkündiger des göttlichen Wortes, sich zu solchen niedrigen Geschäften herabließen. Der andere Zweck war, daß sie sich vorläufig in den Geschäften übten, welche der Zweck des Ordens erforderte, die Unwissenden in den Lehren des Glaubens zu unterrichten, zu predigen, Beichte zu hören, die Sakramente der Kirche zu administrieren, den Kranken in ihren letzten Stunden beizustehen, zu welchem allem uns, in der ganzen Nachbarschaft rings umher, ein weites Feld offen stand, indem die Seelsorger der Gemeinden unsere Hilfe von selbst begehrten oder wenigstens gerne annahmen, und nie kann ich ohne Betrübnis daran denken, daß jene unterrichtsbegierigen Landleute, unter denen noch die Einfalt des goldenen Zeitalters herrschte, jetzt aller dieser Beförderungsmittel ihres Heiles beraubt leben. Dieses war unsere dritte und letzte Prüfungszeit.[2]

Nicht alle hielten diese Prüfungszeiten durch. Während derselben und auch nach denselben gab es solche, die um die Entlassung baten oder aus wichtigen Gründen entlassen wurden. Ihre Zahl war nicht groß: in den einzelnen Provinzen durchschnittlich im Jahr 1 bis 4, nur zuweilen eine höhere Zahl. Waren die Gründe irgendwie stichhaltig, so machten die Generale durchaus keine Schwierigkeit, die Entlassung zu bewilligen, aber auch wenn es sich um Scheingründe handelte, gaben sie nach, wenn ihre Vorstellungen nichts fruchteten: lieber freie Entlassung als zwangsweise Zurückhaltung. War aber einmal einer entlassen, so waren die Generale unerbittlich gegen die Wiederaufnahme, wenn die Bittsteller auch noch so oft und dringend darum baten. Es liegen eine ganze Reihe von Briefen vor, in denen die Generale solche Bitten ablehnen. So schreibt z. B. der General Tamburini am 22. Oktober 1712 an den Freiherrn Bernard von Friedberg, sein glühendes Verlangen, in die Gesellschaft zurückzukehren, habe ihn sehr erfreut, er könne aber seinem Wunsche aus wichtigen Gründen nicht entsprechen.[3] Einem Herrn Benedikt Stöber zu Wien „in der Juristen Schul" drückt der General Retz am 20. Dez. 1741 ebenfalls seine Freude aus über seine Bitte um Wiederaufnahme in die Gesellschaft, aber er könne nicht willfahren und auch eine Reise nach Rom werde daran nichts ändern. Eine erneuerte Bitte desselben Herrn im folgenden Jahre 1742 hatte keinen besseren Erfolg.[4] Dem Herrn Lorenz Krepel in Wien schreibt der General Retz am 20. August 1740, er sei aus

[1] Jugendgeschichte 99 f. Retzer Literar. Nachlaß 49 ff.

[2] Das Tertiat der oberdeutschen Provinz war auf zwei Orte verteilt: Altötting und Ebersberg. Die Durchschnittszahl der Tertiarier betrug in Altötting 10—12, nur einige Male 15 und 16, in Ebersberg 8—10, einige Male 12.

[3] *Epp. ad. Externos Germ. 116 f. 817. Vergl. f. 788 und f. 798.

[4] *Epp. N. N. 31.

der Gesellschaft entlassen worden, weil er es selbst verlangt habe. Wenn sein Verlangen ihn jetzt reue und er wieder aufgenommen zu werden wünsche, so ständen wichtige Gründe entgegen. Und denselben weist P. Retz wiederum am 8. Okt. 1740 auf erneuerte Bitten ab: sein Eifer wieder aufgenommen zu werden, verdiene alles Lob, aber er könne keine andere Antwort geben; die Reise nach Rom, um persönlich seine Bitte zu vertreten, möge er aufgeben, weil er auch in Rom keine andere Antwort erhalten werde und somit die Reise vergebens sei.[1] Auch P. Ricci wies solche Bitten mehrfach ab. Einem Herrn Theophil Günttner schreibt P. Ricci am 21. Februar 1767, er kann seinem Verlangen um Wiederaufnahme nicht willfahren wegen seines großen mehrfach bewiesenen Wankelmuthes; er möge suchen, in einem anderen Stande Gott treu zu dienen. Ebenso antwortet er abschlägig am 26. Dezember 1767 einem adeligen Herrn in Fulda, er könne seine Wiederaufnahme nicht befürworten, wenn auch die von ihm bei der Bitte um Entlassung angegebenen Gründe nicht auf Wahrheit gegründet gewesen.[2]

Nicht alle Entlassenen oder Ausgetretenen bewahrten die alte Anhänglichkeit an den alten Orden; einzelne fielen sogar von der Kirche ab und traten dann wohl zur Beschönigung der Apostasie offen feindlich gegen die Kirche und die Gesellschaft auf.

Von einem solchen Abgefallenen, dem P. Johann Kempen, berichtet die Geschichte des Kollegs von Hildesheim:[3]

Dieser Mann, geboren zu Paderborn im Jahre 1663, ist dem Collegio sehr schädlich gewesen; denn sein widerspenstiges Betragen gegen den Pater Rektor, der ihm nach den Statuten dafür hart begegnen mußte, verleitete ihn dazu, daß er am 1. März 1704 des Morgens heimlich das Kollegium verließ und sich um 7 Uhr nach dem Ratsbarbier Mr. Arnold Gößling begab, um bei ihm eine zeitlang zu wohnen oder für ihn eine Wohnung auf der Bürgerei zu mieten, bis er in einen andern Orden getreten sei. Als die geistliche Behörde davon Kunde erhielt, suchte sie ihn zur Rückkehr ins Kollegium zu bewegen, was auch endlich gelang; inzwischen hatte er bei dem Ordensgeneral darum nachgesucht, in einen andern Orden treten zu dürfen. Die für ihn günstig ausgefallene Antwort traf am 17. May hier ein und hierauf meldete er sich am 6. Juny bei dem Abt von St. Michael um Aufnahme in das dasige Kloster; dieselbe wurde ihm sogleich gewährt, zumal da der P. Minister Franz Boickhorst den Vortrag von Kempen unterstützte. Am 5. July, morgens 9 Uhr, ging Kempen in Begleitung des P. Engelbert Schmidt nach seinem neuen Bestimmungsorte und nach hier vollbrachtem Noviziat legte er am 15. July 1705 die Profession als Benediktiner ab. Wegen seiner Gelehrsamkeit wurde er vom Abte alsbald zum Lektor und Subprior ernannt und dieses bestärkte ihn in der Hoffnung, man würde ihn nach dessen Ableben zu seinem Nachfolger wählen. Das Unglück ereignete sich leider nach Verlauf von einem Jahre; allein der Konvent wählte ihn nicht, sondern den Prior Benedikt Lümann. Dieser vortreffliche Abt nahm nach seiner Bestätigung und Konsekration verschiedene Veränderungen mit den Konventsmitgliedern vor, und da selbige dem P. Kempen nicht gefielen, so entfernte er sich am 8. September 1707 heimlich aus dem Kloster und begab sich zu dem lutherischen Pastor Bockelmann an der St. Jakobi-Kirche, gegen den er so oft in Worten und Schriften aufgetreten war. Ungeachtet Kempen bei seiner ersten Entweichung aus dem Collegio beteuert hatte, er würde nie apostasieren, so ließ er sich jetzt von Bockelmann in der lutherischen Lehre unterrichten und legte sogleich das Glaubensbekenntnis bei ihm ab. Als der Stadtrat davon Kunde erhielt, spendete er dem Kempen nach Angabe des Ratschlages vom 12. September vorerst 40 Taler mit der Bemerkung, daß er von jeder Kirche noch etwas haben solle. Kempen bedankte sich darüber bei dem Rate und zeigte ihm zugleich an,

[1] *Epp. X. X. 31.

[2] *Epp. X. X. 35.

[3] *J. M. Kratz, Gesch. des Jesuiten-Kollegs in Hildesheim, 111 ff.

daß er am St. Michaelistage seine Revokationspredigt halten wolle, was ihm auch laut Ratschlages vom 23. September genehmigt wurde. Von jetzt an eiferte er gegen die katholische Kirche und ließ auch eine von ihm verfaßte Schmähschrift durch den Druck veröffentlichen, worin er besonders den Klerus beschimpft und beleidigt; dieselbe wurde aber von dem Jesuiten-Pater Bernard Freitag durch einen Gegendruck gründlich und klar widerlegt, und dafür ließ ihm das Domkapitel laut Kapitelbeschlusses am 9. Oktober 1709 aus den Kammerbrüchten 100 Taler zahlen. Die fürstliche Regierung suchte Kempen wegen des Pamphletes zu belangen, konnte aber ihren Zweck nicht erreichen, weil er von dem Herzog von Braunschweig als Professor theol. natural. nach Helmstadt berufen wurde. — Kempen endete am 15. September 1744 zu Wolfenbüttel sein vielbewegtes Leben.

Von einem anderen offenbar krankhaft belasteten Flüchtling meldet ein Bericht aus Luzern vom 23. Nov. 1703 an den oberdeutschen Provinzial Waibl über den Versuch, den nach Zürich Geflohenen zur Rückkehr zu bewegen.

Am 19. Oktober kam ich in Zürich und am folgenden Morgen zu Fortunat, den ich also angeredet: Mein lieber, altbekannter P. Fortunat,[1] was will dies bedeuten, daß ich ihn so unverhofft allhie antreffen muß; ich bin gekommen im Namen des päpstlichen Nuntius und der liebsten Mutter der Sozietät, Ihnen alle väterliche Liebe und Vorsorg wie auch alle Immunität anzutragen. Verhoffe demnach, er werde mit göttlichem Beistand in sich gehen und solche anerbotene Gnade nicht ausschlagen, sondern wieder mit mir zurückkehren, da ich ihn in ein Collegium führen wolle, wohin er verlange. Er meinte, es sei nicht zu trauen und schließlich erklärte er, er danke der Gesellschaft für die große Sorge und für die empfangenen Wohltaten, er sei nicht wegen eines Deliktes weggegangen und er werde stets ehrenvoll über die Gesellschaft reden, er habe aber seinem Gewissen folgen müssen, sonst werde er keine Ruhe finden, man möge ihn also nicht weiter behelligen. Kein Wort gegen die Gesellschaft ist ihm entfallen, auch sonst hat er nichts gegen die Gesellschaft gesprochen. Ich habe ihn gefunden wie früher nempe in altis ambulantem. Von den Zürichern wird er nicht zurückgehalten, die ihm seine Rückkehr gestatten, wie mir der Cornel. Meyer sagte, der mir alle Freundlichkeit erwies, auch den Ehrentrunk gegeben. Der Herr Fortunat hat die Gnade erlangt, daß er im Winter in Zürich bleiben darf, später müsse er nach Holland. Es wird also das Beste sein dem Fortunat, der hier der Herr Jesuiter genannt wird, ohne Verzug die Entlassung zu schicken. Ich habe bereits den Zürichern gesagt, daß er kein Jesuit mehr ist, zumal er die letzten Gelübde noch nicht abgelegt hat.[2]

Die Lebenshaltung im Ordenshause war wie früher nach den Gewohnheiten der einzelnen Provinzen geregelt. Doch fehlt es nicht an Klagen über zu große Nachgiebigkeit in bezug auf die deutschen Eß- und Trinksitten oder vielmehr Unsitten. Trotz aller Mahnungen des Ordensobern ließen sich einzelne Lokalobere verleiten, die Schranken weiter zu öffnen. Wenn manches in dieser Beziehung auch durch die Titel der deutschen Geselligkeit und Gefälligkeit koloriert werden konnte, so haben diese Lokalobern ihrem Orden dadurch keinen Dienst erwiesen, indem sie ihrerseits dazu beitrugen, in diesem Punkte das hohe geistige Niveau des Ordens zu senken, und dadurch vielleicht weniger ideal gerichtete Elemente in den Orden gezogen oder darin zurückbehalten haben. Auch daran scheinen sie nicht hinreichend gedacht zu haben, daß alles Ordensgut Kirchengut, somit Armengut ist und deshalb nicht willkürlich für ein Ausmaß von Speise und Trank verwendet werden darf, das für Gesundheit und Arbeitskraft nicht allein nicht förderlich, sondern sogar manchmal hinderlich wird. Jedenfalls sind für dieses Ausmaß

---

[1] P. Fortunat Peracher aus Bayern, eingetr. 1684.

[2] *Brief des P. Jak. Leuther. Orig. M. R. Jes. 1739. Mehrere sehr liebevoll gehaltene Briefe, um Peracher zur Rückkehr zu bewegen bei Hormayr Taschenbuch 16 (1845) 205 ff.

große Summen ausgegeben worden, die viel besser und fruchtreicher für die Mehrung des Reiches Gottes und zur Linderung der vielgestaltigen Not hätten verwendet werden können und müssen. Entschuldigend dürfen die allgemeinen Anschauungen der Zeit angeführt werden, die manches für nötig oder nützlich hielten, was heute als überflüssig und schädlich erkannt wird.

Der österreichische Provinzial Rescalli teilte am 29. Januar 1707 den Obern der einzelnen Häuser folgende Ausstellungen des Generals Tamburini mit zur entschiedenen Besserung, falls sich etwas dergleichen eingeschlichen habe. Unsere Traktationen des Auswärtigen sollen die Zahl von 16, ja sogar von 20 Gängen übersteigen. Die vor 20 Jahren approbierten Gewohnheiten für die Traktation der Unsrigen an den größeren Festen sollen nur soweit beobachtet werden, daß nichts davon abgezogen, nicht aber daß nicht mehr gegeben wird. Und damit dieses Uebermaß mit dem Titel einer Erlaubnis koloriert wird, rechnet man Einiges nicht als einen besonderen Gang, oder man vereinigt zu einem Gang, was früher für zwei Gänge genügte. Es werde täglich ein so feines Brot verlangt und gegeben, daß selbst hohe Adelige mit einem Brot zufrieden seien, wie es der Superior nicht vorzusetzen wage, wenn er nicht als Geizhals verschrieen werden wolle; ferner sei das gewöhnliche Maß Wein bedeutend größer als früher und bei der Collation am Nachmittag werde fast nach Belieben getrunken.[1]

Derselbe General Tamburini schärft in einem Schreiben an den österreichischen Provinzial am 20. Mai 1724 die Beobachtung der Mäßigkeit ein, damit nicht dort wie in einigen Provinzen geklagt werden könne über den Verlust mehrerer Personen, deren Kräfte mehr durch Unmäßigkeit als durch Arbeit vor der Zeit gebrochen und die sich den Tod oder ein Heer von Krankheiten zugezogen. Es sollen deshalb die früheren Ordinationen über den täglichen Tisch, die Annahme von Einladungen zum Tisch von Auswärtigen, die Ausflüge zu den Villen, Merenden, heimliches Trinken usw. erneuert und, wenn nötig, verschärft werden.

Am 16. Juli 1731 teilte der österr. Provinzial Molindes folgende Klagen des Generals Retz den einzelnen Häusern mit: Nicht über eines, sondern sogar über mehrere Häuser wird geklagt, 1. daß zu häufig im Hause Gastereien gehalten werden und zwar bis in den späten Abend, 2. daß die Obern zu nachsichtig sind in der Zulassung ihrer Untergebenen zu Gastmählern bei Auswärtigen in und außerhalb der Stadt, auch junge Scholastiker; 3. daß solche, die dazu die Erlaubniß erhalten, zu spät nach Hause zurückkehren und sich nicht mit der gebührenden Bescheidenheit und Erbauung zu Hause und draußen benehmen. Es handelt sich hier um die Ehre der Gesellschaft, wenn solche Exzesse oder Mißbräuche nicht beseitigt oder bestraft werden. Auch kann hier der Scheintitel keine Geltung beanspruchen, dadurch Freunde oder Gönner zu bewahren und zu gewinnen. Diese werden vielmehr durch religiöses Abbitten erbaut oder sicher durch Maßhaltung, wenn einmal eine Einladung, was selten eintrifft, ohne schwere Beleidigung nicht abgeschlagen werden kann.[2]

Nach der Provinzial-Kongregation von 1730 mahnt der österr. Provinzial Thullner: Da bei vielen bemerkt wird, daß sie sich sowohl zu Hause als auswärts nicht ohne Aergerniß für die Unsrigen und Auswärtigen, häufiger im Trinken übernehmen und sich dadurch zur Ausübung ihrer Aemter unfähig machen und vor der Zeit ihre Kräfte und Gesundheit zu Grunde richten, andere mit unnützen, nicht besonders religiösen Unterhaltungen Zeit und Achtung verlieren, so wird

---

[1] *Liber. secundus ordinationum. Prov. Austr.

[2] *Liber. ordin. Prov. Austr.

den Obern empfohlen, daß sie gegen solche Delinquenten scharf vorgehen, jenen den Wein, diesen die Ausgänge verbieten und mit anderen Mitteln dagegen einschreiten.

Erneuert schärft der österreichische Provinzial Thonhauser nach der Provinzial Kongregation von 1757 strenge Maßregeln gegen solche ein, die im Trinken nicht Maß halten, sie sollen mit öffentlicher Buße im Refektor und mit kürzerer oder längerer Entziehung des gewöhnlichen Tischtrunkes bestraft werden.[1]

Eine mit der Regel kaum vereinbare Unsitte bestand in der niederrheinischen Provinz. Diesbezüglich schreibt der General Tamburini am 15. Dez. 1708 an den Provinzial Neander: Ich höre, daß in einigen Kollegien aus dem Keller den Unsrigen für ihr Geld Getränk (haustus) verkauft wird, und zwar um so bereitwilliger, je reicher der Kaufende ist. Dieser Verkauf ist ein Aergerniß für die Auswärtigen und ein Ruin an Leib und Seele für unsere Scholastiker. Diese Schande für die Provinz ist durchaus abzuschaffen, der Obere, der dies geduldet, abzusetzen, den Kellermeistern der Verkauf durchaus zu verbieten, allen Unsrigen die Peculia privata einzuziehen, so daß Mäßigkeit und Armut in ihrer Reinheit wieder hergestellt werden.

Dem Münsterer Rektor Dirckinck dankte Tamburini am 5. Januar 1709 für sein Einschreiten gegen die Trinker, er solle auf keine Gründe hören, der lieber das Studium als den Krug aufgeben wolle, solle, was besser sei, beides aufgeben.[2]

Der General Retz schreibt im Jahre 1741 an den niederrheinischen Provinzial Limpens: „Mit großem Schmerz höre ich, daß zu Köln der Trunk (haustus) überhand nimmt, indem die unmittelbaren Obern fast täglich neue Gründe dafür ausdenken: Ankunft eines Fremden, Besuche auswärtiger Gäste bei Tisch, die Examina, Festtage, nach der lateinischen Predigt Einladung der vornehmen Zuhörer zum Haustus, der dann bis zum Abendessen hinausgezogen wird. Der General bittet um Information, ob das wahr sei, wenn ja, möge der Provinzial entschieden eingreifen, den Minister absetzen und den Rektor nicht mehr zum Obern vorschlagen.[3]

Dem oberrheinischen Provinzial Haan ging von Rom am 30. April 1701 die Klage zu: Trinkereien (Compotationes) werden mehr als gut zu Hause und draußen aufgesucht und auf das Beispiel der Alten berufen sich die Jungen. Bei den Traktationen der Unsrigen ist großes Uebermaß, dieselben werden bis zu vier oder fünf Stunden hinausgezogen, der Haustus nach der Litanei für unsere Gäste bis tief in die Nacht. Einige aus den Professen geben dadurch ein schlechtes Beispiel, daß sie auf ihren Reisen zur Provinzial Kongregation zu sehr nach besserem Essen und Trinken trachten. Ueber den Rektor von Mainz wird geklagt — so mahnt der General denselben Provinzial am 10. Sept. 1701 — wegen seiner häufigen und splendiden Traktation von Gästen, während die Communität und das Krankenzimmer sehr karg gehalten würden.[4] Der oberrheinische Provinzial Dreis wird von dem General gemahnt, den Obern von Heidelberg abzusetzen. Mehrfach wird geklagt, derselbe habe wiederholt soviel getrunken, daß er nicht mehr stehen konnte. Auch die lärmenden Zechereien mit Auswärtigen müßten unbedingt abgeschafft werden.[5]

---

[1] *Memorialia R. Patr. Provincialium post Congregationem Provincialem data 1603—1751.

[2] *Rhen. inf. 12.

[3] *Rhen inf. 14. Vergl. 1. Teil S. 20 f.

[4] *Rhen. sup. 4.

[5] *Ad Rhen. sup.

Daß auch in der oberdeutschen Provinz sich bei der Traktation besonders der Obern, der Konsultoren und Gäste, ferner bei den sogenannten Duplicia (Festessen) manches Ueberflüssige eingeschlichen, hebt ein Rundschreiben des Provinzials Erhard (1768—70) an die Obern hervor, in welchem in mehreren Punkten eine Reduktion angeordnet wird. Der Provinzial beruft sich dafür auf einen besonderen Wunsch des Generals Ricci.[1] —

Fortgesetzt waren die Generale auch bemüht, die damals immer mehr verlangten und als Allheilmittel gepriesenenen ausländischen Getränke (Potus peregrini) „Ciocolatta, Caffee und Thee" in den Provinzen nicht aufkommen zu lassen. In den Bitten um Erlaubnisse spielen diese Potus peregrini eine große Rolle; die Gewährung behielten sich die Generale vor, auch als sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Gesuche aus Gesundheitsrücksichten mehrten.

Am 2. August 1721 schreibt der General Tamburini dem oberdeutschen Provinzial Amrhyn von einem Pater in Luzern, der um die Erlaubniß gebeten, für Thee oder zuweilen für Kaffee (ex fabis Turciacis). Es mißfällt andern in der Provinz, daß der Gebrauch solcher ausländischer Getränke einreißt und auch mir mißfällt dies. Weil aber die Liebe nicht leiden soll, will ich mich nicht schwierig zeigen, wenn die Gesundheit dergleichen fordert.[2]

Den österreichischen Provinzial Molindes erinnert der General Retz am 3. November 1731, daß die Erlaubniß für die heißen Getränke von seinem Vorgänger nur solchen gegeben worden, denen der Wein widersteht, von einer allgemeinen Erlaubniß wisse er nichts.[3]

Den oberrheinischen Provinzial Haas mahnt P. Retz am 25. März 1739, den Scholastikern soll der Genuß von Thee durchaus nicht gestattet werden ohne Vorwissen des Provinzials, der die Erlaubniß nur solchen gibt, denen der Arzt den Gebrauch vorschreibt; in diesem Fall soll nicht der Patient, sondern der Krankenwärter den Thee bereiten; den Genuß der anderen Potus peregrini kann nur der General gestatten.[4]

Später ging der General Retz etwas weiter. Am 7. November 1741 schreibt er dem oberdeutschen Provinzial Amman: Wenn nach dem Urteil der Aerzte einigen der zeitweilige Gebrauch der Potus peregrini für notwendig erachtet wird, können Ew. Hochw. die Erlaubniß dazu geben für eine kurze Zeit. Wenn aber einer um die ständige Erlaubniß bittet, soll er seine Gründe Ihnen vorlegen; im Falle Ew. Hochwürden diese Gründe für hinreichend halten, werde ich keine Schwierigkeiten machen, Ihnen beizupflichten. Es müssen aber dann die von mir früher aufgestellten Bedingungen genau beobachtet werden.[5] Auch noch P. Ricci schreibt am 25. März 1758 einem Pater in Innsbruck, der um die Erlaubniß für die Potus peregrini gebeten: Ich möchte nicht, daß die so lange in der Provinz geübte löbliche Sitte der Enthaltung von solchen Getränken allmählich Abbruch erleide. Deshalb mögen Ew. Hochwürden sich nicht wundern, wenn ich Sie mit Ihrer Bitte an den P. Provinzial verweise, der sein Urteil nach Rom berichtet, wo dann im Falle seiner Zustimmung die erbetene Erlaubniß ohne Schwierigkeit erfolgen wird.[6]

Auch in anderen an und für sich nicht so wichtigen Stücken hielten die Generale an den Forderungen der Armuth fest. Die Annahme von Stipendien für die Messen bleibt verboten, auch wenn es sich um die Aufbringung von

---

[1] *Ordinationes S. III E. 15.
[2] *Ad Germ. sup.
[3] *Austria 12 II.
[4] *Rhen. sup. 5.
[5] *Ad Germ. sup.
[6] *Ad Germ. sup.

Mitteln für Kirchenbauten handelte.[1] Eine Taschenuhr („Sackuhr") galt noch immer für eine Kostbarkeit, deren Gebrauch der Armuth widerstreite und nur vom General dispensiert werden könne. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts gaben die Generale diese Erlaubniß meist nur auf deren Bitte den Hofbeichtvätern, oder anderen mit sehr wichtigen Aemtern betrauten Patres. In der zweiten Hälfte mehrten sich die Bitten um Erlaubniß. Aeltern Patres wurde dieselbe leichter gewährt, nicht aber jüngeren Patres und Brüdern, auch wenn sie solche Uhren zum Geschenk erhalten hatten. Sie mußten dieselben bei den Obern hinterlegen, bis vielleicht später der General die Erlaubniß erteilte. Der Bruder Pförtner in Burghausen suchte sich zu helfen, indem er sich eine Uhr in Buchform (nicht rund) anfertigen ließ, indem er meinte, die Erlaubniß des Generals sei nur für r u n d e Uhren (horologia rotata) notwendig. Der General Visconti, dem dies gemeldet wurde, schrieb am 22. März 1755 dem Provinzial Hermann, er möge dem Bruder seinen Irrtum benehmen, der General habe nie eine solche Erlaubniß gegeben. Der General Centurione stellte wiederholt als seinen Grundsatz auf, die Erlaubnisse, die nicht hinreichend dem Geiste unserer Armut zu entsprechen scheinen, müssen in der Folge eher eingeschränkt als erweitert werden.[2]

Für die Erholungen bleiben Kartenspiel und jedes Spiel um Geld durchaus verboten, ebenso die Jagd.[3]

Scharf achteten die Generale auf das richtige Verhältniß der Obern zu den Untergebenen, was ja bei der starken Betonung des Gehorsams um so notwendiger war. Die Obern sollten sich als Väter, nicht als Gewalthaber gerieren, sie sollten in der Lebensweise durchaus nichts vor ihren Untergebenen voraus haben wollen, sie sollten mehr durch ihr Beispiel als durch Befehle regieren.

Dem oberrheinischen Provinzial Pottu, der selbst geradezu das Ideal eines Obern darstellte, wie wir früher gesehen,[4] wurde am 5. April 1704 von dem Generalvikar Tamburini nahegelegt, er möge den Obern ins Gedächtniß zurückrufen, daß sie nicht so sehr Vorsteher als Väter seien und dies nicht durch Worte, sondern durch Beispiele beweisen sollten.[5] Dem österreichischen Provinzial Thullner empfahl Tamburini am 19. April 1727 einige Punkte für die Obern bei der Obern-Konferenz gelegentlich der Provinzial Kongregation: Das äußere Regiment ist in Ordnung, aber es fehlt bei den Obern die väterliche Liebe und Sorge und auch das gute Beispiel. Man berichtet, daß einige Obern sich mehr als Herrn denn als Väter erzeigen, ihre Auktorität suchen sie nicht durch heiliges Beispiel als vielmehr durch starre Zurückhaltung, durch Ausnahmen in der Ausstattung ihrer Zimmer, in denen mehr die Eitelkeit als die Armut herrscht, durch Anschaffung von eigenen Wagen, deren Gebrauch nicht leicht andern gestattet wird, in Haltung von eigenen Pferden; sie verkehren wenig mit den Untergebenen, Monate vergehen, ohne sie anzusprechen; für die Kranken herrscht wenig Sorge, die Obern besuchen sie sehr selten und sie sorgen nicht für Kräftigung der Rekonvaleszenten. Mehrere kümmern sich nur um die Temporalien, sie meinen, wenn sie diese gefördert, hätten sie ihr Amt trefflich verwaltet. Auf Unvollkommenheiten der Untergebenen geben sie wenig acht, weil sie selbst stark auf ihre Bequemlichkeiten bedacht sind. Zum Schluß betont der General, er wolle nicht alles

[1] Vergl. z. B. Retz an Höglein 9. Febr. 1737. *Rhen. sup. 5.

[2] Germ. sup. 16 passim. Dem Münchener Rektor P. Mossu gestattet der General 16. Juli 1740 wegen seiner Gesundheit sumendi potus peregrinos und den Gebrauch des horologium rotatum a P. Xav. Hallauer p. m. relictum. *Germ. sup. 17 Soli.

[3] Vergl. z. B. *Congr. Prov. 91, 258: Austria März 1751.

[4] Vergl. 1. Teil S. 217 ff.

[5] *Ad Rhen. sup.

glauben, was berichtet werde, aber in jedem Fall sei den Obern ernstlich anzubefehlen väterliche Liebe und religiöse Armut.[1]

Von den Obern kurz vor der Aufhebung berichtet der kritisch gerichtete Cornova: Den Obern ward die Sorge für die Kranken, ward sogar der öftere Besuch derselben unter ihren ersten Pflichten eingebunden; und die Vernachlässigung dieser Pflicht allein konnte nach der Grundverfassung ihre Entsetzung nach sich ziehen. Und nach der Vorschrift des Ordensstifters sollte, wenn Not an Mann ginge, auch der letzte Kelch aus der Kirche ohne Bedenken zu Geld gemacht werden, um die Kosten nicht nur der Arznei, sondern auch der Labung eines kranken Mitbruders zu bestreiten. Dann erzählt er von einem schlesischen Obern: Ich ward zu Brünn 1762 bei meiner Ankunft von einer heftigen Kolik befallen, ehe ich eine Schule betreten hatte, war also noch ohne Verdienst um den Orden, hatte mich meinem Rektor durch nichts noch empfohlen, und der Mann, der berühmte Oppersdorf, saß täglich zu mehreren Stunden an meinem Bette. Die Sorge, mir beizuspringen, mir meine Schmerzen durch seinen Trost erträglicher zu machen, war seine angelegenste.[2] —

Einen Einblick in die Einzelheiten der Haushaltung gewährt uns eine Instruktion des Prokurators von Heidelberg aus dem Jahre 1735.[3]

Im Eingang stellt er die jährlichen Einkünfte für das Haus in Heidelberg fest, Güter des Stiftes Neuburg, die Gehälter für 6 Professoren an der Universität, die Zinsen, 6 Prozent von dem Stiftungskapital von 35 500 fl., die alle Frankfurter Meß durch Wechselbrief auf Antonio Brentano in Heidelberg eingehen. Die Güter in Neuburg sind im Eigenbau. Die Professoren erhalten zusammen 1350 fl. nebst Zulagen für Hauszins, Ehrenwein usw. Dann folgen die besonderen Punkte, auf die der Prokurator zu achten hat, und zwar unter bestimmten Gesichtspunkten.

Zunächst das Collegium. Ins Gemein soll er (der Prokurator) nicht zugeben, daß ohne sein Vorwissen etwas eingekauft oder verkauft, etwas bestellt, abgeholt, vertauscht oder verschenkt werde, sonst läßt ein jeder bei dem Buchbinder, Zuckerbäcker, Eisenkramer usw. abholen und verfertigen, was ihm beliebt. Ein Procurator muß gleich kund machen, daß er nicht zahlen wolle, wenn man nicht einen Zettel von seiner Hand aufweisen könne. Insbesondere

1. Pförtner und Schustermeister. Im Anfang eines jeden Monats wird dem Pförtner für die armen Leut gegeben 1 Thlr. oder 1 fl. 30 Kr., wenn aber Mönche, Nonnen und andere Bettler mit Atestatis angezogen kommen, sollen die Atestata dem Procuratori gebracht werden, der nach Proportion Almosen geben wird.

2. Wenn ein Fremder zu dem Procurator verlangt, soll der Pförtner ihn fragen, was sein Begehren sei. Wenn er es nicht sagen will, soll er ihn abweisen, denn es gehen der Spitzbuben gar viel herum.

3. Keinen Fremden soll der Pförtner dem Procurator vor-, vielweniger in das Zimmer führen, weil es gefährlich.

4. Ein Procurator soll wenig an der Pforte sich sehen lassen. Es kommen oft liederliche Dirnen, die von dem Procurator Almosen begehren und ihm ihr leichtfertiges Leben unverschämt erzählen; diesen soll er nichts geben, denn wenn er es schon christlich meint, kann er dadurch doch in böses Geschwätz geraten. Ein Procurator soll sich gegen die Weibsleut mehr rauh und streng, als gütig und barmherzig an der Pforte erzeigen. Er muß auch nicht anhören, was sie sagen, sondern fortgehen und sagen, er habe zu tun und sei verhindert.

5. Die Armensupp wird alle Wochen dreimal ausgeteilt, Sonntag, Dienstag und Donnerstag, in der Fasten zweimal, Sonntag, Mittwoch. Alle Tag, wenn kein

---

[1] *Austria 12 II.

[2] Die Jesuiten als Gymnasiallehrer, 219.

[3] *Instructio Procuratoris Heidelberg, Martii 1735. Clm. 27440 (13).

Suppen ausgeteilt, bekommen die Armen 3 Laib Brod. Wenn aber die Supp ausgeteilt wird 2 Laib in die Supp.

6. Die Frau, so die Kirchen, Gaß und das Atrium kehrt, bekommt wöchentlich 4 Laib Brod.

7. Der Balgzieher oder Calcant bekommt wöchentlich ein Laib Brod. Item der Camponator oder der die Schul auf- und zuschließt 1 Laib, die Franziskaner und Kapuziner bekommen alle Quartal (wenn sie es begehren) 24 Laiblein Weißbrod. Die PP. Carmelitae Discalceati jährlich 4 Malter Korn. Bekommen also die Armen jährlich 1596 Laib Brod nebst dem Brod, so in die Armen Supp geschnitten wird und sonst gegeben; auch nicht mitgerechnet die 4 Malter für die Carmeliter, noch was im Stift Neuburg und Schwabenheim ausgeteilt wird, wo keiner leer fortgeschickt wird. Der Pförtner als Schustermeister machet und flicket die Schuh und Pantofflen, weil er aber mit der Pforte sehr verhindert, so laßt man ihn gegen Johanni einen Schuhknecht zu etwa durch 6 Wochen.

Die Häut von unsern Kälbern, Küh und Ochsen werden dem Gerber zum Bereiten gegeben, welche aber zuvor müssen gezeichnet werden, damit sie nicht vertauscht werden. Der Schustermeister muß akkurat aufschreiben, wieviel Häut er dem Gerber gegeben und wieviel er von demselben nach und nach empfangen hat.

8. Der Pförtner so auch Refectorianus: die Löffel, Messer, Gablen, Gläser soll er wohl verschlossen halten, denn sonst viel verzogen wird. Wenn das neue Refectorium eingerichtet wird, soll es mit den dazu nötigen Schränken versehen werden. Unglaublich ist, wie viel Messer, Gläser, Gablen von PP., MM. und Brüdern hinausgetragen und verschleppt werden. Die Brüder nehmen die Messer und lassen sie im Garten und Gesindstub liegen, da sie dann entweder verrosten oder gestohlen werden.

9. Wenn die Musikanten traktirt werden, sollen ihnen schlechte Gläser gegeben werden, denn die Erfahrunß gelehrt, daß sie die schönen Tischgläser mit schlechten, so sie mitgebracht, verwechselt haben.

Dispensator. Auf einen Dispensator muß man gleich anfänglich achtgeben, ob derselbe haushaltig oder verschwenderisch, faul oder emsig sei, damit man beizeiten vorkehren könne; wenn der Dispensator nur ein wenig liederlich ist, so kann er in diesem Collegio einen Schaden mehr denn 300 fl. tun.

1. Ein Dispensator soll nicht mehr Fleisch bei dem Metzger bestellen noch mehr frische Fische einkaufen als Personen des Collegs sind. Er muß sich auch darnach richten, wenn etliche verreisen, oder sonst zu Gast gehen, damit er nach Portion weniger nehme. Wenn Braten zu Mittag ist, ist genug, wenn er für 24 Personen 9 oder 8 Pfund Rindfleisch nimmt.

2. Der Dispensator soll das Fleisch alle Tag abwägen und aufnotieren, wieviel er empfangen habe; damit geschieht öfters ein großer Betrug von den Metzgern. Er soll auch zusehen, ob das Fleisch gut sei, wo nicht, so soll er es zurückschicken; da man deshalb dem Metzger nicht zu flattieren hat, weil man ihn monatlich accurat bezahlt.

3. Wenn der Dispensator Wildpret kauft, soll er es frisch geben oder so dies nicht geschehen kann, soll er dasselbe also einpeizen, damit es nicht verderbe und auch täglich darnach sehen. In den Wildpret Portionen wird gemeiniglich sehr gefehlt, denn indem das rote Wildpret ordinarie verkauft wird das Pfund um 3 oder 2½ Kr., so achten die Dispensatores nicht und geben darum öfters 16 Pfund für eine Portion, da 12 Pfund genug wären: werden also die Leut wegen Größe der Portionen gleich überdrüssig und vermeinen, es sei nichts nutz, weil man soviel gibt. Item bleibt viel übrig, so dann hin und wieder verschleppt wird. Und wenn man desfalls eine Ermahnung gibt, so antworten sie: Es koste wenig, sei wohlfeil, gedenken aber nicht, daß Essig, Gewürz etc. dazu verwendet werden müsse.

4. Ein Dispensator soll nicht bei den Kramern aufs Conto schreiben lassen, sondern es gleich bezahlen. Es geht ins Tausend hinein, wenn man ihnen erlaubt aufzuschreiben, denn es wird kaum ein Tag sein, da sie nicht etwas abholen lassen werden.

5. Der Dispensator soll nicht viel Zucker, Mandlen, Rosinen, Biscuit und andere

Naschwar einkaufen. Es gibt viele Dispensatores, die gewaltig schleckig sind und die Leut im Collegio auch daran gewöhnen.

6. Ein Dispensator soll einkaufen selbst und das Eingekaufte heimtragen. Es soll gar nicht zugelassen werden, daß sie Weiber und Mägdlein an sich hangen haben, denn dies macht keinen guten Namen und gibt Ursach, daß sie viel Fleisch, Brod und anders diesen Weibsleuten verschenken, werden auch öfters miteinander gar zu gemein.

7. Man muß verhindern, daß ein Dispensator sich nicht viel mit den Auswärtigen bekannt mache; durch solche Bekanntschaft entsteht, daß sie Wildpret, Nierenschnitten, Pastätlein, weiße Laiblein Brod, Zuckerwerk usw. hinausschicken, um sich bei ihnen recommandirt zu machen und den Namen zu bekommen, sie wären gar gute und liebreiche Dispensatores.

8. Ein Dispensator soll das nötige zeitlich einkaufen und von der ersten Hand, soll damit nicht warten bis auf die letzte Stund und hernach zu den Hockerweibern hinausschicken und den Katzen das schwer abkaufen.

9. Ein Dispensator soll sich nicht erst um 7 Uhr besinnen, was er zu Mittag geben wolle, sondern alle Samstag bei sich ausmachen, was die folgende Woche zu geben sei, falls kein Küchen Zettel gemacht ist.

10. Dem Koch soll der Dispensator nicht zuviel Butter geben, sondern was nötig. Es hat die Erfahrung gelehrt, daß die Köch, wenn sie viel haben, auch viel verschwenden. Ein Gleiches soll mit dem Gewürz gehalten werden.

11. Die Dispens soll jederzeit sauber gehalten werden und ein jegliches an seinen Ort gestellt sein: gemeiniglich stellen die Dispensatores in einen Schrank zusammen: Butter, Käs, Brod, Fleisch, Fisch etc., da es dann einen üblen Geruch gibt und das Brod inficirt wird.

12. Das übriggebliebene Fleisch soll im Frühling und Sommer in den Keller gesetzt und nicht in der Dispens aufbehalten werden.

13. Auf Äpfel, Birnen, Dürrfleisch, Schinken soll er fleißig acht geben, damit nichts verfaule.

14. Im Sommer soll er Cucumern und grüne Bohnen für die Fasten einmachen. Im August und September werden die meisten Aale gefangen und sind am wohlfeilsten, da soll er zeitlich einkaufen und dieselben räuchern.

17. Er soll auch wohl achthaben auf die Stücklein Brod, so auch sollen hinaus (auf Neuburg und Schwabenheim) geschickt werden, denn das Weißbrod brauchen die Bauern zu Glöß und anderen Speisen. Wenn ein Dispensator dies fleißig tut, so kann er das halbe Gesind auf den Höfen ernähren; ingleichen soll er acht geben auf das Fleisch und Schinken, Fett so er gleicherweise hinausschicken soll, denn also wird die Butter bei dem Gesind gespart. Wenn die Hofleut merken, daß man ihnen etwas aus dem Collegio schicket, so sind sie auch beflissen, unterschidliche Sachen aus den Höfen einzuliefern.

18. Ein Dispensator soll das Gesind mit Fleisch nicht anschoppen, sondern geben zu Mittag und Abend was recht, nicht zuviel und nicht zu wenig. Er soll auch wissen die Proportion zu halten, wenn 2 oder 3 oder mehrere zu speisen. Die Erfahrunß lehrt, daß wenn das Gesind zuviel Fleisch bekommt, daß sie davon faul und träge werden, daß sie das Ueberbliebene verschenken oder Hund und Katzen geben. Man soll ihnen auch nicht zuviel Brod auf einmal geben. Denn sonst schneiden sie die Rinde ab, essen allein die Krüstlein, das übrige lassen sie in dem Kasten verderben oder schenken es hinweg.

Koch. 1. Ein Koch muß gewohnt werden, damit er mit dem Holz sparsam umgehe.

2. Er soll nicht vor 6 Uhr Feuer machen.

3. Er soll wissen was und wieviel Gewürz zu einer jeden Speis gefordert werde. Einige vermeinen, es wären die Speisen nicht gut, wenn nicht Pfeffer, Ingwer, Nägelein, Muscat usw. darin ist, aber da verderbt nicht nur ein das andere, sondern macht auch große Unkosten. Kommt garnichts heraus. Pfeffer soll wenig gebraucht werden.

4. Ein Koch soll nicht die bloße Fleischbrühe allein über das Brod schütten oder diese Brühe mit Safran gelb machen, sondern stets etwas von Wurzeln oder Kräutern darein tun als Petersilie, weiße und gelbe Rüben, Endivien usw.

5. Das Gemüs und andere Speisen sollen recht geschmalzt werden, nicht zuviel und nicht zuwenig, zuviel macht Ekel und schütten die Leut die Butter ab, wird also viel verschwendet. An den Fleischtagen soll er das Gemüs mit gutem Bratenfett oder anderem Fett, so vom Fleisch abgehoben, schmalzen.

6. Ein Koch soll nicht ganze Kessel voll Gemüs kochen und die Portionen überhäufen, sondern nach Proportion der Personen das Gemüs einrichten. An soviel Gemüs haben die Leut einen Verdrus, so ist auch solche Meng des Gemüs entweder schlecht oder nicht recht geschmalzt; ist das erste so wird gemurrt, ist das zweite wird viel verthan und kommt nicht zu Nutzen.

7. Ein Koch muß sich befleißen, die Portionen gleich zu machen soviel möglich, gewöhnlich ist die erste und zweite Tafel mit geringern Portionen versehen, die letzte aber mit großen, und dies geschieht entweder, weil der Koch den Brüdern etwas mehreres und besseres gönnt als den andern, oder weil er anfänglich in Sorgen steht, er komme nicht aus mit dem Fleisch.

8. Was von dem Abgetragenen noch zu brauchen, soll er in eine saubere Schüssel legen, das andere aber in die Armen Supp, welche er sauber halten soll. Es ist kein Lieb gegen die Armen, wenn er alte Bein oder angebissene Fleischstücklein hinein wirft; diese gehören den Hunden und Katzen.

9. Ein Koch soll sein Küch, Tisch, Bänk, Anricht sehr sauber halten; er soll auch nicht allerhand Schüsseln in die Schränk stellen und darin verderben lassen. Er soll Butter und Fett nicht in allerhand Schüsseln und Geschirr herumschmieren, sondern eine bestimmte dazu haben.

10. Ein Koch soll wohl acht geben, ob die Kupfergeschirre, in welchen er kochen will, sauber sind und nicht Grünspan angezogen; gibt er darauf nicht acht, so ist er Ursach, daß die Leut krank werden oder gar sterben.

11. Der eingemauerte Kessel soll jederzeit zum wenigsten bis an die Hälfte mit Wasser angefüllt sein, sonst verbrennt das Kupfer. Dieser Kessel soll auch wöchentlich zweimal ausgeputzt werden.

12. Es soll nicht zugelassen werden, daß der Koch den Hausknecht als seinen Küchenbub gebrauche, sondern er soll sein Amt in der Küche selbst verrichten. Vor etlichen Jahren hat der Koch sein Gemüs, Salat usw. selbst putzen müssen, item das Brennholz in die Küche führen, den großen Kessel mit Wasser anfüllen usw. Dieser gute Brauch ist nach und nach abgekommen, soll aber wieder eingeführt werden.

13. Die Köche machen sich gemeiniglich unsichtbar nach gemachten Mittags Examen, und lassen sich vor dem Vespertrunk selten sehen; sie hätten genug in dem Garten zu schaffen, wenn sie sich wollten den Schlaf- und Müssiggang abbrechen. Ratsam wär, wenn man ihnen ein besonders Stück Garten assignirte, so sie allein bebauen müßten. —

In die Vielgestaltigkeit der Güterverwaltung erhalten wir einen Begriff beispielsweise durch den „Bestallungsbrief für Herrn Franz Niklas Walter, Richter und Inspektorn hiesigen Collegii, errichtet den 2. Jänner 1749 von P. Rector Magnus Aman des Kollegs der Ges. Jesu in München." Die Bestallung betont zuerst die allgemeinen Pflichten: Gewissenhaftigkeit aller Dienstobliegenheiten und Tätigkeit im Interesse der Sozietät, zählt dann als besondere Pflichten auf: 1. täglicher, mindestens einstündiger Besuch der Schreibstube des Kollegs zur Entgegennahme aller dienstlichen Angelegenheiten im Einvernehmen mit dem P. Prokurator. 2. Einarbeit und Information durch Benützung der Registratur und Originaldokumente über des Kollegs Gülten, Rechte, Renten usw. mit jedesmaliger Erlaubniserholung beim P. Rektor oder P. Prokurator gegen strengstes Amtsgeheimnis. 3. Überwachung und Durchsicht der Beamtenprotokolle, Meldung von

beobachteten Unrichtigkeiten an den P. Prokurator. 4. Information über die lokalen Orts- und Rechtsverhältnisse, Gerichtsverhöre und Rechtsgeschäfte, Protokolle darüber durch den Ebersberger Forstmeister oder dessen Schreiber. 5. Gewissenhafte Überwachung des Mündels- und Vormundschaftswesens. 6. Unterstützung des Pfarrers in der Anhaltung der Untertanen zum regelmäßigen Besuch des vollständigen Pflichtgottesdienstes. 7. Genaue Instandhaltung der Güter der Gesellschaft Jesu und Prüfung der Rechtstitel auf etwaige Restitution von solchen an oder durch die Gesellschaft Jesu an die rechtlichen Besitzer. 8. Überwachung der gewissenhaften Leistungen der Untertanen und Untergebenen und bei mangelhaften Leistungen oder Unterlassung von Leistungen Meldepflicht an den P. Prokurator oder P. Rektor. 9. Unterlassung persönlicher Rechtsselbsthilfe mit Einhaltung des Dienstweges. 10. Dienstlicher Gehorsam gegen Befehle und Wünsche und Intentionen des P. Prokurator und P. Rektor. 11. Genaue protokollarische Aufnahme und Meldung bei Beschwerden von Untertanen über Pröpste oder von Pröpsten über Untertanen. 12. Dienstbereitschaft bei Rechtsfällen und Verhandlungen mit Externen, Fürsten, Herrschaften usw. und Hochhaltung des Interesses des Kollegs; dabei sind auch alle Neuerungshärten gegen die Untertanen nach Tunlichkeit hintanzuhalten. 13. Gerechte Behandlung des Lohnwesens ohne Druck auf die Lehensleute. 14. Gewissenhafte Instandhaltung des Leibeigenschaftsbuches des Kollegs. 15. Bei der steten Wahrung der Rechte und Gerechtsamen des Kollegs, auch die Verpflichtung, etwaige Entdeckungen früherer Unrichtigkeiten im gesamten Rechtsbereich des Kollegs dem P. Prokurator zu vermelden und diesbezügliche Remedur zu schaffen.[1]

Da bei der Vielgestaltigkeit der Verwaltung nicht selten Prozesse drohten, suchte man in Rom stets auf deren Vermeidung hinzuarbeiten. In dieser Beziehung schrieb z. B. der General Retz am 21. März 1739 an den niederrheinischen Provinzial Hesselmeyer: Für die gerichtlichen Prozesse besonders in zeitlichen Dingen ist im allgemeinen festzuhalten, daß dieselben alle von den Unsrigen gemieden werden müssen und zuerst ein Vergleich anzustreben ist. Wenn dies unmöglich, soll kein Prozeß ohne Einwilligung des Generals angefangen werden, falls keine Gefahr im Verzug; im letzteren Falle genügt eine Anzeige an den General. Wenn ein Prozeß gegen uns angestrengt wird, ist die gerechte Verteidigung mit geziemender Maßhaltung erlaubt. Aber auch in diesem Fall ist der General zu befragen, da es geschehen kann, daß er den Prozeß verbietet und lieber den zeitlichen Schaden zu leiden befiehlt.[2]

In der Verwaltung machten besonders die Brauhäuser und Apotheken fortgesetzt Schwierigkeiten, indem sie zu teils begründeten, teils unbegründeten Klagen Anlaß gaben. Die Generale hielten demgegenüber fest an ihren früheren Verboten des Kleinverkaufs des Bieres und der Arzneien überhaupt.

Als die Brauer von Landshut sich im Jahre 1701 bei dem General beklagten über den Bierverschleiß an der Pforte des Kollegs, teilt dieser am 7. Mai 1701 die Klage dem Provinzial Waibl mit, indem er beifügte, daß er dieses früher schon verboten habe.[3]

Auf die erneuerte Klage der bayerischen kurfürstlichen Brauerzunft in Landshut antwortete ihr der Generalvikar Tamburini am 8. Dezember 1703: Was den schweren und unerträglichen Schaden betrifft, den das Landshuter Kolleg wegen des großen Bierverschleißes zufügt, so kann ich nicht billigen, wenn andere Rechte

---

[1] *Orig. München Kreisarchiv Minister der Finanzen, 121/8383.

[2] *Rhen. inf. 14.

[3] *Ad Germ. sup.

dadurch beeinträchtigt werden; bevor ich aber einschreite, muß ich zunächst den anderen Teil hören und werde dieserhalb heute an den Provinzial schreiben. Dieselbe Antwort erging an die Bremer Zunft in Landshut auf ihre Klage wegen des Kleinverkaufs von Branntwein (vinum crematum).[1]

Der General Visconti sprach am 24. August 1754 dem Mindelheimer Rektor seine völlige Billigung aus, daß er den bisher vom Kolleg geübten Bierverkauf verboten habe, denn es sei besser, daß dem Haus ein kleiner Gewinn entgehe, als daß bei der Mißstimmung der Bürger über dergleichen Verkauf die fruchtreiche Arbeit in der Seelsorge Schaden leide.[2]

Gerade bei dem Mindelheimer Kolleg können wir die vielfachen Klagen und ihre Beantwortung genauer verfolgen. Auf eine erneute Klage der Brauerzunft bei dem Kurfürstlichen Hofrat in München und daraufhin erfolgten scharfen Entscheid gegen das Kolleg übersandte der Rektor am 2. Dezember 1752 eine längere Antwort an den Hofrat, in der es heißt:

Er habe mit großem Schmerz und nicht geringer Verwunderung vernehmen müssen, daß das Colleg von den allhiesigen Pierpreuern aufs neue falsch verklagt worden, als ob selbes wider den gnädigsten Befehl vom 19. Sept. 1752 ohne Unterschied der Personen häufiges Bier in die Stadt hinausgebe und im Colleg wie in einem Wirtshaus jedermann zu unserm braunen Bier die Pforte offen stehe, was nicht nur zum gänzlichen Ruin der verbürgerten Preuschaft, sondern auch wegen Entziehung des Umgeldes zur Schmälerung der kurfürstl. Renten gereiche. Die beiden Anklagen sind falsch, denn diese zwei Monat hat der P. Procurator keinen Kreuzer von verschlissenem Bier empfangen. Zudem ist ja ein beständiges Lamentiren in der Stadt wider das Colleg, daß selbes ihnen keinen guten Trunk vergönne, wo sie doch das ihrige ohne Schaden der Gesundheit nicht genießen können. Trotzdem die Brauer das Colleg überwachen und denen, die Bier abholen, selbes auf eigene Vollmacht wegnehmen, haben sie nur den Collegs Metzger, der, so oft er das Fleisch in das Colleg liefert, einen Trunk Bier erhält, angetroffen, welchem sie wider alles Recht das Bier mit Gewalt abgenommen und in dem nächsten Haus ausgetrunken haben. Hier und da kommen allerdings einige Maß Bier in die Stadt, welche aber geschenkt sind. Der löbl. Stadtmagistrat, welcher bei der neuen Bürgermeister Wahl dem Colleg 12 Maß Wein zu verehren pflegt, hat in seinen Flaschen ebensoviel Bier vom Colleg zurückerhalten. Desgleichen ist es ergangen bei zwei Bäckern, so in das Colleg Milchbrod verehrt. Einem oder dem andern um die Societät wohl verdienten Bürger, welche Söhne in unserer Sozietät haben, sind zu ihrem Namenstag ebenfalls etliche Maß Bier zugeschickt worden, über Land hat Hr. Graf Fugger von Boos zweimal ein Fäßlein abholen lassen, was ja das Colleg ihm nicht abschlagen konnte. Ebenso unwahr ist die Anklage wegen der Zechleute im Colleg. Sie besteht darin, daß das Colleg zuweilen den Musikanten, Sakristanen der Congregationen, Handwerksleuten, Taglöhnern und Unterthanen so ihre Gülten einliefern, einen Trunk gewährt und solchen in dem Colleg einzunehmen gestattet. Das geschieht in allen Klöstern, wenn wir das unterließen, würden wir für geizig verschrieen. Die Anklagen der Bräuer verursachten der übrigen Bürgerschaft den größten Schmerz als welche besser erkannt, welchen großen geistlichen und zeitlichen Nutzen selbe von dem Colleg hat, indem sie freimütig bekennt, wenn das Colleg nicht zu Mindelheim wär, könnten weder Krämer, noch Metzger, noch Bäcker, noch Brauer, noch andere Handwerker ehrlich bestehen. Wegen des Collegs sind die Studenten in der Stadt, wegen des Collegs kommen auch die Bauern häufig in die Stadt, von welchen kaum einer weggehet, der nicht 1 Maß Bier, Fleisch und Brod verzehrt und das Notwendige für sein Hauswesen mit sich nimmt. Schließlich bittet der Rektor dringend um Schutz gegen die Anklagen, deren Falschheit schon öfters erwiesen worden. Fast wäre eine Wache nötig, weil sie drohen,

[1] *Epp. ad Externos Germ. 116 f. 567.

[2] *Ad Germ. sup.

das Malz, wenn es von der Mühle zurückgeführt wird, wegzunehmen; sie sollen sogar am 4. Dezember beschlossen haben, bei üblem Ausgang ihrer Verleumdung das Colleg zu stürmen und den Kessel in dem Brauhaus einzuhauen. Damit endlich Ruhe werde, sollte die hiesige Brauschaft ernstlich angehalten werden mit Brauen eines guten Trunks für das ganze Jahr sich zu versehen, damit das Colleg künftigen Sommer nicht einen neuen Ansturm gegen seinen Willen auszustehen hat. Der Bürgerschaft sollte unter Strafe verboten werden, beim Colleg Bier zu holen, damit wäre beiden geholfen.[1]

Auf eine spätere Beschwerde der „gesammt brauenden Bürgerschaft in Mindelheim" antwortete der letzte Rektor Paul Kraus (seit 1770) an den Kurfürstl. Hofrat in München folgendes:

Er dankte zunächst für den kurfürstl. Befehl allsogleich das braune Bier Verleuthgeben unter Strafe von 100 Dukaten einzustellen, er habe, wie schon früher öfters befohlen, keine Maß Bier mehr aus dem Colleg zu geben ohne Rücksicht auf die üblen Folgen für das Colleg. Bei seiner Ankunft in Mindelheim habe er befohlen, man solle weder im Colleg noch über die Gasse Bier ausgeben. Die Brauer haben aber den wiederholten kurfürstl. Befehlen, ein gutes braunes Bier zu brauen, nicht gefolgt, und so werde der Dispensator von Bürgern scharf bedroht und Bier verlangt, er selbst werde in seinem Zimmer mit Bitten bestürmt. Selbst die Weiber der Brauer, die ihr Bier nicht trinken können, suchen sich auf verschiedene Weise durch fremde Personen von dem Colleg Bier zu verschaffen. Um den größten Feindseligkeiten zu entgehen, mußte das Colleg dem Ungestüm einiger Herrn und Bürger nachgeben. Das Bier der Brauer ist schlecht, keiner der Brauer hat zehn Fäßchen Bier im Vorrat, auch ist keiner bedacht, Sommerbier zu sieden, auch der Kurfürst würde bei seiner Anwesenheit in Mindelheim keinen Tropfen Bier zu trinken gehabt haben, wenn das Colleg nicht von seinem Haustrunk Bier verabfolgt hätte. Wenn die Brauer also nicht vorankommen und mit Weib und Kind darben, ist es ihre eigene Schuld. Die weitere Anklage daß das Colleg im höchsten Preis die Gerste zusammenkaufe, ist eine boshafte Verleumdung, weil das Colleg auf öffentlichem Markt und zwar erst dann kauft, wenn die brauenden Bürger nicht kaufen wollen, indem den Brauern allzeit das Vorrecht zugestanden worden; Reste, die die Brauer nicht kaufen wollten, seien in das Colleg gebracht und angeboten worden. Im übrigen sei der Markt mit Gerste überladen, so daß nicht alles verkauft worden. Die Brauer wollen die teuere Gerste nicht kaufen und die Stadt zwingen, ihr schlechtes weißes Bier zu trinken. Das Pflegamt und der bürgerlich Magistrat würde auf Anforderung alles dies bestätigen. Der Rektor bittet um Schutz gegen die öffentlichen Beschimpfungen der Gesellschaft von seiten einiger feindlich gesinnter Brauer, die die Jesuiten beim Landvolke als Spitzbuben verschreien.[2]

Der neueste Geschichtschreiber des Collegs bestätigt manche dieser Angaben, indem er schreibt: Die Mindelheimer Brauer sotten ein schlechtes Bier oder gutes Bier in so geringer Menge, daß die Bedürfnisse der Stadt nicht befriedigt werden konnten und der Rat mitunter (1770, 1772) sogar die Jesuiten ersuchen mußte, ihr Bier der Allgemeinheit zugänglich zu machen.[3]

Ähnlich lagen die Dinge in Dillingen, wo das Konvikt eine Brauerei hatte. Der Regens berichtete im Jahre 1722 an den Fürstbischof:

Durch die Regierung zu Dillingen hat er ein Dekret vom 22. Juni 1722 er-

---

[1] *Konzept M. R. Jes. 1769. Vergl. Zöpfl, Mindelheimer Jesuiten-Kolleg 40.

[2] *Orig. M. R. Jes. 1769. Der Rektor gibt zu, daß Bier gegeben worden „größere Ungelegenheiten zu vermeiden nur etwelchen Herrn in der Stadt, den Herrn Kreis Offizieren, Rathsverwandten, Geistlichen, unsern Handwerksleuten, Musicanten, Sacristanen, Kranken, Gütlbauern, Fremden und Durchreisenden öfters auf Ersuchen der Wirte selbst und ein und anderen Bürgeren, welche das weiße Bier Gesundheit halber nicht trinken können". Um das Colleg aus seiner Verlegenheit zu befreien, möge man ein herrschaftliches Brauhaus für braunes Bier errichten.

[3] Zöpfl, Mindelheimer Kolleg, 46.

halten, worin mit sehr empfindlichen terminis enthalten, daß man aus dem mir anvertrauten Konvikt ein Zech- und Wirtshaus zu machen beginne, indem wider öfters beschehene Hochfürstl. Inhibition das Bier Ausschenken sowohl in als außer demselben zu augenscheinlichem Ruin der allhiesigen Bürgerschaft beständig fortgesetzt worden; man verlange Abstellung unter Androhung des Verlustes des Brau-Privilegs. Die Beschuldigung trifft nicht zu, denn, daß in dem Konvikt selbst eine Trink- und Zechstube sollte aufgerichtet sein, ist mir ganz unbekannt, sintemalen kein Ort in demselben zu finden, welcher hierfür könnte applizirt werden; wenn dem Handwerksmann ein Trunk gegeben wird, kann solcher nirgends anders als in das kleine enge Pförtnerstübl verwiesen werden, und daß den Handwerksleuten nach der Arbeit im Konvikt ein Trunk gestattet wird, ist an allen geistlichen Orten und Klöstern ungehindert tolerirt worden. Weil das Konvikt das meiste zur täglichen Konsumtion erkaufen muß, so kommen verschiedene Verkäufer, welche in der Einbildung sind, sie hätten ihre Waaren nicht recht angebracht, wenn sie nicht in den Kauf einen Trunk Bier mitbedingten oder aus dem erlösten Geld sich selbst verschafften. Zu diesen gehören ebenfalls die Boten, Bekannte und Verwandte der Konviktoren, welche von entlegenen Orten anhero kommen, um ihre Angehörigen zu besuchen. Was die auswärtigen Herrn Studenten anbetrifft, welche obwohl in kleiner Zahl an Vacanz, Sonn- und Feiertagen ihre bekannten Convictores heimsuchen und zuweilen mit ihnen zur Zeit der Erholung und mit geziemender Mäßigkeit sich eines Trunks Bier oder Weins bedienen, so kann ein solches um so weniger angefochten werden, da solcher Trunk aus Freundschaft gereicht, nicht aber von den Eingeladenen bezahlt wird, obschon auch letzteres nach den akademischen Privilegien erlaubt wäre. Man würde doch auch nicht lieber sehen, wenn die Studenten und Bürger außer Lands in Lauingen, wie nach Abweisung vom Konvikt diese Zeit her öfters und schier täglich geschehen und annoch nicht ohne viel Mißstände geschieht, um einen guten Trunk, so allhier in Dillingen nirgends zu bekommen, auslaufen oder von dort wägelesweis herein praktizieren. Was das übrige Bierausschenken anbetrifft, so bitten zuweilen einige Leute aus der Stadt auch wohl Herrn höheren Stands oder Hochfürstl. Bediente, ebenso andere von der Bürgerschaft durchaus nicht dependirende mithin privilegierte Personen um Absolgung eines Biers. Obschon man jederzeit einige Schwierigkeit gemacht, konnte man dies ohne Beleidigung nicht abschlagen; es ist dies aber nicht im Übermaß und gewohnheitsmäßig, auch nicht zum Schaden der Bürgerschaft geschehen, zumal bei der Abweisung vom Konvikt das Bier bei den Stadt Brauern nicht geholt worden wäre. Gewiß könnte allen Klagen am besten abgeholfen werden, wenn man die Stadt Brauer dahin anhalten würde, daß sie sich mit einem anständigeren Trunk zu versehen befleißigten, damit die Leute nicht Gelegenheit nehmen müßten, anderswo auch mit Ungestüm ein besseres Bier zu erpressen. Dem Konvikt werde es auch durchaus nicht unangenehm sein, wenn von hoher Obrigkeit bestimmt würde, daß alle die Bier aus dem Konvikt holen lassen, besonders die zur Bürgerschaft gehören und etwas erzwingen, durch unausbleibliche Straf oder andere Mittel abgehalten würden, damit das Konvikt von aller Gehässigkeit und anderen Verdrießlichkeiten befreit würde.[1]

Wie gegen die Brauereien der Jesuiten wurden auch gegen ihre Apotheken vielfache Klagen erhoben. Alle größeren Kollegien hatten mit der Zeit für ihre eigenen Bedürfnisse Apotheken eingerichtet und einen eigenen gelernten Bruder mit der Verwaltung betraut.[2] Dieser suchte seine Apotheke in gutem Stand zu erhalten und mit den besten Materialien zu versehen. Die besseren Medikamente lockten auch Auswärtige an, sie suchten geschenkweise oder käuflich Arzneien aus

[1] *Konzept M. R. Jes. 1769 (irrtümlich zu Mindelheim gelegt). Die Brauerei hatte 1771 3158 fl. Ausgaben und 4096 fl. Einnahmen. Specht, Dillingen, 414.

[2] In Wien waren 1725 drei Apotheken im Profeßhaus, Kolleg und Noviziat, eine vierte seit 1749 im Theresianum.

der Jesuiten-Apotheke zu erhalten. Das führte dann naturgemäß zu wiederholten Klagen der Bürgerlichen Apotheker wegen Beeinträchtigung ihres Gewerbes.[1] Diese Klagen wollten nicht verstummen.

Am 15. Mai 1706 erging von Tamburini an den oberdeutschen Provinzial Preiß die Weisung: Unsere in Freiburg (Schw.) errichtete Hausapotheke soll Auswärtigen zum Anstoß, den städtischen Apotheken zum Schaden gereichen und auch uns mehr Schaden als Nutzen bringen. Ew. Hochwürden mögen also persönlich zusehen, ob dieselbe nicht zu beschränken oder ganz aufzulassen ist.[2] Der General Retz befahl am 5. September 1739 dem österreichischen Provinzial Krieger, den Bruder Apotheker in Judenburg zu entfernen, da sonst neue Klagen von seiten der auswärtigen Apotheker zu fürchten seien.[3]

Am 3. November 1731 teilte der österreichische Provinzial Molindes folgende Klage des Generals den Obern mit: Die zu große Freiheit unserer Apotheker, ohne Begleiter auszugehen und Heilpraxis auszuüben selbst auch bei Frauen, darf durchaus nicht geduldet werden. Wenn wegen Mangel eines Arztes in der äußersten Not die Liebe einmal eine Ausnahme heischt oder eine Arznei auch Frauen gegeben wird, so soll dies stets in Gegenwart des Sozius geschehen und mit solchen Kautelen, daß die religiöse Bescheidenheit auch nicht den geringsten Makel erleidet; auch dürfen kranke Frauen nicht besucht werden, wenn die Arznei von einem Auswärtigen verordnet und übermittelt werden kann. Neben anderen Punkten schärfte P. Molindes am 2. Februar 1735 diese Mahnung des Generals allen Obern erneuert ein.[4]

Auf die Klage des akademischen Apothekers in Ingolstadt Benno Hinkelmann antwortete der General Tamburini am 13. Juli 1709, er habe die Klage gegen die Apotheke des Kollegs in Ingolstadt dem Provinzial mitgeteilt mit dem Wunsche, nach Billigkeit und Eintracht die Sache zu ordnen.[5]

Eine spätere Verantwortung des Ingolstädter Kollegs läßt etwas klarer sehen.

Unter dem 9. Juni 1766 erging nämlich ein scharfes Dekret des Kurfürsten Max Joseph gegen die „Kloster Appodecken“: Die Appodecken sind allgemein im Verfall; das kommt daher, daß fast alle Klöster besonders in Städten und Märkten ohne Verbilligung für jedermann, Medicamente verkaufen, wodurch den bürgerlichen Appodecken ihr Gewerbe abgenommen. Dies ist um so schlimmer, weil bei den meisten klösterlichen Appodecken nur unwissende Leut, in den Frauenklöstern nur unerfahrene Schwestern vorhanden, welche vorher in einer Offizin etwa 2 Jahre lang zur Lehr der Appodeckerkunst das Geschirr waschen, den Mörser stoßen und einige Medicamente zu vermischen beigeholfen. Deshalb sind besonders an den Garnisonsorten, wo berechtigte bürgerliche Appodecken sich befinden, die Klöster Offizinen gänzlich abzuschaffen, zumal dies ohnehin per Canones eine den geistlichen Rechten zuwiderlaufende Sache auch nebenbei für einen Wucher und landschädlichen Mißbrauch anzusehen ist. Somit ist allen klösterlichen Appodecken, nicht nur den in den Städten gelegenen, sondern auch jenen, welche 2 Stunden weit von Städten mit berechtigten Appodecken entfernt, jeder Verkauf jeder Medizin bei 100 Dukaten Strafe verboten, worin ein Drittel für den Denunzianten, das zweite Drittel für den competenten Richter, das übrige Drittel zur Verwendung für unsere Garnisonshospitäler eingeschickt werden soll.[6]

Gegen dieses Mandat richtete das Kolleg von Ingolstadt eine Eingabe an den Kurfürsten, in der es folgendes geltend machte:

---

[1] Vergl. Gesch. 3, 299 ff.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] *Austria 11 II.

[4] *Lib. ordin. Prov. Austr.

[5] *Epp. ad Extern. Germ. 116 f. 714.

[6] Einblattdruck Clm. 26473 f. 83. Abdruck auch in (Kreittmayr) Sammlung der neuesten churbairischen Generalien (1771) 446.

Keine der im Mandat beklagten Uebelstände trifft auf die Apotheke in Ingolstadt zu, denn 1. unseres Collegii Apotheke hat ein fast 100jähriges Alter: Vor 40 oder 50 Jahren hat sogar der fürstl. Eichstädtische Hofmedicus Naderhirn meistens nur aus unserer Apotheke seine Medicamente genommen; 2. unsere Offizin ist stets mit den tüchtigsten Subjectis versehen, wie dies viele geistlichen und weltliche Standespersonen und auswärtige Medici bezeugen können; 3. die hiesigen beiden Stadtapotheker sind ganz wohl bemittelte Leute, welche die Kundschaft der ganzen Stadt besitzen; 4. schon seit 17 Jahren ist bei uns nicht ein einziger Mitoffiziant oder sogenannter Kunstgesell vorhanden, niemals hat man sich um die Kundschaft in der Stadt beworben. Die allermeisten, die ihr Vertrauen in unsere Offizin setzen, sind Auswärtige, die in keinem Fall die hiesigen Apotheker in Anspruch nehmen würden. Dies hat auch selbst eingesehen und anerkannt der ältere Apotheker Cavalli, welcher jüngst seine bisher löblich verwaltete Offizin seinem Sohne abgetreten und während 20 Jahren unsere Hausapotheke niemals angefochten; 5. unsere Apotheke streitet nicht gegen den Canon Ne Clerici medicinam exerceant. Die Apotheke ist errichtet um die Unkosten für die fast aus 200 Personen bestehenden Hausgenossen zu vermindern. Die Medizinen wurden um ein mäßiges, den vielen Armen wohl gar gratis gegeben; der daraus entstehende Gewinn ist nur ein zufälliger und wird ad pias causas verwendet. Das schon seit 200 Jahren bestehende Colleg bittet deshalb seine seit 100 Jahren eingerichtete Apotheke zu bestätigen.[1]

Auch am Rhein ging man gegen die Jesuiten-Apotheken vor. Im Jahre 1745 wurde z. B. den Jesuiten in Trier das Verkaufen von Arzneien verboten. Als Februar 1756 der neue Kurfürst Johann Philipp von Walderdorf nach Trier kam, richteten die Bürger der Stadt sowie die umliegenden Dörfer Bittschriften an den Kurfürsten, die Jesuitenapotheke wieder zugänglich zu machen. Sogar der protestantische Amtmann von Thronecken auf dem Hochwald sandte ein solches von einem ärztlichen Gutachten unterstütztes Gesuch an den neuen Landesvater. Infolgedessen wurde die Apotheke für das ganze Trierer Land wieder freigegeben. Über diese Apotheke im Trierer Noviziat schrieben die mit der Inventarisierung der Jesuitengüter betrauten kurfürstlichen Kommissäre 1773 ins Protokoll: Apotheque Novizenhaus. Zwey trefflich eingerichtete Zimmer: ersteres enthaltet die wirklich vollkommen präparirte zu den zu verfertigenden Medizinen dienliche essentzen, pulvere u. dergl., so in porzellanen und zinnern büchsen, auch gläßern wohl conserviret werden. Das andere (Zimmer) enthaltet die zum Materialzimmer erforderliche Spezereyen, wozu mitgezählt werden müssen alle zu dergleichen apothequen gehörige werkzeuch. Notatur: Daß hiesige apotheque von zeit ihrer existenz also zu sagen die einzige gewesen sey, welche den Bedürftigsten und Notleydenden alle von den privilegirten medicis angewiesene medicamente ohnentgeltlich abgereichet hat, welches die stadtpfarrer attestiren werden.[2]

Am Rhein tauchte der Plan auf, eine eigene Druckerei einzurichten, der besonders von P. Paul Aler betrieben wurde. Aber Rom lehnte ab. Am 3. Juli 1706 schrieb P. Tamburini an den niederrheinischen Provinzial Dirckinck: Der Plan in Köln, oder an einem anderen Orte der Provinz eine eigene Druckerei nur für den Druck unserer Bücher zu errichten, ist in der jetzigen Zeitlage nicht weiter zu erwägen, wichtige Gründe sprechen dagegen.[3]

Für eine geregelte Finanzgebarung bedeuteten die häufigen fürstlichen Zwangsanleihen eine große Erschwerung. Besonders in Bayern machte sich die Schuldenwirtschaft des Hofes in der empfindlichsten Weise bemerkbar. Für die

[1] *Kop. Clm. 26473 f. 74.

[2] Schüller, Trier Jesuitenapotheke in Trierische Chronik 17 (1921) 40 f.

[3] *Rhen. inf. 12.

ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts geben die Denkwürdigkeiten des Kanzlers Unertl ein erschreckendes Bild der fürstlichen Aufwendungen für Reisen, Lustschlösser, Kostbarkeiten von Gold und Diamanten. Die Schulden des Münchener Hofes betrugen 1715—1720 über 14 Millionen Gulden, darunter für ein goldenes Service 543 000 fl., für diamantene Ohrringe 70 000 fl. usw. Zur gleichen Zeit wurden Hofbediente und Miliz nicht bezahlt, der Kanzler Unertl hatte bis 1715 über 70 000 fl. zu fordern.[1] Also Anleihen und wieder Anleihen!

Am 21. Juni 1721 benachrichtigte die Landschaft den bayerischen Provinzial Amrhyn, der Kurfürst Max Emanuel verlange von dem Provinzial für sämtliche Kollegien ein Darlehen von 100 000 fl., das er mit 5 Proz. verzinsen werde. Unter demselben Datum gab der Kurfürst diesem Verlangen Nachdruck, indem er an Amrhyn schreibt, „als wir die unweigerliche Beförderung und hierin bezeigenden patriotischen Eifer stets in gütigste Erinnerung ziehen, gegen jene aber, so sich der guten Sach in dieser uns so achtbaren Angelegenheit weigern, es ungnädigst zu nehmen entschlossen sind."[2]

In seiner Antwort vom 29. August 1721 beweist Amrhyn ausführlich, daß diese große Summe von den Kollegien nicht aufgebracht werden könne, zumal die Kollegien durch den Krieg so gelitten. Das Kolleg zu Ingolstadt sei gleich anfangs des letzten Krieges so mittellos geworden, daß wir aus Mangel nötigen Unterhalts einen Teil der Unsrigen in eine andere Provinz schicken mußten; schließlich bietet der Provinzial 15 000 fl. an. Das genügte dem Kurfürsten nicht, denn, so schreibt er am 24. September 1721, die Kollegien sind gut fundirt, er bleibe bei seiner Bitte, zumal es sich um keine Donation, sondern nur um eine Anleihe handele. Dem nachfolgenden Provinzial Jost erklärte er am 24. November 1721, die eingezahlten 7000 fl. genügten nicht, und am 31. Dezember verlangte er außer den eingezahlten 9000 fl. noch 91 000 fl., der Provinzial solle sich in 8 Tagen erklären, ob ja oder nein. Ein bewegliches (undatirtes) Schreiben des Provinzials an den Kurfürsten führt aus: 500 Personen sind zu unterhalten; was jährlich eingeht, muß ausgegeben werden; mehrere Kollegien sind nicht hinreichend fundirt, die nötigen Zinsungen, die bei den meisten einen großen Teil der Fundation ausmachen, sind bei einer löblichen Kammer soviel Jahre ausständig, aus deren Abgang auch die sonst besser fundirten Kollegien großen und langjährigen Schaden leiden. Was aus Erbschaften eingeht, wird sofort ad pias causas verwandt, wie wir beweisen können, zur Beihilfe für arme Kollegien usw. Die angebotenen 15 000 fl. gehen schon über unser Vermögen.[3]

Max Emanuel starb am 26. Februar 1726 mit Hinterlassung einer ungeheuren Schuldenlast. Zur Abtragung dieser Schulden verlangte sein Nachfolger Karl Albert am 19. Februar 1727 von dem Provinzial Hallauer ein Anleihen von 20 000 fl. gegen 5 pro Cento landsgebräuchliches Interesse innerhalb 14 Tagen: „Kein Patriot darf sich dessen entziehen und in Ermangelung eigener Habschaft muß er sich hierum bei anderen umsehen."[4] Der Provinzial antwortete, er könne nach den bereits gelieferten 25 000 fl. die geforderten 20 000 fl. nicht aufbringen, weil die Zinsen von den Hof- und Landzahlämtern seit vielen Jahren nicht gezahlt und von der löbl. Landschaft seit 2 Jahren alles vorenthalten worden. Entweder möge man ihn entschuldigen oder die Verfügung tun lassen, daß von gemeiner löbl. Landschaft der gesamte Zins-Ausstand abgeführt und damit continuirt wird.[5]

---

[1] Denkwürdigkeiten bei Freyberg, Sammlung histor. Schriften und Urkunden 2 (1827), 29 ff., 58 ff.

[2] *Orig. M. R. Jes. 553.

[3] *Konz. l. c.

[4] *Orig. l. c.

[5] *Konz. l. c.

Aus diesen allgemeinen Gründen führt das Kolleg von München in einer Denkschrift dieses Jahres (1727) folgendes aus: 1. Das Kolleg in München bezahlt seit einigen Jahren vollständig die den Unterthanen auferlegten Steuern, obgleich es von den meisten Unterthanen kaum die Hälfte, von mehreren überhaupt nichts von den Leistungen erhält und diese auch in der Folge nicht erzwungen werden können; 2. nicht allein im vorigen Jahre, sondern auch in vielen vorhergehenden mußte ein großer Teil der jährlichen Leistungen erlassen werden, weil die Leute wegen des häufigen Hagelschlages und der Überschwemmungen nicht zahlen konnten; 3. große Mengen Getreide mußten außer Geld den Unterthanen geliefert werden, damit sie nicht gezwungen würden, die Äcker unbebaut zu lassen; die Rückzahlung kann kaum in einigen Jahren, von einigen überhaupt nicht gehofft werden. Abgesehen davon, daß die Personenzahl im Kolleg nach dem Willen des Stifters größer als 70 sein soll, muß dieselbe um viele Köpfe vermehrt werden für den Dienst des kurfürstl. Hauses; 5. außer den Zinsen, die seit mehreren Jahren verweigert werden, konnte auch ein großer Teil der nach der Fundation schuldigen Holzlieferung von der kurfürstl. Kammer trotz häufiger Bitten nicht erlangt werden.

Trotzdem erging von der Landschaft am 24. Mai 1727 an den Münchener Rektor Jost die dringende Mahnung, innerhalb 14 Tagen das Anleihen zu bezahlen.[1]

Im folgenden Jahre wurde dann eine neue 7jährige Land-Anleihe geplant, deren Heimzahlung nach 8 Jahren erfolgen sollte. Davon sollen, wie der Kurfürst am 1. Februar 1728 von dem Provinzial Hallauer verlangte, die bayerischen Kollegien jährlich 20 000 fl. aufbringen, 7 Jahre lang zwar pro 1728 am letzten Mai und in den folgenden 6 Jahren jedesmal am 1. Februar, also zusammen 140 000 fl. gegen 5 Prozent. Die Antwort des Provinzials (22. Mai 1728) lautete auf unmöglich, weil weder Unterthanen die Abgaben noch die Landschaft die Zinsen zahlen. Die meisten Kollegien sind schon in Schulden und können die Kaufleute und Handwerker nicht zahlen. Der Kurfürst blieb bei seiner Forderung. Der Rektor von München sandte am 25. August 1728 die mit großer Mühe von sämtlichen Untertanen zusammengebrachten 1540 fl. Damit war aber der Kurfürst nicht zufrieden, er verlangte bis Michaelis noch 2523 fl. Beide Teile blieben bei ihrem Standpunkt, der Kurfürst fordert und der Provinzial verneint das Können. Am 7. Januar 1729 verlangte der Kurfürst die Zahlung des inzwischen moderirten Beitrages bis Ende des Monats: die Verweigerung wird so angesehen, wie es sich ziemt gegen Personen, die dem gemeinen Wohl ausländliche Hilfe zu leisten sich entziehen. In den folgenden Jahren gehen Mahnungen und Zahlungen von jährlich 4—5000 fl. fort. Am 1. Juli 1734 schreibt der Kurfürst an den Provinzial Mayr, daß er die Entziehung der Kollegien von der gemeinsamen Hilfe nicht länger ertragen werde, versehen uns, daß ihr ohne längeres Verzögern verfügen werdet, daß die von den 7 verflossenen Jahren ausständigen 140 000 fl. und zwar längstens nach 14 Tagen baar entrichtet werden und wir nicht getrungen werden, uns deren auf andere Weis exekutiv zu erholen.[2] Dieses Schreiben erhielt der Provinzial nach der Rückkehr aus der Schweiz am 18. August; er antwortete dann 23. August mit Hervorhebung der früheren Schwierigkeiten: die 3 Kollegien Amberg, Ingolstadt und München müssen alles aufbringen, diese haben aber 320 Jesuiten zu unterhalten und die ihnen geschuldeten Zinsen werden von der Landschaft nicht bezahlt. Die Aufhäufung von Geld bei einigen Kollegien sei nur „ein häßliches Fabelgedicht", das nur von einem gewissenlosen Bösewicht und abgefegten Feind herrühre. Wir haben in den verflossenen Jahren geliefert und bis

[1] *Orig. l. c. 554.

[2] *Orig. l. c.

jetzt nicht zurückgehalten 100 000 fl., die Landschaft schuldet uns bis 1728 über 40 000 fl. Man möge eine erschwingliche Taxierung vornehmen, dieselbe solle dann in 14 Tagen entrichtet werden.[1]

Der gewissenlose Bösewicht, der die Fabel über die Schätze der Jesuiten Collegien in Bayern aufgebracht, war ein ehemaliger Laienbruder Michael Borgawitsch, der 1728 als Pförtner zu Ingolstadt aus dem Zimmer des Rektors eine bedeutende Summe gestohlen hatte und damit geflüchtet war. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Graz reiste er nach Wien zum Grafen Preysing, als dieser Gesandter in Wien geworden. Er eröffnete diesem Geheimnisse über große Schätze in den bayerischen Collegien. Preysing wies ihn an den Obersthofmeister Grafen Törring. Schätze in den Jesuiten Collegien war damals bei der großen Finanznot liebliche Musik in den Ohren der Hofleute, und so ging der Bericht an den Kurfürsten. Dieser befahl, den Angeber nach München zu schicken, wo dann Borgawitsch seine Angaben dem Kurfürsten wiederholte. Ein (undatiertes) Schreiben des Angebers an den Kurfürsten besagt darüber:

Alldieweilen mir von Ew. K. D. befohlen, dasjenige was Ew. K. D. in der Geheimb habe entdeckt (welches ist das geheime und vor der Welt verborgene Jesuiter Leben), ich sollte solches zu Papier bringen, also habe ich nur was weniges überreicht, teils aus Mangel an Zeit, teils wegen der schlechten Handschrift, indessen aber habe es besser überdenken können, daher habe ich 40 Punkte zu Papier gestellt . . . Erstlich wird gezeigt wo die verborgenen und geheimen Gewölber sind, wieviel Geld in selbigen liegen; 2. wird gezeigt, daß das Colleg Ingolstadt und Biburg schuldig sind Ew. K. D. wenigstens nur den Staub wie man sagt von 200 000 fl. herzugeben von der großen Summe, so in diesen geheimen Gewölben liegen, folgen die übrigen Collegien, die alle wenigstens je 50 000 fl. geben müssen, der Provinzial 100 000 fl. 18 wird gezeigt der große Schaden, den sie in allen Collegien ihren allergn. Landesfürsten zufügen, täglich durch ihre Wildpretschützen, also daß das Colleg in Ingolstadt mehr Wildpret verzehrt als der durchl. Hof in München. 25 wird gezeigt, wan die Ehrabschneidung und Betrug eine große Sünde ist, daß die meisten Jesuiten verdammt werden, 37 allda wird gezeigt woher ich alles so authentisch weiß wie es unter 900 Jesuiten keine so ausführlich wissen, will die 5 Gewölben in Ingolstadt München und Amberg zeigen, wo der große Schatz auf einmal in einer Stund könnte erhoben werden.[2]

Da der Kurfürst den Angeber ernst nahm, erbat der 1735 eben ernannte neue Provinzial P. Mossu eine Audienz bei dem Kurfürsten und setzte diesem im einzelnen die falschen Angaben der 40 Punkte auseinander. Es sei wahr, daß das Colleg in Ingolstadt für den Bau der neuen Kirche über 100 000 fl. in der Kasse gehabt, aber einen großen Teil ausgegeben habe wegen der Not des Collegs und der Kirchen, für die das Colleg als Patron sorgen müsse; die noch übrigen 30 000 fl. reichten nicht hin für den Unterhalt eines so großen Collegs. Der Angeber Borgawitsch sei ein Dieb, Lügner und aus dem Orden zu den Protestanten in Nürnberg geflüchtet. Der Kurfürst erklärte sich zufrieden gestellt, zumal, da Ingolstadt schon 11 000 fl., München 10 000 fl. und Amberg 6000 fl. gegeben habe. Zum Schluß forderte er den Provinzial auf, sich in allen ähnlichen Fällen an ihn zu wenden, er werde seine Gunst nie fehlen lassen.[3]

An den Nachfolger Mossus, P. Burckhart, erging aber am 5. Januar 1740

---

[1] *Konz. l. c. 554. — Nach einer Tabelle ausständiger Zinsen bei löbl. Landschaft in Bayern von 1716—21 inkl. schuldete man 122833 fl. M. R. Jes. 554. Nach einer Aufstellung des P. Jak. Bissel vom 18. Jan. 1729 betrugen die Schulden des Kurfürsten an die Provinz und Kollegien an Kapital und Zinsen 564473 fl., außerdem schuldete er an Zinsen dem Kolleg in Lüttich 130833 fl., dem Kölner Kolleg 29250 fl. *Orig. Clm. 26741.

[2] M. R. Jes. 109.

[3] *Aufzeichnung mit Verbesserungen von der Hand Mossu's in M. R. Jes. 109.

vom Kurfürsten die erneute Forderung einer Anleihe von 100 000 fl., die gut verzinst und zurückgezahlt werden sollten; wenn kein Geld vorrätig, solle der Provinzial bei seinem großen Kredit das Geld leihen.[1]

Auf diese Forderung antwortete der Provinzial am 28. Januar 1740, das Anleihen sei unmöglich: 1. gehen unseren Collegien zu Burghausen, Alten Oetting, Landshut, Straubing und Landsperg kaum soviel Mittel zu, als zur täglichen Nahrung vonnöten, ja sie wären in diesen schwierigen Zeiten, wo von restirenden Zinsen, die einen großen Teil der Fundation ausmachen ein ziemlicher Rückstand verbleibt, schon mehrmals in äußerste Not geraten, wenn sie nicht durch fremde Guttätigkeit, wie auch von der Unsrigen Legitimis, welche doch insgemein sehr gering, erhalten worden. Sonderheitlich würde das Probierhaus zu Landsberg die zahlreichen Novizen nit bestreiten, wenn nicht mehrere, sowohl in- als ausländische Novizen durch Reichung eines Kostgeldes den Abgang ersetzt; 2. für die übrigen 3 Collegia München, Ingolstadt und Amberg, liegt von selbst klar, was über 300 Religiosen nebst nötigen vielen Hausbedienten zur täglichen Nahrung benötigen. Dazu gehen die Einkünfte von den Unterthanen vielfach nicht ein, man muß ihnen vielmehr zur Rettung von gänzlichem Untergang hilfreiche Hand leisten; 3. die Ersparungen aus guten Jahren dieser 3 Kollegien sind teils für die Anleihen und notwendigen Reparaturen, Bauten usw. verbraucht; werden diese Kollegien an Mittel geschwächt, so muß die Zahl der Inwohner vermindert werden, was gegen den Willen der Stifter wäre; 4. selbst Anleihen oder Hypotheken aufzunehmen, könnte nur eine höhere römische Gewalt tun, da wir nicht Domini, sondern nur Administratores Bonorum Ecclesiae sind; 5. wenn dem Vernehmen nach von der gesamten Geistlichkeit 500 000 fl. als Anleihen begehrt werden, unsere 8 Collegia aber 100 000 fl. erlegen müssen trotz der Not der meisten dieser Häuser, so folgte, daß wir in ganz Bayern und Oberpfalz den 5. Teil aller geistlichen Güter besäßen, da doch landkundig, daß wir nicht einmal den 100. Teil haben. Er bitte also um Verschonung, uns wenigstens nicht härter zu halten, als die andern Klöster.[2]

Da der Kurfürst auf den 100 000 fl. bestand, diese aber nicht herbeizuschaffen waren, versprach der Provinzial am 2. März 9000 fl. aufzutreiben. Daraufhin setzte der Kurfürst am 24. März aus besonderer Gnade die 100 000 fl. auf 50 000 herab, erwartete aber Zahlung innerhalb 8 Tagen, andernfalls klärlich und unwiderruflich abzunehmen, daß ihr bloß in unsern Landen auf die Vermehrung eurer Einkünfte bedacht, ohne dem gemeinen Wesen aus solchen in Notfällen einigen Nutzen zu verschaffen.[3]

Nunmehr bot der Provinzial am 22. März außer den 9000 noch weitere 3000 fl. an, bat aber zugleich um Erlaubniß die auf 40 000 fl. geschätzte goldene Monstranz in St. Michael in Versatz geben zu dürfen und ferner um gerichtliche Untersuchung und Feststellung aller Einkünfte der Kollegien. Betreffend die harte Zumutung, als wäre die Sozietät Jesu in dieses oder ein anderes Land gekommen zu keinem andern End als ihre Einkünfte zu vermehren, so ist solches aus ungleicher übel gesinnter Information, da ja weltkundig, daß die Sozietät alle ihre Aemter gratis verrichtet, für Meßlesen keine Stipendien nimmt, ohne ruhm zu melden, mehr Almosen als vielleicht irgendein anderer Orden den Armen mitteilt und ihren entkräfteten Unterthanen mit notwendigen Hilfsmitteln unter die Arme greift.[4]

[1] *Orig. M. R. Jes. 555.

[2] *Orig. l. c.

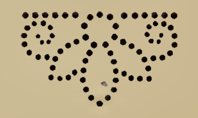
[3] *Orig. l. c.

[4] Konz. l. c. Von der auf 50 000 fl. „moderirten" Summe wurden 15000 fl. bezahlt, den Rest verlangte der Kurfürst am

Ueber die vielfach unkritisch dargestellten allgemeinen finanziellen Verhältnisse hat eine eingehende, auf dem gesamten Zahlenmaterial ruhende Untersuchung größere Klarheit gebracht. Dort wird betont: In ungefähr zwei Jahrhunderten sind die Kosten der Lebenshaltung um das Doppelte gestiegen, oder, was das gleiche ist, der Wert des Geldes ist um die Hälfte gesunken. Bei der Aufhebung der Gesellschaft war man vielerorts lebhaft enttäuscht, statt der vermeintlichen großen Reichtümer ein knapp bemessenes Stiftungsvermögen vorzufinden. Es wird als Resultat festgestellt: 1. Die Einnahmen der meisten Häuser hielten sich in recht bescheidenen Grenzen. 2. Eine nicht geringe Anzahl von Niederlassungen muß geradezu als dürftig fundiert bezeichnet werden. 3. Die Reineinnahmen der gut dotierten Kollegien waren durch hohe Steuern und sonstige Abgaben stark vermindert.[1]

7. Juni 1740 ohne längere Verzögerung. *Orig. l. c. Weitere Akten liegen nicht vor. Für die spätere 5jährige Dezimation (1759) nebst 3jähriger Vigesimation wurden in 8 Jahren 52000 fl. bezahlt; an Steuern und Bieraufschlag zahlten die bayerischen Kollegien jährlich 15262 fl. M. R. Jes. 649.

[1] W. Kratz, Die wirtschaftliche Lage der deutschen Jesuitenniederlassungen am Vorabend der Aufhebung. Histor. Jahrbuch 39 (1919) 538 f.



Dreizehntes Kapitel.

Nach Indien!

Erweiterte Zulassung deutscher Missionäre und Entgegenkommen der Obern der Gesellschaft Jesu. — Bittgesuche aus allen deutschen Ordensprovinzen um Sendung nach Indien (Uebersee). — Anhänglichkeit der Missionäre an die deutsche Heimat. — Stolz auf deutsche Leistung. — Ausdauer in tiefster Not. — P. Dominicus Mayr. — Das Missionsseminar in Landsberg.

Die Sehnsucht und das bittende Verlangen nach Indien, d. h. nach den überseeischen Missionen, nimmt bei den deutschen Jesuiten im 18. Jahrhundert nicht ab; im Gegenteil, es wächst, je mehr ihm durch die geänderten Verhältnisse Nahrung geboten werden konnte.[1]

Die Geschichte darf deshalb an dieser Sehnsucht nicht vorübergehen, weil sie den Geist erkennen läßt, der so viele Jesuiten in den deutschen Landen beseelte, den Geist des Feuereifers ihres großen Stifters, den Geist selbstlosester Hingabe für die Ehre Gottes und das Glück ihrer Mitmenschen bis zum freudig dargebrachten Todesopfer.

Der kulturelle Niedergang der großen Kolonialmächte Spanien und Portugal konnte auch auf die Zahl und Qualität der Missionäre nicht ohne Einwirkung bleiben. Um so mehr stellte sich die Notwendigkeit heraus, auch aus anderen Ländern Missionäre heranzuziehen. Aber nur langsam brach sich die Erkenntnis von dieser Notwendigkeit Bahn, und nur tropfenweise ließ man anfangs die erfrischende Quelle fließen. Auch als man die Schleuse weiter öffnete, hielt man in Spanien noch lange für jeden Missionär an der Bedingung der habsburgischen Untertanenschaft fest.[2]

Die Obern der Gesellschaft Jesu in Rom zeigten sich der Situation vollauf gewachsen, indem sie alles aufboten, für die Missionen neue frische Kräfte zu gewinnen. Dabei gereichte es ihnen zu großem Troste, bei den Obern der deutschen Provinzen auf weitgehende Liberalität und bei den Mitgliedern dieser Provinzen auf opferwillige Begeisterung zu stoßen.

Schon gleich im Beginn des 18. Jahrhunderts konnte der Ordensgeneral Gonzalez am 2. Juli 1701 dem oberdeutschen Provinzial Waibl schreiben: Da die katholische Majestät uns gnädigst die Erlaubnis gegeben hat, aus der deutschen Assistenz 8 Missionäre zu den überseeischen Missionen des Neuen Reiches zu senden, wollte ich die glühenden Wünsche der Kandidaten Ihrer Provinz nicht unberücksichtigt lassen. Für diesesmal bitte ich, außer dem bereits bestimmten Bruder

---

[1] Über das 17. Jahrhundert vergl. Geschichte 3, 333—369.

[2] Vergl. Duhr, Deutsche Auslandssehnsucht im 18. Jahrhundert (1928) 7 ff.

Michael Perner zwei für die indische Mission besonders geeignete Priester auszuwählen und bei der Auswahl besondere Rücksicht zu nehmen auf P. Joh. Dillier, P. Jakob Sterzinger, P. Franz Schmalzgruber, P. Felix Frigieri und P. Balthasar Hammerle. Die beiden Priester sollen, zugleich wie der Bruder mit allem Notwendigen für die Reise ausgerüstet, sobald wie möglich nach Genua reisen, um von dort mit der nächsten Gelegenheit nach Cadix überzusetzen. Das Reisegeld möge die Provinz einstweilen vorstrecken, es wird von den betreffenden Interessenten ersetzt werden.[1]

Im folgenden Jahre drückte der General am 8. Juli 1702 demselben Provinzial seine große Freude aus über die prompte Bereitwilligkeit der Mitglieder seiner Provinz für die Missionen bei den Griechen.[2]

Am 27. Dezember 1704 benachrichtigt der General den P. Waibl: P. Caspar Castner, der aus China als Prokurator nach Rom geschickt wurde, denkt allmählich an seine Rückkehr. Dadurch bietet sich endlich die Gelegenheit, dem frommen Wunsche der Herzogin Febronia zu entsprechen, einen Missionar aus Ihrer Provinz in dieses Land zu schicken, der mit seinen Nachfolgern ein immerwährendes Denkmal der freigebigen Stiftung sein wird. Da hierfür nach dem eingelaufenen Bericht P. Romanus Hinderer geeignet ist, so bitte ich diesen zu senden, da er ja, wie ich nicht zweifle, österreichischer Untertan oder wenigstens in den österreichischen Ländern geboren ist.[3]

Am 28. März bittet der General den P. Waibl um Beschleunigung der Reise des P. Hinderer, so daß er Ende Juli sicher in Genua eintreffe, um von dort mit nächster Gelegenheit nach Lissabon zu fahren.[4]

Im spanischen Staatsrat ging der Kampf für und gegen die Zulassung deutscher Jesuiten fort. In einem Gutachten des königl. Beichtvaters vom 16. Oktober 1711 heißt es: Er habe das Gutachten des Staatsrates für Indien in Betr. der Zulassung von 6 neuen Missionären für Chile (4 aus Bayern, 1 aus der Schweiz, 1 aus Genua) gelesen, das sich auf die frühere Ablehnung vom Jahre 1702 berufe. Die Gründe des Staatsrates seien nicht stichhaltig, denn das frühere Gesetz, nur Spanier nach Indien zuzulassen, sei nicht ausführbar, weil man in Spanien nicht hinreichend Leute habe. Das bewiesen doch die vielen Mühen und Unkosten der Missions-Prokuratoren (für andere Missionäre), das würden sie wohl bleiben lassen, wenn sie genug Leute in Spanien hätten. Der zweite Grund

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Ad Germ. sup. In Simancas, Gracia y Justicia Leg. 666 liegt ein Gutachten des Beichtvaters des Königs vom 22. März 1702, das sich dafür ausspricht, die Bitte des P. Juan Martinez de Ripalda S. J., betr. Aufnahme von 8 deutschen Missionären für die Mission in Indien, zu gewähren; als dritter Grund wird für die Deutschen angeführt son sujetos de grande ispiritu y religion.

[3] *Ad Germ. sup. Am 31. März hatte der General dem P. Waibl geschrieben, daß er den Fundationsbrief für einen unserer Missionäre in China, unterschrieben von der Herzogin Febronia zu Türkheim, durch P. Albert Perfall erhalten habe und die Stiftung mit Dank annehme. A. a. O. Am 6. Jan. 1703 sandte P. Hinderer von Pachol in Salsetis an P. Franz Bryat, den Beichtvater der Herzogin Mauritia Febronia zu Türkheim, einen Reisebericht mit Danksagung an die Herzogin für ihre Stiftung. *Orig. M. R. Jes. 293/4. — In einem Briefe vom 1. Januar 1718 dankt der General dem Kurfürsten von Bayern, daß er für die Auszahlung des reichen Legates der verstorbenen Herzogin Mauritia Febronia für die chinesische Mission gesorgt habe. *Epp. ad Extern. Germ. 117.

[4] *Ad Germ. sup. Über P. Hinderer vergl. Theod. Chaney, Vie du P. Roman Hinderer, Tournay 1889. Die Literatur über den zu großer Bedeutung gelangten P. Hinderer bei Huonder: Deutsche Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts (1809), 188 f., insbesondere Richthofen, China, 1, 682. Bei Huonder auch die notwendigen Daten über die in der Folge angeführten Missionäre.

des Staatsrats, daß die fremden Missionäre verdächtig seien wegen ihrer Gesinnung gegen den König, falle fort, wenn man nur Leute aus befreundeten Nationen annehme. Das Gutachten schließt mit einem großen Lob der Deutschen.[1]

Der Mangel an tüchtigen Missionaren wurde immer größer, infolge dessen stieg die Bereitwilligkeit in Spanien, auch Deutsche zu verwenden. Das Staats-rats-Gutachten von Madrid 19. Nov. 1715 bewilligte auf einmal 60 Missionäre für Paraguay aus Europa kommen zu lassen.[2]

Noch weiter ging Philipp V. am 17. Sept. 1734, wo er dem General Retz bewilligte, ein Viertel des für Amerika bestimmten Ersatzes aus Deutschen zu nehmen.[3]

Am 8. Juni 1715 schrieb der General Tamburini an den oberdeutschen Provinzial Jos. Preiß: Dem P. Ignatius Kögler, der schon früher mit heißer Sehnsucht nach den überseeischen Missionen verlangt hat, bietet sich jetzt eine Gelegenheit, seine Wünsche zu erfüllen, da wenigstens zwei in der Mathematik bewanderte Mathematiker verlangt werden. Da derselbe, wie ich nicht zweifle, nicht allein in dieser Wissenschaft, sondern auch anderweitig tüchtig ist, mögen Ew. Hochwürden diesen Pater, mit dem Reisegeld bis nach Lissabon und mit anderem für die Reise Notwendigem versehen und sobald als möglich absenden.[4]

Da P. Preiß sich gegen die Wünsche des P. Generals in bezug auf Leute für die überseeischen Missionen sehr entgegenkommend gezeigt hatte, dankte ihm Tamburini am 16. Mai 1716 in der herzlichsten Weise für diese Liberalität, die Gott ganz sicher der Provinz reichlich vergelten werde. „Inzwischen haben wir die zehn, die bereits nach Spanien aufgebrochen sind, für die Missionen in Paraguay bestimmt, da dort die größere Not an Arbeitern herrscht und größere Gelegenheit fruchtreicher Arbeit sich bietet. Wir werden auch suchen, die glühenden Wünsche einiger Kandidaten zu erfüllen, wenn der erwartete Prokurator der Philippinen angekommen sein wird.“[5]

Diesen Dank erneuerte P. Tamburini, indem er am 3. April 1717 dem P. Preiß schreibt: Ich hätte nicht geglaubt, daß die Provinz den P. Leonhard Fink so schwer entbehren würde, sonst hätte ich denselben kaum für die Philippinen begehrt. Nun aber leuchtet um so heller die Liebe Ew. Hochwürden zu den überseeischen Missionen, je größer die Not der Provinzen ist.[6] Mit wiederholtem Dank bittet dann der General am 18. Dezember 1717 mit Berufung auf den Rektor von Ingolstadt, wenn möglich ihm noch zwei Missionäre für die mexikanische Provinz zu bewilligen. Vor kurzem hat sich wieder P. Wilh. Grebner angeboten. Aber da ich nicht weiß, ob die Provinz leichter diesen oder einen andern entbehren kann, möchte ich nicht bestimmen, sondern die Wahl der Klugheit und Liebe Ew. Hochwürden für das Seelenheil der wilden Völker überlassen.[7] Der Provinzial kam

---

[1] *Anado que universalmente los Alemanos son de complexion robusta, grandes trabajadores, zelosos y muy dociles para aprender lenguas estranjeras, y he oido hazer siempre grande estimacion de los de aquella nacion que han pasado a Indias como de infatigables y excellentes Missionarios. Simancas, Gracia y Justicia Leg. 666.

[2] *Orig. Simancas. l. c.

[3] So sagt Philipp V. selbst in dem Dekret über die Guarani im Jahre 1743, in dem der König besonders den P. Thomas Werle (aus Bayern) lobt, der als Feldkaplan bei 4000 Guarani, die von Spanien als Hilfstruppen gegen die Portugiesen verlangt worden, mitten unter den von ihm betreuten Kämpfenden von einer Kugel weggerafft wurde. Jos. Peramas, De vita et moribus tredecim virorum Paraguaycorum. (1793) 409. Das Dekret vom 25. Dez. 1743 bei Charlevoix, Histoire du Paraguay, 3. Bd., Anhang CCXXI.

[4] *Ad Germ. sup.

[5] *Ad Germ. sup.

[6] *Ad Germ. sup.

[7] *Ad Germ. sup.

diesem Wunsche bereitwillig entgegen, wofür ihm Tamburini am 24. Januar 1718 herzlich dankte mit der Versicherung, der himmlische Hausvater werde diese Liberalität so vergelten (compensare), daß nicht allein die Provinz keinen Mangel an notwendigen, sondern auch einen Überfluß an tüchtigen Arbeitern erfahren werde.[1]

Dem Aufruf des Generals vom 10. Januar 1722 zugunsten der auswärtigen Missionen scheint der oberdeutsche Provinzial Jost nicht ganz entsprochen zu haben, denn am 14. März 1722 schreibt ihm der General, daß alle Provinzen seiner Erwartung reichlich entsprochen. „Aber das Anerbieten, das Ew. Hochw. im Namen anderer gemacht, entspricht nicht dem Tenor unseres Briefes, den ich nicht anders interpretiert wissen möchte, als der Inhalt lautet, nämlich daß diejenigen, die für dieses apostolische Werk begeistert sind, sich mit ihren Gründen an uns wenden. Wir wünschen, von allen Kenntnis zu erhalten, damit so unsere Absichten erfüllt werden können. Ich werde dabei der Liberalität Ihrer Provinz gegen die indischen Missionen eingedenk sein und dieselbe nicht zum Schaden der Provinz mißbrauchen, obwohl mir das allgemeine Wohl der Gesellschaft mehr am Herzen liegen muß."[2]

Noch war das Jahr nicht abgelaufen, als der General ein neues Aufgebot an den P. Jost richtete. Am 12. Dezember 1722 schreibt er ihm: „Im kommenden April wird die spanische Flotte nach Mexiko absegeln. Ich bedarf für Mexiko einstweilen nur zwei Brüder, einen Apotheker und einen Schreiber. Dieselben sollen mit dem Nötigen für die Reise über Holland nach Cadix versehen werden und sobald als möglich nach Köln abreisen, wo sie mit einigen Priestern sich vereinigen und der geistlichen Leitung eines derselben unterstehen sollen. Die übrigen mögen unterdessen noch mehr im geistlichen Leben unterrichtet werden und bis zur nächsten Expedition weitere Fortschritte machen."[3]

Auch an dem folgenden oberdeutschen Provinzial P. Franz Hallauer, der ja früher selbst inständig um die Sendung in die Missionen gebeten hatte,[4] konnte der General die Liberalität für die auswärtigen Missionen loben. Am 25. Mai 1726 schreibt er ihm: Daß ich die fromme Liberalität Ew. Hochwürden und Ihrer Provinz für die Missionen in Paraguay vor andern in Anspruch zu nehmen mich entschlossen habe, dazu bewog mich nicht allein der hervorragende Eifer der in Ihrer Provinz sich für dieselben Anbietenden, sondern auch die größere Nähe bei Italien, um Zeit zu gewinnen. Ew. Hochwürden mögen also nach Empfang dieses Briefes sofort diejenigen, die ich nach reiflicher Erwägung ausgesucht, zur Reise aufrufen, nämlich von den Priestern die PP. Georg Stadler, Jos. Ueberacker, Philipp Segesser, Thomas Wörl, von den Scholastikern Franz Magg, Martin Schmid, Michael Streicher (die vor der Abreise die Priesterweihe empfangen werden), von den Brüdern Peter Kornmeier und Thomas Heyrl. Alle sollen mit dem nötigen Reisegeld und Unterkleidung versorgt (neue Oberkleidung wird in Spanien verschafft) nach Genua abreisen, wo sie gegen St. Ignatius oder nicht viel später eintreffen mögen. Aus den Kandidaten für die Gesellschaft wünschte ich einen

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Ad Germ. sup.

[3] *Ad Germ. sup. Wiederholt wurden deutsche Apotheker für die Missionen verlangt; sie spielten dort eine große Rolle. Der erste deutsche Apotheker in Goa war der Bruder Christoph Mattern, der dort eine Apotheke in großem Stile einrichtete und mit vielen Gesellen arbeitete. Vergl. den interessanten Bericht vom 26. Dez. 1710 im Welt-Bott Nr. 508 und die Briefe vom 15. Jan. 1717 und 20. Jan. 1719 in Wien, Staatsarchiv Geistl. Akten 415 Nr. VI.

[4] Freiburg (Brg.), 16. April 1710 an den General, *Orig. Germ. sup. f. 168.

Tuchmacher, zwei Weber und einen Schmied, die Ew. Hochwürden für die geeignetsten halten; sie sollen zugleich mit den obigen nach Genua abreisen.[1]

Am 3. August 1726 drückt der General dem P. Hallauer seine Zufriedenheit aus, daß die Kandidaten für die Missionen in Paraguay nach Genua aufgebrochen; weniger ist er zufrieden, daß an Stelle des P. Segesser P. Anton Sepp getreten, den er wegen seines fortgeschrittenen Alters von 43 Jahren und aus anderen Gründen absichtlich übergangen habe. Der Brief mit den Gründen für die Zurückhaltung des P. Segesser sei noch nicht angekommen.[2]

Bei dem folgenden Provinzial Magnus Amman klopft der General wieder an am 31. Juli 1728: Da die Prokuratoren der Philippinen und von Quito mich sehr drängen um Gewährung von mehreren Missionaren, die die Lücken der Gestorbenen und Entkräfteten ausfüllen, bin ich gezwungen, wiederum meine Zuflucht zu Ihrer Provinz zu nehmen und Ew. Hochwürden zu ersuchen, entweder von denen, die früher übergangen wurden, oder von denen, die sich neuerdings für die Missionen gemeldet, einige besonders geeignete auszuwählen und vorzuschlagen, die die Provinz ohne großen Schaden entbehren kann. Es dürfen auch Scholastiker gewählt werden, die ein oder das andere Jahr Theologie studiert haben. Auch ein tüchtiger Apotheker würde mir angenehm sein. Übrigens sollen vorgeschlagen werden nur solche von fester Gesundheit und ganz besonders solider Tugend, die in der Folge die mit diesem Apostolat verbundenen sehr großen Beschwerden nicht allein geduldig hinnehmen, sondern auch danach begierig verlangen.[3]

Ein Jahr später, am 16. August 1729, erneuerte der General Tamburini bei demselben Provinzial Amman seine Bitte um Missionare, diesmal um zwei gelehrte Patres für die Provinz Malabar; eine besondere Hilfe würde es sein, wenn einer der beiden Patres der griechischen Sprache kundig wäre.[4]

Als P. Amman ein Jahrzehnt später zum zweitenmal Provinzial geworden, richtete er ein eigenes Rundschreiben an die oberdeutsche Provinz im Interesse der Missionen, für das ihm der General am 10. September 1746 seinen lebhaften Dank ausdrückte.[5]

Am 2. Februar 1732 erließ der General Retz ein Schreiben an alle Provinzen um Förderung der auswärtigen Missionen. In dem Briefe an den Provinzial der oberdeutschen Provinz hebt der General noch besonders hervor, daß er sich vorzüglich auch an diese Provinz wende, die nicht allein an Zahl, sondern auch an Eifer hervorrage, Leute für die auswärtigen Missionen zu stellen. „Sollten Kandidaten um Eintritt in die Gesellschaft ersuchen, aber wegen der Überzahl in Ihre Provinz nicht aufgenommen werden können, die sich sonst aber wegen Charakter, Gesundheit, Neigung für diese auswärtigen Missionen eignen, so wäre ich sehr dankbar, wenn Ew. Hochwürden diese für Indien aufnehmen und so lange im Noviziat zurückhalten würden, bis man sich hinreichend über deren Gesinnung und Talent vergewissert haben könnte. Bedingung wäre, daß sie die Philosophie mit erforderlicher Genüge absolviert haben. Wenn Kandidaten vorhanden sind, die sich eignen für die Handwerkerbrüder, besonders Architekten, Schreiner, Apotheker, so können auch diese für die Missionen aufgenommen und vorgeschlagen werden."[6]

---

[1] *Ad Germ. sup.

[2] *Ad Germ. sup. Dieser P. Anton Sepp ist nicht zu verwechseln mit dem älteren P. Anton Sepp, der schon 1691 nach Paraguay ging und dort 1733 starb. Vergl. Patrignani — Boero Menologio 1 (1859) 259 ff.

[3] *Ad Germ. sup.

[4] *Ad Germ. sup.

[5] *Germ. sup. 15.

[6] *Clm. 24076; auch in Wien, Staatsarchiv: Geistl. Akten 419.

Auch in der Folge wandten sich die Generale stets mit Erfolg an die Provinzialoberen der oberdeutschen Provinz.[1] Dasselbe war bei den anderen Provinzen der Fall. Nur noch einige Beispiele.

So schrieb der General Tamburini Dezember 1717 an den niederrheinischen Provinzial Nikol. Mocking: Ich war gezwungen, für die Not der überseeischen Missionen eine neue Aushebung aus den italienischen Provinzen zu veranstalten. Da aber diese nicht genügen, bin ich wiederum genötigt, zur Liebe Ew. Hochwürden und Ihrer Provinz meine Zuflucht zu nehmen und zu ersuchen, der Provinz Mexiko den P. Everhard Hellen und den Fr. Hermann Glandorff bereitwillig zur Verfügung zu stellen. Von diesen hat der eine wiederholt um die Missionen inständig gebeten und kann durch seine theologische Gelehrsamkeit jener Provinz und den Missionen von nicht geringem Nutzen sein; der andere wurde mir für die Missionen nachdrücklich empfohlen. Wenn Ew. Hochwürden dieselben, wie ich hoffe, bewilligen können, so sollen sie wenigstens gegen Ende April in Spanien sein und vorher Carissimus Hermann (Glandorff) die Priesterweihe empfangen. Der Provinzial kam dieser Aufforderung sofort nach, wofür ihm der General am 5. Febr. 1718 herzlich dankte und zugleich seiner Zuversicht in betreff der Ausdauer der beiden Ausdruck verlieh wegen der heißen Wünsche, mit denen beide diese Sendung verlangt und erhalten hätten.[2]

Den oberrheinischen Provinzial Adam Huth bat der General Retz am 9. Dezember 1747 in Anbetracht der großen Verluste, die die Provinz Goa erlitten, um die Sendung des (Philosophieprofessors) Georg Winter, der sich wiederholt für die überseeischen Missionen angeboten habe. Er stelle diese Bitte im Vertrauen auf die Liebe des Provinzials für die überseeischen Missionen. Wenn also kein Hindernis vorliege, möge er den P. Antonius (?) sogleich nach Livorno senden, um von dort mit andern Missionaren nach Lissabon zu fahren. Die Ehre für die Provinz werde nicht geringer sein als die Wohltat für die Mission, und Gott werde mit reichem Segen vergelten.

Der Brief des Generals Retz vom 14. Dezember 1748 an den folgenden oberrheinischen Provinzial Casp. Hoch enthält die Namen einer ganzen Reihe von Missionaren aus der oberrheinischen Provinz, die über Genua und Cadix in die Missionen reisen sollen.

An denselben Provinzial wandte sich der General am 1. Februar 1749 mit einem besonderen Anliegen: Vor einigen Jahren, so schreibt er, hörte ich von Ihrem Vorgänger, es seien in der Provinz mehrere Handwerker-Kandidaten unserer Gesellschaft, die, wenn sie die Aufnahme erhielten, auch gern nach Indien reisen würden. Da nun dort großer Mangel herrscht an Maurern, Architekten, Apothekern, Goldschmieden, Schreinern und Schlossern, so wollen Ew. Hochwürden alle Kandidaten von diesen und ähnlichen Handwerken mir mitteilen mit einer Information über ihren Eifer für die Missionen.[3]

---

[1] So z. B. wieder 9. August 1738 an den Provinzial Burckhart, infolgedessen auch der Bozener Jos. Tieffenthaler gesandt wurde, der mit edelster Gesinnung eine große Begeisterung für die Wissenschaft, besonders die Geographie verband. Vergl. das schöne Denkmal, das ihm ein Missionär, P. Sev. Noti, gesetzt: Jos. Tieffenthaler S. J., Missionär und Geograph im Großmogulischen Reiche in Indien 1710—1785, Aachen 1920.

[2] *Ad Rhen. inf., vergl. 12. Febr. 1716.

[3] *Ad Rhen. sup. Am 8. Febr. erneuerte der General diese Bitte zugleich mit dem Dank für die Absendung aufgerufener Missionäre. Vergl. 7. Jan. 1749. Ein ähnliches Schreiben schon 12. März 1740 an den oberdeutschen Provinzial Burckhardt Germ. sup. 15. — Sechs Namen-Listen der Ausgesendeten, worunter viele Deutsche, aus den Jahren 1717—1755 bei P. Carlos Leonhardt in der Einleitung zu dem 19. Bd. der Documentos para la Historia Argentina. Iglesia Cartas

Auch von den vielen Bittgesuchen, auf die sich die Generale wiederholt berufen und von denen eine ganze Reihe noch im Originale erhalten ist, können nur einige mitgeteilt werden.

Aus der niederrheinischen Ordensprovinz sind von 1701—1726 noch gegen 70 Briefe vorhanden von solchen, die den General um die Sendung in die Missionen bitten, darunter von mehreren, die zwei-, drei- und viermal ihre Bitte wiederholen.[1] Die Sammlung ist aber ganz unvollständig, weil die Briefe der meisten fehlen, die wir später aus der niederrheinischen Provinz in den Missionen treffen. Unter den Bittenden waren vielfach Patres, die in der Provinz eine segensreiche Tätigkeit entfaltet hatten und die deshalb der Provinzialobere um keinen Preis missen wollte. In einer Information über die Kandidaten für Indien schreibt der Provinzial Schmitman am 25. April 1723 dem General u. a.: P. Philipp Dockweiler ist jetzt Operarius in Paderborn, sehr nützlich und fast notwendig, da ich einen gleichen für jene Stelle nicht habe. P. Anton Glehen lehrt jetzt Theologie in Hildesheim, ein sehr guter und eifriger, aber ein wenig skrupelöser Ordensmann. P. Johannes Steinhaus sehr religiös und eifrig, ist Prediger zu Münster in Westf. P. Joh. Lemberg, fähig für alle Ämter, lehrt jetzt Moraltheologie in Trier und ist zugleich Direktor des Gymnasiums. P. Ferd. Bell zu allem brauchbar; ohne großen geistlichen Schaden können wir ihn nicht entbehren, da er die Missionen des P. Lofferer fortsetzt. P. Thomas Fitterer für alles brauchbar; werden ihn kaum entbehren können, da er ein ausgezeichneter Prediger ist, wie wir wenige haben. P. Bernard Bissing tüchtig für alle Ämter; hier von großem Nutzen für die Mission von Emsland, die er wieder in Blüte gebracht usw.[2]

Unter den Bittstellern des Jahres 1709 befindet sich auch Philipp Sibin, der später eine so bedeutende Rolle in den Missionen spielen sollte. Ende März 1709 schreibt er aus Münster (in Westf.) an den General: Lange habe er seinen heißen Wunsch nach Indien aus Furchtsamkeit den Obern nicht eröffnet, bis endlich im Jahre 1708 P. Fonseca, der Prokurator der indischen Missionen, hier durchgereist. Dieser habe ihm versprochen, sofort nach seiner Rückkehr in Portugal den General zu benachrichtigen. Nun hat mich P. Provinzial gemahnt, daß ich am Ende dieses Jahres Thesen aus der gesamten Theologie öffentlich verteidigen soll. Das wird Ende August sein; eine größere Wohltat wäre es, wenn ich vom P. General die Erfüllung meines heißesten Wunsches erlangen könnte, um die ich dringend bitte. In einem weiteren Briefe von Geist, 8. Januar 1710, dankt P. Sibin für die frohe Kunde vom 23. November 1709, die ihm nun sichere Hoffnung gebe, bald an den von ihm so heiß verlangten Arbeiten in Indien teilnehmen zu können.[3]

Der Scholastiker Herm. Glandorff, dem wir schon vorher begegnet sind, schreibt am 16. November 1716 aus Paderborn an den General: Das Verlangen nach der Mission in Indien oder in andern Ländern, vorzüglich in solchen, wo eine Hoffnung auf Martyrium leuchtet, duldet keinen weiteren Verzug. Nachdem ich Ende dieses Jahres das Studium der Theologie begonnen, zieht mich die Sehnsucht auch gegen meinen Willen dorthin, so daß ich zu den Füßen des Gekreuzigten, der mir vor mehr als acht Jahren nach Ansicht der Oberen dieses eingegeben, hingestreckt, mein hochwürdigster und geliebtester Vater, meine glühenden Wünsche überschreibe, um Gott, der mich bei Tag und Nacht ruft, zu folgen. Diese Zeilen hätte ich lieber, wenn die Oberen es erlaubt, mit meinem Blute, das ich innigst zu

---

anuas de la Provincia del Paraguay, Chile y Tucumán de la Comp. de Jesús 1906—14. Buenos Aires 1927 LXI ff.

[1] *Rhen. inf. 15.
[2] *Orig. Rhen. inf. 15 f. 307.
[3] *Orig. Rhen. inf. 15 f. 248. 251.

vergießen wünsche, als mit Tinte geschrieben. Wenn ich Armseliger für eine so göttliche Aufgabe unfähig bin, so bitte ich wenigstens, da ich stark bin, um die Erlaubnis, das Gepäck der Missionäre in den dortigen Gegenden hierher und dorthin zu tragen und ihnen als Esel dienen zu dürfen.[1] Die belobende, aber auf die Zukunft vertröstende Antwort vom 19. Dezember 1716[2] lockte bei Glandorff einen Strom von Freudenträuen hervor und ermutigte ihn zur Bitte, die Priesterweihe früher empfangen zu dürfen, die er am 21. Januar 1717 knieend und unter Tränen dem General in der dringendsten Weise ans Herz legte.[3] Einen kleinen Wasserstrahl sandte auf die übergroße Hitze der General am 26. Februar 1717, indem er darauf hinwies, daß die Missionen nicht schnell zusammengeraffte, sondern solide theologische Studien erforderten, er möge sich also mit der Beschleunigung der Priesterweihe gedulden.[4] Glandorff brauchte aber nicht lange zu warten. Ein Jahr später wurde sein Wunsch erfüllt.[5] Auf der Reise nach Mexiko konnte der nunmehrige Pater Glandorff von Amsterdam am 25. März 1718 dem General seinen heißesten Dank senden zugleich mit der Mitteilung, daß er für ihn sein erstes Meßopfer dargebracht habe.[6]

Das Beispiel eines Laienbruders aus der niederrheinischen Provinz bietet der Brief des Bruders Wilhelm Zunkley, der von Münster 1723 den General dringend um die Missionen bittet. Er ist bereit zu jedem Amt. Sein Verlangen steht darnach, den Patres in den Collegiis Missionum zu helfen, damit sie desto mehr Seelen Gott gewinnen mögen. An Fleiß wird er es nicht fehlen lassen: 35 Jahre alt, kräftig, nie krank gewesen.[7]

Aus der oberrheinischen Provinz liegen aus den Jahren 1701—1728 über 50 Briefe vor von solchen, die dringend, einige drei- bis viermal, den General um die Missionen bitten, besonders nachdem dieser 1722 zu solchen Meldungen aufgefordert hatte.[8]

P. Valentin Höglein schreibt von Fulda 3. März 1709 an den General Tamburini: Schon früher habe ich den P. Gonzalez um die Missionen gebeten (1702), jetzt erneuere ich meine Bitte. Es ist dies seit dem Noviziat mein sehnlichster Wunsch. Ob ich auch stark genug wäre, dafür habe ich die Probe gemacht, bisher habe ich kein Bett berührt, sondern mich mit dem Boden begnügt; ich habe mich an Nachtwachen gewöhnt und gelernt, zuweilen auch Mangel zu leiden; allen Verkehr mit meinen Verwandten habe ich mir untersagt, die italienische und französische Sprache mir hinreichend angeeignet. Auch weitere Bitten vom Jahre 1716 und 1722 hatten keinen Erfolg.[9] Im Jahre 1734 wurde er Provinzial der oberrheinischen Provinz.

Marquard von Rotenhan meldete dem General von Heidelberg 8. Februar

---

[1] *Orig. Rhen. inf. 15.

[2] *Germania 125.

[3] *Orig. Rhen. inf. 15.

[4] *Germania 125.

[5] Vergl. oben S.

[6] *Orig. Rhen. inf. 15, die dankende Antwort des Generals vom 30. April 1718 an Glandorff in Cadix, Germania 125. Über Glandorff vergl. Engelb. von Brackel, F. H. Glandorff, der erste Deutsche in Mexiko, St. Elisabeth-Blatt, Cassel, Drews 1894. Sehr wertvolle Briefe und Mitteilungen in Stöcklein, Welt-Bott 33. Teil, Nr. 662, und 38. Teil, Nr. 753 und 755, Kath. Missionen 1926, ferner die Carta del P. Barth. Braun, Visitator . . . Sobre la vida del P. Glandorff, Mexiko 1764. Ein Exemplar des seltenen Druckes in der Universitätsbibliothek zu Granada. Vergl. Ant. Astrain, Historia de la Compañia de Jesús en la asistencia de España 7 (Madrid 1925) 310 ff. Bei Astrain finden sich 7, 287 ff. auch weitere wichtige Nachrichten über die deutschen Missionare Kino, Sedelmair, Fritz, Nußdorfer usw. (536 ff.).

[7] *Orig. Rhen. inf. 15.

[8] *Orig. Rhen. sup. 42 f., 91 ff.

[9] *Orig. Rhen. sup. 421 f. 100, 99, 130.

1722: Vor vier Jahren habe ich mich für die indischen Missionen angeboten, und jetzt biete ich mich von neuem an. Ich bin 13 Jahre in der Gesellschaft, habe 5½ Jahre am Gymnasium gelehrt, 4 Jahre Theologie gehört, das Tertiatsjahr habe ich zur Hälfte in Ettlingen, zur Hälfte in Worms, wo ich 20 Calviner bekehrte, absolviert, jetzt bin ich Professor der Logik in Heidelberg.[1]

Von Mainz 4. Februar 1727 wendet sich Magnus Beringer an den General Tamburini, er habe schon seit dem Noviziat den dringendsten Wunsch gehabt, in den Missionen zu arbeiten; nunmehr habe er 2000 fl. von seinen Eltern geerbt, die er als Reisegeld anbiete.[2]

Im Jahre 1749 wurden die Wünsche mehrerer Bittsteller erhört.[3] Schon einige Jahre vorher war einer derselben an das Ziel heißer Wünsche gelangt. Es ist dies P. Theodor Schneider (geb. 1703 zu Geinsheim, eingetreten 1721), der noch in jungen Jahren (1738/1739) Rektor der Universität Heidelberg wurde. Oft und inständig hatte er um die Sendung nach Indien gebeten. Endlich am 19. September 1740 fand er ein Schreiben des Generals vor, das ihn statt nach Indien nach Pennsylvanien berief. P. Schneider war ein großer, starker Mann. Nach einigen Tagen schon reiste er sofort ab über Köln, Aachen zunächst nach Lüttich, um sich dort im englischen Kolleg die englische Sprache anzueignen. Im März 1741 fuhr er von London nach Maryland, dort fand er in der Mission von Conestogo, 20 Reisestunden von Philadelphia entfernt, ein reiches Arbeitsfeld. In einem Brief vom 29. Juni 1741 schildert er, wie er die vielen Deutschen, die dort in den Wäldern zerstreut wohnten, aufsuchen müsse.

Sein ganzes Leben war mehr als 20 Jahre ein Leben von Mühen und Entbehrungen jeglicher Art. In einem Briefe über sein Leben und seinen Tod gibt ein anderer Missionär in Pennsylvanien, P. Ferdinand Steinmeyer, Einzelheiten: oft kein Lager und keine Nahrung, an vielen Orten errichtete er Schulen, lehrte die Kinder selbst lesen und schreiben, baute eine Kirche in Cuschenshop, auch in Philadelphia predigte er oft zweimal am Tage, vormittags für die Deutschen, nachmittags englisch. Trotz aller Strapazen blieb er stets gesund, bis er 1763 plötzlich ganz zusammenbrach. Die Obern wollten ihn zur Genesung in die Heimat zurückschicken, aber nach vierwöchiger Krankheit verschied er am 10. Juni 1764 unter großer allgemeiner Trauer.[4]

---

[1] *Orig. Rhen. sup. 42 f. 141.

[2] *Orig. Rhen. sup. 42 f. 137. — Ein Theologe des dritten Jahres, Heinrich Niederndorff, teilt von Würzburg, 10. Nov. 1709, dem General seinen dringenden Wunsch nach den Missionen mit. Um sich mehr zu befähigen, habe er in den Ferien die Skulptur sowohl Metall-Ätzung als auch die sogenannte Schwarzkunst gelernt, ferner habe er sich auf Geometrie, Optik, Mathematik und Malerei verlegt. Der angehende Theologe Joh. Wilhelm erwähnt in seinem Gesuch vom 25. März 1722 zur Erhärtung seiner seit Jahren gehegten heißen Sehnsucht nach den Missionen, daß er zur Vorbereitung manche Opfer gebracht und sich u. a. seit vier Jahren des Weines enthalten habe. In einem weiteren Schreiben vom 9. Mai 1722 erklärt er, daß er bereit sei, ohne jedes Reisegeld auch mit zerrissenen Kleidern die Reise in die Missionen anzutreten.

[3] Retz 29. März an P. Carl Helm, Ch. Wolfgang Bayer, P. Jos. Lentze und 7. Juni 1749 an Provinzial Hoch, *Ad Rhen. sup.

[4] Schwab, Syllabus Rectorum Heidelberg. 2, 202 ff. Eine neuere Schrift berichtet: Im Jahre 1741 treffen wir den Priester Theodor Schneider unter deutschen Auswanderern nach Amerika, wo er die deutsche Mission in Goschenhoppen, 45 Meilen von Philadelphia, in Pennsylvanien gründete. Hier lebte er zwanzig Jahre in der größten Armut. Im Jahre 1745 erbaute er daselbst eine Kirche, wobei ihn auch Mennoniten und Herrnhuter unterstützten. Auf seinen apostolischen Wanderungen nach New Jersey wurde ihm von Fanatikern sogar nach dem Leben gestrebt, indem sie öfters nach ihm schossen; allein der seeleneifrige Missionar ließ sich dadurch nicht abschrecken und mit der Zeit kam es so weit, daß nicht bloß die Katholiken, sondern selbst

Auch viele oberrheinische Laienbrüder waren von heißem Verlangen nach den Missionen beseelt.

In sieben Schreiben bettelt immer und immer wieder um die Missionen der Laienbruder Michael Klein von 1720 an. In dem Bettelbrief vom 2. Februar 1722 schreibt er: Ich bin 37 Jahre alt, 11 Jahre in der Sozietät, meine Aemter in dieser Zeit waren Schuster und Gärtner zu Molsheim, Gärtner in Bamberg, dann ebendort Krankenwärter und Schuster. Als Krankenwärter habe ich mich der Medizin beflissen, später war ich in Ettlingen Einkäufer, Dispensator und Kellermeister; bin beständig gesund, und wie ich erachte von Verstand und Gedächtnis, so daß ich mit dem Beistand göttlicher Gnade mir wohl getraue, eine fremde Sprache zu lernen. Am 23. Dezember 1724 meldet er, daß er sich seit einem Jahre sonderlich beflissen, etwas vom Bildhauen zu begreifen, habe auch ein Crucifix und eine Mutter Gottes verfertigt, ist noch kein perfekter Bildhauer, wird sich aber noch perfektionieren. Zum Schluß bittet er nochmals fußfällig um Erfüllung seiner Bitte. Wie die Antwort auch ausfallen möge: ich werde Ihre Stimme als die Stimme Gottes annehmen.[1]

Ein anderer Bruder, Joh. Schweiker, der auf seine Bitte vom 7. Febr. 1722 vom General die Zusage erhalten, klagt am 19. Juni 1722 dem General seine „große Mißtröstung", es möchte ihm das gewünschte Glück entgehen, den heiligen apostolischen Männern in den indianischen Missionen in der äußersten Demut und Mühewaltung zu dienen, und also in Arbeit und Elend, ja Lebensgefahr Gott dem Herrn die Gnade des Glaubens, welche er mir im Luthertum Erzogenen mitgeteilt, einigermaßen abzuverdienen, und weil diese meine Begierden täglich wachsen, ja nichts anderes wünsche, als Mühe, Arbeit, Gefahr und den Tod selbsten in der heiligen Sozietät zur Ehre Gottes tapfer auszustehen. So lang ich lebe, will ich der großen Gnade der Gewährung eingedenk sein und sobald ich eine gewünschte Antwort erhalten, will ich vor Freude aufspringen und Gott danken.[2]

Um den P. General für seine Bitte nach den Missionen zu gewinnen, gibt Br. Martin Motsch (Heiligenstadt 25. Juli 1722) zu vernehmen: Mein Vater ist am Badischen Hof jeder Zeit Baumeister noch bis dato, hat mich von Kindheit an zu der Architektur dieser schönen Baukunst gezogen und emsig unterrichtet nit ohne meinen großen Fortgang. Gleichwie ich eine große Lieb dazu gehabt, also habe ich mich mit allem Ernst darauf begeben, selbe recht zu begreifen, habe auch, kanns in Wahrheit sagen, soviel gewonnen, daß ich mich getraue, einen Bau der Kunst nach aufzuführen. Ich habe mich auch, wie bei uns gebräuchlich, um mich zu perfektionieren, nach dem Rat meines Vaters auf schwere Reisen begeben und an unterschiedlichen königlichen und fürstlichen Höfen, da dergleichen kostbare Gebäu aufgeführt werden, gearbeitet in specie zu Rastatt an der fürstl. badischen Residenz, an dem kurfürstl. Schloß zu Pommersfelden, in der churfürstl. Residenz-

---

Protestanten seine monatlichen oder zweimonatlichen Besuche mit großer Sehnsucht erwarteten; denn er war äußerst liebevoll gegen Jedermann und bewies sich gegen die Kranken und Leidenden als ein geschickter Arzt. Von der drückenden Armut und zugleich dem unermüdeten Fleiße unseres Landsmannes ist noch eine Arbeit vorhanden, welche alles in dieser Beziehung Gesagte zum Überfluß bestätigt, — nämlich sein Meßbuch, welches er mit eigener Hand geschrieben hatte und zwar auf siebenhundert Seiten im Quart-Formate. Endlich fand er die Ruhe und den Lohn für sein rastloses Arbeiten im Weinberge des Herrn am 10. Juli 1764 in einem Alter von 61 Jahren. St. Vinzenz in Pennsylvanien von O. M. New-York. Pustet 1873. Vergl. Pastoral-Blatt von St. Louis 1874, 6. Sein Missale jetzt in der Bibliothek von Georgtown.

[1] *Orig. Rhen. sup. 42.

[2] *Orig. Rhen. sup. 42.

stadt Mainz, an dem fürstl. Schloß zu Hessen-Cassel, an dem königl. Hof zu Berlin, in der Churfürstl. Stadt Cöllen und an vielen andern Orten unter lauter vornehmen Meistern, da ich dann überall meine Kunst gezeigt und Satisfaktion getan, hab mich auch gleichsam mit Gewalt von meinen Baumeistern abreißen müssen, da ich anno 1714 mich in die Sozietät Jesu begeben, ein heiliges Leben darin zu führen.[1]

Der Bruder Adam Engelhard bietet sich von Würzburg 1. März 1722 an als Bauschreiner in die Lücke des in Chile gestorbenen Bruders Bitterich zu treten.[2]

Mit dem Tiroler Joh. Bitterich hat es eine besondere Bewandtnis. In dem Konsultbuch der oberrheinischen Provinz heißt es zum 18. November 1715: P. Provinzial berichtet, er habe unserer Eminenz (Schönborn) mitgeteilt, daß Br. Joh. Bitterich, der bisher Bildhauer in Pommersfelden war im Dienste des Kardinals, für Indien bestimmt sei und binnen kurzem dorthin gesendet werden müsse. Der Kardinal sei zuerst einverstanden gewesen, dann aber habe er sich beklagt, daß Indien nur eine Verschleierung für eine Buße oder die Entlassung des Bruders sei. Deshalb ließ er dem Bruder durch einen besondern Abgesandten einen ehrenvollen Posten für die Zeit seines Lebens am Hofe zu Bamberg anbieten. Br. Bitterich lehnte aber in einem Briefe an den Kardinal dankend ab, für ihn sei es die größte Gnade, wenn er seinem Wunsche gemäß in Indien dienen könne. Nachdem auch der Beichtvater P. Loyson den Kardinal aufgeklärt, ließ derselbe den Bruder ziehen.[3]

Er kam in die Mission nach Chile. Über diese Mission berichtet er in einem Brief „geschrieben zu Jacob-Statt (Santjago) in dem Reich Chili den 15. April 1720" an seinen „ehemals vorgesetzten" Provinzial Pottu:

Mein Amt und Geschäfft betreffend hab ich allhier über die maßen viel für diese gantze Provintz Chili zu arbeiten; weil unsere Obern aller Orten Bild-Säulen, Altär und Gebäu zwar hefftig verlangen, aber weder einen Bildhauer noch Baumeister, die ihre Künsten gründlich verstünden, in diesen Ländern auftreiben können. Zwey Provintz-Procuratores gehen von hier mit gegenwärtigem Brief nach Rom, nemlich P. Laurentius Castilla und Pater Emmanuel Ovale beyde in Chili gebohren und in dieser Provintz sehr nahmhaffte Männer. Gleichwie sie nun gesinnet seynd etliche frische Jesuiter, zumalen Brüder aus Teutschland hieher zu bringen, nemlich zwey Schreiner oder Tischler, einen oder zwey Maurer und einen Bildhauer; weil in dieser Welt-Gegend dergleichen junge Leut nicht zu finden, mithin die Obern aus Noth gezwungen seynd ungeschickte Leut, die weder Handwerk oder Kunst verstehen, noch einen Steiffen Beruff mitbringen, in die Societät aufzunemmen, und vielmal wieder zu entlassen; also gelanget an Euer Ehrwürden und durch Dero mächtige Vorbitt an R. P. Provincialem mein kindliche Bitte beyden obgenannten Patribus mit tauglichen Jünglingen an die Hand zu gehen. — Die Provintz Chili zehlet nicht über 200 Personen, obschon sie sich unendlich weit erstrecket. Man redet in denen Stätten durchgehends Spanisch: ja es seynd in solchen wenig Lands-Kinder, so die

---

[1] *Orig. Rhen. sup. 42. Vergl. Brief vom 19. Nov. 1722.

[2] *Orig. Rhen. inf. 42 f. 134. Sein Wunsch wurde noch im selben Jahr erfüllt. Die Hist. Coll. Herbip. (1720—22) berichtet im Jahre 1722: Adamus Engelhard scrinarius et janitor cum quinque aliis opificibus Societatis candidatis abiit Genuam; inde navigaturus ad regnum Chilense. In einer Informatio vom Jahre 1722 (Rhen. sup. 42 f. 139) wird noch ein Peter Bodart genannt; unter den fünf Kadidaten befanden sich ein Schreiner, zwei Steinmetzen, ein Chirurg, der Steinmetz Franz Josef Meyer hatte Humanität und Philosophie absolviert.

[3] *Consultationes Prov. Rhen. sup. Über die Arbeiten des Br. Bitterich in der Jesuitenkirche zu Bamberg vergl. Braun, Kirchen der oberrheinischen Provinz 294 und Ritz, Jesuitenkirche in Bamberg (1927) 20 f.

Indianische Sprach verstehen, welche nichtsdestoweniger denen Missionariis höchst nothwendig ist, unangesehen gar viel Indianer auf dem Land Spanisch reden. Auf denen Missionen werden gemeiniglich zwey und zwey, auch zuweilen mehr Priester dergestalten zusammen gesellet, daß ein neuer Missionarius von dem Aeltern die Sprach erlehrnen kan. Vielleicht haben Euer Ehrwürden noch keine Nachricht, daß unser gantze aus Europa für beyde Provintzen Neu-Granada oder Santa Fè und Quito frisch-geworbene Mission bey 40 Mann starck (unter welchen ihrer fünff aus der Ober-Teutschen Provintz gezehlet werden) in dem Meer zu Grund gangen seye. Dern Ober-Teutschen Nahmen seynd diese: P. Georgius Winter: P. Lippert: P. Franciscus Bertel: P. Weingartner und Joannes Riedmiller ein Novitz.[1]

Auch aus der oberdeutschen Provinz liegen zahlreiche Bittgesuche vor, allein von 1701—1712 gegen 140 Briefe.[2] P. Roman Hinderer, der uns schon früher begegnet, schreibt von Ingolstadt 24. Dezember 1700 an den General, bereits vor acht Jahren habe er um die Mission gebeten; sein Verlangen sei immer mehr gewachsen; jetzt, wo er das dritte Jahr der Theologie ziemlich gut absolviert, erneuere er dringend die frühere Bitte. Wiederum bettelt er aus dem Tertiat Altötting 26. Januar 1702: Auf die Hilfe Gottes vertrauend werde ich froh dorthin reisen, wohin immer der Gehorsam mich rufen wird.[3] Im selben Jahre bezieht sich P. Jos. Sonnenberg, Ingolstadt 21. November 1702, auf seine schon vor mehreren Jahren geäußerte Bitte nach Indien. In diesen Tagen habe er erfahren, daß P. Caspar Castner in London gelandet, der General möge ihm erlauben, dem Beispiel seines Oheims Ignatius de Monte (Sonnenberg!) zu folgen.[4] Die heißesten Bitten richtete P. Carl Malliardo von Ebersberg 4. März 1707 an den General: schon zwei Provinzialen habe er seinen Wunsch nach den indischen Missionen vorgetragen, jetzt richte er denselben an den General; er verfüge über eine feste Gesundheit und starke Kraft. Im folgenden Jahre erneuert er von Solothurn 4. März 1707 dieselbe Bitte in der dringendsten Weise.[5] Ein anderer Schweizer Caspar Deprato (eigentlich Vonderweid) bittet womöglich noch dringender von Freiburg (Schw.) 7. August 1708 und bekräftigt seine Bitte, Ingolstadt, 28. März 1710, mit der Mitteilung, daß er ein Gelübde gemacht, in die Missionen zu gehen; er sei jetzt im ersten Jahre der Theologie, verfüge über die deutsche, französische, lateinische und hinreichend über die griechische Sprache. Siebenmal mußte ihn der General auf später vertrösten, bis dann erst das Jahr 1717 die Gewährung brachte.[6] Fast ebenso oft mußte der General den P. Georg Hermann vertrösten, der 1714—18 immer und immer wieder um die Missionen bettelt.[7]

Eine ganze Sturmflut ging 1709 nach Rom. So meldet P. Antonius Reisacker, Ebersberg, 21. Februar 1709, dem General: Vom Noviziat an sind die Missionen meine heißeste Sehnsucht gewesen; außer der lateinischen habe ich die griechische, italienische und etwas die französische Sprache gelernt, in der Mathematik und Mechanik bin ich bewandert.[8] P. Franz X. Dirrhaim erneuert die Bitte, Ingolstadt, 23. April 1709, wiederum von Brieg, 13. April 1711.[9] Eben-

[1] Welt-Bott Nr. 206. über die Verdienste und Arbeiten des Br. Pitterich (!) berichtet ausführlich Franc. Enrich, Historia de la Compañia de Jesús en Chile. Barcelona 2 (1891) 354 ff.

[2] Alles *Orig. Germ. sup. 18, fol. 81—220.

[3] *Orig. Germ. sup. 18 f. 76. 91.

[4] *Orig. l. c. f. 94.

[5] *Orig. l. c. f. 126, 132.

[6] *Orig. Germ. sup. 18 f. 137, 167, 197, 212. Die acht Antworten des Generals in *Germ. 125.

[7] Fünf Antworten des Generals in *Germ. 125.

[8] *Orig. Germ. sup. 18 f. 143.

[9] *Orig. l. c. f. 145, 199.

falls von Ingolstadt bekennt P. Josef Mayr, 15. Juli 1709, dem General: lange Jahre seien die Missionen sein innigster Wunsch und der Hauptgrund für den Eintritt in die Gesellschaft gewesen, und im folgenden Jahre berichtet er, daß er ein Gelübde gemacht, in die Missionen zu gehen und dort womöglich sein Blut zu vergießen. Nachdem er den ersten Kurs der Theologie vollendet, ergeht an ihn 1710 der Ruf nach Chile; nachdem er Gegenbefehl erhalten, bettelt er von neuem um irgendeine Mission.[1] Bis 16. Juni 1714 liegen sechs vertröstende Antworten des Generals vor.[2]

Bruder Joh. Haberkorn bittet von Ingolstadt, 29. Juli 1710, inständig um die Mission; P. Kleffer wünsche einen Zangenmacher; er sei bereit, zu leben und zu sterben, wohin ihn der Wille der Obern sende, und am 17. Juni 1711 dankt er als das „unmüdeste Pflegekind" für die Mission in Chile; er könne dafür in Ewigkeit nicht genug danken, und will allen Schweiß und, wenn nötig, das eigene Blut zum Danke aufopfern.[3]

Der Mathematiker und spätere Münchener Hofbeichtvater P. Josef Falck wünscht in seinem Briefe an den General Tamburini, dat. Freiburg i. Brsg., 1. Sept. 1710, eine Mission, wo die Mathematik von Nutzen sein könnte, denn diese Wissenschaft habe ich immer geliebt und seit drei Jahren an der hiesigen Universität gelehrt; ich bin in verschiedenen Sprachen bewandert und besitze hinreichende Gesundheit, obgleich mein Aussehen das Gegenteil zu verraten scheint. Während der 15 Jahre, die ich außerhalb der Heimat in Italien und Frankreich weilte, habe ich dieselbe hinlänglich erprobt. Von Ew. Hochw. Paternität bin ich examiniert worden, bevor ich von P. Thyrsus (Gonzalez) in die Gesellschaft aufgenommen wurde. Erneute Bitten liegen aus der Folgezeit vor,[4] und bis 1715 sieben immer wieder vertröstende Antworten des Generals.[5]

Ein ebenso heißes Verlangen bekundet ein anderer Mathematiker, P. Ignaz Kögler, in seinem Bittschreiben, dat. Rottweil, 2. Januar 1711: von frühester Jugend sei sein Verlangen nach den Missionen gegangen, das sei auch der Hauptgrund für seinen Eintritt in die Gesellschaft gewesen, weil er nichts anderes wünsche, als für Gott zu arbeiten.[6] Mehrere Antworten des Generals vertrösten den wiederholt Bittenden, bis 1715 die Gewährung möglich war.[7] Rührenden Abschied von seiner Familie nimmt P. Kögler in einem Briefe, dat. Augsburg, 29. Heumonat 1715, der die Adresse trägt: Der Ehrengerechten und Tugendsamen Frau Elisabeth Köglerin, Wittib, meiner vielgeehrten und liebsten Mutter, Landsperg. Der Brief beginnt: Geehrteste und Liebste Mutter — Bedanke mich zugleich nochmal für alle empfangene Liebe und Sorgfalt, zuvorderst der Mutter, dann auch dem Bruder Michael, beiden Schwestern usw. In einem Briefe, Rottenburg, 15. Juli 1715, schreibt er seinem Bruder Chilian Kögler, Chorherrn in Polling: Nach China geht der Ruf. Hier auf Erden werden wir uns wohl kaum wiedersehen, aber Gottes wegen hier eine Weile getrennt zu sein, wie süß wird es dann sein, nach kurzer Zeit um so froher in der glückseligen Ewigkeit vereinigt zu bleiben. Nun meine letzten Bitten: die erste, daß du immer währenden Dank dem getreuen Gott mit mir abstattest, der sich gnädigst gewürdigt, mich Unwürdigsten in der Gesellschaft seines Sohnes Jesu nicht allein zu berufen und bisher zu erhalten, sondern auch zu den Mühen des apostolischen Amtes zugelassen hat . . .

[1] *Orig. l. c. f. 50 ff.
[2] *Germ. 125.
[3] Orig. Germ. sup. 18 f. 181, 202.
[4] Orig. Germ. sup. 18 f. 184, 205.
[5] *Germ. 125.
[6] Der schöne Brief im *Orig. Germ. sup. 18 f. 195.
[7] *Germ. 125.

Deshalb danke ich dir für die mehr als brüderliche Liebe, die du mir Unwürdigem stets erwiesen hast, ich bitte um Verzeihung für alles, worin ich mich gegen den Bruder früher verfehlt habe.[1]

Auffallend ist ein Versehen, von dem P. Kögler von Makao, 10. September 1716, nach Schilderung der gefährlichen Seefahrt dem Provinzial berichtet: „Hier fragt alles, ob ich meine mathematischen Instrumente mitgebracht, aber es hat mir in der Provinz weder der Provinzial noch der Prokurator der Provinz etwas davon gesagt, daß ich wegen der Mathematik nach China geschickt werde; deshalb habe ich nichts mitgenommen, hoffe aber, mit den von Gott verliehenen Kenntnissen auch so durchzukommen.[2]

Das hindert ihn nicht, des Obern und der Provinz stets in Dankbarkeit eingedenk zu bleiben. In mehreren seiner Briefe kommt die Dankbarkeit gegen die Obern und Mitbrüder in der Provinz zum rührendsten Ausdruck; er kann die Wohltaten, die er in der Provinz empfangen, nie vergessen und nie genug dafür danken.[3]

Daß er seine Kräfte ganz dem Dienste der Mission mit Erfolg geweiht, beweisen die hohen Ämter, mit denen er in China betraut wurde, die großen Dienste, die er der dortigen Mission geleistet, die außerordentliche Hochschätzung, deren er sich auch in Rom erfreute. P. Josef Kropf nennt in einem Briefe von den Philippinen, 12. Dez. 1733, an den Münchener Rektor Amman den Visitator P. Ign. Kögler mit Stolz diese hohe Zierde unserer Provinz, die festeste Stütze der Gesellschaft in China und den Ruhm der Europäer. Rühmen soll sich daher dieses Ruhmes der Europäer unsere bayerische Provinz.[4] Wie hoch ihn die Obern in Rom schätzten, zeigen die Briefe des Generals Retz. So richtet derselbe am 29. Oktober 1738 die dringende Bitte an P. Kögler, er möge doch sehr auf die Erhaltung seiner Gesundheit bedacht sein, nicht wegen seiner Person, sondern aus Liebe zur Mission und zur christlichen Religion, „denn ich bin überzeugt", fügt er bei, „daß der Fortschritt nicht wenig von Ihrer Erhaltung abhängt".[5]

Die Anhänglichkeit an die deutsche Heimatprovinz, die in den Briefen des P. Kögler einen so schönen Ausdruck findet, zeigte sich auch in den Briefen anderer Missionäre und beweist jedenfalls, daß ihnen die Provinz hohe Güter vermittelt hatte.

So sendet P. Friedr. Zech von der Piscaria, 18. Nov. 1701, Grüße an alle Mitbrüder der heißgeliebten Provinz, er dankt der Provinz, daß sie ihn trotz seiner Unwürdigkeit aufgenommen; er wird sich bemühen, in Indien so zu leben, daß er allen Mitbrüdern zum Troste gereichen wird.[6]

Der Bruder Ambrosius Habecor (Haberkorn) dankt in einem Briefe aus Chile, 23. September 1713, daß der Provinzial Preiß mir geholfen zu einem Mitglied der Sozietät; was ich mit meinem einfältigen Gebet nit kann, wird Gott gewißlich bezahlen. Die Teutschen sind von den Chilenen sehr gelobt. Chile ist ein wahrer Gold Grund, wo man nit nur zeitliches, sondern auch geistliches

---

[1] *Orig. in Clm. 1403, dort auch ein ähnlicher Brief, Rottenburg, 14. Juli 1715 an seinen Bruder, Baccalaureus der Theologie in Ingolstadt, und viele weitere Originalbriefe aus dieser und der späteren Zeit 1716—1735.

[2] *Orig. M. R. Jes. 293/94, dort auch ein langer Brief, Peking, 18. Okt. 1717, an seinen Bruder, deutsch. Weitere Originalbriefe M. R. Jes. 278 u. a. an P. Ursino, O. Cap. Germano suo colendissimo, Peking, 10. Okt. 1723.

[3] Vergl. die Briefe 6. Nov. und 31. Dez. 1721, *Orig. M. R. Jes. 278.

[4] *Orig. M. R. Jes. 278

[5] Ad diversos: Epistolae Nostrorum Nr. 48, vergl. dort den Brief vom 27. Okt. 1740, auch mehrere Briefe an Kögler in Nr. 47.

[6] *Orig. l. c.

Gold kann graben, denn was man draußen in Europa spekuliert, um der Liebe Christi viel zu leiden, das kann man hier alles im Werk erhalten. Zum Schluß sendet er viele Grüße an seine Geschwister.[1]

Der alte P. Anton Sepp, der schon Jahrzehnte fern von seiner Provinz und getrennt von allen Mitbrüdern lebte, schildert in einem Brief aus Paraguay, 8. September 1714, an den Assistenten P. Waibl, den früheren oberdeutschen Provinzial, wie er trotz aller Arbeit immer gesund geblieben: „Ich schäme mich meiner Wenigkeit nicht, denn wenn etwas Wohlgeruch (fragantiae) an ihr war, so schulde ich dies meiner vielgeliebten Provinz und besonders Ew. Hochwürden, der diesen Tiroler Stumperl (truncum) gepflanzt und so viele Jahre so liebevoll und emsig gehegt, sicherlich nicht, daß er hier ohne Frucht den Boden in Amerika wegnehme (occupet), sondern daß er Frucht bringe."[2] Kurz vorher hatte er, 13. Juni 1714, an den Rektor Preiß (früheren oberdeutschen Provinzial) geschrieben, er denke an viele Patres der Provinz, die er alle namentlich aufzählt, jeden Tag in der hl. Messe, „denn wie könnte ich die vergessen, denen ich so viel geschuldet, die ich so geschätzt und die ich so geliebt habe".[3] Und einige Jahre später (3. Mai 1721) berichtet er, wie er schon 30 Jahre ohne Mitbruder in der Mission arbeite, er dankt für die neu gesandten deutschen Missionäre und bittet um neue. Von denen, die nach Paraguay sich sehnen, verlangt er, daß sie mehr noch als körperlich kräftige, besonders tugendhafte Männer seien, bereitwillig im Gehorsam, bereit zur Arbeit, Männer des Kreuzes, endlich bereit, unverdrossen die Last und Hitze des Tages zu tragen, ausdauernd und freudig, hochgemut und großmütig wie sie unser Institut von uns verlangt".[4]

Über die Arbeiten des P. Sepp schreibt P. Magg am 3. Mai aus dem „Dorf des hl. Creutzes an dem Fluß Uruguay in Paraguarien":

Mir ist über alles dieses noch eine andere, wie ich sie nehme, recht außerordentliche Gnad in dem geschehen, daß mir aus Anordnung der weisesten Vorsichtigkeit Gottes die Mission zum H. Kreuz, an dem Fluß Uruguay zu Theil worden, wo ich die Grundsätz eines apostolischen Lebens, unter der Anführung des altbetagten eifrigsten Missionarii, R. P. Antonii Sepp, leicht werde begreiffen können. Man würde mir kaum Glauben beimessen, wann ich alles, was dieser große Mann, zur Ehre Gottes, und Heil seiner Indianer gethan, anführen wolte. Er hat in seiner Dorfschaft eine so prächtig und woleingerichtete Kirch aufgebauet, daß selbe keiner aus denen in unserer Provinz, wann ich die zu München allein ausnehme, weichen würde. Er hat, den feindlichen Anfall deren Wilden abzuhalten, das ganze Dorf mit Mauer und Graben umgeben. Er hat die aus Stroh und Laim zusamm gepackte Hütlein in feste, aus Stein gemaurte Häuser verändert. Er hat in dieser Gegend den Ackerbau überall eingeführt, und durch seinen unermüdeten Fleiß denen Inwohnern an Lebens-Nothwendigkeiten reiche Vorsorg gethan. Er hat durch seine angenehme Lebens- und eindringende Redens-Art diese wilde Indianer ganz zahm, und zur Vollkommenheit unseres Christentums fähig gemacht.

Ich werde mich sorgfältig befleißen, in die Fußstapfen dieses großen Lehr-Meisters einzutreten, und nach seinen herrlichen Tugend-Beispielen sowol meine eigene Vollkommenheit, als das Geistliche Zunemmen unserer Indianer zu befördern. Der glückliche Fortgang, welchen Gott meinen wenigen Bemühungen, die ich bishero zu ihrem Heil angewendet, gütigst verliehen hat, machet mir alle Arbeit gering. Ich hab, gleich die vierte Wochen nach meiner Ankunft, der kleinen Jugend die Glaubens-Lehr,

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 293/4. Br. „Haber Korn" hatte 29. Juli 1710 und 17. Juni 1711 dringend um die Mission gebeten, er wolle allen Schweiß, wenn nötig sein Blut dort vergießen. *Germ. sup. 18 fol. 181, 202.

[2] *Orig. M. R. Jes. 293/4.

[3] *Orig. l. c.

[4] *Orig. l. c.

zwar aus dem Papier, vorgetragen, und durch diese Uebung es in der hier üblichen Sprach so weit gebracht, daß ich am nächsten Ostertag das Wort Gottes von der Canzel verkünden konnte. Zu diesem zeiget unser Volck einen großen Eifer; die Jugend auch gegen uns eine so zarte Lieb, daß ich zweifle, ob je ein Kind seine leiblichen Eltern zarter lieben könne.

Sie lauffen täglich zu uns, besonders zu dem, wie sie den Jüngeren aus uns in ihrer Muttersprach nennen, zu dem Schönen Vater, und bringen öfter Ey, Früchten, und was dergleichen mehr zum Geschank mit sich, welches wir ihnen mit Salz, das sie über den Zucker schätzen, mit unseres Gartens Früchten, mit Rosen-Kränzlein, Bilder und dergleichen, vergelten, zugleich aber mit solcher Erkenntlichkeit die Eltern sowol, als die Kinder uns noch enger verbinden. Die fernere Frucht aus ihrer Zuneigung werde ich, geliebt es Gott! ein andersmal an Euer Ehrwürden weitläuffiger überschreiben. Berühre zum Schluß nur mit einem Wort, weil ich diß nicht unangehm zu seyn glaube, die lobwürdigen Bemühungen eines und anderen Missionarii aus unserer liebsten Oberteutschen Provinz, welche billig aus diesen ihren, wie sorgfältig, so glücklich erzogenen Kindern einen ungemeinen Trost schöpfen kan.

P. Antonius Berschon, stehet dem Kirchspiel zu denen 3 heiligen Japoneser-Martyrern vor. Er ist die Lieb deren Indianern, welche ihn nicht anderst, als den Engel nennen. P. Bernardus Nußdorffer, nachdem er etliche Jahr in der sehr zahlreichen Völckerschaft des H. Nicolai fleißig gearbeitet, ist jetzt dem Dorf des H. Aloysii vorgesetzet worden. Schad ist es, daß seine besondere Erfahrenheit in der Music, welche hier allein auf Spanischen Fuß erlaubet ist, müßig lige. P. Michael Hafner, welcher das Glück gehabt, mit seinem Gespan, einem Spanier, eine Versammlung aus vielen, in entferntesten Wäldern zerstreuten Wilden aufzurichten, ist jetzt Pfarrherr zu S. Thomas. P. Sigismundus Aperger, ein in diesen Landen berühmter Nam, hat sich durch seine glückliche Geschicklichkeit in der Arzney-Kunst aller Lieb und Hochschäzung zugezogen. Ich hab einen Spanischen Pater von ihm sagen gehört: „Wann dieser Teutsche nicht gewesen wäre, wäre unser halbe Paraguarische Provinz ausgestorben.“ Er deutete besonders auf jene allgemeine Seuch, die zu Corduba sehr übel um sich risse, und alle in unserem Collegio ansteckte, wo doch keiner aus allen, die sich der vorgeschriebenen Heil-Mitteln des P. Aperger bedieneten, gestorben, nur etliche wenige, welche entweder von seiner Erfahrenheit in der Medicin nichts wußten, oder derselben mißtraueten, seynd dem Uebel untergelegen, und haben die Schuld der Natur bezahlen müssen. Dieser große Leib-Arzt ist ein nicht minderer Seelen-Arzt.[1]

Um dieselbe Zeit schreibt ein nicht minder bedeutender Missionär, P. Leonhard Fink, der zuerst die überaus schwierige Sprache der Tagalen meisterte, der bis zur Erschöpfung für drei arbeitete und Dinge vollbrachte, die andere in 40 Jahren nicht zustande gebracht, der, von den Spaniern in den Philippinen hochgeschätzt, den Namen eines heiligen Paters sich verdiente,[2] am 25. April 1722 an P. Jost in Ingolstadt, er könne keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne zu danken für die vielen Wohltaten im Noviziat zu Landsberg; schon der Gedanke an das Noviziat genüge ihm, immer wieder Mut zu schöpfen. Wenn er über die Gebirge krieche (nicht gehe), so mache ihn der Gedanke an die Gespräche im Noviziat wieder heiter und rüstig.[3]

P. Franz Xav. Dirrhaim gibt in einem Briefe von Cadix, 26. März 1717 an den Provinzial Preiß mit bewegten Worten seiner Liebe und Anhänglichkeit an die Provinz Ausdruck und schließt: Lebe wohl, hohe (inclyta) und vielgeliebte deutsche Provinz. Zum letzten Mal umarme ich dich in deren verehrtem Vorsteher und in diesem Jesus Christus, den Gekreuzigten.[4]

---

[1] Welt-Bott Nr. 558.

[2] Einzelheiten in dem Brief des P. Josef Kropf, 12. Dez. 1733, *Orig. M. R. Jes. 278.

[3] *Orig. l. c. 293/94.

[4] *Orig. l. c.

Rührend sind auch die Worte, mit denen P. Victor Walter in seinem Reisetagebuch zum 17. November 1721 des Abschiedes von Augsburg gedenkt: Am 17. November sagten wir unter heißen Tränen zu Augsburg unserer vielgeliebten Provinz Lebewohl. Als wir den Wagen bestiegen, da riefen uns die Studenten von Augsburg alle Segenswünsche für die Reise nach.[1]

P. Ernbert Frideli drückt in einem Briefe aus China, 1. Mai 1706 nach Graz, sein Bedauern aus, daß er schon das dritte Jahr „keinen Brief aus meiner liebsten österreichischen Provinz" erhalten, und zum Schluß bittet er „gesamte meine liebste österreichische Provinz" um ihr Gebet.[2]

Ein anderer österreichischer Pater, P. Bonani, beginnt seinen Brief von den Marianen, 27. Mai 1719, mit den Worten: Gebe der gütigste Gott, daß dieser Brief Ew. Ehrwürden und gesamte unsere wertheste Oesterreichische Provinz, vor allem aber das allerdurchl. Kaiserliche Erzhaus nicht allein im erwünschten Wohlstand, sondern dies letztere auch mit einem männlichen Erben vermehrt antreffe.[3]

P. Martin Dobrizhoffer (geb. 1718) trat nach Absolvierung der Rhetorik in Wien in das Noviziat zu Trentschin, wurde schon als Theologe in Graz auf sein heißes Verlangen nach Paraguay gesandt und wirkte dort unter großen Mühsalen ein Jahrzehnt bei dem wilden, kriegerischen Stamm der Abiponen. Im Jahre 1767 nach Spanien deportiert, erhielt er Herbst 1769 in dem Profeßhaus zu Wien einen kleinen Posten als Gehilfe des Bibliothekars. Herbst 1771 konnte er, wieder zu Kräften gekommen, eine wöchentliche Predigt und die Leitung einer Handwerkerlehrlings-Kongregation übernehmen, Ämter, die er bei der Aufhebung 1773 noch inne hatte.[4] Am 12. Januar 1780 schrieb er von Wien an Gottlieb von Murr, er sei durch Reisen, wöchentliche Predigten und zweimalige Krankheit an schnellerer Beantwortung seiner Fragen über die Sprache der Abiponen gehindert worden. Weiteres über die Geschichte und Sprache der Abiponen werde ein Buch enthalten, das er bereits vor zwei Jahren vollendet und jetzt für den Druck abschreibe: Dies ist mir erst jetzt möglich, nachdem ich vor kurzem mit Gutheißen unserer Kaiserin mein Predigtamt wegen Alter und geschwächter Gesundheit niedergelegt habe.[5] Dieses in flüssigem Latein geschriebene Buch erschien 1784 in drei Bänden in Wien und erlebte sofort eine deutsche und 40 Jahre später eine englische Übersetzung. Es fand weite Anerkennung und verdiente ihm den Namen als eines „Pioniers der vergleichenden Ethnographie". Er starb 1791 im Krankenhaus der barmherzigen Brüder zu Wien.

Alle seine opferreichen Arbeiten wurden durch die Deportation vernichtet: „Das Exil der Hirten", so erklärt Dobrizhoffer, „war der Ruin für die Schafe. Die Abiponen verließen die Heimstätten und begannen wieder die Hälse der Spanier abzuschneiden."[6] Dann schildert er die vielfachen Todesgefahren, denen sich die Missionäre ausgesetzt. Es gibt in Paraguay keinen Volksstamm, der nicht einen oder mehrere Jesuiten getötet hätte. Eine ganze Reihe solcher ermordeter Jesuiten führt er namentlich an. Von sich selbst erwähnt er, wie ihm bei der Verteidigung der Niederlassung gegen 600 Wilde der rechte Arm durch einen Pfeil durchbohrt wurde. „Diese alle", fährt er fort, „haben mutig ihr Blut vergossen. Die Glücklichen, denen es vergönnt war, um des Evangeliums willen in der Arena zu fallen! Wir Überlebenden haben zwar teil an den Gefahren und Mühen unserer Mitbrüder, waren aber nicht würdig ihres so glorreichen Loses, da es

[1] *Orig. l. c. 278.
[2] Welt-Bott Nr. 103, vergl. Nr. 108.
[3] L. c. Nr. 157.
[4] Catalogi Prov. Austriae.
[5] Murr, Journal zur Kunstgeschichte 9 (1780), 89 ff.
[6] Historia de Abiponibus 3, 390.

uns nicht vergönnt war, auf dem Boden von Paraguay zu sterben. Das königliche Dekret war für uns freilich härter als jeder Tod. In der Tat beschleunigte es vielen den Tod, sei es schon auf dem Ozean selbst oder nach der vier- bis fünfmonatigen Meerfahrt. Von mehr als 30 Jesuiten, die auf dem einen Schiff des hl. Ferdinand aus dem Hafen von Buenos Aires nach Europa abfuhren, erreichten nur 5 und diese halbtot den Hafen von Cadix, während die übrigen auf der Fahrt zugrunde gingen. Ich schweige über die zahlreichen anderen, die dasselbe Los traf. Mit Schmerz hat es alle Rechtdenkenden erfüllt, daß soviele Männer, die durch ihre Frömmigkeit und vielfache wissenschaftliche Kenntnisse um das Christentum in Amerika die größten Verdienste erwarben, daß die apostolischen Fischer barbarischer Völker schließlich auf dem Meere die Speise der Fische geworden sind. Uns, die wir als Verbannte aus Paraguay durch die göttliche Güte in unserem Vaterlande unbehelligt leben, ist süß die Erinnerung an die überstandenen Mühsale; die Opfer sind in jedem Fall nicht vergeblich gebracht worden."[1]

P. Philipp Sibin aus der niederrheinischen Provinz schreibt von Makao, 30. Dezember 1732: Die ausnehmenden Wohltaten, mit denen mich unsere liebste Unter-Rheinische Provinz so freigebig überhäuft, sind in meinem dankbaren Herzen so tief eingegraben, daß sie keine Länge der Zeit oder der Entfernung des Orts jemalen aus selbem wird auslöschen können. Ein Merkmal meines dieser liebreichsten Mutter kindlich zugethanen Gemütes verlange ich diese Zeilen zu sein, in welchen ich alle meine Brüder in Chr. umfange.[2]

Die Liebe zur Heimatprovinz zeigt sich auch in dem freudigen Stolz, mit dem die Missionäre von dem Ansehen und den Erfolgen ihrer deutschen Mitbrüder in den Missionen berichten.

In einem Briefe vom 4. November 1714 meldet Anton Sepp den Tod des Bruders Joh. Kraus. „Er zeigte bei dem Bau der Kirche in Buenos Aires eine ungeheure Arbeitskraft, war ein geschickter Baumeister, die ganze Provinz trauert; in den verschiedenen Collegien und Reduktionen beschäftigt war er allen teuer, ein Muster der Armut, trug das schlechteste Kleid, schlief wenig, arbeitete bis spät in die Nacht, trank nie Wein außer auf Befehl der Obern, eine Leuchte der Bescheidenheit, Reinheit und Liebenswürdigkeit, eine Zierde der Brüder, zu allem bereit, zu allem befähigt."[3]

P. Viktor Walter erwähnt in einem Briefe aus Mexiko, 15. Februar 1723, das große Ansehen, in dem die Patres Balthasar Rauch und Ant. Martini in Mexiko stehen wegen der mühevollen Arbeiten in ihrer Mission Tarahumara.[4] P. Franz Zephyris schreibt aus Latacunga bei Quito 9. März 1725: Es ist letzlich, was uns Fremdling belangt, leichter zu bewundern, dann auszusprechen, wie lieb und wert, ja in wie hohem Ansehen die teutschen Missionäre allhier sein, als welche bereits von vielen Jahren zu Ober Vorstehern unserer Mission sind bestellt worden. Was noch mehr ist, man hat dem Patri Detre (d'Etré, Belgier) sogar das Provinzialat Amt auftragen wollen, welches er hingegen aus tiefster Demut bei unserem P. Generali durch Abbitten von sich abgelehnt hat: womit sich die vornehmsten Provinz Häupter so fern nicht abschrecken lassen, daß sie nun sich beratschlagen, ob nicht P. Grebner, ein geborener Bayer, zu solcher Würde erhoben, P. Julian aber (ebenfalls aus der oberteutschen Provinz) von den Missionen zurückgerufen und auf die theologische Kanzel soll erhoben werden; den P. Zurmillen wollen sie als Procurator nach Rom schicken.[5]

---

[1] Historia de Abiponibus 3, 420.
[2] Welt-Bott Nr. 668.
[3] *Orig. M. R. Jes. 293/4.
[4] *Orig. l. c.
[5] Welt-Bott Nr. 388.

Derselbe P. Zephyris erzählt (S. Thomas Anboa, 3. Januar 1728): Ich habe schon berichtet, daß unser allerliebster, siebenzigjähriger Vater und Apostel, P. Wenzel Bräuer, auf den Schultern christlicher Indianer von Anboa bis Quito übertragen und seine Mission nebst der meinigen von unserem Vorsteher dem P. Joh. Julian aus der oberteutschen Provinz sei aufgebürdet worden. P. Bräuer hat diese Christenheit 20 Jahre hindurch mit solcher Frömmigkeit und so entzündetem Eifer versehen, daß ihn jedermann allhier insgemein den frommen Priester und heiligen Vater nennt. Die von ihm hinterlassenen Sachen, zumal aber der Stab, so oben mit einem Kreuz versehen ist und wessen er sich auf seinen Reisen bediente, gebrauche ich selbst und bewahre alles wie ebensoviele Heiligtümer.[1]

P. Carl Rechberg berichtet freudig, Buenos Aires, 6. Juli 1725, über die deutschen Patres, besonders über das große medizinische Geschick des P. Sigismund Aperger, der das ganze Colleg von der Pest gerettet.[2]

In dem bereits angeführten Briefe des P. Josef Kropf vom 12. Dezember 1733 über das große Ansehen des P. Roman Hinderer und des P. Leonhard Fink wird noch weiter erwähnt P. Victor Walter. Er kam vor 12 Jahren mit P. Urfahrer und Br. Nic. Obrecht hierhin (nach den Philippinen). Er ist ein Herkules der Arbeit und Gefahr, ein ausgezeichneter Musiker, er hat die Jugend auf den Marianen in Vokal- und Instrumentalmusik soweit gebracht, daß sie sich nicht von der in München unterscheidet. Im Jahre 1731 ging er mit P. Castora nach den Karolinen. Ein spanischer Pater hat die Äußerung getan: Große Männer haben wir aus der bayerischen Provinz. P. Franz Urfahrer arbeitet rastlos als ein zweiter Xaverius auf den Marianen. Auch die Brüder machen der Provinz alle Ehre. Br. Maister war ein geschätzter Arzt und zeichnete sich durch große Liebe zu den Kranken aus. Br. Nic. Obrecht ist als Muster eines Bruders zum allgemeinen Bedauern gestorben. P. Georg Gerslager, der voriges Jahr mit mir hierhin nach Mindanao kam, genießt großes Ansehen.[3]

P. Franz Trarbach aus der niederrheinischen Provinz berichtet am 15. Juli 1744 aus dem Port S. Mariae: Der Mexikanische Prokurator erzählet mir von einigen unserer Unter-Rheinischen Missionariis so herrliche und trostreiche Ding, die mich zur Nachfolg heftig reizen, Ew. Hochwürden P. Provinzial und ihre ganze Provinz aber in dem Herrn erbauen werden. Er erzählet, daß Venerabilis P. Hermann Glandorff, den man in ganz Spanien und Amerika für einen heilig- und wundertätigen Mann haltet, in den letzten Grenzen von California ein neues Land entdecket habe, welches den apostolischen Samen zu empfangen tauglich ist; daß er, P. Hermann, den er die Glory der Teutschen in Mexiko und eine kostbare Zierd der Unterrheinischen Gesellschaft nennt, schon viele Jahr in seiner 400 Meilen von der Stadt Mexiko entfernten Mission mit unermüdetem Eifer seinen und den benachbarten Wilden das Evangelium predige, und daß der Herr die Lehre seines Apostels mit vielen Zeichen aller Orten zu bestätigen pflege. Von P. Wilhelmi erzählet er, daß er in den Philippinischen Inseln, wo er mit ungemeinem Fleiß und Frucht arbeitet, wegen seines heiligen Lebens, seines apostolischen Eifers und hohen Geistes von der ganzen Provinz wert gehalten und von den Heiden sowohl als von den Christen wie ein Vater geliebet werde. . . . Diese Beispiele unserer Unter-Rheinischen Gesellen reizen mich heftig zur Nachfolg und ziehen mich mit einer süßen Gewalt in die Peruanische Missionen hin.[4]

Männlichkeit und Gottbegeisterung muß sich als echt erweisen in Strapazen,

[1] Welt-Bott Nr. 390.
[2] *Orig. M. R. Jes. 283.
[3] *Orig. l. c. 278.
[4] Welt-Bott 38. Teil, Nr. 777, S. 117 f.

Leiden, Not und Tod. Auch diesen Beweis haben die deutschen Missionäre erbracht und den deutschen Provinzen, die sie herangebildet, das beste Zeugnis ausgestellt. Die ersten Quellen liefern Beweise in großer Fülle.

P. Franz Tillich schreibt aus Yetscho in der großen Ost-Tartarei Juli 1711: Da wir in der Tartarei den ganzen Tag von Morgen bis Abend dem Kaiser über Berg und Thal, Pful und Pfützen, Wälder und Gebüsch mit größter Ungelegenheit müssen nachreiten, daß kein Wunder, wenn die Europäer insgemein aus der Tartarei mit schweren Krankheiten heim kommen, aber wir tun und leiden alles gern, damit wir durch unseren mühsamen Dienst den kaiserlichen Schutz der Sinischen (Chinesischen) Christenheit erwerben und erhalten, welche dermalen in äußerster Gefahr ist.[1]

P. Jos. Wilhelmi aus der niederrheinischen Provinz schreibt aus Port S. Mariae 31. Dez. 1740 an seinen Bruder Johann (S. J.): Vor allem muß ich E. E. einen Anteil geben an jenem besonderen Trost, den ich geschöpfet, als mir den 1. Mai dieses Jahres der Ort meiner Mission angedeutet worden. . . Mit was freudevollem Gemüt wir diese unsere Abteilung angenommen, lasset sich leichter mit den Gedanken begreifen als mit der Feder erklären. Der allwissende Gott, aus dessen Lieb ich mein Vaterland verlassen und mein Leib und Leben zum Dienst der verlassenen Indianer ihm aufgeopfert, weiß es, wie vergnügt ich mit dem Anteil, der mich getroffen, sei . . . O, was Glück sollte es für mich sein, liebster Herr Bruder, wenn mir einstens aus Gelegenheit meines apostolischen Berufs eine herbe Gefangenschaft bei diesen Ungläubigen oder ein so glorreicher Tod (auf den Philippinen) zu Teil würde. . . Sollte ich länger in dem Mexikanischen Gebiet verweilen müssen, würde ich keine Mühe sparen, mich mit dem Ehrw. P. Glandorff aus unserer Provinz, jenem so wundertätigen Missionario persönlich oder durch Schreiben unterreden zu mögen, teils, durch solche Ansprache einen Funken seines apostolischen Eifers und göttlicher Liebe an mich zu ziehen, teils, etwas, sei es was immer, das durch den Gebrauch oder Berührung dieses heiligmäßigen Mannes ehrwürdig gemacht worden, zur Hand zu bekommen, mit welchem ich meinen liebsten Herrn Bruder beehren würde. Man erzählt hier von diesem neuen Indianerapostel erstaunliche Dinge, welche Gott durch ihn gewirket hat und annoch wirkt.[2]

Von Manila, 3. August 1745, erzählt P. Wilhelmi seinem Bruder Näheres über sein bisher erduldetes Ungemach und schließt: Ich verspüre in mir zur apostolischen Arbeit täglich neue und inbrünstige Begierden und hoffe zu Gott, daß die Liebe zu meinem Beruf nach den asiatischen Missionen, welche soviel tausend Gefahren und Ungemach bisher nicht erlöschet haben, in immer heftigeren Flammen ausbrechen werde. Muß es meinem liebsten Herrn Bruder rund und aufrichtig bekennen, wie ich dermalen in meinem Gemüt beschaffen sei, nämlich, daß sofern ich mich annoch in unserer liebsten Unter-Rheinischen Provinz befinden und zugleich wissen sollte, daß mir eine ebenso langwierige, beschwerliche, gefahr- und mühevolle Reis, wie diese vom Oktober 1740 bis Juli des jetzt laufenden 1745. Jahres gewesen, bevorstünde, daß ich, sprich ich, kein Bedenken tragen würde, mich alsogleich und zwar mit Freude auf den Weg nach Indien zu machen.[3]

P. Lambert Hostel aus der niederrheinischen Provinz schreibt aus der Mission St. Aloysii, 27. Sept. 1743, an seine Schwester: Wohlehrwürdige, in Gott Geistliche Frau Schwester! Unser liebster Herr Vater wird mein gehorsamst an

[1] Welt-Bott Nr. 152, vergl. über seinen Tod 1716 Nr. 155.

[2] Welt-Bott 33. Teil, Nr. 654.

[3] Welt-Bott Nr. 658, S. 93, vergl. Brief des P. Wilhelmi von Mindanao, 18. Mai 1747, l. c. Nr. 660, S. 99.

ihn abgelassenes Schreiben auch ihr mitgeteilet haben, dem dermalen nichts anderes beizusetzen habe, als daß ich Sie versichere, wie ich in diesem über 3000 spanische Meilen von Europa entfernten und armen und mühseligen Land California nicht allein gesund, sondern auch so vergnügt lebe, daß ich meinen arbeitsamen und notdürftigen Stand mit keinem wie immer glückseligen Stand und Ort in Europa, wenn ich auch könnte, vertauschen wollte. . . Ich wünschte, daß Sie nur ein Tröpflein jenes himmlischen Trosts verkosten möchte, mit welchem der gütigste Gott den sauern Schweiß und Mühe der apostolischen Arbeiter im Überfluß versüßet. Was Vergnügenheit ist, liebste Frau Schwester! mit Augen sehen, wie Leute, die vor kurzem mit dem wilden Vieh in den Wüsteneien herumirrten, jetzt, in christliche Gemeinden versammelt, Gott erkennen, lieben und loben und trotz den alten Christen in Europa ein fromm heilig- und auferbauliches Leben führen?[1]

In einem späteren Schreiben an P. Joseph Burscheid, dat. 17. Januar 1758, beteuert P. Hostel: Ich lebe in dieser allerärmsten Halbinsel schon von dem Jahre 1737 . . . Von der Stund an, da ich das Krankenbett, in welches mich eine in dem Mexikanischen Siechhaus von den Pesthaften ererbte Krankheit gefährlich gestürzet, wieder verlassen, habe ich keinen Anstoß in der Gesundheit mehr erlitten; hat mich auch keinen Augenblick gereuet, daß ich die Gemächlichkeiten meines lieben Vaterlandes mit dem Elend dieses Mexikanischen Eilandes vertauscht habe; der geistliche Trost, den wir hier aus der Bekehrung so vieler Heiden und aus dem Eifer der neuen Christen schöpfen, ist weit größer, als daß man ihn mit Worten sattsam ausdrücken möge.[2]

Joseph Claußner, „der Gesellschaft Jesu zeitlicher Mithelfer aus der Ober-Teutschen Provinz“ schreibt aus „Corduba in Tucuman, den 19. Mertzen 1719“ „an seinen ehemaligen Lehrmeister, einen bürgerlichen Zinngießer zu München“: Wer um guter Tägen willen nach Indien gehet, betriegt sich selbst; man setzt einem keine Nudeln vor, sondern es wird die Ordenszucht so streng beobachtet, daß wir auch für einen kalten Trunk Wassers müssen Erlaubnis begehren. Zudem kommt noch der Unterschied zwischen teutschen und amerikanischen Speisen, welche weder geschmalzen noch gewürzt sind; jedoch ist noch keiner, der sein Vertrauen auf Gott setzt, vor Hunger gestorben. Ich hab mich in diese neue Welt verfügt, nicht um eines gemächlichen Lebens willen, sondern aus Begierde, streng zu arbeiten und nach meinem Beruf viel zu leiden.[3]

Über seine Arbeiten fügt Bruder Claußner bei: Mein Haupt-Geschäft ist mein von euch erlerntes Handwerck, mit welchem ich, oder vielmehr mein Lehrmeister durch mich unbeschreibliche Ehr und Danck einlegt, nicht allein zu Corduba, sondern weit und breit in denen herum liegenden Landschafften; dann ich kan versicheru, daß unsere Patres, wie auch die Indianer die Göttliche Vorsichtigkeit preisen, weil dieselbe ihnen einen Zinn Gießer hat zuschicken wollen, und für denjenigen betten, welcher mich diese Kunst gelehret hat; allermaßen in diesen Ländern das garbeitete Zinn unbeschreiblich hoch geschätzt wird; wiewol des ungearbeiteten eine solche Menge ist, daß, wenn nicht eine so große Bach zwischen Europa und Amerika wäre, ich mit meiner Obern Erlaubnuß zur Erkänntlichkeit euch von diesem Metall einen guten Vorrath überschicken könte. Es haben ehedessen die Englischen Schiff verschiedene aus ihrem schönen Zinn verfertigte Geschirr hieher

[1] Welt-Bott 38. Teil Nr. 761, Das Schreiben an den Vater Nr. 760.

[2] Welt-Bott 38. Teil, Nr. 762.

[3] Welt-Bott Nr. 168. Eine italienische Übersetzung dieses Briefes bei Muratori, Il Christianesimo felice nelle missione de Paraguay Parte 2, Venezia 1749, p. 56—60.

gebracht, und für dasselbe so viel rohes Silber empfangen, daß dieses am Gewicht jenem weit überlegen ware. Ich hab einen Gieß-Kasten samt dem Faß in unsere Sacristey gemacht, so über hundert Thaler geschätzt werden. Zwey Dinge werden euch mit Verwunderung freuen, das erste, daß die Spanische Indianer das polierte Zinn dem Silber vorziehen; das andere, daß sie meine neu-verfertigte zinnerne Schüsseln, Teller, Kannen und Salz-Fäßlein zu einer sonderbaren Zierde in der Kirchen auf die Altär gesetzt haben. Das beste ist, daß ich allhier Steine habe, welche sich zu Modeln stattlich schicken. Die Spindel und Docke oder das Dreh-Eisen hab ich aus Spanien mitgebracht. Meine Arbeit ist schon auf drey hundert Meilen weit verführet worden, und zwar in unsere Collegia, welche vorher aus unglasiertem erdenen Geschirr gegessen hatten. Wiewohl zwar gedachter Collegien wenig sind, so hab ich dannoch um sie mit Schüsseln, Tellern, Salz-Büchslein und Kannen zu versehen bis 107 Centner Zinn verschmelzet, und in dieser Kunst etliche Indianer unterwiesen, damit ich desto ehender auf die Missiones, allda ich die Stelle eines Procuratoris vertretten soll, hinziehen möge. Mein Amt wird seyn bald nach Lima bald nach Chili zu reisen, und von dannen alle eingekauffte Nothdurfft auf die Völckerschafften zu bringen, damit unsere Missionarii in dem Moscher-Land bey denen Schickiten, ohne sich des weltlichen zu bekümmern, desto frölicher sich einzig und allein auf die Bekehrung deren Heyden und Erhaltung deren Neugetaufften verlegen mögen. Bettet fleißig für mich, damit ich den Willen Gottes in dem Dienst seiner Dienern, welche in des Herrn Wein-Garten so fleißig arbeiten, erfülle, und zu meinem Lohn von denen Unglaubigen einen Pfeil, dergleichen sie gar wohlfeil geben, empfange. Wenigstens hat mein Ehrwürdiger Pater Provinzial, daß er mich mit nechstem dahin abfertigen werde, mir auf meine offt wiederholete inständige Bitt zugesagt. Mittler Weile treibe ich, nebst meinem Zinn-Guß, allerhand Nebenhandthierungen, in welchen ich zwar nur ein Stümper bin, als eines Glocken-Gießers, Speuglers, Balbierers, ja so gar eines Küffers; weil an solchen Handwercks-Leuten dieser Orten ein allgemeiner Mangel ist.

P. Peter Gastner berichtet aus Quito, 21. Mai 1722, dem oberdeutschen Provinzial Hallauer von den großen Gefahren und Strapazen der Reise und fügt dann bei: In dieser und tausend anderen Gefahren haben wir den göttlichen Schutz gleichsam mit Händen gegriffen, daß wir nicht allein lebendig, sondern auch gesund davon und hier angekommen seyend.[1]

P. Franz Wolfwisen aus der oberdeutschen Provinz schreibt von Chile, 1. Februar 1742, an den Provinzial Burckart:[2] Den unzähligen, in äußerster Gefahr stehenden Seelen hülfreiche Hand zu leisten, lade ich nun alle eifrigen oberdeutschen Apostel ein und versichere sie aus meiner 27jährigen, glückseligen Erfahrenheit, daß sie hier nicht ohne Trost mit ungemeiner Frucht arbeiten werden. . . Meine Vergnügenheit, da ich unter aller Arbeit von der Stund meiner Ankunft an beständig geniese, ist ungemein groß und macht mir die Bürde, welche dieser Beruf mit sich bringt, leicht. Ich habe Ursach, zu hoffen daß weder die Sprach, weder die Reisen, weder der Abgang, den man leiden muß, einem angehenden Missionario gar zu beschwerlich fallen und daß er auch wie ich unter dieser süßen Last viele Vergnügenheit finden werde . . . Mir tragen jetzt, nachdem ich das 63. Jahr meines Alters und das 27. meines apostolischen Berufs zurückgelegt, meine Obern die Entlastung von so schwerer Arbeit an und rufen mich meiner Engbrüstigkeit halber nach Haus, wo ich die Sorge für die neu angehenden Missionarien auf mich nehmen solle. Gott ist mein Zeuge, wie gern ich mein Leben unter meinen Indianern und zwar durch einen gewaltsamen Tod, den sie mir bei

[1] Welt-Bott Nr. 209.

[2] Welt-Bott 38. Teil, Nr. 779, S. 131 f.

Antritt meines Amtes öfters gedroht, schließen wollte! Solang mir die Wahl gelassen wird, verharre ich bei meinem Acker und Pflug und erwarte das schon annahende Ende meines letzten Lebenstages mit großem Vertrauen auf die unendliche Güte und Barmherzigkeit des himmlischen Haus-Vaters.

P. Melchior Straßer aus der oberdeutschen Provinz schildert in einem Brief von Buenos Aires, 15. September 1744, den schrecklichen Schiffbruch, den er erlitten und bei dem 30 Weltleute und 24 Jesuiten ertranken, darunter die deutschen Patres Wait, Türck, Wittner, Pfeiffer, Buggent, Tolpeit, Ernhaus usw. Er beginnt seine Schilderung mit den Worten: Die standhafte Gelassenheit, mit der ich meinen unglückseligen Schiffbruch und dessen traurige Folgen auf der Reise nach Amerika durch die Hand Gottes ertragen, ist eine Frucht jener wichtigen Grundlehren, die mir Ew. Ehrw., als mein Lehrmeister im Geist, in den ersten Probejahren zu Landsberg so sorgfältig eingeflößet haben. Da ich alles bis auf das Leben im Meer verloren, an dem Gestade aber, welches ich noch kümmerlich erreicht, in die äußerste Gefahr, auch dieses zu verlieren, geraten, fiel mir immer jenes bei, was Ew. Ehrw. uns zarten Ordensneulingen von dem festen Vertrauen auch in den schwersten, ja verzweifelten Zufällen auf die göttliche Vorsichtigkeit so oft und nachdrücklich geprediget haben: ich blieb mir selbst ganz gegenwärtig und fassete sowohl zu Wasser als zu Land, je übler die Sach aussah, desto größeren Mut und steifere Hoffnung eines besseren Ausgangs.[1]

In einem Bericht österreichischer Missionäre vom Juli 1723 über die mühselige Missionierung der Neger heißt es:

In gegenwärtigem Collegio zu Carthagena seynd nur drey Priester und zwey Brüder. Aber was für ein gewaltiger Last wird auf so wenig Schultern gelegt? Nebst der Sorg so vieler Americanern, Mohren und Spaniern halten sie noch die untere Lateinische Schulen, welchen einer aus diesen 3 Priestern ohne Freud und ohne andern Trost aus bloßer Liebe Gottes vorstehet. Den größten Hauffen machen die Africaner oder Mohren, welche von denen Engelländern alle Jahr aus Guinea, Congo und Angola hierher gebracht und wie das Viehe verkaufft werden: Sie seynd Anfangs so tumm, daß wer sie in dem Glauben unterweiset, den Nahmen eines Apostels bestermaßen verdienet. Vor wenig Jahren ist in diesem Collegio mit dem Ruff eines heiligen Manns und eines Mohren-Apostels gestorben V. P. Petrus Claver aus Catalonien gebürtig, welcher die meisten Jahr seines Geistlichen Lebens mit diesen Leibeigenen zugebracht hatte. Es vergehet kein Jahr, wo er nicht nach seinem Todt mit so großen Wunderwercken leuchtete, daß zu Rom wegen seiner Heiligsprechung würcklich gehandelt wird. Sein Amt wird in Besorgung dern Mohren unser P. Petrus Liner vertreten, so bald das Collegium seiner zu Hauß wird entbehren können; dann er unterrichtet dermalen die Jugend in der Lateinischen Sprach und soll mit der Zeit als Missionarius zu denen Cariben oder Menschen-Fressern gehen, welcher oben Meldung geschehen ist. Gleiches Glück wird allem Ansehen nach ebenfalls P. Ernestum Steigmüller (!) und P. Jacobum Edeler betreffen. Hingegen soll P. Josephus Reitter das Evangelium in der Provintz Peru denen Moschen oder Moxos predigen. P. Nicolaus Schindler, P. Paulus Maroni, P. Carolus Brentano und P. Franciscus Zephyris seynd nach der Provintz Quito auf die Missiones an dem Fluß Maragnon gewidmet, so bald sie vorhin ihre Studia werden vollendet haben. Diejenigen, so nicht allhier zu verbleiben haben, werden sich nechster Tägen auf die Reise begeben, die von Peru zwar über das Mexicanische Meer nach Porto Bello, alsdann über Land nach Panama und ferner zu Wasser nach Lima: Die von dem neuen Königreich hingegen nach der Haupt-Statt Santa Fé. Und die von Quito nach der Haupt-Statt dieses Nahmens. Diese Letztere werden schon übermorgen sich auf den Fluß Magdalena setzen und also über Popayan sich dorthin verfügen . . .

---

[1] Welt-Bott Nr. 780 S. 140.

Dieser Abgang Apostolischer Priestern einer- und die unzählige Menge dern Unglaubigen, welchen es zu ihrer Bekehrung fast an nichts anders, als an tauglichen Missionariis mangelt, erweckt in uns ein hefftiges Mitleiden, und kränckt unser Gemüth dergestalt, daß wir sehnlich wünschten, an mehr Orten zugleich zu arbeiten, oder uns hundertfach, wann es seyn könnte, zu vermehren. Ach, wann die Priester und Ordens-Schuler unserer Provintz die Seelen-Noth unter diesen Heyden also, wie wir, mit Augen angesehen hätten, wurden zweiffels-ohne die fähigsten Männer und Jüngling sich zu solcher reichen Seelen-Ernde in größter Zahl denen Obern nicht allein anerbieten, sondern auch aufdringen: Diese hingegen die besten unter so vielen, die sich selbst antragen, für ein dermaßen wichtiges Werck Gottes auserwählen; übrigens aber sich niemand unterstehen einen, der Lust hat, von einem so heiligen Beruff abzuhalten aus Sorg, Gott deswegen für alle Seelen, welche derselbe würde bekehrt haben, Rechenschafft zu geben. Doch wollen wir diejenigen, so nach Indien begehren, gewahrnet haben, daß sie nichts anders, als die Göttliche Ehr und den Gewinn vieler Seelen, zu ihrem Endzweck nennen; weil sie diesen allein finden können. Wer aber etwas anderes, als da seynd gute Täg, ein müßiges Leben, ungebundene Freyheit, große Ehren oder was anders dergleichen suchen sollte, der betrügt sich selbst; dann er wird entweders seinen Beruff verliehren, oder sich zu Tod betrüben, oder in seine Provintz zuruck kehren, oder (wann er auch bleibt) von denen Spanischen Obern, damit er auf denen Missionen keine Aergernuß gebe, in denen Collegiis zu andern Aemtern angehalten werden. Obschon letzlich die Missiones, so uns acht Oesterreicher betreffen, unter schier allen übrigen die schwehreste seynd, als die an Arbeit, Gefahr und Mühe-seeligkeit andere weit übertreffen; soll deswegen mit uns Niemand ein ungegründetes Mitleiden haben, sondern sich samt uns vielmehr freuen, daß Gott uns vor andern erkiesen hat um seines Nahmens willen, den wir unter die Heyden tragen werden, ohne zeitlichen Trost viel zu leiden, in gäntzlicher Zuversicht, daß er uns nicht allein die zu Uebertragung so mancherlei Trangsalen erforderliche Kräfften, sondern auch eine dergestalt reiche Seelen-Ernde, welche alle Mühewaltungen reichlich belohne verleyhen werde.[1]

Ein anderer Österreicher P. Ernst Steigmiller schildert in einem Brief, geschrieben in der Völkerschaft St. Theresia im neuen Königreich, 5. Februar 1725, die vielfachen Leiden und Entbehrungen in der Mission, es fehle die Möglichkeit, einem Geistlichen nicht allein die gebührende Gemächlichkeit, sondern auch nur die bloße Notwendigkeit zu verschaffen. Darum, so fährt er fort, enthalten wir uns auf ewig alles Wein Geträncks, sondern behelfen uns gern mit Wasser um dessen willen, der für uns am Kreuz den bittersten Durst gelitten hat. . . Unsere größte Freud ist, nicht allein an dem Trank, sondern auch an gewöhnlicher Nahrung einen beständigen Abgang zu leiden, denn unsere herrlichste Mahlzeit an den höchsten Festtagen ist kaum so gut als das Mittagessen des Hausgesindes in unseren Europäischen Collegiis an einem schlechten Werktag. . . Ich übergehe viele andere Mühseligkeiten, die uns nicht betrüben, sondern durch Gottes Hand in Ansehung des unendlichen Trostes, mit welchem er unseren bitteren Kelch versüßet, dermaßen erlustigen, daß wir uns selbst wegen Überfluß geistlicher Fröhlichkeit kaum fassen. . . Dem Allerhöchsten sei hierfür ewiger Dank gesagt, welcher meinen zwei Reisegefährten P. Jacob Edeler und P. Peter Liner eben desgleichen Stärke, Vergnügen und Wohlstand gnädigst verleihet.[2] Ähnlich schreibt er in einem Brief vom 30. Oktober 1727 nach Graz: Was meine wenigste Person angeht, lebe ich mit Gott bestens vergnügt. Ich bin frisch und gesund, wiewohl ich schon 5 Jahre hindurch von europäischen Ergötzlichkeiten nichts genossen hab.[3]

[1] Welt-Bott Nr. 210.
[2] Welt-Bott Nr. 325.
[3] Welt-Bott Nr. 391.

P. Franz von Zephyris aus einer vornehmen Tiroler Familie spricht in einem Briefe aus Quito, 13. November 1724 an seinen Bruder Thomas, Domherrn in Brixen, von seiner gänzlichen Verlassenheit, die in ihm aber einen dermaßen überschwänglichen Trost wirkte, den er nicht fassen, viel weniger beschreiben könne, „denn der göttliche Geist beginnet nunmehr die Schätze seiner Freuden und Gnaden dergestalt reichlich mitzuteilen, daß ich dermalen einer vollkommenen, in alle Weg vergnügten Gemütsruhe genieße".[1] An seine „hochgeehrtest- und liebsten Eltern" berichtet er am 18. Juli 1725 von seiner schweren Erkrankung, wie er bei Ankündigung von seinem bevorstehenden Ende solche Zeitung mit unerschrocken teutschem Mut angehört.[2] Dem P. Bombardi, Professor in Graz, dankt er 2. Januar 1727 für die vielen Wohltaten, die sich tief in seinem Herzen eingewurzelt und versichert, daß er in seiner Völkerschaft bereits auf Erden ein schier ebenso vergnügtes Leben führe, als genieße er wirklich der unsterblichen Seligkeit, obschon er in einer verächtlichen, aus Baumrinden und Stroh gebauten Hütte wohne.[3]

Einem anderen Professor in Graz schreibt er 10. Juli 1727: Wenn nicht der allergütigste Gott, aus wessen Lieb ich alles, was mir auf dieser Welt lieb war, freiwillig verlassen hab und mich in meiner Geduld stärkte, würde mir allerdings unmöglich sein, die weite Entfernung und den Abgang Ihrer Briefe zu ertragen. . . Obwohl wir teutsche Missionarii dem äußerlichen Schein nach uns hier zu Land in immerwährendem Elend befinden, bin ich nichtsdestoweniger dermaßen vergnügt, lebe wohlgemut, daß weder diese noch andere Widerwertigkeit meine innerliche Freud im geringsten kränken. Alle Sorgen sind nicht fähig, unsere fröhliche Gemütsruhe zu betrüben wegen Überfluß des unendlichen Trostes, mit welchem der Vater aller Barmherzigkeit einen Missionarium unsers gleichen überschwemmt. Unsere größte Wollust ist die Bereitwilligkeit, viel, ja alles um Gotteswillen zu wirken und zu leiden, nebst einer gewissen Zuversicht selig zu sterben. Ich danke dem Allerhöchsten für meinen Beruf, ich segne die Stunde, in welcher ich mich zu diesem Apostolat entschlossen habe.

Nachdem P. Zephyris ausführlich die vielen Leiden von seiten der Einsamkeit, der Unwissenheit und Rohheit der Eingeborenen, des Klimas geschildert, fährt er fort: Inmitten so vieler und schwerer Drangsale fühlen wir nichtsdestoweniger einen unbeschreiblichen Überfluß himmlischen Trostes und zerfließen gleichsam vor göttlicher Freud dergestalt, daß wir nicht sowohl in unserem Verstand glauben als mit Händen greifen, wie gewaltig der gütigste Gott uns beschütze und väterlich für uns sorge.[4]

Eine ähnliche Erfahrung machte P. Franz Limp aus der österreichischen Provinz. Aus Paraguay, von dem Dorf der unbefleckten Empfängnis, schreibt er am 1. Januar 1731 an P. Raab, Substitut in Rom, daß sie den vielen an der Pest erkrankten Indianern als Ärzte, Kochs und Krankenpfleger gedient und fügt dem bei: Ich kann Ew. Ehrw. nicht beschreiben, was Überfluß des Trostes ich aus den apostolischen Verrichtungen schöpfe. Dies bekenne in der Wahrheit, daß selber weit größer sei, als ich jemalen gedenken können. . . . E. E. glauben mir ganz gesichert, daß alles, was von der geistlichen Vergnügenheit eines apostolischen Arbeiters andere schreiben und geschrieben haben, der wenigste Teil dessen sei, was ich selbst durch die Hand Gottes im Werk erfahre.[5]

P. Gottfried Laimbeckhoven schreibt, Hukin-tien, 27. Juni 1743, an P. Phil. Sibin in Makao, der ihn von den beschwerlichen Missionsarbeiten zu den kaiser-

[1] Welt-Bott Nr. 326.
[2] Welt-Bott Nr. 331.
[3] Welt-Bott Nr. 333.
[4] Welt-Bott Nr. 389, vergl. Nr. 565.
[5] Welt-Bott Nr. 637.

lichen Hofdiensten in Peking gleichsam zur Ruhe befördern wollte: Freilich, wohl haben die schweren Missionsarbeiten, die 200 deutschen jährlich zurücklegenden Meilen auf den Reisen, die Gefahren zu Wasser und zu Land, die meistenteils nächtlichen Verrichtungen meine Kräfte sehr erschöpft, doch würde ich Gott für meine Erhaltung undankbar sein, wenn ich auf eine Ruhe gedenken und nicht auch die noch übrigen Lebensjahre zu seiner Ehre anwenden sollte in dem apostolischen Weingarten, in welchen er mich aus besonderer Gnad berufen. Lasse man mich sterben unter meinen Neugläubigen, die ich wie mein Herz liebe! In ihrem Dienst sterben wird mir in meinem Todbett ungemein vergnüglich sein. Von jenem häufigen Trost, den ein Missionarius auch in seinem bedrängten Leben mitten unter dem bittersten Schweiß, harten Last und mühevollen Unruhe in seinem Herzen genießet, melde ich da nichts; ich schreibe zu einem Missionarius, der selbsten verkostet, wie gut Gott denen sei, die ihn lieben und die aus seiner Lieb ihre Seelen für ihre Brüder hergeben.[1]

P. Cajetan Pfab aus Landshut dankt in einem Schreiben, dat. Geramone, 29. September 1758, dem oberdeutschen Provinzial Hermann, seinem ehemaligen Novizenmeister, für alle von ihm empfangenen Wohltaten und schildert dann seine vielfachen Beschwerden bei dem rebellischen Volk der Amarizones: Nun befinde ich mich krank und ganz allein ohne Hilf und Trost bei diesem rebellischen Volk. Jedoch je schwächer der Leib, desto stärker war das Gemüt. Noch krank fing ich den Kirchenbau an und brachte dies glücklich zu End. Zu Haus mußte ich alle niederträchtigen Ämter versehen, ich war Schweinehirt, Ochsentreiber usw., bis ich endlich die Sach soweit brachte, daß mein knurrender Bauch still zu schweigen anfing, indem mir jetzo nichts abgeht, vielleicht weil ich nichts verlange. Dann brach ein Sturm von Verleumdungen gegen ihn los, man beschuldigte ihn der größten Laster. Ich hielt es für anständiger, alles Gott anheim zu stellen und mit geduldigem Schweigen zu ertragen. Das dauert schon gegen neun Monat ohne daß ich ein Wort zu meiner Beschützung geredet. Ich schreibe dies alles mit gedachtem Fleiß, damit diejenigen, so beim Betstul apostolisches Feuer empfinden, sich bei Zeiten gewöhnen, Schmach und Unbild zu ertragen, denn alles Übrige ist sozusagen ein Kinderspiel, wenn es mit der Prüfung der Verläumdungen verglichen wird.[2]

P. Anton Betschon schildert in einem Briefe aus Paraguay im Jahre 1719 an seinen oberdeutschen Provinzial Am-Rhin (Amrhyn) die Zustände in den Reduktionen:

Auf gedachten 30 neuen Christenheiten befinden sich bis 59 Priester unserer Gesellschaft, derer aber viel sehr alt oder kränklich sind. Es wohnen gemeiniglich (doch nicht allezeit) Ihrer zwey beysammen auf einer Völckerschaft, welcher sie so wol in weltlichen als geistlichen Sachen vorstehen. Sie haben unter ihrem Gewalt etliche nachgesetzte Obrigkeiten, welche von ihnen jährlich auf den neuen Jahres-Tag entweder verändert oder bestättiget werden, nemlich einen Obrist-Schuldheißen, auch etliche Richter und Haupt-Leute, damit sie unsern Priestern in der Regierung des Volcks an die Hand gehen. Etliche aus diesen Beambten gehen täglich nach der Meß zu dem Missionario, welcher ihnen sagt, was denselben Tag

[1] Welt-Bott 34. Teil, Nr. 678, vergl. Nr. 673, Brief an seine Mutter vom 14. Sept. 1741: er betet jeden Tag für seine Mutter und Geschwister. Zum Schluß bitte ich von meiner liebsten Frau Mutter mit kindlicher Demut deren mütterlichen Segen und ihr Gebet, daß ich das hohe Amt meines apostolischen Berufes würdig erfülle.

[2] *Kop. Epp. Missionariorum (München, Prov.-Arch.). Vergl. Welt-Bott Nr. 765. Es ist derselbe P. Pfab, der später nach seiner Vertreibung aus den Missionen dem jungen Sailer in so origineller Weise seine Glaubenszweifel über die Glaubwürdigkeit der apostolischen Berichte benahm. Vergl. Joh. Mich. Sailer, Sämtl. Werke 39, 295 ff.

zu Thuen seye: nach empfangenem Befehl theilen sie unter der Völckerschafft allen und jeden ihre Arbeit aus, geben auch fleißig acht, daß alles in das Werck gestellet werde: Abends nach dem Rosen-Krantz verfügen sie sich wieder zu dem Priester, und geben ihm von allem Rechenschafft: welchem auch alle Händel und Klagen vorgetragen werden, auf daß er einem jeden sein Recht verschaffe: worinnen wir aber uns niemals übereilen, sondern die Sach gründlich untersuchen, damit keinem Unrecht geschehe, mithin diejenige kindliche Liebe, mit welcher die Indianer uns zugethan sind, nicht erlösche. Der Jugend, damit sie wolerzogen werde, tragen wir absonderliche Sorge. Alle Tag vor der Meß kommen die Knaben in einem, die Mägdlein aber in einem andern Ort absonderlich zusammen, allwo sie ihr Morgen-Gebett laut miteinander verrichten, demnach aber Meß hören, folgends vor der Kirch-Thür abermal zusammen betten. Gegen Abend, noch vor dem Rosen-Krantz sagen sie in der Kirch eine halbe Stund lang öffentlich die Christliche Lehr auf, welche alle Sonntag vom gesammbten Volck (so öffters, damit keiner abgehe, gezehlet wird) ebenfalls mit heller Stimm ausgesprochen, hernach aber ein Geheimnuß des Glaubens eine halbe Stund ausgelegt wird, von welchem alt und jung, Männer und Weiber ohne Unterschied, auf daß sie genau Achtung geben, ausgefragt werden.

Predigen werden meistens an Sonn- und Feyer-Tagen gehalten, wie auch alle Mittwochen und Freytag in der Fasten, da eine bewegliche Geschicht oder Exempel erzehlt wird, nach welchem sie sich selbst unter währendem funfftzigsten Psalm geißelen.

Was die Sitten und das Gemüth betrifft, sind die Indianer unsern Missionariis mit Liebe und Ehrfurcht gäntzlich untergeben, übrigens aber in aller Hand-Arbeit gar lernsam; dann was sie einmal sehen, daß werden sie meisterlich nachmachen. In jeglichem Handwerck gibt es unter ihnen etliche vortreffliche Künstler, als Mahler, Schmide, Maurer, Zimmerleut, Schlosser, Bildhauer und Weber: mit einem Wort, es ist kaum eine Handthierung zu erdenken, welche in unsern Völckerschafften nicht getrieben würde, dergestalt, daß wir fremder Händen nicht bedörffen, die Grund-Ursach solcher Lehrsamkeit ist die stattliche Gedächtnuß der Indianer, welche, was sie einmal fassen, nicht bald vergessen. Ich kenne einen Jungen von ungefähr 6 Jahren, welcher uns über Tisch pflegete das Marter-Buch in Spanischer Sprach zu lesen: da nun ihm einmahl der Missionarius unter währender Lesung befohlen hatte, er solle das Buch zuschlagen und das übrige auswenig auffsagen, hat er alsbald gefolgt, und in der Folg keinen Fehler begangen, obschon er erst denselben Tag solches zu lesen erlernet hatte, und zwar in der Spanischen ihm gantz unbekanten Sprach.

Unsere Indianer folgen noch auf heutigen Tag denen ersten Christen nach, welche zu Zeiten der Aposteln gemeinschaftlich mit einander lebten. Alle Tag (die Fast-Täge ausgenommen) wird ihnen Fleisch ausgetheilt: und werden alle jährlich ein oder zwey mal von dem Missionario neu gekleidet. Dessen unerachtet hat eine jegliche Haushaltung ihren Garten oder Meyerhof: wozu ihnen der Grund und Boden umsonst angewiesen wird, dergestalt, daß was einer auf solchem bauet, dieses ihm wie sein Eigenthum zugehöret; darum werden einem Haushälter zu dem Ende, damit er demselben abzuwarten Zeit genug habe, sechs ganze Monat und zwey, drey bis vier Paar Ochsen von der allgemeinen Heerde geliehen.[1] —

Im Jahre 1747 erschien zu Augsburg bei dem katholischen Buchdrucker Bernhard Homodeus Mayer eine Briefsammlung unter dem Titel „Neuaufgerichteter amerikanischer M a y e r h o f , das ist Schwere Arbeiten. . . gesammelt in neu

---

[1] Welt-Bott Nr. 169.

aufgerichteten Missionen in Amerika von R. P. Dominico Mayer S. J." In dem Vorbericht meldet der Verleger: Allhier siehest du etliche wenige Brief, welche R. P. Dominicus Mayer S. J., Missionarius aus weit entlegenen amerikanischen Wildnussen an seine Anverwandten überschrieben. Es schienen diese Briefe soviel Auferbauliches und zugleich auch soviel Curios- und Annehmliches in sich zu schließen, daß mein lieber Vatter Frantz Mayer seel. als sein leiblicher Bruder selbe als ein Kleinod angesehen und zu seinem Trost aufbehalten. Auf vielfaches Drängen befördere er nun diese Briefe zum Druck. Unter dem Titelbild, einem schlechten Augsburger Holzschnitt, steht in lateinischer Sprache: R. P. Dominicus Mayr aus Wald, geb. 10. August 1680, gest. 1741 in der Mission der Moxen, von übergroßer Arbeit gebrochen. Sein Leichnam war samt den priesterlichen Gewändern nach zwei Jahren noch unverwesen und unversehrt.

Die hier veröffentlichten und weitere handschriftliche Briefe gestatten einen tiefen Einblick in die Seele eines damaligen, nach den Missionen verlangenden und in denselben sich verzehrenden deutschen Jesuiten.[1]

Am 7. September 1698 trat Mayr als Magister der Philosophie in Landsberg in das Noviziat. Nach dem Noviziat lehrte er 5 Jahre Grammatik und Poesie im Gymnasium. Fünf vertröstende Antworten des Generals Tamburini bis Juni 1714 geben uns Kunde von seinem stürmischen Verlangen nach den Missionen. Von Altötting, 13. Februar 1710, zeigte er dem General den innigsten Wunsch nach den Missionen an; mehrere Jahre sei er durch Blutspucken gehindert gewesen, nun habe er jetzt im Tertiat das Gelübde gemacht, wenn die Kräfte wiederkehrten, in die Missionen zu gehen. Die Gesundheit sei nunmehr wieder hergestellt, und er richte demnach die dringendste Bitte an den General, ihn zu senden. Er sei zufrieden mit jedem Winkel der Welt.[2]

Einen der ersten Briefe nach seiner Abreise schrieb er am 20. Juni 1716 von Marseille an einen früheren Rektor mit heißem Dank für die vielen Wohltaten während zweier Jahre und besonders bei der Abreise. Über den erzwungenen längeren Aufenthalt in Marseille erfahren wir einiges aus einem Briefe seines Reisegefährten Caspar Deprato (Vonderweyd) an den oberdeutschen Provinzial Preiß, dat. Cadix, 18. September 1716, u. a. über die fruchtreiche Arbeit bei den Galeeren-Sträflingen, unter denen sich 400 Deutsche befanden.[3] Näheres über die Reise von Cadix nach Amerika berichtet P. Mayr von Buenos Aires am 10. August 1717 seinem liebwertesten Bruder Franz Johann, Registrator in Constanz:[4] Täglich verspüre ich einen nit gemeinen Trost und Vergnügung meines Herzens, da mich erinnere, daß ich aus tausend andern, so diese Gnad eifrigst suchen, von dem allgütigen Gott gewürdiget worden, seinen heiligsten Namen in den amerikanischen Missionen den ungläubigen Völkern vorzutragen. Furchtbare Stürme brachten das Schiff in die äußerste Gefahr, dazu in enger Kajüte 21 Personen. Was ich in dieser Reis gelitten und Verdrießliches ausgestanden habe, ist nit nötig beizusetzen, sondern ist genug, wenn es nur mein lieber Gott weiß, welches mich keineswegs abschröcket, sondern von ganzem Herzen mit dem hl. Xaverius sage: Amplius, Domine, amplius!

[1] Der Name wird verschieden geschrieben, Mayr und Meir, so in den handschr. Briefen, sonst auch Mayer. Der ursprüngliche war wohl Mayr. Von den in Augsburg veröffentlichten Briefen stehen einige Briefe auch im Welt-Bott Nr. 167, 170, 446, weitere handschriftliche vom Jahre 1710/11 in *Germ. sup. 18, aus den Jahren 1716—34 *Orig. und *Kop. in M. R. Jes. 283 und 293/4.

[2] *Orig. des schönen Briefes Germ. sup. 18 f. 163. Weitere Bitten von Landshut (1711), Dillingen (1712) f. 196, 219.

[3] *Orig. M. R. Jes. 293/4.

[4] Mayerhof 7 ff.

In einem anderen Brief aus der Moxer Völkerschaft an seinen Bruder vom 8. September 1718 meldet er nach der Schilderung der großen Strapazen und Gefahren: Den 9. April (eben dies war der Tag, wo ich vor zwei Jahren von meinem lieben Collegio zu Dillingen mich beurlaubet und die Reis angetreten) langten wir, Gott sei mehrmalen unendlicher Dank, ganz gesund, doch aber sehr ermüdet in dem ersten Ort der Missionen an. An die barbarischen Sitten der Indianer knüpft er die Bemerkung: Was mich anbelangt, lebe ich, Gott sei gedankt, ganz wohl, auch mit meiner von Gott mir zugeschickten Assignation dieser Völker sehr vergnügt, weil hoffe, mit göttlichem Beistand dasjenige allda zu erreichen, was ich viel Jahr begehret und gesucht, nämlich um meines geliebten Jesu willen zu der Ungläubigen Heil mich und meine Kräfte völlig zu verzehren, alles, ja den Tod selbst, für meinen geliebten Gott zu leiden, ja, wollte Gott zu sterben.[1]

Einen Brief vom 31. Dezember 1719 an P. Peter Riederer, seinen ehemaligen Lehrer, beginnt er mit den Worten: Wiewohl ich von der Zeit an, als ich von Ew. Ehrwürden und meiner ehemals allerliebsten Provinz Urlaub genommen, aus derselbigen Provinz kein einziges Schreiben erhalten, so seien Sie doch gänzlich versichert, daß ich sowohl Ihrer, als sonderlich der sovielen mir erwiesenen großen Guttaten beständig eingedenk sei, unter welchen hauptsächlich diese vor andern anzurühmen ist, daß Ew. Ehrw. durch ihre beständig über mich getragene väterliche Obsorg und hoch-vernünftige Einratungen nicht nur in die H. Sozietät mich eingeführt, sondern auch das Hauptinstrument und Antrieb gewesen, daß ich dieses amerikanische Apostolat Amt und glückselige Erdreich höchst vergnügt erreicht habe. Er erzählt von den vielen Beschwerden und Arbeiten, die ihn „mit unaussprechlichem Herzenstrost" erfüllen. Mein allerliebster Pater! so fährt er fort, es wird wahrhaftig eine eiserne Tugend und Geduld erfordert in den mühsamen Reisen, wegen seltsamen Humoren seiner Neben-Gespanen, wegen der ungeschlachten Sitten dieser barbarischen Völker und tausenderlei anderen Ungemachen; aber alles dies schröcket mich nicht ab, sondern stärket mich um so mehr, mit Gottes Beistand ein noch weit Mehreres zu ertragen. In diesen Einöden kann ich mit Wahrheit sagen, daß ich wahrhaftig in der Gesellschaft Jesu sei, da mir allein noch übrig ist mein allerliebster und so lang mit innerster Herzens Brunst gesuchter Jesus, der mich in diesem wilden Ort im Stehen und Gehen gleich einem getreuen Gefährten begleitet.[2]

Auch der Brief an den oberdeutschen Provinzial vom 20. Juli 1727 beginnt mit dankbarer Erinnerung der sovielen großen Guttaten, so Ew. Ehrw. mir sowohl zu Freiburg im Br. als in Luzern erwiesen haben. Er hofft und wünscht nichts anderes, als von seinem Obern die Erlaubnis zu erlangen, zu den noch wilden Urmenschen in die Wälder zu gehen, um entweder mit reicher Seelenbeute zurückzukehren oder unter deren Pfeilen, mit denen sie gemeiniglich fremde Gäste zu empfangen pflegen, als ein wahres Schlachtopfer aus Liebe zu meinem Gott dahin zu fallen, welches ich auf dieser Welt für die höchste Glückseligkeit schätzen würde. So groß aber diese Beschwerden sind, so pflegt der Gott alles Trostes solche zuweilen auf eine wunderliche Weise mit himmlischem Trost überhäufig zu mildern, von welcher übernatürlichen Süßigkeit ich nicht nur einmal einige Tropfen verkostet habe, absonderlich wenn ich der lieben Jugend die christliche Lehre vortrage. . . Mir ist in der Wahrheit diese ganze acht Jahre keine einzige Viertelstund einige Traurigkeit zu Herzen gegangen, daß solche nit von Stund an durch das bloße Angedenken des großen Nutzens, so aus dieser Arbeit entspringt, hätte wieder vertrieben werden

[1] Mayerhof 92.

[2] *Orig. M. R. Jes. 293/4, Druck in Welt-Bott Nr. 170 und Mayerhof 96 ff.

können . . . Anjetzo erfahre ich scheinbarlich, daß dasjenige auf den Buchstaben zutreffe, was unser H. Xaverius schreibt, daß unter allen Freuden in diesem ganzen Leben diese allein die wahre und vergnüglichste sei, welche Gott mit der Bekehrung der Heiden beschäftigten Missionären mitzuteilen pfleget.[1]

In einem Brief vom 27. Dezember schildert P. Mayr, wie er mit Wagnis seines Lebens eine wilde, sehr feindliche Völkerschaft, gegen die schon der Krieg beschlossen war, aufgesucht und durch seine freundlichen Worte und Geschenke in Frieden gewonnen habe. Ich hab indessen wahrhaftig unter vielfältiger Vergießung der Zähren tausend und tausendmal vor lauter Freuden mit Herz und Mund dem Himmel gedankt.[2] Am 23. Februar 1740 meldet er seinem Bruder zu Konstanz: Das vergangene Jahr 1739 hat es wenig gefehlt, gleich mehreren aus meinen teutschen Gesellen, die in den Himmel abgeflogen, auch dahin abzufliegen wegen zwei gefährlicher tödlicher Krankheiten, von welchen mich der liebste Gott erlöst, wie auch von dem mir zubereiteten Gift, mit welchem undankbare wilde Barbaren mir wollten meine Mühe bezahlen, wenn es Gott nit hätte abgewendet.[3] Ein Jahr später 1741 erlag der durch die vielen Strapazen geschwächte Körper: ein heiligmäßiger Tod krönte ein heiligmäßiges Leben. —

Große Verdienste um die deutschen Jesuiten in den Missionen erwarb sich das Missionsseminar der oberdeutschen Provinz in Landsberg. Der General Retz nennt in einem Schreiben vom 7. Juni 1732 an den oberdeutschen Provinzial Mayr die oberdeutsche Provinz ein illustres Seminar des indischen Apostolats. Aber schon 10 Jahre früher hatte die Provinz begonnen, für die überseeischen Missionen ein eigenes Seminar einzurichten. Am 14. März 1722 schrieb der General Tamburini an den Provinzial Jost: Da ich erfahren, daß Ew. Hochwürden Candidaten haben sowohl für die Gesellschaft als auch für die indischen Missionen, Apotheker, Schreiner und Bäcker, so bitte ich, aus ihnen so bald wie möglich unseren Novizen beizugesellen 2 Apotheker, 1 Schreiner, 1 Bäcker. Die Auslagen für Kleidung und Nahrung werden erstattet, indessen sollen sie bis zur Abreise nach Indien im geistlichen Leben gut unterrichtet werden.[4]

Die geistliche Schule dauerte aber nicht lange, denn schon am 16. Mai 1722 traf der Befehl der Abreise nach Genua ein. Doch wünschte der General, daß den Novizen aus den Priestern, die sich für die Missionen gemeldet, ein Pater beigegeben werde, der dieselben auf der Reise im geistlichen Leben leite und die Fortsetzung ihres Noviziats im Auge behalte. Außer dem notwendigen Reisegeld und der Ausstattung für die Reise sollten sie alle Instrumente ihres Handwerks, die sie leicht mit sich nehmen können, auf Kosten des Prokurators der Assistenz erhalten. Man möge ihnen auch empfehlen, sich nicht ohne Not der steigenden Hitze auszusetzen und soweit es möglich ist, dieselbe zu meiden, um so auch für ihre Gesundheit Sorge zu tragen.[5]

Zwei Männer haben sich in der Folge um das Missionsseminar sehr verdient gemacht, der Rektor und Novizenmeister von Landsberg P. Ignaz Rhomberg, der später als Provinzial, Assistent und Leidensgefährte des Generals Ricci eine bedeutende Rolle gespielt hat, und der Prokurator der oberdeutschen Provinz P. Albert Hofreither.[6]

---

[1] *Orig. M. R. Jes. 283, Druck Mayerhof 137 ff.

[2] Welt-Bott Nr. 446, Mayerhof 176 ff.

[3] Mayerhof 195 ff.

[4] *Ad Germ. sup., vgl. A. Huonder, Das Missionsnoviziat zu Landsberg, Katholische Missionen 54 (1926), 193 ff.

[5] *Ad Germ. sup.

[6] Ein zuverlässiges Lebensbild von Rhomberg findet sich bei Patrignani-Boero, Menologio I (1859), 262 ff.

P. Hofreither war geboren 8. Jan. 1693 zu Vilshofen und 1711 in Landsberg eingetreten. Der offizielle Nekrolog vom Jahre 1768 rühmt ihn besonders als Freund der Armen und der indischen Missionen. Für die Armen kaufte er Vorräte, kochte für sie, reinigte sie und übernahm alle, auch die niedrigsten Dienstleistungen, für Indien besorgte er Handwerker, die er mit ihrem Handwerkszeug in die Missionen beförderte. Er starb 5. Februar 1768 zu München.

Aus Anlaß der Auswahl der Kandidaten für Indien entspann sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem Novizenmeister und Prokurator.[1] Die „Indipetae", so schreibt P. Rhomberg am 25. Oktober 1751 an P. Hofreither, sollen nur kommen und so lange bleiben, wie man wünscht, sie werden gut angeleitet werden. Als dann 4 Kandidaten und dann wieder 5 angekommen, meldet er am 9. Nov.: Heute haben 9 Novizen das Kleid bekommen, aber wie Sie bestimmt haben, keine neuen, sondern alte. Am 2. Dezember 1753 konnte P. Rhomberg mitteilen, daß jetzt Platz für 20 Indien-Kandidaten vorhanden sei. Außer den Handwerkern wurden auch Theologie Studierende für die Missionen ausgebildet. Am 15. Mai 1753 schreibt Rhomberg, daß von den drei Theologen, die neulich von Dillingen angekommen, einer wieder gegangen sei. Für die weitere Ausbildung der Handwerker war P. Rhomberg besorgt, auch im Lesen und Schreiben, letzteres auch in lateinischer Schrift, die für das ausländische Sprachgebiet nötig war. Von einem Apotheker-Candidaten berichtet P. Rhomberg am 2. Februar 1754 dem P. Hofreither, derselbe sei noch nicht hinreichend in seiner Kunst bewandert, deshalb solle er für seine berufliche und geistliche Ausbildung noch bleiben.

In dem Nekrolog des P. Hofreither wird bemerkt, daß er Handwerker aus Schlesien, Österreich, Böhmen heranzog und für die Missionen gewann. In einem Briefe, Wien, 7. September 1755, schreiben „Math. Klossole, Zimmer Gesöll von Mährisch Gruman, kath., 28 Jahre, freiledigen Stands, und Jos. Dexl von Ottenbach im schwäbischen Kreis, 27 Jahre, katholisch, freiledigen Stands und Pallier" an P. Hofreither: Zweifelsohne wird Ew. Hochw. noch in gütigem Andenken ruhen, wie daß ich doch zwei Jahre bei dem Herrn Zimmermeister Maal in der Arbeit gestanden, bei welchem der Jacob Pauer (welcher vor ein Jahr durch Ew. Hochwürden geistliche und gütige Anleitung in Indien abgereist) mein lieber, getreuer und guter Mitgesell gewesen ist. Über welches ich mich mehrmalen, auch zweimal bei Ew. Hochwürden demütigst angemeldet und gebeten, daß Sie auch die Gnade und Güte vor mich haben möchten und mich auch dorthin rekommandiert sein zu lassen, damit ich in diesem Stand gleichwie obgemeldter Jacob Pauer, mein gewesener Mitgesöll kummen ist, sowohl in geistliche Dienste als in die Zimmerarbeit zu promovieren, auf welches mir Ew. Hochwürden Ihr Wort gegeben und versprochen, daß wenn der erste Transport von derlei Professionisten wieder sollte in diese Landschaft abgeschickt werden, daß ich dann diese Gnad von Ihnen auch mich zu verdrösten haben werde. . . Anjetzo stehe ich hier in Wien bei dem Herrn Anmayer, kaiserlichen Hofzimmermeister, in Arbeit und habe auch einen guten Zimmer-Pallier neben meiner, welcher nicht allein ein guter Arbeiter und werkverständiger Mensch, sondern auch in guter Tugend geübt ist, welcher ebenfalls resolviert wäre, auf Begehren und wenn mehrere unserer Profession bedürftig wäre, auch mit zu reisen. Darum ist sowohl von mir als von diesem meinem Kameraden unser dienstfreundlichstes Bitten, wenn etwa wieder einige Zimmergesöllen sollten aufgenommen werden, so wollen Ew. Hochw. unser gütigst eingedenk sein mit der Versicherung, daß wir beide unsere Arbeit verstehen und uns sowohl bei unserem Handwerk

[1] *Orig. M. R. Jes. 363.

als auch in geistlichen Diensten allenthalben werden dienst- und brauchbar befunden werden. Wegen unserer Bitte ist unsere gänzliche Resolution und haben uns die weit entfernte, beschwerliche und furchtsame Reis alles mit gutem Verstand überleget, um der Liebe Gottes und des Nächsten alles zu übertragen. Die Antwort belieben Ew. Hochwürden an den geistlichen Herrn Präses der jungen Gesellen-Sodalität bei den Herrn Patres Jesuiten in den Profeßhaus auf den Hof zu senden, so werden wir solche von ihm richtig erhalten.[1]

Von dem P. Hofreither werden dann auch die Kontrakte für die Reisen und die Vorräte für die Missionen besorgt. So heißt es in einem Briefe von Innsbruck, 17. März 1756, der Kontrakt für acht Personen nach Genua sei abgeschlossen.[2] Ein genau geführtes Rechnungsbuch gibt nicht allein die Personen an, die für die verschiedenen überseeischen Provinzen in Landsberg unterhalten wurden, sondern auch den Inhalt der verschiedenen Kisten mit Werkzeugen, Medizinen, Apotheken, Ausrüstungen, chirurgischen Instrumenten usw., die P. Hofreither für die Missionen besorgte.[3]

In den Briefen der Missions-Prokuratoren wird die Erziehung des Landsberger Noviziats und die Mühewaltung des P. Hofreither wiederholt mit großem Lobe anerkannt. In seinen zahlreichen Briefen an P. Hofreither kann sich der Chilenische Prokurator Huever (Hueber) nicht genung tun im Dank für den Wohltäter, Pater und General-Prokurator der Chilenischen Provinz, wie alle anerkennen, die in derselben leben; die Liebe und der Eifer des P. Albert hören nicht auf zu preisen alle die bei der letzten Sendung in unser Land gekommen sind.[4] Herzlichen Dank sendet er wieder von Genua 23. September 1752: alle für die Mission Aufgenommenen sollen ein gutes Noviziat machen, wenigstens ein Jahr sollten sie in Landsberg bleiben; wenn es nicht möglich ist, Scholastiker der Gesellschaft zu

---

[1] *M. R. Jes. 363.

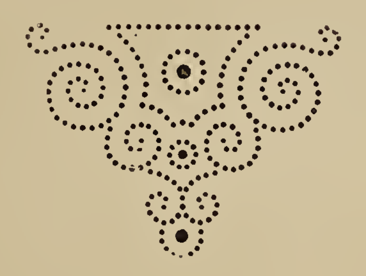
[2] *In M. R. Jes. 285 liegt ein Contract mit dem Rolesiner Granweder aus Inspruck vor acht Personen mit Kost, Fahrlosen und allerlei übrigen Spesen von Landsperg nach Genua franco zu liefern auf nachfolgende Conditiones: 1.) Gibt jede Person 17 Ducaten bis Genua. 2.) die Kost soll sein Pasto mercantille sowohl zu Mittag als zu Nacht wenigstens 5—6 Speisen samt Zugemüß. Der Trunk soll sein von hier bis Inspruck vor jede Person und jede Mahlzeit eine halbe Maß Wein nebst dem Bier. 3.) Von Inspruck nach Roveredo allzeit statt einer halben eine ganze Maß Wein. 4.) Von Roveredo bis Genua soviel die Notdurft erfordert. 5.) Wenn einer in der Frühe oder Nachmittag etwas essen oder trinken will, gehet es auf eigene und nit auf des Rolesiner Kosten. 6.) Sollte der Rolesiner oder ein anderer der fahrenden krank werden, welches Gott verhüte, ist jede Partei schuldig, auf eigene Kosten zu zehren. 7.) Aller Vorspann, Boten, Trinkgelder usw. soll alles auf Unkosten des Rolesiners gehen. 8.) Soll der Rolesiner Acht haben, weder sich noch die Fahrenden in Gefahr zu setzen in überfahrung der Zoll, Mauten oder verboten oder unsichern Weg, um beiderseits alle Ungelegenheit und Aufenthalt zu verhindern. 9.) Soll der Rolesiner die acht Personen in Landsperg abholen. 10.) Verbindet sich der Rolesiner, einen ganzen Rasttag zu lassen in Inspruck, einen halben Tag zu Trient, einen ganzen Tag zu Mailand. 11.) Soll der Rolesiner verbunden sein, auf die ihm anvertraute Bagage Obacht zu haben, damit von dieser nichts verloren werde. 12.) In Genua gibt jede Person dem Rolesiner einen Dukaten Trinkgeld besonders. 13.) Darf der Rolesiner keine fremde Bagage von jemand anderem annehmen ohne ihre eigene Erlaubniß. 14.) Soll der Rolesiner die Fahrenden nit zu spät in die Nacht noch zu früh vom Tag führen, sondern trachten, daß sie zu Mittag und Nachts in gute Quartiere zu kommen und keinen Abzug in der Kost und anderem zu leiden haben. 15.) Dem Rolesiner werden bezahlt in Landsberg 24 Duc., in Trient 36, in Mailand 36 und Genua 40 Ducaten. 16.) Verspricht der Rolesiner, zwei ganz geschlossene Gutschen zu nehmen, in deren jeder vier Personen kommentlich sitzen und sich vor Regen und Schnee und Wind wohl verwahren. 17.) Wird er diese Personen selbst liefern und keinem anderen verkaufen oder überlassen usw.

[3] *Liber rationum et negotiorum. M. R. Jes. 285.

[4] Portu S. Maria 31. Jan. 1752. *Orig. M. R. Jes. 283.

erhalten, sollten auswärtige weltliche Studenten aufgenommen werden, die sich gut aufgeführt und wenigstens 3 oder 4 Jahre Theologie studiert haben. Auch die Briefe der spanischen Prokuratoren aus den späteren Jahren sind voll des Lobes für die liebevolle Mühewaltung des P. Hofreither. Der Generalprokurator der indischen Missionen Gervasoni preist (Rom, 28. Februar 1753) die Wunder des mächtigen und gütigen Indischen Prokurators Albert und spricht (Madrid, 26. Juni 1754) von der heiligen Erziehung der Kandidaten in seiner bayerischen Provinz. P. Hueber berichtet 2. April 1755, daß alle uns gesandten Kandidaten der ausgezeichneten Erziehung in Landsberg alle Ehre machen und die heiligen Ratschläge unseres großen Wohltäters P. Rhomberg befolgen, dem Gott seine große Liebe gegen uns vergelten möge.[1]

[1] *Orig. l. c.



Vierzehntes Kapitel.

In spanischen und portugiesischen Gefängnissen.

Deportation aus den spanischen Kolonien. — Gefängnisse in Spanien. — P. Martin Schmid. — Schicksale in Portugal. — Hilferufe und Befreiungsversuche. — Kerkerqualen. — Heldenmut.

Wohl die größte Schandtat des Absolutismus des 18. Jahrhunderts ist die Vertreibung der Jesuitenmissionäre aus den überseeischen Missionen.[1]

Durch die Befehle der spanischen und portugiesischen Gewalthaber wurden mehrere tausend Jesuiten, darunter einige hundert deutsche Patres und Brüder, gewaltsam aus den Missionen entfernt, auf Schiffe verpackt, an fremden Küsten ausgeschifft oder in Gefängnisse geworfen. Die eben in drei Weltteilen für die Kultur gewonnenen wilden Völkerschaften, wo sich gesittetes und christliches Leben in schönster Blüte zu entwickeln begonnen, verfielen, ihrer Väter und Führer beraubt, meist wieder der Barbarei, ihre mit so vieler Mühe errichteten Bauten sanken in Trümmer, die ganze Kulturentwicklung in Schule, Kunst und Wirtschaft wurde im Keime erstickt.

Das Dekret des Königs von Spanien Karl III. vom 27. Februar 1767 besagte: Bewogen durch gerechte Gründe, welche ich in meinem königlichen Gemüte bewahre, befehle ich kraft meiner höchsten Gewalt, die der Allmächtige in meine Hände niedergelegt, daß alle Ordenspersonen von der Gesellschaft Jesu alle meine Staaten von Spanien, Indien, den Philippinen usw. zu räumen haben und ihre Güter eingezogen werden.

In Ausführung dieses Machtspruches landeten nach den offiziellen Verzeichnissen in dem Staatsarchiv zu Simancas im Verlauf von 1767 bis 1769 in dem spanischen Hafen Puerto de Santa Maria aus Peru, Chile, Paraguay, Mexiko, den Philippinen, Quito, Santa Fé (Neu Granada) 2273 Jesuiten (Priester, Scholastiker und Brüder).[2] Mehrere hundert waren bereits den furchtbaren Strapazen der langen Land- und Seereisen erlegen.

Hier sollen nur die Geschicke einiger deutscher Missionäre berührt werden, nicht so sehr um eine Geschichte der furchtbaren Verfolgung zu geben, als vielmehr um Charakter und Geist der deutschen Jesuiten in dieser schweren Schicksalsperiode kennen zu lernen. Nirgends enthüllt sich ja der wahre Charakter eines Menschen deutlicher als in der Stunde harter Bedrängnis und bitterer Leiden.

---

[1] Vergl. Duhr, Deutsche Auslandssehnsucht im 18. Jahrhundert 50 ff.

[2] *Simancas, Gracia y Justicia Leg. 681. Vergl. Mundwiler, Deutsche Jesuiten in spanischen Gefängnissen im 18. Jahrhundert: Zeitschrift für kath. Theologie 26 (Innsbruck 1902) 621 ff.

Über die Vertreibung aus spanischen Missionen besitzen wir einen Bericht des P. Benno Ducrue[1] aus der oberdeutschen Provinz, der bei der Ankunft des königlichen Befehles bereits viele Jahre Visitator (Provinzial) der Missionen in Kalifornien war. Als solcher hatte er Dezember 1767 bei der Ausführung des königlichen Dekretes mitzuwirken. Er mußte die einzelnen weit zerstreuten Missionäre zusammenrufen und den königlichen Befehl mitteilen. In seinem Bericht spricht er von sich, dem Visitator, in der dritten Person.[2] Über den Abschied schreibt er: „Tränen und Klagen halfen nichts. Der königliche Befehl mußte vollstreckt werden. Der Pater Visitator suchte alle Trostgründe hervor, seine untröstliche Herde aufzurichten, von der er sich endlich mit beklommener Brust unter Weinen und Danksagungen losriß und auf sein Pferd schwang. Er hatte nur wenige zu Begleitern ausgesucht, aber eine Menge gab ihm viele Stunden weit das Geleit. Die, so er sich als Gefährten ausersehen hatte, blieben fünf Wochen in Loretto und konnten den guten Pater nicht eher verlassen, als bis er zu Schiffe ging. Mit inniger Wehmut und mit häufigen Umarmungen verließen sie ihn endlich und kehrten voll Jammer und Herzeleid zu den Ihrigen wieder zurück. Ebenso ging es beim Abschiednehmen von den übrigen Missionen. Vorzüglich legten die Indianer der Mission der hl. Gertrud ihre Liebe gegen ihren Seelenhirten, P. Georg Rehds, an den Tag.[3] Er hatte sich einige Tage vorher am Fuße sehr beschädigt, konnte also nicht reiten. Seine Neubekehrten machten dennoch eine Auswahl unter sich und trugen ihn 40 Stunden weit. Er hatte bei 2000 Indianer bekehrt und die ganze Gegend dieser Mission, die zuvor wie mit Steinen und Disteln besät war, in sehr fruchtbare Äcker und Weinberge verwandelt, Kirchen und Häuser mit großer Sorgfalt gebaut . . . Der 3. Februar (1768) war der Tag unserer Abreise, da wir 15 Missionäre nebst einem Bruder das uns so teure Kalifornien verließen. P. Georg Rehds las die letzte Messe und der Pater Visitator hielt die letzte Predigt daselbst, ehe wir an Bord gingen. Der seit fast 33 Jahren in den Missionen tätige eifrige

---

[1] P. Benno Ducrue, geboren in München 10. Januar 1721, eingetreten 28. September 1738, lehrte drei Jahre am Gymnasium und studierte sieben Jahre Philosophie und Theologie; er ging 1748 nach Mexiko. Noch Scholastiker hatte er 7. Febr. 1746 dem General sein heißes Verlangen nach den Missionen kundgegeben: dessen Antworten 5. Mai 1746 und 5. Febr. 1748 in Germ. sup. 15. Bei der Aufhebung 1773 war er Operarius im Kolleg von München und besonders mit der Sorge für Hospital und Waisenhaus betraut. In einem Brief von Puebla vom 19. Mai 1752 schreibt er an seinen Vater: „Das Colleg in Puebla ist allein für die Indianer gestiftet, also zwar, daß wir nur Indianer in mexikanischer Sprache Beicht hören. . . . Mein einziger Trost ist, daß sie mich doch mit den Indianern gelassen, ob sie mich schon nicht in die Missionen geschickt, zudem läßt sich allhier viel Gutes schaffen, und haben wir's in kurzer Zeit mit der Gnade Gottes schon so weit gebracht, daß wir täglich bis Nachmittag in dem Beichtstuhl von früh morgens mit unsern Indianern allein genug zu tun, also zwar, daß man es in Teutschland an vielen Orten, wo große Wallfahrt, kaum strenger haben wird. Bei den Predigten in mexikanischer Sprache jeden Sonntag sind mehr als 1000 Indianer. Die Indianer lieben uns sehr, wir haben eine Schul für die indianischen Kinder, wo sie lesen und schreiben lernen, und zählt solche schon mehr als 200 arme Kinder; außer acht Patres sind auch vier Missionarii circularii gestiftet, die das Jahr hindurch auf dem Land Missionen halten. Das ganze Colleg ist von einer spanischen Dame für 200 000 span. Thlr. gestiftet." Der Vater möge beten, daß Benno zu den Indianern geschickt und seinen Wunsch, für Gott und den heiligen Glauben das Leben zu geben, erreiche, „wie solches vor vier Monaten P. Rhuen (Ruhen), so mit uns hier angelangt, erreicht hat". (Zweiblattdruck mit handschr. Beglaubigung.)

[2] Des Abbé Benno Ducrue Reise aus Kalifornien nach Europa, bei Murr, Nachrichten von verschiedenen Ländern des spanischen Amerikas 2 (Halle 1811) 415 f.

[3] Aus Koblenz, geb. 1717, eingetreten 1733. Er war im Kolleg zu Düren, als die Gesellschaft Jesu 1773 aufgehoben wurde.

Missionar P. Lambert Hostell[1] feierte das Fest der heiligen Jungfrau (der schmerzhaften Mutter), wobei P. Johannes Dietz, ein Mexikaner, predigte. Don Gaspar Portola wollte uns nachts zu Schiffe gehen lassen, um allen Auflauf zu vermeiden; aber er betrog sich. Kaum hatten wir unsere Wohnung verlassen, als schon alles, Spanier und Indianer, das Ufer füllte. Wir hatten uns nach einer kleinen Abendmahlzeit wieder in der Kirche versammelt, um für ganz Kalifornien den Höchsten anzuflehen und um glückliche Schiffahrt zu beten. Und nun nahten wir unschuldig Vertriebenen dem Ufer, allwo die Menge, worunter auch spanische Soldaten waren, uns umringte und auf das rührendste von uns Abschied nahm, so daß selbst der Gouverneur sich der Tränen nicht enthalten konnte. Dieser Befehlshaber hatte nämlich von allem das Gegenteil gesehen, was man ihm von uns in Spanien weisgemacht hatte, und war vollkommen von unserer Unschuld überzeugt. Voll Mitleid suchte er uns unser Unglück zu erleichtern, soviel er es tun konnte. Er versah uns mit allen Bedürfnissen zu unserer so weiten Reise. Unsere Indianer, die wir nun verlassen mußten, trugen uns an Bord. ‚Lebe wohl', rief ich aus, ‚wertes Kalifornien, geliebteste Indianer, lebet wohl! Eine höhere Verordnung, nicht unser Wille ist es, daß wir von euch getrennt werden; dies geschieht aber nur dem Körper nach; in unsere Herzen seid ihr ewig eingeschrieben! Auch der Tod soll dieses Andenken nicht tilgen können. Höret auf, um uns zu weinen, wir sind glücklich, daß wir euch auf die Wege des Erlösers geleitet haben, um dessen Namen willen wir alle Schmach gern ertragen'. — So betraten wir getrost das Schiff."[2]

Nach einer langen, beschwerlichen Land- und Seereise langte P. Ducrue am 8. Juli 1767 in Cadix an. In Spanien wurde er von seinen Gefährten getrennt und mit vielen andern Jesuiten acht Monate eingesperrt. Die Gefangenen litten unsägliche Beschwerden. Zu zwölf mußten sie in einem Zimmer auf dem Boden schlafen, ohne Gerät, ohne Erlaubnis auszugehen. Aber, sagt er, was sind alle körperlichen Leiden gegen unsern Seelenschmerz, oder welcher Ordensmann fühlt nicht mehr die Unbilden, die Gott und seinem Orden als die seiner Person zugefügt worden. Besonderen Schmerz bereitete ihm die Losreißung von fünf deutschen Patres, die in eine noch engere Haft gebracht wurden. Es waren dies die PP. Joh. Nepomuk Erlacher und Ignatius Fritz aus der böhmischen, Melchior Straßer und Franz Xaver Kisling aus der oberdeutschen und Michael Meyer aus der oberrheinischen Provinz. Sie hatten 20 und mehr Jahre in der Provinz Chile auf den Inseln von Chiloe gearbeitet. Man beschuldigte sie, sie hätten vorgehabt, die Insel Chiloe den Engländern ausliefern zu wollen, was ebenso falsch war wie die Beschuldigung, die Jesuiten in Kalifornien hätten Handel mit den Holländern unterhalten, da während mehr als 36 Jahren kein Schiff außer den philippinischen gesehen worden. Gegen aller Erwarten erhielten die übrigen deutschen Patres die Erlaubnis, über Ostende in ihre Provinzen zurückzukehren, dank der Fürsprache des österreichischen Gesandten in Madrid Graf Colloredo. Am 19. März

[1] Geb. 1706, eingetreten 1725. Bei der Aufhebung 1773 war er im Kolleg zu Münstereifel.

[2] Der Bericht stimmt vielfach wörtlich überein mit der Relatio expulsionis Soc. Jesu ex provincia Mexicana et maxime e California a. 1767, scripta a P. Bennone Franc. Ducrue eiusdem Provinciae per 20 annos missionario. in Murr, Journal für Kunstgeschichte 12 (1784), 217—267. Auch ein Brief vom 14. Januar 1769 an P. Jos. Schwarz schildert den Schmerz der Indianer und die großen Aussichten der Missionsarbeit: Verum Deus alia disposuit, cuius inexscrutabili providentiae nos subiicere oportuit (Orig.). P. Ducrue starb am 30. März 1779. Sein letzter Brief an Murr, München, 19. Januar 1779, über die kalifornische Sprache im Journal für Kunstgeschichte 12, 269 f.

1769 konnten so 19 deutsche Jesuiten abfahren. Einen Tag später, und es wäre um ihre Befreiung geschehen gewesen. Denn am 20. März langte von Madrid ein königliches Dekret an, wodurch befohlen wurde, die Patres aus Kalifornien, wir waren noch acht übrig, zurückzubehalten und in engere Haft einzuschließen. Wessen wir beschuldigt wurden, wußten wir nicht, aber das war uns kalifornischen Missionären zu großem Trost und wird es immer sein, daß wir uns weder gegen den König noch gegen die dortige Bevölkerung etwas haben zuschulden kommen lassen. Nach stürmischer Seefahrt von 26 Tagen langten sie in Ostende an. Zum Schluß bittet P. Ducrue den Leser, mit ihm Gott innigst zu danken, daß er uns in die Gesellschaft seines Sohnes berufen und den Kelch seines Leidens, wenn auch in geringem Maße, zu verkosten gewürdigt hat. Dann beschwöre ich alle, in ihren Gebeten unserer armen Indianer eingedenk zu sein und Gottes Barmherzigkeit für sie zu erflehen, daß Gott sie im heiligen Glauben erhalten und stärken wolle, damit doch soviel Arbeit und soviel Schweiß so vieler Arbeiter nicht verloren gehe.[1]

Auch einem Pater der niederrheinischen Provinz verdanken wir einen eingehenden Bericht über Gefangennahme und Gefängnis in Spanien. Es ist dies P. Bernhard Middendorf aus Vechta (geb. 1723, eingetreten 1741), der ein Tagebuch über seine Erlebnisse in Mexiko und Spanien von 1754 bis 1776 hinterlassen hat.[2] Er arbeitete elf Jahre in den Missionen von Senora (Matape). Seine Gefangennahme erfolgte Jakobitag 1767. Der Visitator P. Johann Nenting (aus Glatz) hatte alle Missionäre nach Matape zusammenberufen müssen, wo sie dann sofort strengen Hausarrest erhielten und am 25. August nach Guaimas am Kalifornischen Meerbusen abgeführt wurden. Unglaublich waren die Leiden dieser und der folgenden Reisen. Man behandelte die verdienten Missionäre vielfach schlimmer als das Vieh. Gegen 30 Missionäre erlagen den ungeheuren Strapazen, darunter P. Alexander Rapicani, ebenfalls aus der niederrheinischen Provinz. Erst am 10. Juli 1769 langten die Missionäre in Cadix an, wo sie wiederum in dunklen, luftlosen Räumen eingesperrt wurden und einige ihr Leben einbüßten. Nachdem wir die Überlast der Gefangenschaft sechs Jahre weniger zwei Monate in Puerto de Santa Maria ausgestanden, wurden wir verschickt, um zwar den Platz zu ändern, aber nicht die Pein des Schicksals, welche uns getroffen. Ende Mai 1775 wurden 20 Missionäre in verschiedene Klöster verteilt und dort in Haft gehalten, darunter außer Middendorff noch sechs deutsche: P. Jakob Sedelmayr aus Bayern, P. Michael Gerstner aus Würzburg, P. Ignatius Pfefferkorn aus Manheim, P. Michael Meyer und P. Melchior Straßer aus Bayern, P. Andreas Michel aus Böhmen. P. Middendorff kam in das Franziskanerkloster Cerralbo, sieben Stunden von Cindad Rodrigo, wo er über ein Jahr blieb, bis ihm der

---

[1] Journal 12, 267.

[2] Auszüge daraus im Katholischen Magazin für Wissenschaft und Leben 1 (Münster 1845), 740 ff.; 2, 21 ff. — P. Middendorff gibt von Mexiko, 8. Mai 1756, seinem Vater Nachricht von seiner bevorstehenden Abreise in die beschwerliche Mission in Hoch-Pimerien und schließt mit den Worten: „Ich finde, wie es mir mein P. Rector voraussagt, in meiner Mission weder Haus, weder Kirch noch irgend einen Vorrath . . . nur nackte, hüttenlose, gefräßige Indianer. . . . Ich gehe doch mit Freuden zu ihnen und schätze mich für glückselig, daß ich ein Nachfolger sein werde des Ven. P. Henrici Ruhen, welcher in dem Aufruhr 1751 elend ermordet worden ist. O, daß ich in dessen und anderer eifriger Missionarien Fußstapfen eintreten und die Wahrheit unseres heiligen Glaubens auch mit meinem Blute zu unterzeichnen gewürdigt würde. Dies erbitte mir, mein werthester Vater! von Gott! Ich verbleibe Sein andächtig und gehorsamer Sohn Bernardus Middendorff S. J., Missionarius in Merico." Stöcklein-Keller, Welt-Bott, 38. Teil, Nr. 756. Vgl. die Briefe Cadix, 1. Juni 1755, Nr. 755; Saric, 22. Januar 1758, Nr. 757; die Briefe 1756 bis 1758 im Programm des Gymnasiums in Vechta 1864/65.

Kaiserliche Gesandte in Madrid, Freiherr v. Giusti, am 22. August 1776 die frohe Botschaft seiner Befreiung zukommen ließ.[1]

Die Befreiung hatten die Geschwister des Paters eingeleitet. Nachdem sie öfters Briefe nach mehreren Häfen Spaniens an ihn gerichtet und keine Antwort erhalten hatten, hielten sie ihn schließlich für tot. Wahrscheinlich durch befreite Jesuiten wurde ihnen aber kund, daß ihr Bruder noch lebe. Sie wandten sich deshalb an den König von Spanien mit der inständigen Bitte, dem Bruder und den Schwestern den Bruder wiederzugeben, den sie zärtlich lieben und nach dessen Wiedersehen sie mit der heißesten Sehnsucht verlangen, wofür sie gerne bereit sind, alle Reisekosten zu bezahlen. Den Brief schickten sie an den Bischof von Hildesheim; dieser wandte sich an die Kaiserin Maria Theresia, die daraufhin ihrem Gesandten in Madrid befahl, sich für die Befreiung zu bemühen, was dieser am 13. Juli 1776 auch tat, und zwar mit raschem Erfolg.[2]

Die Heimkehr des P. Middendorff wurde auch einem seiner Leidensgefährten, P. Pfefferkorn, Anlaß zur Befreiung. Seine Schwester Isabella, Gemahlin des kurfürstlichen Kammerrates Berntges, erfuhr von P. Middendorff den Aufenthaltsort des P. Pfefferkorn, den er gesehen und krank verlassen habe. Sie wandte sich deshalb im Frühjahr 1777 an den Kölner Kurfürsten Max Friedrich mit der Bitte für die Befreiung ihres einzigen noch lebenden Bruders Ignaz aus der Provinz Köln (niederrheinische Provinz), der schon seit langer Zeit in Spanien im Kerker gefangen gehalten werde, beim König von Spanien Fürbitte einzulegen. Der Kurfürst entsprach dieser Bitte durch Schreiben vom 8. April 1777 an den König von Spanien. Nach längeren Verhandlungen gestattete der König am 16. Dezember 1777 die Freilassung.[3] Zurückgekehrt, verfaßte P. Pfefferkorn ein größeres Werk über sein früheres Missionsgebiet Sonora, das 1794 in Köln im Druck erschien.[4]

In der Dedikation seines Werkes an den Kurfürsten zu Köln betont Pfefferkorn: Wären nicht andere Gründe vorhanden, „so würde doch geziemende Dankbarkeit für die am spanischen Hofe durch Höchstdero günstiges Vorwort ausgewirkte Befreiung von meiner elfjährigen harten und unverschuldeten Gefangenschaft mir diesen öffentlichen Zins abdringen". In der Vorrede bemerkt er, von der von vielen Seiten gewünschten Veröffentlichung hätten ihn die „durch die schweren Strapazen meiner Reise und Gefangenschaft geschwächte Gesundheit und andere nicht geringe Hindernisse" lange zurückgehalten. . . . „Der dritte Band enthält die Beschreibung meiner Rückreise aus Sonora, die königliche Verordnung wegen der Verbannung und Gefangennahme der Missionäre und ihrer Behandlung sowohl auf der Reise als während der Verhaftung in Spanien.[5] . . . Auf meiner Rückreise sowohl als auch im Hafen St. Maria bei Cadix hatte ich den P. Jakob Sedelmayr acht Jahre hindurch zum Gesellen meiner Gefangenschaft. In oftmaliger Unterredung mit diesem ehrwürdigsten Manne vernahm ich aus seinem Munde nicht allein seine eigenen Beobachtungen über Kalifornien, sondern auch den größten Teil derjenigen, welche seine übrigen drei Mitbrüder Euseb. Kino, Joh. Hugarte und Ferdin. Consack darüber angestellt haben."[6]

---

[1] Katholisches Magazin 2, 52.

[2] *Akten in Simancas, Estado Leg. 5047.

[3] *Ebd.

[4] Beschreibung der Landschaft Sonora auf Kosten des Verfassers gedruckt zu Köln in der Langenschen Buchhandlung, 1794 erster Band, 1795 zweiter Band. — P. Pfefferkorn war geboren zu Mauheim (nicht Mannheim) bei Bergheim (Erzdiözese Köln) 1725, eingetreten 1742, nach Mexiko reiste er 1754.

[5] Dieser dritte Band ist nicht erschienen.

[6] Die Entdeckung des P. Kino, daß Kalifornien keine Insel, sondern eine Halbinsel sei, wurde durch die Reisen des P. Sedelmayr bestätigt.

Wie für P. Middendorff, verwandte sich die Kaiserin Maria Theresia auch für die Befreiung anderer Jesuiten. Der kaiserliche Gesandte in Madrid, Fürst Lobkowitz, bemühte sich darum 1772, dann wiederum 1774. In einer längeren Vorstellung vom 8. Dezember 1774 an den Minister Grimaldi erneuerte er die Bitte um Freilassung für Ignaz Fritz von Adlersfeld, Joh. Nepom. Erlacher und P. Georg Fraidenegg. Im einzelnen berichtet er über die Gefangennahme des P. Ignaz Fritz und die harte Behandlung im Gefängnis, besonders in der ersten Zeit. Er und seine Gefährten wurden verhört aber nur über belanglose Personalien und darüber, ob sie freiwillig nach Amerika gegangen oder von ihrem General dazu gezwungen worden seien. In bezug auf die letztere Frage beteuerten sie, sie hätten sich vollständig freiwillig ohne Zwang von seiten der Obern dem Dienste der Missionen geweiht und sich ausschließlich mit der Bekehrung der wilden Völkerschaften beschäftigt. Sie versicherten im Angesichte Gottes, daß sie sich keines Vergehens schuldig wüßten und ihr Gewissen ihnen nichts vorwerfe.[1] Nachdem der Gesandte mit vieler Mühe den Aufenthaltsort des dritten Missionärs, für den sich die Kaiserin schon früher verwendet, erfahren, berichtete er im selben Monat Dezember 1774 dem Minister Grimaldi: P. Georg Fraidenegg ist zu Puerto de Santa Maria seit 1769 eingekerkert, er wird in strenger Haft gehalten und jeglicher Verkehr mit Auswärtigen ist abgeschnitten. Derselbe wurde geboren im Schloß zu Pichelhoffen in Steiermark. Das Schloß war Eigentum seines Vaters. In Wien in die Gesellschaft Jesu eingetreten, kam er 1755 nach Spanien und 1756 nach Mexiko, wo er zuletzt in den Missionen von Santa Cruz als Oberer tätig war. Im Jahre 1769 wurde er gefangen nach Spanien überführt. Er glaubt sich berechtigt, vor Gott seine Unschuld zu beteuern und in keinem Punkte Anlaß zu Verdächtigungen gegeben zu haben. Im Jahre 1770 und 1771 wurde er einem Verhör unterworfen mit belanglosen Fragen. Zum Schluß erneuert der Gesandte seine Bitte um Freilassung der drei Patres, die seit mehreren Jahren leiden, ohne es verdient zu haben. Grimaldi zog die Sache hin. Erst erneute Vorstellungen des Gesandten in den Jahren 1775 und 1776 erreichten ihr Ziel. Am 4. Februar 1776 erfolgte die Bewilligung. Unterdessen war P. Fraidenegg bereits am 1. April 1775 in Puerto de Santa Maria durch den Tod aus seinem Gefängnis befreit worden.[2]

Auch andern deutschen Jesuiten brachte erst der Tod Erlösung aus langer Gefangenschaft, so den PP. Sedelmayr aus Freising, Kisling aus Eichstätt und Michael Meyer aus Worms.[3]

Aus der oberrheinischen Provinz hat P. Jos. Och (geb. 1725 zu Würzburg, eingetreten 1743) die Drangsale der Deportation geschildert.[4] Sein Bericht beginnt mit den Worten: Einer der angenehmsten Tage meines Lebens war der 9. Mai 1754, an welchem ich (in Heidelberg) endlich nach vielfältigem Bitten von unserem Pater General Ignatius Visconti die Erlaubnis erhielt, in die indianischen Missionen reisen zu dürfen. Seine Gefährten waren die PP. Gerstner, Pfefferkorn und Middendorff, mit denen er am 9. Juli 1754 von Würzburg aus

---

[1] *Orig. französisch Simancas, Estado Leg. 5042.

[2] *Akten Simancas, Estado Leg. 5040 und 5042.

[3] Näheres bei Mundwiler 670 f. — P. Sedelmayr war einer der bedeutendsten Erforscher der nördlichen Teile des damaligen Mexiko und erntete dafür schon 1746 großes Lob von dem spanischen Vizekönig. Vgl. den Brief des P. Sedelmayr von Mexiko vom 22. März 1746 im Welt-Bott, 37. Teil, Nr. 750. Auch als Visitator von Mexiko hat er sich große Verdienste erworben (vgl. ebd. Nr. 752 und 754).

[4] P. Jos. Och (Neu-Mexiko), Reise nach Amerika und Rückkehr 1757—1767, in Murr, Nachrichten von verschiedenen Ländern des spanischen Amerika 1 (1809), 1 ff.

die Reise antrat. Der Schluß lautet: (September 1768) langte ich nach mehr als 2200 Stunden weiter Reise zu Wasser und mehr als 800 Stunden zu Lande krumm und lahm, ohne in mehr als drei Jahren einen Fuß auf die Erde gesetzt zu haben, glücklich zu Würzburg an, wofür ich Gott nicht genug danken kann, da indessen 18 meiner um mich wohnenden Missionäre, lauter frische und starke und in besten Jahren sich befundene Männer, alle auf der Seefahrt in unterschiedlichen Schiffen gestorben und in dem Meer begraben worden sind. Wie ich als ein Krüppel in so vielen Ungemachen davongekommen, ist Gott allein bekannt.[1]

Aus der oberrheinischen Provinz haben wir einen weiteren Bericht von P. Wolfgang Bayer, der also beginnt:[2] Nachdem ich von meinem Obern den Auftrag erhielt, dem Heile der Seelen in Westindien zur größeren Ehre Gottes obzuliegen, faßte ich den Entschluß, mein Vaterland zu verlassen und diese so weite und gefährliche Reise aus Liebe Gottes und des Nächsten auf mich zu nehmen, die ich auch wirklich den 14. Februar 1749 im 28. Jahre meines Alters mit noch drei andern aus unserem Orden zu Würzburg antrat. In Bamberg beurlaubte ich mich von meinen Eltern und Anverwandten und setzte meine Reise über Nürnberg und Augsburg fort. Hier mußte ich mich länger verweilen, bis die andern Jesuiten, mit welchen ich nach Italien reisen sollte, von dem oberen Rheinstrome ankamen. Ausführlich beschreibt er dann die vielfach mühsame und gefährliche Reise nach Italien und Spanien. Weil ich in Spanien mich noch ein ganzes Jahr und zwei Monate wegen vieler Geschäfte meines Schaffners (Prokurators) aufhalten mußte, wurde ich von ihm mit noch drei andern Deutschen nach Granada geschickt, um allda meine Studien fortzusetzen.[3] Nach einem Jahre empfing er in Cordova die Priesterweihe und zwei Monate später, Namen Jesu 1750, las er in Granada die erste heilige Messe. Die Abreise von Cadix erfolgte am 11. Oktober 1750. Im Dezember kam er nach Cartagena, „dem vornehmsten Ort in der Audiencia de Santa Fé oder im neuen Königreich Granada“, und 1751 nach Lima, der Hauptstadt von Peru. Seine apostolischen Arbeiten wurden jäh unterbrochen durch das Verbannungsdekret, das ihn zu Paz am 28. August 1768 erreichte. Am 31. August früh brachen wir in der Nacht von der Stadt Paz auf, um das Jammern der Einwohner nicht zu hören, allein durch das Bellen der Hunde wurden die Einwohner aus dem Schlafe geweckt, die an ihre Fenster liefen und zu heulen, jammern und schreien anfingen, welches wir noch außer der Stadt vernahmen, bis wir auf die Anhöhen der umliegenden Berge kamen, wo der Gouverneur und andere Herren uns das letzte Mal mit weinenden Augen umarmten. Zu Balcocha mußten wir acht Tage warten, bis vier uralte Jesuiten von Arequipa auf Tragsesseln zu uns gebracht wurden. Zwei waren todkrank, der dritte stockblind und der vierte völlig kontrakt.[4] Da nun diese vier armseligen Männer ankamen, ging unser Herz mit vielen Schmerzen, unsere Augen aber mit

---

[1] Ebd. 1, 184. Ohne alle Bewegung mußte P. Och entweder sitzen oder im Bette liegen. Er starb 1773 in Würzburg.

[2] P. Wolfgang Bayers Reise nach Peru, in Murr, Journal zur Kunstgeschichte 3 (1776), 113—326. P. Bayer war 1722 zu Schleßtitz (Hochstift Bamberg) geboren und 1742 in die oberrheinische Provinz eingetreten.

[3] Journal 3, 138.

[4] Der stockblinde Jesuit war wahrscheinlich der Bruder Karl Schmidlehner (geb. 1687 zu München, als Gürtelmacher eingetreten 1721). 37 Jahre arbeitete er in Amerika bis zur Vertreibung und Rückreise nach München, wo er am 23. März 1773 im dortigen Colleg 86 Jahre alt verstarb. Bereits die letzten 15 Jahre in Amerika völlig erblindet, gab er ein Beispiel außerordentlicher Geduld und beständigen Gebetes: oft wußte er nicht, ob er noch in Amerika oder in München weile. Er starb im Rufe der Heiligkeit. So das handschriftl. Itinerarium P. Antonii Crammer, des letzten Präfekten von St. Michael in München 2, 30.

heißen Tränen über. Dann gings zu Schiff nach Lima, wo über 400 Jesuiten durch Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett bewacht wurden. Mit 161 Jesuiten wurde P. Bayer zu Callao eingeschifft und sechs Monate lang von dem geizigen Kapitän gequält. Derselbe wurde bei der Ankunft in Cadix 1769 deshalb gefangen gesetzt. Nach einer Haft von sechs Monaten in Puerto de Santa Maria kam Frühjahr 1770 ganz unverhofft von Madrid die Erlaubnis, daß die 18 deutschen Jesuiten über Ostende nach Deutschland reisen dürften; den 19. März 1770 traten sie auf einem holländischen Schiff die Heimreise an. Ich langte — so schließt der Bericht — dem Höchsten sei Dank und Preis gesagt, im Mai 1770 über Aschaffenburg und Würzburg in Bamberg an.[1]

Zu den 1770 befreiten Missionären gehörte auch der um die Mission in Paraguay hochverdiente P. Martin Schmid.[2] Geboren in Baar (Zug) am 29. September 1694, trat er nach Vollendung der Philosophie am 5. September 1717 zu Landsberg in das Noviziat ein. Am 11. Juli 1726 konnte er von München seiner Mutter eine frohe Botschaft berichten: Ich eile, Ihnen mitzuteilen, daß mir nun das größte Glück widerfahren und daß ich darüber die unbeschreiblichste Freude empfunden habe. Jetzt sind meine heißesten Wünsche erfüllt, mein tägliches Bitten, mein einziges Verlangen erhört worden. Ich bin nämlich der glückseligen Zahl derjenigen zugezählt, welche in die Neue Welt geschickt werden, die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten zu fördern. „O wie viele sind in unserer deutschen Provinz, welche, wie ich diese große Gnade von ihrem Obern begehrt, aber nicht erhalten, und deswegen, wie ich selbst gesehen, bittere Thränen vergossen haben, als sie hörten, daß ihre Wünsche nicht erfüllt werden!" Der Gedanke, daß ich in der Neuen Welt mehr als in der Alten Gelegenheit finden werde, die Ehre Gottes zu befördern, hat mein ganzes Herz erfüllt. Die Reise führte über Innsbruck (15. Juli) und Genua nach Sevilla (11. September). Wegen der Kriegswirren mußte er mehr als zwei Jahre auf die Abfahrt nach Südamerika warten: eine sehr harte Geduldprobe. Am 22. Februar 1728 berichtet er seiner Mutter, daß er die spanische Sprache gut gelernt und nun zu seinem großen Troste in der Seelsorge arbeiten könne: Ich höre Beicht, ich besuche die Kranken in den Spitälern und die Gefangenen in den Kerkern, ich unterweise die Jugend in der christ-

[1] Journal 3, 326. Bei der Aufhebung war P. Bayer zu Bamberg in der Seelsorge beschäftigt und hatte unter anderem die Sorge für das Katharinen-Hospital. Vor der Aufhebungskommission erklärte er am 13. Sept. 1773, er habe achtzehn Jahre in Indien gewohnt und sei entschlossen, keinen andern als den weltgeistlichen Stand zu ergreifen und darin zu beharren; er wolle sich zu dem Predigtamt, zu der Seelsorge und andern geistlichen Verrichtungen willigst gebrauchen lassen und allem dem fügen, was mit ihm gnädigst würde verordnet werden (*Original in Bamberg, Erzbisch. Ordinariats-Registratur: Akten, die Aufhebung des Jesuitenordens betr. f. 78).

[2] Vergl. „Katholische Missionen" 1876, 89 ff., wo die Briefe aus dem Archiv der Familie verwertet sind. Sein Leben beschrieb sein Leidensgefährte, der Spanier Jos. Peramas, De vita et moribus XIII virorum Paraguaycorum (Faventiae 1793) p. 405 bis 460: „Durch ihn wurde das Angesicht der Indianerdörfer völlig verändert." S. 424 ff. finden sich Einzelheiten über die fast unglaublich vielseitige Kunstfertigkeit des P. Schmid. — Bei Peramas 184—205 auch das Leben des besonders als Musiker hochverdienten P. Joh. Mesner, der bei der Vertreibung auf der höchsten Höhe der Anden 1768 einen wahren Martertod im Sattel des Maultieres sterben mußte. Das interessante Diarium der Vertreibung vom Juli 1767 bis Januar 1769 von Peramas ist abgedruckt bei Patrignani-Boero, Menologio 2 (1859), 547 bis 586. Sehr lehrreich ist bei Peramas (1 bis 162) dessen Abhandlung De administratione Guaranica comparata ad rempublicam Platonis commentarius. — Ein Codex im Pfarrarchiv zu Baar enthält die Biographie des P. Schmid aus Paramas lateinisch und deutsch, 30 Briefe des P. Schmid und 2 Briefe des P. Alois Berlinger (aus Stans) von den Philippinen 1745 und 1747.

lichen Lehre, weil sonst hier nur in der Fastenzeit Christenlehre gehalten wird. Auch Deutschen habe ich im Spital und Gefängnis schon Liebesdienste erwiesen. Seinem Bruder meldete er am 15. Oktober 1728, daß die Schiffshauptleute von Monat zu Monat und jetzt von Woche zu Woche vertrösten, aber umsonst, „doch es geschehe, was immer will, so geschieht und soll auch in Zukunft geschehen, was dem allwissenden, gütigsten Gott gefällig ist, dieser ist unser liebster Vater, der alles in dieser Welt zu unserm größten Nutzen ordnet. Obwohl ich das heißeste Verlangen empfinde, den armen Indianern beizuspringen, so bin ich doch hier allezeit wohlauf und wohl getröstet, denn ich bedenke, daß mein liebster Gott, meine einzige Freude und der Trost meiner Seele, es jetzt noch nicht haben will, sondern nur verlanget, daß ich mich nach seinem heiligsten Willen richte und ihm gleichförmig mache". Endlich erfolgte am Vorabend vor Weihnachten 1728 von Cadix die Abfahrt, und am 30. April 1729 meldet er von Buenos Aires die glückliche Ankunft. Besonders wegen seiner Kenntnisse in der Musik wurde er sofort für die Mission bei den Chiquitos bestimmt.

In einem im Jahre 1744, also nach 14 Jahren apostolischer Arbeit, geschriebenen Briefe meldet er vergnügt: ich bin beständig gesund und mein Leben ist froh und aller Freuden voll, ja ich singe und juble und spiele. Arbeit über genug. Denn wer täte hier alles, wer baute die Häuser und Kirchen und Dörfer, verfertigte alle Arten von Geräten, wenn nicht die Missionäre durch Schmieden Schmiede geworden und das alles zustande brächten. In der Tat ertönen schon alle Dörfer von Orgeln, die ich baute, sind alle Chorbühnen voll von den verschiedensten musikalischen Instrumenten. Und in einem Briefe aus demselben Jahre 1744 berichtet er seinem Bruder, dem Kapuzinerpater Franz, daß die Missionäre Ratsherren, Richter, Ärzte, Krankenpfleger sind und alle Handwerke ausüben. Aus einem Briefe vom Jahre 1761 erfahren wir auch von seiner umfangreichen Tätigkeit als Baumeister und wie er die noch wilden Indianer gewann: Ich kann mit Worten nicht sagen, wie groß hierbei meine Freude, mein Trost gewesen sei. Wenn ihr hier gewesen wäret, gewiß hättet ihr euch nicht enthalten können, Tränen der Freude zu weinen . . . Ich befleiße mich, mein Leben zu Gottes Lob anzuwenden nicht nur dadurch, daß ich Altäre baue, sondern auch, daß ich wie meine Mitmissionäre mit allen Mitteln eines Seelsorgers den Indianern beistehe und sie ohne Unterlaß zu allem Guten ermahne, indem ich oft mich dieser und ähnlicher Worte bediene:

Wenn du willst allzeit fröhlich sein,
Im Leben und im Tod:
Hüt' dich vor Sünden groß und klein
Und liebe deinen Gott!

Mitten in die schönste Blüte seiner Mission fiel plötzlich Winterfrost ein. Am 5. Oktober 1767 meldet P. Schmid seinem Bruder Franz, daß alle Missionäre mit Ausnahme der ganz alten, wie er, weil 73 Jahre alt, die Missionen verlassen müßten. Jetzt sind wir wahre Nachfolger Christi und wahrhafte Socii Jesu! Er geht mit dem Kreuze uns voran und führt uns zum Himmel. O Trost! O Freude! O Seligkeit!

Aber auch er durfte nicht bleiben. Er mußte seine lieben Schäflein verlassen, aber mit was für Traurigkeit, Schmerzen, Weinen und Wehgeschrei der armen Indianer — so schreibt er am 28. Oktober 1770 —, ist nicht auszusprechen oder zu beschreiben. Das ist am allermeisten zu bedauern, daß nämlich so viele Missionen, so viele Seelen, welche Jesu Christo sein allerheiligstes Blut und den

Missionären so viele Arbeit, Mühe und Schweiß gekostet haben, verloren gehen. Misericordia, Señor! Misericordia! Barmherzigkeit, Herr! Barmherzigkeit!

Dezember 1767 mußte P. Schmid seine Mission verlassen. Nach großen Beschwerden, denen viele Missionäre erlagen, langte er am 24. Mai 1768 in Cadiz an, und nach längerem Gefängnis in Spanien erreichte er 13. Wintermonat 1770 Augsburg und Frühjahr 1771 Luzern, wo er vor mehr als fünfzig Jahren seine Studien gemacht. Sein Sehnen und seine Gebete blieben aber bei seinen Kindern in den Missionen. Als er einmal mit einem Pater in einem Nachen auf den Vierwaldstätter See fuhr, und dieser die Frage stellte, ob man wohl in einem so schwachen Fahrzeuge über das Weltmeer fahren könnte, erwiderte er feurig: Mein Pater, wenn es mir erlaubt wäre, zu meinen Tschikitos zurückzukehren, so wollte ich mit Freuden mich diesem Nachen anvertrauen, auf Gott hoffend, daß er mich meinen Kindern zuführen würde. Nach kurzer Krankheit rief der Herr am 10. März 1772 seinen treuen Apostel im Alter von 78 Jahren ab in die ewige Heimat. —

Ein Pater der österreichischen Provinz hat sich nur sehr summarisch über seine Leiden geäußert, P. Franz Veigl. Derselbe schreibt in dem Vorbericht seiner gründlichen Nachricht von der Landschaft Maynas:[1] Mein Beruf hat mich vor 31 Jahren dahin geführt; ich war dort vergnügt und weiter auf nichts bedacht, als Kinder Gottes aus jenen Wildlingen zu bilden, hiermit aber auch meine übrigen Lebenstage zu vollbringen. Und siehe! ein Schicksal, von welchem die billige Welt mehr denken als reden darf, dieses leidige Schicksal brachte mich nach geraumer Zeit in mein Vaterland zurück mitten unter den greulichsten Gefahren, mit denen ich da und dort, mehr als die meisten meinesgleichen, zu ringen hatte, obschon endlich auch ich, einer aus den letzten, dem mannigfaltigen Unheile entronnen bin.

Die Gesinnung, in der P. Veigl seine Leiden getragen, können wir aus einem Briefe ersehen, den er nach seiner Ankunft in Quito am 1. September 1755 an seine Geschwister schrieb. Nachdem er das furchtbare Erdbeben beschrieben, das während des Jahres 1755 fast ganz Quito mit all seinen Kirchen in einen Trümmerhaufen verwandelte, fährt er fort: Daß es Gott beliebet, mich zu diesem Trauerspiel anhero zu berufen, muß ich seiner weisesten Vorsicht dankbar zuschreiben. Nebst dem, daß ich so viele schöne Gelegenheit gehabt, den elenden Quitensern meine wenigen geistlichen Dienste zu leisten, hat es mir teils eine heilsame Furcht des gerechten Richters, teils ein kindliches Vertrauen zu dem, auch da er zürnt, allzeit barmherzigen himmlischen Vater erwecket. Vielleicht befördert es auch meine Abreise in die Missionen, nach welchen mein einziges Verlangen. Wie man mir hier glaublich beibringt, werde ich da häufig finden, was ich begierig gesuchet: vieles für Gott zu leiden und vieles für das Heil der Indianer

[1] Veröffentlicht von Murr in „Reisen einiger Missionarien der Gesellschaft Jesu in Amerika" (Nürnberg 1785) S. 1—450. Die obige Stelle S. 4 P. Veigl, geb. 1723 zu Graz, eingetreten 1783 zu Wien, war 1753 nach Quito gereist. Schon 1746 hatte er um die Mission gebeten, Retz an Veigl 11. Febr. 1747, *Bohemia 8. In einem Briefe des Generals Retz vom 3. Mai 1749 an den Praenobilis Dominus Joh. Jak. Veigl in Graz erteilt der General die gewünschte Fakultät für dessen Sohn Franz, die Taschenuhr, die er als Andenken vom Vater erhalten wird, zu behalten, damit der Sohn oft an seinen Vater erinnert wird, obgleich der General diese Erlaubnis besonders jüngeren Ordensmitgliedern ungern erteilt, weil dieselbe bei Einigen Staunen erregen wird. *Epp. Nostr. 33. Aus der Gefangenschaft wurde er wohl 1770 befreit; denn Ende 1770 ist er in Klagenfurt. Seit 1. Mai 1771 in Judenburg Rektor und Instruktor der dritten Probation, erlebte er als solcher dort die Aufhebung. Er starb am 19. April 1798 zu Klagenfurt.

zu wirken. Die äußerste Armut, in welcher sowohl die Missionarii als auch die Indianer selbst in diesen Missionen leben, wird mir zu vieler Geduld, die große Anzahl wilder, noch unbekehrter Heiden aber zum Eifer für ihre Bekehrung alle Gelegenheit geben.[1]

Auf demselben Schiffe wie der früher erwähnte P. Bayer langte auch P. Florian Baucke in Ostende an. P. Baucke war geboren 1719 zu Witzingen (Schlesien), 1736 in die böhm. Provinz eingetreten. Im Jahre 1747 hatte er dem General seinen glühenden Wunsch nach den Missionen mitgeteilt, wozu ihm der General am 11. Februar 1747 Glück wünschte, aber einstweilen vertröstete.[2] Im Jahre 1748 war er nach Paraguay abgereist. In der „Treu gegebenen Nachricht" seiner Abreise und Rückkehr 1748—1769 (1770)[3] hat er u. a. die furchtbaren Strapazen der Deportation geschildert, denen auch er selbst in sehr gefährlicher Krankheit beinahe erlegen wäre. War alles dieses, so bemerkt er, schon beschwerlich selbst für noch rüstigere Leute, so mag man sich vorstellen, was 70- und 80jährige Greise, wie deren unter den Jesuiten waren, dabei gelitten haben mußten. Sie waren vor Alter und Gebrechlichkeit kaum mehr imstande zu kriechen. Zu wundern ist nur, daß bei einem solchen Leben nicht mehr zugrunde gingen. Zwei Laienbrüder starben darunter, einer namens Haierle, ein Apotheker aus der oberdeutschen Provinz. Wir waren noch die glücklichsten auf unserem Schiff, denn die vor uns die Überfahrt gemacht, hatten viele auf der Reise eingebüßt. Von 32, welche das Schiff führte, das unmittelbar vor uns abgesegelt, ist die Hälfte gestorben und ins Meer gesenkt worden. Wie wir später fanden, da wir in Puerto de Santa Maria waren, wo fast alle Missionäre zusammentrafen, sind bei dieser Überfahrt gegen 500 Jesuiten auf dem Meere gestorben.[4] — —

Schlimmer noch als in Spanien erging es den Jesuiten in Portugal. Der allmächtige Minister Pombal ließ nicht nur alle Jesuiten in Portugal außer Landes schaffen oder in den Kerker werfen, er vernichtete auch die ganze Missionstätigkeit der Jesuiten in sämtlichen portugiesischen Kolonien in Asien, Afrika und Amerika.[5] Seit 1759 kam kaum ein Schiff aus den Kolonien, das nicht auch gefangene Jesuiten, zuweilen über hundert, an Bord hatte. So meldet z. B. der kaiserliche Geschäftsträger Kail am 9. Dezember 1760: Das vorige Woche aus Gran Pará eingelangte Kriegsschiff hat wiederum 115 Jesuiten aus derselben Provinz an Bord gehabt, davon 4 unterwegs gestorben, 6, worunter 2 Deutsche und 1 Ungar sein sollen, allhier in den fürchterlichen Wasserturm St. Juan in die Gefängnisse geworfen wurden. Später berichtet er, daß von den 119 Jesuiten

---

1 Welt-Bott, 38. Teil, Nr. 774, S. 107.

2 *Bohemia 8. Vergl. Retz an den Provinzial Häußler 6. Mai 1747.

3 Einen kurzen Auszug aus diesem Bericht veröffentlichte P. Joh. Fraſt; P. Florian Paukes Reise (Wien 1829. 164 S.), einen längeren P. A. Kobler: P. Florian Baucke (Regensb. 1870). 712 S. P. Fraſt gibt nur das, was zur Selbstbiographie gehört, dies aber wörtlich, so 9 ff. sein Aufbruch, 177 ff. die Vertreibung und der furchtbare Schmerz der Indianer.

4 Kobler 674—686. — Eine echt christliche Rache empfahl P. Baucke seinen Leidensgenossen, als einige sich über die von seiten des Kapitäns widerfahrene Mißhandlung beklagen wollten: Er hätte es zwar verdient, daß wir alles aufgedeckt hätten, sie sollten nichts sagen, besonders da ich hörte, daß, wenn eine Klage gegen den Kapitän dem Könige zu Ohren käme, derselbe gewiß seines Amtes entsetzt und ins Elend geschickt werden würde; sie sollten also schweigen, es sei schon alles vorbei, und wir sollten uns des Verdienstes bei Gott durch Klagen und Rachgier nicht berauben. Und so geschah es auch (Kobler 694).

5 Vergl. Duhr, Pombal. Sein Charakter und seine Politik nach den Berichten der kaiserlichen Gesandten (1891) 143 ff. — Über den Stand der Missionen in Paraguy: Muratori, Il Christianesimo felice nelle missioni dei Padri della Comp. di Gesù (Venezia 1743) 55 ff.

aus Ostindien 23 auf der fünfmonatigen Reise gestorben. Das Los der Jesuiten war ein schreckliches. Die Hilferufe aus den Gefängnissen verhalten lange vergebens.

Der bereits 1757 deportierte P. Anselm Eckart lebte nach seiner Landung in Portugal (Februar 1758) als „Verbannter" in der Residenz St. Felix (Galizien), wo er ein Jahr später (28. Februar 1759) in engere Haft gebracht wurde.[1] In einem Briefe an den Rektor Hoch in Mannheim aus dem Gefängnis in Braga, 28. Mai 1759, klagt er, daß er Aschermittwoch (28. Februar) zum letztenmal die hl. Messe gelesen, was ich ohne Tränen nicht berichten kann. Die Haft wurde immer enger. Als ich Anfang März unter militärischer Bedeckung nach Braga in den Kerker im dortigen Colleg gebracht wurde, da trat mir vor Augen der 10. Punkt aus dem 12. Kapitel des 2. Buches aus der Nachfolge Christi (Sei bereit, als ein wackerer Kämpe Christi das Kreuz zu tragen). Am 12. März wurde ich krank aus dem Bette gerissen und in die alte Schule des Collegs transportiert, scharfe Bewachung, keine Bücher, und der hl. Messe bin ich nun schon fast drei Monate beraubt, weinend schreibe ich dies.[2] Ein weiterer aus dem Schulkerker in Braga, 24. Juli 1759 datierter Brief schildert seinen Schulkerker voller Schmutz und Ungeziefer. In Portugal ist keine Aussicht auf Befreiung, wenn nicht von außen Hilfe kommt. Er bittet den Rektor, zu helfen, entweder selbst oder durch die Hofpatres am kurfürstlichen Hofe. Der Kurfürst möge für die Unschuld der rheinischen Patres eintreten. Weiter bittet er um ein Gedenken bei der hl. Messe, deren Gnade er schon fast 6 Monate beraubt sei. Über die Wirkung dieser Briefe erfuhr P. Eckart zunächst nichts.

Am 23. März 1767 wandte sich Eckart um Hilfe an den Beichtvater der Kurfürstin von der Pfalz in Mannheim, P. Josef Frankfurter. Diesen Brief erhielt der Rektor von Mainz (Hoch) am 10. Juni verschlossen von Genua zugeschickt. Er sandte ihn sofort am folgenden Tag mit dringender Empfehlung an den Rektor von Mannheim zur Übergabe an P. Frankfurter. Er vermutet als Schreiber den P. Eckart, der um Befreiung bitte, die er ohne Zweifel erlangen werde, wenn ein deutscher Fürst für ihn eintrete. Die Befreiung wäre ein Werk würdig der Frömmigkeit und Güte der mächtigen Kurfürstin, zu lösen die Gefesselten und zu befreien die Gefangenen, unter denen vor allen P. Anselm Berücksichtigung verdient, da er einst im Gymnasium zu Mannheim lehrte und sich durch seine Mühewaltung für die Pfälzer Jugend, ganz besonders aber durch seine seltenen Tugenden höchst verdient gemacht hat. Er bittet, dieses Zeugnis dem P. Frankfurter mitzuteilen, auf daß er sich nachdrücklich bei dem Hofe verwende. Der beigeschlossene Brief muß ganz sachte geöffnet werden, damit er nicht zerreiße.

Dieser Brief lautet: Schon im Jahre 1759, da ich zu Bragara (Braga) in dem Schulkerker eingeschlossen war, ließ ich an P. Hoch, damaligen Rektor des Kollegs, ein Schreiben ergehen, in welchem ich den betrübten und bedauernswürdigen Zustand der portugiesischen Provinz vorstellte und zugleich die Hof-Patres um Hilfe ersuchte. Den letzten Februar fängt das neunte Jahr meiner Gefangenschaft an. Ich glaube, nun endlich sei es Zeit, daß wenigstens die mir ehemalen bekannten Mitgesellen, die ich jederzeit geehrt und annoch in Ehren habe, mir ihre hilfreiche Hand darbieten. Um das Ende des jüngstverflossenen Jahres wurden auf die Fürsprache des Christlichen Königs drei Franzosen, nämlich zwei Priester und ein Bruder, aus diesen düstern und finstern Reichen frei entlassen. Desgleichen hat

[1] Das Nähere in Eckarts Historia persecutionis S. J. in Lusitania, Murr, Journal zur Kunstgeschichte 7 (1779), 308 ff., 8 (1780), 87 ff., 136 ff.

[2] *Orig. (?) Heidelberg, Universitätsbibliothek, Man. 359, 40, dort auch die folgenden Briefe in Abschriften.

vor wenig Tagen der Durchlauchtigste König von Sardinien um die Loslassung dreier Italiener angesucht und es auch erhalten, deren einem ich gegenwärtiges Schreiben einzuhändigen gedenke. Wird denn keiner aus den Deutschen sich zu Mitleiden bewegen lassen? Gleichwie der portugiesische Hof sich das Ersuchen von Paris und von Sardinien hat gefallen lassen, so ist auch keineswegs zu zweifeln, es werde der getreueste König gegen den pfälzischen Hof ebenso geneigt sich erweisen, zumal seine Frau Großmutter von seiten des Vaters sowohl als der Mutter aus dem Durchlauchtigsten Hause Neuburg abstammt, nämlich Elenora, römische Kaiserin, und Maria Sophia, Königin in Portugal glorreichen Andenkens. Ich bin ein geborener Deutscher, ein Rheinländer, habe in der Pfalz die unteren Schulen fünf Jahre lang gelehrt, endlich bin ich ein unwürdiger Sohn der Gesellschaft und ein ungeratener der oberrheinischen Provinz. Wäre aber auch alles dieses nicht, so würde schon genug sein die sonderbare Zuneigung, welche der Durchl. Kurfürst zur Pfalz gegen unsere mindeste Gesellschaft jederzeit allergnädigst bezeiget und erwiesen hat. Bitte derohalben Ew. Ehrw. demütigst und inständigst mit dem ägyptischen Joseph, sich meiner zu erinnern, Barmherzigkeit an mir zu tun und den gottesfürchtigsten Kurfürsten zu ersuchen, in seinem Namen an den portugiesischen Hof ein Schreiben abfolgen zu lassen. Gebe doch der Himmel, daß er den König erinnere, damit er mich aus diesem Gefängnis führe; denn ich bin unschuldig in das Gefängnis gesetzt worden. Für sotane Guttat werde Ew. Ehrw. lebenslänglich verbunden sein. Denn was für ein Leben ich von so vielen Jahren her führe, können Sie selbst sich wohl einbilden, da ich von allen, von Bekannten und Freunden, verlassen, einem Toten viel mehr als einem Lebendigen gleiche, ja vor meinem Tode das Grab schon gefunden habe. Und welche Freude kann ich haben, da ich des Himmels Licht nicht sehe und bei dem düstern Schein einer kleinen Lampe Tag und Nacht in einem Winkel mit einem Büchlein in der Hand sitze. Von so viel Jahren her hab ich gar nichts erfahren von meiner geliebtesten Provinz, nichts von der ganzen Gesellschaft. Der Name des Herrn sei gebenedeit. Im Juli des 1759ten Jahres erhielt ich schon in Verhaftgenommener von P. Georgio Reuß, der damals Ammanuensis der deutschen Assistenz war und nachgehends Substitutus wurde, einen liebevollen und dienstwilligen Brief, und dieser war bis auf den gegenwärtigen Tag der letzte. Dieses Jahr haben zwei aus der deutschen Assistenz die glorreiche Krone ihrer langwierigen Martern erlangt. Den 12. Januar starb P. David Fay aus der österreichischen Provinz und den 24. desselben Monats P. Franziskus Wolff aus der böhmischen Provinz, beide Missionare in Maragnon. Der erste war schon in das fünfte Jahr ein Mitgesell meiner Gefangenschaft und meines Elends, drei sind noch in diesem Gefängnis bei mir, zwei portugiesische Priester und ein Bruder, der ein Engländer ist. Ungeachtet so vieler bereits überstandener Armseligkeiten befinde ich mich noch ziemlich wohl, fürchte jedoch einen Leibesschaden, an welchem P. Wolff gestorben, dessen Tod in den Augen Gottes kostbar gewesen. Ich wiederhole endlich meine Bitte, lassen Sie dieselbe doch nicht vor den Ohren vorbeigehen. Seien Sie, ich bitte inständigst, eingedenk so vieler Mitgefangenen, denen, es ist zwar hart zu sagen, doch kann ich's nicht verhehlen, denen sogar die österliche Kommunion nicht gestattet wird . . . Aus der Vestung des hl. Julian, 23. März 1767.

Der Briefschreiber P. Anselm Eckart war 1724 in Bingen geboren und 1740 in die oberrheinische Provinz eingetreten. Schon als junger Magister in Mannheim hatte er um die Sendung in die Mission gebeten.[1] Seit 1753 wirkte er in

[1] *Antwort des Generals 3. Febr. 1745 in Rhen. sup. 5.

Brasilien am Maranon und zeichnete sich durch Einsicht und Mut aus. Die Länder- und Völkerkunde hat ihm viel zu verdanken. Nach seiner Befreiung im Jahre 1777 kam er auch nach Bamberg, wo ihm der Fürstbischof erzählte, er habe sich eifrig für seine Befreiung bemüht und auch die Hilfe des Kurfürsten in Anspruch genommen. Dieser hat zweimal, so fährt Eckart fort, wie P. Christian Mayer von Mannheim mir schrieb, am portugiesischen Hof für mich Fürsprache eingelegt, aber seine Bemühungen waren vergebens. Im Namen des Ministers wurde geantwortet, die Sache der Gesellschaft stehe so, daß ohne den größten Anstoß niemand den König in dieser Sache anzugehen wage. Über dieselbe Sache schreibt P. Ignatius Szentmartonyi, mein Gefährte im Julianischen Kerker, indem er am 5. September (1777) von Wien über die liebevolle Audienz der Kaiserin berichtet und beifügt: Es würde zu weit führen, zu erzählen, wie sehr sich zur Zeit Pombals dieser (der Wiener) Hof für unsere Befreiung bemüht und wieviele Lügen Pombal als Antwort vorgebracht hat. Auch der kaiserliche Gesandte hat uns erzählt, nach der Verkündigung des Aufhebungsbreve habe sich der Wiener Hof von neuem für die Gefangenen verwandt und von Pombal die Antwort erhalten, er habe keine Jesuiten mehr, sondern nur Diebe, Räuber und vielleicht auch Mörder.[1]

Dies wird bestätigt durch die Berichte der kaiserlichen Gesandten und Geschäftsträger in Lissabon. Der kaiserliche Gesandte in Lissabon, Graf Khevenhüller, erhielt schon Mai 1759 Kunde von der Einkerkerung deutscher Jesuiten, er wagte aber aus politischen Rücksichten, um die Freundschaft mit Pombal nicht zu gefährden, keinen Schritt für die Befreiung seiner Landsleute zu tun. Selbst als einer der Eingekerkerten, P. Szluha, Bruder des kaiserlichen Generals Szluha, sich direkt an ihn wandte, war ihm die Sache zu heikel, um ohne direkten Befehl von Wien einen offiziellen Schritt zu wagen.[2]

---

[1] Historia persecutionis S. J. in Lusitania, bei Murr, Journal 9 (1780), 222 f. Vgl. Journal 7. und 8. Band. P. Eckart schloß sich später den Jesuiten in Weiß-Rußland an, wurde Novizenmeister in Dünaburg und starb 29. Juni 1809 zu Polozk.

[2] Vgl. Duhr, Pombal 143 ff. — Szluha, Sproß einer angesehenen gräflichen Familie, hatte bereits 1746 den General Retz um Sendung in die Missionen gebeten. Am 17. September 1746 antwortete ihm P. Retz, er habe von seinem Wunsche, den er seit dem Noviziat gehegt, Kenntnis genommen und werde ihn nach Vollendung der theologischen Studien erfüllen (Austria 43). Dann erscheint sein Name wieder in einem Brief des P. Retz vom 30. Mai 1750 an den österreichischen Provinzial Hingerle, in dem es heißt: Der König von Portugal bittet für Brasilien um mehrere Mathematiker oder praktische Geographen, die das Land ausmessen und über die einzelnen Teile geographische Karten verfertigen, dann aber nach Vollendung dieser Arbeiten sich apostolischen Arbeiten dort widmen sollen. Ich bitte um Nachricht, ob unter denen, die sich für die Missionen gemeldet, einige dafür geeignet sind, z. B. Haller, Fay, Veigl, Szluha, Keyling usw. Dann heißt es weiter in einem Briefe vom 25. Juli 1750, den P. Franz Haller möge der Provinzial mit der nötigen Ausrüstung nach Janua (Genua) schicken, oder einen andern Priester, der dem Wunsche des Rex fidelissimus entsprechen könnte, beigesellen. Den Carissimus Joh. Szluha werde ich vielleicht etwas später rufen, wenn ich von Ew. Hochw. die Nachricht erhalte, daß seine Frau Mutter, Graf Szluha und die übrigen Verwandten nicht gegen diese Bestimmung sind und die Provinz denselben entbehren kann. Da die Provinz außer dem P. Haller auch Ignaz Szenmartony und den Car. Joh. Szluha entbehren kann, so schreibt Retz 22. Aug. 1750 weiter, möge der Provinzial auch diese beiden mit der nötigen Ausrüstung versehen nach Janua abreisen lassen, nachdem Szluha geweiht und seine Primiz gehalten. Dann trat plötzlich eine Änderung ein. Am 5. Sept. 1750 erhält der Provinzial die Weisung: Wenn den PP. Szenmartony und Szluha nicht schon die Abreise befohlen, sollen sie zurückgehalten werden. Der König ist gestorben und die Umstände haben sich geändert, es werden wohl kaum soviele Geographen wie früher gewünscht werden; sollten die Patres bereits zur Reise gerüstet sein, möge er sie nach Janua expedieren. Vierzehn Tage später, 19. Sept. 1750, verfügt der General: Da P. Haller und Szenmartony schon zur Reise

Erst später hören wir von erfolgreichen Befreiungsversuchen. Im Jahre 1766 stellte der österreichische Provinzial P. Jos. Carl der Kaiserin Maria Theresia vor, daß unter den in Portugal gefangenen Jesuiten sich elf aus den kaiserlichen Erblanden gebürtige Landeskinder befänden; er bat deshalb dringend um das Fürwort der Kaiserin um ihre Befreiung. Die Kaiserin sagte zu. Kaunitz wollte aber, wie er 20. Dezember 1766 dem kaiserlichen Geschäftsträger Kail schreibt, keinen offiziellen Schritt tun, bevor ein Erfolg gehofft werden könne. Von den elf Jesuiten erlagen bereits Januar 1767 P. Franz Wolff aus Glatz und P. David Fay aus Ungarn den Kerkerleiden.[1] Pombal zog die Sache in die Länge. Der österreichische Provinzial wies am 14. März 1767 den Generalprokurator Gervasoni in Genua an, alle Unkosten für die hoffentlich bald Befreiten zu bezahlen; er (der Provinzial) werde alles erstatten. Endlich am 3. Juli 1767 konnte Kail die Befreiung von fünf österreichischen Jesuiten melden, darunter P. Joh. Koffler; die andern seien (nach der Behauptung Pombals) noch in Prozesse verwickelt. Der österreichische Provinzial setzte seine Bemühungen für die Befreiung der übrigen fort, so daß Kaunitz am 14. März 1772 neue, aber sehr vorsichtig gehaltene Weisungen dem kaiserlichen Geschäftsträger Lebzeltern zukommen ließ. Pombal wich aus: er habe keine Jesuiten, sondern nur mehr todeswürdige Bösewichter in seinen Gefängnissen. So wagte Lebzeltern keine weiteren Schritte mehr. Nach dem Sturze Pombals nahm er sich sehr liebevoll seiner Landsleute an. Verkleidet, so berichtet er am 8. April 1777 nach Wien, begab ich mich in die Gefängnisse: Nur ein schwaches Bild werde ich von so großen Leiden entwerfen können, denn sie übertreffen alle Vorstellungen, welche die Einbildungskraft vorführen könnte, und ihr bloßer Anblick macht das Blut vor Schrecken und Entsetzen erstarren. Löcher von vier Spannen im Quadrat, welche in einem unterirdischen Raume angebracht sind . . . bilden den traurigen Aufenthaltsort, wo diese Unglücklichen wunderbarerweise achtzehn Jahre gelebt haben.[2]

Am 20. Mai 1777 meldet Lebzeltern, daß er vorhabe, an den Wohltaten der Kaiserin auch diejenigen unter den Gefangenen teilnehmen zu lassen, welche nicht im eigentlichen Sinne ihre Untertanen, wohl aber Reichsangehörige sind und die durch das Elend und die erduldete schlechte Behandlung und ihren noch jetzt bejammernswerten Zustand das lebhafteste Mitleiden erregen. Es sind die PP. Unger aus Böhmen, Meisterburg aus Trier, Eckart von Mainz, Schwarz von

gerüstet sind, sollen sie reisen, P. Joh. Szluha ist aber für diese Reise nicht mehr nötig und soll einstweilen bleiben. Diese Briefe *Austria 14. Erst 1753 konnte Szluha abreisen. Im Jahre 1761 befand sich der Pater wieder in Österreich als Direktor des Gymnasiums zu Raab; bei der Aufhebung war er Rektor des dortigen Kollegs. Der Exkapuziner Feßler, der 1769 das Gymnasium zu Raab besuchte und von seinem Lehrer der obern Grammatik nicht unter die Concertanten pro praemio zugelassen worden, schreibt von P. Szluha: „Der Rector des Jesuiten Collegiums P. Szluha stand in dem Ruf eines erleuchteten, frommen Mannes. Ihm klagte ich mein trauriges Schicksal ... Er prüfte mich, war ungemein zufrieden mit meinen Kenntnissen und Korbélyi (der Lehrer) erhielt sogleich den geschärftesten Befehl, mich den Concertanten beizugesellen." Feßler's Rückblicke 2. Aufl. Herausg. von Bülau, Leipzig 1851, S. 12. — Nach Eckart (Hist. persecutionis S. J. in Lusitania, bei Murr, Journal 8, 239) wurde Szluha nur durch einen Irrtum in der Listenführung befreit.

[1] Von den im Kerker gestorbenen deutschen Jesuiten ist noch besonders zu nennen P. Rutger (Rötger) Hundt aus Olpe (Sauerland), der den Kerkerqualen am 6. April 1775 erlag. Von seinen 61 Jahren hatte er 20 in mühevoller Missionsarbeit, 14 im martervollen unterirdischen Verließ zugebracht. Geboren 1711, war er 1731 in das Noviziat der niederrheinischen Provinz eingetreten und 1742 mit P. Joh. Brewer aus Köln nach Brasilien abgereist. Vgl. P. Rötger Hundt S. J., auch Rogerio Canisio oder Canisius Germanus genannt, im „Sauerländischen Familienarchiv" 1905, 90 ff.

[2] Duhr, Pombal 165.

Amberg, Kaulen aus Köln, Brewer aus der niederrheinischen Provinz. Da die vollständige Befreiung besonders wegen des Einspruchs der spanischen Regierung noch auf Schwierigkeiten stieß, erneuerte Lebzeltern seine Fürsprache für alle Deutschen mit Ausnahme des P. Kaulen, der zu alt und krank sei für eine lange Reise; für diesen bat er um Unterkommen in einem Kloster. Ende Juni konnten die ersten Befreiten, Brewer und Meisterburg, abreisen.

Einen wertvollen Bericht über die Gefangennahme und den Kerker in Portugal verdanken wir dem P. Moritz Thoman. Derselbe war geboren 1722 zu Langenargen und nach Vollendung seiner medizinischen Studien 1750 in den Orden eingetreten. Im Jahre 1753 reiste er nach Goa und arbeitete seit 1757 in der Kaffernmission am Sambesi. Die von ihm 1788 veröffentlichte Selbstbiographie muß, weil durchaus zuverlässig, als eine wichtige historische Quelle gewertet werden.[1] Am 9. September 1759 wurde Thoman in Tette gefangen genommen und in einen schmutzigen, finsteren Kerker geworfen, dann nach acht Tagen den Sambesi hinabgeführt. Nach vielen Strapazen langte er am 27. September 1760 zu Goa an. Der dritte Stock des dortigen Jesuitenkollegs, wohin alle Jesuiten zusammengesperrt wurden, war schon überfüllt. Wir sieben aus dem Kaffernlande, die wir die Zahl von 130 erfüllten, mußten also auf den Gängen des Kollegs unser Lager aufschlagen. Am 21. Dezember 1760 erfolgte die Einschiffung nach Lissabon. Bei Gelegenheit der Abreise klagt Thoman: Nun müssen die guten und unschuldigen Jesuiten mit größter Schande aus Goa vertrieben werden, die das liebe Europa großmütig verlassen, ihr Leib und Leben in die Schanze geschlagen haben, nur einzig und allein Gott und dem Nebenmenschen zu dienen, und nach schweren und höchst gefährlichen Reisen endlich dort anzukommen. Eben diejenigen werden jetzt aufs schimpflichste behandelt . . ., die allen, Inländern sowohl als Portugiesen, Tag und Nacht mit Rat und Tat möglichst beigesprungen, die unermüdet in Beichtstühlen und auf Kanzeln sich beeifert, die dem königlichen Krankenspital vorgestanden und selbes bestens besorgt hatten, die nicht wenige Heiden jährlich durch die heilige Taufe der katholischen Kirche einverleibt hatten.

Auf dem Schiffe wurden die Jesuiten wie Heringe übereinander gepackt und unmenschlich behandelt. Niemand hätte uns in diesem Zustande ohne innerste Rührung des Mitleids ansehen können. Alte, eisgraue, gelehrte, heiligmäßige Männer sah man da auf einer Truhe, dort unter oder über einer Kanone oder auf dem Boden kriechen; wo man hinsah, erblickte man nichts als Elend, und das größte Elend. Dazu kamen schwere Krankheiten. 23 Jesuiten erlagen und wurden ins Meer versenkt. Sie waren gewiß glücklicher als wir; denn sie entgingen dadurch all den Leiden, die wir nach der Zeit noch auszustehen hatten, und diese waren in der Tat nicht gering. Die schreckliche Seereise von fünf Monaten endigte mit der Ankunft in Lissabon am 20. Mai 1761. Wer hätte nicht billig hoffen können, daß wir nach so großem Elende und Todesgefahren nicht endlich würden begnadigt werden? Das widrige Schicksal hat uns überzeugt, daß das traurige und elendvolle Leben bisher nur ein Schatten gewesen sei. Das unschuldige Jesuitenkleid muß in finstern, feuchten und abscheulichen Kerkern verfaulen. Ich ward allemal unter die mehr beschuldigten Jesuiten gezählt; meine Hauptver-

---

[1] Mauriz Thomans Reise und Lebensbeschreibung (Augsburg 1788). Zum Schluß beteuert der Verfasser: Es bleibt nun nichts mehr übrig, als meine Leser nochmals zu versichern, daß ich diese Geschichte meines Lebens aufrichtig, wahrhaft und ohne Vergrößerung der darin vorkommenden Ereignisse geschrieben habe, und so schließe ich mit den Worten des hl. Paulus: Gott weiß, daß ich nicht lüge.

brechen waren, ein Jesuit, ein Missionär unter den Mohren und ein Ausländer gewesen zu sein.

Die folgende Schilderung der unterirdischen Kerker in der Festung St. Julian ist mehrfach anderweitig beglaubigt: feucht, licht- und luftlos, so daß man sich wundern muß, daß auch nur ein einziger Jesuit am Leben blieb. Nur das Bewußtsein der völligen Unschuld konnte sie aufrecht halten: Wir Jesuiten waren uns unserer Unschuld bewußt, und die ganzen 18 Jahre hindurch wurde nie einer wegen eines Verbrechens zur Rede gestellt. Wir lebten bei allen Drangsalen demungeachtet so vergnügt und guten Mutes, daß die Leute der Festung nicht wenig sich darüber verwunderten. Bitten um Befreiung hatten keinen Erfolg. Als im Jahre 1762 ein Kerkergenosse entlassen wurde, gab Thoman ihm ein Memorial mit, in welchem er der Kaiserin Maria Theresia auf das nachdrücklichste das größte Elend vorstellte, in dem sich noch zwölf deutsche Jesuiten in den Julianischen Kerkern befanden. Nach der Befreiung sagte man Thoman, daß die Kaiserin dreimal bei dem portugiesischen Hofe um die Erlösung angehalten habe, aber niemals hätte etwas erreicht werden können.

Ein schrecklicher Tag war für Thoman und seine Leidensgefährten der 9. September 1773: An diesem Tage las der Schreiber uns sowohl den für uns so schrecklichen Machtspruch des Vatikans (der Aufhebung der Gesellschaft) als auch eine Erklärung des Königs vor, durch welche uns bedeutet wurde, daß wir ungeachtet der gänzlichen Aufhebung unseres Ordens noch ferner in den Kerkern zu verbleiben hätten. Nach diesem auf uns ergangenen Donnerkeil ward allen das alte und schon zerrissene Jesuitenkleid ausgezogen und jeder halb gekleidet in den Kerker zurückgeschickt. In Lissabon wurde wegen dieses dem Vorgeben nach glücklichen Ereignisses ein feierliches Te Deum gesungen und zur Nachtzeit alle Häuser beleuchtet, indessen wir Arme in unsern Gruben weinten und jammerten. Wir waren lange Zeit so untröstlich, daß uns weder Essen noch Trinken schmeckte und selbst der notwendige Schlaf entging. Es kam zwar der Kommandant uns zu trösten, wie er aber die guten untröstlichen Männer seufzen und weinen sah, stampfte er voll Zorn mit den Füßen und sagte: der König wolle durchaus nicht, daß man wegen der Vertilgung der Gesellschaft Jesu weinen solle; keiner solle also ferner mit nassen Augen sich blicken lassen. In der Tat ein außerordentlicher Befehl! Als wenn man dem Kinde verbieten könnte, um seine verlorene liebreiche Mutter zu weinen! So jammert Thoman.[1]

Endlich kam aber für die Überlebenden doch der Tag der Befreiung. Mit dem Tode des Königs (24. Februar 1777) war der Sturz Pombals besiegelt. Für Tausende von Gefangenen öffneten sich die Kerker. Am 20. März 1777, so fährt Thoman fort, kam ein vom Hofe geschickter Minister, um uns ausgemergelten und

[1] Wie erschütternd auf die Gefangenen die Verkündigung der Aufhebung der Gesellschaft wirkte, wie hoch bei ihnen das Ansehen der Gesellschaft stand, und wie treu sie an dieser ihrer „Mutter" hingen, ersehen wir auch aus dem Bericht des P. Anselm Eckart, der also schreibt: Alle Gefangenen wurden zusammen in einen Gang geholt. Ein königlicher Senator verkündigte im Auftrage des Königs, daß der Papst die Gesellschaft Jesu aufgehoben. Den Schluß seiner Rede bildete die Wegnahme unserer Ordenskleider. Welches die Trauer, wie groß der Schmerz und der Jammer aller war, ist nicht zu beschreiben. Die treuen Söhne der Gesellschaft wären lieber in diesen dunkeln Verließen gestorben, wenn nur ihre mit dem heiligen Namen Jesu gezierte zweite Mutter erhalten geblieben wäre. Dann führt er die Worte des hl. Augustinus über den Tod seiner Mutter Monika an: Ich mußte weinen über sie und für sie, und wenn jemand darin einen Fehler finden will, daß ich meine Mutter beweint, so möge er meiner nicht spotten, sondern in Liebe für mich beten. (Historia persecutionis S. J. in Lusitania, bei Murr, Journal 9, 141 f.)

meistens halbtoten Gefangenen die Freiheit anzukünden. Der kaiserliche Gesandte Adam von Lebzeltern nahm sich mit großer Liebe der Deutschen an. Im Anfang unserer auch noch so sehr eingeschränkten Freiheit mußten wir der Gesundheit halber sehr behutsam sein und durften weder zuviel freie Luft schöpfen noch uns wegen den Augen zuviel am hellen Taglichte aufhalten, und bei starkem Sonnenschein mußten wir sie mit einem Schnupftuche verhüllen. Auch der kaiserliche Gesandte hat uns hernach bekannt, daß er in unsern Kerkern beinahe ohnmächtig geworden wäre. Und doch hatte er in einem der besten nur eine kurze Zeit mit uns geredet. Mit allem Nötigen von Lebzeltern versehen, ging P. Thoman mit sechs andern deutschen Exjesuiten unter Segel nach Genua.[1] Über Mailand langte P. Thoman mit noch drei Deutschen am 3. September 1777 in Wien an. Sie erhielten Audienz bei der Kaiserin: Eine Hofdame meldete uns an, und alsbald erschien die Kaiserin; wir machten die gewöhnlichen dreifachen kniefälligen Beugungen vor ihr, küßten ihre milde Hand und brachten unsere Bitte vor. Die Kaiserin tröstete uns gleich einer mildreichen Mutter. Mir bewilligte sie die von mir gewählte Stadt Bozen. Dann nahm der Exjesuit P. Richter, Beichtvater der Erzherzogin Marianne, uns in sein Zimmer, wo wir herrlich bewirtet wurden. Unser Vergnügen war aber nicht die köstliche Mahlzeit, sondern daß wir sieben Exjesuiten an der Zahl, nämlich P. Richter, Probst Lechner, Beichtvater der Erzherzogin Elisabeth, der Hofprediger (Tschupick) und wir vier an einer Tafel ganz vergnügt beisammen sein konnten. Was für ein trost- und freudenvoller Tag dieser für uns gewesen sei, läßt sich leicht einbilden. Am 12. Oktober 1777 kam P. Thoman glücklich in Bozen an. Hier lebe ich nun schon im zehnten Jahre, ruhig vergnügt und ohne mein Verdienst von jedermann geehrt. Ich wünschte sehr, durch die Seelsorge oder wie immer meinem Nächsten dienen zu können. Allein die Schwäche meiner Augen, die Engbrüstigkeit (infolge des feuchten Kerkers), der Schwindel und die wenigen Leibeskräfte verbieten es mir und entschuldigen mich zugleich.[2]

Auf demselben Schiffe, auf dem P. Thoman von Goa nach Lissabon transportiert wurde, befand sich auch ein deutscher Laienbruder, Jakob Müller aus Köln. Derselbe war mit 21 Jahren 1738 als Apotheker in die Gesellschaft eingetreten und „nach langem Anhalten und Bitten" 1751 in die Mission nach Goa geschickt worden. Von seiner Hinreise und gewaltsamen Rückreise hat er noch 1773 „auf inständiges Begehren verschiedener Freunde" ein Tagebuch geschrieben, das unter anderem die genaue Kontrolle des Berichtes von P. Thoman ermöglicht.[3] Ein Vergleich der vollständig von einander unabhängigen Berichte ergibt Übereinstimmung bis in die kleinsten Nebenumstände. In der Nacht vom 25. auf den 26. September 1759 wurden alle Häuser der Jesuiten sowohl in Goa als auf den andern Inseln besetzt. Nach vielen Drangsalierungen erhielten schließlich (September 1760) alle (140 an der Zahl) ihr Quartier auf dem oberen Gang des Kollegs bis zur Abreise. Diese erfolgte am 9. Dezember 1760. Die 137 Jesuiten mußten in einem so engen Raum liegen, daß die Offiziere erklärten: es ist unmöglich, daß die Patres hier bleiben können, oder sie müssen alle sterben. Alle wurden einer niedrigen leiblichen Untersuchung unterworfen, bei der einige in Ohnmacht fielen. Die Verpflegung war die denkbar schlechteste. Das wenige Wasser, was sie erhielten

[1] Es waren die PP. Ignaz Szenmartony, Jos. Unger, Jos. Keiling, Martin Schwarz, Anselm Eckart, Br. Matth. Piller.

[2] P. Thoman starb in Bozen 1790, nach andern erst 1805.

[3] *Reisbeschreibung von Cöllen nach Goa . . . bis zur rükkehr in Teutschland 1751 bis 1767, 4°, 101 S., Kopie nach einer Handschrift (Orig.?) in der Bibliothek der Bollandisten zu Brüssel (98, IX). Auszüge in den „Katholischen Missionen" 1891, 137 ff.

(täglich ⅓ kölnische Maß), war schließlich voller Würmer Ich kann für gewiß sagen, schreibt Bruder Müller, daß in jedem Becher über hundert Würmer waren. Es erübrigte aber nichts, als die Augen zu schließen und es hinunterzuschlucken; von der Farbe und dem Geruch solchen Wassers will ich nicht reden. Daher ist nicht zu verwundern, daß so viele erkrankten und hinstarben aus lauter Not und Ungemach. Schließlich waren alle krank. In den letzten acht Tagen starben schier täglich zwei Jesuiten dahin. Die übrigen aber waren kaum imstande, daß einer dem andern helfen konnte, und wenn wir noch acht Tage auf dem Meere geblieben, so wäre auch nicht einer mit dem Leben davongekommen. Ja gerade an dem Tage, an welchem wir in den Hafen von Lissabon einliefen, nämlich am 20. Mai (1761), bereiteten sich zwölf Jesuiten (worunter ich einer war) durch eine Generalbeichte und am folgenden Tag, am heiligen Fronleichnamsfest, durch die heilige Wegzehrung zur Reise in die Ewigkeit vor. 24 Jesuiten sind während dieser Reise gestorben, welche gerade fünf Monate gedauert. Nun folgte die Einkerkerung in der Festung St. Julian. Weil die meisten nicht einmal auf ihren Füßen stehen, viel weniger gehen konnten, mußten die Soldaten uns auf ihren Schultern hineintragen. Was unser Gemüt empfand, überlasse ich jedem zu denken. Allein da gab es kein anderes Mittel, als Augen und Herz gegen Himmel zu wenden und Gott den Herrn zu bitten, daß er uns die Gnade gebe, alles, sollte es auch der Tod sein, von seiner väterlichen Hand mit Geduld anzunehmen. In das dunkle, nasse Kerkerloch gebracht, setzten wir uns beide auf die nasse Pritsche, teils um etwas auszuruhen, teils um Gott den Herrn um Stärke zu bitten. Die Leiden für Leib und Seele waren schrecklich. Was die Seele angeht, wurde keinem die heilige Kommunion, nicht einmal die österliche, gestattet, was doch sonst auch dem größten Übeltäter bei einer christlichen Nation nicht verweigert wird. 16 Jesuiten starben während meiner Zeit. In meinem letzten Kerker, wo ich fünf Jahre blieb, war die Mauer auf drei Seiten allzeit voll Wasser, das oben herabrieselte. Luft war so wenig vorhanden, daß man da saß wie einer, dem der Atem ausging und der am Ersticken ist. Der Rauch und Schwaden des beständigen Lichtes konnte nirgends hinausziehen. Von dem entsetzlichen Geruch und dem Ungezieser will ich nicht reden. Die Ursache waren die vielen Kranken, und daß die Kerker niemals ausgereinigt wurden. So lagen wir viele Jahre in den entsetzlichen Gewölben. Niemals haben wir nachgelassen, bei Gott dem Herrn durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria samt anderen lieben Heiligen Gottes um unsere Befreiung zu bitten.

Im Jahre 1766 wurden einige französische Jesuiten auf Bitten des Königs von Frankreich befreit. Dann folgte die Befreiung von 37 Jesuiten, unter denen Greise von 75 bis 79 Jahren waren. Auch Bruder Müller mit P. Graff wurden frei bei Gelegenheit der fünf österreichischen Jesuiten, die durch die Fürsprache der Kaiserin Maria Theresia 1767 die Freiheit erhielten.

Die Reise „nach unserem lieben Vaterland, unserer allerliebsten Niederrheinischen Provinz" verlief glücklich. „Endlich gelangten wir nach Koblenz im halben November mit innerlicher Freude und unsterblichem Dank gegen die unendliche Güte der Allerhöchsten Majestät Gottes, welcher uns nach so vielen Kümmernissen, Elend und Gefahren endlich dorthin geführt, wo wir ihm in Ruhe und Frieden getreulich zu dienen verhofften."

Schlimmer noch als Bruder Müller erging es seinem Landsmann P. Lorenz Kaulen aus Köln. Im Jahre 1716 geboren und 1738 eingetreten, war er 1750 auf Verlangen der portugiesischen Krone in die Missionen nach Brasilien gereist. Eine ganze Völkerschaft am Amazonenstrom hatte er aus den Wäldern zu einem

gesitteten Leben gesammelt. Nach harter siebenjähriger Arbeit nahm ihm der Bruder Pombals alle für seine Wilden aufgespeicherten Vorräte und schickte ihn nach Lissabon. In dem Kerker von Almeida fielen ihm die Nägel an Händen und Füßen ab. Eine schwere Krankheit verwandelte den ganzen Körper in ein Geschwür. In dreijähriger Haft in Almeida wurde er durch Hunger, Kälte und Krankheit bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Dann nahmen ihn die Grüfte von St. Julian auf. In dem Briefe vom 28. August 1777 an den Nürnberger Gelehrten Gottlieb von Murr, in dem Kaulen ein getreues Gemälde seiner furchtbaren Leiden entwirft, schließt er: Doch genug davon. Es ist süß, sich der Leiden zu erinnern, besonders derer, die ohne Schuld für die Gerechtigkeit und die Ehre Gottes getragen wurden: übrigens waren auch zuweilen die Leiden selbst süß. Was ich in dem Leben der Heiligen so oft gelesen und bewunderte, das habe ich auch selbst, ohne daß ich es verdiente, nicht nur einmal erfahren: nämlich durch die Gnade Gottes hat mein Geist, wenn die Leiden am größten waren, besonders im Anfang und bei der erwähnten schrecklichen Krankheit, so vor Freude und Süßigkeit aufgejubelt, daß ich springen und singen mußte ganz gegen meine Gewohnheit und gegen meinen Charakter, und zwar allein deswegen, weil es so Gott wohlgefällig sei und ich für würdig erachtet wurde, etwas für Christus und mit Christus in dem apostolischen Amte zu erdulden. Obgleich mir solche Tröstungen während meines Lebens bei den Indianern nicht gefehlt hatten, so glaubte ich sie jetzt reichlicher zu erfahren, weil ich nicht allein den Verlust der Güter, mich selbst, mein Leben, wie ich wünschte, und was teurer als das Leben, meinen Ruf, als kostbareres Opfer Gott darbrachte. So arbeiten, leiden, sterben ist Aufgabe der Apostel, aber ich bin nicht würdig befunden worden, auch mein Leben für Christus hinzugeben. Dieses hat Gott mir wunderbarerweise stets erhalten bei drohenden Schiffbrüchen, in unzähligen Gefahren vor den Nachstellungen der Wilden, vor Tigern und Schlangen usw.[1]

Ähnlich lautet ein früherer Brief des P. Kaulen vom 12. Dezember 1766 an den Provinzial der niederrheinischen Provinz: Das achte Jahr, so schreibt er, geht zu Ende, seit ich in den Kerker geworfen wurde. Jetzt bietet sich mir die erste Gelegenheit, zu schreiben, da mein Kerkergenosse durch die Fürbitte der Königin von Frankreich befreit wurde. P. Kaulen schildert dann die Leiden im dunklen Kerker zu Almeida, der so von Mäusen wimmelte, daß weder Tisch noch Bett noch Schüssel frei von ihnen waren. Man nahm uns den ersten Monat Brevier und Bilder, Medaillen usw. Hunger und Durst haben uns gepeinigt. Keiner durfte den Kranken oder Sterbenden Beistand leisten. Nach drei Jahren ging es in die dunklen feuchten Löcher von St. Julian. Auch hier werden uns die Sakramente mit Ausnahme der Todesstunde verweigert. Alles verfault hier, sagte neulich der Gouverneur, nur die Jesuiten nicht. Das Gesicht eines Jesuiten, der neulich gestorben, war schöner als das des Lebenden. Die Soldaten riefen: Seht das Gesicht eines Heiligen! Durch die Hilfe von oben werden wir gestärkt und beglückwünschen uns gegenseitig, die meisten wünschen auf diesem Ehrenfelde der Tugend zu sterben. Täglich leiden wir und täglich überfließen wir vor Trost. Kaum einen Augenblick sind wir ohne Schmerzen, wir haben kaum soviel, um die Blöße zu bedecken. Der Kerkermeister, der uns öfters das Notwendige wegnimmt, kränkt uns härter dadurch, daß er allen, die die Gesellschaft verlassen wollen, Freiheit und Gunst anbietet. Bis jetzt sind 13 gestorben, 3 befreit, es bleiben noch 76, darunter 13 Deutsche. Wir bitten um das Gebet der Patres, wir wollen nicht klagen, denn

---

[1] Wortlaut bei Murr, Journal 6, 214 ff.

wir sind glücklich, nur die Hilfe von oben verlangen wir. Ich persönlich wünsche die Befreiung meiner Gefährten, aber nicht meine eigene.[1]

In die scheußlichen Verließe von St. Julian wurden von 1759 bis 1777 124 Jesuiten eingeliefert, davon erlagen 34 den Kerkerqualen.[2] Von den durch Pombal deportierten Jesuiten insgesamt starben 38 auf dem Meere, gegen 80 in den verschiedenen Kerkern.[3]

Der Diplomat und Historiker Schöll hat in seinem großen Geschichtswerk geurteilt: Die Jahrhunderte und die Völker, die wir mit dem Beinamen der barbarischen gebrandmarkt haben, haben kein größeres Beispiel der Unmenschlichkeit gegeben als die portugiesische Regierung mit ihrer Behandlung der Jesuiten.[4]

Wohl noch größer war die Schandtat an den armen Volksstämmen, die vom Glück ins Unglück, von der Zivilisation in die Barbarei, vom christlichen Glauben in heidnischen Aberglauben zurückgeworfen wurden.

Die Nemesis aber hat auch hier ihres Amtes gewaltet. Kein Jahrhundert verging, und die größten Kolonialmächte der Welt, Spanien und Portugal, verloren fast alle ihre reichen Kolonien, aus denen sie ihre festesten und treuesten Stützen, die Jesuitenmissionäre, mit solcher Brutalität vertrieben hatten. In demselben Hafen Puerto de Santa Maria, nach dem soviele deutsche Landsleute im 18. Jahrhundert deportiert wurden, sahen wir im 19. Jahrhundert die zermürbten Reste der spanischen Kolonialtruppen landen.

Den Jesuitenmissionären selbst und besonders unsern deutschen Landsleuten hat die unerhörte Schandtat Gelegenheit geboten, ein glänzendes Zeugnis unerschütterlicher Glaubensstärke und heldenhaften Starkmutes ablegen zu können zum hohen Ruhm für ihren Beruf und für ihr deutsches Vaterland.

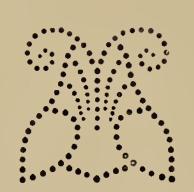
---

[1] Latein. Wortlaut bei Murr, Journal 4, 506 ff.

[2] Namen und Daten der Einlieferung bei Murr, Journal 9, 242 ff.

[3] Namen der Gestorbenen ebd. 227 ff.

[4] Cours d'histoire des États Européens Bd. 39, 66.



Fünfzehntes Kapitel.

Im Urteil der Zeit.

Protestanten. Katholiken: Gegner und Freunde. Exjesuiten. Städte. Bischöfe. Laien.

Das letzte Kapitel des ersten Bandes dieser Geschichte trägt die Überschrift: Im Urteil der Zeit.

Auch dieses letzte Kapitel soll ein Spiegelbild der verschiedenen Urteile des 18. Jahrhunderts bieten. Wenn der Spiegel ein getreues Bild wiedergeben soll, müssen Freunde und Feinde, Verehrer und Gegner zu Worte kommen.

Bei den Feinden und Gegnern müssen ähnlich wie früher Protestanten und Katholiken unterschieden werden.

Die protestantischen Schriften gegen die Jesuiten sind im 18. Jahrhundert nicht minder zahlreich wie früher, aber dem aufgeklärten Jahrhundert zum Trotz sind sie nach dem Urteil eines protestantischen Kritikers „keineswegs kritischer, wahrer, anständiger als ihre Vorgänger. Dieselben Lügen, die gleichen Übertreibungen und Albernheiten finden wir in ihnen wieder, die uns schon allbekannt sind, nur kleiden sich diese Lügen nunmehr anders als ehedem". „Unleugbare Tatsache ist und bleibt es, daß im 18. Jahrhundert die protestantische Schmäh- und Pamphletpolemik selbstverständlich weiter fortgeführt wird, aber an Zahl und Bedeutung sehr zurückstehen muß gegen die katholische antijesuitische Kampfliteratur." Außer gallikanischen und jansenistischen Tendenzen, außer der Machtpolitik auf weltlicher und geistlicher Seite sind es besonders die in katholischen Ländern sehr zahlreichen Anhänger der dem Christentum feindlichen materialistischen Aufklärung, die in den Jesuiten ihren Todfeind erkannten, befehdeten und zu vernichten suchten. „Dieser letzte praktische Zweck wird in der Mehrzahl der Fälle von den einzelnen Autoren auch gar nicht geleugnet, nein, im Gegenteil, sie geben ihn von vornherein zu und rühmen sich seiner, und dieser Zweck ist die Aufhebung des Jesuitenordens."[1]

Was nun die Protestanten angeht, so blieben bei ihnen die früheren Ansichten über die Jesuiten bestehen, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hatten. So schrieb z. B. „Hoch-Ehrwürden Herr Erdmann Neumeister, Pastor zu S. Jacob und Scholarcha in Hamburg" 1721 eine Vorrede zu dem Leben Ignatii Loyolae, das der Mecklenburger Hanen herausgegeben.[2] Hierin heißt es u. a.: „Man sollte auch schier davor halten, daß, wenn Belzebub, dem Obersten der Teuffel, sein gantzes Höllisches Heer absterben könnte, und nur noch zween Jesuiter auf der Welt übrig sein sollten, würde er doch wenig verlohren, sondern zur Erhaltung seines Reichs noch genugsahme Kräffte behalten haben . . . Man sieht ja mit sehenden Augen, daß sie Tag und Nacht trachten, alles Mark und den Reichthum der

---

[1] Viktor Neumann, Der Jesuitismus (1905) 477 ff.

[2] 2. Aufl. Rostock und Leipzig 1725.

Länder zu verschlingen, diejenigen, so ihnen entgegenstehen, soltens auch Könige und Fürsten sein, aus dem Wege zu räumen . . . Es ist unläugbar, daß schwerlich ein Kriegs-Feuer angehet, worzu nicht diese Gesellschaft heimlich oder öffentlich die Brand-Fackel wäre." Der Papst ist ihnen nur ein Strohmann und muß sich alles von ihnen gefallen lassen. „Daher man nicht ohne Ursach vermutet und vielleicht von manchen Papisten herzlich gewünschet wird, sie dürften ihr Maaß noch so voll machen, daß sie endlich tempelherrisiret werden möchten." Ihr fünftes Gelübde ist „die Heuchelei ohne alles Gewissen. Sollte man einen Jesuiten anatomiren, man würde auch keine Spur des Gewissens, das sich vor Gott und Menschen schenet, in ihm antreffen. . . Ein Ballen Papier, so groß als die Erde, und ein Dintenfaß, so voll als das weite Weltmeer, würden nicht hinreichen, ihre Practiken zu beschreiben." Im besonderen ereifert sich der Hamburger Pastor gegen den Prager Jesuiten Johann Krause, der über das Lutherische Jubeljahr geschrieben. „Einen solchen plumpen, tummen Knoll und erbärmlichen Ignoranten hat noch nie keine viergespitzte Mütze bedecket als eben in der Haut dieses P. Krausen." Zum Beweise, daß die Jesuiten den Dreißigjährigen Krieg angefacht, beruft er sich auf Cambilhons Relation.[1] „Der gerechte Gott wird endlich um seines Namens Ehre willen die blutdürstige Rotte mit ihrem eigenen Blut trunken machen." Schließlich wird der verständige Leser ersucht, „er wolle mit mir von Hertzen seufftzen: Für des Teufels Trug und List, das ist vor Jesuiten, behüte uns, lieber Herr Gott! Amen!"

P. Dufréne führt folgendes Beispiel an: Theodor Heinson, Prediger zu Hamburg, hat 1717 ein Buch geschrieben unter dem Titel: Pfaffen Gewäsch, in diesem (2 p 204) bringt er eine alte abgedroschene Erzählung wider den Kardinal Bellarmin auf die Bahn, daß nämlich dieser 6000 Huren Kinder solle gezeuget haben. Die Worte des Predigers sind diese: „Mit 1642 hat Bellarminus geheirat und darunter mit 563 Ehefrauen 2236mal die Ehe gebrochen. Die andern sind ledige Personen gewesen, die er meistentheils durch Hexerei zu seinem Willen gebracht und wenn sie sich schwanger befunden, hat er sie durch Gift aus dem Wege geräumt".[2]

Der gelehrte Megalissus (Georg Litzel), der so manches treffende Wort gegen die Verwelschung der deutschen Sprache gefunden, zeigt in dem Urteil über die Jesuiten eine bedauernswerte kritische Rückständigkeit. In seinem 1731 in Jena erschienenen „Undeutschen Catholik" behauptet er: „Wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, wird sie uns nicht verhalten, daß die Jugend nirgends mehr zum Schaden des allgemeinen Wesens in verderblichen, gott- und ehrlosen Sitten auferzogen werde, als eben in den Jesuiten Schulen . . . Davon sind sie nicht zu entschuldigen, daß sie die Kinder zum Ungehorsam gegen die Eltern, die Schüler zur Verrätherey, zum Mord und allerhand Bubenstücken und Schandthaten aufmuntern." „Selbst von den Heiden lesen wir nirgends, daß sie im Strafen so barbarisch, als die Jesuiten vielmal mit ihren Lehrschülern verfahren." Mit einem Franzosen meint er „daß die Jesuiten alle übrigen Orden an Betrug, List und Bosheit bei weitem übertreffen". „Wem ist aus der Historie nicht bekannt, daß sie ihre Schüler zum Königs Mord, zur Verräterei und zu andern Gottlosigkeiten angereizet? Sie sind es, welche die Potentaten an einander hetzen, daß Länder und Städte verwüstet und viele Tausend unschuldige Christen auf die Schlachtbank

---

[1] Vergl. Geschichte 2, 2, 654 f.

[2] Weitere Rechtfertigung (1752). 2. Über die Bellarmin-Fabel s. Gesch. 2, 2, 665. — Andere alte Fabeln erneuert der Herborner Professor Fabricius. Gegen ihn schrieb P. Franz Gözenberger Katholische Anmerkungen über eine Schrift Georgii Fabricii Professoren der Academie zu Herborn dero Titel ist der geplünderte Jesuiter Bote Augsburg 1752.

geführt worden. Sie sind es, welche das Fett des Landes wie die Heuschrecken auffressen." Und die Quelle für diese schweren Anklagen: „Man lese den Ludwig Lucius in seiner Historia Jesuitica, da wird man finden, was für artige Sitten die Herrn Jesuiten an sich haben." Also eine erwiesen ganz unkritische Fabelsammlung aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts wird von dem Kritiker des 18. Jahrhunderts als glaubwürdige Quelle gepriesen.[1]

Es ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte der protestantischen Wissenschaft, daß sie selbst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo man überall angefangen, mit den Mitteln der wissenschaftlichen Kritik zu arbeiten, bei der Darstellung der Geschichte des Jesuitenordens es an den ersten Anforderungen dieser Kritik fehlen läßt. Die wissenschaftliche Kritik verlangt Einarbeiten und Einfühlen in die Grundlagen des zu behandelnden Gegenstandes, eindringendes Studium der ersten Quellen, scharfe Sichtung der Quellen zweiter und dritter Hand. Dieselben protestantischen Gelehrten, die es als Ehrensache und Gewissenspflicht betrachten, in ihren Forschungen nur vollgültige kritisch beglaubigte Zeugnisse anzuerkennen und zu verwerten, stützen bei den Untersuchungen über die Jesuiten ihre Behauptungen auf einseitige Zeugnisse von erbitterten Feinden, denen zudem noch oft Mangel an Wahrheitssinn nachgewiesen worden. Unbekümmert um jede kritische Methode werden Fehler eines einzelnen an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit Tausenden an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten und Jahrhunderten mit vielfach ganz andern Verhältnissen und Anschauungen zur Last gelegt. Anstatt bei Beschuldigungen gegen die Verfassung, Lehre oder Aszese des Ordens auf Grund der ersten Quellen die Texte genau festzustellen, begnügt man sich mit den Texten, die Gegner des Ordens zum Zweck der Bekämpfung der Jesuiten zusammengestellt haben. Und doch „gibt es keine Methode", so betont schon der hl. Augustinus, „die mehr den Vorwurf der Willkürlichkeit und Verwegenheit verdient, als diejenige, welche die Meinung eines Buches bei denen erfragt, welche dem Verfasser dieses Buches aus irgendeiner Ursache feindlich gegenüberstehen".[2] Dieser unkritischen Methode haben sich die meisten protestantischen Forscher bedient, indem sie z. B. Jansenisten und Pascal, also die erbittertsten Feinde der Jesuiten, als glaubwürdige Quelle verwerteten.

Selbst Mosheim, der Kanzler der Göttinger Universität, der „Vater der neuern Kirchengeschichte", der sich auf seine Objektivität viel zu gute tut und wegen seiner Objektivität hoch gepriesen wird,[3] vergißt bei den Jesuiten auf alle Methode und Kritik. In seinen 1755 erschienenen Institutiones historiae ecclesiasticae schöpft er seine Kenntnisse über Ignatius und die Gründung der Gesellschaft Jesu aus der feindlichen fabelreichen Histoire de la Compagnie de Jésus, die von einem Jansenisten 1741 in Utrecht herausgegeben wurde. So erscheint denn Ignatius als ein phantastischer Idiot, der auf fremden Rat seine Gründung unternimmt, seine Exerzitien von dem Benediktiner Cisnero abschreibt usw.[4] Die Moral der Jesuiten wird nach dem „cultissimum et ingeniosissimum opus Blasii Pascalii Les Provinciales" gewertet, also als erste Quelle eine gehässige Satire benutzt.[5]

---

[1] Megalissus, Der Undeutsche Katholik. Jena 1731, 54 f., 65 ff. Über Lucius vgl. Geschichte 2, 2, 671 ff.

[2] Augustinus, De util. cred. c. 4 Migne P. P. lat. 42, 74.

[3] Vergl. Heussi, Joh. Lor. Mosheim (1906) 214 ff., Scherer 271 ff.

[4] Institutionum Historiae Ecclesiasticae libri 4 ex ipsis fontibus insigniter emendati Ed. altera (1764) 600 f.

[5] Institutiones p. 786. Dazu kommen noch als erste Quellen andere jansenistische Zusammenstellungen, wie Arnauld's La Morale Pratique des Jesuites. Mosheim gibt großmütig zu, daß nicht alle Jesuiten so schlecht sind und einige Gegner diese Schlechtigkeit übertrieben haben p. 787.

Die Kritiklosigkeit, mit der Mosheim gegen die Jesuiten verfährt, hat ihm ein deutscher Jesuit, der langjährige Rektor des Kollegs in Peking, P. Florian Bahr, in bezug auf seine Behauptungen über die Jesuiten in China im einzelnen nachgewiesen.[1] Mosheim schrieb nämlich zu der in Rostock 1748 erschienenen deutschen Übersetzung von J. du Halde Beschreibung des Chinesischen Reichs eine Vorrede, die er „Erzählung der neuesten Chinesischen Kirchengeschichte" nennt. „Woher sind die Urkunden, auf welche Herr Mosheim die Gewißheit seiner Kirchengeschichte gründet?" fragt P. Bahr und antwortet: „Es hat sich Herr Mosheim selbst bloßgegeben in Anführung derjenigen Bücher, wo er seine Nachrichten herausgezogen. Er will zwar, der Leser soll glauben, daß die Stücke, woraus er den fürnehmsten Teil seiner Geschichte gezogen, sich in den zwei Bullen Clementis XI. und Benedicti XIV. gründen, kann aber nicht verhehlen, ja bekennt es selber im 24., 27., 28., 34., 39., 47. Blatt, daß sein bester Author gewesen sey der abtrünnige P. Norbert und andere seinesgleichen. Das hätte ein anderer tun können, Herr Mosheim hat es nicht tun sollen. „Vermeint denn ein solcher erfahrener und belesener Mann, daß er in einer unflätigen Kothlacke unverschämter Verleumdungen, dergleichen des P. Norbert Memoires historiques seind, ein reines Wasser der Wahrheit und urkundlichen Geschichte schöpfen werde?" Aus dem schon 1745 in 2. Auflage erschienenen Lettre sur le livre du P. Norbert, hätte Herr Mosheim „zur Genüge ersehen können, was für ein Mährleinträger und Aufschneider dieser sein P. Norbert sei, mit was unverschämten Lügen er seine Schriften angefüllet, mit was Meineid er den Namen und das Sigill des Vicarii Apostolici Mr de Lolliere mißbräuchet" usw. . . . „Und das ist der Mann, auf welchen Herr Mosheim die Urkunden seiner neuesten Chinesischen Kirchengeschichte gründet? Durch diese will er die Leser von den Irrthümern bewahren, wozu sie, wie er sagt, durch die Beredtsamkeit Patris du Halde sowohl als durch sein Schweigen verleitet werden? Soviele Unwahrheiten, so unerhörte Schmähungen aufs neue aufführen, heißt das wohl ‚bewahren' oder ‚einführen'?"[2]

Wie im 16. Jahrhundert die „Geschichte des Jesuitischen Ordens" von Hasenmüller-Leyser und im 17. Jahrhundert die „Jesuitenhistorie" von Hospinian-Lucius wesentlich nur Fabelsammlungen darstellen, so gilt dasselbe im 18. Jahrhundert von der „Pragmatischen Geschichte des Ordens der Jesuiten" von Harenberg.

Von Kritik ist bei Harenberg wenig zu spüren.[3]

Johann Christoph Harenberg war „ord. Professor des Herzoglichen Carolins zu Braunschweig und Mitglied der Kgl. Societät der Wissenschaften zu Berlin". Seine „Pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten seit ihrem Ursprung bis

---

[1] Allerneueste Chinesische Merkwürdigkeiten und zugleich gründliche Widerlegung vieler ungleicher Berichte und Irrungen, welche Herr Joh. Lorenz Mosheim, Kanzler bei der hohen Schule zu Göttingen, in seine Erzählung der neuesten Chinesischen Kirchengeschichte hat einfließen lassen aus Pekin geschrieben von R. P. Floriano Bahr des alldasigen Collegii S. J. in dem Kaysertbum China der Zeit Rektorn. Augsburg 1758. 8°. 138 S. „Geschrieben zu Pekin 16. Nov. 1755. In Augsburg angelangt 8. October 1757."

[2] Bahr 7 ff. — Vergl. 11 ff., 87 ff., 110 ff. Die Memoiren Norberts, „eines gemeinen Abenteurers" sind „offenbar von blindem Hasse eingegeben", so Döllinger, Handbuch der Kirchengeschichte von Hortig 2, 372 f. Vergl. Duhr, Jesuitenfabeln [4] 785 f.

[3] Trotzdem feiert Professor Ludwig Rieß noch im 20. Jahrhundert Harenberg als „noch heute die beste Fundgrube für die Taten und Leiden der Gesellschaft Jesu in den ersten beiden Jahrhunderten ihres Bestehens". Das Zeitalter des Absolutismus (1923) 214. So ist denn nicht zu verwundern, daß in diesem „Geschichtswerk für höhere Schulen" der Abschnitt über den Jesuitenorden 160 f. fast Satz für Satz unhaltbar ist.

auf gegenwärtige Zeit" erschien 1760 zu Halle. Harenberg arbeitet mit einem großen Apparat, aber er hat denselben nicht durchstudiert und noch weniger kritisch gewertet. Sein Werk ist ein trauriger Beweis wissenschaftlicher Rückständigkeit auf kirchenhistorischem Gebiet.

Ein Abschnitt des 1. Kapitels handelt „von dem Inhalt der Regeln der Gesellschaft". „Aus den Regeln erhellt" . . . „daß immer einige Jesuiten in allerlei weltlichen Habiten die Länder der Ketzerungläubigen durchstreifen und alles ausspionieren müssen. Es ist ihnen alsdann erlaubt, falsche Namen anzunehmen, die Unwahrheit zu sagen auch alsdann, wenn sie geschworen haben, daß sie die Wahrheit sagen wollen. Daß sie einen unendlichen Haß wider die Protestanten hegen, ihre Fürsten für gottlos und für Tyrannen und alle mit ihnen aufgerichtete Verträge für nicht verbindlich halten und dennoch, um sie zu fangen, ihnen schmeicheln dürfen. Sie dürfen auch einen Jesuitenrausch wagen . . . Es ist ihnen erlaubt, einen Protestanten tumm zu machen, an eine Schöne zu heften und zu Boden zu trinken, wenn sie ihn mit solchen Mitteln zur römischen Religion ziehen können. Es ist ihnen erlaubet, auch einen Ketzer umzubringen oder tödten zu lassen, wenn der vorgefaßte Begriff der Kirche durch ihn zu leiden scheint."[1] Von all diesen törichten Dingen steht in den Regeln nichts, das meiste aber in den Fabelsammlungen, die Harenberg kritiklos in reichstem Maße verwertet hat. So ist es nicht zu verwundern, daß er, wenngleich Bedenken in ihm aufgetaucht, wörtlich die gefälschten Monita secreta, das Ungarische Fluchformular und eine von Anfang bis Ende erfundene Relation einer Jesuitenschlacht in Paraguay wiedergibt, mit einem ebenso erfundenen jesuitischen Kriegsrecht (1759), das später (1788) sogar Schiller im „Teutschen Merkur" aus Harenberg als einer zuverlässigen Quelle entnommen hat.[2]

Außer dem Abdruck der Monita secreta bei Harenberg erschienen im 18. Jahrhundert eine ganze Reihe von neuen Ausgaben, vielfach mit fingiertem Druckort, so z. B. Köln 1704 und 1727, Halle 1725, Frankfurt 1749, Paderborn 1761, Paris 1763 („Der Jesuit in seiner Blöße") usw.[3]

Neben den alten Fabeln tauchten eine ganze Reihe neuer Fabeln auf, so sollten die Jesuiten den Kaiser Leopold, sowie seinen größten Feldherrn, den Prinzen Eugen, zu vergiften versucht haben. Weder das dreibändige Werk von Arneth über den Prinzen Eugen noch die große Publikation des Wiener Kriegsarchivs über seine Feldzüge enthalten auch nur den geringsten Beweis für eine Feindschaft der Jesuiten gegen den Prinzen. Das Gegenteil steht fest.[4] Die Quelle, welche für die Vergiftung zitiert wird, die Sammlung der hinterlassenen Schriften des Prinzen Eugen (von Sartori), enthält nur gefälschte Briefe.[5]

Auch andere gefälschte Briefe spielen im 18. Jahrhundert eine große Rolle im Kampfe gegen die Jesuiten. So soll Kaiser Joseph II. im Jahre 1770 an den

[1] Harenberg 1, 38 ff.

[2] Näheres bei Duhr, Jesuitenfabeln[4] 858 ff. — über die Quellen Harenbergs und seinen vielen Fabeln s. Reiffenberg, Kritische Jesuiter-Geschichte (1765) 20 ff., 108 ff.

[3] Vergl. über die Monita secreta Duhr, Jesuitenfabeln[4] 84 ff.

[4] Vergl. oben S. 430 ff.

[5] Bei dem Nachweis der Fälschung bemerkt Arneth gelegentlich: „Wie sieht es aber mit der historischen Kritik aus, welche trotz der monströsten Irrtümer so plumpe Fälschung für bare Münze genommen hat?" — Auch die Vergiftung des Kaisers Leopold entstammt derselben Quelle. Vergl. Duhr, Jesuitenfabeln[4], 787 ff. Böhm, Die Sammlung der hinterlassenen Schriften des Prinzen Eugen eine Fälschung (1900) bemerkt S. 90: „Einen wahrhaft fanatischen Haß legt Pseudo Eugen gegen den Jesuitenorden an den Tag." Sowohl die gefälschte Sartorische Sammlung als auch die ebenfalls gefälschten Memoires du prince Eugen erschienen bei Cotta in Tübingen.

französischen Minister, Herzog von Choiseul, einen Brief gerichtet haben, in dem er seiner Meinung über die Jesuiten Ausdruck gegeben:

„Ich kenne diese Leute", heißt es in dem Briefe, „so gut wie irgend einer, weiß alle ihre Entwürfe, die sie durchgesetzt, ihre Bemühungen, Finsternis über den Erdboden zu verbreiten und Europa von Kap Finis terrae bis an die Nordsee zu regieren. In Deutschland waren sie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugal die Grandes der Nation und in Paraguay Könige. So war es, Choiseul; ich sehe voraus, daß es anders werden muß."

Nach der Unterdrückung des Jesuitenordens soll der Kaiser dem spanischen Minister Aranda geschrieben haben:

„Einen fortdauernden Ruhm hat sich Klemens XIV. durch die Abolition der Jesuiten erworben; ehe sie in Deutschland bekannt geworden, war die Religion eine Glückseligkeitslehre der Völker, sie haben sie zum empörenden Bilde umgeschaffen, zum Gegenstand ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herabgewürdigt. Ein von der schwärmerischen Einbildungskraft eines spanischen Veteranen entworfenes Institut, welches die Universalherrschaft über den menschlichen Geist erwerben und zu diesem Zwecke alles dem infalliblen Senate des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unseliges Geschenk für Deutschland sein. . . ."

Die beiden Briefe stehen wörtlich so in „Neu gesammelte Briefe an Joseph II., Konstantinopel (Klagenfurt) 1790". Beide Briefe sind gefälscht.[1]

Im Jahre 1725 wollte man in Königsberg durch einen Brief aus der Marienwerder Gegend erfahren haben, daß die Jesuiten in Thorn in einer dramatischen Aufführung die blutige Exekution des Urteils gegen die Thorner, wie auch eine Enthauptung der Könige von Schweden und Dänemark sowie des russischen Czaren zur Darstellung gebracht, ja sogar eine Person, welche den König von Preußen repräsentieren sollte, mit Geißeln gestrichen und von der Bühne vertrieben hätten! So töricht und unglaublich der Inhalt dieses Briefes war, er fand Glauben und erregte bei Vornehm und Gering eine furchtbare Erbitterung. Die Jesuiten sahen sich schließlich genötigt, durch authentische Zeugnisse vom Hofgericht und der Stadt Thorn der Königsberger Regierung zu beweisen, daß der Brief lediglich eitle Fabelei sei und auf Lug und Trug beruhe.[2]

Auch das Corpus Evangelicorum macht sich in einem langen Klageschreiben über Bedrückungen der Protestanten im Reiche, dat. Regensburg, 16. Nov. 1720, Fabeln über die Jesuiten zu eigen, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun haben. An den Verfolgungen der Evangelischen — so schreibt es — ist auch die römische katholische Geistlichkeit nicht ganz unschuldig, „darunter sonderlich die Jesuiten (so jedoch nur von dem größesten Haufen zu verstehen, und nicht zu läugnen ist, daß, wie unter allen Orden viele, also auch unter den Jesuiten Einige, zu finden seynd, welche einen Abschen an solchem Unwesen tragen) durch die Gewalt, so diese letztere bei verschiedenen Höfen an sich gezogen, zu den jetzigen Verdrießlichkeiten den grössesten Anlaß

[1] Die ganze Sammlung ist gefälscht. Trotzdem wurde sie als ungedruckt von Brockhaus in Leipzig in drei Auflagen (1821, 1822, 1846) von neuem herausgegeben. Der Fälscher ist der Exjesuit Franz v. Grossing. Auf die Fälschung hat zuerst Brunner eingehender im Jahre 1868 aufmerksam gemacht, und Fournier erklärte 1881 in der „Allgemeinen deutschen Biographie", daß die Sammlung „nur Falsifikate" enthalte. Im Jahre 1885 schreibt Fournier in seinen Historischen Studien (1, 1332[1]): „Die unter dem Titel ‚Briefe Josephs II.' zuerst in Konstantinopel 1790, dann 1821, 1822 von Grossing, später 1846 von Schuselka herausgegebene und bis auf die jüngste Zeit wert gehaltene Sammlung enthält nur Falsifikate, die der Feder Grossings entstammen." Trotzdem hat sie Erdmannsdörffer im Jahre 1893 in seiner „Deutschen Geschichte" (II 210), als echt verwertet. Genaueres über die Fälschung und den Fälscher in den „Histor.-polit. Blättern" 133 (1904) 786 ff.

[2] Dittrich, Geschichte des Katholizismus in Altpreußen 615.

gegeben, und durch ihre ganz verdorbene Moral (welche soweit gehet, daß gekrönte Häupter ihr Leben nicht einmal in Sicherheit behalten können, sie auch aus vielen Ländern verjagt zu werden, verdient haben), erst der Jugend, und hernach selbst Regenten auch insonderheit beybringen, daß man Pacta et bonam fidem zu agnosciren, sich im Gewissen eben nicht verbunden finde, sondern ad praetensem majorem Dei gloriam et Ecclesiae incrementum wohl gegen die von ihnen so-genannte Ketzer freveln könne".[1]

Je weiter das Land entfernt und je schwieriger die Kontrolle war, um so ungenierter konnten die tollsten Märchen verbreitet werden. Da nahmen z. B. die Fabeln von dem König Nikolaus, von den Jesuiten-Schlachten in Paraguay, von den Mordtaten der Jesuiten in Kalifornien ungehindert ihren Lauf durch die Welt.[2] In Kalifornien sollten die Jesuiten nicht weniger als 2000 der vornehmsten Welt- und Ordensgeistlichen ermordet und ins Meer geworfen haben, so zwar, daß die Fische aus Verabscheuung solcher Untat aus selbiger Gegend anderswohin gewandert sind.[3]

Wie die protestantischen Urteile über die Jesuiten wissenschaftliche Kritik vermissen lassen, so entbehren sie vielfach auch den anständigen Ausdruck. P. Matthäus Vogel hat in seiner Gründlichen Unterweisung in dem wahren katholischen Glauben aus den Jahren 1716 ff. eine kleine Blütenlese beleidigender Ausdrücke veranstaltet. In dem Miles gloriosus des Calvinus Peracher (1721) werden die Jesuiten gebrandmarkt als bestellte Mordbrenner des Papstes, geschworene Trabanten des Satans, verlogene Knechte des Römischen Antichrists, gewissenlose Ertzbößwichte, des Satans Janitscharen, Esel, Höllfurien usw., die Gesellschaft Jesu nennt er eine ehebrecherische Schwester oder Tochter der Babylonischen Hur usw. Unter diesen Polemikern befanden sich Männer, die bei den Protestanten hohes Ansehen genossen, wie die Herausgeber der Unschuldigen Nachrichten, Löscher und Genossen.[4]

Von den für die deutschen Jesuiten günstigen protestantischen Urteilen soll hier nur ein Urteil Friedrichs des Großen angeführt werden. Seine zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedenen Urteile wurden bereits früher berührt, hier handelt es sich um ein Urteil, das er nach einer langen Erfahrung von mehr als drei Jahrzehnten aus persönlichem Umgang und persönlicher Kenntnisnahme gefällt hat. Am 27. September 1775 schreibt er an den Bischof von Ermland:

Mein lieber Fürst Bischof von Ermland! Es ist Euch keineswegs unbekannt, wie sehr Ich Mir die gute Erziehung der Jugend in Meinen Staaten angelegen sein lasse. Man trifft überall Merkmale Meiner Vorsorge an, welche Ich zum Besten dieses Theiles Meiner Regierung gemacht habe.

Eben derohalber, da Ich von der Jugend Eurer Religion rede, habe Ich mit Verdruß wahrgenommen, daß Meinem Erziehungsplan eine völlige Zernichtung bevorgestanden, als man den Jesuitenorden zernichten wollte, welcher Mir dennoch so tauglich zur Bildung und Führung der Jugend bei Erlernung der Wissenschaften vorkame. Ich habe deshalb zur Beibehaltung des Ordens in Meinen Landen alles mögliche getan, und der Papst selbst hat denen Grundursachen, die Mich veranlasset dergleichen Lehrmeister zu begünstigen, seinen Beifall nicht versagen können. Seine Heiligkeit haben vielmehr darob Ihren Wohlgefallen geäußert und Mir zu wissen getan,

[1] Schauroth, Vollst. Sammlung aller Schreiben des Corpus Evangelicorum von 1663—1752. 2 (1751) 776.

[2] Über mehrere dieser Fabeln s. Duhr, Jesuitenfabeln[4] 217 ff. 858 ff.

[3] (Bägert) Nachrichten von Kalifornien. Mannheim 1772 331 ff.

[4] M. Vogel, Gründliche Unterweisung 3. Aufl. Cölln 1774 1, 751 ff. Vergl. auch den Geplünderten Jesuiten-Boten des Herborner Professors Gg. Fabricius (1750).

welchergestalt Hochdieselben, was diese in Meinen Staaten befindliche Patres anlangt, sich von aller Irregularitätserklärung gegen dieselbe enthalten würden angesehen Ich einmal die Vorteile erkennte, die zu Meinem Ziel und Zweck dienlich, und die Sie selbst sowohl für gerecht als lobsam hielten.

Zufolge nun dieser Päpstlichen Erklärung geschiehet es, daß Ich Euch durch gegenwärtiges Schreiben anbefehle, im geringsten nichts, was diese Patres durch Meine Staaten anbetrifft, sowohl in geistlichen als in weltlichen Sachen abzuändern, ja sie vielmehr in statu quo zu belassen, auch ihnen die bisher genossene Gerechtsame zu verstatten, und keineswegs ihnen weder die geistlichen Weihungen, weder andere Vergünstigungen, die ihrem Institut gemäß, zu versagen. Ich habe eine allzu vorteilhafte Vorstellung von Eurer Frömmigkeit, als daß Ich Mich nicht überzeugen sollte, wie daß Ihr Euch beeifern werdet, diesen Befehl mit der äußersten Beflissenheit zu befolgen, und also Meine Absichten, die nur zu bestmöglicher Auferziehung der Jugend Eurer Kirche abzielen, zu unterstützen.

Übrigens bitte Ich Gott, daß er Euch, mein Herr Fürst Bischof von Ermland, unter seiner heiligen und würdigen Obhut erhalte. Euer wohlaffectionierter König Friedrich.[1] —

Bei den Urteilen auf katholischer Seite über die Jesuiten müssen wir den Charakter der betreffenden Urteiler ins Auge fassen, ob sie überhaupt kirchenfeindlichen Tendenzen huldigen oder im Leben und Urteil sich als treue Kinder der katholischen Kirche erweisen. Es ist eine historisch feststehende Tatsache, daß alle kirchenfeindlichen oder unkirchlich gesinnten Katholiken auch als Feinde der Jesuiten sich bei gegebenem Anlaß zu scharfen und schärfsten, durchaus unbegründeten Urteilen hinreißen ließen.

Ein genauer Kenner dieser Zeit hat geurteilt: „Die Einschränkung und Minderung der geistlichen Machtbefugnisse im allgemeinen, der päpstlichen im besonderen, war eine Haupttendenz des Zeitalters und auch eine der Hauptursachen, ja die Grundursache der Eingenommenheit wider die Jesuiten als spezifische Repräsentanten und Vertreter des kirchlich-päpstlichen Universalismus." Dazu kam: „In den um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland beginnenden Bewegungen auf kirchlich-theologischem Gebiete zeigte sich der augenscheinliche Einfluß gallikanischer und jansenistischer Ideen, die ihrerseits wieder den Tendenzen der philosophischen Aufklärung vorarbeiteten und, soviel an ihnen war, das vom Zentrum der kirchlichen Einheit losgelöste sogenannte Nationalkirchentum unter die bevormundende Oberherrschaft der weltlichen Gewalt stellen halfen."[2]

So ist es erklärlich, daß alle Gelehrten und Staatsmänner die gallikanischen, jansenistischen oder staatsabsolutistischen Tendenzen huldigten, sich in ihren Urteilen von der Gegnerschaft gegen die Jesuiten leiten ließen. Außerdem stoßen wir auf einzelne aus irgendeinem Grunde gegen die Jesuiten voreingenommene oder erbitterte Mitglieder verschiedener Orden, die darauf ausgehen, die Gesellschaft Jesu zu reformieren bzw. zu vernichten. Die Tuba magna des Karmeliten Henricus a S. Ignatio gibt im Anfang des Jahrhunderts den Ton an.[3] Am 2. Mai 1739.

---

[1] Preuß, Urkundenbuch zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen 3 (1833) 112 f.

[2] Werner, Geschichte der katholischen Theologie 203 f.

[3] Die Tuba magna erschien 1713 in Holland mit dem fingierten Druckort Straßburg, in zweiter Auflage als Tuba altera 1714, in dritter Auflage 1717. Sie enthält meist den Abdruck früherer Streitschriften von Schoppe, Valerian, Palafox u. a. In der ersten Auflage werden sogar die Monita secreta als echt abgedruckt, dann aber in der 2. Auflage infolge der Widerlegung durch P. Huylenbroucq (Societatis Jesu Vindicationes alterae Gandavi 1713) als unecht preisgegeben. Die Tuba gibt auf dem Titel ihre Absicht öffentlich preis: De necessitate longe maxima reformandi Societatem Jesu. Über ihren kritischen Wert s. (Reiffenberg),

schreibt der General Retz an den kaiserlichen Beichtvater Tönneman in Wien, daß sich gewisse Leute verschworen hätten, die Gesellschaft zu vernichten. Als dieser Plan dann in Portugal (1759), Frankreich (1764), Spanien und Neapel (1767) gelungen, ergoß sich von diesen Ländern eine wahre Schlammflut von Schmähschriften oft der widersinnigsten Art gegen die Jesuiten durch die ganze Welt. Die Gewalthaber dieser Staaten hatten natürlich das größte Interesse daran, ihre schreienden Untaten zu beschönigen, ja zu verherrlichen und ihnen womöglich durch die allgemeine Aufhebung des Ordens gleichsam das Siegel der kirchlichen Bestätigung aufdrücken zu lassen. Zentralen für die Verbreitung solcher gelehrter und ungelehrter Schriften waren besonders Lissabon und Rom.[1]

Zu den scharfen Beurteilern gehören besonders Bassi, Osterwald und Lori.

Der Augsburger Stiftsherr Joh. B. Bassi (Italiener) wünschte schon früh den Jesuiten das Schicksal der Tempelherren.[2] Der Nassauer Konvertit und Ex-Benediktiner Peter Osterwald, zuerst Geheimrat bei dem Kardinal Johann Theodor, dann zweiter (weltlicher) Direktor bei dem geistlichen Rat in München, tat sich hervor als Kämpfer gegen die Freiheit der Kirche und ihrer Orden. Über die Jesuiten urteilte er mit einer an Haß grenzenden Abneigung. Seine „akademische Rede von dem Zusammenhang aller Wissenschaften" (1762) schloß er mit den Worten: „Sie wissen es! Es hat vor Zeiten Leute gegeben, die von Neid, Hochmut und Eigensinn besessen waren, die alles über und neben sich verachteten; die mit ihrer groben Unwissenheit dennoch die alleinigen Richter der Erde sein wollten; die ihre Hoheit und Größe nur nach anderer Erniedrigung abzumessen und ihre Weisheit auf die Dumm- und Unwissenheit anderer zu gründen trachteten; die immer in nagenden Sorgen stunden, es möchte ihr Ansehen bei Aufklärung des Verstandes anderer Leute fallen und das unsinnige Blendwerk, womit sie die Einfältigen gefesselt hielten, auf einmal verschwinden."[3] In seiner akademischen Rede von der lateinischen Sprache (1765) suchte er zu erweisen, wie elend, wie beschwerlich, wie langsam und unzweckmäßig der Unterricht in dieser Sprache sei. Die bisherige Wissenschaft war ihm ein ebenso leerer als geschwätziger und stolzer Schultand.

Kritische Jesuiter-Geschichte 26 ff. Wie stark die Tuba auch in kleineren deutschen Städten verbreitet wurde, zeigt eine Notiz in den Jahresberichten des Kollegs von Neuburg zum Jahre 1715: Ex Theologia morali disputatum semel, praemissa brevi apologia contra mendaces infamis tubae clangores, in nostra civitate passim ex angulis perstrepantes. *Litt. an. Germ. sup. 83, 217v.

[1] In Rom dirigierte diese Preß-Kampagne besonders der portugiesische Gesandte Almada: Cordara, De Suppressione S. J. commentarii p. 39 ff., in Lissabon Pombal durch Pagliarini, Norbert, Pereira und andere. Duhr, Pombal 18 f. 24 ff. 107 ff.

[2] Vergl. *Bassi an Amort 9. Sept. 1759 in Clm. 1398. — Auf Grund der Nuntiaturakten urteilt ein neuerer Historiker von Bassi: „Bassi (ein ehemaliger päpstl. Untertan) war Dekan des Kollegiatstiftes St. Moriz und genoß in hohem Grade die Gunst des Bischofs Joseph, Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der, ein engelreiner, aber unselbständiger Charakter, sich ihm fast blindlings anvertraute. Durch sein hochfahrendes aufgeblasenes Wesen und seine Verleumdungssucht machte er sich in der ganzen Diözese gefürchtet und verhaßt. Dem Domkapitel zu Augsburg, das jeden Verkehr mied, warf er ‚Zügellosigkeit und Lasterhaftigkeit vor', während von ihm die Fama sehr schlimme Dinge zu erzählen wußte, wofür aber keine direkten Belege zu erbringen waren. Eine Untersuchung Garampi's verlief resultatlos, die vom apostolischen Stuhl beschlossene Suspension von der päpstlichen Kämmererwürde, die Bassi bekleidete, unterblieb, um den Bischof nicht zu betrüben und den Günstling nicht zum Aeußersten zu treiben. Dengel, Garampi in Deutschland 1761—63 (1905) 72. Das Augsburger Domkapitel hatte allen seinen Untertanen jeden Verkehr mit Bassi verboten „con un soggetto convicto di maldicenza, menzogna, impostura". Garampi 9. Nov. 1762.

[3] Gebele, Peter von Osterwald (ohne J.) 23 f.

Im selben Geiste wie Osterwald kämpfte gegen die Jesuiten der frühere Ingolstädter Professor Lori. Wie er gegen die Jesuiten arbeitete, geht u. a. aus einem Brief hervor, den er am 10. März 1759 an den jesuitenfeindlichen Pollinger Propst Franz Töpsl richtete, in dem es heißt: Malagrida hat die Edelleute (in Portugal) durch seine Sentenze und exercitia verführet. Hier laufen die Jesuiterboten mit dem Dekret des Generals Aquaviva von 1610 in der Stadt herum, um zu beweisen, daß die Sozietät den Königsmord niemal für erlaubt gehalten habe. Wir halten für notwendig, das Publikum und den Hof vor dieser Unwahrheit sicherzustellen und wünschen, daß wir eine kleine Sammlung der Passagen aus den Jesuiter-Kasuisten und Kanonisten hätten, worin das regicidium behauptet worden. Uns gehn teils die Bücher, teils die Belesenheit ab, dieses Vorhaben so geschwind auszuführen. Ist es nicht erlaubt, H. Dechant (Amort!), der die meisten auswendig weiß, um diesen Dienst anzugehen, die ganze Loge bittet hierum. Wir schweigen wie die Mäuse und machen den besten Gebrauch hiervon. Ob periculum in mora muß die Zeit nicht versäumt werden.[1]

Bei einer solchen skrupellosen Kampagne ist es nicht zu verwundern, daß die von Verleumdungen und den unsinnigsten Berichten strotzenden Schriften bei der großen Masse des Volkes und auch bei manchen Gebildeten ihre Wirkung nicht verfehlten. Mehrere Bischöfe erhoben Klage darüber in ihren Briefen an den Hl. Stuhl. So schrieb der Kardinal Lambert von Passau 9. Mai 1759 an Klemens XIII.: Ich kann nicht länger meine Befürchtungen verhehlen in Betreff des Unrechts, das der Gesellschaft Jesu zugefügt wird durch die große Zahl skandalöser Schriften, die in den protestantischen Ländern Deutschlands gedruckt und überall ungestraft verbreitet werden. Selbst in katholischen Städten bringen die dort erscheinenden Zeitungen Berichte aus solchen Schriften.[2] Der Fürstbischof von Basel, Joseph Wilhelm, klagt am 17. Mai 1759 dem Papste: Seit einiger Zeit werden besonders von Maragnon und Portugal viele und scheußliche Verbrechen über Männer von erprobter Tugend verbreitet. Die gelehrten und frommen Katholiken können diese Lügen mit Händen greifen und erkennen klar, daß diese Verleumdungen nur die Ausrottung von ausgezeichneten Heilsmitteln bezwecken, aber die schwächeren werden durch die häufige Wiederholung verführt und beginnen an der Falschheit der horrenden Gerüchte zu zweifeln. In Folge davon posaunen nicht allein die Häretiker ihre alten Schmähungen gegen die Gesellschaft Jesu als verbürgte Wahrheiten aus, sondern auch Katholiken meiden den Verkehr mit den Patres, entsetzen sich über ihre Doktrinen und werden so allmählich abgeneigt, auf ihre heilsamen Ermahnungen zu hören.[3]

Auch die Postzeitungen beteiligten sich an der Verbreitung der abenteuerlichen Gerüchte. Deshalb erließ der kaiserliche Generalpostmeister Fürst Ferdinand Alexander von Thurn und Taxis am 30. Juli 1768 an die Postmeister der Hauptstationen den Befehl, darauf zu achten, daß die Postzeitungen aus den protestantischen und besonders den holländischen Zeitungen keine lügenhafte Berichte gegen die Jesuiten aufnähmen. Die Jesuiten stünden sowohl am kaiserlichen Hof als auch bei ihm in solcher Achtung, daß er nicht ruhig ansehen könne, wie ein von den Päpsten und sogar dem allgemeinen Konzil bestätigter Orden in niedriger Weise verleumdet werde.[4]

---

[1] *Orig. Cym. 1787. Vergl. den Brief vom 1. Dez. 1759.

[2] Ravignan, Clément XIII. et Clément XIV. 2, 95.

[3] Ravignan 2, 110. Vergl. Erzbischof von Görz 12. Mai 1759 l. c. 2, 105.

[4] *Epp. Princip. Extern. 39 f. 275. Ravignan, 2, 361.

Aus der Tatsache, daß alle Kirchenfeinde sich als Gegner der Jesuiten erklärten, folgt noch nicht, daß alle treuen Katholiken stets Freunde der Jesuiten waren. Nein, auch unter guten Katholiken gab es Gegner der Jesuiten. Wenn wir den Gründen nachforschen, weshalb auch manche gute Katholiken den Jesuiten nicht freundlich gegenüberstanden, so können vielleicht folgende einiges Gewicht beanspruchen. Da ist es vor allem die Machtstellung an den Höfen und die Mannigfaltigkeit und Tüchtigkeit der geleisteten Arbeit, die vielfach Neid und Mißgunst erwecken und bewußt und unbewußt im Verhalten gegen die Jesuiten eine Rolle spielen konnten. Dann der Korpsgeist, der die Mitglieder jedes Korps, das etwas geleistet und noch etwas leistet, mit gerechtem Stolz erfüllen, aber nicht zur Überhebung über andere führen darf. Daß es bei der Schwäche der menschlichen Natur auch bei einzelnen Jesuiten an dieser Überhebung freilich sehr im Gegensatz zu ihrem Institut und den Mahnungen der Obern nicht gefehlt hat, kann wohl kaum in Abrede gestellt werden. Jede Überhebung macht Feinde.

Manche Übelstände wurden den Hofbeichtvätern zugeschrieben, vereitelte Bewerbungen auf ihr Schuldkonto gesetzt, enttäuschte Hoffnungen auf den Mangel an entschiedener Verwendung von seiten der um Hilfe angegangenen Hofbeichtväter zurückgeführt.[1] Daß einzelne Hofbeichtväter ihrer so schwierigen Stellung nicht gewachsen waren und Anlaß zu begründeten Klagen gegeben haben, kann ja von vornherein zugegeben werden, wenn man auch im einzelnen den strikten Nachweis dafür fordern muß.

Ein weiterer Grund der Gegnerschaft war das Unterrichtsmonopol. Alle Monopole, besonders aber solche auf geistigem Gebiete, sind gehässig. Mochten auch sehr gute Gründe für die ängstliche Festhaltung an diesem Monopol im Interesse des Unterrichts und besonders der Erziehung beigebracht werden, so hätte man in manchen Fällen doch einen viel weiteren Blick und größeres Verstehen für andere Interessen bekunden dürfen, besonders wenn es sich handelte um Errichtung von Schulen oder Einführung von öffentlichen Vorlesungen von seiten anderer Orden.[2] Eine Mahnung in dieser Beziehung hatte ja schon früher der General Vitelleschi ergehen lassen. Wenn man das Monopol des Unterrichts zu stark betonte und dessen Rechte zu scharf geltend machte, so mußte dies Verbitterung erzeugen. Dazu kam gerade auf diesem Gebiete noch, daß man nach der Meinung mancher Gelehrter zu langsam und nur zögernd wirkliche oder vermeintliche Verbesserungen und Fortschritte annahm.

Manche Gegnerschaft haben dann unzweifelhaft noch einzelne Jesuiten unbewußt gesteigert durch ihre Angriffslust gegen alles, was nicht mit ihren Schulmeinungen und Arbeitsweisen übereinstimmte, und sich dadurch sehr gegen ihren Willen in den Verdacht der Verketzerungssucht gebracht. Verketzerungssucht wirbt aber keine Freunde, sie kann sogar die besten Freunde zu Gegnern machen. Dazu kam besonders erschwerend, daß man mit der wirklichen oder vermeintlichen Schuld des einen Jesuiten das Konto aller Jesuiten belastete und in vielen Fällen nicht diesen Jesuiten, sondern die Jesuiten beschuldigte. Man kann auch nicht

[1] P. Gervasoni drückt in einem Schreiben an P. Celle dat. Madrid, 12. Dez. 1755 seine und seiner Mitbrüder Genugtuung darüber aus, daß der Posten des königlichen Beichtvaters der Gesellschaft genommen sei: La collacion de todos los beneficios se venia a reducir en la voluntad del confesor. Eran treinta los pretendientes, uno solo le debia obtener, y de aqui se originaban veintenueve descontentos del confesor, y, por consecuencia, de la Compañia. De todos estos enemigos, murmuraciones y quejas estamos del todo libres. Simancas, Estado Leg. 7281 bei Astrain, Historia de la Compañia de Jesús (España) Madrid 1925 7, 168.

[2] Vergl. Gesch. 2, 518 f.

leugnen, daß einzelne Jesuiten durch zu scharfe Polemik gegen den Gegner und durch einseitige Apologie der Ordensmitglieder gefehlt haben. Diese Art der Advokatur, die den Gegner nicht scharf genug auffassen kann, an den Freunden aber Fehler, die wirklich Fehler sind, nicht anerkennen will, war nicht geeignet, Gegner zu entwaffnen und Freunde zu gewinnen. In dieser Beziehung schrieb Erzbischof Migazzi am 14. August 1761 (in der Zeit der Spannung mit den Jesuiten) an die Kaiserin Maria Theresia: „Die Erfahrung hat schier allezeit (?) gezeigt, daß die Patres Soc. die Lehrsätze ihrer Mitbrüder hart oder gar nicht verwerfen, wohl aber dieselben auf alle mögliche Art zu vertheidigen suchen ... Es seye ferne von mir, daß ich all jenes, was von einigen Gliedern geschieht, einer Gemeine zuschreibe; doch begehret von mir die Wahrheit, daß ich aufrichtig gestehe, wie ich mich nicht erinnere, weder gelesen noch gehört zu haben, daß wenn einer aus der Gesellschaft Jesu sich in seinen Schriften vergangen hat, er nicht alsbald viele Vertheidiger aus seinen Ordensbrüdern gefunden hat. ..."[1]

Auch die Stellung der Jesuiten in der Seelsorge machte zuweilen Gegner. Je verwahrloster Kanzel und Beichtstuhl mancherorts waren, um so eifriger mußten sich die Jesuiten derselben annehmen. Aber auch wo geordnetere Verhältnisse bestanden, strömten die Scharen der Gläubigen zu den Jesuitenkirchen mit Vernachlässigung der Pfarrkirchen. Es ist menschlich zu verstehen, wenn dadurch manchmal Unmut entstand. Dieser Unmut mußte dann noch gesteigert werden, wenn einzelne Jesuitenobere auch noch im achtzehnten Jahrhundert ihrem Kolleg das Recht auf diese oder jene Pfarrkanzel zu sichern suchten, wodurch dann der Pfarrer so eingeschränkt wurde, daß er die eigene Kanzel nur an wenigen bestimmten Sonntagen oder Festtagen benutzen konnte. Es hat wohl gewiß zuweilen das Empfinden dafür gefehlt, wie weh ein solches Verfahren dem Herzen eines eifrigen Pfarrers tun mußte.[2] Da konnte sich dann leicht der Vorwurf festsetzen, die Jesuiten wollen alles allein tun, sie wollen alles an sich reißen und verdienen deshalb mit Recht den Namen Solipsen (soli ipsi), sie suchen nicht die größere Ehre Gottes, sondern die Ehre der Gesellschaft, d. h. in gewissen Fällen die eigene persönliche Ehre.

Der Kölner Exjesuit Adam Contzen hat sich über Feinde der Jesuiten also geäußert:

Was die Feindschaft der Universitäten betrifft, kann ich aus dem Beispiele der kölnischen, wo ich 17 Jahre Professor der Philosophie war, urteilen. Es ist nicht zu sagen, was die kölnische Universität von Anfang an bis zu den letzten Zeiten dem Kollegium (der Jesuiten) für Verdruß und Händel gemacht hat. Die Ursachen waren 1. eine gewaltige Eifersucht gegen diese neuen Ankömmlinge, welche durch ihre Gelehrsamkeit und vernünftige Art zu lehren, eine solche Menge Schüler in ihre Schulen zogen, daß darüber die andern Schulen fast zur Einöde wurden. Hierzu kam 2. der Schaden, welchen die Professoren der Universitäten im Beutel erlitten, teils weil sie jetzt so wenig Schüler hatten, teils weil sie genötigt waren, nach dem Beispiel der Jesuiten unentgeltlich zu lehren. Viele Ordensleute wurden eifersüchtig durch den starken Besuch der Jesuitenkirche und wegen der Hochachtung, in der die Jesuiten bei allen Ständen standen. Hierzu kam die Verschiedenheit der Meinungen über verschiedene Gegenstände der Theologie, wobei ich nicht leugnen will, daß der Streit manchmal von beiden Seiten mit gar zu großer Hitze geführt worden sei. Ich will

---

[1] Kink, Gesch. der Universität Wien 1, 417 Anm.

[2] Manche Gegner unter dem Weltklerus entstanden auch daher, weil einzelne Kollegien auf den ihren Fundationsgütern inkorporierten Pfarreien, gestützt auf ihre Rechte und Privilegien, nur Vikare, nicht Pfarrer, anstellten, was z. B. 1729 zu lebhaften Klagen der Priester von Ebersberg und Umgegend führte. *Hist. Coll. Monac. 2, 414.

auch nicht in Abrede stellen, daß mancher Jesuit durch seinen unvernünftigen Stolz und durch die Verachtung, welche er gegen die übrigen Ordensgeistlichen blicken ließ, nicht wenig zu dieser Feindschaft beigetragen hat. Und eben dabei hab ich oft bemerket, daß diejenigen Jesuiten, welche sich dabei am meisten verfehlten, gerade diejenigen waren, welche die wenigste Tugend und Gelehrsamkeit besaßen, welche mithin die wenigste Ursache zum Stolze und Verachtung anderer hatten.[1]

Wie sich Freunde und Gegner der Jesuiten in katholischen Kreisen vor der Aufhebung verteilten, schildert ein kompetenter Beurteiler für das Fürstbistum Eichstätt folgendermaßen:

„Die Freunde des neuen Lichtes (der Aufklärung) hatten die Jesuiten zum ersten Gegenstande ihrer Angriffe gemacht. Eben darum machte der Fürstbischof Raymund Anton die Jesuiten, seine einstmaligen Lehrer, zum ersten Gegenstand seines Schutzes. Er wird sie um jeden Preis halten, wenn man sie stürzen will. Sie sind Lehrer und Erzieher an den Unterrichtsanstalten seines Stiftes, sie versehen die ersten Kanzeln seiner Diözese, sie leiten die Bürger durch ihre Kongregationen, sie erhalten das religiöse Leben im Volke durch ihre Missionen, in der Jugend durch ihre verschiedenen geistlichen Übungen; sie bewegen sich bei Hofe und helfen seine Feste verschönern, wie sie bereit sind, zum tiefsten Elend hinabzusteigen und Linderung zu bringen . . . Hinter dem Bischof steht das Volk. Die Jesuiten genießen seine ganze Achtung, sein vollkommenes Vertrauen. Die Söhne der ersten Familien gehören dem Orden an; die meisten der berühmten Namen, welche das Volk kennt, sind aus der Schule der Jesuiten hervorgegangen. In ihren Kirchen erbaut es sich an der Pracht des Gottesdienstes, auf ihrer Kanzel hört es die besten Prediger, in ihren Schulen und unter ihrer Aufsicht glaubt es die Jugend am sichersten. In der Geistlichkeit ist nicht einerlei Meinung über die Jesuiten. Während viele für sie begeistert sind, ist ein Teil etwas eifersüchtig auf ihr Ansehen beim Volke und ihren Einfluß auf dasselbe, schlecht gelaunt wegen mancher Beförderung, welche durch die Hände der Jesuiten gegangen sein soll, vielleicht auch wegen der straffen Haltung der Zügel kirchlicher Disziplin von seiten des Bischofs, die von den Jesuiten verursacht sein kann. Manche sind auch mit ihrem Lehrsystem und ihrer seelsorglichen Praxis nicht einverstanden; sie sind gegen ihren Probabilismus in der Moral, gegen ihr Festhalten an der scholastischen Form in der Dogmatik eingenommen . . . Das Domkapitel ist im allgemeinen ihnen im Augenblick nicht günstig . . . Der Regularklerus in Eichstätt hat wenig Sympathien für den Orden; der Grund ist, wie überall, der Vorrang der Jesuiten. Offener Zwiespalt besteht übrigens nirgends. Förmliche Anklagen können zum Vorschein kommen, sobald ein Kampf losbricht; dann aber ist, auch wenn der Orden wirklich Mängel hat, hierzu von diesem Teil der Geistlichkeit der Zeitpunkt schlecht gewählt, weil sie nicht bemerkt, daß nicht ihr, sondern einer bösen Macht jeder Platz zur Beute wird, von welchem es gelingt, die Jesuiten jetzt zu verdrängen."[2]

Nachdem wir uns nach dem Urteil der Zeit bei den protestantischen und katholischen Gegnern der Jesuiten erkundigt, müssen wir auch noch die Freunde zu Wort kommen lassen. Wir werden besonders bei solchen anfragen, die uns genaue Auskunft geben können auch über den allgemeinen Stand des Geistes und der Arbeiten bei den deutschen Jesuiten, ob die deutschen Jesuiten ihren Idealen treu geblieben, ob sie die Ordenszucht bewahrt und fruchtbare Arbeit geleistet haben.

Die Wahrheit über den Stand der Ordenszucht konnten die Jesuiten selbst am besten wissen, und nach der Aufhebung fiel jeder Grund weg, mit dieser Wahrheit hinter dem Berge zu halten, wenn das Urteil ungünstig für den Orden lautete, weil das ja liebliche Musik für die damaligen aufgeklärten Machthaber war: mithin lag es nicht im zeitlichen Interesse der Exjesuiten, wenn sie dem Orden ein

---

[1] Annalen des Vereins für die Geschichte des Niederrheins, 109, 76 f.

[2] J. G. Suttner, Geschichte des bischöflichen Seminars in Eichstätt (1859) 87 f.

gutes Zeugnis ausstellten. Trotzdem haben die Exjesuiten, sowohl solche, die nur wenige Jahre im Orden zugebracht, als auch solche, die dem Orden 30, 40, 50 Jahre angehört, für den Ordensgeist ein glänzendes Zeugnis abgelegt. Ebenso unanfechtbare Beweiskraft besitzen diejenigen Äußerungen der Exjesuiten, welche nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren.

Bekannt sind die herrlichen Worte, die der Exjesuit Michael Denis seinem Orden gewidmet hat in seiner Autobiographie. Auch abgesehen von seiner Autobiographie hat Denis seinem Orden stets das günstigste Zeugnis ausgestellt. So schreibt er in seinen „Lesefrüchten" (I, 194) nach Aufzählung vieler Gelehrten aus dem Jesuitenorden: „Dieses zum Andenken einer Gesellschaft, in welcher ich vom Ende des Jahres 1747 bis zu ihrer Auflösung ohne Abgang, ohne Lebenssorgen, unter schönen Beispielen von Tugend und Anstrengung zufrieden gelebet, gelernet und gelehret habe, und ich mich noch itzt keines eigenen oder fremden Fehlers erinnere, der von den Vorgesetzten entdeckt und nicht geahndet worden wäre."

In der Bibliothek des Historischen Vereins zu Dillingen befindet sich ein kleines Büchlein, in welches P. Joseph Ruff S. J. die Namen seiner Schüler zu Ingolstadt, Neuburg und Dillingen eingetragen hat. Dann folgt eine rührende Äußerung über die Aufhebung der Gesellschaft Jesu: „Nachdem ich zwölf Jahre in den Gymnasien gewirkt, wurde ich zu dem Amte eines Apostolischen Missionärs in Schwaben berufen. Fünf Jahre lang habe ich dieses freilich beschwerliche, aber überaus fruchtreiche Amt mit der größten Herzensfreudigkeit verwaltet, in den zwei letzten Jahren auch als Oberer. Als nun alles in der besten Weise voranging, da erscheint plötzlich das apostolische Breve des Papstes Klemens XIV. und vernichtet gänzlich die gesamte Gesellschaft Jesu. — Und so hörte ich nach 20 Jahren, welche ich in der von mir immer innigst geliebten Gesellschaft Jesu zugebracht habe, auf, Missionär und Ordensmann zu sein: mit welchem Seelenschmerze — du weißt es, Herr, der du alles weißt! Aber wenn auch dieses zu deiner größern Ehre gereicht, so mögest du auch hierin gebenedeiet sein, der du gebenedeiet und lobwürdig bist in alle Ewigkeit. Amen."

Ähnliche Urteile liegen aus der oberrheinischen Provinz vor: P. Florin Dabutz (geb. 1727 zu Camberg-Nassau, eingetr. 1745, † 1804), der von 1766 bis 1770 eine Reihe von Lehrbüchern über Arithmetik, Geometrie, Mechanik, Optik und Geographie herausgab, war bei der Aufhebung Professor der Mathematik in Mainz. Zwei Jahre später, 1775, gab er zur Warnung besonders für junge Leute eine Schrift heraus mit dem Titel „Der Unsinnige Freigeist". Die Vorrede dieses Buches beginnt er mit folgender Erklärung:

„Solang ich mich in jenem Orden befunden, dessen Hauptbestimmung war, nebst seinem eigenen, auch des Nächsten Heil und Vollkommenheit zu befördern, gingen alle meine Gedanken und Sorgen dahin, wie Ich diesem doppelten Endzweck bestmöglichst nachleben möchte. Und wiewohlen mich der Gehorsam nicht allzeit mit solchen Verrichtungen beschäftigte, welche den geistlichen Nutzen des Nebenmenschen zum ohnmittelbaren Gegenstande hatten; so habe Ich doch solchen niemahl ausser Acht gelassen. Die zwölf letzten Jahre meines geistlichen Lebens habe Ich auf verschiedenen Universitäten zugebracht, und teils Philosophie, teils die Mathematic öffentlich gelehret: Mann weis aber wohl, daß dieses keine Wissenschaften sind, die aus sich selbsten zum Seelenheil etwas beytragen: Jedoch bin ich dabey Jederzeit bedacht gewesen, in meine öffentliche Vorlesungen da und dort ewige Wahrheiten einzustreuen: Ja Ich liesse mir, als ein Jesuit eines Theils mehr angelegen seyn, die Wissenschaft der Heiligen als der Weltweisen meinen Candidaten beyzubringen; aus Ursach, weilen diese ohne jene mehr schädlich als nützlich

seyn würde. Da nunmehro aber unser Institut durch ein unerforschliches Verhängnüß Gottes völlig aufgehoben worden; so sehe ich mich dermalen ausser Stand gesetzet, meinem Nächsten in seinem Seelengeschäft fernerhin behülflich zu seyn. Ich darf in jetzo nicht mehr Predigen, nicht mehr Catechiziren, nicht mehr Beicht hören; und da Ich keine Hoffnung habe, zu einem öffentlichen Lehr Amt gebraucht zu werden, so sind mir sogar alle Nebenwege abgeschnitten, auf denen Ich wenigstens seitwärts dem Nächsten einige geistige Diensten erweisen könnte. Wie empfindlich mir dieses nun falle, kann Ich mit Worten nicht ausdrücken; und würde auch vieleicht, wenn Ich es könnte, bey vielen wenig Glauben finden. Gott allein weis, daß es für mich weit erträglicher wäre, mit Brod und Wasser meinem vorigen Beruf gemäs zu arbeiten als in Müßiggang meine noch übrige Lebensjahren zu verzehren. Unterdessen was soll Ich anfangen? soll ich klagen? bey wem aber oder gegen wen? vielleicht gegen Gott oder geistliche Obrigkeit? O das sey ferne von mir. Ich weis, was ich Gott und seinen Stadthalter auf Erden schuldig bin.[1]

Der Exjesuit Joh. Schwab, der 1778 zum Rektor der Universität Heidelberg gewählt wurde, schreibt in seiner Geschichte der Rektoren der Universität Heidelberg im Jahre 1790:[2] Von meinen guten Eltern wurde ich 1744 der Schule der hochw. Patres der Gesellschaft Jesu in Bamberg übergeben, unter deren väterlicher Sorge ich heranwuchs. Von der Zeit an, wo ich dieser Patres Arbeiten und Ämter, ihre Gradheit, Zuverlässigkeit, Sittenreinheit, Gelehrsamkeit, ihre ganze Lebenshaltung beobachtet und näher kennen gelernt, faßte ich ein großes Verlangen nach ihrem Institut und ich setzte alles daran, unter dieser Fahne mein künftiges Leben einrichten zu können. Nach Vollendung der Philosophie wurde 1751 mein Wunsch erfüllt. Durch diese ganzen 22 Jahre, die ich bis zur Aufhebung in der Gesellschaft zugebracht, habe ich in ihr sowohl bei den Ältern als Altersgenossen herrliche Beispiele gesehen als ebensoviele Mahner zu Reinheit, Tugend und zu einem eines Religiosen würdigen Leben; ich sah die hervorragendsten Männer, ausgezeichnet durch Tugend, Eifer und wissenschaftliche Leistungen, die zu Haus und draußen in mühevollster Arbeit in Seelsorge, Schule, auf dem Katheder, in den Krankenhäusern, Missionen, Gefängnissen, am Krankenbett für Gott, den Nächsten und das Vaterland sich abmühten, mögen auch Böswillige sie beschimpfen und ihren reinen Ruf anzutasten suchen. Schwab schildert dann, wie er nach Vollendung der Studien nach Ettlingen geschickt wurde, um die Kleinen und Armen zu unterweisen, besonders in Stupfferich, wo er ein Jahr lang als Pfarrer wirkte; hierbei sei ihm so recht die Eitelkeit allen Gelehrten-Ruhmes im Vergleich zur Seelsorge bei dem unwissenden Volk, den Kranken und Sterbenden in ihren Hütten zum Bewußtsein gekommen. —

Ganz besonderen Wert muß die Kritik den Urteilen über den Stand der Pflanzstätten der verschiedenen Provinzen beimessen. Jeder Orden ist so beschaffen wie seine Pflanzstätte. Ist der Geist des Noviziats gut, ist auch der Orden gut. Wie der Noviz so der Ordensmann, ist ein allgemein anerkannter Grundsatz. Waren mithin die Noviziate noch in den letzten Jahrzehnten vor der Aufhebung und zur Zeit der Aufhebung selbst noch in blühendem Zustand, so darf mit Folgerichtigkeit auf den blühenden Stand der Provinz geschlossen werden. Wir sind nun in der glücklichen Lage, über die Noviziate in den einzelnen Provinzen zuverlässige Urteile vorlegen zu können.

Über das Noviziat der oberdeutschen Provinz in Landsberg besitzen wir das

---

[1] Abgedruckt im Freiburger Diözesan-Archiv 54 (1926) 252 f.

[2] Syllabus Rectorum qui 1386—1786 in acad. Heidelberg. magisterium academicum gesserunt. Heidelbergae 2 (1790) 326 ff.

Zeugnis des späteren Regensburger Bischofs Mich. Sailer. Er schreibt in seiner Selbstbiographie, in der er von sich in der dritten Person spricht: „Im Herbst des Jahres 1770 trat er als Noviz in die Gesellschaft Jesu, und blieb bis zu ihrer Auflösung 1773 darin. ‚Ich habe, so schrieb er an einen seiner Freunde, im Noviziat zu Landsberg ein fast paradiesisches Leben gelebt. Betrachtung des Ewigen, Liebe des Göttlichen, und eine Andacht, die sich in diesem Doppel-Elemente beweget, dies wahrhaft höhere Leben des Geistes war der Gewinn dieser Jahre.'"[1]

Gelegentlich eines Angriffes erklärte Sailer im Jahre 1787: „Ich bekenne hiermit feierlich, daß ich unter den Jesuiten, in deren Mitte ich drei Jahre gelebt habe, nicht das geringste von den schnurkenmäßigen Grundsätzen, die ihnen zur Last gelegt werden, bin belehrt worden und nicht das geringste davon bemerkt habe, vielmehr, daß sie mich durch Wort und Beispiel zur christlichen Selbstverleugnung ‚abgerichtet haben', die ich jetzt sehr wohl brauchen kann."[2]

Sein Freund Christoph v. Schmid berichtet von Sailer: „Unter vielem anderem erzählte er einmal von den seligsten Jahren seiner Jugend, von seinem Noviziate zu Landsberg. Er erzählte uns ausführlich, was er in einem Briefe an einen Freund nur kurz berührte."[3]

Von dem Noviziat der oberrheinischen Provinz in Mainz hat der Exjesuit Dominik Roos (geb. 1736 als Sohn eines Bürgers von Schlettstadt, eingetr. 1755) in seinen Erinnerungen die folgende Schilderung entworfen:[4]

Also kamen wir gut und fröhlich in das Noviziat, wo uns unsere fratres charitativi erwarteten. Meiner hieß Melch. Müllich, welcher mir sehr demütig das Fußbad und nach Gebrauch das Essen ins Zimmer brachte, auch bei der Kleideränderung auf Francisci Borgia Tag das Bußzeug in einer gedeckten Schüssel dazulegte. Ich kann nicht aussprechen, was große Gnaden mir der liebe Gott während diesen 40 Tagen der geistlichen Übungen des heiligen Vaters Ignatii mitgeteilt, wie sehr ich durchdrungen worden von dem hohen Ziel des Menschen, von den ewigen Wahrheiten, von den Geheimnissen unsers Glaubens. Unser Novizenmeister und Rektor P. Theodor Weber legte uns selbe zweimal des Tags aus. Wir empfingen sie stückweise gedruckt. Hier habe ich müssen sehen und hören, was mir selbst einigemale widerfahren, daß wenig ausgenommen also zum Lachen seind bewegt worden, daß sie es nicht mehr haben halten können. Der P. Rektor wußte es schon, wie auch andere, sie machten dahero nichts daraus. Lachet nur, dachten diese Obern hier wie in andern Klöstern, lachet nur, weil ihr Kinder Gottes seid, die Zeit wird kommen, wo ihr trauern werdet; seid aber in der Traurigkeit fröhlich, in der Fröhlichkeit traurig. Wir bekamen zuweilen Rekreationen oder Schwätzstunden, anfangs, mitten und am Ende der Exerzitien. Hier war zumal zu bewundern die Einigkeit, das Vergnügen, die Lustbarkeit unter sovielen, die einander nicht gesehen hatten, als Brüder mit einander umgehen. Wir waren alle Zöglinge der Gesellschaft Jesu, hatten den nämlichen Geist, obschon wir in der Erziehung und Mundart noch nicht übereinkamen. Wir mußten aber bald auch diese angewöhnen. Die 40 Tage verflossen, ohne daß mir die Zeit lang wurde . . . Nachdem ich den Jesuiten-Rock oder Soutane angelegt, war es mir zu tun, auch gute geistliche Sitten anzugewöhnen. Ich legte mich

---

[1] Sailers Sämtliche Werke 39, 266. Unter seinen Mitnovizen waren u. a. auch Mich. Feneberg und Joh. Nep. Neumiller, deren hervorragende Charaktereigenschaften Sailer später in eigenen Biographien geschildert hat. Ges. Werke 39, 3 ff. und 38, 4 ff.

[2] Das einzige Märchen in seiner Art. Eine Denkschrift an Freunde der Wahrheit für das Jahr 1786. Gegen eine sonderbare Anklage des Herrn Fr. Nicolai, München 1787, 107. Bei Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 VIII, Berlin 1787, Anhang 125 f.

[3] Chr. v. Schmid, Erinnerungen aus meinem Leben 2 (1885) 39 f. Vergl. L. v. Gerlach, Erinnerungen aus seinem Leben 2 (1903) 169.

[4] Geny, Die Jahrbücher der Jesuiten zu Schlettstadt 2 (1896) 777 ff., 782 ff.

anfangs viel auf das Äußerliche, gab auf die Leibsbewegungen und Stellungen, auf die Gebärden fleißig acht. In den täglichen Betrachtungen und Gewissenserforschungen suchte ich genau zu werden . . . Da ich einmal gehört, daß man die Pratique der Regeln aus dem Leben der heiligen Väter der Gesellschaft am besten lernte, machte ich mich an ein kleines Werklein: Regulae Soc. Jesu vitis Sanctorum illustratae . . . Ich ließ mir alle Übungen der Novizen ungemein gefallen und strebte andere nachzufolgen . . . Ich fing an die Buß und die Arbeit zu lieben. So verstrich der Winter . . . Am Frühjahr kamen wir auf die Dörfer, um Katechismus zu halten. Ich kam an verschiedene Orte: Flirtheim, Zornheim, Mombach, Flörsheim . . . Überall begegneten uns die Leute mit größter Ehrerbietsamkeit, mit den Kindern konnten wir große Frucht schaffen. Sie lernten schön neben dem Katechismus die Tugendübungen, die gute Meinung. Sie kamen uns mit einem Kreuz prozessionsweise entgegen. Wir belohnten die braven Kinder mit Bildern, Rosenkränzen, Schaupfennigen. Die Pfarrherrn und Schulzen empfingen uns ebenfalls, wenn der Ort entfernt war, und erquickten uns mit einem Vespertrunk, so wir mäßig genossen haben, oft nicht einmal annahmen, wenn die Hitze es nicht erforderte . . . Nach wiederholten Exerzitien fingen wir das zweite Noviziatsjahr an . . . Ich übte mich unterdessen in allen Hausämtern, lernte auch die Myrrhen-Pillulen zu verfertigen, welche aus unserm Haus nebst den Magentropfen verkauft wurden. Diese Arcana nebst Pflastern seind uns von Kurfürstl. Regierung und Universität als pars fundationis ex fructibus industriae zugelassen worden . . . Ich übte mich ferner im Schönschreiben, so ich abgewöhnt hatte und im Zeichnen und kleine Bilder mit der Feder zu machen, welche mir so ziemlich gerieten. Übrigens hatte ich mir das Tabakschnupfen völlig abgewöhnt, welches unser Novizenmeister haßte, spürte aber, daß die Flüsse ansetzen wollten, welche aber durch Speichelfluß und Nießen vergingen; wobei ich gemerkt, daß die Natur sich auf allerhand Arten helfen kann . . . Unser Kurs, soviel ich weiß, ist allzeit ganz geblieben bis zu unserer Auflösung. Alle haben um die Wette gestritten, die Regel genau zu halten. Sie munterten einander fröhlich dazu an, wie es in den Zeiten nötig war, da die Verfolgung nach und nach ausbrechen sollte . . . In der Austeilung der Dörfer, wo wir Kinderlehr halten sollten, ist mir Wackenheim zuteil geworden. Der Ort war 3 Stund von Mainz. Der Schultheis kam selbst in die christliche Lehre und antwortete, wenn die Kinder nichts wußten. Er bot auch zuweilen einen Trunk in einem Krüglein an, aus welchem er nach altem Brauch zuvor trank. Ein wahrhaft christlicher Mann, der einem Novizen soviel Ehr antat, wie uns geschehen. Die Wackenheimer Jugend kam mir entgegen in Gebet und Gesang . . . Die Dörfer um Mainz herum seind halt nicht wie jene im Elsaß. Der Krieg leider richtet diese Gegend von Zeit zu Zeit auf lange Zeit in einen armen Stand. Doch seind die Leute vergnügt und leben christlich. Das zweite Noviziatjahr lief also geschwind vorbei. Ich mußte mich rüsten durch die geistlichen Exerzitien zu den Gelübden und zum Empfang der Tonsur und der niederen Weihen . . .

Für das Noviziat der Schlesier in Böhmen besitzen wir einen Bericht des wie früher bemerkt etwas hyperkritischen Exjesuiten Ignaz Cornova. Im Beginn widerlegt er den Einwurf, daß Reichtum eine vorzügliche Empfehlung eines Jesuitenkandidaten gewesen:[1]

Zugleich mit mir wurden (1756) 27 Jünglinge aufgenommen; und unter 28 Rekruten war kein einziger Reicher. Noch mehr, unter allen, die mit mir im Noviziate waren — da das Noviziat bei den Jesuiten 2 Jahre währte, muß ich sowohl jene, die ein Jahr vor mir, 27 an der Zahl als auch jene, die 1 Jahr nach mir, an der Zahl 35, angenommen worden sind, mit dazu rechnen — unter diesen 90 Mitnovizen also war ein einziger als sehr reich bekannt, der aber die Aufnahme seinem Gelde allein gewiß nicht zu verdanken hatte; denn er besaß ausgezeichnete Geistesgaben. Überhaupt wäre es um die Absicht, die Sozietät auf diesem Wege zu bereichern eine mißliche

[1] Die Jesuiten als Gymnasiallehrer (1804), S. 17 f.

Sache gewesen. Schon nach der Grundverfassung des Ordens gehörte demselben das Vermögen darum nicht notwendig, weil er die Person sich einverleibt hatte. Ein jeder Jesuit hatte zwar die Pflicht, nachdem er 4 Jahre in der Sozietät zugebracht hatte, seinem Vermögen, dem, was er wirklich besaß, sowohl als dem, das ihm noch zukommen konnte, zu entsagen; aber nichts zwang ihn, das zugunsten des Ordens zu tun; er konnte alles, was er besaß oder hoffte, seinen Anverwandten oder, wem er sonst wollte, verschreiben. Die Sozietät machte selbst vor dem Dasein der Amortisationsgesetze keinen Anspruch darauf. Und hatte er ja mit einem Teil oder mit dem Ganzen den Orden von freien Stücken bedacht, so war diesem der Besitz doch noch nicht sicher. Ein Individuum, das den Orden wieder verließ, bekam auch seine Habe ohne allen Anstand wieder.[1]

Bei eingeflößten Grundsätzen der Uneigennützigkeit blieb es nicht, sie wurden durch ein kluges Angewöhnen an Entbehrungen unterstützt; der Novize hatte alle wahren Bedürfnisse; und lernte die eingebildeten leicht und mit einem gewissen Frohsinn entbehren. Geringfügig ist das vielleicht, was ich Ihnen jetzt gleich erzählen werde, aber darum nicht weniger geschickt, meine Behauptung darzutun. Das Frühstück läßt sich zwar überhaupt, aber von Jünglingen im vollen Wachstum immer etwas schwer entbehren; und der Jesuitennovize, wenn gleich vor seinem Eintritte daran gewöhnt, zum Teil als Muttersöhnchen dadurch verwöhnt, entbehrte es beinahe mit Lachen. Allgemein konnte dasselbe ohne Nachteil der Ordnung im Noviziate nicht Sitte sein, aber es stand einem jeden Novizen frei, bei dem Novizenmeister um die Erlaubnis anzuhalten, früh eine Suppe zu sich zu nehmen. Und obschon diese Erlaubnis immer ohne den mindesten Anstand gegeben wurde, so begehrten sie doch nur äußerst Wenige: unter den 90 jungen Leuten, die mit mir durch die 2 Jahre des Noviziats lebten, habe ich diesen Fall kaum öfter als 4- oder 5mal bemerkt. Auffallen muß das, denn wir legten bei Tische täglich Proben einer ziemlichen Eßlust ab, die bei Jünglingen um so natürlicher war, weil die Beschäftigungen des Morgens von 4 Uhr bis Glocke elf zum Teil mit Bewegungen vergesellschaftet gewesen sind. Aber die von einer immerwährenden mündlichen Überlieferung unter den Novizen herrührende herrschende Meinung vom Frühstücke war: es gehöre nur für Kinder; wer also aus uns frühstückte, las in den lächelnden Mienen der Mitnovizen den Vorwurf, er sei noch nicht Mann; und das tat seine Wirkung. Dieses Hohnlächeln, wenn man will, wollten die Oberen wohl nicht bemerken, um es nicht mißbilligen zu müssen; da es mit guter Art etwas bezweckte, was man sonst nicht ohne Anschein einer Härte bezweckt haben würde. Indessen war dieses nicht gewaltsame Angewöhnen an Entbehrungen für den jungen Jesuiten Wohltat. So gewöhnt, wußte er auch in der Folge sich lieber alles zu versagen, als daß er es auf minder edlen Wegen hätte suchen sollen . . .[2]

Den ausführlichsten und anschaulichsten Bericht besitzen wir über das österreichische Noviziat in Wien, aus der Feder des P. Michael Denis. Er beginnt mit der Geschichte seines Berufs:[3]

Ich liebte die Wissenschaften und sah, daß sie nirgends mehr geehrt wurden, als bei den Jesuiten; daß von ihren Stimmen die Schulkatheder ertönten, daß in allen

---

[1] Was auch der Fall mit dem eher erwähnten einzigen Reichen unter meinen Mitnevizen war. Von 2 Brüdern meiner Mitschüler hatte der eine den Orden nach neun Jahren wieder verlassen. Er bekam nicht nur sein der Sozietät verschriebenes Vermögen von einem paar tausend Gulden zurück, sondern der Ordensgeneral, der unglückliche, aber edle Ricci, erlaubte auch auf sein erstes Ansuchen seinem Bruder, die Abdikation zu ändern und mit dem eher der Sozietät zugedachten Vermögen den nun wieder weltlichen Bruder zu unterstützen. Eximimam illam tuam in fratrem tuum caritatem divina bonitas praemio carere non sinet: waren Ricci's Worte in seinem eigenhändigen Antwortschreiben. S. 19 Anm.

[2] Cornova, S. 215 ff.

[3] Jugendgeschichte 39 ff., 55 ff. in der lateinischen Ausgabe von Retzer, Literar. Nachlaß 20 ff., 28 ff.

Fächern der Wissenschaften, Arzneikunst und bürgerliche Rechtsgelehrsamkeit ausgenommen, einige vorzügliche Bücher aus ihrer Feder vorhanden seien. Dieses hatte ich von Jugend auf meinen Vater rühmen hören, dieses hatte ich durch eigene Erfahrung gefunden, da sie mir schon seit 6 Jahren gern den Zutritt in das Innere ihres Hauses gestatteten. Ich lernte sie als Leute kennen, denen die Ehre Gottes und die Wohlfahrt der Menschen vorzüglich am Herzen liege, ihren Fürsten sehr ergeben, im Handeln klug und vorsichtig, mit der Zeit geizend, von bescheidener Würde und rechtschaffen. Aber um mir nichts zu verhehlen, vorzüglich schön und ehrenvoll schien es mir, in Schulen zu herrschen und Schüler zu haben, die mir gleichsam das Wort aus dem Munde nahmen. Dieses beschleunigte meinen Entschluß, und es bleibt mir unvergessen, welche Freude die Eröffnung desselben den Meinigen machte. Mein Vater sagte: er freue sich, daß von seinem Sohn endlich wirklich ausgeführt würde, was er selbst einst im Sinne gehabt hätte. Ungesäumt also, weil die Osterferien schon nahe waren, entdeckte ich zuerst meinem gütigen Lehrer, wozu ich mich entschlossen hätte. Es war ihm eine erfreuliche Nachricht und er schickte mich sogleich an den Rektor des Kollegiums, um meine Aufnahme bei ihm nachzusuchen. Dieser war Sigismund, Graf von Lichtenberg, ein Mann von den gefälligsten Sitten, welcher den jungen Menschen freundlich aufnahm und ihm gute Hoffnung machte . . .

Da Österreich mit Bayern im Kriege war, machte die Nationalität (Denis war geboren zu Schärding in Bayern) einige Schwierigkeit. Trotzdem erhielt Denis die Aufnahme. Sie erfüllte ihn mit Freude, die „ich auch in einem Briefe ergoß, worin ich den Eltern von meinem Glücke Nachricht gab". Sie nahmen an der Freude ihres Sohnes teil, alle Freunde und Bekannten vereinigten ihre frommen Wünsche, daß die Sache wohl gelingen möge; mein bester Lehrer (in Passau), der mich gerade damals vorbereitete, Sätze aus der ganzen Philosophie öffentlich zu verteidigen, bezeugte die lebhafteste Freude. Sobald jene Feierlichkeit vorüber war, eilte ich weg, um den letzten Herbst mit den Meinen zuzubringen. Nie kann ich ohne eine starke Gemütsbewegung an das zurückdenken, was in jenem Zeitraum zwischen den gütigsten Eltern, die sich freuten, der Kirche Gottes einen Sohn erzogen zu haben, und zwischen dem die Eltern zärtlich liebenden, von Dankbarkeit für die empfangenen Wohltaten durchdrungenen Sohn gegenseitig vorfiel . . . (Oktober 1747 traf er in dem Noviziat in Wien ein.) Ein Novize, welcher damals der Sitte gemäß dem Torhüter zugegeben wurde, öffnete die Türe des Hauses Sankt Anna. Es war Sigismund Graf von Hohenwart, jetziger Propst von Sankt Pölten, den seit dieser Zeit dauernde Freundschaft mit mir verband, welche nachher durch ein mehrjähriges Zusammenleben in dem Collegium Theresianum noch vermehrt wurde. Nachdem ich seine unförmlichen Schuhe und den groben Saum des Gewandes, das ihn umgab, nicht ohne einige Befremdung betrachtet hatte, wurde ich von meinem Führer Rehbach dem Rektor des Hauses und Aufseher der Novizen Ignaz Langetl vorgestellt. Dieser Mann, gleich bekannt durch seine exemplarische Frömmigkeit und durch seine Erfahrung, die Gemüter junger Leute zur Tugend zu bilden, empfing mich wie der zärtlichste Vater, bestärkte meine guten Vorsätze und übergab mich dann dem Angelus — so wurde irgendeiner von den bewährtesten Novizen des zweiten Jahres genannt — der um die Neuangekommenen sein, über sie wachen, und ihnen zeigen mußte, was sie zu beobachten und zu tun hätten, bis sie allen übrigen Novizen beigesellt wurden. Es war, wie ich mich erinnere, Johann Baptist Premlechner, der sich in der Folge schöne Kenntnisse in der griechischen und lateinischen Literatur erworben hat, und nach Aufhebung der Gesellschaft in dem gleichen Haus als Professor der schönen Wissenschaften gestorben ist, nachdem er mehrere Denkmäler seiner Geschicklichkeit hinterlassen hatte. Dieser führte mich in ein geräumiges Zimmer des oberen Stockwerkes, wo sich an dem gleichen Abend alle neuangekommenen Novizen versammeln sollten. Es waren ihrer 39, die Blüte der Jugend, viele von Adel, alle von nicht gemeinen Geistesgaben, Oesterreicher, Ungarn, Kroaten, Dalmatiner, Steiermärker, Kärntner, Krainer, Friauler und alle nicht bloß durch gleiches Alter, sondern durch die gleiche Lebensart, die sie ergreifen

wollten, als Söhne einer Mutter, als künftige Brüder in Jesu Christo, mit einander verbunden. Die vorzüglichsten unter ihnen, die sich nachher durch ihre Talente berühmt machten, waren Adam Heidfeld, Anton Pilgram, Ignat. Wurz, Leop. Apsalter, Leop. Biwald, Sigism. Storchenau und Franz Spleny, der nach Auflösung des Ordens Bischof von Waizen wurde . . .

Aber, um endlich auf das zu kommen, worauf es während dieser zwei Jahre vorzüglich ankam, so ließ ich nichts unversucht, um mich ganz so zu bilden, wie es die vortreffliche Einrichtung des gewählten Ordens erforderte. Und wollte Gott, der Eifer, aus welchem ich es tat, hätte sich in den folgenden Jahren um nichts vermindert! Jener Eifer, Gott immer vor den Augen des Geistes zu haben, vergängliche Dinge nach ihrem wahren Wert zu schätzen, nicht für sich, sondern für die Wohlfahrt anderer zu leben, dem Nächsten überhaupt durch Wort und Beispiel zu nützen; daher den sündlichen Hang der Seele nach Weichlichkeit, Wohlleben, Üppigkeit, Zornmütigkeit zu unterdrücken, den stolzen Sinn zu zähmen, auf die Erduldung jeder Art von Widerwärtigkeiten gefaßt zu sein, seine eigene Meinung der Meinung anderer zu unterwerfen, den Oberen bereitwilligsten Gehorsam zu leisten, Einsamkeit und Stillschweigen zu lieben; mit größter Bescheidenheit von seinen eigenen Sachen zu denken und zu sprechen, die ungeschliffenen Sitten anderer mit Geduld zu ertragen, keinen Menschen zu beneiden, keinen zu verleumden, mit so wenigem als möglich zufrieden zu sein, und was andere dergleichen Lehrsätze der christlichen Philosophie sind. Denn darauf waren vor Gott die Gedanken meines Herzens gerichtet, dazu stärkte ich mich durch öftere Betrachtungen, und, um diese Betrachtungen recht fruchtbar zu machen, durch das Lesen geistlicher Schriften . . . Wenn ich das jetzt so überlege, und mich erinnere, was zu gleicher Zeit von anderen meiner Kameraden und von einigen vielleicht mit noch größerem Fleiße getan wurde, so kann ich wahrlich ohne Anmaßung das Noviziathaus von Sankt Anna einen dem Himmel wohlgefälligen Schauplatz und eine wahre Übungsschule der Tugenden nennen . . .

Als dann Denis nach zwei Jahren die ersten Gelübde ablegte, schrieb ihm sein Vater einen Glückwunschbrief, der zugleich zeigt, wie damals eine gebildete Familie (der Vater war Lizentiat der Rechte) die Aufnahme in die Gesellschaft bewertete. Der Brief dat. Haydenburg 18. Okt. 1749, lautet:[1]

Gelobt sei Jesus Christus! Ehrwürdiger und frommer in Christo geliebter Sohn! Ich wünsche dir von ganzem Herzen Glück und empfinde die lebhafteste Freude darüber, daß nun, nachdem du die 2 Jahre des Noviziates ohne Nachteil deiner Gesundheit unter geistlichen Vergnügungen zurückgelegt hast, der glückliche Tag angebrochen ist, an dem dir die Gnade zuteil ward, dich durch Ablegung der gewöhnlichen Gelübde dem höchsten Wesen und deiner heiligsten Religion durch engere Bande zu verpflichten. So wie wir gewiß von dem ersten Augenblick an, wo du deinen Eltern deinen religiösen Beruf anzeigtest, täglich durch festgesetzte Gebete die göttliche Majestät eifrig angefleht haben, daß sie das, was sie in dir wirkte, vollenden wolle, weil uns nichts Angenehmeres widerfahren konnte, als an einem unserer Kinder einen Zögling der verehrungswürdigsten Gesellschaft Jesu zu sehen, so geloben wir, dieselben unser ganzes übriges Leben hindurch zu dem gleichen Zweck fortzusetzen, daß alles, was du ferner für deine heiligste Religion, und auf Befehl deines Oberen tun wirst, zur größeren Ehre Gottes geschehen möge; denn diese auszubreiten, ist die eigentliche Bestimmung, wozu die zuvorbemeldete Gesellschaft, in deren mütterlichen Schoß du jetzt lebst, nach der frommen Absicht ihres heiligen Stifters eingesetzt ist. Wenn du aber mit dankbarem Gemüte erkennest, daß deine Eltern zur Beförderung deines heiligen Berufes etwas beigetragen haben, so erforderte fürwahr dieses alles von uns die väterliche und mütterliche Liebe, womit wir dich von zarter Jugend an wegen der Rechtschaffenheit deiner Sitten, deiner Bereitwilligkeit zum Gehorsam

[1] Denis, Jugendgeschichte 113 ff. Retzer, 56 f.

und deiner Lernbegierde ständig geliebt haben, indem wir daher zum voraus die festeste Hoffnung schöpften, daß du einst der Trost unseres Alters sein werdest . . .

Ein weiteres maßgebendes Urteil über den Stand des Ordens muß den Männern und Orten zugesprochen werden, bei denen die Jesuiten nicht allein Jahrzehnte, sondern zwei Jahrhunderte lang gewirkt haben. Schon bei der Geschichte der einzelnen Kollegien wurden manche dieser Urteile angeführt, hier folgen nur noch einige zur Ergänzung.

Vor allem ist es eine fast allgemein zutage tretende Erscheinung, wenn Kardinal Firmian von Passau schreibt: „Ich habe zwar gewußt, daß die Jesuiten in Passau geliebet waren, doch hatte ich mir die Größe der Bestürzung, als das ganze Publikum zeiget, niemals also vorgestellet."[1]

Manche Städte ließen es bei der Trauer nicht bewenden, sie gaben ihren Gefühlen Ausdruck durch energische Vorstellungen zugunsten der Jesuiten. Solche Schritte sind bekannt, um nur bei Süddeutschland zu bleiben, von den Städten Augsburg, Ingolstadt, Landshut, Landsberg, Straubing, Amberg, Ellwangen usw.[2] Bürgermeister und Rat von Ingolstadt bitten am 16. September 1773 den Kurfürsten um Beibehaltung der bisherigen Professoren und spenden den Jesuiten großes Lob.[3] Die Eingabe der „sämtlichen Bürgerschaft von Landshut" betont u. a., daß, „so lang diese hier nit genug zu belobenden Ordensmänner sich allhier aufgehalten, selbe durch ihre schönste Aufführung das auferbaulichste Exempel gegeben . . ., die Jesuiten einen . . . Eifer in all ihren geistlichen Verrichtungen erzeigt haben, zu geschweigen, wie durch selbe bei der allgemeinen Brotnot den bedürftigen Hausarmen und anderen bei selben um Hilfe rufenden Leuten mildherzigst beigesprungen worden".[4] Letzteren Umstand hebt auch besonders die Bürgerschaft von Straubing hervor in ihrer Eingabe vom 11. September 1773: es sei bekannt, daß die Jesuiten „den bedürftigen Haus- und andern Armen von dem eingehenden Opfer ein beträchtliches Almosen verrichtet . . ., daß sie alle Kranke in den gefährlichsten Umständen des Leibs und der Seele bei Tag und bei Nacht unermüdet besuchen"; sie finden die Jesuiten „als lauter solche Männer, welche uns unsere Kinder und Untergebenen in den wahren Glaubenslehren und guten Sitten als auch in den Studiis mit aller Sorgfalt unterweisen".[5] Die Bürger von Am-

[1] Diendorfer, Die Aufhebung des Jesuitenordens im Bistum Passau (1891) 21. Wie diese Liebe des Volkes zu den Jesuiten noch in späteren Zeiten nachklang, dafür hat Döllinger im Jahre 1829 ein schönes Zeugnis abgelegt: „Nur die ältesten Greise erinnern sich noch dieser Männer (Jesuiten) als Ordensgeistlicher, diese reden aber durchaus mit der tiefsten Hochachtung und mit einer unverkennbaren noch jetzt nicht erloschenen Zuneigung von dem völlig makellosen Betragen der Väter, von ihrem Eifer in der Seelsorge, ihrer freigebigen Milde gegen die Armen, ihrem unermüdeten Fleiße in den Schulen. Was ich hier behaupte, ist eine Tatsache, von der jeder sich überzeugt haben wird, der Gelegenheit gehabt, mit bejahrten Männern aus den niederen Ständen über diesen Gegenstand zu sprechen." In der Münchener Zeitschrift Eos (5. Juni 1829) 360.

[2] Vgl. Histor. Jahrbuch 1885, 427 f.; für andere Städte, wie Koblenz, s. Dominicus, Koblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier, Koblenz 1869, 121 ff.; für Solothurn: Fiala, Geschichtliches über die Schule von Solothurn V, Solothurn 1881, 24—26.

[3] *Orig. M. R. Jes. 694. Ebendort 1643 Schreiben des Magistrats von Landsberg vom 1. Oktober 1773 zu Gunsten der Jesuitenschulen.

[4] Histor. Jahrbuch 1885, 430.

[5] *Kopie: Korrespondenz Walderdorf. Ein Teil dieser „Supplication an Seine churfürstliche Durchlaucht um gnädigste Schützung und churmildeste weitere Aufrechterhaltung des gottseligen Jesuiten-Ordens" bei G. Kolb, Geschichte der Unterrichtsanstalten der Stadt Straubing, Landshut 1858, 126 f. Das Original einer Eingabe des Straubinger Propstes und Kapitels an den Kurfürsten vom 18. Oktober 1773 zu Gunsten der Jesuiten findet sich im M. R. Jes. 2095. Ähnliche Schreiben an den Bischof von Regensburg in Jes. 694.

berg in der Oberpfalz klagen, daß ihnen die Aufhebung „um so empfindlicher und wehmütiger zu Herzen tringen muß, als wir die in unserer Vatter Stadt Amberg im schönsten Flor stehende wahre christliche Religion einzig und allein dieser preiswürdigen Gesellschaft Jesu zu verdanken haben". Auch die Amberger rühmen den Eifer der Jesuiten und ihre Liebe zu den Armen.[1] Nicht geringeres Lob enthält das Schreiben des „Stadtgerichts, gemeiner Bürgerschaft und übriger Landschaft" von Ellwangen (datiert Ellwangen, 6. September 1773). Hier wird ebenfalls hervorgehoben: „Wie viel Patres haben bei den in unserem Vatterland eingeriesenen Contagionen ihr Leben in Gefahr gesetzet, auch nicht wenige ein solches aus Liebe gegen unsere Voreltern gar eingebüßt."[2]

Kulturhistorisch interessant ist das Bittgesuch des Augsburger Magistrats vom 11. September 1773 an den Papst um Beibehaltung der Jesuiten. Das von dem Magistrate den Jesuiten gespendete Lob stimmt überein mit dem, was gerade 200 Jahre früher, im Jahre 1573, sechs Augsburger, drei Fugger und drei Ilsung, an Gregor XIII. über die Jesuiten berichtet hatten.[3] —

Für die Katholiken hängt das Urteil über Wert oder Unwert eines Ordens in erster Linie ab von dem Urteil der kirchlichen Behörden, also hier zunächst der deutschen Bischöfe. Dieses Urteil liegt in vielen Dokumenten vor, die zum Teil schon früher bei den einzelnen Niederlassungen angeführt wurden.

P. Ravignan hat im Supplementbande zu seinem Werke „Klemens XIII. und Klemens XIV." eine ganze Reihe von bischöflichen Schreiben mit Zeugnissen über den Stand der Gesellschaft Jesu im 18. Jahrhundert veröffentlicht. Aus dem Deutschen Reiche finden sich da Schreiben der Erzbischöfe und Bischöfe von Mainz, Köln, Trier, Wien, Salzburg, Passau, Eichstätt, Hildesheim, von dem Apostolischen Vikar des Nordens, vom Propste von Ellwangen, ferner zwei Schreiben des Erzbischofs von Prag, zwei des Bischofs von Basel usw.[4]

Die Aktenstücke bei Ravignan sind aber nicht vollständig. Zunächst wären hier auch die zahlreichen bischöflichen Schreiben zu berücksichtigen, welche die Erhaltung des Jesuitenordens in irgendeiner Form verlangten. Auf eine diesbezügliche Anfrage des Fürstbischofs von Eichstätt rühmt z. B. der Bischof von Passau, Kardinal Leopold von Firmian, am 19. September 1773 ihren (der Jesuiten) in unserm wehrten deutschen Vaterland, bishero in so viele Wege verschafften wesentlichen großen Nutzen.[5] Die Anfrage des Fürstbischofs von Eichstätt, Anton von Strassoldo, vom 11. September 1773 bezweckte ein gemeinsames Vorgehen der deutschen Bischöfe zur Erhaltung der Jesuiten, in anbetracht nicht zu verneinen ist, daß die Vätter gedachter Societet mit ihren eifrigen geistlichen Verrichtungen sowohl der wahren Religion, als auch mit gründlicher und geschickter Lehrung der Wissenschaften dem Staate die ersprießlichsten Dienste beständig fortgeleistet haben.[6] Ebenso urteilte der Bischof von Regensburg, Ignaz von Fugger, in dem Briefe vom 11. September 1773 an den Fürstbischof von Freising: „Mein Gewissen über-

[1] *Kopie: Korrespondenz Walderdorf. Nach Blößner auch Akten im Kreisarchiv Amberg Fasz. 353, Nr. 12.

[2] *Orig.: Korrespondenz Walderdorf. — Interessant sind auch die Gedichte des bayerischen Hofpoeten Matthias Etenhueber in seinem „Müncherisches Wochen-Blat" XVI (1774), „in denen die Taten der Gesellschaft Jesu in glänzendem Lichte erscheinen. Etenhueber war Schüler der Jesuiten, nach Trautmann ein ‚Ehrenmann im besten Sinne des Wortes'". Reinhardstöttner, Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns I, München 1893, 19, 56.

[3] Histor. Jahrbuch 1885, 428 f. A. 1.

[4] Ravignan, Clément XIII et Clément XIV. Volume supplémentaire. Documents historiques et critiques, Paris 1854, 88 f.

[5] Dienborfer, Die Aufhebung des Jesuitenordens im Bistum Passau 17.

[6] Ebd. 11 f.

zeuget mich ein für allemal, daß dieser Orden bei uns in Teutschland fromme Christen und gute Unterthanen verschafft und also Gott und der Welt sehr ersprießlich sei."[1] Nikolaus von Froberg, Bischof von Basel, betonte am 12. September 1773 in einem Briefe an den Fürstbischof von Freising: Es ist von uns weit entfernt gewesen, wider gedachten Orden jemalen zu klagen, und im Gegenteil erinnern wir uns dessen ersprießlicher Dienste gar wohl, so derselbe unserem Hochstift sowohl in Ansehung der Religion als auch in der Unterweisung der Jugend geleistet hat.[2]

Ausführlicher erklärt Kardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, am 29. April 1773 in einer Eingabe an die Kaiserin Maria Theresia: „Ich kann unmöglich umhin, ihnen (den Jesuiten) die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß sie sowohl in der Hauptkirche zu St. Stephan als in den übrigen Kirchen, in welchen ihnen das Predigtamt anvertraut ist, stattliche Verkündiger des Evangeliums sind. In den Beichtstühlen haben sie vieles Zutrauen, und in ihren Kirchen wird die Andacht mittelst verschiedener und wiederholter gottesdienstlicher Verrichtungen emsig befördert; die Anständigkeit, die Ordnung, die Auferbaulichkeit leuchten in allen diesen Handlungen trefflich hervor. Die ganze Stadt wird Zeugnis geben, mit was Liebe und Unverdrossenheit sie den Kranken und Sterbenden beistehen, und mir ist am besten bekannt, wie viele Früchte der Gottseligkeit und der Buße ihre Missionen auf dem Lande hervorbringen. Die Erziehung der Jugend, die guten Sitten, Unterricht in den Wissenschaften ist einer der vornehmsten Teile der Beschäftigungen, der Pflichten und des Berufes der Priester dieser Gesellschaft. In diesen der Religion und dem Staate so notwendigen Verrichtungen üben sie sich vorzüglich, und daß sie in einer ununterbrochenen Reihe in allen Gattungen der Wissenschaften vortreffliche Männer jederzeit gehabt haben, wird nicht leicht jemand in Abrede stellen können, weil ihre zu allen Zeiten an das Tageslicht gegebenen Werke und geleisteten Dienste allzu deutlich und überzeugend für sie reden."[3]

Außer den Bischöfen sprechen sich auch zahlreiche Laien wie Geistliche in der entschiedensten Weise für die Jesuiten aus. Die gleichzeitigen Korrespondenzen bieten eine Menge Beispiele. Der weltliche Hofkanzler von Passau, Marian von Molitor, schreibt am 12. September 1773: „Der morgige Tag ist zur Verkündigung des päpstlichen Brevis bestimmt: ein trauriger Tag, welcher mir selbsten die Thränen in die Augen bringt, wenn ich daran gedenke. Ich meine immer, daß es nicht möglich seye, daß keine Gesellschaft Jesu mehr auf der Welt sein solle. Es ist, anbei gesagt, der beste Grund, zu besorgen, daß wir in Bälde die leidigen Folgen der Aufhebung dieser Gesellschaft in Deutschland ebenso erfahren werden, wie sich solche in Frankreich und Spanien und andern Ländern bereits überzeugend gezeigt haben."[4] Ähnlich schreibt am 9. September 1773 der passauische Geheimrat Ernst von Grueber: „Meine altväterische Meynung selbst ist, daß die Suppressio Societatis in ihren Folgen ein gewaltiger Stoß für die Kirche und den Staat seye; der Papst aber sich selbst vielleicht mehr als den Jesuiten geschadet haben dürfte."[5] Noch

[1] Duhr, Ungedruckte Briefe und Relationen über die Aufhebung der Gesellschaft Jesu in Deutschland, im Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1885, 425 f. Vgl. Diendorfer, Die Aufhebung des Jesuitenordens im Bistum Passau 10.

[2] Histor. Jahrb. 1885, 426.

[3] Wolfsgruber, Kardinal Migazzi 168 f. Vergl. 1. Teil S. 366. — Über die Stellung des Kardinal-Erzbischofs von Wien, Migazzi, zu den Jesuiten sind viele Fabeln verbreitet worden. So beruht z. B. das von Krones in seinem Handbuch der Geschichte Österreichs (IV 442) angeführte Urteil Migazzis über die Jesuiten auf einem verstümmelten Zitate, das der unkritischen Geschichte der Jesuiten von P. P. Wolf (IV 18) entnommen ist. Das Nähere s. Jesuitenfabeln[3] 418 ff.

[4] Diendorfer, Die Aufhebung des Jesuitenordens im Bistum Passau 20.

[5] Ebd. 19.

schärfer drückt sich Graf Anton von Fugger aus in einem Briefe, datiert Innsbruck, 6. September 1773, in welchem er „diesen casus ein scandalum für die ganze katholische Kirche" nennt.[1] Sehr eingehend schildert der regierende Fürst von Hohenlohe (Schillingsfürst) in einem längeren Schreiben vom 4. August 1773 die Folgen, welche die Aufhebung nach sich ziehen müsse. Zu Anfang erklärt er es für überflüssig, zu sprechen „von dem großen Nutzen, so die Religion in Teutschland von Anbeginn der Societät daher geschöpfet, und von den Vorteilen, so auch dem Staat ab selbigen zugegangen."[2]

Der Geschichtsforscher Nikolaus Vogt, der die Aufhebung in Mainz miterlebte, bezeugt, daß das Volk die Fortführung der Jesuiten „mit einem Gemisch von Traurigkeit und Widerwillen ansah". „Da ich als Knabe in ihrer Schule gebildet, und späterhin als Jüngling und beobachtender Mann mit ihrem Geiste bekannt wurde, konnte ich auch die ganze Konsequenz ihrer Weltherrschaft durchschauen ... Die nämlichen, sowohl in Kleidung als Sitten einfachen und nicht unterschiedenen Väter, welche in den Kuppeln ihrer Kirchen die Taten ihres Ordens durch die vier Weltteile preisen konnten und die Gewissen der Völker und Könige regierten, hielten es nicht unter ihrer Würde, den häuslichen Freudenfesten und Gesellschaften der ärmsten Handwerker-Bauern beizuwohnen, sie in ihren Angelegenheiten zu beraten, und ihre Kinder mit eben der Sorgfalt zu unterrichten, wie jene der Reichen und Adeligen. Zwar haben sie die Verbindungen mit mächtigen Häusern nie außer Acht gelassen, und ihnen auch die gebührende Ehre erwiesen, allein in den Schulen waren die Söhne derselben sowohl im Unterrichte als in Bestrafung und Belohnung den ärmsten gleichgehalten. Außer einem roten mit Borden besetzten Mantel (die andern Studenten trugen blaue Mäntel) hatte des Meisters oder Adeligen Knabe keinen andern Rang vor dem Bauern- oder Handwerkerknaben als den, welchen Verdienst, Fleiß und Geschicklichkeit gibt. So fand ich den Geist der Jesuiten in meinem Kinds- und Jünglingsalter".[3]

Zusammenfassend darf wohl als Endurteil gelten das Zeugnis, das Michael Denis als Greis in einer Ode „Extinctae Societati meae" für den Orden abgelegt. Er schildert darin die Mächte, die den Untergang seiner Gesellschaft herbeigeführt trotz aller Verdienste, Arbeiten und Mühen in den Schulen, in den Palästen der Fürsten und in den Hütten der Armen, in Stadt und Weiler, im Orient und Occident.[4]

---

[1] *Original: Korrespondenz Walderdorf.

[2] Histor. Jahrbuch 1885, 414. Vergl. den Brief des Grafen Holnstein vom 3. September 1773 bei Weber, Geschichte der gelehrten Jesuiten in Bamberg 1, 131.

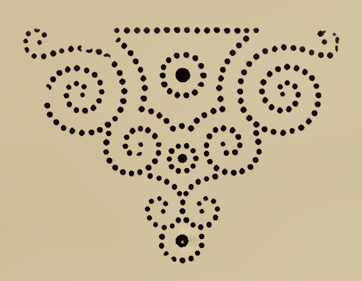
[3] Geschichte des Verfalls und Untergangs der Rheinischen Staaten (zugleich 4. Bd. seiner Rheinischen Geschichten und Sagen 1833) S. 210, 202 f.

[4] Nil juvat, ingenuis teneram formasse juventam
Artibus, et moreis edocuisse bonos;
Tot claros genuisse Viros, quos nescia mortis
Innumeris loquitur Fama voluminibus;
Semina divinae Legis sparsisse per urbes,
Oppida, et agrestis fumida tecta casae;
Pulvillis Regum morientium, Inopumque grabatis
Advigilasse pari nocte dieque fide;
Tinxisse extremas sudore, et sanguine terras,
Quas oriens Phoebus lustrat, et occiduus,
Ut regio nusquam nostri non plena laboris
Pro Christo et sancta Religione foret.
Nil juvat. Exigimur laribus, disjungimur, atque
Fraterno inviti solvimur officio.
Michael's Denis Literarischer Nachlaß 2 (1802) 76.

Und in der Aonenhalle setzt er dafür seinem geliebten Orden ein Denkmal mit den kernigen Worten:

> „Ein Gott geweihter, jeglicher Menschenart
> Durch alle Zonen fröhnender Männerbund
> Erlag den Ränken, ward zerrissen
> Unüberwiesen, und ungehöret.“[1]

[1] Literar. Nachlaß 2. 102.





Namen- und Sachregister.

Aachen 33 49 ff 2 197 f 276 311.
Aalborg 121.
Aarhus 121.
Abendandacht s. die einzelnen Niederlassungen.
Aberglauben, Kampf gegen 375. 2 164 f 169 f 223 319 f.
Abraham Nikol. 2 5[7].
Absolutismus 320 ff 2 89 ff 142 160 179 f 325 439.
— Kampf gegen 2 389, 394 f 436 448 460 ff 564.
Achern 163.
Ackermann Joh. 436[2].
Adam Friedr. 188. 2 69.
Adam Heinr. 237[1] 245[3] 256[1] 275[3] 280[1].
Adel, Bevorzugung 2 161, Verpflichtungen 2 255 465.
Adelskofen 238.
Adlmann Kasp. 289[3].
Adlzreiter 2 400.
Adolf, Fstabt 181[1].
Adolph Joh. Bapt. 2 79.
Aemter, Besetzung 2 160.
Aesthetik 84.
Agazzo 116.
Agliardi 2 417.
Agricola, Assessor 137.
— Ign. 2 146 279[3] 413[1].
— Jos. 2 111[3].
Ahaus 92.
Aichinger 2 23.
Aichner Sim., Fürstbischof 2 235.
Aigmann Ign. 394[2].
Aislingen 253.
Akademie der Wissenschaft. in München 2 54.
Akatholiken 21.
Albani Annib. 491 ff.
Albert, Prinz von Sachsen 2 331[3] 332.
Albon Frz. 158.
Aldenbrück Everh. 53[1] 61[2].
Aldenhoven Joh. 48[5].
Aler Paul 31 ff 2 5[8] 79 102 497.
Alexander VII. 2 277.
Alexander VIII. 2 277.
Alexander Sigismund 250.
Alexis, Großf. 483.
Allenburg 470.
Allendorf 2 209.
Allenstein 464.
Allersdorf 236.
Almslöe 433.
Almosen, Pflicht und Segen 2 174 f 254 ff 296 ff 391 407 ff 461.
Almosengeben, Entschuldigungen 2 470 f.
Aloys, Herz. i. Bayern 2 376.
Aloysian. Sonntage s. Andachten.
Alpen 2 204[4].
Alscher Aug. 480[1].
Alschweiler 162.
Alsen 116.
Alshut Urb. 465[2] 468[2].
Altdorf 260.
Altenau 88.
Altenbrunn 201 ff.
Altenburg 236.
Altenburg (Ottersweier) 162.
Alteshofen 327.
Alt-Frauenhofen 238.
Altötting 227 236 f 2 263 481[2] 501.
Altona 100 f 110 ff 2 136.
Altsteinach 2 215.
Alzei 2 202 207.
Amalia, Kaiserin 2 330 391 408[2] 428 450.
Amalie Magdalena, Pfalzgräfin 2 359.
Aman s. Amman.
Amatori Ferd. 2 196.
Amberg 270 ff 2 218 ff 224 228 263 287[7] 309 f 500 577.
Amersried 273.
Amethan Heinr. 73[1].
Amiodt Steph. 2 454[4].
Amman Caes. 2 50.
Amman (Aman) Magn. 227[6] 232[1] 234[2] 245[3] 256[1] 269[3]. 2 390 486 491 507.
Amöneburg 2 208 f 215.
Amort Euseb. 248 f 2 49 127 f 566.
Amrhein Jak. 282 f.
Amrhyn Fr. X. 227[6] 234[2] 275[3] 280[1]. 2 201 356 373 486 498.
Amrhyn Jos. 286[1] 325[2].
Amrini 2 209.
Andachten 2 255 ff. s. die einzelnen Niederlassungen.
Andechs 256.
Anderjoch Joh. 181 207.
Andrian Karl 384. 2 140[2].
Andrzejewicz Jos. 476[2].
Anethan Heinr. 67[4] 69[2].
Angerburg 469.
Angerer Jos. 264[2].
Anholt 48 f 2 198.
Anklagen 34 ff 2 364[1] 366[2] 371[2] 372[2].
Anleihen 2 497 ff.
Anna Johanna 62.
Anna Maria Luise 2 194.
Annenberg St. 90.
Anreitter Balth. 332[3] 2 422.
Anselm Frz. Fstbsch. 188.
Antlinger Jak. 2 217.
Antoine Gabr. 298 307. 2 106.
Anton Prinz v. Sachsen 2 332.
Anton Ulrich Herzog von Braunschweig-Lünebg. 2 348 435.
Antonia Kfft. v. Sachsen 2 408[2].
Anzingen 236.
Apenrade 120.
Aperger Sigism. 2 518 521.
Apfalter Leop. 2 576.
Apfaltrer Ernst 383[4] 396[1].
Apfeltrang 260.
Apolda (Weimar) 2 320.
Apologie 2 105 111, indirekte 2 134.
Apotheken 426. 2 495 ff.
Approbation für den Beichtstuhl 315 f.
Aquaviva Claud. 248. 2 405 566.
Aquileja 2 232.
Aquitanus P. 444[1].
Aranda 2 443 562.
Arat 2 287 289 293.
Arbeit gleich Gebet 2 165; Pflicht 2 159 172; Segen 2 170 ff.
Arbeitshaus, Augsburg 243 f.
Arbeitslohn für 2 471.
Arbosch 51.
Archetti Nuntius 462 474.

Archinto (Nuntius) 2 420 f.
Arco, Gräfin 2 303.
Aremberg 56.
Arens 63 ff.
Arequipa 2 542.
Aretin Erwin von 2 372[2].
Arithmetik 2 18 ff.
Arlesheim 2 229.
Arme, Barmherzigkeit gegen 43 2 164 f 168 296 ff 369 ff 385 f 436 461. Bibliotheken für 2 311. Konvikte für 2 311. Schulen für 312.
Arnauld 2 44 559[5].
Arneth Alfr. 2 131 ff.
Arnold Gg. 2 279.
Arnold Sebast. 2 293.
Arnoldi Xav. 95[1].
Arnsberg 38 f. 2 206.
Aschaffenburg 133 ff 2 208 215.
Aschen 327.
Aschenbroich Theod. 109[4].
Assel Ulrich 2 456.
Astronomie 2 125 131 135.
Aszese 2 125 f.
Atheismus, Bekämpfung 2 111 117 134.
Atlmayr Sigism. 397[2].
D'Aubeterre französ. Gesandter 2 445.
Aub i. Franken 2 74.
Aucepius Theod. 465[2] 468[2].
Audre Gg. 320[2].
Auerbach 2 17.
Aufhebung der Gesellschaft Jesu 9 f 22 46 59 133 202 ff. 2 443 ff, Verkündg. i. d. Kerkern v. S. Julian 2 552.
Aufklärung 1.
Aufnahme 2 474 f.
Augsburg 233 240 ff 2 193[3] 232 263 f 272 293 304 565[2] 577.
Augustenburg 116.
August II. Kf. v. Sachsen 474 483. 2 321 ff s. Friedrich August.
August Georg Mrkgr. v. Baden-Baden 159 f.
Augusti Ant. 374[1].
Augustinus St. 2 277 302.
Ausländerei, Kampf gegen 2 85 ff 98 ff 139[4] 367 ff.
Averhausen Joseph 38[5].
Azevedo 2 277[11].
Azpuru 2 444[5].
Azwanger Ant. 269[3] 275[3] 313[1] 316[1].

Baalsthal 327.
Bacharach 2 202.
Baden 129 160 ff 2 202 230, Exerzitien i. d. Markgrfsch 2 215, Mission 2 207.
Baden-Baden 159 ff.
Baden Bernh. 49[1].
Baden-Durlach 166.
Bärnklau 237.
Baexem 2 204[4].
Bahr Florian 2 560.
Baier (Mag.) 2 58.
Baiern s. Bayern.
Balcocha 2 542.
Baldinucci Ant. 2 190[2].
Bambeck Jos. 465[2].
Bamberg 128 150 190 ff 2 171 209 ff 304 311 543[1].
Bandot Karl Mar. 215[1].
Banholzer (Bannholzer Pannholzer Jak. 262 237[1] 245[3] 305[1] 310[1].
Banholzer Joh. 253[1] 275[3] 280[1] 281[4].
Bank, Kölner 58.
Banovice 2 292.
Banowsky Frz. 450[4].
Bapicani Alex. 2 539.
Barbieri Karl 372[3].
Barbo Ant. 394[2].
Barbolan Joh. 372[1] 383[4].
Barcich Fr. X. 398[4].
Bardarini (Bardini?) Jos. 399[1] 401[2].
Barkoczy Graf, Primas 353.
Barmen 42.
Baroni Frz. 275[3] 313[1] 325[2].
Bart 20 73.
Barten 469.
Bartenstein 2 440.
Barth Alois 301.
Barthel Kasp. 2 317.
Barth Ferd. 210.
Basel 335. 2 193 229 578.
Basilianer 483.
Bassi 248. 2 127 129 565.
Bassögger Franz 383[4].
Batthyany Karl, Graf 2 440.
Baucke Flor. 2 546.
Bauer Franz 2 53[2].
Bauermeister 74.
Bauernaufstände 2 237.
Bauernschinderei 2 90 ff.
Baujour Gabr. 215[1].
Baumgarten Graf 2 406.
Baunach 2 210.
Baur Mich. 256[1] 259[1] 265 269[3] 275[3] 277[1] 281[4].
Baur Phil. 137[1] 162[3] 183.
Bauten s. die einzelnen Niederlassungen.
Bautiska (Mähren) 2 291.
Bautz Sigismund 135[2] 194[2] 207[1].
Bautzen 493.
Baxa Matth. 399[1].
Bayer Christ. Wolfg. 2 511[3] 542.
— Bschf. v. Kulm 462.
— Jak. 131[1] 132[2] 166[3] 189[1]. 2 7[3] 8[4].
— Nik. 194[2]. 2 208 260.
Bayern 220 ff 2 216 ff 150 f 185[1] 230 292 309 368 ff.
Bayert Nik. 2 563[3].
Bayreuth 254.
Beamte treue, Anstellung 2 471 f.
Becceler Ludw. 378[2] 393[1].
Beck (Pock) 2 32.
Becker Ant. 61[2].
— Balth. 2 351.
— Clem. 2 105.
— Heinr. 61[2].
— Matth. 2 171.
Beckman Leonh. 154[1].
Beeren Herm. 48[5] 75[3].
Behrs Phil. 142[2] 162[3] 186[2].
Belassy Engelb. 232[1]. 2 393[2].
Belgien 21.
Belgrad 2 292.
Bell Ferd. 73 76[3]. 2 206 208 509.
Bellarmin-Fabel 2 558[2].
Bellecius Fridol. 320[2] 337[1].
Bellelay 2 230.
Bellosier Ign. 2 242 f.
Bender 465[1].
Benedikt XIII. 2 413.
Benedikt XIV. 5 185 251 261. 2 119 268[2] 275 ff 281 398 399[1] 560.
Bengarth 2 284[3].
Bentheim 87 f.
Bentzel Ign. 127[1] 131[1] 189[1].
Beratzhausen 2 219.
Berchem Frh. v. 2 402 408[2].
Berchtelshoven 260.
Beredtsamkeit, geistl. 2 122 f., Reform 2 166.
Berendt Gg. 2 314.
Berg 2 74.
Bergen (Neuburg) 267.
Berger David 437[4] 449[8].
Bergmann 2 141[2].
Bergstraße 2 208 f.
Beringer Magn. 2 476 511.
Berlinger Alois 2 543[2].
Berlin-Lutzenburg 2 347.
Bermeitinger Dr. 2 341[5].
Bern 2 230.
Bernard Dom. 217[2].
Bernardi Aug. 31. 2 154.
Bernis de Kard. 2 444[5].
Bernried 273.
Bernstich Joh. Bapt. 253[1] 280[1] 316[1].
Berntges Isabella 2 540.
Beroldingen Frz. 281[4] 320[2] 337[1] 346[1].
Berschon Ant. 2 518 528 f.
Bertel Franz 2 514.
Bertolzheim 269.
Bertram Kard. 98 f.
Berufspflicht vor Gebet 369. 2 468.
Bettel Jak. 214[2].
Beuren 139.
Beutter Heinr. 289[3].
Beyer Xaver 2 221.
Beyl (Beyell) Edm. 38[2] 53[1] 69[2].
Beywegh Engelb. 41[3] 71[1].
Biberach 2 213.

Biberbach 2 224[2].
Biberist 327.
Bibliotheca Pauperum 2 311, s. die einzelnen Kollegien.
Bibliotheken, katechetische 389, s. Arme, Kongregationen.
Bibow, Frau von 105 f.
Biburg 233 236. 2 304.
Bichet (Pichet) Phil. 416 f.
Bickel Joh. 194.
Bickesheim 134 163 f.
Biedau Frz. 430[5] 441[1] 453[3].
Biereken (Bircken) Erem. 36[1] 48[1] 67[4] 71[1] 75[3] 83[1].
Bielicki Kant 479[1].
Biennium in der Philosophie s. die einzelnen Kollegien.
Biesenbruch Joh. 111 113.
Biester 261.
Bihler Adam 158[1].
Billieux Jos. 289[3] 332[3] 346[1].
Binck Jos. 430[5] 435[2] 441[1] 458[1].
Biner Jos. 289[3] 301[3]. 2 117 f 151.
Bingen 2 109 207.
Binnau (Pinau) 2 216.
Binz 2 316[2].
Bircker Edm. 25 f.
Birgau (Burgau) 256.
Birkle Jos. 2 290 ff.
Bischhagen 142.
Bischoff Engelbert 2 428 457.
Bischofsheim a. T. 2 65[4].
Bischofstein 137.
Bisselius (Bissel) Jak. 280[1] 286[2] 301[3] 325[2]. 2 374 500[1].
Bissing Bernh. 2 509.
Bistein 467.
Bitterbrunn 269.
Bitterich Joh. 2 513.
Bitterkraut Christoph 383[4].
Bittermann (Pittermann) 2 365.
Bitsch 204.
Biwald Leop. 2 140 576.
Bizard Pet. 214[2].
Bizouard Karl 214[2] 215[1].
Blanche 104 f.
Blank Frz. X. 328.
Blatter Jos. Fürstb. 339.
Blesinger Karl 135[2] 207[1].
Bliemel Mich. 2 287[7] 434.
Blociszewski Frz. 480[1].
Blößner 2 578[1].
Blumegen Graf 2 37.
Blumenberg Joach. 87[2] 97[1].
Blumenthal Geheimr. v. 473.
Bobronitz 436.
Boccard Franz 2 330.
Bochorn Simon 465[2].
Bochtrup Jos. 61[2].
Bockenheim 181 197 204 ff.
Bodler Joh. 2 159.
Böcken Venanz 320[2].
Böhm 2 561[5].
Böhmen, Provinz 402 ff 2 146 250.
Bönicke Christ. 2 67 f 70[3].
Böß Franz 430[5].
Boguslawski Ant. 479[1].
Boichorst Franz 79.
Bolte Tilm. 122.
Boltzenius Ign. 93[2] 97[1].
Bombardi Ulrich 389 393[1] 398[4] 399[1] 401[2].
Bonani 2 519.
Bonhardi Mich. 378[2].
Bonjart 364.
Bonn 36 ff.
Bonomo Gaëtano, Theatiner 2 420[1].
Bonschab Ign. 245[3] 275[3].
Boppard 2 202.
Borbeck 63.
Bordihn Andr. 468[2].
Boret Ign. 286[2].
Borgawitsch Mich. 2 500.
Borghorst 92.
Borken 92.
Bornheim 68.
Borowski Kasp. 476[2].
Boscovich 2 136[1].
Bosizio Ant. 401[2].
Bossant Humbert O. Cist. 335.
Bossard Joh. 38[2] 69[2].
Bottoni Leop. 372[3].
Boulon Barth. 215[1].
Bourg du, Kasp. 215[1].
Boye de Eman. 441[1].
Bozen 2 193 234[1].
Bradicich Franz 398[4].
Bräunlingen 2 293[1].
Braitt Ign. 313[1].
Bramers Tilm. 42.
Brammertz Franz 49[1].
Bramstedt 120.
Branca 2 403.
Brandenburg 91.
Brandt Franz 97[1].
Branten (Branden, Brantten) Matthias 41[3] 57[3] 67[4].
Brauhäuser 2 492 ff.
Braun (Kanon.) 2 58.
— Johann 49[1].
— Plac. O. S. B. 241 f. 2 129.
Braunsberg 462 ff.
Breau Franz 2 157 167 438 459 ff.
Brechen Arn. 50 52[1].
Bregenz 2 231.
Breidtfeldt Hubert 76[2].
Breil 2 204[4].
Breinl (Breindel) Wunibald 2 327 ff.
Breitbach b. Köln 2 104.
Breitenberg 120.
Breitfeld Heinrich 52[1].
Bremen 100 f 107 113 ff 2 269[6].
Bremervörde 120.
Brencken 82.
Brentano Carol. 2 525.
— Dom. 209[2].
— Franz 316[1].
Breny (Brenni) Dominik 216[1].
Breslau 15 406 423 ff.
Bretzenheim 130.
Breuer 26.
Brewer Joh. 2 550[1].
— Reiner 61[2].
Brictius Mart. 465[2].
Bridau Nik. 416.
Briefe, Mißbrauch 2 474, gefälschte 2 561 f.
Brieg 433 f.
Brig 335 ff.
Bringmann Aug. IX.
Brinisholz Nik. 237[1] 259[1].
— Tob. 331[1] 332[3].
Brischar Joh. Nep. 2 159[2].
Brisich Georg 468[2].
Brixen 310 f 2 193 232 234[1] 235 274.
Brizkorn P. 514.
Brockhaus 2 562[1].
Broggio Elias 504.
Bromberg 478 f.
Bruch Kaspar 142[2] 158[1].
Bruchsal 145 f.
Bruder Dav. 2 18[1].
Bruderschaften 34 ff 2 272 ff, s. Andachten.
Brüggeman Ludw. 68[2] 78[2].
Brüggen 2 204[4].
Brühl, Graf Heinr. 2 324 337 f.
Brüx Heinr. 53[1].
— (Brux) Wilh. 48[1] 52[1].
Bruno Friedr. 430[5] 435[2].
Bryat Frz. 237[1] 253[1] 275[3] 332[3]. 2 504[3].
Bucco von, Oberst 104 f.
Bucellini 2 140[2].
Bucher Anton von 2 54[3].
Bucholz 92.
Buchsheim 265.
Buchwitz 444.
Buckening Joh. 60[1].
Buder 2 340 f.
Büchermarkt 2 101 f.
Bühl 162 f 288. 2 216 f.
Buel de, Graf 221.
Buenos Aires 2 525 530 544.
Buer 91.
Büren 80 ff.
Buggent 2 525.
Bukenius Joh. 53[1].
Bulach 164.
Bunck Leonh. 332[3].
Burcard 364.
Burchardius s. Stöcken.
Burchart (Burkhart, Burkhard, Burckhardt, Burkhardt) Rud. 227[6] 232[1] 234[2] 245[3] 256[1]. 2 5[6] 78[3] 293 397[4] 500 ff 508[1] 524.
Burgau (Schwab.) 2 294[2].
Burghausen 276 f 2 120 228 345.
Burglengenfeld 269. 2 202 219.
Burscheid Jos. 2 523.
Burgsteinfurt a. Aa. (Steinfurt) 88.

Burgebrach 2 210.
Burkhäuser Nik. 2 66 f.
Busaeus Karl 194 [2].
Busenbach 134.
Busenbaum 2 64.
Butzbach 2 208.
Butzenius (Buzenius) Melch. 38 [2] 41 [3] 46 [1] 53 [1] 60 [1].
Butzfeld Christoph 162 [3].
Buxtehude 101 109 120.
Buzzi Peter 396 [1] 401 [2].
Bystram Stan. 477 [1].

Cadix 2 538 f 542 ff.
Caën 2 116.
Caesar Seb. 401 [2].
Caeselius Ulrich 162 [3].
Calcar 2 173.
Callao 2 543.
Callenbach (Kallenbach) Fr. 146 ff 2 25 88 ff.
Callenberg 90.
Calles Sigismund 2 27 133 f.
Camen Frz. 48 [1] 57 [3] 93 [2]..
Cammerlohr (Obervogt) 2 220.
Campi Frz. X. 398 [4].
— Peter 38 [2] 46 [1] 69 [2] 73 [1] 75 [3].
Canelle Nik. 214 [2] 217 [2].
Canisius (Katechism.) 2 186.
Capeta Joh. 458 [1].
Cardelius Joh. 436 [2].
Carina Jos. 398 [4] 401 [2].
Caritas 2 296 ff, s. die einzelnen Niederlassungen.
— bei den Missionen 2 236 354 f.
Carl Joh. 337 [1].
— Jos. 349 [1] 353 [1] 357 [1] 396 [1]. 2 36 550.
Carlü Peter 52 [1] 69 [2].
Carmer 411 f 418 f.
Carpzov Ben. 2 318 [1].
Cartesius 2 397.
Carthagena 2 525 542.
Cartier Joh. Bapt. 215 [1].
Caschod 2 305.
Cassini 2 114 [3].
Castella Jos. 301 [3] 332 [3] 346 [1].
Castl 2 304.
Castner 2 504 514.
Castora 2 521.
Castrop 91.
Catalonien 2 525.
Catenati Angel. 2 251.
Ceberg Hauptm. 2 193.
Celle 100 ff.
Centurione Alois 6 62 f 352 407. 2 275 331 [3] 368.
Cerralbo 2 539.
Ceschi Joh. Paul 399 [1].
Cetti Jos. 207 [1] 209 [2].
Cham 2 230.
Chardon Moriz 264 [2] 305 [1].
Charmoiville 2 230.
Charon Edm. 217 [2].
Chasteau du Lambert 38 [5] 52 [1] 67 [4].
Chateau-neuf 2 116.
Chiemsee 2 232.
Chile 2 524 534 536 538.
Chilly de Christoph Ign. 215 [1].
Chiloe 2 538.
Chinesische (sinische) Mission 2 504 [3] 560.
Chiquitos 2 544.
Chladenius 2 15 181.
Chmel Matthäus 458 [1].
Choiseul 2 443 562.
Choler Ign. 378 [2]. 2 434 455.
Chomas Franz 209 [2].
Christelius Jos. 2 292.
Christenlehr-Bruderschaft 2 239 ff.
Chrzastowski Joh. 477 [1] 479 [1] 480 [1].
Christian August, Herz. von Sachsen-Zeitz, Bischof von Raab 489. 2 339 ff.
S. Christina i. Gröden 2 236.
Christine Eberhardine Przss. v. Brandenburg-Bayreuth 490.
Chrysostomus 2 7.
Chur 2 193 232.
Cimmerman 465 [2].
Ciofani 417 f 421 462.
Cisnero O. S. B. 2 559.
Cintad Rodrigo 2 539.
Cliofzewicz Simon 478 [2].
Claus Ant. 2 79 82.
Claußner 2 523 f.
Claver Pet. 2 525.
Clerk Joh. 87 [2].
Cleve 48. 2 198.
Cliva Anton 337 [1].
Closen = Arnstorff, Freiherr 2 345 [2].
Clute Bernh. 78 [2] 87 [2] 97 [1].
Coballius Franz 397 [2] 399 [1].
Coels auf Stahlhütte 57.
Colendall Heinr. 36 [1] 41 [3] 61 [2]. 2 329 [1].
Colloredo Graf 2 538.
Conestogo 2 511.
Conradts Herm. 76 [2].
Consack Ferd. 2 540.
Consbruch Friedr. 83 [1]. 2 437 455.
Contzen Ad. 22 35 49. 2 568 f.
Copernicus 2 385 397.
Coppenener Arn. 2 295.
Corban 2 230.
Cordara Julius 5 10 13 500 [3]. 2 4 17 565 [1].
Cordes Ign. 22 [2] 68 [2] 87 [2] 93 [2].
Cordova 2 542.
Corman Lukas 78 [2].
Cornova Ign. 2 29 [1] 309 f 476 572.
Coronitius Felix 397 [2].
Corpus Evangelicorum 2 562 f.
Corradini Franz 398 [4].
Cortivo Frz. X. 399 [1].
Cosmo III. 2 190 194 199.
Cox Jak. 2 294.
Coxius Philipp 105.
Cramer Friedr. 2 208.
Crammer Ant. 2 271 [3] 542 [4].
Cransperger Ant. 277 320 [2].
Crantz 2 140.
Cratz Joh. 40. 2 117.
Crauer Franz Regis 330. 2 84.
Cravina Theodor 365.
Cremers 59.
Crescentia Höß 260 ff.
Crispen Theodor 97 f.
Crivelli 2 32.
Croiset 2 409.
Crollalanza 328.
Cronst 198 209 [1] 215 [1] 217 [1].
Cues Nik. Kard. von 2 102.
Cunibert P. 102 123 [1].
Cura salutis (Hevenesi) 2 142 f.
Cuschenshop 2 511.
Cygne de 2 5 [7].
Cywinski Ign. 479 [1].
— Joh. 476 [2].
Czakert Wenz. 437 [4].
Czapski Ant. 476 [2].
Czartoricki Flor. 2 314.
Czele Martin 347.
Czeponi Ferd. 436 [2].
Czermak Ig. 449 [8] 506 509 f.
Czyzewski Kas. 478 [2] 480 [1] 487.

Dabutz Florin 2 570 f.
Daflon Jos. 2 229.
Dahlberg, Freifrau von 2 208.
Dahlen 2 204 [4].
Dahmen Christian 76 [3].
Dahm Jak. 2 209.
Daiser Jos. 319 f 331 [1].
Dalberg v., Adolf, Fstabt 182.
— Karl Theod. 143.
Damm 134.
Dammert 148 [3].
Daniel Friedr. 465 [2].
Dankbarkeit 178.
Danzig 474 ff.
Darkehmen 469.
Darlisheim 201.
Daszkowski Mich. 478 [2].
Daubenton Wilh. 217 [2].
Daude Adrian 2 63 67 f 107 f.
— Jos. 135 [2] 162 [3] 166 [3] 183 186 [2].
Daun 56 f 2 285.
Dax Jos. 281 [4].
Debiel Ludw. 364 378 [2]. 2 31 35 137.
Dechen Pet. 69 [2].
Dedelley Jakob 253 [1] 256 [1] 346 [1].
Degenfeld, Gräfin 2 347 [5].
Deggendorf 2 220 224 [2] 244.
Dehabay 415.
Dehmar Andr. 137 [1] 186 [2].
Deichmann Karl 2 287 [7].
Deining 274.
Delama Ign. 337 [1].
Delamotte Karl 217 [2].
Delanc Peter 416 f.

Delbrück 79.
Delrio 2 317 ff.
Delsberg 2 229.
Dembowski Franz 479[1].
Denck (Denckh) Jos. 237[1] 277[1] 325[2].
Dengel 3[1].
Denich 223.
Denis Mich. 364 f 2 1 f 24 37 79 138 141[2] 142[1] 309 478 f 570 574 f 580.
— senior 2 576 f.
Denkingen 292.
Dennis 2 114[3].
Deprato (Von der Weydt) Kasp. 2 550.
Deus Jakob 49[1].
Deposition 386.
Derckum Heinr. 57[3].
Dernbach, Otto von 181.
Desbillons (Des Billons) 2 116
Despotovich Joh. 349[1] 393[1].
Deuring Ign. 237[1] 259[1] 313[1] 320[2].
Deutsche Dichtkunst 2 129 f 138 f.
Deutsche Missionäre im Ausland gesucht 2 504 ff.
Deutsche Sprache 2 19 ff 81 f 98 ff 138.
Deutsch-Krone (Valcz) 478.
Develich Ferd. 38[5] 41[6] 46[1] 53[1].
Dez 216 f.
Dham Pet. 36[1] 67[4].
Dichel Adam 227[6] 234[2] 245[3] 253[1] 269[3] 280[1] 310[1] 325[2].
Dieburg 135.
Diebenhofer 2 577[1].
Diendorfer 2 579[1].
Dienstboten, Sorge für 2 255 296 ff 467 472.
Dienstpersonal, weibliches, s. Haushälterinnen.
Diepenbrock 94[2].
Dietenberger 2 21.
Dietkirchen 274.
Dietrich Friedr. 337[1].
Dietz Joh. 2 538.
Diez 74.
Dillenburg 71.
Dillherr Karl 372[3] 396[1] 397[2].
Dillingen 245 ff 2 119 264 272 276 293[5] 570.
Dillier Joh. 2 504.
Dinarich Steph. 349[1]. 2 442[6].
Dinkelsbühl 2 293.
Dinzl Ign. 396[1].
Dirckes Joh. Wilh. 22[1] 78[2] 82[1] 87[2].
Dirckinck Joh. 17 22[1] 68[2] 83[1] 87. 2 269 475 485 497.
Dirrhaim Fr. X. 2 514 f 518.
Dirrheim Marquard 221 f 286[2] 301[3] 305[1] 310[1]. 2 417 f.
Dittmarschen 120.
Dittrich 471 2 562[2].
Dittwar 148.
Dobrizhoffer Mart. 2 519 f.
Dobrski Ant. 476[2].
Dockweiler Phil. 78[2] 93[2]. 2 509.
Döllinger 500[3]. 2 577[1].
Dörfflinger 2 287[1].
Dörfel 57.
Doetsch Ludwig 22[2] 36[1] 41[3] 67[4] 69[2] 71[1].
Dolfin Franz. 352 358[1]. 2 271 431[1].
Dominicus 2 577[2].
Domnau 470.
Donatus 2 23.
Donaueschingen 292. 2 293[1].
D'O Platzmajor 405.
Dornbirn 2 231.
Dornblüth 2 23.
Dorn Ernst 245[3] 289[3] 301[3] 310[1].
— Franz 2 208.
— Ign. 132[2] 135[2].
Dornigg Ägid. 372[1] 383[4] 394[2].
Doró Joh. 90[1].
Dottenhausen 288.
Dramaturgie 2 83 f.
Dramen 2 76 ff f. die einzelnen Kollegien.
Dramen, Verbot 2 87 f.
Drangsale im Krieg 77 138 f 151.
Dreiß Wilh. 127[1] 131[1] 142[2] 176[1] 189[2] 202[1] 209[2]. 2 485.
Dresden 119 501 ff.
Dreßler 157.
Dreyer Joh. 78[2] 82[1] 87[2] 93[2] 97[1].
Driller Andreas 116.
Drogenbusch b. Brüssel 2 362.
Droste Bernh. 52[1] 93[2].
— Godfrid 61[2] 90[1] 95[1].
Druckerei 425 f 465 f 2 497.
Dubois Pierre 2 116.
Ducrue Benno 2 537 f.
Duderstadt 218. 2 209 215[2].
Dücker Heinr. 194[2].
Dülken 2 204[4].
Duell 2 397 ff.
Dülman Gabr. 46[1].
Düren 33. 2 197.
Dürsfeldt Joh. 49[1] 53[1].
Düsseldorf 40 ff 2 195[2] 199 260 295 304 342.
Duffa Gottfr. 2 205.
Duffiek Franz 142[2].
Dufréne (Dufrêne, Dufrène, Du Fresne) Max 172 304 2 12 ff 72 117 150 f 181[1] 267 f 270 391 ff 558.
Dumont Gerh. 105.
Dunckel, Frhr. von 56.
Durigni, Kard. 2 130.
Dussard Bruno 75[3].
Dußik Heinr. 513. 2 321.
Dytlin Bernh. 162[3].
Dymsdynck Ign. 69[2].
Dzialynski Nik. 476[2].
Ebenhöch Wolfg. 383[4].
Eberndorf b. Klagenfurt 397.
Ebersberg 227 235 f. 2 304 481[2].
Eberman Ant. 145[1].
Ebner Rupert 2 6[5] 474.
Echenbronn 267.
Eckard (Eckart, Ekart, Ekard, Eckhard) Joh. Gg. 135[2] 145[1] 158[1].
Eckart Anselm 2 547 ff 552[1] 553[1].
Eckernförde 120.
Eckhel Jos. 2 141.
Ecker 2 41 f.
Edeler Jakob 2 525 f.
Edelman Christoph 281[4].
Edelstetten 253.
Eder Joh. 425 430[5] 449[8].
Edmund (Edmond) Paul 202[1] 209[2].
Edschlager Christian 2 140[2] 141[3].
Edlweck Joh. Theat. 2 228.
Egel Ambr. 2 70[3].
Egendorfer Wolfg. 394[2].
Eggartner 2 140[2].
Eggert Heinr. 48[1] 87[2] 509 511.
Eggs August 269[3] 310[1] 316[1] 513. 2 329 337[1].
Eggs Leont. 2 287.
Egiz Ign. 2 408 f.
Egkh Ant. 305[1] 337[1].
Eglsee 273.
Egmating 236.
Ehestand, Segen des 2 166 · 254 f.
Ehingen 253.
Eichenbühl 2 215.
Eichelsbach 135.
Eichsfeld 102 138. 2 208 f 214.
Eichstätt 262 ff 2 125 269 578.
— Mission 2 218.
Eickhof 82.
Eifler Mission 55 ff 2 204 266.
Eimer Job. 137[1] 176[1] 186[2].
— Ludw. 194[2].
Einig 50.
Einkünfte 2 502, s. die einzeln. Niederlassungen.
Eiserfeld 75.
Eisenmacher 504.
Eisentraut Peter 166[4].
Eitorf 56.
Elberfeld 42 f 2 206 f.
Elbing 477.
Elchingen 2 292 293[1].
Eleonora, Kaiserin 2 548.
Elisabeth Christine, Kaiserin 2 432 435 f.
Elisabeth, Prinzess. v. Braunschweig-Lüneburg 2 348.
Eller Nik. 468[2].
Ellspacher Franz 264[2] 305[1]. 2 413 ff.
Ellwangen 265 282 ff 2 224[2] 273 577.
Elmendorff 114.

Elmshorn 120.
Elmstein 153.
Elsaß 129 197 ff 2 209.
Elsässer Hieronym. 286 [2] 316 [1].
Eltman 192. 2 210.
Eltville 131.
Eltz Hugo Karl 138.
Eltz Philipp 46 [1] 53 [1] 57 [3] 68 [2] 71 [1].
Emaldis de, Thomas 248 252.
Emanuela Therese 2 376 [10].
Emerich Jak. 142 [2].
Emmerich 46 ff 2 198.
Emsbüren 92.
Emsland 95.
Enders Karl 396 [1].
Engelburg, Leop. von 2 435.
Engelhard Adam 2 513.
Engelmohr Jos. 162 [3] 176 [1].
Engen 304.
Engländer 77 92.
England 109.
Englisch Luk. 453 [3].
Englisch Wilh. 289 [3] 305 [1].
Engstler Jos. 385.
Ennen 1. 2 413.
Ennigerloh 83.
Ensisheim 203 210.
Entlassung aus dem Orden 2 481 ff.
Entzendorffer Wenzesl. 450 [4].
Enzenried 274.
Eppenheim 2 207.
Erbach 2 224 [2].
Erbel Lorenz 66.
Erber 2 140 [2].
Erberman Ant. 144 162 [3].
Erdmannsdörffer 2 562 [1].
Erdt 2 402 f.
Erfurt 135 ff 143. 2 209.
Erhard Jos. 223 227 [6] 310 [1]. 2 9 52 54 486.
Erholungen 2 487.
Erlach 190.
Erlacher Joh. Nep. 2 538 541.
Erlicher Jak. 316 [1].
Ermland 460 ff 2 313 ff.
Ernhaus 2 525.
Ernst August, Fürstbischof von Braunschweig-Lüneburg 92.
Ernst August, Herzog v. Hannover 103.
Ernst Joach. 2 221 f 225 228 247.
Ernst Jos. 292 [2] 320 [2] 331 [1]. 2 140 [2].
Ersing 256.
Erste Kommunion, Vorbereitung, s. die einzeln. Niederlassungen.
Ertl Tobias 372 [1].
Erziehung 2 94 ff 166 173 333 ff.
Eschborn Ludw. 2 112.
Eschenbach 266 [2].
Eschenbrender Pantal. 2 104.
Eschenbrunn 252 267 269.
Eschenloher V. 2 188 [1].
Escher Gottfr. 437 [4] 453 [3].
Eschwege 137.
Essek 2 293.
Essen 60 ff.
Espen van 2 448.
Esser Andr. 2 75.
Etenhueber Matthias 2 578 [2].
Ettenau Mart. 279.
Ettlingen 129 134 163 ff 2 208.
Etzenrot 134.
Eugen, Prinz 2 342 [1]; Fabeln 2 430 f 561.
Eulner 74.
Euskirchen 66. 2 198.
Evers Ludw. 186 [2].
Exegese s. Hl. Schrift.
Exerzitien 2 260 ff, s. die einzelnen Niederlassungen.
— am Hofe 2 441 [1].
Exerzitienhäuser 2 270 f.
Eyk, Graf von 105.
Eylau 470.

Fabeln über Jesuiten 2 408 [2] 429 [1] 443 557 ff.
Fabelsammlungen 2 560 f.
Fabri 2 48.
Fabricius Gg. 2 558 [2] 563 [4].
Fälschungen 2 559 ff.
Fakultäten für Hofbeichtväter 2 331.
Falck Jos. 221. 2 46 49 383 ff 390 [3] 478 515.
Falkenhagen 79.
Familieninteressen über kirchliche Interessen 2 449 ff.
Faulhaber Andr., Kaplan, 456.
— (Dek.) 2 216.
Fay David 2 548 550.
Febronia, Mauritia, Herz. in Bayern 2 504.
Feder 2 187 [2].
Fegeli Fr. Xav. 337 [1]., s. Seedorf.
Felbiger, Abt 410 f 421.
Feldkirch 316 ff.
Feldpatres 2 290 ff.
Feldseelsorge 2 284 ff.
St. Felix (Galizien) 2 547.
Feltre 2 232.
Feminismus 2 93 ff.
Feneberg Mich. 2 572 [1].
Fenelon 2 422.
Fenner v. Fennberg Joh. B. 2 232 258.
Ferber Lamb. 479 [1].
Ferdinand II. 2 307.
Ferdinand, Herzog in Bayern 2 376 409.
— Infant v. Parma 2 449 f.
— Maria 2 371.
Ferdinandeische Stiftung 38 82 100 ff 122.
Ferricioli Ant. 399 [1].
Feßler, Kap. 2 549 [2].
Festfeiern (Armenfeste) 2 306.
Fiala 327 [1]. 2 577 [2].
Fichtl Dom. 394 [2].
Fick Christian, Frhr. v. 2 219.
Fieger Franz 383 [4].
Filler Joh. 436 [2].
Finanzen, Nöte 7, 22 [2]. 2 497 s. die einz. Niederlassungen.
Fink Leonh. 2 505 518 521.
Finstingen 204.
Firmian, Kardin. 2 577 f.
Fischer Frz. 232 [1].
— Frz. Christ. 152.
— Mich. 286 [2].
— Pankr. 166 [3] 207 [1].
Fischhausen 470.
Fitterer Thom. 2 151 278 509.
Fiume 348 398 f.
Fladstrand 121.
Fleischer Joh. 458 [1].
Fleischlin (Luzern) 321 325.
Fleischmann 2 294.
Flemming, Graf 499.
Flender Herm. 135 [2] 137 [1].
Flensburg 120.
Fleury 2 112.
Flexburg 201.
Flexeder Seb. 275 [3] 289 [3].
Flirtheim 2 573.
Floercken Heinr. 78 [2].
Flörsheim 2 573.
Flory Ign. 132 [2] 202 [1] 207 [1].
Flotto Adam 2 146 f 256.
Flucke, Frau 138.
— Jos. 137 ff 142 [2].
— Lorenz 166 [4] 189 [1].
Flumenthal 327.
Fock 509.
Focky Ant. 372 [3] 383 [4] 396 [1] 397 [2].
— Jakob 353 [1] 378 [2].
— Joh. Bapt. 374 [1] 394 [2].
Foelix Christoph 450 [4].
Förring (Föhring) 2 221.
Förster Rich. 431 462 [1] 482 [1].
Föttinger Abrah. 378 [2].
Fontana Pet. 46 [1] 48 [1] 53 [1] 57 [3].
Fontana Fulvio 2 190 ff 225.
Fonseca 2 455 509.
Forbin, Kard. 2 426.
Fordhondt Hieron. 378 [2] 383 [4].
Forster Franz 337 [1].
Forster Frobenius 278.
Forsthofen 269.
Forstnern von 2 431 [1].
Fournier 2 562 [1].
Fränkische Mission 2 209 ff.
Fragstein Frz. 453 [3].
Fraidenegg Gg. 2 541.
Franchini 2 190 [4] 193 [2].
Franck Ign. 2 368.
Francke, Professor 2 340.
Franken 2 208.
Frankenberg 402 f.
Franken-Sierstorff Frz. Kasp. 28.
Frankenstein i. Schles. 446.
Frankenthal 2 202.
Frankfurter Jos. 178. 2 517.
Frankhofen 274.
Frank Peter 279.

Frankreich 3 16.
Frantzen Jak. 48[1] 53[1].
Franz I., Kaiser 309. 2 239 442.
— II., H. v. Lothringen 204.
Franz Alex. (Hadamar) 146.
Franz Georg 64[3] 76.
Franzin Franz 2 427 f.
Franz (Frantz) Jos. 2 31 ff 131 f 441 442[6].
Franz Joseph, Fürstbisch. 338. 2 131 f.
Franziska Sibylla, Mkgrfn. v. Baden 159. 2 261.
Franz Ludwig, Fürstbisch. v. Eichstätt 265.
— — Kurf. von Trier 282. 2 71 203 205.
Französische Jesuiten in Breslau 412 ff.
Franz Stephan, Erzherzog von Österreich 2 365.
Fraft Joh. 2 546[3].
Frauenburg 464.
Frauenexerzitien 2 266.
Frauenstein 131.
Frederikshaven 121.
Freiberg (Passau) 2 238.
Freiburg i. Breisg. 215 292 ff.
— i. Schweiz 331 ff 2 49 230.
Freising 2 221 f 227 232.
Freitag Bernh. 2 483.
Fresserei gegen 2 162.
Freusberg 76.
Freyberger Andr. 2 151[1].
— Georg 504.
Frey Bernhard 2 419 422.
Freymuth Wendel. 194[2]
Freytag Franz 2 105.
Frickhofen 72.
Fricktal 2 229.
Frideli Erubert 2 519.
Friderichs Peter 41[6] 67[4] 71[1].
Fridericia 100 121 f 124.
Friderici Nik. 49[1] 94[1].
Fridl Sebast. 403 430[5].
Friedberg 241.
— Bern. 2 481.
Friedland 470.
Friedrich August I. d. Starke, Kurfürst v. Sachsen 489 ff 515.
— — II., Kurprinz, Konv. 490 ff, Kurfürst 2 322 ff.
— — III., 2 333 ff 515.
Friedrich Christian, Kurprinz v. Sachsen 2 327 333.
Friedrich der Fromme, Herz. v. Schwerin 106.
Friedrich II. der Große 14 f 39 ff 470 f 2 403 563 f.
Friedrich, Erbprinz v. Hessen-Kassel 2 416.
Friedrich Karl, (Fürstbischof v. Würzburg und Bambg.) 2 61 ff 114.
Friedrich IV., König v. Dänemark 117 483.
Friedrich V., König v. Dänemark 120.
Friedrich Michael, Herzog in Bayern 2 366.
Friedrich Philipp 2 44.
Friedrichsburg a. Eider 100.
Friedrichsgnade 122.
Friedrichsort 120.
Friedrichsstadt 100 116 f 124.
Friedrich Wilh., Herzog von Schwerin 105.
— — Fürstb. 98.
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 482.
Fries Christoph 158[1] 162[3] 189[1].
— Ign. 166[4]. 2 208 211 214.
Friesl Georg 259[1] 275[3] 281[4] 292[2].
— Ign. 166[2]. 2 208 211 214.
— Mich. 259[1] 337[1].
Friesland 93.
Frigieri Felix 2 504.
Frings P. 106[5].
Frisch Heinr. 38[5] 60[1] 67[4] 76[3]. 2 197[1].
Fritze Joh. 41[3] 78[2] 93[2] 97[1].
Fritz Bernh. 135[2] 162[3] 166[3]. 2 79 311[1].
Fritz Edm. 356.
— Ign. 2 538 541.
Fritzlar 2 67 209 215.
Fritzsche 2 340[1].
Friz Andreas 2 82 442[1].
Fröhling Mich. 135[2].
Frölich Erasmus 2 18 37 135 141 477.
— Joh. Bapt. 253[1] 280[1] 305[1].
Frohberg v., Sim. Nik. Fürstbischof 345. 2 579.
Frohnden, ungerechte 2 301 ff.
Froidevaux Peter 253[1] 289[3] 316[1] 331[1] 332[3].
Frontenhausen 238.
Frydrychowicz 482[1].
Fuchs Joh. B. 53 ff.
Fühnen (Finnen) 100 121 ff.
Fürstenberg Ferd., Kard. 100 f 2 220.
— Jos. Wilh., Fürst 199 f 2 268[2].
— Statthalter 83 107 512.
Fürstenberg-Stiftung 75 107.
Fürstenspiegel 2 382 f 394 ff.
Fürth 2 217.
Fueß Leop. 2 10.
Füssen 2 224[2].
Fugger, Graf Anton Ignaz, Bischof von Regensburg 280 286. 2 124 560 578.
Fulda 180 ff 2 61 66 107[1] 187[2] 215 274.
Furtenbach Ant. 292[2] 301[3] 310[1].
— Eust. 264[2] 310[1].
Fux Franz 259[1] 313[1]. 2 274.
Gaar Gg. 135[2]. 2 313 318 ff.
Gabriel Gregor 372[1].
Gachet Fr. X. 320[2] 331[1].
Gady Prosper 332[3].
Gailoe 273.
Galdenblatt Joh. 379 381.
Galen Christoph von 101.
Gall 2 140[2].
Gallade Peter 173 194[2]. 2 109 318[1].
Galler (Gäller) Max 349[1] 353[1] 357[1] 374[1] 393[1] 394[2] 396[1] 397[2]. 2 437.
Gaildorf 292.
Gall Jos. 2 322.
Gallikanismus 2. 2 561.
Garampi Jos. 2 2 129[1] 417[3] 565[2].
Garelli 2 141[3] 142[1] 448.
Garmisch 2 224[2].
Gars 2 288.
Garstorff 273.
Gaspari 2 25 33 f.
Gaß Jos. 215[2].
Gastein 2 248.
Gastl Joh. 2 147.
Gastner 2 524.
Gatterer Mich. 305[1].
Gaun Franz 310[1] 316[1].
Gauthier Karl 217[2] 414.
Gebetbücher 2 281.
Gebler, Baron von 2 37.
Gedike 261.
Gefangene, Unterstützung für 34. 2 472 f.
Gefft Nik. 207[1].
Gegenbaur Paul 264[2].
Gegner, katholische 2 564 ff, protestantische 2 557 ff.
Geiger Friedr. 158[1].
Geiselhöring 2 224.
Geisenhausen 238.
Geisenheim 131.
Geist, Haus 82 f.
— Jos. 289[3].
Geistl. Beruf, Zwang bei Prinzen 2 411 ff 420.
Geisweiler (Geißweiler) Jak. 153 f 2 211.
Gelsdorf 56.
Genau Albert 139[1].
Genneper Joh. 38[2] 46[1] 48[1].
General Kongregationen 15.—17. über die Studien 2 4 f.
Gengell Gg. 476[2]
Geny 2 189[3] 572.
Genzing 256.
Geoffroy Pet. 214[2].
Geppert Ernst 2 393 403[1] 406.
Geramone 2 528.
Gerard Heinr. 136.
Gerdauen 469.
Gerichte, gegen Ungerechtigkeit der 2 464 ff.
Gerigt Gg. 468[2].
Gerlos 2 247.
Germersheim 130. 2 202 207.
Gersenius Phil. 145[1].
Gerslager Gg. 2 521.

Gerstner Mich. 2 539 541.
Gertner Mich. 202 [1] 209 [2].
Gert Reinh. 476 [2].
Gertrud St. 2 537.
Gervasoni 2 535 550.
Geschichte VII f 2 9 ff 38 ff 67 ff 102 f 107 ff 123 132 ff 145 ff 277 385 400 f.
— s. die einzeln. Kollegien.
Geste Jak. 342.
Getränke, ausländische 20 2 48 [6].
Geubach 2 107 [1].
Gfrerer Ant. 259 [1].
Giannone 2 448.
Gierlich Adolf 60 [1].
Giershagen 39.
Gießen 2 208.
Gilbert Lud. Mor. 214 [2].
Giraudeau 2 8 [4].
Gilquen, Abbé 109 [4].
Giusti von 2 540.
Glabotsnig Kasp. 358 [1] 397 [2].
Gladbach 2 196 f.
Gladich Zach. 396 [1] 401 [2].
Glandorff Herm. 2 508 ff 521.
Glaringen (Wallis) 2 118.
Glaß 404 f 411 451 ff.
Glaubensbekenntnis, Ungarische Fluchformular 2 340.
Glazowicz Albert 479 [1].
Glehen Ant. 2 509.
Gleichenstein 137.
Gleixner Frz. 407 [4] 411 418 f 436 [2].
Glett Wolfg. 395 [2].
Glettle Paul 2 423 f.
Glis 336.
Gliubicich Mark. 399 [1].
Glogau 406 411 441 ff.
Gloß 2 208.
Glottau 464.
Glovelier 2 229.
Glowczenski Stan. 476 [2].
Glückstadt 100 f 120 f 124.
Glumbenau 439.
Glunß Heinr. 2 75.
Gmünd (Schwaben) 2 224 [3].
Goa 2 508 551.
Goar St. 76.
Göbhard Tob. 2 61 110.
Gödens, Grafschaft 93.
Gögger Franz 2 437 f.
Gögger Jos. 358 [1] 372 [3] 378 [2].
Goër von 68.
Goergen Jak. 46 [1] 71 [1] 83 [1].
Görz 348 399 f 2 307.
Gößweinstein 192.
Göttler Joh. 313 [1] 320 [2] 331 [1].
Goettner 2 140 [2].
Götzenberger Franz 241. 2 14 [2] 150 f 178 558 [2].
Götzendorf 274.
Götzfried 278.
Goeze Melchior 110.
Gogeisl Ant. 2 49.
Goisern 2 246.
Goldap 469.
Goldeck 2 248.
Goldhagen Herm. 132 [2]. 2 5 [8] 7 f 21 [1] 61 75 112 f 281 476.
Goldmann Arth. 2 27.
Golfinger 431.
Gondola, Apostol. Vikar 109 [4].
Gonnet Joh. Ant. 2 259 f.
Gonzalez Thyrsus 3 17 22 146 ff 198. 2 3 120 342 ff 359.
Gordon 2 107 [2].
Gosselin Ignaz 216.
Gottdorp 116.
Gottelricht 273.
Gottsched 2 23.
Gottseer (Gottscheer) Martin 379 ff 2 155.
Gottwaldt Heinr. 458 [1].
Gousselin Joh. 215 [1].
Grabowski Flor. 479 [1] 480 [1].
Gradus ad parnassum 33.
Gräbl Jos. 253 [1] 281 [4].
Gräbner Joh. 407 [4] 435 [2] 437 [4] 441 [1] 445.
Gräß (Graeß) Nik. 38 [2].
Graff Heinr. 2 293 [1] 554.
Graffingen 236.
Grammatici Nicas. 2 46 49 384 477.
Granada 2 542.
Grandvillers Jak. 331 [1] 332 [3] 346 [1].
Granelli Karl 2 140 [2] 141.
Grangier Ant. 214 [2] 215 [1].
Graubünden 101.
Graudenz 461 478.
Grauweder 2 534 [2].
Gravisi, Obrist 2 291 f.
Graz 384 ff 2 25 f 36 139 ff 237 f 307 ff 311 f.
Greber Bruno 127 [1] 131 [1] 132 [2] 189 [1].
Grebner Thom. 129. 2 68 108.
— Wilh. 2 505 f 520.
Grefrath 44.
Gregor v. Nazianz 2 7.
Greiffenklau Karl Phil., Frstb. von Würzburg 2 212 [1] 317.
Greifswald 115.
Greiner, Hofrat 2 453.
Gremaus Ant. 162 [3].
Grembs Damian 2 287 [1].
— Stan. 2 159.
Grenchen 327.
Gretser 2 7 [1] 8 60 [1].
Griechisch 84. 2 6 ff 102 113.
Grießenbeck Desiderius 2 332.
Grim Leopold 404 430 [5].
Grimaldi Hieron. 2 284 541.
Grisling Jos. 176 [1] 186 [2].
Gröbming 2 238.
Grojeannin Magd. 153.
Gronsfeldt Otto 100 103 [1].
Groß 2 140 [2].
— Domh. zu Bmbg. 2 311 [2].
Großberghofen-Freising 2 119.
Grossing von 2 562 [1].
Großostheim 2 215.
Groten Laurent. 60 [1].
Grotius 2 124 142 [3].
Gruben Peter 60 [1].
Gruber Ant. 142 [2] 145 [1] 154.
— Michael 506 510.
Gruchot Herm. 466.
Grueber Ernst 2 579.
— Jos. 2 244 f.
— Leop. 372 [3] 397 [2].
Grünhagen 431 [1].
Grünklee Joh. 453 [3].
Grüter H. 75 [3] 90 [1].
Grupello Jos. 2 295.
Guarini Ign. 500. 2 337 ff 455 f 458 505 [3].
Gubetz Adalb. 450 [4].
Günching 274.
Guenichot Barth. 214 [2].
Günther D. 192.
— Franz 174 188 189 [1].
— Nik. 158 [1].
Günttner Theoph. 2 482.
Güntzl Leop. 450 [4].
Gugl Albrecht Christ. 2 352.
Gugler Ant. 269 [3] 277 [1].
Guglia 2 141 [2].
Guldimann 257 283.
Gummi Andr. 137 [1].
Gumpp Fr. Xav. 264 [2] 281 [4] 289 [3] 305 [1].
Gundl Jos. 353 [1] 378 [2] 393 [1] 397 [2].
Gymnasium 2 54 ff 71 ff. s. die einzelnen Kollegien.

Haag 236.
Haan Alois 372 [3].
— Georg 127 [1] 132 [2] 199. 2 78 260 485.
— Jakob 38 [2] 41 [3] 53 [1] 67 [4].
— Ign. 383 [4].
— Joh. 441 [1] 458 [1].
— Konr. 202 [1] 209 [2].
— Wilh. 127 [1] 131 [1] 132 [2] 162 [3] 194 [2].
Haas Joh. 127 [1] 137 [1] 145 [1] 184 ff 194 [2]. 2 474 486.
Habendorff 435 [2] 437 [4].
Haberkorn Ambr. 2 516 f.
— Joh. 2 515.
Hadamar 71 ff.
Hadersleben 120.
Hadik 2 286.
Häblkofen-Regensburg 2 125.
Haen de 2 448.
Häusliches Leben 510 f 2 483 ff.
Häusser 2 364 [1].
Häußler 2 546 [2].
Hagen 137.
Hagenau 197 206 f.
Hagen, Baron von 493.
Hahn 109 505 ff.
Hahnappel 27.
Haider Jos. 358 [1] 372 [3].
Haidhausen 2 185.
Haidler Fr. X. 383 [4] 395 [2].
Haierle 2 546.
Halde du, J. 2 560.
Halden Franz 253 [1] 310 [1].

Hall 311 ff 2 193 272 274 f. 308.
— Matthias 75[3].
Hallauer Franz 119 227[6] 232[1] 254 270 300. 2 38 ff 246 374[2] 385 f 418 498 f 506 f.
Haller 2 549[2].
Hallerstein Ant. 374[1] 378[2] 397[2].
Haltern 90 f.
Hambach 2 199.
Hambloch Heinr. 46[1] 52[1] 60[1].
Hamburg 100 ff 2 136.
Hameln 79 f.
Hammerle Balth. 2 504.
Hammersleben 171.
Hampp Mich. 320[2].
Hancke Joh. 453[3].
Handel s. Apotheken, Bräuhäuser. Gegen ungerechte Praktiken 2 165 f.
Handler Fr. X. 397[2].
Hannotte Joh. 52[1] 71[1] 110.
Hannover 79 f 100 ff.
Hansiz Mark. 2 140[2] 143.
Happach 2 147.
Harasch Adalb. 465[2].
Harburg 107 109.
Harenberg Joh. Christ. 2 74 f 560 f.
Harlacher Bernh. 449[8].
Harpersdorf 446.
Harrant von 163.
Harrings Paul 142[2].
Hart 2 247.
Hartenberg 162.
Hartenfels Jak. 145[1] 166[4] 189[1].
Hartl (Härtl) Anton 228 ff 2 290 ff.
Hartmann Jak. 49 f 142 f.
— Joh. 505 ff.
— Wenz. 430[5].
Hartung, Bürgermeister 138.
— Ign. 142[2] 176[1]. 2 109.
— Joh. 127[1] 131[1] 189[1] 197.
Harzheim Franz 2 102.
Harzheim Herm. Jos. 2 75 102 f 458.
— Kaspar 2 102.
Haselbauer Franz 2 121[3].
Haselünne 95.
Hasenmüller (Leyser) 2 560.
Hassauer 513.
Hassenkamp, Prof. 2 70[2].
Haßnik (Haßnig) Gg. 450[4].
Hathauer Fr. X. 301[3].
Hattler 2 190[1] 202[1] 231[8] 233[1].
Hauck Joach. 158[1].
Hauer Jos. 436[2].
Haug 189.
Haunstetter Mart. 242.
Hauptmann Joh. 259[1].
Hauser Berth. 2 47 75.
Hausen Wilh. 258 266[2]. 2 217 249 253 ff 269[6].
Haus Geist 82 f.
Haushälterinnen 17 21.
Haushaltung 2 488 ff.
Hausmann 252[1].
Hausordnung 4.
Hausunterrichte 2 105.
Havels Peter 46[1] 60[1].
Haver Joh. 79[2].
Havichorst Everh. 82[1] 97[1].
Havisbeck 92.
Haydenburg 2 576.
Hayl Phil. 137[1] 154[1].
Haysdorff Adam 137[1] 145[1] 176[1] 189[1] 194[2] 286[2].
Hebräisch 385 2 75 120 f 138.
Hechingen 288.
Heckman Joh. B. 127[1] 131[1] 132[2] 176[1] 186[2] 189[1] 198.
Hector (Ettori) Camill. 2 266.
Heddesheim 2 209.
Hegensdorf 82.
Hegel Pet. 390. 2 163 ff 297.
Heidelberg 167 ff 2 114 ff 202 488 ff.
Heiden, Baronin von 470.
Heider Balth. 158[1].
Heidesheim 2 202.
Heidfeld Adam 2 576.
Heidt Adam 142[2] 194[2].
Heiligelinde 462 467 469. 2 315.
Heiligenbeil 464.
Heiligenstadt 137 ff 143. 2 209.
Heiligental 135.
Heilman Joh. 435[2].
Heilsberg 471.
Heim Adam 2 171 ff.
Heim Hugo 2 172
Heimat-Geschichte 2 106.
Heimbach Matth. 2 188.
Heimes Jak. 76[2].
Heinrich Christoph 425.
Heinrich, Fürstbischof 185 f.
Heinsberg 58.
— Heinr. 2 266[1].
Heinson Theodor 2 558.
Heintz Franz 478[2].
Heisch Franz 2 284.
Heislinger Ant. 277[1]. 2 45.
Heißler Franz 409 414 449.
Helbig Joh. 453[3].
Helbling Karl 2 242 f.
Heldenmut in Kerkerqualen 2 552 ff.
Helfen 117.
Helfenstein 223.
Helfenzrieder Joh. 2 50 54.
Helfert 2 239[2] 305[1].
Helgoland 116.
Hell Max 419 513. 2 37 70 135 ff 154[5].
Hellen Everh. 2 508.
Helling Heinr. 52[1] 53[1]. 2 198[1].
Helling Lothar 158[1].
Helm Carl 2 511[3].
Helm Joh. 46[1] 76[2]. 2 294.
Helmering Bernh. 90[1] 93[2].
Helmont 24.
Henel Gottfr. 441[1] 453[3].
Henner Blas. 2 70.
Henreco Wilh. 46[1] 52[1] 53[1] 57[3]. 2 198[6].
Henricus a. S. Ign. 2 564 f.
Henseler Sixtus 106.
Hentschitt Jos. 2 163.
Herbert 2 154[5].
Herdegen Konr. 2 45 194 ff. 207 221 ff 228 233 246 257 f 260 ff 352.
Herder 2 101.
Hermann Ant. 305[1]. 2 325 f.
Hermann Georg 227[6] 232[1] 234[2] 256[1] 253[1]. 2 46 244 292 325 f 368 405 528.
Hermanns Herm. 2 206.
Hernsheim 156.
Herrenries 2 213.
Herrenwiese 162.
Herrieden 265. 2 217.
Hertenberger Konr. 2 110 f 302 f.
Hertle Seb. 437[4] 441[1] 449[8] 452.
Hertling Nik. 72. 2 113.
Herzmansky Ant. 436[2].
Herz Franz 513 f 2 333 ff.
Herz-Jesu-Andacht 2 280.
Herzog Jos. 2 230.
Herzogenaurach 2 210.
Herzogenbusch 2 198.
Hesselmann Jos. 2 103.
Hesselmeier Sixtus 22[2] 68[2] 82[1] 87[2] 97[1]. 2 492.
Hessen 38. 2 203 214.
— -Cassel 109.
Hessenthal 135.
Hevenesi Gabriel 349[1] 353[1] 357[1] 358[1]. 2 142 f.
Hexaglotton 2 121 f s. Weitenauer.
Hexenbrände 2 313 ff.
Heyda 453.
Heydeck (Pfalz) 2 146.
Heydenhoff Julius 27[2] ff 53[2].
Heydt Adam 166[3] 176[1].
Heyel 2 506.
Heyligenholtz (Pfarrholtz) 193.
Heynitz Franz 479[1].
Heyrenbach 2 154[5].
Hilarius 2 99.
Hildesheim 95 ff 2 578.
Hilfensberg 137.
Hillebrandt (Hillebrand) Joh. 430[5] 449[8]. 2 326[2].
Hillenbrand Joh. 2 61 ff.
Hillenkamp Theod. 82[1] 97[1].
Hilleprand Gerh. 2 142.
Hillert Heinr. 97[1].
Hillman Heinr. 145[1].
Hilpoltstein 2 202.
Himmelthal 135.
Hinau Jos. 337[1].
Hinckelman Paul 2 354[3].

Hinderer Rom. 2 504 514 521.
Hinderhausen Heinr. 41[3] 53[1] 67[4] 68[2] 69[2].
Hingerle Aug. 349[1] 353[1] 357[1] 374[1] 393[1]. 2 440 549[2].
Hinkelmann Benno 2 496.
Hinrichtung, Hilfe 2 300.
Hirschbach 2 202.
Hirschberg 406 437 f.
Hirschbrunn 253.
Hiß 2 46.
Hißler Engelh. 36[1] 46[4] 48[1] 57[3] 71[1] 83[1].
Hizler Jakob 259[1].
Hobbes 2 142[3].
Hoch Kasp. 127 131[1] 154[1] 162[3] 176[1] 179[1]. 2 508 511[3].
Hochegger 2 38[1].
Hochenburger Frz. 353[1].
Hochheim 131. 2 112.
Höchstädt 2 203 210 224[2].
Höcker Ant. 83[1].
Höfe, Christlich. Leben 2 375 ff 381 ff.
Höger Frz. 2 171[2] 296 f.
Höglein Ambr. 166[2].
— Kasp. 137[1] 158[1].
— Val. 127[1] 132[2] 162[3] 170 194[2]. 2 510.
Höhn 74.
Höller Ant. 356. 2 440 f.
— Mart. 372[1] und [3].
Hönike Matth. 2 186.
Hörde Joh. Ad. von 100 123.
Hofbeichtväter 61 ff 2 321 ff.
Hofer Franz 275[3] 289[3].
— Joh. 2 233.
Hoffer Ant. 127[1] 131[1] 176[1] 179[1].
Hoffman Mich. 397[2].
Hoffmann Ferd. 436[2] 441[1].
— Franz, Graf von 403.
— Joach. 511.
Hofheim 156.
Hofmeister Georg 450[4].
Hofprediger 2 458 ff.
Hofreither Alb. 229. 2 533.
— Alois 232.
— Mich. 2 388[2] 409.
Hohengißbach 192.
Hohenlohe-Bartenstein 147.
— -Schillingsfürst, Fürst 2 560.
Hohenwart Sigm. 383. 2 575.
Hohenzollern 254 295.
Holbak 119.
Holberg L. 141.
Holderried Jak. 237[1] 281[4] 310[1].
Holl Franz 2 256.
— Matthias 76.
Hollefloot 60.
Hollerbach 269.
Holnstein, Graf 2 580[2].
Holstein 100 f 107 113 122.
— -Augustenburg von 116.
Holtzclau Thom. 129. 2 71.
Holzer Leonh. 259[1] 289[3].
Holzhausen 238.
Home 84.
Hommel Jos. 2 287[7].
Honnef 41.
Hontheim 2 72 f.
Horb 288.
Horneburg 109 120.
Horneck, Ant. von 2 311.
Hornstein 2 128.
Horst 91.
Horstmar 90 92.
Hospinian (Lucius) 2 560.
Hospitäler, Sorge für, s. die einzelnen Niederlassungen.
— Gründung 2 352 ff.
Hostel Lamb. 2 522 538.
Huber 2 25 58.
Huberti Franz 140. 2 70.
Hubertsburg 81.
Hubner Ignaz 2 43.
Hudermann E. 117.
Hueber Ferd. 383[4]. 2 77 80 ff 159 171 177 298 f.
— Jak. 281[4].
— Georg 395[2].
— (Huever) 2 535.
— geistl. Rat 2 317.
Hugarte Joh. 2 540.
Hübl Alb. 2 18[1] 26.
Hübsch Friedr. 2 306[1].
Hübstadt 2 111[3].
Hülfe Ant. 75.
Hüllen 66[2].
Hüls 2 204[4].
Hünefe Joach. 97[1].
Huffnagel Theod. 158[1] 162[3] 186[2].
Hugk Andr. 198 202[1].
Hundertpfund Sebast. 253[1] 269[3] 313[1].
Hundheim 2 216.
Hundsbach 2 213.
Hundsfungen 74.
Hundt de, Pellet 2 321.
— Rutger 2 550[1].
Hungersnot, Hilfe 46. 2 303 f.
Hungrighausen Franz 38[2] 67[4] 73[1] 75[3].
Hunolt Franz 63 f 66 ff 68[2]. 2 103[1] 159 175 ff.
Huonder Ant. 2 504[4].
Huproye de la, Nik. 214[2] 215[1].
Husum 120.
Huth Adam 127[1] 131[1] 132[2] 172 f 179[1] 189[1]. 2 109 211 265 361 365[3] 508.
Huttkiewicz Alb. 479[1].
Hutten von, Franz Christoph, Fürstbischof v. Speyer 145 f.
Huybrechts Theod. 83[1] 90[1].
Huylenbroucque 2 564[3].
Hydraulik 2 132.

Jacobi 485[2].
Jacobs Joh. 2 114.
Jacolet 250 253[1] 301[3].
Jacquesson Lud. 214[2] 215[1] 217[1].
Jägerhueber Ign. 395[2].
Jakob Ludw. (Polen) 2 370[2].
Jancovich Ant. 398[4] 401[2].
Janner Franz 2 293.
Janowka 458[1]. 2 149.
Jauschiz Matthias 394[2] 397[2].
Jansenisten 2 21 117. 2 448 451 453 559 ff.
Jarriges 408.
Jaworski Joh. 479[1].
Iber Heinr. 92.
Ickstatt 222. 2 41 f 307 395.
Idzel 2 337[1].
Jehling Jak. 237[1] 259[1].
Jeiler 262[2].
Jeningen Philipp 265 282. 2 125.
Jessenwanger Gg. 2 287.
Jeßke Joh. 436[2].
Jesuitenfabeln 2 560 ff.
Jesuitessen 45.
Igling 256.
Ignatius-Andacht 2 281.
Ilbesheim (Pfalz) 2 370.
Illgner Ign. 436[2] 453[3].
Illschwang 274.
Illsung Felix 245[3] 258[1] 277[1].
Imhof 83.
Immendorf Albert 48[5] 52[1] 57[3] 73 78[2] 83[1] 93[2] 97[1]. 2 206 208.
— Karl 95.
Imricovis Gg. 357[1].
Indien (Mission) 2 501 ff.
Indingen 236.
Ingelheim Ant. Franz von, Fürstbischof 2 317.
Ingelheim 2 202 208.
Ingen Franz 48[1] 90[1].
Ingolstadt 221 232 ff 2 38 ff 119 f 269 272 ff 294 306 353 496 f 500 570 577.
Ininger 2 345.
Inkhofen 278.
Innozenz XI. 2 277.
Innocenz XII. 379 500. 2 190.
Innocenz XIII. 2 284 422.
Innsbruck 305 ff 432. 2 50 117 120 193 201 232 234[1] 272 274 308.
Inntal 2 201 ff 233.
Intoleranz kath. 437. 2 180 f protest. 108 ff 151 156. 2 416 504 ff.
Joachim Ernst von Holstein-Plön 116.
Jobst Edm., Fürstbisch. 97.
Johann Adam, Suffraganbisch. von Eichstätt 2 396[3].
— Adolf, Herz. v. Holstein 101 116.
— Casimir, Pfalzgraf 150.
— Franz 250.
— Gottfried, Bischof v. Bamberg 2 109.
— Hugo v. Orsbeck 65. 2 205.

Johann Konrad, Fürstbischof 344.
— Philipp von Walderdorf, Kurfürst u. Fürstbischof von Trier 68 f 2 72 f 497.
— St. (Pongau) 2 248.
— St. (Trier) 2 202.
— Theod., Fürstbischof von Freising 2 227 270 417 419 565.
— Wilh., Kurf. d. Pfalz 42 150 167 170. 2 190 ff 342 ff.
John Dr. 423.
Jorde 43.
Joseph I. 379 492. 2 326 371 426 f.
Joseph II. 2 441 f 561 f.
Joseph, Bischof u. Landgr. von Hessen-Darmst. 248. 2 565[2].
— Clemens, Kurf. v. Köln 16 36 278. 2 411 413 419 ff.
— Emmerich, Erzbischof 129 f.
— Karl Emanuel 180.
—, Herz. von Lothr. 2 432.
— Wilhelm, Fürstbischof von Basel 342 345. 2 566.
Josepha Amalia, Kgin 2 326.
Jost Bernh. 227[6] 232[1] 234[2] 256[1]. 2 356 374 499 506 518.
Joutz Karl 38[2] 60[1] 75[3] 76[3].
Irlbach 278.
Irsee 260.
Iserlohn 39.
Isny 2 224[2].
Issum 2 204[4].
Itzehoe 120.
Judenburg 394 f.
Jülich 33 58 ff.
— -Berg 42 55. 2 195 199 205.
Jütland 100 121 f.
Julian Joh. 2 520 f.
Junckhaus Mich. 435[2].
Junck Sebast. 137[1] 142[2].
Jung Joh. 2 109.
Jungwirth Joh. 506.
Jurisdiktion in Sachsen 511 ff.
Justiz, Verfall 2 96 f.
Juvencius 2 71.
Izzo 364. 2 137.

Kaan 75.
Kämper (Kemper) Franz 90[1] 95[1].
Kärner Ant. 357[1] 358[1] 372[3].
Kästner 84.
Kahle A. 84.
Kahlo Joh. Gottl. 451.
Kail 2 550.
Kaiserswerth 2 204[4].
Kalifornien 2 523 539 f.
Kaltensundheim 190.
Kalvinisten 74 f 79.
Kamphausen 53 f.
Kampmiller (Kampmüller) Ign. 356. 2 284 ff 365 438 ff 442[6] 456 458.
Kanzel 2 159 ff.
Kapfenberg 2 237 .
Kappel (Rheinpf.) 2 294.
Kappenstein Franz 46[1] 61[2].
Kappus Zach. 383[4].
Kapuziner 2 193 202 306.
Karchne Sim. 396[1].
Karfreitagprozession 85.
Karg Joh. 179. 2 421.
Karl II., König von Spanien 2 426 ff.
Karl III., König von Spanien 2 427 428[3] 432 450 536.
Karl VI., Kaiser 109 156 379 386 497. 2 26 229 237 284 347 372 459.
Karl VII., Kaiser (als Kurf. v. Bayern Karl Albert) 16 274 ff 2 38 287 f 325 329 371 374 ff 380 386 498 ff.
Karl XII. 474 490 501.
Karl Friedr., Fürst zu Fürstenberg 2 391.
Karl Friedr., Markgr. v. Baden 160.
Karl, Herz. v. Lothringen 92 f 2 119 243.
Karl Kaspar, Kurf. v. d. Pfalz 68.
Karl Leopold, Herz. v. Mecklenburg-Schwerin 2 434.
Karl Ludwig (Pfalz) 2 347[5].
Karl Philipp, Kurf. v. d. Pfalz 40 151 171 174 176. 2 193 f 212 352 362.
Karl Philipp, Fürstbisch. von Würzburg 2 69 212 265.
Karl, Prinz v. Sachsen 2 332.
Karl Theodor Kurf. 44 177. 2 115 363 ff 372.
Karl Wilhelm, Mkgr. v. Baden-Durlach 166.
Karolina, Infantin v. Span. 2 333[1].
Karoline, Prinzessin v. Brandenburg-Ansbach 2 347.
Karten, geogr. 2 131.
Karwat Alex. 468[2].
Kaschutnig Ant. 372[1].
Kastel 204 273.
Katechese 2 185 ff., s. die einzelnen Niederlassungen.
Katechetische Schauspiele 42 508.
Katechismus, Heidelberger 170 ff.
Katschthaler Ernst 2 143[2].
Kauer Joh. 132[2]. 2 208.
Kaufbeuren 259 ff 2 272[1] 282.
Kaulen Lorenz 2 554 ff.
Kaunberger Gebiet 76.
Kaunitz, Fürst 2 402 405 450 ff 550.
Kazy Franz 353.
Keffering 273.
Kehrein 73[1].
Keichel Sim. 468[2].
Kelle, Prof. 2 6[5] 474[1].
Keller Franz 394[2] 2 155.
Keller Jos. 275[3].
Kellerer Claud. 331[1].
Kellerhaus Heinr. 2 159 ff 297 f.
Kellerhofen Franz 38 2 416[6].
Kemnath (Pfalz) 2 219.
Kemp 2 102[2].
Kempen 2 204[4].
Kempenich Peter 158[1].
Kempis Thomas 97[1].
Kenner 2 141[5].
Kerens 364 f.
Kesselkant Franz 2 295.
Keßler Frz. Xav. 331[1] 332[3].
Kestenholz 327.
Keuffer Joh. 162[3] 176[1].
Keyling (Keiling) Ign. 2 549[2] 553[1].
Keyßler (Keißler) 2 357.
Khabes Ant. 357.
Khell 364. 2 141[2] 142.
Khevenhüller Metsch, Fürst 363. 2 441 454 549.
Khuen, Gräfin von 2 303.
Kicklingen 253.
Kidrich 131.
Kiel 114 f 120.
Kierski Valent. 476[2].
Kiffer Ant. 383[4].
Kilber Heinr. 129 176[1]. 2 65 67 69 f 277.
Kindler Balth. 435[2].
Kino Euseb. 2 540.
Kirberin Bernh. 52[1] 78[2] 113.
Kirch Christian 137[1] 158[1].
Kirchau i. Niederösterr. 379.
Kirchdorf 236.
Kirchengeschichte s. Geschichte.
Kirchenlexikon 2 118.
Kirchenrecht 2 118 ff.
Kircher 2 70 349.
Kirchhof 39.
Kirchmair Kasp. 289[3] 301[3].
Kirchmayer Joh. 194[2].
Kirchner Melch. 176[1].
Kirch-Röttenbach 2 216 f.
Kirn Christoph 2 110.
Kirrmayr 2 273.
Kirsch Peter 64[2].
Kirtzer Heinr. 48[5] 49[1] 52[1] 57[3] 83[1].
Kislinger 2 140[2].
Kißlegg 2 258.
Kißling Fr. Xav. 2 538 541.
Kitnowski Jak. 480[1].
Klagen gegen die Jes. 2 567 ff.
Klagenfurt 348 392 396. 2 25 167[1] 309.
Klatschter 505.
Klauß 2 75.
Kleidung 20 73.
Klein Anton 178 468[2] 511 ff.
Klein Georg 47[3] 142[2] 435[2] 503 f 512 f.
Kleinbrohdt (Kleinbrodt) Anton 256[1] 333. 2 45 195 197 216[2] 260.
Kleiner Jos. 2 65 f.

Kleinschmidt Franz 2 294.
Kleist Franz von 479.
Klemens XI. 3 190 379 497 503. 2 193 203 235 237[2] 274 281 284 349 422 426 429 433 578.
Klemens XII. 160 182 339.
Klemens XIII. 8 f 22 69 98 235 266 286 345 401 513. 2 249 281 578.
Klemens XIV. 11 474 515. 2 444 ff 562 574.
Klemens August, Kurf. von Köln 2 204 325 368 371 376[4] 411 ff.
Klemens (Franz v. Paula), Herzog v. Bayern 106. 2 291 376 408 410.
Klemens, Prinz von Sachsen 2 332.
Klemens Wenzeslaus, Fürstb. 251. 2 73 ff 244.
Klingenberg 135.
Klinglin 202.
Klinitz 436.
Kluckhohn Aug. 2 307[1] 396[2] 406[5].
Klümper Herm. 122.
Kluge Friedrich 2 22[1].
Knäbl Christ. 237[1] 289[8].
Knauff Joh. 67[4] 71[1] 78[2].
Knebel von 2 450.
— Joh. Ant. I., Fürstb. von Eichstätt 264.
Knepper Friedr. 46[1] 57[3].
Knifler 42[7].
Knile Damian 259.
Knittelfeld 2 237.
Knittig Friedr. 449[8] 458[1].
Knoller Paul 2 222 226 229.
Koblenz 69 ff 2 72 f 75 202 205 265 ff 312.
Kobler A. 2 546[3].
Koch Gerh. 49[1] 59 110.
— Jos. 186[2].
Köckh Ign. 2 286[4].
Kögl Adam 378.
Kögler Ignaz 2 49 140[2] 157 505 515 ff.
Köln 23 ff 2 578.
Kölsch Franz 437[4] 449[8].
König Jak. 372[1].
— Joh. 2 344.
— Phil. 207[1].
Königsberg 459 470 f.
Königsegg 222.
Körten Nik. 53[1].
Körtinck (Körding) Theod. 52[1] 78[2].
Koesfeld 88 ff.
Kössling Christ. Gregor 2 314.
Kößler Jos. 349[1] 357[1] 378[2] 395[1].
Kötzting 2 52.
Koffler Joh. 2 445 550.
Kogler (Khogler) Ant. 496 ff 2 322.
Kolb Gregor 2 123 221.
Kolb Joh. B. 395[1].
— Jos. 292[2].
Kolbenberg 2 217.
Kolding 122.
Koller Jos. 349[1] 357[1].
— Mar. Barb. 356.
Kolligs Ant. 142[2].
Kollonitz, Erzbisch. v. Wien 355.
Kolmar 199 f 214 f.
Kolowrat Krakowska, Gräfin 2 337 f.
Kommunionen, Zahl, s. die einzelnen Niederlassungen.
— erste 2 282.
Komp 186[2].
Kongregation. Marian. 2 272 ff. (s. d. einzeln. Niederlassung.)
Konitz 477 f.
Kononowicz Matthias 465[2].
Konstantinopel 2 305 f.
Konstanz 302 ff 2 193 263 269 272 275.
Kontroverse 216 f.
— Pred. 428 f 2 177 ff 184 f.
Konversationslexikon 2 117 f.
Konvertiten 2 181 366 f 435 f, siehe die einzelnen Niederlassungen.
Konvikte, s. die einz. Kollegien.
Konzilien, Sammlung 2 103.
Kopenhagen 100 117 ff 2 137.
Kopf Dr. 308.
Kornmayr Ant. 2 287 289 293.
Kornmeier Pet. 2 506.
Korsoer 121.
Kos Graf, Palatin 493.
Koser 2 338[4].
Kosteri Ign. 82[1] 93[2] 97[1].
Kostheim 130 133.
Kostlick Joh. 452.
Kotz Joh. 437[4].
Kowats 139.
Kozlowski Jos. 478[2].
Kozuchowski Nik. 478[2].
Krämer 91.
Kral Heinr. 450[4].
Kramp Jos. 2 175.
Kranich Joh. 450[4].
Krankenfürsorge 56 79 82 89 2 299.
Krasizki 474.
Kratz Wilh. 22[2]. 2 502.
Kraz Georg 2 49 f 54 59.
Kraus Joh. 2 151 301 f.
— Joh. Br. 2 520 558.
— Mich. 478[2].
— Paul 259[1] 292[2].
Krausler Franz 358[1] 395[2].
Kreins Hub. 2 73.
Kreittmayer 2 402 405.
Krempe 120.
Kremper Franz 95.
Krems 372.
Kreugel Wilh. 41[6] 48[5] 90[1] 95.
Krepel Lorenz 2 481.
Kresa 2 437.
Kreßl, von 2 453.
Kreußler Ignaz 2 111.
Kreuzburg 470.
Kreuznach 2 202 207.
Kreuzsteinach 2 215.
Kriechpaum Ign. 378[2].
Krieg, gegen 2 394 f.
Krieger Kas. 277[1].
Krieger Willib. 349[1] 358[1] 393[1]. 2 141[3] 305 475.
Krieglach 2 237.
Kriegsdrangsale 36 40 46 f 77 81 83 89 92.
Kristiansund 118.
Kritiklosigkeit, protestantische 2 559 ff.
Kronach 192 217 f.
Krones 2 579[3].
Kronstein 365.
Kropf Jos. 307. 2 20 147 516 518[2] 521.
Krüger Franz 465[1] 468[2].
Kuben Joh. 433.
Kucharzewski 464.
Kuefstein Graf 221.
Kühlmann Friedr. 48[1] 95[2].
Kühn Christoph 436[2] 449[8].
Kühorn Joh. 166[2] 186[2] 189[1].
Künigl Ign., Graf 2 235.
Kürner Peter 372[1].
Küssow, Reichsgraf 106.
Küting Anton 22[1].
Kuhlman Friedr. 90[1].
Kuhn Joh. 468[2].
Kujot 486[3].
Kulmbach 192.
Kunigk Joh. Gg. 2 313 f.
Kurbayern Mission 2 219 ff.
Kurowski Andr. 476[2] 480[1].
Kurtz Kasp. 152 154[1] 166[3] 2 240.
Kurz 2 129 f.
Kuschlan Sigm. 372[1] 395[2].
Kuzewski Andr. 480[1].

Laaland 118.
Labecki Christ. 477[1] 480[1].
Labian 470.
La Chaise P. 199. 2 408[2].
Lachemayr Karl 301[3].
Lacroix Claude 2 103.
Laguille Ludwig 217[1].
Lahn 76.
Lahr 74.
Laibach 348 395 f.
Laimbeckhoven Gottfr. 2 527 f.
Lainiz Gregor 383[4]. 2 479[1].
Lamberg, v. Kard. 374 2 240.
Lambert 2 406[4] 566.
Lamberti Friedr. 18 ff 36[1] 67[4].
Lamkowsky Wilh. 467 f.
Lana Felice 2 230.
Landau (Pfalz) 151. 2 207.
Landpfarrer, Predigten für 2 170 f.
Landsberg 221 254 ff 2 50 186 294[4] 500[1] 571 ff 577.
Landshut 237 ff 2 228 262 ff 304 345 352 ff 577.

Lang Franz 77.
Lang, Karl Heinr. 2 372[2].
Lang Kasimir 468[2].
Langetl Ign. 349[1] 357[1] 358[1] 364. 2 140[2] 575.
Langen Joh. 57[3] 76[2].
Langenagger Karl 2 288.
Langendorf 440.
Langenmoos 269.
Langenstraße 82.
Langer Aug. 417.
— Gg. 436[2] 441[1] 453[3].
Langhans Franz 436[2] 437[4].
Lann 2 525.
La Rosé, General 2 291 f.
Laschki Pet. 460.
Latein 33 50 84. 2 5 62 ff 104 f.
Lauberheim 201.
Laubler 506[1].
Laubrussel de, Ign. 217[2].
Lauda 2 214.
Laudon 2 286.
Lauenburg 103 107 113.
Laufen (Schw.) 2 229.
Laufenberg Martin 52[1] 61[2].
Lauffen 292.
Lauingen 252.
Laupheim 292.
Laurans Jak. 214[2] 215[1].
Lausanne 2 230.
Lauterbach (Breslau) 430.
Lautterburg 2 207.
Lavasseur 205.
Laymann 2 399 475.
Lebenshaltung 2 483 ff.
Lebzeltern 2 550.
Lechner (Lehner) Franz 356 450[4] 458[1]. 2 308[2] 332 441[1] 442[6].
Lechner Ignaz 2 111[3].
Lechner O. S. A. 2 553.
Lecina 2 101.
Lehe 116.
Lehmann Max 482[1].
Lehner Leo 259[1] 277[1].
Lehrbach, Graf Hugo 134[3] 166[2].
Leibeigene Hilfe 2 300 f.
Leibniz 2 237 348[2] 435.
Leichtgläubigkeit und Besessenheit 371.
Leipzig 502 509 ff.
Leittner s. Leuttner.
Lemberg Joh. 2 509.
Lenczowski Ant. 479[1].
Lendlmayr Jos. 394[2].
Lengloe 273.
Lentze Jos. 2 511[3].
Lenz Jak. 319. 2 231.
Lenze Jos. 2 214.
Leoben 393 f.
Leonhardt Carl 2 508[3].
Leopold I., Kaiser 2 302 348 426 561.
Leopold Christoph 269[3] 275[3] 286[2] 301[3] 320[2].
Leopold Firmian, Erzbisch. v. Salzburg 2 222 f.
Leopold, Prinz v. Dessau 442.
Lerch Hugo 158.
Lergien Moritz 337[1] 346[1].
Lessius 2 278 317.
Leßlau 2 314.
Leuren Pet. 71[1]. 2 103 f.
Leuttner Adam 358[1].
— (Leittner) Andr. 372[3] 394[2] 395[1].
— Ign. 372[1].
Leverman Franz 97[1].
Lewald Joh. 425[1].
Lewenberg Rud. 349[1] 396[1].
Lewenberg Weichard 383[4].
Lewicz Andr. 476[2].
Leyx Jos. 2 125[1].
Libler Joh. 73[1] 75[3] 90[1].
Lichtanski Thom. 479[1].
Lichtenberg Sigism. 2 575.
Lichtenfels 192. 2 211.
Lichtenthal 162.
Liebesreue 2 254.
Liechtenberg (Liechtenberger) Sigm. 374[1] 378[2] 393[1] 396[1]
Liegnitz 406 411 434 f. 456. 2 79.
Lienz 2 234.
Liepure Ant. 2 329 410[2].
Liesganig 385. 2 131.
Ligeritz (Ligeriz, Ligertz) de Louis 269[3] 345 346[1]. 2 79 131 323 ff.
Lilienfels 2 238.
Lill Gg. 2 266.
Lima 2 525 542 f.
Limburg 44 73 2 202.
Limburg-Styrum Aug., Bisch. v. Speyer 44 2 257.
Limp Franz 2 527.
Limpens Ferd. 22[1] 36[1] 46[1] 66 69[2] 71[1] 83[1] 87[2]. 2 485.
— Norbert 38[5] 46[4] 53[1].
Linde 2 314.
Lindemeier Wilh. 480[1].
Lindenfels 2 209.
Lindner Ant. 2 446[6].
— Balth. 405 ff.
— Mart. 292[2] 320[2].
Lindtner Gottfr. 259[1] 277[1] 281[4] 286[2].
Liner Peter 2 525 f.
Lingen 94.
Lingk Peter 465[2] 468[2].
Linné 2 140.
Linne Jos. 143[2]
Linnig 2 206.
Linn Joh. 142[2] 158[1] 186[2].
Linz 106 375 ff 2 131 276[4] 294 318 f.
Lipowsky 2 304[2].
Lippe 79 114.
Lippert 2 514.
Lippstadt 81.
Litauen 3.
Litzel Gg. (Megalissus) 2 558.
Lober Joh. 435[2] 449[8].
Lobkowitz, Fürst 2 541.
Lochman Paul 316[1].
Loder Georg 209[2].
Löffler Nikol. 162[3].
Löhrer Ferd. 2 331[3].
— Phil. 73. 2 205 f.
Löscher Val. 504. 2 301 563.
Lötzen 469.
Loferer (Lofferer, Löfferer) Gg. 73 175 221 310[1] 316[1]. 2 194 ff 208 221 225 260 509.
Lohe, Baron von 68.
Lohnmüller Andr. 176[1] 189[1].
Loka Paul 478[2].
Lommerdorf 56.
Lorentz Adam 203.
Lori 2 54[3] 565 f.
Lorsch 2 215.
Loschert Oswald 2 316.
Lossem Matthias 38[2] 57[3] 73[1] 75[3].
Loßmann Georg 158[1] 202[1] 207[1] 209[2].
Lothar Franz, Kfst. 132.
Lottière, de 2 560.
Louise, Reichsgräfin 2 347.
Loyson 190. 2 513.
Lubomirski 486.
Luckner von, Gen. 184.
Lucius Ludw. 2 559.
Luder Barth. 476[2].
Ludewig Ant. 320. 2 231[6].
Ludwig XIV. 36 198 204 326 426 497.
Ludwig XV. 326.
Ludwig XVI. 2 327 446 454.
Ludwig der Bayer 2 400[2].
Ludwig Georg Simpert, Mkgf. v. Bad. 159. 2 377.
Ludwig Wilh., Markgr. von Baden 129 159. 2 261.
Lübeck 100 f 105 114 f 124. 2 136.
Lüdgens 90.
Lügde 79.
Lühr Georg 466 ff.
Lüneburg 103 f 107 113.
Lünen van Wilh. 93[2].
Lüskenius Joh. 97[1].
Lugowski Mart. 478[2].
Lupperger Jak. 372[3].
Luttitz (Lutitz) Karl 458[1].
Lutz Barth. 145[1] 158[1] 162[3]. 2 108 f.
Luxemburg 2 202 206.
Luxus gegen den 2 471 (s. Predigt).
Luzern 303 320 ff 2 193 272.

Machiavellismus 2 86 f.
Maciejowski Jak. 129 142[2] 186[2].
Maczynski Andr. 478[2] 480[1].
Mägerl Andr. 396[1].
Mändl Kasp. 241. 2 159 170 f.
Mäßigkeit, Mahnung. 2 484 ff.
Maffei Gen. 2 292.
Magdalena, Erzherzogin 2 441.
Magdeburg 139.
Maget Karl 450[4].
Magg Franz 2 506 517.

Magisterium 2 478.
Magnet Paul 372[3].
Mahony 2 445.
Mainburg (i. Ndbyrn) 283.
Mainersperg Karl 372[1].
Mainz 75 129 ff 181 199. 2 17 75 106 207 ff 260 277 306 572 578.
Mair Georg 2 109.
Mako 307 364. 2 154[5].
Malagrida 2 566.
Malknecht 2 370[2].
Malliardo Frz. 333[3].
— (Malliardoz, Maillardoz) Karl 333 344. 2 221 229 f 233 250[2] 264 322 379[1].
Malmedy 2 205.
Malmö 119.
Manderscheid, Graf von 88.
Mangold Jos. 245[3] 253[1] 275[3]. 2 47 51 75.
— Maxim. 140 182 225 f 234[2]. 2 51.
Manhart, Frau von 2 341.
Manheim Herm. 68[2].
Mannhart Franz 305[1]. 2 116 f 275 277.
Mannert 2 396[2].
Mannheim 127 176 ff 2 116 202 304.
Manigai Joh. 372[1].
Mantels Thomas 62 f.
Maralt Friedr. 2 414.
Marburg 395. 2 208 215.
Marchesi 2 140[2].
Marchland 120.
Maria Amalia, Herzogin v. Sachsen-Zeitz 2 339 f.
— — Erzherzogin 2 492.
— — Herzogin 2 339 f.
— — Kaiserin 2 270.
Maria Anna, Erzherzogin, Statthalterin von Brüssel 2 441.
Maria Anna, Prinzessin v. Pfalz-Neubg. 2 412.
Maria Antonia, Königin 2 329 332 446 f 454.
Maria Christina, Erzherzogin 2 322.
Maria Elisabeth, Erzherzogin 2 442.
Maria Emanuela (Bayern) 2 396.
Maria Franziska Dorothea 2 366.
Maria Henrietta, Herzogin v. Aremberg 2 362.
Maria Josepha, Erzherzogin 499.
— — Königin von Polen 2 326[3].
Maria Schein 507. 2 321.
Maria Sophia, Königin von Portugal 2 548.
Maria Theresia, Kaiserin 107 220 309. 2 29 f 302[3] 365 404 f 438 ff 540 f 550 552 554 568 579.
Maria Victoria, Markgräf. v. Baden 160.
Maria Zell 2 238.
Mariani 2 190 f.
Marianna, Erzherz. 2 553.
Marienburg 476 f.
Marienthal 131 206.
Marienwerder 2 562.
Markersdorf 458.
Marktbreit 190.
Marlborough 256. 2 370.
Marne, de Joh. Bapt. 2 419.
Marner Nik. 63.
Maroni Paul 2 525.
Martel Charles 414 f.
Martinengo 109.
Martini Ant. 2 307 520.
— Jakob 69[2].
— Prof. 2 453.
Martinitz 2 457.
Martzen Franz 52[1] 57[3].
Marxer, Bischof 2 35 449[2].
Massen Kap. 121.
Masset Konr. 135[2] 176[1] 186[2] 194[2].
— Nik. 145[1].
Masson 2 454[3].
Mastalier Karl 2 37 129 f.
Mastricht 364.
Matape 2 539.
Mathelin Franz 60[1].
Mathematik u. Physik 2 49 ff 67 f 114 ff.
Mattern Christoph 2 506[3].
Matthias Adolf 2 19 25.
Mattighofen Wilh. v. 2 430[2].
Maul Matthias 2 226.
Maur b. Wien 2 271.
Maurisperg Ant. 2 80.
Maurstetten 260.
Max II. Emanuel, Kurf. von Bayern 16 227 f 2 216 ff 222 225 286 f 293[1] 370 372 376 401 411 498.
Max Friedrich, Kurf. v. Köln 2 540.
Max Heinrich 38 59 91.
Maximilian, Herz. v. Bayern 2 375.
Max III. Joseph, Kurfürst von Bayern 2 46 87 119[1] 128 226 228 f 244 272 f 287 f 294 304 387 f 395 f 401 406.
Max IV. Joseph, Kurfürst von Bayern 2 366.
Max, Prinz. v. Bayern 2 408.
Mayen 2 202.
Mayer (Mair, Meyer) Christ., Mathematiker 173 419. 2 114 ff 136 549.
Mayerhofen 2 247.
Mayr (Mayer) Ant., Philosophie-Prof. 2 46 64 117 123 260 f.
Mayr Christoph, Rektor 397[2].
Mayr (Meir, Mayer) Domin. 2 530 ff.
Mayr Franz 394[2]. 2 245 f.
Mayr (Mair) Jos., Hofbeichtvater 2 410 418 f.
— (Mayer) Jos., Provinzial 227[6] 234[2] 253[1]. 2 202 216[2] 217 248 515 532.
— Kasp., Rektor 437[4].
— Mich., Rektor 378[2].
— Weihbischof von Augsburg 252.
Mayrhauser Lambert 352[4] 357[1] 372[3] 374[1] 394[2].
Maziotti 2 193[7].
Mech Franz 2 203.
Mechtl Albrecht 17 22[2] 357[1]. 2 346 427.
— Jak. 258.
— Kanon. 265. 2 217.
Mecklenburg 105 115.
Mederer Joh. Nep. 271. 2 9 20 25 42 f 54 85 f 119 357 f.
Mederitz (Mähr.) 2 114.
Medingen 253.
Meditationen 2 278 ff.
Megalissus (Litzel) 2 558 f.
Megeren 504.
Mehlsack 461.
Mehrer Jos. 441[1].
Meisterburg 2 550.
Mekoni Ant. 480[1].
Melbaum Franz 332[3] 337[1].
Mellingen 2 230.
Mellrichstadt 2 212[2].
Memminger A. 2 316[3].
Mendelssohn 84.
Menegatti 2 284 348[2] 427[3] 430[2] 431.
Mengerskirchen 74.
Mengs 509.
Mense Joh. 82[1].
Menshengen Heinr. 135[2] 189[1] 194[2].
Mentzl Joh. 435[2] 441[1].
Menzel Karl Ad. 506. 2 315[4].
Meppen 94 f.
Meran 2 193 234[1].
Merani Ignaz 246 255.
Mercy, Gesandter 2 445 f.
Mergentheim 2 68.
Merheim 29.
Merl 2 202.
Merlebach 2 215.
Mermagen 56.
Mertes 75[3].
Merz Alois 241. 2 167 178 182 ff.
— Ign. 2 292 294.
Mesner Joh. 2 543[2].
Messer Val. 132[2] 162[3] 176[1] 186[2].
Meteorologie 2 114.
Methode, italienische bei den Missionen 2 192 ff 225.
Metternich 80 279.
Metzner Mart. 449[3].
Metz Nikol. 137[1].
Meyer Ant., Rektor 90[1].
— Melchior 2 539.
— Mich. 2 536 541.
Michel Andreas 2 539.

Middendorf Bernh. 2 539 ff.
Migazzi 2 454 568 579.
Milante 2 399.
Miller Balth. 2 432 457.
Mindelheim 256 ff. 2 204 217 263 493 f.
Minden 2 269[6].
Minucci 2 287.
Mirte 82.
Miserez 342.
Missionarii Catechetici 2 242
— vagi 2 237.
Missionen 2 190 ff., s. die einzelnen Niederlassungen.
— überseeische 2 536 ff.
Missions-Büchlein 2 252 ff. — Seminar 2 532 ff. — Stiftungen 2 208 211 214 ff. — Zeitschrift 2 155 ff.
Mittelbach (Glatz) 2 295.
Mittelsteine 452 f.
Mittenwald 2 224[2].
Mitterbacher 364.
Mitterdorffer Seb. 374[1] 383[4] 397[2]. 2 140[2].
Mocking Nik. 22[2] 87[2]. 2 508.
Mode-Torheiten 2 94 f 173 392[3].
Möllemann Peter 2 198 200 204.
Mönchberg 135.
Mönnich Joh. 478[2].
Moers Pet. 57[3].
Mößkirch 2 268 392 f.
Mohr Bernh. 237[1] 286[2] 289[3] 325[2].
Mohr Joh. 237[1].
Mohrenfels 356.
Molindes Franz 349[1] 353[1] 357[1] 358[1] 393[1]. 2 27 484 486 496.
Molitor Franz 264[2] 277[1] 289[3] 305[1].
Molitor Germanus 2 411 ff.
— Kasp. 145[1] 178.
— von, Marian 2 579.
— Mart. 131[1] 194[2].
Molsheim 127[1] 197 ff. 2 78.
Mondorff Sigism. 2 306.
Mombach 2 573.
Monen Wilh. 53[1] 60[1] 71[1] 75[3].
Monheim 265.
Moñino span. Ges. 2 444 ff.
Monjoie 2 198.
Monita secreta 454[5]. 2 561 564[3].
Monschein 130 249. 2 123.
Montafon 2 231.
Montheolo Pet. 237[1] 281[4] 331[1] 337[1].
Moraltheologie 2 103 f.
Morand St. 215 300 f.
Morawski Roch. 477[1].
Mordax Ant. 357[1] 358[1] 393 394[2]. 2 140[2].
Mordeisen 493.
Morgenandacht s. die einzeln. Niederlassungen.
Moritz Adolf, Herz. v. Sachsen-Neustadt 2 340.
Moritzburg 502.
Morizi Mich. 259[1].
Moritz-Wilhelm, Herz. v. Sachsen-Zeitz 490 499. 2 339 f.
Morlock Ign. 207[1].
Moser Lor. 437[4] 449[8].
Mosheim Joh. Lor. 2 559 f.
Moski, Domherr 2 370[2].
Mossu Franz 227[6] 232[1] 234[2] 256[1] 280[1] 310[1]. 2 5[8] 322 338[7] 417[2] 487[2] 500.
Motsch Mart. 2 512.
Most Jos. 372[1] 395[1].
Moszynsky Ign. 2 323.
Motte Fouqué 453 ff.
Moulartz Joh. 46[4] 57[3].
Muck Theodorich 135[2].
Mühlberg 166.
Mülders 26.
Mülheim a. Ruhr 42 44. 2 198.
Mühlholzer Friedr. 269[3] 275[3]. 2 346 359.
Müller Christoph 2 233 ff 322.
— Franz 2 394[1].
— Jak. 2 553 f.
— Ign. 2 452.
— Joh. 2 295.
— Kasp. 97[1]. 2 106[3].
— Martin 234[2].
Müllich Melch. 2 572.
München 227 ff 2 50 f 75 80 125 f 264 270 f 276 306 309 f 491 f 498 ff.
Münch Friedr. 78[2].
Münchow 409 413.
Münier Ulrich 2 67 71.
Münnerstadt 2 212[2].
Münster 83 ff 2 174.
Münster (b. Luzern) 282.
Münstereifel 52 ff 2 198.
Münstermaifeld 2 202.
Münstertal 2 230.
Murczynski Andr. 480[1].
Murr Gottl. v., 11. 2 537[2] 555.
Mundarten, verschiedene 2 178.
Murman Gerh. 2 208.
Musantius Joh. 2 277[4].
Museum Orbinianum 2 349 ff 356 ff.
Musik 30 f, s. die größern Kollegien.
— Dramen 447 ff.
Mussel 2 216.
Muszka Nik. 349[1] 357[1]. 2 153.

Nahser Mich. 465[2] 468[2].
Nakatenus 2 281.
Nanders (Tirol) 2 225.
Narmunth Nik. 468[2].
Naskov 118.
Nassauische Mission 75 f.
Naters 336.
Nath, Graf v. d. 117.
Naturgeschichte 2 140.
Naumburg 2 215[2] 339 f.
Neander Christoph 19 f 22[2] 36[1] 52[1] 61 f 68[2]. 2 475 485.
Nebenheg Aug. 2 257.
Neckargemünd 174.
Neckarulm 2 40.
Neisse 406 411 439 ff.
Neissen Ägid 2 103.
Neller Gg. Christian 68. 2 74.
Neukersdorf 444.
Neuting Joh. 2 539.
Nentwig Elias 435[2].
Neppen 357.
Neresheim 2 203 224[2].
Nerlich Wenz. 503 508.
Nesle Mailly de 2 434.
Nesselrode, Graf v. 91.
Nesselwang (Allgäu) 2 46.
Nestroy Ant. 441[1].
Neth M. Anna 262.
Nette, Graf v. d. 115.
Neubauer Barth. 478[2].
Neubauer Ign. 2 71 111[3].
Neuburg (Donau) 266 ff 2 359 f.
Neuburg (Pfalz) 175 f.
Neuhofen Franz 41[3] 60[1].
Neukirch Jos. IX.
Neuman Gottfr. 162[3].
Neumayr Franz 2 8 f 15 76 f 117 126 ff 151 167 178 ff 188 f 269 277 300 311.
Neumeister Erdm. 2 557 f.
Neumiller Joh. 2 572[1].
Neunkirch 201 ff.
Neunkirchen 2 216 f.
Neusatz 162.
Neuschâtel (Schweiz) 345.
Neusser Franz 426 429.
Neustadt a. d. H. 150 ff 2 202 207.
Neustadt (Grfschft. Göden) 93.
Neuveforge Eustach. 22[2] 36[1] 38[2] 41[3] 46[1] 57[3] 67[4] 68[2] 69[2].
Nevers 2 116.
Nicolai Fr. 2 130[1] 131 f 572[2].
Nidrendorff (Niederdorf) Hnr. 2 63 67 511[2].
Nieberlein Adam 263.
Niederhadamar 74.
Niederingelheim 2 208.
Niederrheinische Provinz 16 ff 2 146 185[1] 199 204 272 294 f 311 f 485 539 f.
Niederulm 2 318[3].
Nikolini Franz 179.
Nirtz Adolf 68[2] 69[2] 71[1].
Nistriz 436.
Nitsch Jos. 383[4] 394[2] 395[1] 396[1].
Nörthen 137.
Nolden Heinr. 41[3] 53[1] 69[2].
Nomis, Baron 102.
Nommerings Peter 22[2] 36[1] 62 68[2] 69[2] 83[1] 111.
Nonhardt 505.
Nonnert Joh. 430[5].
Noodt, Bürgerm. 114.
Noorden Carl 2 429[1] 430[2].

Norbert 2 560 565[1].
Norburg 120.
Nordbrabant 101.
Nordenburg 469.
Nordikum (Linz) 379 ff.
Nordstrand 117.
Norwegen 100 118 f.
Noti Severin 2 508[1].
Noviziat 2 474 f 571 ff. — Mainz 132. — Trier 68. — Wien 357.
Noyelle de 2 343.
Nünning Joh. 95[1].
Nütten Jakob 73[1].
Numismatik 2 141 f.
Nußdorffer Bern. 2 518.
Nußlach 174.
Nyborg 121.
Nymwegen 2 198.

Oberammergau 101.
Oberdeutsche Mission 2 207 ff 230[3].
Oberdeutsche Provinz 220 ff 2 146 151 185[1] 200 271 486 571.
Oberdorf 327.
Obere, wie beschaffen 2 487 f.
Oberehnheim 201.
Oberenns 2 238.
Oberhausen 2 203.
Oberhauser 183.
Oberhueber Andr. 234[2] 256[1] 269[3].
Obernai 203.
Obernberger Gg. 2 287 292.
Obernburg 135.
Oberndorf 260 292. 2 224[2].
Obernheim 292.
Oberpfälzische Mission 2 218 f.
Oberrheinische Provinz 125 ff 2 146 185[1] 206 ff 318[1] 485 541 570 572.
Oberrotha 2 215.
Obersteier 2 237.
Obersteine 452.
Obertiefenbach 72.
Oberwaldbach (Bayern) 2 123.
Obrecht Nik. 2 521.
Och Jos. 2 541.
Odense 121.
Odenwald 2 208 215[2].
Odet Arsen. 332[3].
Oefele Felix 2 390[3] 398[1] 408 410.
Oehninger Gg. 145[1].
Ölenburg 215 300 f.
Oening (Schwaben) 2 45.
Oer, von 97.
Oermingen 204.
Oeser Wilh. 2 116[1].
Oesterreichische Provinz 221 347 ff 2 129 ff.
Öttingen, Graf von 253.
Öttingen (Ried) 253 f.
Oxlin Matth. 320[2] 337[1].
Offermanns Leonh. 60[1].
Offheim 74.
Oggersheim 179 f.
Ohrn Georg 435[2].
Oistendorff (Ostendorff) Ernst 78[2] 83[1] 90[1] 93[2].
Oldenburg 94.
Oldenstadt 103.
Olmütz 2 150.
Olpe 39.
Opffermann Lucas 2 107.
— Paul 2 106.
Oppeln 406 411 450.
Oppenheim 2 202.
Oppersdorff Hermann 430[5] 441[1] 453[3]. 2 310 360[2].
Oranier 71.
Orban Ferd. 42. 2 304 342 ff.
Orb 2 109 251.
Orden, Eintracht in den 183 f.
Ordensgeschichte 2 146 ff.
Orientalische Akademie 2 131 f.
Ornbau 265.
Orsbach Matth. 46[1] 57[3].
Orsbeck Hugo, Kurf. 2 205 267.
Orsi Kajet. 398[4] 401[2].
Orsla 142.
Ortman Franz 38[2] 53[1] 69[2].
Orttman Augustin 441[1].
Osnabrück 92 ff 116.
Osselmann Jak. 48[1].
Ostein, Joh. Friedr., Kfst. 131.
Ostereide (Westf.) 2 106[3].
Osterman Heinr. 78[2].
Osterwald, von Peter 222 f 2 58 406 408[2] 565.
Ostrowicki Ant. 478[2].
Ostrowsky Thom. 450[4] 479[1].
Ott Dominikus 262.
Ottenberg 158.
Ottendorfer Paul 394[2].
Ottersing 2 87[1].
Otterndorf 100 f 107 116 120.
Ottersen 120.
Ottersweier 162. 2 213.
Ozga Andr. 480[1].

Pach Nik. 2 287 289 293.
Pachner Franz 2 139 f.
Pachy Matth. 245[3].
Paderborn 76 ff 2 3 276 293[2].
Pagliarini 2 565[1].
Palafox 2 564[3].
Pallavicini 474.
Pamer Joh. 261 f.
Panigalli Ludw. 2 390.
Paolucci 492 508.
Pangel 49.
Panwitz Ernst 453[3].
Papiermühle 390.
Paraguay 2 517 ff 536 ff.
Parhamer Ign. 356. 2 188 239 ff 304 f 305[1] 442[6] 443 446[6].
Partinger Franz 372[1].
Pascal Blas. 2 559.
Passau 373 ff.
Pattot Aug. 399[1].
Patzak 432 f.
Pauer Andr. 2 432.
Paul Andreas 253[1] 325[2].
Pauli Franz 116.
— Gerard 2 155 163.
Paulin Renat. 301[3].
Paulini Phil. 401[2].
Paumeister Ign. 395[1].
Paur Georg 2 226 ff 256 f.
Payr Athan. 337[1].
— Frz. 286[2].
Paz 2 542.
Pazmaneum (Wien) 352 f.
Pecher Matthäus 2 159.
Pechmann, Baron von 2 290.
Peckh Matth. 227[6] 234[1] 258[1] 269[3] 280[1] 281[4] 331[1].
Peikhart Franz 366 ff.
Peinlich 392 f 2 140[2] 153[3].
Pejacevich Fr. Xav. 2 478.
Pelly Cyprian 120.
Pennsilvanien 109. 2 511.
Penten Pet. 76[2] 104 f.
Pepen Steph. 398[4].
Peracher Fortunat 2 483.
Peramas Jos. 2 543[2].
Perbegg Jos. 374[1]. 2 140[2].
Percotti Nikol. 398[4].
Pereira 2 565[1].
Perfall, Baron 2 408 f.
Pergen, Graf 2 37.
Perger Jos. 320[2].
Pergmayr Jos. 2 125 f.
Pertold Pet. 399[1].
Peru 2 525 536 542.
Perussean 415.
Pesch Petr. 49[1].
Pesenkemer Jos. 372[1].
Pest, Pflege 46 f 108. 2 305.
Pestaluzzi Ludw. 397[2].
Petauer Ant. 383[4].
Peter I. 474 483 f.
Peters Heinr. 2 294.
Petersen Pet. 2 6.
Petri Melch. 61[2].
Petris Fr. X. 398[4] 401[2].
Pettinati Jak. 399[1].
Pexenfelder 2 10.
Pez Bernh. 2 143 154.
Pezenas 2 135.
Pfab Kaj. 2 528.
Pfaff (Kanzler) 2 367[1].
Pfaffen, schlechte, warum 2 179.
Pfaffenhausen 250.
Pfalz 76 125 ff 2 202 208 259[4].
Pfarreien, Inkorporation 41. — Übernahme 164 ff 176 192 ff.
Pfefferkorn Ign. 2 539 f.
— Konr. 458[1].
Pfeiffer Math. 2 525
Pfetten Ign. 269[3] 325[2].
Pfisterer Franz 71.
Pfortenexerzitien 2 265.
Pfreundschigk Andr. 142[2].
Pfriem (Pfriemb) Jos. 145[1]. 2 107[2].

Pfyffer Ant. 325[2] 331[1].
— Frz. Xav. 241 289[3] 332[3]. 2 178.
— Jos. 289[3] 332[3] 346[1].
Philipp V. 2 49 205.
— Herzog i. Bayern 2 376.
— Ign. 436[2] 449[8].
— Moritz, Bischof von Münster 2 411 ff.
— Wilhelm, Kurfürst d. Pfalz 125 167. 2 359.
Philippinen 2 507 ff 521 536 ff.
Philippsburg 142 144.
Philosophie 2 46 ff s. die einzelnen Kollegien.
Physik 2 49 ff 139 ff.
Physikalische Kabinette, s. die einzelnen Kollegien.
Piazza 2 280 284.
Pichler Elias 403.
— Jos. 2 27.
— Vitus 2 64 117 119.
Pickel Ign. 2 18 125.
Picker 2 140[2].
Piekar 406 450 f.
Piertz Leonh. 137[1].
Pierzchlinski Franz 478[2].
Piesport Karl von 183.
Pignat Joh. 2 230.
Pilgram Ant. 2 130 f 154[5] 576.
Pillau 470.
Piller Matth. 2 553[1].
Piller Paul 436[2].
Pinamonti 2 190.
Pinnau 2 217.
Pintus 14.
Pinzgau 2 247.
Pinzger Franz 2 135 ff.
Piokrowicz Ign. 476[2].
Pirchner Andr. 372[1].
Piret Daniel 180.
Pischinger Karl 458[1].
Pistorini Max. 237[1] 245[3] 259[1] 264[2] 275[3] 280[1] 289[3]. 2 411 421 424.
Pittermann (Bittermann) Ign. 2 442 454[4] 456.
Pius VI. 11 420 ff.
Placetum Regium 2 449 f.
Plaichach 189.
Platel 2 64.
Plattenberg v., Friedrich 90.
Plauen 2 340.
Pleinfeld 265.
Plettenberg Herm. 114.
Pletz Joh. 145[1].
Pleystein 2 203 224[2].
Plöckner Wolfg. 2 435 ff.
Plume Germ. 2 286[4].
Pobule, Prinz 228.
Pock Matthias 349[1] 358[1] 364 374[1] 393[1]. 2. 278.
Poda Nicl. 2 139.
Podstatzky Alois, Graf 2 404 f.
Pölser Archidiakonat 2 237.
Pölten St. 2 148.
Pogatschnigg Jos. 2 80.
Pohl Fr. X. 378[2] 395[2].
Pohl Jos. 2 132 f.
Polemik 507. 2 78 105. Vergl. 13 und 563.
Politik, Einmischung 2 364 ff 454.
Pollman Heinr. 237[1] 259[1] 289[3] 331[1] 332[3].
Polock 483.
Pombal 7 2 443 ff 546 550 552 565[1].
Pomey 2 328.
Pommerellen 105.
Pommern 101 115.
Pompernetz Joh. 209[2].
Pondorf 2 220.
Pongau 2 247.
Pontan 324.
Poot Matthias 2 419.
Poppelricht 273.
Poppelsdorf 2 206.
Portugiesische Gefängnisse 2 546 ff.
Portula Karl 412 ff.
Poschmann Jos. 465[2].
Potocki Cas. 478[2].
Pott Kasp. 436[2].
Pottenstein 2 109.
Pottier Karl 2 342.
Pottu Joh. Lor. 217.
— Nik. 127[1] 131[1] 132[2] 175 176[1] 177 189[1] 194[2] 217 ff 2 109[3] 206 487 513.
Potus peregrini (Schokolade, Kaffee u. Tee) eingeschränkt 2 486 f.
Pozzo del, Br. Andrea 432.
Präzedenz-Streit 2 96 f.
Prandtner Leop. 395[1].
Predigt 2 159 ff.
Preiß Jos. 22[2] 227[6] 232[1] 234[2] 245[3] 256[1] 269[3] 280[1] 321. 2 203 209 262 350 352 370 372 423 496 505 518.
Premlechner Joh. B. 2 130[2].
Preysing, Graf 2 405.
Priem Pet. 76[2].
— Sim. 46[1] 76[2].
Priesterexerzitien 2 269 ff.
Primus Leop. 2 287 293.
Probabilismus 2 126 ff.
Probst Pet. 2 330.
— Ulr. 2 280.
Proesl (Presl) Andr. 2 221 225 228 246 f 258 287.
Proff Wilh. 60[1].
Prokop Christoph 450[4].
Protestanten, bei den Missionen 2 256.
— gutgläubige, nicht verdammt 2 435[1].
— Übertritt 2 181.
— Vorurteile 2 182 f 557 ff.
Provinzen, Trennungen 404 ff.
Prozesse, zu vermeiden 2 492.
Pruggberg Franz 275[3] 280[1].
Prugger Gg. 253[1] 256[1] 269[3] 281[4] 305[1] 310[1] 313[1].
— Jak. 237[1].
Prunksucht gegen 2 298 ff.
Pruntrut 342 ff 2 229 325 329 373.
Przanowski Jak. 478[2].
— Matth. 476[2].
Ptolomei, Kard. 100.
Pubitschka Franz 2 476.
Pütz 59.
Pürgg 391.
Purkart Ant. 292[2] 320[2].
Pusch Sigism. 2 140 f.
Puz Joh. B. 372[1].

Quadratur d. Zirkels 2 113[2].
Quadri Bened. 374[1] 396[1].
Queck Val. 127[1].
Querck Ignat. 374 f 395[1]. 2 240 244 246.
Querini, Kard. 2 403.
Quiex Franz 43.

Raab 2 527.
Raaff Win. 28.
Racke 133.
— Gabr. 2 326[3].
Radolt Jos. 2 245.
Rahasch Jak. 465[2].
Raith Sigism. 253[1] 310[1].
Rákóczy 347.
Ralen Godfr. 60[1].
Rambaldi, Graf 2 292.
Rames Ign. 394[2].
Ramler 84.
Randers 121.
Ranertshofen 2 224[2].
Ranshofen 2 345[2].
Ranska 122.
Rapin 2 72.
Raschdorff Kasp. 436[2].
Raßler Christ. 253[1].
— Ferd. 245[3] 280[1] 305[1].
— Franz 264[2] 310[1] 320[2] 346[1]. 2 45 299[4].
Rastatt 161. 2 207 f 260.
Rastenburg 469.
Ratingen 2 204[4].
Ratzeburg 101 103 f 115.
Rauch Balthasar 2 520.
— Bernh. 277[1] 281[4].
— Leo 223 275[3] 346[1]. 2 325 331[3] 388[1] 415 f.
Rauden 444.
Rauracus (Panthalus) 2 163.
Rauscher Wolfg. 325[2].
Raussin Ludw. 217[2].
Ravenstein 42 44. 2 198.
Ravesway Jak. 48[1].
Ravignan 69[3]. 2 578.
Raymund Anton (v. Strasoldo), Fürstbisch. v. Eichstätt 238. 2 569.
Raysky (Raisky) Timoth. 407.
Raytarowicz Kasim. 479[1].
Rechbach Hier. 397[2].
Rechberg, Graf 2 410 521.
Rechpach Joh. 383[4].
Rechtenberg 2 140[2].

Recke Heinr. 143[2].
Reckel Gg. Jos. 2 353 ff.
Recklinghausen 90 f.
Reding (Stiftung) 2 230[3].
Reeb Nik. 202[1] 207[1] 209[2].
Rehbach 2 575.
Regensburg 12 110 218 244 256 278 ff 325.
Regenstauf 2 224[2]..
Regent Karl 404 446 ff 454.
Regler Ign. 335. 2 229.
Rehbs Georg 2 537 f.
Rehlau 444.
Rehlinger Friedr. 305[1].
Reibelt Wilh. 135[2] 137[1].
Reichenau Jos. 397[2]. 2 140[2] 387.
Reichenbach 134.
Reichenstein, Gräfin 2 258 f.
Reichtümer 35 f.
Reifenscheidt 56.
Reiffenberg Friedr. 35 69[3]. 2 74 f 104 148 f 561[2] 564[3].
Reiffschneider Adam 186[2].
Reiffenstuel 2 399.
Reigering 273.
Reil Leonh. 453[3].
Rein Stift 2 36.
Reinach Jak. Sigism. 342.
— Joh. 342.
— Karl 411 418 420 ff 430[5].
Reindlinger Franz 2 249.
Reiner 415.
Reinfried K. 163.
Reinkens Jos. 431.
Reipkens Heinr. 48[1].
Reisacker Ant. 2 514.
Reisenegger Ign. 2 410[5].
Reiser Adam 2 109.
Reitmayr Joach. 2 159.
Reitter Jos. 2 525.
Reitter (Reither) Paul 2 287[7] 293.
Rekollektionen 2 262 ff.
Remigius 2 318[1].
Rempen Joh. 96. 2 482 f.
Remy Joh. 2 375 f.
Rendel Jos. 2 32[3].
Rentsch Karl 436[2] 437[4].
Repetition der human. Studien 2 476.
Repressalien 46 111 126 151 171. 2 438 f.
Rescalli Franz 349[1] 353[1] 357[1] 393[2] —.
Reß Franz 4 f 61 f 132[2] 165 ff 218 221 339 358 386[3] 402 409 f 415 435 386[3] 402 409 f 415 425 430 447[1] 449 573. 2 4 27 78 102 109[3] 135[1] 141[3] 149 155[3] 210 f 214 235 240[2] 250 255 305 f 321 ff 326 f 330 337 ff 362 ff 387 414 f 417 f 474 ff 505 ff.
Reuman Gottfr. 142[2] 186[2].
Reusch 2 128[1].
Reuß 45.
Reuß Georg 2 548.
Reuter Joh. 65 67[4] 69[2]. 2 104.
Reyff Jos. 337[1].
Rezzonico Kard. 421 f.
Rheinbach 56.
Rheinberg 2 204[4].
Rheine 92.
Rheinfels 2 294.
Rheingau 130. 2 208 f.
Rheinzabern 2 207.
Rhelinger Franz 331[1].
Rhetorik siehe die einzelnen Kollegien.
Rhomberg Ign. 227[6] 234[2] 256[1] 317. 2 9 119[1] 244 446[6] 532 535.
Rhondorf 41.
Rhuen (Ruhen) 2 537[1].
Ricci Lorenzo 6 ff 224 240[2] 269 422 445 f 2 129[2] 275 442[6] 486 532.
Riccius Joh. 480[1].
Richter Ferd. 356. 2 442[6] 553. — W. 77[3]. 2 3.
Richterich 2 197.
Richthofen 2 504[4].
Rick Werner 94[1].
Riederer Matth. 385.
Ried 269.
Riedel (Ridl, Riedl, Ridel) Andr. 458[1].
Rieden Flor. 331[1].
Rieder Christoph 2 294[4].
— Gg. 2 238[4].
Riederer Peter 2 531.
Riedmiller Joh. 2 514.
Riedöschingen 304. 2 267 f.
Rieffel Jos. 2 23.
Rieger Christian 374[1] 396[1].
Rieger Kasp. 2 216 f.
Riegger 2 36.
Ries (Donau) 265.
Riese Franz 90[1].
Rieß Ludw. 2 560[3].
Rietzler 2 315.
Riezinger Kolom. 372[3] 394[2].
Riffelthaler 2 287 293 f.
Rinaldi Franz 90[1].
Rinck Fabeln 2 429[1].
Rinder 2 320.
Ring Joh. 119. 2 417[1].
Ringmüller Jos. 2 17.
Rireuschopff Joh. 458[1].
Ripalda 2 504[3].
Riser Joh. 324.
Riß 345.
Rissen Ferd. 22[2] 48[1] 52[1] 67[4] 87[2] 90[1].
Ritter Jos. 374[1].
Roberti Andr. 480[1].
Robert Urb. 137[1] 145[1] 166[2] 186[2].
Robinet 199 217[2]. 2 280.
Robustell Andr. 395[1].
Rochefort Prinz 203.
Rodeles 2 185[2].
Rodersdorf 327.
Rodes Kard. 2 404.
Röckl 2 352 ff.
Röhlingen (Ellwangen) 2 48 51.
Roermond 2 197.
Rösner 480.
Rössel 466 ff 2 313.
Röttgen Hilger 56.
Roggenburg (Rockenburg) 335. 2 230.
Rohan de, Kard., 198 ff.
Rohr 56 238.
Rolcke Christ. 436[2] 450[4] 453[3].
Roll Franz 325[2] 346[1].
Roller Jos. 425 435[2] 436[2] 447[1] 453[3].
Romanns Jak. 401[2].
Ronnersdorf 41.
Roos Domin. 205 210 ff 2 476.
Roppach Konr. 331[1] 346[1].
Rosa Eur. 2 444[2].
Rosé Meinrad 221 245[3] 332[3]. 2 386 ff.
Rosenheim 2 225 f.
Rosenkranz 80[1] 80[3].
Rosenthal Paul 2 17.
Rosenthaller Jak. 331[1].
Rosmann Leonh. 169.
Roßwang 288.
Rost Jul. 331[1].
Rostock 106.
Rotenhan von Marqu. 166 194 ff 2 510 f.
Rotfischer Greg. 278.
Rothammer W. 2 395 f.
Rothe 39.
Rothfischer Frz. 2 311[4] 403[1].
Rottenberg 2 216 f.
Rottenberger Phil. 131[1].
Rottenburg 286 ff.
Rottenmann 2 238.
Rottulen 92.
Rottweil 290 ff. 2 272.
Roys Franz 2 142.
Ruaeus 2 5.
Rudimenta historica 2 10 ff.
Rudolphi Ferd. 237[1].
Rue (Rota) 334. 2 331[2].
Rügen 115.
Rübel 2 75.
Ruestorff Jos. 259[1] 277[1] 281[4].
— Ludwig 222 264[2] 280[1] 310[1].
Rufach 203 209 ff.
Rufin Frz. X. 232[1] 256[1].
Ruhen 2 539[2].
Ruhmann Mor. 79[2].
Rulkirchen 2 215.
Rummel 2 427[4].
Ruoff Ant. 2 159 167 ff 299.
Rupp Joh. 173 182.
Rupperath Hermann 79[2].
Rustenfelde 137.
Ruysbeck Mdme 2 420 ff.
Rymsdick Ignaz 38[2] 49[1] 53[1].
Ryswicker Klausel 125.

Saarburg 2 202.
Saargemünd 204.
Saarwerden 204 f.

Sachsen 489 ff 2 321 ff.
Sack Friedr. 78 [2] 93 [2].
Sacken, Graf 2 337 [1].
Sadlo Christoph 450 [4].
Sagan 406 411 436.
Saget Joh. 214 [2].
Saigneleger 2 229.
Sailer Joh. Mich. 2 52 [3] 58 f 479 f 572.
Sailer Seb. 2 178 ff.
Sailern, Graf 221 f.
Sajnovics Joh. 513 f 2 135.
Salamon (Salomon) Kasp. 383 [4].
Salerni (Salerno) Joh. Bapt. 491 ff 2 341.
Salice Bern. 73 [1].
Salmansweil 2 123.
Salm, Fürst 2 427 [4].
— -Salm, Fürst 48 2 198 [4].
Salmünster 2 251.
Salzburg 111. 2 151 232 273.
Salzburger Emigration 109 111. 2 222 245 ff 433 f.
Salzman Melch. 332 [3].
Salzsteuer, gegen 2 389 f 408 [1].
Sambach 192 ff.
Samberg Herm. 83 [1] 93 [2].
Sambest 2 551.
Sammlungen, wissenschaftliche 2 358 f. die Kollegien.
Sammweber Nikod. 2 226.
Sandaeus Max 2 149.
Sandhoven 179.
Santa Cruz 2 541.
Santtoppen 467.
Sardagna Karl 2 124.
Sarmeda 2 140 [2].
Sartorius Balth. 163.
Sattelberger Heinr. 137 [1] 145 [1] 179 [1] 194 [2].
Saur Gg. 135 [2] 176 [1] 207 [1].
Saur Ignaz 94 [1].
— Jos. 119.
Sawicki Karl 476 [2].
Scalletari (Schalletari) Joseph 393 [1] 401 [2]. 2 307.
Scarlatti 2 421.
Schachner Ign. 395 [1].
Schachtebich 137.
Schäffler (Scheffler) Thom. 283.
Schätz Heinr. 430 [5].
Schaf Jos. 2 45 ff 358 [4].
Schaffgotsch, Bischof 405 ff 414 ff 426 f.
Schall Adam 2 157.
Schallenberger Ant. 256 [1].
Schallerer Wolfg. 2 159.
Schambogen Ernst 437 [4] 458 [1].
Schannat 2 107.
Scharff Mart. 478 [2].
Schaten Nicol. 2 106 [3].
Schatz Heinr. 435 [2] 436 [2] 437 [4] 441 [1].
Schauenburg Frz. 232 [1] 264 [2] 269 [3]. 2 280 282.
Schaumburg 80.
Schauroth 2 563 [1].
Schavoir Gg. 2 196 198.
Schedelich Georg 87 [2] 90 [1] 93 [2] 97 [1]. 2 105.
Scheffloe 273.
Scheffmacher Jak. 216 f 2 184.
Scheid Nik. 66 [3]. 2 82 [2].
Scheinfeld 128. 2 108 [2].
Schellbronn 164.
Schell Joh. 75 [3].
Schemnitz 2 135.
Schenckl Ant. 2 219.
Schenk von Stauffenberg, Joh. Franz, Fürstbischof 248.
Scherer Emil 2 38 [3] 140 [2] 559 [3].
— Franz 2 230.
— Heinr. 2 21 419 422.
Scherffer Karl 2 136 [1] 154 [5].
Scherffhausen Joh. 53 [1] 61 [2].
Scherlin Val. 289 [3].
Scherp, Frhr. 43.
Scherzingen 292.
Schez Mich. 395 [1].
Schez Pet. 397 [2]. 2 140 [2].
Schiffermüller 364.
Schilcher Franz 237 [1] 275 [3] 305 [1]. 2 355.
Schillersdorf 458.
Schindler Ign. 441 [1].
Schindler Nik. 2 525.
Schlabrendorff 409 428 433 f.
Schlanders 2 193.
Schlechtern Leop. 263 264 [2] 301 [2].
Schlehlein Konr. 176 [1] 194 [2].
Schleig J. P. 2 269 [2].
Schlesien 402 ff.
Schleswig 116 f 120.
Schlettstadt 158 181 197 207 ff 2 306.
Schluderbach Thadd. 458 [1].
Schlüsselfeld 192.
Schmal Theod. 73 [1].
Schmalzgrueber Franz 2 117 120 504.
Schmeltzer Franz 2 339 ff.
Schmid Alois 2 287 [7].
— Christoph 2 572.
— Franz 2 544.
— Ign. 337 [1].
— Jos. 289 [3] 310 [1].
— Mart. 2 506 543 ff.
Schmidel Thom. 453 [3].
Schmidl Joh. 2 149 f.
Schmidlehner Karl 2 542 [4].
Schmidt (Heidelberg) 174.
— (Schmitt) Engelb. 87 [2] 93 [2].
— Franz X. 395 [1].
— Ign. 395 [1].
— Theod. 261.
Schmitmann Pet. 22 [2] 71 [1] 87 [2] 90 [1] 97 [1]. 2 422.
Schmitz Leon 109 [4].
Schmutz 2 36.
Schnaittach 2 216 217.
Schnals 2 193.
Schnalsertal 2 236.
Schneide Joh. 2 275 [2].
Schneider Gaud. 114.
— Theod. 2 511.
Schneidler Joh. 200.
Schnellenbühl 213.
Schneller Jak. 335. 2 229.
Schober Leop. 395 [2]. 2 140 [2].
Schöll 2 556.
Schönaich Carolath 443 ff.
Schoenau 174.
Schönborn, Kardinal Damian 133 f 2 268.
Schönborn, Franz Erwin, Graf 133.
— Franz Georg, Kurfürst von Trier 2 267 [2].
— Friedr. Karl (Fürbischof v. Wrzbg.) 2 59 210 f.
Schönenberg (Ellwangen) 284.
Schöngau 2 50.
Scholastiker, Bildungsgang 128 f 2 476 ff.
Schole Friedrich 95 [1].
Scholl Fr. X. 49 [1].
— Herm. 2 103 [1].
Scholtz Joh. 436 [2].
— Karl 435 [2] 437 [4] 453 [3] 458 [1].
Schoppe 2 564 [3].
Schott 2 70.
Schram Gg. 279.
Schrank Franz 2 477.
Schree Wilh. 277 [1] 320 [2].
Schreiber Joh. 22 [2] 36 [1] 67 [4] 69 [2].
Schreiber Thom. 264 [2].
Schreiner Ign. 377.
Schreyer Jos. 281 [4].
Schrift, Heil. 2 69 111 ff 277 f.
Schrifttum 2 101 ff.
Schritzer Jos. 2 219.
Schrobenhausen 2 273.
Schröder A. 260 ff.
Schrörs Heinr. 2 419 f.
Schröter Ferd. 468 [2].
— Joh. 2 314.
Schrötter Konr. 468 [2].
Schroff, Baron 2 365 398 ff 401 ff 407 416 [6].
Schrohe 132 f.
Schuch Franz 289 [3] 320 [2].
Schücking Ch. 85.
Schüller 42 70 f 2 265 ff 312.
Schürz 358.
Schüttdorf 87 f.
Schütz Heinr. 2 40 ff 54 117.
— Jak. 135 [2] 137 [1] 194 [2].
Schuhmacher Heinr. 97 [1].
Schuhriemen 20.
Schulen und Studien 2 1 ff.
— Sorge für die Volksschulen 2 232 236.
Schulbücher 2 60 ff 76 ff.
Schulenberg Hillebr. 78 [2].
Schulden 90 94.
Schuldfrage 12.
Schumacher Gereon 29.
Schumacher Jos. 325 [2] 337 [1].
Schuselka 2 562 [1].
Schwab Joh. 128 166. 2 108 [2] 571.

Schwaben 236. 2 221.
Schwabhausen 286.
Schwäbisch Gmünd 285.
Schwaiger Dekan 2 219 221.
Schwaikhofer (Schwaighofer) Melchior 264[2] 313[1] 316[1].
Schwandorf 2 202.
Schwanenstadt 2 239.
Schwang Joh. 465[2].
Schwartz Ludw. 437[4].
— Markus 449[8].
Schwarzach 162. 2 224[2].
Schwarzenberg, Fürst 128.
Schwarz (Schwerz, Schwartz) Franz 135[2] 137[1] 158[1].
— Ign. 237[1] 286[2] 301[2] 325[2]. 331[1] 346[1]. 2 38 ff 142[3].
— Jos. 275[3] 289[3]. 2 538[2].
— Mart. 2 550 553[1].
— Sigm. 2 354[4].
Schweden 100 f 110 118.
Schweidnitz 406 411 436 ff.
Schweighauser Jos. 202[1] 207[1].
Schweiker Joh. 2 512.
Schweinheim 134.
Schweiz 320 ff 2 191 ff 229 ff.
Schwenck 2 288.
Schwend 2 326[3].
Schwennburg 121.
Schwerin 100 f 105 f 124 382.
Schwertlen 2 252.
Schwetzingen 114.
Schwerboich Heinr. 78[2] 83[1] 90[1] 93[2].
Schwitz (Schwyz) 2 193.
Seckau 348.
Sedelmayr Jak. 2 539 ff.
Seebold Heinr. 305[1].
Seedorff (Seedorf) Frz. 179[1]. 2 338[2] 362 ff 403.
Seeland 118 f.
Seelsorge 2 159 ff f. die einzelnen Niederlassungen.
Seeries (Seerics) Paul 2 327.
Segesser 2 506.
Segneri Paul jun. 495. 2 225.
— Paul senior 2 190.
Seidel Joh. 430[5] 453[3]
Seidl Joh. 2 87.
Seifried (Seyfried) Joh. 188. 2 59[3] 67 107.
Seinsheim 187. 2 406.
Sellhof 41.
Selzach 327.
Sembler Ambros 399[1] 401[2].
Semlin 2 292.
Sendling 2 185.
Senfftenberg 192.
Senfftl Jos. 277[1] 289[3].
Sengerin Renata 2 315 ff.
Sennerus Joh. 53[1] 75[3].
Sennyey Ladisl. 349[1].
Sepp Ant. junior 2 287 507.
— Ant. senior 2 507[2] 517 f.
Seßbach 192.
Sette Nikol. 2 333.
Settegast 2 75.
Settorf 102 f.
Seyboldsdorf 269.
Sibin Phil. 2 509 520 527 f.
Sickingen Edm. 264[2] 346[1].
Siebenbürgen 348.
Sieber Eug. 289.
Siegburg 2 198.
Siegen 66 73 ff 2 114.
Siegenburg 2 49.
Siemadzko 471.
Sieteski Joh. 478[2].
Sigismund, Fürsterzbischof v. Salzburg 2 249.
Sigl Thom. 450[4].
Simen Domh. 2 35 448[3].
Simerl Nikol. 2 368 401 417.
Simmern 125.
Simonie, gegen 2 411.
Simon Pet. 214[2].
Sinzendorf, Kard. 404 f 408 412.
Sittard 2 198[5].
Sitten 336 338 ff 2 193.
Slataper Luk. 398[4] 399[1] 401[2].
Smackers Barth. 215[1].
Smackers (Schmacker, Schmakkers, Schmacke, Schmakers) Theodor 344. 2 281[3] 369 ff.
Smarzewski Andr. 476[2].
Sobieski 490.
Socher Albert 383[4].
— Ant. 2 148.
— Jos. 372[1] 374[1].
Socrella Jak. 2 268 f.
Sodalitäten (Kongregationen) 2 272 ff f. die einz. Niederlassungen.
Soest 38.
Söldner Christ. 453[3].
Söll Jos. 2 287[7].
Soherr Balth. 154[1].
Solari Giorgio 2 230.
Soldaten 2, 283 ff.
— Exerzitien 2 266.
— Kongregation 2 274.
— Verkauf 2 12.
Solingen 42 ff.
Solothurn 283 326 ff 2 25.
Somborn 102 f.
Sonderburg 116 120.
Sonnenberg Bernh. 2 280.
— Jos. 2 514.
Sontheim (Heilbronn) 152.
Sonthofen 2 224[2].
Sophie, dänische Prinzess. 490.
Sophie, Kurf. v. Hann. 2 347 f.
Sophie Charlotte, Königin v. Preußen 2 347.
Sorba Ant. 398[4] 399[2].
Soyen 236.
Spada Nuntius 2 420.
Spalt 265.
Spanien, Gefängnisse 2 536 ff.
Spauer, Graf, Fürstbisch. v. Brixen 311.
Specht Gg. 137[1].
Specht Hieron. 437[4].
Spee 68 147 211. 2 315 318.
Speier 143 ff 2 208.
Spiele 21 29.
Spiga s. Steffani.
Spindler Jos. 374[1] 396[1].
Spitznagel Georg 231 f 234[2] 237[1] 269[3].
Splenyi Frz. 2 576.
Spöde Xaver 94[1].
Sponheim 2 207 f.
Sporeno Ant. 401[2]. 2 140[2].
Sporer 2 399.
Sprachlehre 2 21 81 f 98 f 121.
Spreng Jak. 253[1] 301[3].
Staatsverfassung 2 385.
Stade 101 104 107 109 f 120.
Stadion Franz Konr. 2 211.
Stadler Daniel 2 54 117 368 ff. 388[1] 389 395 ff.
— Gg. 2 506.
— Frz. Xav. 378[2].
— Joh. 259[1] 325[2] 332[3].
Stadtamhof 2 218.
Stadtprozelten 135.
Stadtsteinach 192.
Stadtworbis 137.
Städler Leop. 259[1] 286[2] 301[3] 325[2].
Stachelin Ernst 2 229.
Stände, Unterschied 2 465.
Stärzer Heinr. 372[3] 378[2].
Staffelstein 192.
Staindl Franz 357[1] 374[1] 393[1] 397[2]. 2 140[2].
— Joachim 383[4] 397[2] 2 140[2].
Stainer Euseb. 374[1] 398[4].
Stainer, Oberstleutn. 2 293.
Stainninger Jos. 372[3].
Standes-Exerzitien 2 260 ff.
Standesunterrichte bei den Missionen 2 253 ff.
Standeswahl falsche 2 161 f 179 255.
Stang Franz 137[1].
Starhemberg Feldm. 2 157.
Starzer Heinr. 357[1].
Statistik 3 f. die einz. Niederlassungen.
Stattler Benedikt 327. 2 51 ff
Staudacher Nikol. 176 f 179[1] 269[3]. 2 359 ff.
Staudenraus 2 352.
Staudinger Adam 137[1] 145[1] 186[2] 194[2].
Stauffert Ign. 2 390.
Stautinger Ign. 2 287[7] 293.
— Mart. 2 218.
Steffani Ag., Bisch. v. Spiga 102 ff 511. 2 349 f.
Steffanio Fr. X. 399[1].
Stegmandorf 461.
Stegman Ignaz 97[1].
Steichele-Schröder 260.
Steidl Jos. 337[1].
Steigmiller Ernst 2 526.
Steinbach 163.
Steinberger 2 225.
Steindl 386.
Steiner Joh. Mich. 292.
Steinering 236.
Steinfurt 88.
Steinhardt Frz. 264[2] 275[3] 332[3]. 2 125[1].

Steinhaus Jos. 2 509.
Steinheim 252.
Steinmeyer Ferd. 2 511.
Steltwang 260.
Stengel 2 366[2].
Stenbock (Steenbock) 110 477.
Stenngloe 273.
Steutrup Ant. 41[3] 48[1].
Stephan 2 293.
Stephansberg 192.
Stepling 2 135[1] 136[1].
Sternwarten 24. 2 135 f s. Mathematik und die größeren Kollegien.
Sterzinger Frz. Xav. 281[4].
Sterzinger Jak. 2 504.
Steßl Jak. 510.
Steuern, gegen übertriebene 370. 2 388 f 394 407 f.
Steyerer (Steyrer, Steurer) Ant. 2 133 326.
Steyr 383.
Stiber Ign. 145[1].
Stiftungen 59 s. Missionen.
Stillen der Kinder 2 166 172.
Stinglhaim (Stinglheim) Wilhelm 227[6] 232[1] 234[2] 245[3] 269[3] 280[1] 316[1] 321. 2 194 219.
Stiwar Franz 435[2].
Stock Simon 2 35 f 448[3].
Stockenbrandt Joh. 95[1].
Stockholm 100 f 119 122 ff.
Stöber Ben. 2 481.
Stöcken Karl v. (Burchardius) 105 f 2 410 416.
Stöcklein Jos. 372[1] 380. 2 155 ff 163 539[2].
Stößl Jak. 437[4].
Stöttlinger Matthias 227[6] 232[1] 245[3]. 2 5[7] 129[2].
Stollhofen 163.
Stoltz Heinr. 437[4].
Stoltzen Phil. 53[1] 76[3].
Stolzen 251.
Stopacher Sebast. 377.
Storchenau Sigism. 2 134 154[5] 576.
Strachwitz Weihbischof 418 ff.
Stralano Paul 435[2] 449[8] 453[3].
Stralsund 105 f.
Strasoldo Raym. Ant., Fürstbischof v. Eichst. 266. 2 578.
Straßburg 198 ff 2 207 209 261.
Straßer Melch. 2 525 538 f.
Straub Georg 142[2].
Straubing 280 ff 2 220 246 276 500 577.
Strauch Franz 36[1] 41[6] 46[4] 52[1] 67[4] 68[2].
Streer Norb. 447[1].
Streicher Mich. 2 506.
Streit Ant. 452.
Streit Frz. 450[4] 506.
Streitt Peter 142[2] 162[3].
Strickling Dr. 90.
Strobach Joh. 437[4].
Strobl Pet. 145[1].
Strom Franz 2 353.
Stromair Balth. 237[1].
Strunck Mich. 2 106.
Strube 171[3].
Stryensky Gräfin 2 363.
Studena Joh. 398[4].
Studenten, arme Fürsorge 2 306 ff.
— Leben 85 f 210 f 337 f 2 81 ff.
Studien 2, 2 ff 476 ff.
Stuhlweißenburg 2 214.
Stuir Gottfr. 36[1].
Stumpf Kil. 2 157.
Stumpf Mich. 132[2] 166[4] 186[2] 189[1]. 2 208.
Stupan, von 2 37.
Stupfferich 129 164 195.
Sturm Joh. 313[1].
Sturmfeder 158.
Sturmhübel 2 313 f.
Styrum, Graf Karl Jos. 44.
Sultz 201.
Sulzbach 2 219.
Sulzer 84.
Summavilla Sim. 398[4] 399[1].
Sunnegl Emmerich 449[8].
Surat Jos. 325[2].
Sußmann Adam 158[1].
Sutor Sebast. 245[3] 286[2] 292[2].
Suttner 265. 2 125[1] 569[2].
Swieten Gerh. van 307. 2 2 32 ff 451 f.
Swinarski Stephan 476[2].
Swirczynski Ant. 479[1].
Szaniawski, Bischof 476.
Szegedin 2 292.
Szembek 463.
Szentmartonyi Ign. 2 549 553[1].
Szerdahely 2 140[2].
Szluha 2 549.
Szoereni 2 140[2].

Taczanowski Raph. 480[1].
Talhamer Ant. 264[2] 269[3] 277[1].
Tamburini 3 ff 26 113[2] 146 ff 195 ff 218 254 300 347 432 495 502 507 510. 2 78 155[3] 194 199 ff 202 205 206[3] 246 f 258 272 ff 322 329[1] 342[1] 346 ff 360[3] 370 372 ff 474 ff 505 532 ff.
Tanner 2 318.
Tantzer Seb. 435[2].
Tanucci 2 449.
Tanzmut 2 223 f.
Tapiau 470.
Tarnowitz 406 451.
Tasch Jos. 237[1] 275[3] 277[1] 281[4] 313[1]. 2 275.
Tauernbezirk 2 238.
Taufkirchen, Freifrau 2 345.
Taupe Karl 2 140.
Tausch Christoph 432 f,
— Franz Borg. 2 442[6] 462 ff.
Tedeschi Jos. 399[1] 401[2].
Tegelen b. Venlo 2 204[4].
Tegenbrunn (Kärnten) 2 163.
Telgte 2 105.
Temberski Andr. 480[1].
Tencin Kard. 2 399[1].
Tennai Joh. 60[1].
Terlecki Kasim. 468[2].
Termanini Thom. 10 14.
Tertiat 2 480 f.
Teschen 458.
Tessin 101.
Thalberg (Rohrbach) 390.
Thalhamer Ant. 281[4].
Thalheimb Sigm. 39[1].
Thalhofer Franz 2 185 ff.
Theater 2 70 ff s. die einzelnen Kollegien.
Theissen Ign. 503 507.
Theodor Eustach, Kfst. v. Pfalz.-Sulzb. 2 225[1].
— Herz. i. Bay. 2 376.
Theologie, scholastische 2 67 123 f 478 f, s. die größeren Kollegien.
Theresia Kunigunde, Kurfürst. v. Bayern 2 369 ff.
Theresianum (Wien) 358 ff 2 137 f.
Therwil 2 229.
Thevenot Jak. 214[2].
Thierbeck Ign. 253[1] 272 275[3] 281[4].
Thiroux Steph. 214[2].
Thoma Ant. 2 157.
Thoman Moriz 2 551 ff.
Thomas Jos. 193.
— Mich. 437[4] 449[8].
Thomasius 2 44 124 142[3] 318[1].
Thonhauser Theoph. 349[1] 353[1] 374[1] 378[2]. 2 30 140[2] 485.
Thor Max 2 216[2] 217[2].
Thorn 109 479 ff 2 562.
Thronecken (Hochwald) 2 497.
Thüringen 2 214.
Thullner Joh. 349[1] 353[1] 372[1] 2 26 155[3] 484 487.
Thun, Graf 222. 2 245 f.
— Romed 310[1] 316[1].
Thurn u. Taxis 2 110 566.
Thyraeus 2 317.
Tieffenthaler Jos. 2 508[1].
Tillessen Joh. Wilh. 59.
Tillich Franz 2 522.
Tillot, du 2 449.
Tilly, Marqu. 2 363.
Tilsit 462 471 474.
Timmerscheid Joh. 95[1].
Timoni G. 2 275.
Tirnberger 385.
Tirheim 2 456.
Tirode 301.
Tirol 305 ff 2 193 221 232 ff 250.
Tirschenreuth (Obpf.) 2 147.
Titelsucht 2 95 f.
Titz Jos. 436[2].
Todesangst-Bruderschaft s. die einzeln. Niederlassungen.

Töllen Georg 79[2].
Tölz 2 226.
Tönis St. 2 204[4].
Tönnemann Christoph 78[2] 82[1].
— Veit Georg 300. 2 27 284 ff 306 432 ff 455 f 565.
Toepfl Franz 2 398[1] 566.
Toleranz, Kath. 2 163 361.
Tolpeit 2 525.
Tolsdorf 461.
Tombe Paul 333.
Tomsin Froben. Ferd. 2 268.
Tonauer Gg. 259[1] 313[1] 316[1] 320[2].
Tondern 120.
Torrente Paul Moriz 338.
Torresan Jos. 313[1].
Tournemine 2 52 108[2] 397.
Tragstein Frz. 441[1] 449[8].
Trapp Jos. 269[3] 281[4] 310[1] 313[1].
Trarbach Frz. 2 521 f.
— Matth. 73.
Traunkirchen 374 f 2 246.
Trautson, Erzbischof 2 142.
Traxbach Matth. 73.
Trebbels Joh. 476.
Trestendorff Leop. 277[1].
Treyling 2 46.
Trient 313 ff 2 49 194 232.
Trier 33 48 f 57 63 ff 74 76 109. 2 71 ff 202 ff 265 267 269[6] 497 578.
Triest 348 397 ff.
Triffenstein 189.
Trinksitten 21 f 2 484 ff.
Trofaiach (Leoben) 393.
Troilo Karl 407[4] 416 430[5] 453[3] 458[1]. 2 418.
Troppau 457 f.
Truffin Franz 325[2] 331[1].
Trutson 119.
Trzebicki Nik. 468[2].
Tschabuschnigg Jos. 383[4].
Tschaggnus 319.
Tschupick Joh. Nep. 2 469 ff 553.
Tuba magna 2 564 f.
Türck 2 525.
Türkei, gefangene Christen 2 306 f.
Türkheim 2 504[3].
Tussens Karl 2 442[6].

Ueberacker Jos. 2 506.
Ueberlastung der Professoren und Prediger 18.
Ueblacker Christoph 2 119[1].
Uffenbach Zachar. 2 350 f.
Ulenberg 2 21.
Ulrich Phil. Adam 2 208 214.
Ulrici 454.
Unertl 2 498.
Ungarn 348 ff 2 214 292.
Unger 2 550 553[1].
Unglert Jak. 227[6] 232[1] 283 286[2] 320[2]. 2 434.
Unterkirchen 285.
Unterrichter Jos. 2 51[4].
Untersteier 2 237.
Untertanen, Sorge für 2 391 394 463 f.
Unterzell (Würzburg) 2 315 ff.
Urban VIII. 2 283.
Urfahrer 2 521.
Ursanne 2 229.
Ursel 2 208.
Ursino 2 516[2].
Urteile über die Jes. 2 557 ff.
Usleber Paul 143 145[1] 170 175. 2 75.

Valerian 2 564[3].
Vallée, de la Heinr. 214[2].
Vallender Melchior 66.
Valori, Marquis 2 338[4].
Valsz (Deutsch-Krone) 461.
Valtiner Gg. 2 359.
Valvasor Wolfg. 374[1] 393[1] 397[2].
Vanossi Ant. 349[1] 353[1] 386[3].
Varge Georg Ant. 214[2].
Vaterlandsliebe 2 82 f 98 ff 156 f.
Veeren Herm. 48[1].
Veicht Leop. 378[2].
Veigl Fr. X. 395[1]. 2 545 549[2].
Veilegger Jos. 237[1].
Veil Karl 2 410[5].
Veit St. (Goldeck) 2 248.
Velburg 2 203.
Veldburg 2 224[2].
Velhorn Joh. Leonh. 2 216.
Venedien Heinr. 2 159 173 f.
Verbiest Ferd. 2 157.
Verden 107.
Verflassen Wilh. 109[4].
Verfluchung der Eltern, Fabel 2 183.
Verfolgung 8 ff.
Vergiftungsfabeln 2 561.
Verleumdungen geg. d. Jes. 22 34 f 2 558 ff.
Vervaux 2 400.
Verwaltung der Güter 2 491 f.
Vest Franz 305[1] 332[3] 2 417.
Vicecomes s. Visconti.
Viechtach 2 224[2].
Viel Karl 237[1].
Villerbeck 92.
Vilshofen 2 219 221 224[2].
Vintler Joh. 301[3].
Visconti Ignaz 5 405 ff 415. 2 3 27[3] 31 270 275[1]. 2 476 541.
— (Nunt.) 2 445.
Visintheimer Rom. 316[1].
Vitelleschi 2 567.
Vith S. 31.
Viviaco Joh. 337[1].
Vögelin Ign. 207[1].
Völkermarkt (Kärnten) 2 143.
Vogel Jak. 2 140[2].
— Karl 416.
— Mathaeus 2 111 140[2] 186 f 281[3] 563.
Vogler Bened. 289[3].
— Gg. 2 300[3].
— Konr. 246 253[1] 310[1].
Vogl Franz 2 438.
— Herk. 2 362.
— Jak. 356. 2 442[6].
Voglmayr Franz 353[1] 357[1] 393[1].
Vogt Nikol. 2 25 580.
Voit Dr. 192.
— Edm. 127[1] 129 f 132[2] 189[1]. 2 67.
Volckenstein Gg. 137[1] 142[2] 186[2].
Volksgesang deutscher 2 253 276.
Volksmissionen 2 190 ff.
Volksnöte 2 99 ff.
Vols Ernst 378[2].
Vonderborck (Vonderborch) Friedr. 2 287 293.
Vonderweid (Vonderwaydt) Alex. 332[3].
Vorarlberg 316 ff 2 231.
Vorau 2 238.
Vorster Ant. 372[3].
Vota Moriz 490 500 ff 511. 2 321.
Vrints 100.
Vulter Franz 430[5] 437[4].

Wachtendonk, Baron 2 364.
Wackerbarth, Graf 505 2 323 327 337.
Wackenheim 2 573.
Waenberger Abrah. 286[2].
Wagegg Ant. 378[2] 394[2].
Wagemann Ludw. 331[1].
Wagner Andr. 476[2].
— Franz 352[4] 358 f 2 5[8] 6 f 15 18 20 27 29 f 143 f 302 311 427[1] 430[2].
— Ign. 237[1] 286[2] 305[1] 331[1].
— Sim. 275[3].
Wahl Christoph 2 5[7].
— Matth. Jak. 2 14.
Waibl Andr. 227 232[1] 2 354[4] 370 423 503 f 517.
Waisen, Sorge für 2 467.
— Häuser 2 304 f.
Wait Paul 2 525.
Walcher Jos. 2 132.
Wald 44.
Waldeck 38 81.
Walderdorf 2 578[1] 580.
Walderdorff von, Joh. Philipp (Kurfürst) 2 72.
Waldheim Karl 436[2].
Waldmichelbach 2 215.
Waldmission 2 213.
Waldner Jos. 2 280.
Waldniel 2 204[4].
Waldschacher (Waldsacher) Gg. 378[2].

Waldtner (Walter, Waldner) Franz 2 380 ff.
Walenberg 96.
Wallenberger Abrah. 277[1] 313[1].
Wallfahrten, Mißbrauch 2 162 f.
Wallis 335 ff 2 193 230.
Wallpach Pet. 2 287.
Wallraf Ferd. 30 f.
Walluff 2 110.
Walt (Waldt) Joh. 441[1].
Walter Viktor 2 579 ff.
Walthauser Ferd. 2 427.
Wangen 2 144 f.
Wanner Frz. 346[1].
Warburg (Westf.) 2 163.
Warendorf 87.
Wartenberg 406 436 467.
Weber Beda 2 234.
— Bernh. 2 323.
— Karl v. 2 336.
— Michael, P. 2 209.
— Theod. 127[1] 132[2] 176[1] 2 67 210 572.
Weck Dom. 275[3] 325[2] 2 352 424.
Wedekind Libor. 202[1].
Weech, Fr. v. 159 f.
Wegberg 204[4].
Wegele 2 141[4].
Weger Fr. Jos. 2 440.
Weggenthal 289.
Wegner 471.
Wehofer 2 441 f.
Wehlau 470.
Weiberg 82.
Weichmann Domin. 83[1] 87[2] 93[2].
Weidenau 75.
Weidenkranz Joh. Nep. 52[1] 60[1] 71[1].
Weidert Franz 2 421 f.
Weidinger Gottfr. 435[2] 441[1] 449[8] 453[3] 458.
Weier 74.
Weihenstephan 238.
Weihnacht Matth. 406 f 435[2].
Weithard Ign. 2 440.
Weil 38 f.
Weilen 2 79 f 82[1].
Weiman Balth. 36[1] 38[2] 41[3] 67[4]. 2 349.
Weimer Georg 217[1].
— Hub. 71[1] 83[1].
— Jak. 73[1] 74.
Wein-Verbrauch 390.
— Verkauf 21 59.
Weinbach Dr. 250 f.
Weingartner 2 514.
Weinperger Alb. 2 390 413[1].
Weinrich Val. 142[2].
Weisenau 133.
Weiskirchen 2 202.
Weißenburg 2 207.
— Kornel. 53[1].
Weiß 2 136[1] 154[5].
Weisweiler Heinr. 18 ff 32 36[1]. 2 104 f.
Weitenauer Ign. VII f 2 21 ff 26 77 79 84 117 120 ff 147 159 171.
Weiz 2 36.
Welden Jos. 232[1] 259[1] 264[2] 305[1] 313[1] 332[3] 346[1].
Wellendingen 292.
Welt-Bott 2 155 ff.
Wendel St. 2 202.
Wendt von 68.
Wenemann Gerh. 78[2].
Wenge von 96.
Wennecker Ant. 79[2].
Wenner Jak. 353[1] 386 393[1].
Wentzl (Wenzel) Joh. 453[3].
Wenzl Franz 430[5] 431 f.
Werenko Thadd. 278.
Werffer Kasp. 395[1].
Werle Thom. 2 505[3].
Wernberg (Oberpf.) 2 294[4].
Werne 90 92.
Werner 2 564[2].
Werra Bened. 337[1].
Wesseling Herm. 22[2] 78[2] 82[1] 87[2].
Wessenberg, Frh., jun. 2 334.
Wessenberg, Frh., sen. 2 333 ff.
Westenberger (Westerberger) Heinr. 135[2].
Westenrieder Lor. 2 2 f 43 271[3] 406[5].
Westerwald 76.
Westhaus Johann 22[2] 93[2] 97[1]. 2 347.
Wetteringen 92.
Wetterkunde 2 130 f.
Wetzlar 146 ff 2 88 ff 208.
Wex 2 119.
Weyda 2 340.
Weyer 164.
Weymer Hub. 57[3]. 2 205 f.
Wibmer Friedr. 353[1] 374[1].
Wiburg 122.
Wickede Jak. 79[2].
Widenman Christoph 289[3] 346[1].
Wider Matth. 331[1].
Widmann, Baron 2 14 366 402 ff.
— Ferdin. 429[1].
Widmer Friedr. 357[1].
Wiedenhofer (Widenhoffer) Fr. Xav. 2 67 69 75 107[2] 111 f 187 f 211 214.
Wien 348 ff 390. 2 12 25 ff 75 135[1] 141 194 238 304 307 359 426 ff 495[2] 553 574 578.
Wiener Neustadt 371 f 2 166.
Wierus 2 318[1].
Wiesensteig 2 220.
Wiesner Franz 2 70[3].
— Gg. 2 111[3].
Wiestner Jakob 2 120.
Wietrowsky (Wictrowsky) Max 510 513.
Wildenberg (Bayern) 2 47.
Wildpret Ankauf 274 f.
Wildschaden, gegen 2 391.
Wilhelm V. (Hadamar) 71 f.
Wilhelm Hyacinth 71 74.
Wilhelm Joh. 2 511[2].
Wilhelmi Joh. 2 75.
— Jos. 2 521 f.
Wille Alex. 2 281.
Willebadessen 2 106.
Willeman Phil. 135[2] 158[1].
Willemin Otto 22[1] 41[3] 90[1].
Willerme Joh. Ludw. 217[2].
Willermin Joh. 176[1] 209[2].
Willi 2 345.
Willich Jos. 473 f.
Wilmer Friedr. 378[2].
Wilse 121.
Winckelmann 398. 2 324 ff.
Winckler Franz 372[1].
— Leop. 264[2] 277[1] 292[2] 313[1].
— Wolfg. 372[3].
Windisch Ign. 154.
Windischgrätz, Graf 2 342[1].
Wingerode 139 f.
Winkelhofer Sebast. 2 479 f.
Winkhler Jos. 2 258.
Winkl 256.
Winkler 455.
Winter Ant. 2 173.
— Gg. 2 508 514.
Winterberg (Westf.) 102.
Wipperen Pet. 79.
Wipperfürth 2 198.
Wirle Joh. Bapt. 269[3] 277[1] 281[4] 337[1]. 2 292.
Wirte, Schuldigkeiten 2 255.
Wirtz Joh. 36[1] 52[1] 67[4] 68[2] 71[1].
Wiser Ant. 2 241.
Wismar 105.
Wismiller Gg. 357[1] 374[1] 397[2].
Wisseling Georg 48.
Wittner 2 525.
Wiwersheim 201 ff.
Wiz Jos. 2 287.
Wöbern Jos. 372[1].
Wöler Franz 78[2].
Wörl Thom. 2 506.
Woker 103[3] f.
Wolbeck 2 105.
Wolckra Max 2 370[2].
Wolfach 374.
Wolf Christ. 2 44 124 399 407.
Wolfegg 305. 2 224[2] 258.
Wolfenbüttel 100 2 348.
Wolff Adam 186[2].
— Franz 2 548 550.
— Joh. 36[1].
— Pet. 202[1] 207[1] 209[2].
Wolffskeel Frhr. 56.
Wolfwisen Franz 2 524.
Wolkenau 194[2].
Wolkenstein Ignaz 145.
Wollenberger Christ. 132[2].
Wolski Joh. 480[1].
Wolter 2 54[2] 406.
Woxheim 201.
Wondlich Fr. X. 277[1] 281[4].
Worms 154 ff 195. 2 202.
Wornatsch 449[1].
Woyciechowski Joh. 479[1].
Wratislaw, Graf 481 483 f.

Wrede Ign. 2 295.
Wroblewski Ant. 478 [2].
Wünneberg (Paderborn) 2 105.
Wünschelburg 452.
Würzburg 187 ff 2 59 ff 75 111 [3] 212 315 ff.
Wunderlich Friedr. 158 [1].
Wurmbrandt, Graf 514.
Wurz Ign. 2 17 25 37 132 153 166 f 184 f 576.
Wygonowski Joh. 477 [1].
Wymar Hieron. 22 [2] 36 [1] 46 [1] 71 [1].
Wyrich (Wirich, Wyrik) Ambros 41 [3] 48 [1] 52 [1] 57 [3] 83 [1].

Xanten 48 f 2 294.
Xaverius Andacht 2 281.
Xaver, Prinz von Sachsen, 2 330 f.
Xenien 2 276 ff.
Ximenes 2 136 [1].

Zablocki Theophil. 465 [2].
Zaccaria 2 398 [2].
Zallinger Franz 2 58.
— Jak. 2 125.
Zaluski 463 471.
Zanchi Jos. 353 [1] 374 [1] 393 [1] 397 [2] 401 [2].
Zanetti v. Ant. Jos. 383.
Zanna Sim. 253 [1].
Zasiecki Stan. 479 [1].
Zech Friedr. 2 516 520.
— Mich. 2 117 ff 248 [3] 269.
Zedlitz 420 461.
Zehmer Karl v. 462.
Zeil 192.
Zeiler Kasp. 2 343 [2].
Zeitschriften 2 150 ff.
Zell 2 247 249.
Zenegg Christoph 2 163 430.
Zentzheim 74.
Zeplichal 411 f.
Zerneke 480.
Zetl Paul 253 [1] 277 [1] 313.
Zetlacher Paul 349 [1] 353 [1] 394 [2] 395 [1].
Zeugnisse für die Jesuiten 2 569 ff s. die einzelnen Kollegien.
Zeyl (Würzburg) 2 210.
Ziegler Ant. 249 280 [1] 301 [3] 310 [1] 313 [1].
— Ferd. 305 [1].
Zier Christian 372 [1] 394 [2].
Zierndorff Ant. 374 [1].
Zillerberg Heinr. 280 [1].
Zillertaler Mission 2 249.
Zillich 2 75.
Zimmermann Heinr. 76 [2].
— Jos. 328 ff 2 25 58 84.
Zimmern 292.
Zinck Ludwig 153 154 [1] 2 215.
— Wild. 137 [1] 186 [2] 189 [1].
Zinnenberg Joh. 264 [2] 305 [1] 2 275.
Zinten 470.
Zinzendorf, Graf, 2 345.
Zölestin, Abt 320.
Zoepfl, Friedr. 256 f 2 494.
Zornheim 2 573.
Zuchthäuser, Mission 2 212.
Zuckmantel von 2 363 f.
Zündorf 2 206.
Zürich 2 231.
Zug 2 193 f 252.
Zumdam Ign. 158 [1].
Zumkley Kasp. 84 [3] 2 19.
— Wilh. 2 510.
Zunhamer Gg. 357 [1] 372 [3].
Zurmillen (Zurmühlen Bernh.) 2 520.
Zurmühlen Jak. 82 [1] 83 [1] 87 [2] 97 [1] 2 174 f.
— Phil. 48 [1] 90 [1].
Zusmalten 2 146.
Zusmarshausen 253. 2 123 203 224 [2].
Zwicker Jul. 430 [5] 441 [1] 507.
Zwinger Jos. 253 [1] 325 [2].
Zychlinski Alex. 479 [1].
Zywiecki 476 [2].

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in München-Regensburg

Der dritte Band dieses Werkes erschien 1921 in unserem Verlage und ist noch vorrätig zum Preise von Mk. 15.— brosch. und Mk. 25.— gebunden.

Urteile über den 3. Band:

... „Nach langen, umfangreichen, mit aller wissenschaftlichen Sorgfalt und kritischen Vorsicht durchgeführten Vorarbeiten ließ Duhr 1907 den ersten Band seiner „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge" erscheinen (XVI, 876 Seiten), der das 16. Jahrhundert umfaßte. Der zweite sollte der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewidmet sein; für ihn hatte die Durchforschung der Quellen wertvolles Material in solcher Fülle zutage gefördert, daß der reiche Stoff auf zwei Bände (erschienen 1913: XVIII, 703 S. und X, 786 S.) verteilt werden mußte. Die Kritik widmete dem Werke Worte voller Anerkennung; die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaften" 33, 1910 (1912), II, S. 376 nannten es: „die erste brauchbare, geradezu hervorragende Gesamtdarstellung der Jesuiten Deutschlands". Und als nun die Zeitverhältnisse sich für die Wissenschaft immer ungünstiger gestalteten und die Drucklegung zahlreicher Werke, von denen die Wissenschaft eine wertvolle Bereicherung erhoffen durfte, unterbleiben mußte, da erhob sich auch die bange Frage, wie es wohl um die Fortsetzung und womöglich auch Beendung der Duhrschen Jesuitengeschichte bestellt sei, die sich immer mehr als ein unentbehrliches literarisches Hilfsmittel erwiesen hatte, nicht zuletzt auch für den, der auf dem Gebiet der Erziehungs- und Schulgeschichte arbeitete und forschte. Der Verfasser hatte das Quellenstudium planmäßig und unermüdet fortgesetzt; das Manuskript war dem Abschluß nahe: aber der bisherige Verleger, Herder in Freiburg i. B., glaubte das Risiko des Druckes nicht übernehmen zu können. Da trat die Regensburger Manz-Gesellschaft in die Bresche, und ihr ist es zu danken, daß jetzt der Band, der die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts umfaßt, fertig vorliegt. Auf den Bilderschmuck, der den früheren Bänden einen besonderen Wert verlieh, hat man freilich verzichten müssen; aber auch so liegt Grund genug vor, dem Verleger für seinen Opfermut und seinen geradezu vorbildlichen Optimismus aufrichtig zu danken... Wenn so schon der, der in erster Linie von schulgeschichtlichen Interessen aus an das Werk herantritt, sich Duhr für seine überaus wertvolle Veröffentlichung zu lebhaftem Dank verpflichtet fühlen wird, so verdient es doch auch darüber hinaus vollste Beachtung. Möge dem Verfasser die Kraft bleiben, sein Lebenswerk zu einem glücklichen Ende zu führen, und mögen auch noch schlimmere Zeiten, als wir sie jetzt durchleben, den Verlag von seiner opferwilligen Gesinnung nicht abbringen. Nicht zuletzt werden ihm die, die sich um die Erforschung der deutschen Erziehungs- und Schulgeschichte bemühen, aufrichtigen Dank wissen."

Prof. Wilhelm Kahl (Köln)

Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 10, 128 ff.

... „So hat Duhr ein anschauliches und fesselndes Bild von der reichen und umfassenden Tätigkeit der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entworfen, gestützt auf eine allseitige Benutzung der Quellen. Ein überaus reichhaltiges Material, gedrucktes wie ungedrucktes, ist verarbeitet worden. Als ungedruckte Quellen haben in erster Linie die Archive des Ordens selbst gedient, besonders die für die ganze Zeit vorhandenen Briefe der Generäle. Daß Duhr sich aufs ernstlichste bemüht, objektiv zu sein, weiß man aus den beiden ersten Bänden, zeigt auch schon die hier gegebene Uebersicht, er hält mit dem Tadel nicht zurück, wo Tadelnswertes sich findet. Die Darstellung ist ruhig und sachlich erzählend. Dieser dritte Band reiht sich würdig und ebenmäßig den beiden ersten an, die von

der Kritik überall die beste Beurteilung gefunden haben, und ist eine der wertvollsten Bereicherungen der deutschen Kirchengeschichte in der behandelten Zeit. Leider konnte infolge der Zeitumstände die Ausstattung der beiden ersten Bände nicht beibehalten werden."

Dr. H. Wurm.
Wissensch. Beilage der „Germania" 1922 Nr. 1.

„La Revue d'Histoire Ecclesiastique a donné, en 1908, du premier tome de cet ouvrage, une appréciation des plus élogieuses: Information abondante, critique, iudicieuse, exactitude scrupuleuse et loyauté scientifique au dessus de tout soupçon: ce sont là, certes, des qualités maitresses dans une oeuvre historique, d'autant plus qu'il s'agit d'un ouvrage du à un membre de la Compagnie même. Les tomes II et III, qui complètent harmonieusement une oeuvre de haute envergure et de grand mérite, sont, a tous points de vue, dignes de leur devancier . . . Cet ouvrage constitue une contribution remarquable à l'histoire de la civilisation. S'il honore son auteur, il glorifie aussi la grande Compagnie: les belles institutions gagnent à être connues de près."

L. Van Eynde
Revue d'Histoire Ecclesiastique XVIII S. 540 ff.

. . . „Among these, specialists of many kinds will find abundant matter of whatever type most appeals to them. Educationists will turn to the chapters that deal with the methods and experiences of the German Jesuit teachers in their various colleges and schools. Bookish people will dwell on the history of authorship, censorship and publication. Remote lands and adventurous travel are recalled in the tales of missionary enterprise. Courts and rulers defile before us in the long sections on Court-confessors. Whit histories of war, famine and plague come strange records of suffering and endurance, of courage, beneficence and self-sacrifice. The weirdly sensational, with touches of grim humour, lurks in the perhaps most notable chapter of the whole book that which deals with magic, diabolism, ghosts, possessions and witchcraft . . . With these few instances from the mere fringe of a large and engrossing subject we must leave Fr. Duhr's chapter dealing terewith-and at the same time the rest of Fr. Duhr's vast and multifarious book. The greater number of his topics we have barely mentioned. It may be safely said that there is none of them wherein matter of real interest is not to be found." . . .

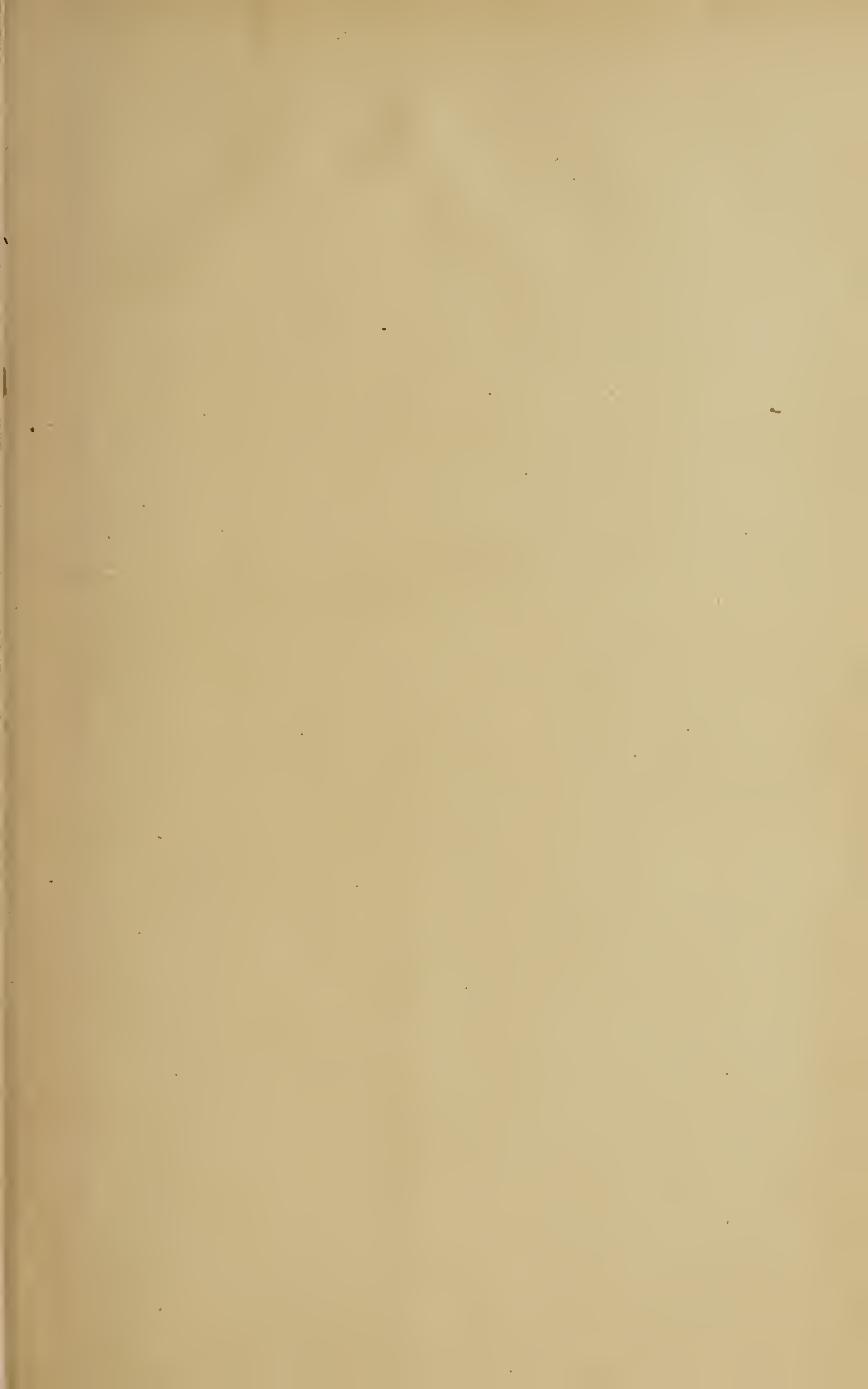
N. Whittaker, M. A.
Studies An Irish Quaterly Review December 1921 S. 607—620.

. . . „Es ist ein lichtvoller Ausschnitt aus einer dunklen Zeit, den uns P. Bernhard Duhr im dritten diese Epoche behandelnden Band seiner ‚Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge' eröffnet . . . Das Lob, das den früheren Bänden **dieses monumentalen Werkes** gespendet wurde (vergl. Hochland 1917, 312—329), gilt auch von diesem; wir treffen auch hier die gleiche Gründlichkeit, die gleiche zuverlässige Dokumentierung und das gleiche sichere und besonnene Urteil, die gleiche klare, aller Phrase bare Sprache."

Prof. Luzian Pfleger (Straßburg)
Hochland Nov. 1921 S. 240 f.

„Das **monumentale**, in Gesamtleistung und Ergebnissen bisher vielleicht zu **wenig gewürdigte Werk** des Jesuiten B. Duhr über die Geschichte seines Ordens in den Ländern deutscher Zunge fand im Berichtjahre (1921) seine Fortsetzung, die der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gilt. Das umfangreiche Werk verarbeitet ein ungeheures, zumeist aus den Archiven des Ordens stammendes Material von großem kirchen- und kulturgeschichtlichen Interesse in gefälliger Darstellung und in ernstem ruhigen Tone, der die Lektüre des Werkes auch den Andersdenkenden anziehend macht."

Dr. Viktor Loewe
Jahresberichte der deutschen Geschichte
Jahrgang 1921 (Breslau 1923) S. 127




BOSTON COLLEGE
3 9031 01678798 8

